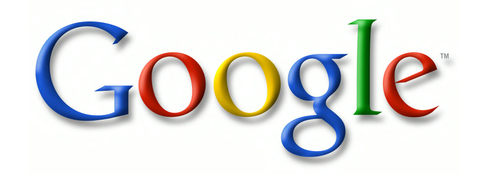
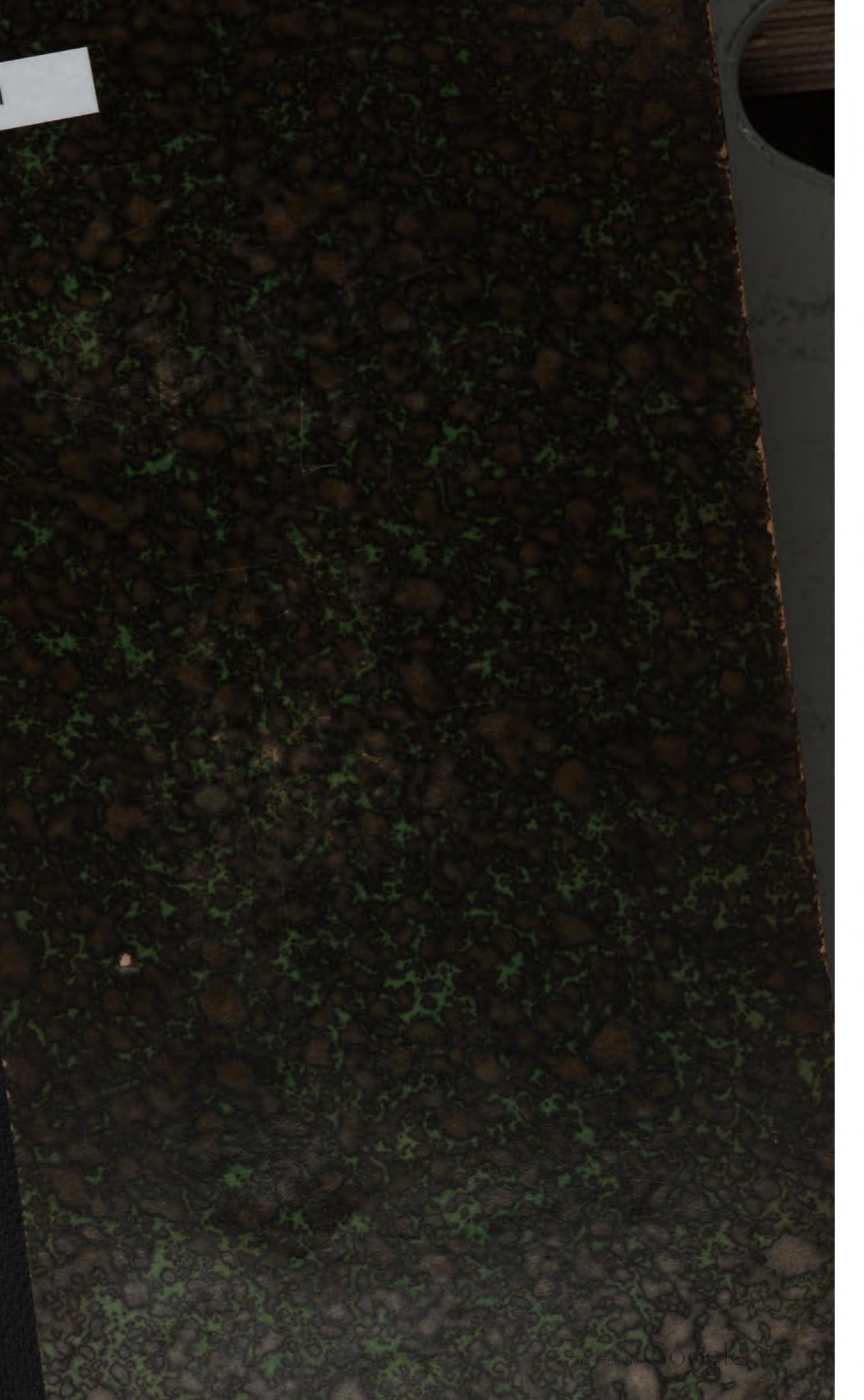
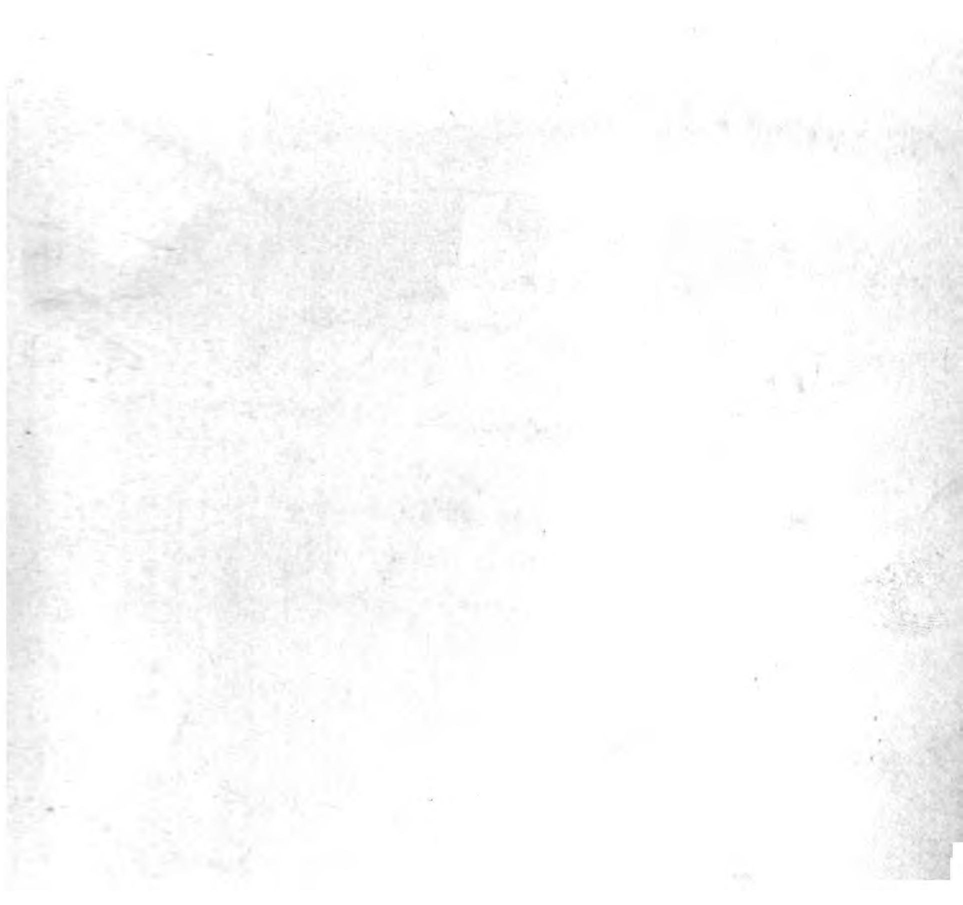






Zeitschrift

für den

deutschen Unterricht.

Begründet unter Mitwirkung

von

Rudolf Hildebrand.

Herausgegeben

von

Dr. Otto Lyon.

11. Jahrgang.



Leipzig,

Verlag von B. G. Teubner.

1897.

Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Inhalt des elften Jahrganges.

A. Allgemeines.

B. Lektüre.

C. Grammatik und Stilistik.

D. Behandlung des Altdeutschen und Volkstümlichen. Mundarten.

E. Geschichte der neuhochdeutschen Sprache.

F. Aussprache und Deklamation.

G. Deutscher Aufsatz.

H. Bücheranzeigen.

J.

Rudolf Hildebrands Beiträge zum deutschen Unterrichte.[1])

Auf dem Laufe, den sie so verheißungsvoll begonnen, tritt die Zeitschrift für den deutschen Unterricht mit diesem Hefte ihr zweites Jahrzehnt an. Was könnte ich Besseres an die Spitze dieses zweiten Jahrzehnts unserer Zeitschrift stellen, als die ehrwürdige Gestalt des Mannes, aus dessen Geist und Sinn sie hervorgegangen ist, dessen großen und weitausschauenden Plänen sie mit ganzer Hingabe dienen will? So möge denn ein Hinweis auf seine eben erschienenen gesammelten Aufsätze zum deutschen Unterricht das neue Jahrzehnt eröffnen.

„Hildebrands gesunde, heilkräftige und in sich selbst gewisse Gedanken", wie sie ein hervorragender österreichischer Gelehrter und Schulmann genannt hat, ergriffen zuerst die deutsche Lehrerwelt und danach allmählich auch weitere Kreise durch seine köstliche Schrift vom deutschen Sprachunterrichte. Die lebendige Erfassung des Sprachinhaltes und des gesprochenen Wortes, wie sie in dieser Schrift in herzbezwingender Weise verkündigt wird, stand in vollem Gegensatz zu dem hohlen Formalismus, der damals noch zum großen Teile in unserem Schulwesen herrschte, obwohl Anfänge zum Besseren schon in vielfältiger Weise zu Tage traten. Hier in Hildebrands Schrift wurden neue und hohe Ziele für den Unterricht aufgesteckt: nicht zu theoretischen Gebilden und zu schematischen Formeln mehr sollte der Mensch durch die Schule geführt werden, sondern zum vollen, großen Leben und zu tiefer, lebendiger, anschaulicher Erfassung des Wirklichen. Und in die Dienste dieses großen Zieles sollte vor allem der Unterricht in der Muttersprache gestellt werden. Aber Hildebrand begnügte sich nicht mit allgemeinen Erörterungen und entschlossenem Hinweise auf die neue Aufgabe, sondern er zeigte — und das war es vor allem, was ihm so reiche Nachfolge schuf — an einzelnen, ganz konkreten Fällen, wie der deutsche Unterricht anzufassen und durchzuführen sei, wenn durch ihn jenes neue, große Ziel erreicht werden solle. Die wahrhaft kindliche Größe des gelehrten Sprachforschers trat hierbei, in seiner ganzen Art sich auszusprechen und die Dinge in Be-

1) Beiträge zum deutschen Unterricht von Rudolf Hildebrand. Aus der Zeitschrift für den deutschen Unterricht, zugleich Ergänzungsheft zu deren zehntem Jahrgange. Mit Sach- und Namenregister sowie dem Bilde und der Nachbildung eines Tagebuchblattes Rudolf Hildebrands. Leipzig, B. G. Teubner. 1897. 446 S.

wegung zu setzen, in so beredter Weise zu Tage, daß die kleine Schrift bald als ein wahrer Edelstein auf diesem Gebiete von allen Seiten erkannt wurde.

Eine stete Fortsetzung und Ergänzung dieser Schrift bildeten Hildebrands Aufsätze in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht, die ich nun, dem Wunsche zahlreicher Freunde und Verehrer des Verewigten entsprechend, in einen Band vereinigt habe. Man kann diese Sammlung daher geradezu als einen zweiten Band zu seiner Schrift vom deutschen Sprachunterrichte betrachten, und dies ist auch der Grund, warum hier sämtliche Aufsätze Rudolf Hildebrands aus der Zeitschrift für den deutschen Unterricht zusammengefaßt sind, auch diejenigen mit, die bereits von Rudolf Hildebrand selbst in seine „Gesammelten Aufsätze und Vorträge zur deutschen Philologie, Leipzig, Teubner 1890" aufgenommen worden waren. Die Aufsätze aus der Zeitschrift für den deutschen Unterricht bilden ein einheitliches Ganzes, das seine Einheit durch die stete Beachtung des oben angeführten Zieles, durch die Methode der Untersuchung, nämlich die an kleinen, oft alltäglichen Erscheinungen angestellten sprach- und kulturgeschichtlichen Beobachtungen und die daraus gezogenen Schlüsse, durch die oft ein weiter Ausblick auf einen großen kulturhistorischen Zusammenhang eröffnet wird, und durch die plastische Kraft der Anschauungen und Gedanken erhält. Als daher an mich die Frage herantrat, ob ich einen zweiten Teil der „Gesammelten Aufsätze Rudolf Hildebrands zur deutschen Philologie und zum deutschen Unterrichte" folgen lassen sollte oder eine Sammlung, die lediglich sämtliche Aufsätze aus der Zeitschrift für den deutschen Unterricht enthielt, so konnte ich mich bei näherer Erwägung gar nicht anders als in dem letzten Sinne entscheiden, um so mehr, als unterdessen auch Hildebrands Grenzbotenaufsätze in einem besonderen Sammelbande erschienen waren. Maßgebend war dabei zugleich der Umstand, daß die ersten Bände der Zeitschrift für den deutschen Unterricht schon seit Jahren vollständig vergriffen sind, daß sie aber fortgesetzt noch bei der Verlagshandlung oder bei mir verlangt werden. Daß an einigen Stellen zur Abrundung verschiedene ganz kleine Aufsätze aus Schnorrs Archiv mit eingeflochten sind, wird die angegebene Einheitlichkeit nicht stören, sondern nur fördern.

Rudolf Hildebrand war Philolog, Dichter, Philosoph und Lehrer zugleich. Klarheit und Schärfe des Denkens einte sich in seiner machtvollen Persönlichkeit mit Tiefe und Wärme des Empfindens. Die Einfachheit und Natürlichkeit seines ganzen Wesens spricht aus jeder Zeile seiner Schriften. Und diese Natürlichkeit beruhte in ihren letzten Gründen auf dem großen Wahrheitssinne, der ihn vom Scheitel bis zur Zehe beseelte. Daher drang er überall bis auf den Kern der Dinge vor und

warf die leeren Schalen, die so vielen in geistigen Dingen als die Hauptsachen erscheinen, mit welchen sie ihr ganzes Leben verbringen, mit Recht als wertlos bei Seite. Nichts war ihm daher unerträglicher, als wenn die Form den Inhalt übertönte, als wenn die Sprache zur klingenden Schelle wurde. Üppige Rhetorik, die gewöhnlich mit Unklarheit des Denkens und Seichtheit des Fühlens verbunden ist, war ihm daher verhaßt, und bloße Formkünstler, wie sie in ihrer leeren und nichtigen Anempfindung stets in Menge neben und hinter den großen schöpferischen Geistern einhertrotten, oft vom Tagesgeschmack mit lauter Stimme erhoben, hat er nie als Dichter angesehen. Das System und alles Systematische war ihm der ärgste Feind der Wahrheit und Wirklichkeit. Durch das Gruppieren der wirklichen Dinge in Fächer und durch Einfangen des Lebens in Theorien erleiden die vorhandenen lebendigen Wesen schweren Schaden. Das war seine Überzeugung, die sich durch zahlreiche Erfahrungen bei seiner wissenschaftlichen Arbeit, namentlich bei seiner Thätigkeit am Grimmschen Wörterbuche, immer mehr und mehr bei ihm gefestigt hatte. Das Leben war ihm immer das Erste, und das Denken das Zweite. Wo er daher das Leben durch das Denken geschädigt oder gefährdet sah, da wußte er klar und deutlich, daß solches Denken auf falscher Bahn wandle, und er trat mit seiner ganzen Persönlichkeit für die Rechte des Lebens ein, gegenüber den Ansprüchen irrwandelnden Denkens und verkehrter Theorien. Daher verwarf er alles Systematische und hielt sich immer an die konkreten, lebendigen Einzeldinge, die er dann in einer Weise zu betrachten wußte, daß man freilich erkannte, wie er philologische und philosophische Systeme der verschiedensten Art in meisterhafter Weise beherrschte, die er aber nie als feststehende Wahrheiten, sondern nur als Werkzeuge betrachtete, mittels deren er das Einzelne in den lebendigen Zusammenhang der Dinge erhob. Damit hängt es auch zusammen, daß er sich nie zu schroffen Äußerungen hinreißen ließ; denn durch solche auf die äußerste Spitze getriebene Urteile wird ja gleichfalls der Wahrheit und Wirklichkeit nur Schaden gethan, indem derartige Meinungen, durch Ärger, Leidenschaft, Rechthaberei oder anderes hervorgerufen, stets über die rechte Mitte, in der die wirklichen Dinge leben und atmen, weit hinausstoßen. Sein Blick schwebte vielmehr ruhig und breit über den Dingen, und er umfaßte, vermöge seiner weitausgreifenden Studien, eine wahre Welt des in einem Zeitalter zugleich und nebeneinander Vorhandenen und sich gegenseitig Durchdringenden. Darin ruhte die Größe seiner geschichtlichen Betrachtung, daß er nicht nur das Nacheinander der historischen Entwickelung ins Auge faßte, sondern vor allem auch das Nebeneinander des sich gegenseitig Bedingenden und für oder gegen einander Wirkenden. So suchte er die Personen und Dinge

mitten in ihrem Werden und Wachsen zu erfassen und zu verstehen, in ihren Beziehungen zur umgebenden Welt und zu den gleichzeitigen künstlerischen, geistigen, politischen, volkstümlichen Strömungen.

Durch diesen echt wissenschaftlichen Geist verbunden mit einer wahrhaft dichterischen Gestaltungskraft, die es ihm ermöglichte, alte Zeiten vor sich wieder lebendig werden zu lassen, die Werke der Dichter in sich nachzuschaffen und den schlichten Sinn und die Vorstellungsweise des Volkes in sich zu verkörpern, gelang es ihm, der Erforschung der Sprache neue und ungeahnte Ergebnisse abzuringen und deutsche Eigenart und Sitte in ihrer heimlich trauten Weise in plastischer Rundung vor unsere Augen zu stellen. Und diese ganze Art seines Forschens, Fühlens und Denkens übertrug er auch auf den deutschen Unterricht. So befreite er den Unterricht in der Muttersprache von dem Schematismus und Formalismus, in den er verfallen war, und setzte ihn in innige Verbindung mit dem Leben und Denken des Volkes. Mundart und volkstümliche Rede erhob er zu würdigen Gegenständen der Forschung, und dadurch trat das volle, wirkliche Leben mit sonnigem Glanze wieder in die Schulzimmer hinein, in denen häufig graue Theorie des Lebens goldenen Baum überwucherte und die gesundesten, keimfähigsten Triebe erstickte. So schuf er der frischen, lebenquellenden Poesie wieder eine Stätte im Unterrichte, und während man vorher den Sprachunterricht wesentlich als Mittel formaler, logischer Bildung betrachtet hatte, stellte Hildebrand mit vollem Nachdruck die Sprache als Kunst hin und hob dadurch den deutschen Unterricht auf eine ganz neue, weit höhere Stufe, indem er ihm einen hervorragend künstlerischen Gehalt verlieh. Daß die Schulen sich nicht selbst zu Stätten einseitiger, theoretischer Verstandesbildung erniedrigten, sondern daß in ihnen neben dem Verstande auch dem Empfinden, der Phantasie, dem Wollen und dem Glauben ihr volles Recht werde, daß alles darauf ankomme, gesunde, ganze Menschen heranzubilden und nicht etwa bloß kleine Gelehrte: das war seine lebendigste und innigste Sorge, wo auch immer er auf Schule, Erziehung und Unterricht zu sprechen kam. Neben künstlerischer Bildung forderte Rudolf Hildebrand nachdrücklich nationale und volkstümliche Bildung, und das alles sah er am besten gesichert auf der Grundlage geschichtlicher Sprach- und Volksbetrachtung. Denn nur in der geschichtlichen Betrachtung sah er die Gewähr dafür, daß man auf dem gesunden Boden der Thatsachen und des wirklichen Lebens bleibe und sich nicht in ungesunde Spekulationen und in formalistische Theorien verliere. Schillers voraussetzungsloses und Goethes gegenständliches Denken waren ihm die Ideale zu denen nach und nach unser Volk herangebildet und emporgehoben werden müsse. Und dazu kam endlich als Letztes und Höchstes die

Forderung, daß der deutsche Unterricht auch sittliche und religiöse Bildung geben müsse. So stand ihm der deutsche Unterricht im Mittelpunkt der gesamten Erziehung und Bildung, und sein Aufsatz „Das Deutsche in der Schule der Zukunft“ (S. 107), der seine Anschauung über den deutschen Unterricht in gedrängter und wirkungsvoller Sprache zusammenfaßt, wird für immer einen Markstein auf dem Entwickelungsgange unseres Erziehungs- und Unterrichtswesens bezeichnen.

Wem die Pflege des deutschen Unterrichts eine heilige Aufgabe ist, von deren glücklicher Lösung Wohl und Wehe unseres Volkes wesentlich mit abhängt, der wird die Stunde segnen, wo Hildebrand öffentlich für die Pflege unserer Muttersprache und für den gesunden Ausbau des deutschen Unterrichts in die Schranken trat. Selbst der Gegner seiner Richtung wird anerkennen, daß von ihm allseitige fruchtbare Anregung ausgegangen ist und daß er dem Leben und der Wirklichkeit im Unterrichte wieder zu ihrem Rechte verholfen hat. Seine Anschauungen und Gedanken werden unter uns weiter wirken, und neue, glückliche Gestaltungen unseres wissenschaftlichen und künstlerischen Denkens und Fühlens, sowie unseres gesamten Volkslebens werden sich unter ihrem Einflusse, wie überhaupt aus einem Betriebe der deutschen Philologie, der mit dem Leben unseres Volkes in innigem Zusammenhange bleibt, allmählich entwickeln. So schauen wir mit frohem Hoffen in die Zukunft. Ein verheißungsvolles Regen und Bewegen geht durch alle Kreise unseres Volkes. Wirklichkeit und Wahrheit sind zu Losungsworten unserer Tage geworden. Möge sich daraus Gutes und Großes in gesunder Kraft entfalten, und möge unser Volk alles, was schlecht und niedrig, von sich abstoßen.

Die Korrektur und die Herstellung des Registers der gesammelten Aufsätze hat Herr Dr. Rudolf Hildebrand in Leipzig, der Sohn des Verstorbenen, in bereitwilliger Weise übernommen und ausgeführt; ihm sei dafür auch an dieser Stelle der herzlichste Dank ausgesprochen. So gehe denn diese Sammlung hinaus, möge sie allen, die an der Gestaltung unseres deutschen Unterrichts und an sinniger und tiefgreifender Betrachtung unseres Sprach- und Volkslebens herzlichen Anteil nehmen, anregende Stunden frischen Genusses gewähren und der hohen und wichtigen Angelegenheit, um die es sich hier handelt, neue Freunde und Mitkämpfer gewinnen.

Dresden. **Otto Lyon.**



Die Fabier in G. Freytags gleichnamigem Trauerspiele.

Von **Karl Landmann** in Darmstadt.

Mit gewohntem Kennerblick hat Ferdinand Schultz im 8. Bande dieser Zeitschrift S. 525—538 die Gestalt des Spurius Icilius aus G. Freytags „Fabiern" herausgenommen, um das Charakterbild eines echten Volksmannes aus der Zeit des römischen Ständekampfes vor uns hinzustellen und für den deutschen Unterricht zu verwerten. Seitdem ist Freytag zu den Vätern eingegangen, und das Bewußtsein, daß wir in ihm einen echt deutschen Mann und einen großen Denker und Dichter gehabt haben, ist wieder lebendiger unter uns geworden, wenn auch noch nicht in dem Grade, wie man es nach der begeisterten Aufnahme, die seine Schriften vor einem Menschenalter gefunden, erwarten sollte. Konnte doch Erich Schmidt in seiner viel besprochenen Gedächtnisrede vom 19. Mai 1895 sagen, daß dem „Dichter des Bürgertums" „von den Werken seiner reifern Periode das Römerdrama „Die Fabier" am wenigsten gelang und den geringsten Anklang fand".[1]) Das Schematisieren ist nun einmal die hervorstechendste Eigenschaft des deutschen Gelehrten, und wie viele unserer führenden Geister darunter gelitten haben, das ist gar nicht zu ermessen. Dennoch wollen wir zur Ehre des berühmten Kritikers annehmen, daß er das Drama niemals mit der zur Beurteilung eines solchen Kunstwerkes erforderlichen Aufmerksamkeit gelesen habe. Für die zweite Hälfte des angeführten Satzes aber ist zu beherzigen, was der Dichter, bekanntlich der strengste Selbstkritiker, in seinen „Erinnerungen" (Ges. Werke 1,192 flg.) über das Trauerspiel und seine Aufnahme auf der Bühne sagt, und das Urteil dagegen zu halten, das zeitgenössische und auch heute noch gewichtige Stimmen darüber fällten, und das auch heute noch von wirklichen Kennern des Dramas wiederholt wird. „Ich wußte wohl, daß ein solches Drama, selbst wenn es glückte, keinen Bühnenerfolg haben konnte, wie die früheren, und ich wollte es auch nicht auf diesen Weg treiben; es konnte warten, bis einmal Darsteller kamen, welche die Aufgabe zu bewältigen wußten." So Freytag. Konstantin Rößler dagegen in seinem Buche: „Gustav Freytag und die deutsche Dichtung der Gegenwart" (Berlin, Julius Springer 1860) sagt von der

---

1) Die angeführten Worte sind dem Referat in Nr. 118 der Beilage zur Allgemeinen Zeitung entnommen. — In welche „Periode" des dichterischen Schaffens fällt Goethes Faust?

gewaltigen Gerichtsszene des vierten Aktes: „Bald wird man einig sein, daß dieselbe in dem deutschen Drama nicht ihresgleichen hat. So oft der Geist einer großen Schauspielkunst die deutsche Bühne belebt, wird allein um dieser Szene willen die Tragödie der Fabier aufleben. Denn eine edlere und dankbarere Aufgabe ist seit den großen Momenten der Shakespearschen Tragödie der Schauspielkunst nicht wieder geboten worden." Und der Münchener Kunstkritiker Walter Bormann, der diese Worte in einem Aufsatze über „Gustav Freytag und das deutsche Theater" (Deutsche Dramaturgie, I. Jahrgang S. 396—402 und 424—431) zitiert, weist hier wie in einem zweiten: „Das geschichtliche Recht der Münchener Reformbühne" (Deutsche Dramaturgie, II. Jahrgang S. 15—20) aufs überzeugendste nach, daß der geringe Erfolg der „Fabier" nicht sowohl in den Mängeln des Stückes, als vielmehr in den Mängeln unserer Bühne begründet sei, und daß G. Freytag nur darum sein Stück „warten" lassen wollte, weil er selbst eine Reform dieser Bühne erhoffte und mit den „Fabiern" angebahnt zu sehen wünschte.

Da wir es indessen bei den vorliegenden Ausführungen auf die „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" abgesehen haben, so begnügen wir uns mit diesem Hinweis[1]) und wenden uns der deutschen Schule zu, die jedenfalls in den letzten vierthalb Jahrzehnten für Reformen empfänglicher gewesen ist als die deutsche Bühne. Daß aber in der ganzen dramatischen Litteratur unsers Jahrhunderts kein zweites Stück vorhanden ist, in dem das geschichtliche Schauspiel des römischen Ständekampfes so glücklich mit den allgemein menschlichen, also auch für die Gegenwart wirksamen Motiven verwoben erscheint wie in den „Fabiern", das glauben wir unserer Betrachtung mit Zuversicht vorausschicken zu dürfen. Und in dieser Überzeugung treten wir an die Arbeit heran, die wir als eine Ergänzung der am Anfange genannten Abhandlung betrachtet wissen möchten. Wenn wir aber dabei auf die fein gegliederte Charakterzeichnung verzichten müssen, die jene Arbeit auszeichnet, so glauben wir, von unserm Können abgesehen, durch den Umstand entschuldigt zu sein, daß wir eine ganze Gruppe von Gestalten zu zeichnen uns vorgenommen haben, daß also die Rücksicht auf den Raum eine Beschränkung im einzelnen auferlegt.

---

1) Als litterarhistorisches Urteil sei noch angeführt: Julian Schmidt, Gesch. d. d. Litteratur seit Lessings Tod, 5. Aufl. (1867) 3,563: „Was für eine echt künstlerische Anstrengung ist z. B. in Freytags „Fabiern", Hebbels „Nibelungen", Otto Ludwigs „Maccabäern", Paul Heyses „Sabinerinnen" aufgewandt! Das unbedeutendste von diesen und ähnlichen Dramen würde vor 40 Jahren Epoche gemacht haben, jetzt beachtet man sie kaum." — Die Stelle steht freilich unter der Überschrift „Soll und Haben."

An der Spitze des Geschlechtes steht Caeso Fabius der Konsul. — Kurz vor dem Beginne der Handlung ist Tarchna, der Führer der Vejenter, zu geheimer Zwiesprache mit dem Volkstribunen Gnäus Sicanius in dessen Hause gewesen. Ein feindlicher Einfall der Vejenter auf römisches Gebiet soll von den Plebejern ungerächt bleiben, wenn der Feind mit seinem Beutezuge sich auf des Adels Güter beschränkt Die Kunde von dem Überfall dringt nach Rom, wo eben die Fabier vor dem Hause des Konsuls in großer Zahl zum frohen Erntefeste versammelt sind. Zugleich mit ihr kommt Gaius Icilius, des Spurius Sohn, an seiner Seite des Konsuls Tochter Fabia und der junge Quintus, die durch sein kräftiges Einschreiten einer schweren Gefahr entrissen worden sind. Der hinzutretende Konsul nimmt den Bericht des Gaius entgegen und bietet dem Sohne des Gutsnachbarn ein gastliches Dach zur Pflege seiner Wunde. Noch ehe dieser sich entfernt, sprechen die Fabier die Vermutung aus, daß die Unthat in Rom ersonnen worden sei. Gaius kann allerdings berichten, daß ihnen auf dem Heimwege ein Reiter in Vejentertracht begegnet und seinem Speer entwichen sei, und sein Bericht stimmt mit der Meldung eines Fabiers, der vor wenig Stunden einen Vejikrieger, das Haupt verhüllend, auf Seitenwegen in Begleitung des Sicanius gesehen hat. Der Konsul aber kann an die Schuld des Römers nicht glauben.

„Er ist uns feindlich, drum wer ihn verdammt,
Der meide schnellen Spruch. Wer lehrte dich,
Ob nicht ein Zufall ihm den Fremden heut,
Den Gastfreund ihm zur bösen Stunde sandte?"

Mit diesen vier Versen beginnt das Bild des Konsuls, der bis daher fast nur in kurzer Gegenrede gesprochen hat, Gestalt und Farbe zu gewinnen. Wohl kennt er den heißen Haß des Mannes, der den Brand in allen Seelen erregt; aber „Solch Eifern war der Väter Sache nicht" ruft er den Seinen zu, die aus einer „armen List" Gefahr für sich befürchten. Und gewaltig wirken die Worte, die er weiterhin über „der Väter alte Kraft" an sie richtet:

„Wir haben uns vor andern hochgehalten,
Doch höher stets die teure Vaterstadt.
Wir haben Gut und Leben wohl gepflegt,
Doch willig stets für Rom dahingegeben;
Und wir, die Stolzen, haben stets am Tage
Des Kampfes uns die größte That gefordert,
Am Tag des Lohns geringen Siegerpreis.
Das, Stamm der Wölfe, war der Väter Schatz,
Das war der Sinn, der uns zu Fürsten machte."

Und wenn er dann an den Stufen des Altares den Schutzgott seines Stammes, den Herkules, anruft, der das wilde Volk der Hirten

zuerst gelehrt, das Felsgestein zum Walle zu ordnen und wüstes Land zu festgeschlossener Flur umzuschaffen, dann sehen wir die königliche Gewalt des Konsuls und die hohenpriesterliche des Stammhauptes aufs schönste in ihm vereinigt und wünschen Gewährung dessen, was er für sein Volk erfleht:

„Demut dem Starken, dem Gekränkten Maß,
Und dem, der Rache fordert, nur das Recht."

Dem Dichter aber können wir keineswegs zustimmen, wenn er von der Hauptperson seines Dramas sagt, daß sie erst im Höhepunkt der Handlung, im dritten Akt, in den Vordergund trete. Und ganz dasselbe gilt von dem Auftreten des Konsuls im zweiten Akte.

„Dem Markte Frieden, Ehrfurcht dem Tribunen!"

So ruft er, aus dem Senate tretend, den Fabiern zu, da diese den Volkstribun Sicanius, der bei der ersten Abstimmung über den Krieg gegen Veji von seinem Interzessionsrechte Gebrauch gemacht hat, mit schweren Worten bedrohen. Diesen selbst aber mahnt er im Vorbeigehen, am nächsten Tage seiner Pflicht als Römer eingedenk zu sein. Und da Sicanius in finsterm Groll auf das Unrecht hinweist, das der Senat an ihm als dem Sohn eines Patriziers, der sich sein Gemahl aus dem Bauernstande gewählt, begangen habe, da gesteht ihm der Konsul zwar zu, daß ein schweres Urteil des Volkstribunen junges Herz geschlagen habe, erinnert ihn aber zugleich an des ersten römischen Königs Bruder, den zuerst des Richters Stahl getroffen. Und gewiß hat er das historische Recht auf seiner Seite und gebraucht es „dem, der Rache fordert," gegenüber auch mit „Maß". Bald aber entfährt ihm ein Wort, das als erster Funke in das Haus der Fabier fällt:

„Mir bist du unverletzlich, nicht den Göttern."

Und es darf uns nicht wunder nehmen, wenn dieses Wort, das er im Weggehen dem in seinen Schmähungen fortfahrenden Sicanius nachruft, in dem ohnehin zu Gewaltthat neigenden und durch die letzten Worte des Tribunen zu höchster Wut aufgestachelten Markus zündet und in seinem „Er stirbt" als Flamme aufzischt, die jenes Haus verzehren wird. Wir aber folgen, die nächsten Ereignisse rasch überschreitend, dem Konsul in den dritten Akt.

Der Mord des Sicanius ist vergebens gewesen, vergebens im Sinne des Markus, der ihn auf seine Seele geladen hat. „Die alte Kraft der Gaue" hatte sich in der Mordnacht versammelt und, vorzugsweise auf Betreiben des Spurius Icilius, den Beschluß gefaßt, wenn Sicanius am nächsten Tage wiederum den Heereszug verweigern werde,

dann solle sich der andere Volkstribun (Licinius) auf die Seite de Senates stellen und willig Antwort auf des Konsuls Frage geben. Voi Hause des Licinius aus hatte Spurius Boten an seinen Sohn gesand der noch im Haus des Konsuls weilte, und wollte sodann auch de Sicanius auf bessere Meinung zu bringen suchen. Was er dort in de Hand des Toten gefunden hat, weiß, von den Thätern abgesehen, nu er allein. — Am Morgen wird der Mord im Hause des Konsuls ge meldet, und Virginius, der andere Konsul, bringt seinem Amtsgenosse genauere Kunde über den Vorgang, soweit er ihn kennt, und über sein Wirkung auf Senatoren und Volk. Und —:

> „Höchster Gott!
> Ich hab' ihn nie geliebt, wohl hab' auch ich
> Gewünscht, daß ihn ein Schicksal von uns löse;
> War das ein Frevel, laß den bangen Schreck,
> Der mich durchbebt, die letzte Rache sein,
> Die der Tribun von seinem Gegner fordert."

Das ist der Nachhall der verhängnisvollen Worte, die aus den zweiten Akte in des Konsuls Seele fortklingen mögen. Als er aber au des Virginius Berichte die Freude erkennt, die den Adel ob dieser Tha bewegt, und als der Mitkonsul ihn zur Vorsicht in Verfolgung de Mörder mahnt, da erhebt er sich wieder zu seiner vollen Größe:

> „Die Stadt ist krank, uns ward die Pflicht zu heilen ...
> Wir thun die Pflicht, nicht minder und nicht mehr."

Das sind nur einzelne, von dem Bewußtsein hoher Verantwortlichkeit eingegebene Worte. Nachdem aber der Konsul die kranke Stadt selbst gesehen hat, nachdem sein eigner Stamm mit scheuem Gruß und gewundenem Wort von ihm gewichen ist, da fühlt er sich einsam auf seiner stolzen Höhe; und es ist eine Erquickung für ihn, daß Spurius Icilius, „ein Römer aus der alten Zeit", als einer, der Gehör erfleht, vom Liktor angemeldet wird. — Es wäre vergebliche Mühe, den mit dem Gespräche zwischen den beiden Jugendgespielen beginnenden Höhepunkt der Handlung: die Niederlegung des in der Hand des Toten zurückgebliebenen „Wolfshauptes" auf die Schwelle des Konsuls, dessen Selbstgespräch beim Anblick des „Nachtgesichtes", die schrecklichen Enthüllungen, die ihm die Angst der Tochter und die ausweichenden Antworten des jüngsten Sohnes gegeben, die Ausbrüche der Leidenschaft gegen die „arge Wolfsbrut" und die „Plebejerbraut", durch Aushebung einzelner Stellen zur Anschauung bringen zu wollen. Wohl aber fordert das tragische Moment, das mit der Antwort des Liktors auf des Konsuls Frage nach seinem Sohne Markus eintritt, eine besonders starke Betonung. Die Worte

„Drei Kinder zählt' ich, da der Morgen graute,
Der Abend sinkt, er findet mich allein"...

bis zum Schlusse des dritten Aktes:

„Das Haupt des Stammes ladet zum Gericht" —

sie mögen einer rasch bereiten Schablonenkritik zu eingehender Vergleichung mit den betreffenden dramatischen Einschnitten aus unsern höchsten klassischen Mustern bestens empfohlen sein.

Ebenso wenig aber wie Höhepunkt und tragisches Moment kann die gewaltige Gerichtsszene des vierten Aktes im Auszuge wiedergegeben werden. Daß G. Freytag selbst das Düstere und Furchtbare des Stoffes, den Kampf zwischen Vater und Sohn, als „einen Übelstand empfand, den er beim Schreiben nicht oder zu wenig erkannt" habe, ist wiederum eine Selbstkritik, deren Berechtigung wir mit andern gegen ihn bestreiten müssen. Wenn der Konsul bei dem Geständnisse des Markus sich schweigend über den Altar beugt, dann folgt ihm gewiß unser tiefstes Mitleid; wenn er die für Markus eintretenden Fabier als Empörer verflucht, dann bebt auch uns „in banger Furcht das Herz"; wenn er aber sehr bald darauf den Krieg mit Veji als Sühne für sich und sein Geschlecht fordert — „Kein fremder Mann gesellt sich zu den Meinen, und von den Meinen bleibt kein Mann zurück" —[1]) dann tritt für Leser und Hörer an die Stelle jener düsteren und furchtbaren Gefühle eine Befreiung, die sie, um nur ein Beispiel anzuführen, beim König Lear vergebens in so heilkräftiger Nähe suchen. Und die letzten Worte des Konsuls in diesem Akte:

„Gedenket unser, wenn der Nachtwind rauscht
Und wenn die Donner rollen. Lebe wohl,
Stadt meiner Ahnen, in der Götter Hut!" —

sie klingen in durchaus harmonischer Stimmung aus, in der des Spurius finstres „Gespiele meiner Jugend, fahr dahin!" — in diesem Augenblicke wenigstens — nicht als Mißklang empfunden wird.

In der zweiten Szene des fünften Aktes finden wir den Konsul unter den wenigen Seinen, die — „kein Heer, ja kaum ein Haufe noch" — vom Überfall an der Cremera übrig geblieben sind, als den Opferpriester, der sich und sie den Todesgöttern geweiht hat.

„Gewaltig wuchs der Stolz in unsern Seelen,
Hoch über Recht und Ordnung schwoll der Mut,
Getötet haben wir und Tod gesonnen,
Mißachtet das Gesetz der Stadt, zerrissen
Die letzte Fessel, Ehrfurcht vor den Ahnen."

---

1) Vergl. Livius II, 48: „Vos alia bella curate, Fabios hostis Vejentibus date."

wegung zu setzen, in so beredter Weise zu Tage, daß die kleine Schrift bald als ein wahrer Edelstein auf diesem Gebiete von allen Seiten erkannt wurde.

Eine stete Fortsetzung und Ergänzung dieser Schrift bildeten Hildebrands Aufsätze in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht, die ich nun, dem Wunsche zahlreicher Freunde und Verehrer des Verewigten entsprechend, in einen Band vereinigt habe. Man kann diese Sammlung daher geradezu als einen zweiten Band zu seiner Schrift vom deutschen Sprachunterrichte betrachten, und dies ist auch der Grund, warum hier sämtliche Aufsätze Rudolf Hildebrands aus der Zeitschrift für den deutschen Unterricht zusammengefaßt sind, auch diejenigen mit, die bereits von Rudolf Hildebrand selbst in seine „Gesammelten Aufsätze und Vorträge zur deutschen Philologie, Leipzig, Teubner 1890" aufgenommen worden waren. Die Aufsätze aus der Zeitschrift für den deutschen Unterricht bilden ein einheitliches Ganzes, das seine Einheit durch die stete Beachtung des oben angeführten Zieles, durch die Methode der Untersuchung, nämlich die an kleinen, oft alltäglichen Erscheinungen angestellten sprach- und kulturgeschichtlichen Beobachtungen und die daraus gezogenen Schlüsse, durch die oft ein weiter Ausblick auf einen großen kulturhistorischen Zusammenhang eröffnet wird, und durch die plastische Kraft der Anschauungen und Gedanken erhält. Als daher an mich die Frage herantrat, ob ich einen zweiten Teil der „Gesammelten Aufsätze Rudolf Hildebrands zur deutschen Philologie und zum deutschen Unterrichte" folgen lassen sollte oder eine Sammlung, die lediglich sämtliche Aufsätze aus der Zeitschrift für den deutschen Unterricht enthielt, so konnte ich mich bei näherer Erwägung gar nicht anders als in dem letzten Sinne entscheiden, um so mehr, als unterdessen auch Hildebrands Grenzbotenaufsätze in einem besonderen Sammelbande erschienen waren. Maßgebend war dabei zugleich der Umstand, daß die ersten Bände der Zeitschrift für den deutschen Unterricht schon seit Jahren vollständig vergriffen sind, daß sie aber fortgesetzt noch bei der Verlagshandlung oder bei mir verlangt werden. Daß an einigen Stellen zur Abrundung verschiedene ganz kleine Aufsätze aus Schnorrs Archiv mit eingeflochten sind, wird die angegebene Einheitlichkeit nicht stören, sondern nur fördern.

Rudolf Hildebrand war Philolog, Dichter, Philosoph und Lehrer zugleich. Klarheit und Schärfe des Denkens einte sich in seiner machtvollen Persönlichkeit mit Tiefe und Wärme des Empfindens. Die Einfachheit und Natürlichkeit seines ganzen Wesens spricht aus jeder Zeile seiner Schriften. Und diese Natürlichkeit beruhte in ihren letzten Gründen auf dem großen Wahrheitssinne, der ihn vom Scheitel bis zur Zehe beseelte. Daher drang er überall bis auf den Kern der Dinge vor und

warf die leeren Schalen, die so vielen in geistigen Dingen als die Hauptsachen erscheinen, mit welchen sie ihr ganzes Leben verbringen, mit Recht als wertlos bei Seite. Nichts war ihm daher unerträglicher, als wenn die Form den Inhalt übertönte, als wenn die Sprache zur klingenden Schelle wurde. Üppige Rhetorik, die gewöhnlich mit Unklarheit des Denkens und Seichtheit des Fühlens verbunden ist, war ihm daher verhaßt, und bloße Formkünstler, wie sie in ihrer leeren und nichtigen Anempfindung stets in Menge neben und hinter den großen schöpferischen Geistern einhertrotten, oft vom Tagesgeschmack mit lauter Stimme erhoben, hat er nie als Dichter angesehen. Das System und alles Systematische war ihm der ärgste Feind der Wahrheit und Wirklichkeit. Durch das Gruppieren der wirklichen Dinge in Fächer und durch Einfangen des Lebens in Theorien erleiden die vorhandenen lebendigen Wesen schweren Schaden. Das war seine Überzeugung, die sich durch zahlreiche Erfahrungen bei seiner wissenschaftlichen Arbeit, namentlich bei seiner Thätigkeit am Grimmschen Wörterbuche, immer mehr und mehr bei ihm gefestigt hatte. Das Leben war ihm immer das Erste, und das Denken das Zweite. Wo er daher das Leben durch das Denken geschädigt oder gefährdet sah, da wußte er klar und deutlich, daß solches Denken auf falscher Bahn wandle, und er trat mit seiner ganzen Persönlichkeit für die Rechte des Lebens ein, gegenüber den Ansprüchen irrwandelnden Denkens und verkehrter Theorien. Daher verwarf er alles Systematische und hielt sich immer an die konkreten, lebendigen Einzeldinge, die er dann in einer Weise zu betrachten wußte, daß man freilich erkannte, wie er philologische und philosophische Systeme der verschiedensten Art in meisterhafter Weise beherrschte, die er aber nie als feststehende Wahrheiten, sondern nur als Werkzeuge betrachtete, mittels deren er das Einzelne in den lebendigen Zusammenhang der Dinge erhob. Damit hängt es auch zusammen, daß er sich nie zu schroffen Äußerungen hinreißen ließ; denn durch solche auf die äußerste Spitze getriebene Urteile wird ja gleichfalls der Wahrheit und Wirklichkeit nur Schaden gethan, indem derartige Meinungen, durch Ärger, Leidenschaft, Rechthaberei oder anderes hervorgerufen, stets über die rechte Mitte, in der die wirklichen Dinge leben und atmen, weit hinausstoßen. Sein Blick schwebte vielmehr ruhig und breit über den Dingen, und er umfaßte, vermöge seiner weitausgreifenden Studien, eine wahre Welt des in einem Zeitalter zugleich und nebeneinander Vorhandenen und sich gegenseitig Durchdringenden. Darin ruhte die Größe seiner geschichtlichen Betrachtung, daß er nicht nur das Nacheinander der historischen Entwickelung ins Auge faßte, sondern vor allem auch das Nebeneinander des sich gegenseitig Bedingenden und für oder gegen einander Wirkenden. So suchte er die Personen und Dinge

mitten in ihrem Werden und Wachsen zu erfassen und zu verstehen, in ihren Beziehungen zur umgebenden Welt und zu den gleichzeitigen künstlerischen, geistigen, politischen, volkstümlichen Strömungen.

Durch diesen echt wissenschaftlichen Geist verbunden mit einer wahrhaft dichterischen Gestaltungskraft, die es ihm ermöglichte, alte Zeiten vor sich wieder lebendig werden zu lassen, die Werke der Dichter in sich nachzuschaffen und den schlichten Sinn und die Vorstellungsweise des Volkes in sich zu verkörpern, gelang es ihm, der Erforschung der Sprache neue und ungeahnte Ergebnisse abzuringen und deutsche Eigenart und Sitte in ihrer heimlich trauten Weise in plastischer Rundung vor unsere Augen zu stellen. Und diese ganze Art seines Forschens, Fühlens und Denkens übertrug er auch auf den deutschen Unterricht. So befreite er den Unterricht in der Muttersprache von dem Schematismus und Formalismus, in den er verfallen war, und setzte ihn in innige Verbindung mit dem Leben und Denken des Volkes. Mundart und volkstümliche Rede erhob er zu würdigen Gegenständen der Forschung, und dadurch trat das volle, wirkliche Leben mit sonnigem Glanze wieder in die Schulzimmer hinein, in denen häufig graue Theorie des Lebens goldenen Baum überwucherte und die gesundesten, keimfähigsten Triebe erstickte. So schuf er der frischen, lebenquellenden Poesie wieder eine Stätte im Unterrichte, und während man vorher den Sprachunterricht wesentlich als Mittel formaler, logischer Bildung betrachtet hatte, stellte Hildebrand mit vollem Nachdruck die Sprache als K u n s t hin und hob dadurch den deutschen Unterricht auf eine ganz neue, weit höhere Stufe, indem er ihm einen hervorragend künstlerischen Gehalt verlieh. Daß die Schulen sich nicht selbst zu Stätten einseitiger, theoretischer Verstandesbildung erniedrigten, sondern daß in ihnen neben dem Verstande auch dem Empfinden, der Phantasie, dem Wollen und dem Glauben ihr volles Recht werde, daß alles darauf ankomme, gesunde, ganze Menschen heranzubilden und nicht etwa bloß kleine Gelehrte: das war seine lebendigste und innigste Sorge, wo auch immer er auf Schule, Erziehung und Unterricht zu sprechen kam. Neben künstlerischer Bildung forderte Rudolf Hildebrand nachdrücklich nationale und volkstümliche Bildung, und das alles sah er am besten gesichert auf der Grundlage g e s c h i c h t l i c h e r Sprach- und Volksbetrachtung. Denn nur in der g e s c h i c h t l i c h e n Betrachtung sah er die Gewähr dafür, daß man auf dem gesunden Boden der Thatsachen und des wirklichen Lebens bleibe und sich nicht in ungesunde Spekulationen und in formalistische Theorien verliere. Schillers voraussetzungsloses und Goethes gegenständliches Denken waren ihm die Ideale, zu denen nach und nach unser Volk herangebildet und emporgehoben werden müsse. Und dazu kam endlich als Letztes und Höchstes die

Forderung, daß der deutsche Unterricht auch sittliche und religiöse Bildung geben müsse. So stand ihm der deutsche Unterricht im Mittelpunkt der gesamten Erziehung und Bildung, und sein Aufsatz „Das Deutsche in der Schule der Zukunft“ (S. 107), der seine Anschauung über den deutschen Unterricht in gedrängter und wirkungsvoller Sprache zusammenfaßt, wird für immer einen Markstein auf dem Entwickelungsgange unseres Erziehungs- und Unterrichtswesens bezeichnen.

Wem die Pflege des deutschen Unterrichts eine heilige Aufgabe ist, von deren glücklicher Lösung Wohl und Wehe unseres Volkes wesentlich mit abhängt, der wird die Stunde segnen, wo Hildebrand öffentlich für die Pflege unserer Muttersprache und für den gesunden Ausbau des deutschen Unterrichts in die Schranken trat. Selbst der Gegner seiner Richtung wird anerkennen, daß von ihm allseitige fruchtbare Anregung ausgegangen ist und daß er dem Leben und der Wirklichkeit im Unterrichte wieder zu ihrem Rechte verholfen hat. Seine Anschauungen und Gedanken werden unter uns weiter wirken, und neue, glückliche Gestaltungen unseres wissenschaftlichen und künstlerischen Denkens und Fühlens, sowie unseres gesamten Volkslebens werden sich unter ihrem Einflusse, wie überhaupt aus einem Betriebe der deutschen Philologie, der mit dem Leben unseres Volkes in innigem Zusammenhange bleibt, allmählich entwickeln. So schauen wir mit frohem Hoffen in die Zukunft. Ein verheißungsvolles Regen und Bewegen geht durch alle Kreise unseres Volkes. Wirklichkeit und Wahrheit sind zu Losungsworten unserer Tage geworden. Möge sich daraus Gutes und Großes in gesunder Kraft entfalten, und möge unser Volk alles, was schlecht und niedrig, von sich abstoßen.

Die Korrektur und die Herstellung des Registers der gesammelten Aufsätze hat Herr Dr. Rudolf Hildebrand in Leipzig, der Sohn des Verstorbenen, in bereitwilliger Weise übernommen und ausgeführt; ihm sei dafür auch an dieser Stelle der herzlichste Dank ausgesprochen. So gehe denn diese Sammlung hinaus, möge sie allen, die an der Gestaltung unseres deutschen Unterrichts und an sinniger und tiefgreifender Betrachtung unseres Sprach- und Volkslebens herzlichen Anteil nehmen, anregende Stunden frischen Genusses gewähren und der hohen und wichtigen Angelegenheit, um die es sich hier handelt, neue Freunde und Mitkämpfer gewinnen.

Dresden. **Otto Lyon.**



Die Fabier in G. Freytags gleichnamigem Trauerspiele.

Von **Karl Landmann** in Darmstadt.

Mit gewohntem Kennerblick hat Ferdinand Schultz im 8. Bande dieser Zeitschrift S. 525—538 die Gestalt des Spurius Icilius aus G. Freytags „Fabiern“ herausgenommen, um das Charakterbild eines echten Volksmannes aus der Zeit des römischen Ständekampfes vor uns hinzustellen und für den deutschen Unterricht zu verwerten. Seitdem ist Freytag zu den Vätern eingegangen, und das Bewußtsein, daß wir in ihm einen echt deutschen Mann und einen großen Denker und Dichter gehabt haben, ist wieder lebendiger unter uns geworden, wenn auch noch nicht in dem Grade, wie man es nach der begeisterten Aufnahme, die seine Schriften vor einem Menschenalter gefunden, erwarten sollte. Konnte doch Erich Schmidt in seiner viel besprochenen Gedächtnisrede vom 19. Mai 1895 sagen, daß dem „Dichter des Bürgertums“ „von den Werken seiner reifern Periode das Römerdrama „Die Fabier“ am wenigsten gelang und den geringsten Anklang fand“.[1]) Das Schematisieren ist nun einmal die hervorstechendste Eigenschaft des deutschen Gelehrten, und wie viele unserer führenden Geister darunter gelitten haben, das ist gar nicht zu ermessen. Dennoch wollen wir zur Ehre des berühmten Kritikers annehmen, daß er das Drama niemals mit der zur Beurteilung eines solchen Kunstwerkes erforderlichen Aufmerksamkeit gelesen habe. Für die zweite Hälfte des angeführten Satzes aber ist zu beherzigen, was der Dichter, bekanntlich der strengste Selbstkritiker, in seinen „Erinnerungen“ (Ges. Werke 1,192 flg.) über das Trauerspiel und seine Aufnahme auf der Bühne sagt, und das Urteil dagegen zu halten, das zeitgenössische und auch heute noch gewichtige Stimmen darüber fällten, und das auch heute noch von wirklichen Kennern des Dramas wiederholt wird. „Ich wußte wohl, daß ein solches Drama, selbst wenn es glückte, keinen Bühnenerfolg haben konnte, wie die früheren, und ich wollte es auch nicht auf diesen Weg treiben; es konnte warten, bis einmal Darsteller kamen, welche die Aufgabe zu bewältigen wußten.“ So Freytag. Konstantin Rößler dagegen in seinem Buche: „Gustav Freytag und die deutsche Dichtung der Gegenwart“ (Berlin, Julius Springer 1860) sagt von der

1) Die angeführten Worte sind dem Referat in Nr. 118 der Beilage zur Allgemeinen Zeitung entnommen. — In welche „Periode“ des dichterischen Schaffens fällt Goethes Faust?

gewaltigen Gerichtsszene des vierten Aktes: „Bald wird man einig sein, daß dieselbe in dem deutschen Drama nicht ihresgleichen hat. So oft der Geist einer großen Schauspielkunst die deutsche Bühne belebt, wird allein um dieser Szene willen die Tragödie der Fabier aufleben. Denn eine edlere und dankbarere Aufgabe ist seit den großen Momenten der Shakespearschen Tragödie der Schauspielkunst nicht wieder geboten worden." Und der Münchener Kunstkritiker Walter Bormann, der diese Worte in einem Aufsatze über „Gustav Freytag und das deutsche Theater" (Deutsche Dramaturgie, I. Jahrgang S. 396—402 und 424—431) zitiert, weist hier wie in einem zweiten: „Das geschichtliche Recht der Münchener Reformbühne" (Deutsche Dramaturgie, II. Jahrgang S. 15—20) aufs überzeugendste nach, daß der geringe Erfolg der „Fabier" nicht sowohl in den Mängeln des Stückes, als vielmehr in den Mängeln unserer Bühne begründet sei, und daß G. Freytag nur darum sein Stück „warten" lassen wollte, weil er selbst eine Reform dieser Bühne erhoffte und mit den „Fabiern" angebahnt zu sehen wünschte.

Da wir es indessen bei den vorliegenden Ausführungen auf die „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" abgesehen haben, so begnügen wir uns mit diesem Hinweis[1]) und wenden uns der deutschen Schule zu, die jedenfalls in den letzten vierthalb Jahrzehnten für Reformen empfänglicher gewesen ist als die deutsche Bühne. Daß aber in der ganzen dramatischen Litteratur unsers Jahrhunderts kein zweites Stück vorhanden ist, in dem das geschichtliche Schauspiel des römischen Ständekampfes so glücklich mit den allgemein menschlichen, also auch für die Gegenwart wirksamen Motiven verwoben erscheint wie in den „Fabiern", das glauben wir unserer Betrachtung mit Zuversicht vorausschicken zu dürfen. Und in dieser Überzeugung treten wir an die Arbeit heran, die wir als eine Ergänzung der am Anfange genannten Abhandlung betrachtet wissen möchten. Wenn wir aber dabei auf die fein gegliederte Charakterzeichnung verzichten müssen, die jene Arbeit auszeichnet, so glauben wir, von unserm Können abgesehen, durch den Umstand entschuldigt zu sein, daß wir eine ganze Gruppe von Gestalten zu zeichnen uns vorgenommen haben, daß also die Rücksicht auf den Raum eine Beschränkung im einzelnen auferlegt.

---

1) Als litterarhistorisches Urteil sei noch angeführt: Julian Schmidt, Gesch. d. d. Litteratur seit Lessings Tod, 5. Aufl. (1867) 3,563: „Was für eine echt künstlerische Anstrengung ist z. B. in Freytags „Fabiern", Hebbels „Nibelungen", Otto Ludwigs „Maccabäern", Paul Heyses „Sabinerinnen" aufgewandt! Das unbedeutendste von diesen und ähnlichen Dramen würde vor 40 Jahren Epoche gemacht haben, jetzt beachtet man sie kaum." — Die Stelle steht freilich unter der Überschrift „Soll und Haben."

An der Spitze des Geschlechtes steht Caeso Fabius der Konsul. — Kurz vor dem Beginne der Handlung ist Tarchna, der Führer der Vejenter, zu geheimer Zwiesprache mit dem Volkstribunen Gnäus Sicanius in dessen Hause gewesen. Ein feindlicher Einfall der Vejenter auf römisches Gebiet soll von den Plebejern ungerächt bleiben, wenn der Feind mit seinem Beutezuge sich auf des Adels Güter beschränkt. Die Kunde von dem Überfall dringt nach Rom, wo eben die Fabier vor dem Hause des Konsuls in großer Zahl zum frohen Erntefeste versammelt sind. Zugleich mit ihr kommt Gaius Icilius, des Spurius Sohn, an seiner Seite des Konsuls Tochter Fabia und der junge Quintus, die durch sein kräftiges Einschreiten einer schweren Gefahr entrissen worden sind. Der hinzutretende Konsul nimmt den Bericht des Gaius entgegen und bietet dem Sohne des Gutsnachbarn ein gastliches Dach zur Pflege seiner Wunde. Noch ehe dieser sich entfernt, sprechen die Fabier die Vermutung aus, daß die Unthat in Rom ersonnen worden sei. Gaius kann allerdings berichten, daß ihnen auf dem Heimwege ein Reiter in Vejentertracht begegnet und seinem Speer entwichen sei, und sein Bericht stimmt mit der Meldung eines Fabiers, der vor wenig Stunden einen Vejikrieger, das Haupt verhüllend, auf Seitenwegen in Begleitung des Sicanius gesehen hat. Der Konsul aber kann an die Schuld des Römers nicht glauben.

„Er ist uns feindlich, drum wer ihn verdammt,
Der meide schnellen Spruch. Wer lehrte dich,
Ob nicht ein Zufall ihm den Fremden heut,
Den Gastfreund ihm zur bösen Stunde sandte?"

Mit diesen vier Versen beginnt das Bild des Konsuls, der bis daher fast nur in kurzer Gegenrede gesprochen hat, Gestalt und Farbe zu gewinnen. Wohl kennt er den heißen Haß des Mannes, der den Brand in allen Seelen erregt; aber „Solch Eifern war der Väter Sache nicht" ruft er den Seinen zu, die aus einer „armen List" Gefahr für sich befürchten. Und gewaltig wirken die Worte, die er weiterhin über „der Väter alte Kraft" an sie richtet:

„Wir haben uns vor andern hochgehalten,
Doch höher stets die teure Vaterstadt.
Wir haben Gut und Leben wohl gepflegt,
Doch willig stets für Rom dahingegeben;
Und wir, die Stolzen, haben stets am Tage
Des Kampfes uns die größte That gefordert,
Am Tag des Lohns geringen Siegerpreis.
Das, Stamm der Wölfe, war der Väter Schatz,
Das war der Sinn, der uns zu Fürsten machte."

Und wenn er dann an den Stufen des Altares den Schutzgott seines Stammes, den Herkules, anruft, der das wilde Volk der Hirten

zuerst gelehrt, das Felsgestein zum Walle zu ordnen und wüstes Land zu festgeschlossener Flur umzuschaffen, dann sehen wir die königliche Gewalt des Konsuls und die hohenpriesterliche des Stammhauptes aufs schönste in ihm vereinigt und wünschen Gewährung dessen, was er für sein Volk erfleht:

„Demut dem Starken, dem Gekränkten Maß,
Und dem, der Rache fordert, nur das Recht.“

Dem Dichter aber können wir keineswegs zustimmen, wenn er von der Hauptperson seines Dramas sagt, daß sie erst im Höhepunkt der Handlung, im dritten Akt, in den Vordergund trete. Und ganz dasselbe gilt von dem Auftreten des Konsuls im zweiten Akte.

„Dem Markte Frieden, Ehrfurcht dem Tribunen!“

So ruft er, aus dem Senate tretend, den Fabiern zu, da diese den Volkstribun Sicanius, der bei der ersten Abstimmung über den Krieg gegen Veji von seinem Interzessionsrechte Gebrauch gemacht hat, mit schweren Worten bedrohen. Diesen selbst aber mahnt er im Vorbeigehen, am nächsten Tage seiner Pflicht als Römer eingedenk zu sein. Und da Sicanius in finsterm Groll auf das Unrecht hinweist, das der Senat an ihm als dem Sohn eines Patriziers, der sich sein Gemahl aus dem Bauernstande gewählt, begangen habe, da gesteht ihm der Konsul zwar zu, daß ein schweres Urteil des Volkstribunen junges Herz geschlagen habe, erinnert ihn aber zugleich an des ersten römischen Königs Bruder, den zuerst des Richters Stahl getroffen. Und gewiß hat er das historische Recht auf seiner Seite und gebraucht es „dem, der Rache fordert,“ gegenüber auch mit „Maß“. Bald aber entfährt ihm ein Wort, das als erster Funke in das Haus der Fabier fällt:

„Mir bist du unverletzlich, nicht den Göttern.“

Und es darf uns nicht wunder nehmen, wenn dieses Wort, das er im Weggehen dem in seinen Schmähungen fortfahrenden Sicanius nachruft, in dem ohnehin zu Gewaltthat neigenden und durch die letzten Worte des Tribunen zu höchster Wut aufgestachelten Markus zündet und in seinem „Er stirbt“ als Flamme aufzischt, die jenes Haus verzehren wird. Wir aber folgen, die nächsten Ereignisse rasch überschreitend, dem Konsul in den dritten Akt.

Der Mord des Sicanius ist vergebens gewesen, vergebens im Sinne des Markus, der ihn auf seine Seele geladen hat. „Die alte Kraft der Gaue“ hatte sich in der Mordnacht versammelt und, vorzugsweise auf Betreiben des Spurius Icilius, den Beschluß gefaßt, wenn Sicanius am nächsten Tage wiederum den Heereszug verweigern werde,

dann solle sich der andere Volkstribun (Licinius) auf die Seite des Senates stellen und willig Antwort auf des Konsuls Frage geben. Vom Hause des Licinius aus hatte Spurius Boten an seinen Sohn gesandt, der noch im Haus des Konsuls weilte, und wollte sodann auch den Sicanius auf bessere Meinung zu bringen suchen. Was er dort in der Hand des Toten gefunden hat, weiß, von den Thätern abgesehen, nur er allein. — Am Morgen wird der Mord im Hause des Konsuls gemeldet, und Virginius, der andere Konsul, bringt seinem Amtsgenossen genauere Kunde über den Vorgang, soweit er ihn kennt, und über seine Wirkung auf Senatoren und Volk. Und —:

„Höchster Gott!
Ich hab' ihn nie geliebt, wohl hab' auch ich
Gewünscht, daß ihn ein Schicksal von uns löse;
War das ein Frevel, laß den bangen Schreck,
Der mich durchbebt, die letzte Rache sein,
Die der Tribun von seinem Gegner fordert."

Das ist der Nachhall der verhängnisvollen Worte, die aus dem zweiten Akte in des Konsuls Seele fortklingen mögen. Als er aber aus des Virginius Berichte die Freude erkennt, die den Adel ob dieser That bewegt, und als der Mitkonsul ihn zur Vorsicht in Verfolgung der Mörder mahnt, da erhebt er sich wieder zu seiner vollen Größe:

„Die Stadt ist krank, uns ward die Pflicht zu heilen ...
Wir thun die Pflicht, nicht minder und nicht mehr."

Das sind nur einzelne, von dem Bewußtsein hoher Verantwortlichkeit eingegebene Worte. Nachdem aber der Konsul die kranke Stadt selbst gesehen hat, nachdem sein eigner Stamm mit scheuem Gruß und gewundenem Wort von ihm gewichen ist, da fühlt er sich einsam auf seiner stolzen Höhe; und es ist eine Erquickung für ihn, daß Spurius Icilius, „ein Römer aus der alten Zeit", als einer, der Gehör erfleht, vom Liktor angemeldet wird. — Es wäre vergebliche Mühe, den mit dem Gespräche zwischen den beiden Jugendgespielen beginnenden Höhepunkt der Handlung: die Niederlegung des in der Hand des Toten zurückgebliebenen „Wolfshauptes" auf die Schwelle des Konsuls, dessen Selbstgespräch beim Anblick des „Nachtgesichtes", die schrecklichen Enthüllungen, die ihm die Angst der Tochter und die ausweichenden Antworten des jüngsten Sohnes gegeben, die Ausbrüche der Leidenschaft gegen die „arge Wolfsbrut" und die „Plebejerbraut", durch Aushebung einzelner Stellen zur Anschauung bringen zu wollen. Wohl aber fordert das tragische Moment, das mit der Antwort des Liktors auf des Konsuls Frage nach seinem Sohne Markus eintritt, eine besonders starke Betonung. Die Worte

„Drei Kinder zählt' ich, da der Morgen graute,
Der Abend sinkt, er findet mich allein"...

bis zum Schlusse des dritten Aktes:

„Das Haupt des Stammes ladet zum Gericht" —

sie mögen einer rasch bereiten Schablonenkritik zu eingehender Vergleichung mit den betreffenden dramatischen Einschnitten aus unsern höchsten klassischen Mustern bestens empfohlen sein.

Ebenso wenig aber wie Höhepunkt und tragisches Moment kann die gewaltige Gerichtsszene des vierten Aktes im Auszuge wiedergegeben werden. Daß G. Freytag selbst das Düstere und Furchtbare des Stoffes, den Kampf zwischen Vater und Sohn, als „einen Übelstand empfand, den er beim Schreiben nicht oder zu wenig erkannt" habe, ist wiederum eine Selbstkritik, deren Berechtigung wir mit andern gegen ihn bestreiten müssen. Wenn der Konsul bei dem Geständnisse des Markus sich schweigend über den Altar beugt, dann folgt ihm gewiß unser tiefstes Mitleid; wenn er die für Markus eintretenden Fabier als Empörer verflucht, dann bebt auch uns „in banger Furcht das Herz"; wenn er aber sehr bald darauf den Krieg mit Veji als Sühne für sich und sein Geschlecht fordert — „Kein fremder Mann gesellt sich zu den Meinen, und von den Meinen bleibt kein Mann zurück" —[1]) dann tritt für Leser und Hörer an die Stelle jener düsteren und furchtbaren Gefühle eine Befreiung, die sie, um nur ein Beispiel anzuführen, beim König Lear vergebens in so heilkräftiger Nähe suchen. Und die letzten Worte des Konsuls in diesem Akte:

„Gedenket unser, wenn der Nachtwind rauscht
Und wenn die Donner rollen. Lebe wohl,
Stadt meiner Ahnen, in der Götter Hut!" —

sie klingen in durchaus harmonischer Stimmung aus, in der des Spurius finstres „Gespiele meiner Jugend, fahr dahin!" — in diesem Augenblicke wenigstens — nicht als Mißklang empfunden wird.

In der zweiten Szene des fünften Aktes finden wir den Konsul unter den wenigen Seinen, die — „kein Heer, ja kaum ein Haufe noch" — vom Überfall an der Cremera übrig geblieben sind, als den Opferpriester, der sich und sie den Todesgöttern geweiht hat.

„Gewaltig wuchs der Stolz in unsern Seelen,
Hoch über Recht und Ordnung schwoll der Mut,
Getötet haben wir und Tod gesonnen,
Mißachtet das Gesetz der Stadt, zerrissen
Die letzte Fessel, Ehrfurcht vor den Ahnen."

1) Vergl. Livius II, 48: „Vos alia bella curate, Fabios hostis Vejentibus date."

So beginnt er das Bekenntnis gemeinsamer Schuld. So lange er atmet, wird kein Fuß sich zur Stadt zurückwenden. Als er dem Sohn sein Todesurteil sprach, hatte er sich selbst ein zweites in der Stille gesprochen. Darum aber kann er jetzt auch diesem Sohne die Hand zur Versöhnung reichen und dessen Bitte, den jüngsten des Geschlechts vom Fluche zu retten — denn „klein ist sein Vergehen, den Göttern ist's ein Lächeln" — Gewährung zusagen. Und als ihm dieser letzte des Geschlechts lebend gebracht wird, sind seine letzten Worte:

„Du lebst, mein Knabe?
Danke den Bürgern, ehre das Gesetz. —
Und scheidend heb' ich meine Hand und flehe:
Ihr Ew'gen duldet nur den Männermut,
Der maßvoll sich bescheidet. Weiht den Römern
Mit unsrem Tod den heil'gen Bürgerfrieden!
Versöhnung!" —

ein Schluß des todgeweihten Lebens, der durch den Schluß des Trauerspiels aus dem Munde des Spurius aufs wirksamste besiegelt wird:

„Versöhnung den Geschlechtern und dem Volk!"

Wir würden fürchten, das Bild des Konsuls Caeso Fabius, das sich vorstehend gleichsam von selbst aus der Dichtung zusammengestellt hat, durch eigene Farbenmischung zu trüben. Wir wenden uns deshalb den übrigen Fabiern zu, um sodann zum Schluß das ganze Geschlecht noch einmal mit seinem Haupt in die gebotene historisch-dramatische Beleuchtung zu rücken. Die nächsten sind des Konsuls Söhne Markus und Quintus Fabius und seine Tochter Fabia.

Welche Bedeutung das „Wolfshaupt" als Abzeichen der Fabier für den dramatischen Aufbau des Stückes hat, ist bereits im Bilde des Konsuls erwähnt, und auch die Bezeichnung des Geschlechtes als „Stamm der Wölfe" ist uns in einer der ausgehobenen Stellen schon entgegengetreten. Daß aber diese Bezeichnung vorzugsweise im Munde des Markus Fabius Verwendung findet, erklärt sich aus seiner ausgesprochen kriegerischen Natur. Nach dem Gebete des Vaters gegen Ende des ersten Aktes wendet er sich zum Altar mit den Worten:

„Die Wolfsgenossen rufen euch, ihr Götter."

Und nach dem Morde ist es „die Spur der Wölfe", die „der blöde Sextus" in dem Hause des Toten zurückgelassen hat. Und „wer das Wolfshaupt sah, er darf nicht länger leben" spricht Markus gleich darauf und deutet damit auf einen zweiten Mord, den des Spurius Icilius, als eine Notwendigkeit nach dem ersten (III. Akt). Vor der Gerichtsszene im vierten Akte aber ergießt sich seine Stimmung in den bitteren Worten:

„Zwei Wölfe sind wir aus demselben Nest,
Sohn gegen Vater in verruchtem Kampfe,
Der junge frech, der alte gut gezähmt,
Am Ende würgt der eine wie der andre."

Und wiederum gegen das Ende dieser Szene, da die Fabier in diesem Kampfe sich für den einen oder den andern zu entscheiden haben:

„Zu mir, ihr Wölfe, hier die rote Hand!
(Die Fabier drängen sich auf seine Seite, der Konsul steht allein.)
Die ganze Meute folgt, sie wittert Blut!
Die alte Wut brennt auf! Trag's, Konsul, trag's!"

Anders, aber mit demselben Bilde, nach der Wendung, die der Kampf durch die Meldung von der Wahl des Spurius Icilius zum Volkstribunen und den dadurch veranlaßten Aufruf des Konsuls zum Krieg der Fabier gegen Veji genommen:

„Ha, Lust und Leben, finstrer Wolfsgenosse,
Du fandest Sühne, die vom Fluch erlöst."

Dennoch befänden wir uns im Irrtum, wenn wir dem älteren Sohne des Konsuls einen „wölfischen" Charakter zuerkennen wollten. — Schon im ersten Akte, bei der Kunde von dem Überfall der Vejenter, ist sein erster Gedanke bei dem jungen Bruder und der Schwester, die schutzlos in ihrem Hofe säßen; und herzlich ist sein Gruß an die Geretteten und sein Dank für den Retter. Und ebenso seine Sorge um den jungen Bruder, den er vom Kampfe gegen den Volkstribun fernhalten will (II. Akt). In der Mordnacht wäre ihm lieber, wenn die Sonne hell um sie erglühte, und der Feind in Rüstung ihm, dem nackten Manne, zum letzten Kampfe gegenüberstünde. Nach dem Morde, den er selbst vollzieht, weil der durch die Messerprobe dazu bestimmte Sextus den Streich verfehlt hat, fühlt er die von den anderen hoch gepriesene That als eine das innerste Leben vernichtende:

„Ein Mann darf vieles, nur geheimen Tod
Ins Leben senken, blieb der Götter Recht.
Denn wagt's ein Mann, so wird ihm wie den Göttern
Das Auge hell, und kalt die warme Brust,
Und was er thut, unmenschlich nennt's die Menge.
(leise)
Mir friert das Herz."

Und wenn er trotzdem zum zweiten Morde rät, so folgt er damit nur „dem finstern Zwange", der sie alle tötet. In der Gerichtsszene verläßt ihn das Bewußtsein seiner Schuld keinen Augenblick. Und wenn die übrigen Fabier alle Künste der Dialektik anwenden, um das Geständnis der Schuld von dem künftigen Konsul abzuwenden, spricht er still für sich:

„Mein Helfer gräbt getreulich seine Gänge,
Doch wär' ich Richter, faßt' ich seinen Hals."

Als aber Sextus die That auf seinen Hals nehmen will, und alle Fabier diesem Heil und Dank zurufen, dem Konsul aber, der des Vaters Schmerzen eingesargt hatte, „die Kraft in Furcht und bangem Hoffen schmilzt," da ruft Markus laut:

„Der Knabe lügt!
Was hängt ihr Doggen euch an Mund und Glieder?
Hinweg!
Er sprang ins Haus, ihm grauste vor der That, —
Der heimlich den Tribunen traf, war ich."

Von hier ab bis zu seinen letzten Worten: „Die Toten rufen! Auf, ihr dunkeln Schatten! Ein Feldherr naht, rüstet euch zum Empfange!" sind es noch zwei Stellen, die wir zu der bereits früher erwähnten Versöhnungsszene herausschreiben müssen, weil sie einen tieferen Blick in das Seelenleben des „Wolfsgenossen" thun lassen. Die eine ist der Aufschrei gegen den auf die Weigerung des Liktors selbst das Richtbeil ergreifenden Konsul: „O Vater, thu's nicht selbst!" Die zweite die in der Felsenschlucht unweit des Baches Cremera gesprochene Klage:

„Die heiße Lohe hier ist ausgebrannt.
Unruhig glimmt die Asche. — Seltsam scheint mir,
Daß ich noch atme. — Sieh, von Blut und Streit,
Von allem Unheil, das uns niederwirft,
Selbst von den Leibern der gefallnen Freunde
Irrt mir die Seele nach verschwundner Zeit.
Und, spotte nicht, — das schöne Bild der Mutter,
Die mich so gern geküßt', schwebt in den Lüften,
Mein ältrer Bruder, der als Knabe starb,
Ihn hör' ich sprechen und ich liege klagend
Vor seinem Lager mit verhülltem Haupt.
Weiß nicht, warum ich rastlos sorg' und denke
Um jene, die ich einst geliebt und lange
Verloren. — Müde bin ich und betäubt."

Die auf diese längere Aussprache folgenden Verse führen uns zu dem jüngeren Bruder Quintus, dessen Bild, zwischen harmlosem Jugendmut und dem furchtbaren Ernst der Lage schwankend, mit wenigen Strichen vervollständigt werden kann. — Wenn die „Journalisten" auch von den Kritikern des Tages noch als das beste Lustspiel seit Lessing bezeichnet werden, so liegt dies daran, daß nicht nur die Adelheid und Bolz, sondern auch die übrigen Personen des Stückes im Dienste einer in hohem Ernste zu erfassenden sittlichen Idee stehen, und daß das „unter Thränen lächeln" als der eigentliche Typus des Lustspiels durch dasselbe hindurchgeht. Ganz ähnlich wirkt es, wenn der halbwüchsige Held

Quintus, der allein von dem Geschlechte zu dessen späterem Ruhme aufbewahrt bleiben soll, bei der Heimkehr nach dem Überfall der Vejenter den Gaius Icilius bittet, bei den Seinen der Lobredner seiner Thaten zu sein, und wenn er das Vaterhaus mit den Worten „Ein künft'ger Konsul schlägt das Thor" betritt, dann aber, beim Berichte des Icilius, diesen leise am Kleide zupft, damit er sein gedenke. Und wenn er im zweiten Akt „dabei sein will gegen den Tribunen", und Lucius ihn anfangs als „Quentlein" zurückweist, dann aber gestattet, daß er sich zu den „Pfunden" stelle, so ist das freilich ein Scherz, der von der schlagfertigen Jugend unserer Tage als Kalauer bezeichnet werden würde und deshalb bei der Aufführung vielleicht auszulassen sein dürfte. Die Stelle aber bereitet zu der andern vor, wo er den Bruder Markus als sein Heldenideal feiert, und dieser ihn zärtlich nach Hause gehen heißt, damit das, was unausgesprochen auf der Seele liege, seiner Unschuld nicht den Schlaf entweihen möge. Und so bleibt er denn auch aus dem Spiele bis zu dem Augenblicke, den wir oben bereits als das tragische Moment der Handlung berührt haben.

„Ich bin ein Fabier,
Treu meinen Brüdern und den Gegnern Feind."

Das sind die Worte, denen der Konsul, der sie sonst mit Stolz gehört haben würde, jetzt die schneidende Entgegnung zu teil werden läßt: „Ein Fabier? sonst nichts? armselig Ding!" — worauf er den ungehorsamen Sohn als „arge Wolfsbrut" hinausweist. Bei dem Heereszuge nach Veji aber hat er sich natürlich dem Geschlechte anzuschließen, und hier ist es, wo er dem „müden und betäubten" Bruder Antwort giebt auf dessen Frage nach dem Vater, und ob dieser ihm, dem Quintus, gütig sei. Auch das zweimalige Auftreten des Quintus bei dem Entscheidungskampfe ist bereits erwähnt. Und so können wir seine Gestalt mit der Erklärung verlassen, daß die Einführung dieses jüngsten Sohnes, die allerdings schon durch die Fabel geboten war[1]), an der Hand des Dichters zugleich ein vortreffliches Mittel wurde, „das Düstere und Furchtbare des Stoffes" ganz wesentlich zu gunsten der dramatischen Wirkung zu mildern.

In gleichem Sinne, aber nach einer ganz entgegensetzten Seite hin wirkt das Bild der Fabia, einer der herrlichsten Frauengestalten in unserer dramatischen Litteratur. — In ländlicher Abgeschiedenheit hat Fabia den größten Teil ihrer Kinderjahre verbracht. Nur zur Zeit der Kriege saß sie in Rom allein und härmte sich um die entfernten Männer.

1) Vgl. Ovid. Fast. II 241/2:
Scilicet ut posses olim tu, Maxime, nasci,
Cui res cunctando restituenda foret.

Im Frieden dagegen zog sie mit den Frauen ins Gefild. Dort war sie heimisch; dort sah sie auch den treuen Nachbarsohn, dessen Pfeil den Habicht traf, der ihr lustig Federvolk verstörte, von dem sie aber auch gescholten wurde, wenn sie Unrecht that. Aus diesem „heil'gen Frieden" hat sie nun plötzlich der Einfall der Vejenter herausgerissen; in dem Greuel der Verwüstung aber, den sie gesehen, hat sie zugleich „des Helden göttergleiche Macht" kennen gelernt.

„O laß die Hand mich fassen, Römerheld,
Sie löst vom Tode, — Himmelsgötter, seht!
Mit meinen Thränen netz' ich sie und flehe:
Gesegnet sei sie ewig, ewig dir!"

Das ist nicht bloß Dank, es ist der erste Ausbruch des tiefen Gefühles, das das Kind des Konsuls an seinen Lebensretter bindet. Dieser freilich tritt vor der Jungfrau, die an ihm niedersinken will, zurück, denn er weiß wohl, daß „in der Hügelstadt die Fürstentochter sich nicht dem Sohn des Landmanns neigt", auch nicht, wenn dieser Landmann ein reicher Kaufherr geworden ist. Aber die Flamme der Liebe ist von diesem Augenblick an in den beiden entzündet, und sie verrät sich in der Jungfrau alsbald auch nach außen hin, indem sie bei dem Berichte des Gaius auf eine unnütze Bemerkung des Bruders hin erklärt:

„Ich trag' es nicht, daß andre für mich sterben."

Doch das wird bis jetzt noch nicht beachtet; denn allzu ungeheuerlich ist der Gedanke, daß so was möglich sei. Auch der Vater Spurius, dem sich Gaius (im II. Akte) offenbart, muß, nachdem er die Sache anfangs mit Spott und Hohn behandelt, ihre Unterredung mit der Erinnerung schließen, daß das „Ungemeßne", das der Sohn für sich fordert, „Ungemeßnes auch zu thun und, wenn der Gott gebeut, zu tragen" befiehlt. Bei der gleich darauf folgenden Begegnung freilich ist er entzückt, daß sie ihn Vater nennt; und er sinnt, wie er dem Sohne zu helfen vermöge. Das Mittel dazu bietet sich ihm über alles Erwarten in der Ermordung des Volkstribunen und den sie begleitenden Umständen dar. — Der finstre Geist, der nach der That durch das Haus der Fabier schreitet, hat auch die Jungfrau erfaßt. Ein banger Traum hat ihr den Schutzgeist des Hauses gezeigt, wie er vom Herde fortschritt, weiter, immer weiter, bis er zuletzt verschwand, sie in kalter Öde zurücklassend. Nichts hilft es, daß sie den „Kindertraum" auf den Gast deutet, der an des Hauses Herd erscheint, um Abschied von ihr zu nehmen. Er ist zum Kampf gerüstet und will, wie die Geliebte selbst unkundig dessen, was geschah, ihr sagen, daß er sie durch Kampf zu gewinnen hofft. War er ja doch zum Kriegstribunen für den Vejikrieg ersehen,

zu dem er eben die Gaugenossen sammeln will. Und wie er ihr sein tiefstes Herz enthüllt, da fühlt sie wohl zuerst ein „stilles Ahnen“, das hier lieblich laut wird. Aber bald:

„Ein Schauer faßt mich; mein Verhängnis naht“...
„Weh über mich, ich bin der Fabier Kind,
Ich weiß, warum mein Schutzgeist sucht und klagt.“

Das ist ihre Erwiderung auf des Geliebten Hoffen; und doch: „Von Fluch und Gnade fordr' ich gleichen Teil“ — das ist ebenso rasch ihr fester Entschluß. Und —

„Er schwindet, und ich stehe
Verwandelt, fremd in meiner Ahnen Haus.
Wild durcheinander toben die Gedanken,
Nur eines fühl' ich, all mein Leben fliegt
Zu ihm“ —

das ist ihr letztes Wort auf des Geschiedenen „Gedenke mein!“ — Wie sehr sie Ursache hat, für den Geliebten zu fürchten, das zeigt sich nach dem mehrfach erwähnten Zwiegespräche zwischen dem Konsul und Spurius Icilius. Vergebens hat sie den widerstrebenden Quintus die Stufen hinabgezogen, um ihn zu zwingen, daß er dem Vater Rede stehe. Da muß sie selbst die Mordanschläge der Fabier gegen die Icilier enthüllen. Und wie der Konsul zusammenschauert unter der Erkenntnis, daß sein eignes Haus die Mörderbrut verbirgt, da wagt sie auch, den Vater um die Rettung des Geliebten anzuflehen — „warm für den fremden Mann“, wie der Konsul meint. Und nun erst wird diesem klar, warum Spurius „das Recht der Ehe“ als Einsatz für sein Geheimnis gefordert hat. Sein kaltes „Geh, Plebejerbraut!“ ist des Konsuls letztes Wort zu seinem Kinde, dem „armen Weib“, und — Fabia zuckt zusammen und geht schweigend ab.

In der vorhergehenden Darstellung ist noch nicht ausgesprochen worden, daß das erste Zusammentreffen der Fabier mit den Vejentern — ganz nach der Überlieferung — mit einem Sieg der Fabier endete, daß diese dann, nach dem Überfall an der Cremera, in der verschwindend kleinen Zahl derer, die am Leben blieben, gen Veji gezogen waren, und daß Gaius auf diese Nachricht hin seinen Vater, nunmehr Volkstribun an des Sicanius Stelle, in der ersten Szene des fünften Aktes bestimmen will, ihnen mit einem Heere zu Hilfe zu kommen. Das erlangt er vorläufig noch nicht, wohl aber die Erlaubnis zu einer Zusammenkunft mit Fabia im Tempel der Vesta. Und hier begegnet uns wieder ein Seelengemälde von unvergleichlicher Schönheit, das aber eben deshalb nur in seinem vollen Wortlaut aufgenommen werden darf. Nur für die Einfügung dieser Szene in den Gang der Handlung sei bemerkt, daß gerade

in Fabia, der „Plebejerbraut", und in dem, um dessen willen sie so genannt wurde, der wahre Adel, der Adel der Seele, in vollster Reinheit zur Erscheinung kommt.

„Er schützte mir das Leben, als Geschenk
Von seiner Hand bewahr' ich's ihm allein,
Und naht die Stunde, wo mein stolz Geschlecht
In andre Arme wirft, was ihm gebührte,
Dann hüll' ich mich in dunkle Brautgewande,
Und abwärts gleit' ich von dem Herd der Ahnen
Und berg' in sichrer Tiefe sein Geschenk.
Das sag' ihm, Vater, und so lebe wohl!"

So hatte Fabia schon vorher (im IV. Akte) ihren Willen gegen Spurius Icilius kundgegeben. Und ebenso Gaius den seinen vor der Szene im Vestatempel gegen des Vaters Lockruf: „Die Gattin dir und Rettung unsrer Stadt":

„O Schande, Schmach und Schande treffe mich,
Wenn ich dem Weib mit solcher Werbung nahe,
Ihr Blut verratend die Verlassne roh
Ans Feuer des entehrten Herdes schleppe."

Ganz im Einklang mit dieser Erkenntnis spricht nun Fabia ihr „Ich sende dich — ich segne dich — zum Tode." Und ihre letzte Bitte an ihn ist die, daß er dem Vater sage, nicht unwert sei sie doch sein Kind zu sein. Gaius aber, der sich bei der ersten Kriegerwahl der tribunicia potestas seines Vaters unterworfen hatte, verschmäht es nun, seine Hilfe von der zuvor durch Brief und Siegel verbürgten Gegenleistung des jus connubii abhängig zu machen. Er eilt, noch bevor sein Vater mit dem Konsul Virginius im Tempel der Vesta zu jenem „Handel" zusammenkommt, mit wenigen Begleitern zur Felsenschlucht an der Cremera und kommt dort an, als eben Markus des Vaters Mitleid für den jungen Quintus angerufen hatte. „Errette mir den Sohn und sei gesegnet!" ist des Konsuls Gruß an ihn; und Gaius, den Knaben ergreifend und seinem Begleiter zuwerfend: „Grüße die Schwester! Hinweg aufs Roß, entführt ihn dem Verderben!" Zum Konsul aber, der ihn ermahnt, daß auch er zum Lichte zurückkehre „mit eines Vaters Segen":

„Der Eine bin ich, den der Konsul rief.
Der Eine stellt sich heut zum Amt des Schwertes.
(Kriegslärm im Hintergrund; Icilius das Schwert ziehend.)
Der Sohn des Nachbars kommt zu Gaste, Herr!
Einst wollt' ich mehr, jetzt will ich vor dir fechten."

In dem darauf folgenden letzten Kampfe erschlägt Gaius den Führer der Vejenter, wird aber selbst tödlich verwundet und sinkt mit den

Worten: „Sieg, mein Vater, Sieg! — So stirbt ein Bürger" zu den Füßen des eben mit einem zweiten Haufen römischer Bürger heranstürmenden Spurius nieder.

Die letzten, den „heil'gen Bürgerfrieden" herstellenden Worte in unserm Drama sind bereits mitgeteilt. Es bleibt uns noch übrig, auch die übrigen Fabier, soweit sie redend in demselben eingeführt werden, in kurzer Zusammenfassung darzustellen. — Da sind zunächst die jüngeren „Vettern" Sextus, Lucius, Gaius Fabius: übermütige Gesellen, die beim Erntefest um eine Kette von Tyrrhenererz und einen im Meerschiff geraubten schlanken Knaben würfeln, dabei frech über ihre Liebchen scherzen, weidlich über den Tribunen und das ganze Plebejerpack schimpfen, beim Mord und dem Mordprozeß fest zusammenstehen, aber auch in offenem Kampfe dem Geschlechte Ehre zu machen suchen, also daß Markus sie zuletzt als „arme Wölflein, allzu treu dem Freunde, der dem Fluch verfiel," bezeichnen kann. Weit über diese hinaus ragt, im Guten wie im Schlimmen, der Senator Numerius. Er nennt das Knöcheln ein ungesellig Handwerk, ist mit Markus dem Spurius Icilius freundlich, als dieser mit den Landleuten zum Erntefest herankommt, und lobt ihn sogar darum, daß er dem Sextus einen schlechten Witz gut heimzahlt. Aber die „Kräh'n und Dohlen" auf dem Markte, deren Haupt Sicanius ist, die haßt er gründlich, und Sicanius ist ihm nur „der Verruchte", „das verruchte Haupt". Schon bei der ersten Nachricht, daß Sicanius den Krieg verweigere, hat er für das allgemein gehaltene „Tod den Tribunen!" der übrigen Fabier die bestimmte Deutung „Worte schlagen nicht. Die Todesgötter helfen nur dem Arm": eine Deutung, die er bald darauf dem Markus durch eine Handbewegung ad oculos demonstriert. Beim Morde selbst ist er vor allen die treibende Kraft, und im dritten Akte ist sein „Sieg und Rache!" der lauteste Ausdruck der Freude, daß „den Hammeln schwand der großgehörnte Widder"; und er grollt dem Markus, daß dieser finster schaut und seinen Blick abwärts wendet, wie er denn auch bei der Gerichtsszene der eifrigste Verteidiger desselben ist. Eben deshalb ist er aber auch — und das ist die schlimmste Seite an dem Vollblut-Aristokraten — der entschiedenste Gegner des nach Recht und Gerechtigkeit strebenden Konsuls. „Ein hölzern Schwert ist das Gesetz geworden," meint er schon im ersten Akt und glaubt mit Pfahl und Steinen und Schemel und Stangen nachhelfen zu müssen, wo es nicht scharf genug erscheint. Im Senate wirft er bei Zuziehung der Tribunen in der Kriegsfrage den Sessel um und schreitet hinaus, voll Ingrimm bei dem Gedanken, daß sie am nächsten Tage „ein friedlich Dorf von Veji sind, ehrlos und waffenlos, ein Beutestück für jeden Räuber." Beim Gericht auf dem Marsfeld

dann solle sich der andere Volkstribun (Licinius) auf die Seite des Senates stellen und willig Antwort auf des Konsuls Frage geben. Vom Hause des Licinius aus hatte Spurius Boten an seinen Sohn gesandt, der noch im Haus des Konsuls weilte, und wollte sodann auch den Sicanius auf bessere Meinung zu bringen suchen. Was er dort in der Hand des Toten gefunden hat, weiß, von den Thätern abgesehen, nur er allein. — Am Morgen wird der Mord im Hause des Konsuls gemeldet, und Virginius, der andere Konsul, bringt seinem Amtsgenossen genauere Kunde über den Vorgang, soweit er ihn kennt, und über seine Wirkung auf Senatoren und Volk. Und —:

„Höchster Gott!
Ich hab' ihn nie geliebt, wohl hab' auch ich
Gewünscht, daß ihn ein Schicksal von uns löse;
War das ein Frevel, laß den bangen Schreck,
Der mich durchbebt, die letzte Rache sein,
Die der Tribun von seinem Gegner fordert."

Das ist der Nachhall der verhängnisvollen Worte, die aus dem zweiten Akte in des Konsuls Seele fortklingen mögen. Als er aber aus des Virginius Berichte die Freude erkennt, die den Adel ob dieser That bewegt, und als der Mitkonsul ihn zur Vorsicht in Verfolgung der Mörder mahnt, da erhebt er sich wieder zu seiner vollen Größe:

„Die Stadt ist krank, uns ward die Pflicht zu heilen ...
Wir thun die Pflicht, nicht minder und nicht mehr."

Das sind nur einzelne, von dem Bewußtsein hoher Verantwortlichkeit eingegebene Worte. Nachdem aber der Konsul die kranke Stadt selbst gesehen hat, nachdem sein eigner Stamm mit scheuem Gruß und gewundenem Wort von ihm gewichen ist, da fühlt er sich einsam auf seiner stolzen Höhe; und es ist eine Erquickung für ihn, daß Spurius Icilius, „ein Römer aus der alten Zeit", als einer, der Gehör erfleht, vom Liktor angemeldet wird. — Es wäre vergebliche Mühe, den mit dem Gespräche zwischen den beiden Jugendgespielen beginnenden Höhepunkt der Handlung: die Niederlegung des in der Hand des Toten zurückgebliebenen „Wolfshauptes" auf die Schwelle des Konsuls, dessen Selbstgespräch beim Anblick des „Nachtgesichtes", die schrecklichen Enthüllungen, die ihm die Angst der Tochter und die ausweichenden Antworten des jüngsten Sohnes gegeben, die Ausbrüche der Leidenschaft gegen die „arge Wolfsbrut" und die „Plebejerbraut", durch Aushebung einzelner Stellen zur Anschauung bringen zu wollen. Wohl aber fordert das tragische Moment, das mit der Antwort des Liktors auf des Konsuls Frage nach seinem Sohne Markus eintritt, eine besonders starke Betonung. Die Worte

„Drei Kinder zählt' ich, da der Morgen graute,
Der Abend sinkt, er findet mich allein“...

bis zum Schlusse des dritten Aktes:

„Das Haupt des Stammes ladet zum Gericht“ —

sie mögen einer rasch bereiten Schablonenkritik zu eingehender Vergleichung mit den betreffenden dramatischen Einschnitten aus unsern höchsten klassischen Mustern bestens empfohlen sein.

Ebenso wenig aber wie Höhepunkt und tragisches Moment kann die gewaltige Gerichtsszene des vierten Aktes im Auszuge wiedergegeben werden. Daß G. Freytag selbst das Düstere und Furchtbare des Stoffes, den Kampf zwischen Vater und Sohn, als „einen Übelstand empfand, den er beim Schreiben nicht oder zu wenig erkannt“ habe, ist wiederum eine Selbstkritik, deren Berechtigung wir mit andern gegen ihn bestreiten müssen. Wenn der Konsul bei dem Geständnisse des Markus sich schweigend über den Altar beugt, dann folgt ihm gewiß unser tiefstes Mitleid; wenn er die für Markus eintretenden Fabier als Empörer verflucht, dann bebt auch uns „in banger Furcht das Herz“; wenn er aber sehr bald darauf den Krieg mit Veji als Sühne für sich und sein Geschlecht fordert — „Kein fremder Mann gesellt sich zu den Meinen, und von den Meinen bleibt kein Mann zurück“ —[1]) dann tritt für Leser und Hörer an die Stelle jener düsteren und furchtbaren Gefühle eine Befreiung, die sie, um nur ein Beispiel anzuführen, beim König Lear vergebens in so heilkräftiger Nähe suchen. Und die letzten Worte des Konsuls in diesem Akte:

„Gedenket unser, wenn der Nachtwind rauscht
Und wenn die Donner rollen. Lebe wohl,
Stadt meiner Ahnen, in der Götter Hut!“ —

sie klingen in durchaus harmonischer Stimmung aus, in der des Spurius finstres „Gespiele meiner Jugend, fahr dahin!“ — in diesem Augenblicke wenigstens — nicht als Mißklang empfunden wird.

In der zweiten Szene des fünften Aktes finden wir den Konsul unter den wenigen Seinen, die — „kein Heer, ja kaum ein Haufe noch“ — vom Überfall an der Cremera übrig geblieben sind, als den Opferpriester, der sich und sie den Todesgöttern geweiht hat.

„Gewaltig wuchs der Stolz in unsern Seelen,
Hoch über Recht und Ordnung schwoll der Mut,
Getötet haben wir und Tod gesonnen,
Mißachtet das Gesetz der Stadt, zerrissen
Die letzte Fessel, Ehrfurcht vor den Ahnen.“

1) Vergl. Livius II, 48: „Vos alia bella curate, Fabios hostis Vejentibus date.“

So beginnt er das Bekenntnis gemeinsamer Schuld. So lange er atmet, wird kein Fuß sich zur Stadt zurückwenden. Als er dem Sohn sein Todesurteil sprach, hatte er sich selbst ein zweites in der Stille gesprochen. Darum aber kann er jetzt auch diesem Sohne die Hand zur Versöhnung reichen und dessen Bitte, den jüngsten des Geschlechts vom Fluche zu retten — denn „klein ist sein Vergehen, den Göttern ist's ein Lächeln" — Gewährung zusagen. Und als ihm dieser letzte des Geschlechts lebend gebracht wird, sind seine letzten Worte:

„Du lebst, mein Knabe?
Danke den Bürgern, ehre das Gesetz. —
Und scheidend heb' ich meine Hand und flehe:
Ihr Ew'gen duldet nur den Männermut,
Der maßvoll sich bescheidet. Weiht den Römern
Mit unsrem Tod den heil'gen Bürgerfrieden!
Versöhnung!" —

ein Schluß des todgeweihten Lebens, der durch den Schluß des Trauerspiels aus dem Munde des Spurius aufs wirksamste besiegelt wird:

„Versöhnung den Geschlechtern und dem Volk!"

Wir würden fürchten, das Bild des Konsuls Caeso Fabius, das sich vorstehend gleichsam von selbst aus der Dichtung zusammengestellt hat, durch eigene Farbenmischung zu trüben. Wir wenden uns deshalb den übrigen Fabiern zu, um sodann zum Schluß das ganze Geschlecht noch einmal mit seinem Haupt in die gebotene historisch-dramatische Beleuchtung zu rücken. Die nächsten sind des Konsuls Söhne Markus und Quintus Fabius und seine Tochter Fabia.

Welche Bedeutung das „Wolfshaupt" als Abzeichen der Fabier für den dramatischen Aufbau des Stückes hat, ist bereits im Bilde des Konsuls erwähnt, und auch die Bezeichnung des Geschlechtes als „Stamm der Wölfe" ist uns in einer der ausgehobenen Stellen schon entgegengetreten. Daß aber diese Bezeichnung vorzugsweise im Munde des Markus Fabius Verwendung findet, erklärt sich aus seiner ausgesprochen kriegerischen Natur. Nach dem Gebete des Vaters gegen Ende des ersten Aktes wendet er sich zum Altar mit den Worten:

„Die Wolfsgenossen rufen euch, ihr Götter."

Und nach dem Morde ist es „die Spur der Wölfe", die „der blöde Sextus" in dem Hause des Toten zurückgelassen hat. Und „wer das Wolfshaupt sah, er darf nicht länger leben" spricht Markus gleich darauf und deutet damit auf einen zweiten Mord, den des Spurius Icilius, als eine Notwendigkeit nach dem ersten (III. Akt). Vor der Gerichtsszene im vierten Akte aber ergießt sich seine Stimmung in den bitteren Worten:

„Zwei Wölfe sind wir aus demselben Nest,
Sohn gegen Vater in verruchtem Kampfe,
Der junge frech, der alte gut gezähmt,
Am Ende würgt der eine wie der andre."

Und wiederum gegen das Ende dieser Szene, da die Fabier in diesem Kampfe sich für den einen oder den andern zu entscheiden haben:

„Zu mir, ihr Wölfe, hier die rote Hand!
(Die Fabier drängen sich auf seine Seite, der Konsul steht allein.)
Die ganze Meute folgt, sie wittert Blut!
Die alte Wut brennt auf! Trag's, Konsul, trag's!"

Anders, aber mit demselben Bilde, nach der Wendung, die der Kampf durch die Meldung von der Wahl des Spurius Icilius zum Volkstribunen und den dadurch veranlaßten Aufruf des Konsuls zum Krieg der Fabier gegen Veji genommen:

„Ha, Lust und Leben, finstrer Wolfsgenosse,
Du fandest Sühne, die vom Fluch erlöst."

Dennoch befänden wir uns im Irrtum, wenn wir dem älteren Sohne des Konsuls einen „wölfischen" Charakter zuerkennen wollten. — Schon im ersten Akte, bei der Kunde von dem Überfall der Vejenter, ist sein erster Gedanke bei dem jungen Bruder und der Schwester, die schutzlos in ihrem Hofe säßen; und herzlich ist sein Gruß an die Geretteten und sein Dank für den Retter. Und ebenso seine Sorge um den jungen Bruder, den er vom Kampfe gegen den Volkstribun fernhalten will (II. Akt). In der Mordnacht wäre ihm lieber, wenn die Sonne hell um sie erglühte, und der Feind in Rüstung ihm, dem nackten Manne, zum letzten Kampfe gegenüberstünde. Nach dem Morde, den er selbst vollzieht, weil der durch die Messerprobe dazu bestimmte Sextus den Streich verfehlt hat, fühlt er die von den anderen hoch gepriesene That als eine das innerste Leben vernichtende:

„Ein Mann darf vieles, nur geheimen Tod
Ins Leben senken, blieb der Götter Recht.
Denn wagt's ein Mann, so wird ihm wie den Göttern
Das Auge hell, und kalt die warme Brust,
Und was er thut, unmenschlich nennt's die Menge.
(leise)
Mir friert das Herz."

Und wenn er trotzdem zum zweiten Morde rät, so folgt er damit nur „dem finstern Zwange", der sie alle tötet. In der Gerichtsszene verläßt ihn das Bewußtsein seiner Schuld keinen Augenblick. Und wenn die übrigen Fabier alle Künste der Dialektik anwenden, um das Geständnis der Schuld von dem künftigen Konsul abzuwenden, spricht er still für sich:

„Mein Helfer gräbt getreulich seine Gänge,
Doch wär' ich Richter, faßt' ich seinen Hals."

Als aber Sextus die That auf seinen Hals nehmen will, und alle Fabier diesem Heil und Dank zurufen, dem Konsul aber, der des Vaters Schmerzen eingesargt hatte, „die Kraft in Furcht und bangem Hoffen schmilzt," da ruft Markus laut:

„Der Knabe lügt!
Was hängt ihr Doggen euch an Mund und Glieder?
Hinweg!
Er sprang ins Haus, ihm graufte vor der That, —
Der heimlich den Tribunen traf, war ich."

Von hier ab bis zu seinen letzten Worten: „Die Toten rufen! Auf, ihr dunkeln Schatten! Ein Feldherr naht, rüstet euch zum Empfange!" sind es noch zwei Stellen, die wir zu der bereits früher erwähnten Versöhnungsszene herausschreiben müssen, weil sie einen tieferen Blick in das Seelenleben des „Wolfsgenossen" thun lassen. Die eine ist der Aufschrei gegen den auf die Weigerung des Liktors selbst das Richtbeil ergreifenden Konsul: „O Vater, thu's nicht selbst!" Die zweite die in der Felsenschlucht unweit des Baches Cremera gesprochene Klage:

„Die heiße Lohe hier ist ausgebrannt.
Unruhig glimmt die Asche. — Seltsam scheint mir,
Daß ich noch atme. — Sieh, von Blut und Streit,
Von allem Unheil, das uns niederwirft,
Selbst von den Leibern der gefallnen Freunde
Irrt mir die Seele nach verschwundner Zeit.
Und, spotte nicht, — das schöne Bild der Mutter,
Die mich so gern geküßt', schwebt in den Lüften,
Mein ältrer Bruder, der als Knabe starb,
Ihn hör' ich sprechen und ich liege klagend
Vor seinem Lager mit verhülltem Haupt.
Weiß nicht, warum ich rastlos sorg' und denke
Um jene, die ich einst geliebt und lange
Verloren. — Müde bin ich und betäubt."

Die auf diese längere Aussprache folgenden Verse führen uns zu dem jüngeren Bruder Quintus, dessen Bild, zwischen harmlosem Jugendmut und dem furchtbaren Ernst der Lage schwankend, mit wenigen Strichen vervollständigt werden kann. — Wenn die „Journalisten" auch von den Kritikern des Tages noch als das beste Lustspiel seit Lessing bezeichnet werden, so liegt dies daran, daß nicht nur die Adelheid und Bolz, sondern auch die übrigen Personen des Stückes im Dienste einer in hohem Ernste zu erfassenden sittlichen Idee stehen, und daß das „unter Thränen lächeln" als der eigentliche Typus des Lustspiels durch das-selbe hindurchgeht. Ganz ähnlich wirkt es, wenn der halbwüchsige Held

Quintus, der allein von dem Geschlechte zu dessen späterem Ruhme aufbewahrt bleiben soll, bei der Heimkehr nach dem Überfall der Vejenter den Gaius Icilius bittet, bei den Seinen der Lobredner seiner Thaten zu sein, und wenn er das Vaterhaus mit den Worten „Ein künft'ger Konsul schlägt das Thor" betritt, dann aber, beim Berichte des Icilius, diesen leise am Kleide zupft, damit er sein gedenke. Und wenn er im zweiten Akt „dabei sein will gegen den Tribunen", und Lucius ihn anfangs als „Quentlein" zurückweist, dann aber gestattet, daß er sich zu den „Pfunden" stelle, so ist das freilich ein Scherz, der von der schlagfertigen Jugend unserer Tage als Kalauer bezeichnet werden würde und deshalb bei der Aufführung vielleicht auszulassen sein dürfte. Die Stelle aber bereitet zu der andern vor, wo er den Bruder Markus als sein Heldenideal feiert, und dieser ihn zärtlich nach Hause gehen heißt, damit das, was unausgesprochen auf der Seele liege, seiner Unschuld nicht den Schlaf entweihen möge. Und so bleibt er denn auch aus dem Spiele bis zu dem Augenblicke, den wir oben bereits als das tragische Moment der Handlung berührt haben.

„Ich bin ein Fabier,
Treu meinen Brüdern und den Gegnern Feind."

Das sind die Worte, denen der Konsul, der sie sonst mit Stolz gehört haben würde, jetzt die schneidende Entgegnung zu teil werden läßt: „Ein Fabier? sonst nichts? armselig Ding!" — worauf er den ungehorsamen Sohn als „arge Wolfsbrut" hinausweist. Bei dem Heereszuge nach Veji aber hat er sich natürlich dem Geschlechte anzuschließen, und hier ist es, wo er dem „müden und betäubten" Bruder Antwort giebt auf dessen Frage nach dem Vater, und ob dieser ihm, dem Quintus, gütig sei. Auch das zweimalige Auftreten des Quintus bei dem Entscheidungskampfe ist bereits erwähnt. Und so können wir seine Gestalt mit der Erklärung verlassen, daß die Einführung dieses jüngsten Sohnes, die allerdings schon durch die Fabel geboten war[1]), an der Hand des Dichters zugleich ein vortreffliches Mittel wurde, „das Düstere und Furchtbare des Stoffes" ganz wesentlich zu gunsten der dramatischen Wirkung zu mildern.

In gleichem Sinne, aber nach einer ganz entgegengesetzten Seite hin wirkt das Bild der Fabia, einer der herrlichsten Frauengestalten in unserer dramatischen Litteratur. — In ländlicher Abgeschiedenheit hat Fabia den größten Teil ihrer Kinderjahre verbracht. Nur zur Zeit der Kriege saß sie in Rom allein und härmte sich um die entfernten Männer.

---

1) Vgl. Ovid. Fast. II 241/2:
Scilicet ut posses olim tu, Maxime, nasci,
Cui res cunctando restituenda foret.

Im Frieden dagegen zog sie mit den Frauen ins Gefild. Dort war sie heimisch; dort sah sie auch den treuen Nachbarsohn, dessen Pfeil den Habicht traf, der ihr lustig Federvolk verstörte, von dem sie aber auch gescholten wurde, wenn sie Unrecht that. Aus diesem „heil'gen Frieden" hat sie nun plötzlich der Einfall der Vejenter herausgerissen; in dem Greuel der Verwüstung aber, den sie gesehen, hat sie zugleich „des Helden göttergleiche Macht" kennen gelernt.

„O laß die Hand mich fassen, Römerheld,
Sie löst vom Tode, — Himmelsgötter, seht!
Mit meinen Thränen netz' ich sie und flehe:
Gesegnet sei sie ewig, ewig dir!"

Das ist nicht bloß Dank, es ist der erste Ausbruch des tiefen Gefühles, das das Kind des Konsuls an seinen Lebensretter bindet. Dieser freilich tritt vor der Jungfrau, die an ihm niedersinken will, zurück, denn er weiß wohl, daß „in der Hügelstadt die Fürstentochter sich nicht dem Sohn des Landmanns neigt", auch nicht, wenn dieser Landmann ein reicher Kaufherr geworden ist. Aber die Flamme der Liebe ist von diesem Augenblick an in den beiden entzündet, und sie verrät sich in der Jungfrau alsbald auch nach außen hin, indem sie bei dem Berichte des Gaius auf eine unnütze Bemerkung des Bruders hin erklärt:

„Ich trag' es nicht, daß andre für mich sterben."

Doch das wird bis jetzt noch nicht beachtet; denn allzu ungeheuerlich ist der Gedanke, daß so was möglich sei. Auch der Vater Spurius, dem sich Gaius (im II. Akte) offenbart, muß, nachdem er die Sache anfangs mit Spott und Hohn behandelt, ihre Unterredung mit der Erinnerung schließen, daß das „Ungemeßne", das der Sohn für sich fordert, „Ungemeßnes auch zu thun und, wenn der Gott gebeut, zu tragen" befiehlt. Bei der gleich darauf folgenden Begegnung freilich ist er entzückt, daß sie ihn Vater nennt; und er sinnt, wie er dem Sohne zu helfen vermöge. Das Mittel dazu bietet sich ihm über alles Erwarten in der Ermordung des Volkstribunen und den sie begleitenden Umständen dar. — Der finstre Geist, der nach der That durch das Haus der Fabier schreitet, hat auch die Jungfrau erfaßt. Ein banger Traum hat ihr den Schutzgeist des Hauses gezeigt, wie er vom Herde fortschritt, weiter, immer weiter, bis er zuletzt verschwand, sie in kalter Öde zurücklassend. Nichts hilft es, daß sie den „Kindertraum" auf den Gast deutet, der an des Hauses Herd erscheint, um Abschied von ihr zu nehmen. Er ist zum Kampf gerüstet und will, wie die Geliebte selbst unkundig dessen, was geschah, ihr sagen, daß er sie durch Kampf zu gewinnen hofft. War er ja doch zum Kriegstribunen für den Vejikrieg ersehen,

zu dem er eben die Gaugenossen sammeln will. Und wie er ihr sein tiefstes Herz enthüllt, da fühlt sie wohl zuerst ein „stilles Ahnen", das hier lieblich laut wird. Aber bald:

> „Ein Schauer faßt mich; mein Verhängnis naht"...
> „Weh über mich, ich bin der Fabier Kind,
> Ich weiß, warum mein Schutzgeist sucht und klagt."

Das ist ihre Erwiderung auf des Geliebten Hoffen; und doch: „Von Fluch und Gnade fordr' ich gleichen Teil" — das ist ebenso rasch ihr fester Entschluß. Und —

> „Er schwindet, und ich stehe
> Verwandelt, fremd in meiner Ahnen Haus.
> Wild durcheinander toben die Gedanken,
> Nur eines fühl' ich, all mein Leben fliegt
> Zu ihm" —

das ist ihr letztes Wort auf des Geschiedenen „Gedenke mein!" — Wie sehr sie Ursache hat, für den Geliebten zu fürchten, das zeigt sich nach dem mehrfach erwähnten Zwiegespräche zwischen dem Konsul und Spurius Icilius. Vergebens hat sie den widerstrebenden Quintus die Stufen hinabgezogen, um ihn zu zwingen, daß er dem Vater Rede stehe. Da muß sie selbst die Mordanschläge der Fabier gegen die Icilier enthüllen. Und wie der Konsul zusammenschauert unter der Erkenntnis, daß sein eignes Haus die Mörderbrut verbirgt, da wagt sie auch, den Vater um die Rettung des Geliebten anzuflehen — „warm für den fremden Mann", wie der Konsul meint. Und nun erst wird diesem klar, warum Spurius „das Recht der Ehe" als Einsatz für sein Geheimnis gefordert hat. Sein kaltes „Geh, Plebejerbraut!" ist des Konsuls letztes Wort zu seinem Kinde, dem „armen Weib", und — Fabia zuckt zusammen und geht schweigend ab.

In der vorhergehenden Darstellung ist noch nicht ausgesprochen worden, daß das erste Zusammentreffen der Fabier mit den Vejentern — ganz nach der Überlieferung — mit einem Sieg der Fabier endete, daß diese dann, nach dem Überfall an der Cremera, in der verschwindend kleinen Zahl derer, die am Leben blieben, gen Veji gezogen waren, und daß Gaius auf diese Nachricht hin seinen Vater, nunmehr Volkstribun an des Sicanius Stelle, in der ersten Szene des fünften Aktes bestimmen will, ihnen mit einem Heere zu Hilfe zu kommen. Das erlangt er vorläufig noch nicht, wohl aber die Erlaubnis zu einer Zusammenkunft mit Fabia im Tempel der Vesta. Und hier begegnet uns wieder ein Seelengemälde von unvergleichlicher Schönheit, das aber eben deshalb nur in seinem vollen Wortlaut aufgenommen werden darf. Nur für die Einfügung dieser Szene in den Gang der Handlung sei bemerkt, daß gerade

in Fabia, der „Plebejerbraut", und in dem, um dessen willen sie so genannt wurde, der wahre Adel, der Adel der Seele, in vollster Reinheit zur Erscheinung kommt.

„Er schützte mir das Leben, als Geschenk
Von seiner Hand bewahr' ich's ihm allein,
Und naht die Stunde, wo mein stolz Geschlecht
In andre Arme wirft, was ihm gebührte,
Dann hüll' ich mich in dunkle Brautgewande,
Und abwärts gleit' ich von dem Herd der Ahnen
Und berg' in sichrer Tiefe sein Geschenk.
Das sag' ihm, Vater, und so lebe wohl!"

So hatte Fabia schon vorher (im IV. Akte) ihren Willen gegen Spurius Icilius kundgegeben. Und ebenso Gaius den seinen vor der Szene im Vestatempel gegen des Vaters Lockruf: „Die Gattin dir und Rettung unsrer Stadt":

„O Schande, Schmach und Schande treffe mich,
Wenn ich dem Weib mit solcher Werbung nahe,
Ihr Blut verratend die Verlassne roh
Ans Feuer des entehrten Herdes schleppe."

Ganz im Einklang mit dieser Erkenntnis spricht nun Fabia ihr „Ich sende dich — ich segne dich — zum Tode." Und ihre letzte Bitte an ihn ist die, daß er dem Vater sage, nicht unwert sei sie doch sein Kind zu sein. Gaius aber, der sich bei der ersten Kriegerwahl der tribunicia potestas seines Vaters unterworfen hatte, verschmäht es nun, seine Hilfe von der zuvor durch Brief und Siegel verbürgten Gegenleistung des jus connubii abhängig zu machen. Er eilt, noch bevor sein Vater mit dem Konsul Virginius im Tempel der Vesta zu jenem „Handel" zusammenkommt, mit wenigen Begleitern zur Felsenschlucht an der Cremera und kommt dort an, als eben Markus des Vaters Mitleid für den jungen Quintus angerufen hatte. „Errette mir den Sohn und sei gesegnet!" ist des Konsuls Gruß an ihn; und Gaius, den Knaben ergreifend und seinem Begleiter zuwerfend: „Grüße die Schwester! Hinweg aufs Roß, entführt ihn dem Verderben!" Zum Konsul aber, der ihn ermahnt, daß auch er zum Lichte zurückkehre „mit eines Vaters Segen":

„Der Eine bin ich, den der Konsul rief.
Der Eine stellt sich heut zum Amt des Schwertes.
(Kriegslärm im Hintergrund; Icilius das Schwert ziehend.)
Der Sohn des Nachbars kommt zu Gaste, Herr!
Einst wollt' ich mehr, jetzt will ich vor dir fechten."

In dem darauf folgenden letzten Kampfe erschlägt Gaius den Führer der Vejenter, wird aber selbst tödlich verwundet und sinkt mit den

Worten: „Sieg, mein Vater, Sieg! — So stirbt ein Bürger" zu den Füßen des eben mit einem zweiten Haufen römischer Bürger heranstürmenden Spurius nieder.

Die letzten, den „heil'gen Bürgerfrieden" herstellenden Worte in unserm Drama sind bereits mitgeteilt. Es bleibt uns noch übrig, auch die übrigen Fabier, soweit sie redend in demselben eingeführt werden, in kurzer Zusammenfassung darzustellen. — Da sind zunächst die jüngeren „Vettern" Sextus, Lucius, Gaius Fabius: übermütige Gesellen, die beim Erntefest um eine Kette von Tyrrhenererz und einen im Meerschiff geraubten schlanken Knaben würfeln, dabei frech über ihre Liebchen scherzen, weidlich über den Tribunen und das ganze Plebejerpack schimpfen, beim Mord und dem Mordprozeß fest zusammenstehen, aber auch in offenem Kampfe dem Geschlechte Ehre zu machen suchen, also daß Markus sie zuletzt als „arme Wölflein, allzu treu dem Freunde, der dem Fluch verfiel," bezeichnen kann. Weit über diese hinaus ragt, im Guten wie im Schlimmen, der Senator Numerius. Er nennt das Knöcheln ein ungesellig Handwerk, ist mit Markus dem Spurius Icilius freundlich, als dieser mit den Landleuten zum Erntefest herankommt, und lobt ihn sogar darum, daß er dem Sextus einen schlechten Witz gut heimzahlt. Aber die „Kräh'n und Dohlen" auf dem Markte, deren Haupt Sicanius ist, die haßt er gründlich, und Sicanius ist ihm nur „der Verruchte", „das verruchte Haupt". Schon bei der ersten Nachricht, daß Sicanius den Krieg verweigere, hat er für das allgemein gehaltene „Tod den Tribunen!" der übrigen Fabier die bestimmte Deutung „Worte schlagen nicht. Die Todesgötter helfen nur dem Arm": eine Deutung, die er bald darauf dem Markus durch eine Handbewegung ad oculos demonstriert. Beim Morde selbst ist er vor allen die treibende Kraft, und im dritten Akte ist sein „Sieg und Rache!" der lauteste Ausdruck der Freude, daß „den Hammeln schwand der großgehörnte Widder"; und er grollt dem Markus, daß dieser finster schaut und seinen Blick abwärts wendet, wie er denn auch bei der Gerichtsszene der eifrigste Verteidiger desselben ist. Eben deshalb ist er aber auch — und das ist die schlimmste Seite an dem Vollblut-Aristokraten — der entschiedenste Gegner des nach Recht und Gerechtigkeit strebenden Konsuls. „Ein hölzern Schwert ist das Gesetz geworden," meint er schon im ersten Akt und glaubt mit Pfahl und Steinen und Schemel und Stangen nachhelfen zu müssen, wo es nicht scharf genug erscheint. Im Senate wirft er bei Zuziehung der Tribunen in der Kriegsfrage den Sessel um und schreitet hinaus, voll Ingrimm bei dem Gedanken, daß sie am nächsten Tage „ein friedlich Dorf von Veji sind, ehrlos und waffenlos, ein Beutestück für jeden Räuber." Beim Gericht auf dem Marsfeld

ist er es, der die Empörung gegen den Konsul ins Werk setzt und ihn, „den Feind des Stammes, Freund der Menge", verstoßen will aus dem Genossenring. Und ähnlich beim Heereszug gegen die Vejenter, den er „ein Spiel der Krieger ohne Macht" nennt, in dem er sogar den Häuptling töten will, um den Stamm zu befreien; denn:

„Den Stamm erhalten ist die höchste Pflicht".

Das geht ihm über Treue und Gewissen und Ehre; und es ist einer der bedeutsamsten Augenblicke in der Katastrophe, da Numerius den Dolch einsteckt und spricht: „Du siegtest, Caeso, und wir sind zu Ende". — Nur in den vierten Akt und hier nur in die Gerichtsszene ragt der Geschlechtsälteste, der gewesene Konsul Quintus Fabius, herein. „Du wirst nicht rufen, Konsul," hatte Spurius zu Ende der Unterredung im dritten Akte gesagt. Und der „schlaue Händler" hatte recht gesehen. Vom offnen Markte, auf dem der Icilier als Zeuge erscheinen sollte, wird die Sache, nachdem der Konsul seinen eignen Sohn als Mörder erkannt hat, ans „heimliche Gericht" auf dem Marsfelde verwiesen. Und hier ist der Oheim Quintus Vorsitzender[1]), der Konsul nur Richter. Aber das Richtbeil unter dem Gewande des Liktors zeigt, daß es dem Richter blutiger Ernst ist um die Sache. „War seine Mutter doch vom Stamm des Brutus", wie es Markus in richtiger Vorahnung deutet. Die Instruktion des Prozesses durch den vorsitzenden Alten ist ein Meisterstück altrömischer Kasuistik. Aber die Macht der Wahrheit wirkt doch stärker in Thäter und Richter als alle kluge Berechnung des Stammes.

„Verrucht
War deine That, doch Wahnsinn dein Bekenntnis."

Diese Worte, die Quintus an Markus Fabius richtet, und seine Mahnung an den Konsul, den Mörder, wenn es sein müsse, in stiller Nacht aus dem Wege zu räumen, sie beweisen, daß dieser Mann „aus alter Vorzeit" nicht mehr in den werdenden Rechtsstaat gehört. Und so tritt er denn auch noch vor der Entscheidung mit einem andern greisen Fabier ab. Dennoch ist sein Erscheinen in dieser Szene von hochdramatischer Wirkung: ein Typus von tief einschneidender Wahrheit.

Die letzte Bemerkung führt uns zurück zu der am Schlusse unsers Konsulbildes ausgesprochenen Absicht, das Geschlecht der Fabier noch einmal in historischem Zusammenhang zu betrachten und das Fabierdrama G. Freytags auch nach dieser Seite hin etwas näher anzusehen. — Es fällt uns gewiß nicht ein, die Autorität des Historikers Th. Mommsen,

1) Oder vielmehr Vorsteher, denn er will wie die andern („alle im Kriegskleid ohne Helm und Waffen") nicht „lagern, wo der Häuptling steht".

mit dem Freytag gerade zur Zeit der Abfassung seines Dramas in freundschaftlichem Verkehre stand, irgendwie antasten zu wollen. Trotzdem wird man zugestehen müssen, daß der ununterbrochene Besitz der einen Konsulstelle im Zeitraum von sieben Jahren (u. c. 269—275, a. Chr. 485—479)[1]) in den Händen der einen Familie (der drei Brüder Quintus, Caeso, Marcus Fabius) eine Gefahr für den Bestand der jungen Republik war. Ebenso wenig wird man leugnen können, daß diese Gefahr erst mit der das Konnubium gewährenden lex Canuleja (309/445) und der gleichzeitigen Schaffung des Amtes der Kriegstribunen mit militärischer Gewalt als dauernd beseitigt gelten konnte. Man wird angesichts der knappen und etwas geringschätzigen Behandlung, die der dies Cremerensis in Mommsens Römischer Geschichte erfuhr, auch vom historischen Standpunkte aus dem Dichter dafür dankbar sein, daß er jenen ganzen, mehr als ein Menschenalter umfassenden Zeitraum (u. c. 269—309, a. Chr. 485—445) in einer sich auf wenige Tage zusammenziehenden Handlung darstellte, daß er die Ermordung des Volkstribunen Gnaeus Genucius (281/473 aus jenem Zeitraume herausgriff, um eine Schuld des Geschlechtes zu konstruieren, daß er aber gerade aus dieser Schuld heraus das Geschlecht in einer Heldengröße erscheinen ließ, die einen ehrlichen, dauernden Frieden zwischen den Ständen glaubwürdig zu machen vermag. Daß er, um diese Grundidee zu gewinnen, in der dramatischen Gestaltung des Stoffes mit voller dichterischer Freiheit verfuhr, indem er den einen Bruder zum Sohn, den andern zum Oheim des Caeso machte und den Namen des Oheims wiederum auf den „unum prope puberem aetate relictum" übertrug, die Person des Gegenspielers Spurius Icilius erfand — auch der Name der Icilier scheint mit wohlbewußter historischer Absicht gewählt zu sein — und ihm einen Sohn gab, der mit der Tochter Fabia jene Idee am reinsten zur Darstellung zu bringen bestimmt war, das sind Punkte, die glücklicherweise heutzutage ebenso wenig mehr einer Abwehr ungerechtfertigter Einwendungen bedürfen, wie etwa die Beschränkung der Zahl der Volkstribunen auf zwei, der Wegfall der Wahltermine u. dergl. m. Daß dagegen noch recht vieles über den dramatischen Aufbau der Handlung zu sagen wäre, wobei namentlich auch die Umgestaltung des ursprünglichen Ausganges sowie die szenische Ausstattung des ganzen Dramas ins Auge gefaßt werden müßte, das weiß der am besten, der sich in die „Technik des Dramas" vertieft hat, die als weitere Frucht aus der Geistesarbeit erwachsen ist, wie sie uns in dem dichterischen Erzeugnisse derselben Zeit vorliegt. Und

1) Daß das Jahr 479 durch die episodisch (im I. Akte) eingeführte Kunde von der Seeschlacht bei Salamis gekennzeichnet ist, kann gewiß ein glücklicher Gedanke des Dichters genannt werden.

wenn endlich, um noch einmal auf das oben angeführte Urteil von Julian Schmidt zurückzukommen, der Litterarhistoriker an derselben Stelle in tiefer Verstimmung die Frage aufwirft: „Was ist uns Hekuba?" — so wollen wir uns gegen Ausgang des 19. Jahrhunderts der Hoffnung hingeben, daß auch Hekuba wieder einmal erwacht und dem werdenden Geschlechte die Wunder der Vorwelt enthüllt. Möge die Schule zu einer immer lebendigeren Durchdringung der Gegenwart mit dem **guten** Geiste der Vergangenheit die helfende Hand reichen!

Die nachgoethische Litteratur in den oberen Klassen.

Von **Heinrich Gloël** in Wesel.[1]

Im Mittelpunkte des deutschen Unterrichts steht in den oberen Klassen der höheren Schulen mit Recht unsere klassische Litteratur. Lessings, Schillers und Goethes Dichtungen, Lessings und Schillers Prosaschriften werden noch lange den Hauptgegenstand jenes Unterrichts bilden. Zeit und Kraft sind vorzugsweise jenen drei großen Männern zu widmen. Daneben kommen von Goethes Zeitgenossen einige Dichter der romantischen Schule, die Sänger der Befreiungskriege und Uhland in Betracht. Aber die Schule hat auch die Pflicht, ihre Zöglinge mit dem Wertvollsten aus der nachgoethischen Litteratur, mit den Hauptströmungen der neueren Dichtung und mit den wichtigsten Erscheinungen der Zeitpoesie bekannt zu machen. Immer deutlicher wird es erkannt, daß sich der deutsche Unterricht dieser Aufgabe nicht entziehen darf.

Es ist unrecht, den Schülern die Kenntnis und den Genuß des Schönen und Gesunden vorzuenthalten, was in dem neueren Schrifttum für sie geeignet ist. Wilhelm Herbst sagte schon 1879 in den erläuternden Bemerkungen zu seinem Hilfsbüchlein für die deutsche Litteraturgeschichte S. 5: „Unsere Jugend hat auch ein Anrecht auf die litterarische Gegenwart, auf die Sprache der Zeit, die diese in ihren poetischen Erzeugnissen redet. Und wollte man ihr dieses Recht absprechen, sie würde es sich selbst nehmen." Jenes Ziel entspricht ganz dem frischen nationalen Geiste, der auch in den preußischen Lehrplänen von 1892 weht, wonach den

---

1) Der Aufsatz ist 1895 aus Anlaß der 6. rheinischen Direktorenkonferenz entstanden, für welche diese Aufgabe zu bearbeiten war. Er ist aber durch die Druckschrift und die Verhandlungen der Konferenz selbst, welche im Juli 1896 stattfand, nicht beeinflußt, sondern erscheint hier unverändert so, wie er Anfang 1896 dem Herausgeber eingereicht ist.

Anforderungen der modernen Zeit Rechnung getragen und gesucht wird, die Schüler mehr als bisher in die Gegenwart und in das wirkliche Leben einzuführen. Und wenn die Primaner in der Geschichte bis zur allerneuesten Zeit geführt werden sollen, so ist es der höheren Schulen Deutschlands nicht weniger würdig, wenigstens bis zur Schwelle der Gegenwart auch in der Litteratur vorzuschreiten, die ja der getreuste Ausdruck des Geisteslebens unseres Volkes ist. Ja, die neuen Lehrpläne verlangen geradezu die Berücksichtigung der neueren Litteratur. Denn sie ordnen an, daß in Unter-Prima Proben aus neueren Dichtern dargeboten und in Ober-Prima Lebensbilder bedeutenderer neuerer Dichter gegeben werden, sowie daß die Vorträge der Schüler in Ober-Sekunda sich auch auf „moderne Dramen oder sonstige Dichtungen" erstrecken und in Prima „über Leben und Werke von Dichtern" handeln.

Es ist ja nicht zu leugnen, daß in der Dichtung nach 1832 oder 1830 vieles wertlos oder wenigstens für Schüler ungeeignet ist. Aber sie bietet doch auch wieder viel Wertvolles, dessen Lektüre nicht dem Zufall anheimgegeben werden darf. Es ist unpädagogisch und geradezu grausam, die Schüler in dieser Beziehung sich selbst zu überlassen. Ohne Weisung und Anregung werden sie im weiten Irrgarten der neueren Litteratur sicher fehlgehen, Bedeutendes unbeachtet lassen und nach ihrem Eintritt in das Leben sich mit bloßer Unterhaltungsware begnügen oder der Litteratur überhaupt keine Teilnahme mehr zuwenden.

In dem Bericht über die Posener Direktorenkonferenz des Jahres 1891 heißt es S. 27, nach zweijährigem Aufenthalt in Prima sei das Interesse für die Entwickelung der Poesie genügend geweckt und der Geschmack des Schülers bei richtiger Handhabung des Unterrichts an den klassischen Mustern soweit gebildet, daß er den neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der Dichtkunst nicht urteilslos gegenüberstehe. Diese Ansicht ist aber nur zum Teil richtig. Wer bürgt uns dafür, daß der junge Mann nachher nicht z. B. die Lustspiele Blumenthals und Lessings Minna von Barnhelm, die Romane Gregor Samarows und Gustav Freytags auf eine Stufe stelle, oder Julius Stinde mit Wilhelm Reuter vergleiche? Es bedarf also eines kundigen und freundlichen Führers. Übernimmt der deutsche Unterricht dies Führeramt, so wird er zwar nicht alles, aber doch vieles leisten, um Verirrung des Geschmacks und Verwirrung des ästhetischen Urteils zu verhüten und wahre Bildung zu fördern. Dann wird einerseits der Wahn zerstört, daß hinter den jüngsten Erscheinungen unserer Litteratur alles Frühere, namentlich die Poesie unserer Klassiker als wertlos zurücktrete, und anderseits wird der nicht minder hochmütigen Vorstellung entgegengearbeitet, daß die auf Goethe und Schiller folgenden Schriftsteller als Epigonen kaum noch der Beachtung wert seien. Die

Schüler sollen vielmehr den Eindruck empfangen, daß der Jungbrunnen der deutschen Poesie noch immer sprudelt, und daß es auch nach unseren klassischen Dichtern noch eine eigenartige Poesie bei uns giebt. Je mehr es die Schule versteht, der Jugend auch die neuere Litteratur lieb und wert zu machen, um so reger wird der Anteil des deutschen Volkes wieder an unserer lebenden Dichtung werden. Und je lebhafter die Volksgenossen daran teilnehmen, um so kräftiger und schöner muß die deutsche Poesie sich entfalten. Erkennen wir somit das Recht und die Pflicht der höheren Schulen an, Sinn und Verständnis der Schüler für das nachgoethische Schrifttum zu öffnen, so haben wir nunmehr zu fragen, inwieweit es zu berücksichtigen ist. Welches sind die für die Auswahl maßgebenden Gesichtspunkte? Wie wird diese sich im einzelnen gestalten? Wie ist der Stoff zu behandeln?

I. Die Auswahl.

Für die Auswahl gelten im großen und ganzen dieselben Grundsätze wie für unsere klassische Dichtung, nur daß die Sichtung noch sorgfältiger sein muß. Denn viele schwingen in der neueren Litteratur den Thyrsos, ohne wirklich Bacchen zu sein. Beschränkung auf das Beste ist also dringend geboten, Beschränkung hinsichtlich der Schriftsteller, Beschränkung hinsichtlich der von diesen verfaßten Werke. Der Kreis wird sich allerdings beträchtlich erweitern, wenn man zum Notwendigen das Wünschenswerte oder auch das nur Zulässige hinzufügt.

Die Auswahl wird zunächst nicht durch den berühmten Namen des Verfassers, sondern durch den inneren Wert und den Bildungsgehalt des Werkes bestimmt. Zum Wesen eines wahren Kunstwerkes gehört es, daß Inhalt und Form in harmonischem Verhältnisse stehn. Echt und von bleibendem Werte ist, was sich auszeichnet durch Bedeutsamkeit des Stoffes, Tiefe des Gedankengehalts, Frische und Wärme des Gefühls, Fülle der Phantasie, Kenntnis des menschlichen Lebens und Herzens und anderseits durch Klarheit und Durchsichtigkeit des Baus und der Anordnung sowie durch Kraft, Anschaulichkeit und Schönheit der Darstellung. Nur selten allerdings werden sich alle diese Vorzüge in einem Werke vereinigen.

Maßgebend aber ist nicht nur der Kunstwert der Dichtung, sondern auch die Rücksicht auf die Natur der Schüler und auf den Unterrichtszweck. Man mute der Jugend nicht zu Schweres zu, aber man lege ihr auch nichts vor, was nicht zur Förderung ihres Innenlebens beiträgt! Sollen die Schüler wirklichen Genuß von einer Dichtung haben, so muß diese an ihre Vorstellungen und Interessen und an die in ihnen schlummernden Kräfte anknüpfen. Bei deutschen Jünglingen wird nament-

lich das in Stoff und Gesinnung Nationale und im besten Sinne Volkstümliche auf fruchtbaren Boden fallen. Das von idealem Schwunge Getragene entspricht im allgemeinen der Art der Jugend mehr als das Realistische. Das Einfache ist dem Verwickelten vorzuziehen, das Natürliche dem Absonderlichen, obgleich auch die Phantasie zu ihrem Rechte kommen muß. Nicht nur auf Bereicherung des Wissens kommt es an, sondern auf harmonische Ausbildung des Geistes überhaupt, d. h. des Verstandes, des Gemüts, des sittlichen Willens, der Einbildungskraft, des Geschmacks und Schönheitsinnes und des eigenen Darstellungsvermögens. Vor allem verdient das Berücksichtigung, was hohe Bilder der Treue, Ehre, Vaterlandsliebe, wahrer Menschlichkeit und anderer Tugenden vor Augen führt und veredelnd wirkt.

Aus der Fülle des Stoffes suche man aus, was für den Gang der neueren Litteratur, die Zeitströmung, den Dichter, die Dichtungsgattung charakteristisch ist. Es ist unpädagogisch, der Vollständigkeit zuliebe vereinzelte Proben von vielen Schriftstellern zu geben. Vielmehr suche man nur wenige bedeutende Dichtergestalten durch gründliche Einführung in ihre Dichtungen zu wirklich lebensvoller Veranschaulichung zu bringen. Von Dramatikern und Romanschriftstellern wird man sich in der Regel mit je einem oder einigen Werken begnügen können; von Lyrikern bedarf es allerdings einer reichlichen Auswahl von Gedichten.

Der Jugend fernzuhalten ist dagegen alles Sinnliche, Leichtfertige, in sittlicher oder religiöser Beziehung Anstößige wie viele Schriften von Heinrich Heine und viele Romane uud Novellen von Karl Gutzkow, Paul Heyse und Wilhelm Jensen; selbst von Gottfried Keller ist manches bedenklich. Und auch ein so bedeutendes Epos wie Hamerlings Ahasver in Rom muß trotz seiner sittlichen Idee wegen der Schilderung der römischen Sittenlosigkeit zurückstehen. Fernzuhalten ist all das Widerwärtige und Häßliche, das mit der getreuen Schilderung der sozialen und sittlichen Verkommenheit unserer Zeit zusammenhängt, wie sie bei den Naturalisten beliebt ist, während die Poesie doch über das Alltägliche erheben, von dem Druck des Daseins freimachen und das Leben verklären soll. Verbannt muß alles werden, was keinen rein poetischen Zweck hat, tendenzvoll voreingenommen, aufreizend und parteiisch ist, so die politischen Gedichte von Prutz und Herwegh, die aus religiöser Parteiwut entsprungenen Schriften des katholischen Pfarrers Sebastian Brunner, das meiste von Spielhagen, der z. B. in seinem Roman „Der neue Pharao“ (1889) die Politik Bismarcks zum Gegenstand seiner Angriffe macht. Hierhin gehören auch manche gut gemeinte, aber des poetischen Wertes entbehrende patriotische Dichtungen, wie sie jetzt zahlreich emporsprießen.

Auszuschließen ist alles Unnatürliche und Unwahre, sei es krankhaft-schwärmerisch und süßlich-empfindsam wie Redwitz' Amaranth, sei es auf rein äußerliche Wirkung berechnet wie Gerstäckers Romane, sei es schwülstig und phrasenhaft wie Griepenkerls Dramen, sei es gesucht wie Brachvogels Narziß.

Völlig ungeeignet ist alles Gelehrte, auf Abstraktion und Reflexion Beruhende wie Schacks philosophisches Epos Memnon, Jordans Mysterium Demiurgos, Hamerlings Homunkulus. Auch zur Würdigung von Friedrich Theodor Vischers tragikomischem Romane „Auch Einer" mit seiner eigentümlichen philosophischen Lebensauffassung ist die Jugend noch nicht reif. Das Verständnis anderer Werke wird ihr schwer oder unmöglich durch häufige Anspielung auf Verhältnisse, deren Kenntnis ihr abgeht; dahin rechne ich Immermanns Münchhausen (abgesehen vom Oberhof) und Platens satirische Lustspiele.

Vieles ist wieder ohne Bildungsstoff und lohnt das Lesen nicht, so vorübergehende Tageserscheinungen wie die Lustspiele von Blumenthal, Lindau, Moser, Lubliner u. a., Seichtes und Oberflächliches wie die Schriften von Hackländer, Plattes und Niedriges wie Stindes Familie Buchholz, Mattes und Kraftloses wie die Dramen von Mosen, Erzeugnisse eines leichteren, der Eigenart entbehrenden Talentes wie die Dramen von Bauernfeld. Schließlich muß alles Formlose, Unschöne, Geschmacklose dem Jugendunterrichte fernbleiben, so die Dramen Grabbes und auch die Epen Chr. Fr. Scherenbergs.

Diesen index librorum prohibitorum gebe ich nicht, weil ich fürchtete, daß Deutschlehrer darauf verfallen möchten, gerade diese Werke im Unterrichte zu verwerten oder den Schülern zu empfehlen, sondern um an beliebig herausgegriffenen Beispielen die Grundsätze für die Auswahl klarer zu legen. Wie wird sich nun diese gestalten?

1. Lyrik.

Auf dem Gebiete der Lyrik verlangen unbedingt zunächst fünf Dichter Berücksichtigung, die neben Goethe und Uhland als die größten Lyriker unseres Jahrhunderts anzusehen sind: Heine, Lenau, Platen, Chamisso und Geibel. Denn wo sich Heines Gedichte von schneidendem Witze und verletzendem Hohne freihalten, gehören sie wegen des warmen Gefühls, der poetischen Veranschaulichung, der volksliedähnlichen Behandlung und des Wohlklangs der Form zum Schönsten, was die deutsche Lyrik überhaupt aufzuweisen hat. Dies gilt z. B. von Belsazar, den Grenadieren, der Wallfahrt nach Kevelaar, der Lorelei, dem Zauberland, Fichtenbaum und Palme, „Leise zieht durch mein Gemüt," „Herz, mein Herz, sei nicht beklommen," „Ich wollt, meine Schmerzen ergössen," „Wir saßen

am Fischerhause," Abenddämmerung, Meergruß; dazu kommt wegen des für Heine charakteristischen Schlusses auch das Seegespenst.

Lenau bleibt an Klarheit hinter Heine zurück, ergreift aber um so mehr durch stimmungsvollen Ausdruck seiner weichen elegischen Empfindung, durch tiefes Naturgefühl und durch lebhafte, allerdings zum Düstern neigende Phantasie. Ich nenne Die drei Indianer, Die Heideschenke, Den Postillon, Die Werbung, Die drei Zigeuner, Den Lenz, Seemorgen, Abendlied, Bitte, Das fünfte Schilflied, „An die Melancholie," Herbstklage, „An mein Vaterland".

Platens Stärke liegt weniger in der Tiefe des Gefühls als in der Begeisterung für alles Schöne und im Glanz der Darstellung. Zur Schulbehandlung eignen sich das Grab am Busento, Der Pilgrim von St. Just, Der Tod des Carus, Zobir, Harmosan, Des Alarich Triumph, Wittekind, Klagelied Ottos III., „Wie rafft ich mich auf", „Ich möchte gern mich frei bewahren", „Laß tief in dir mich lesen", Der bessere Teil, Die Fischer auf Capri, Die Sonette an Venedig.

Chamisso und Geibel sind gemütvolle Dichter, die Innigkeit und edle Gesinnung mit Formenschönheit verbinden. Während aber Chamisso in seinen erzählenden Gedichten zuweilen Vorliebe für das Abenteuerliche und Schauerliche zeigt, weiß Geibel überall das edle Maß zu wahren und fügt zu den Vorzügen der Chamissoschen Muse noch den eines ausgesprochen national-deutschen Sinnes. Von Chamisso gebe ich folgende Auswahl: Die Weiber von Weinsperg, Korsische Gastfreiheit, Abdallah, Der Sohn der Witwe, Die Retraite, Das Riesenspielzeug, Die Kreuzschau, Die alte Waschfrau, „Die Sonne bringt es an den Tag," Sala y Gomez, Böser Markt, Der rechte Barbier, Schloß Boncourt, Frisch gesungen, „Du Ring an meinem Finger", „Seit ich ihn gesehen".

Von Geibel sind besonders wertvoll: Von des Kaisers Bart, Des Deutschritters Ave, Der Ziegeunerbube im Norden, Volkers Nachtgesang, Gudruns Klage, Der Tod des Tiberius, Sanssouci, Mythus vom Dampf; Morgenwanderung, „Ich fuhr von St. Goar", „Der Mai ist gekommen", Hoffnung, Heimweh, „Wenn sich zwei Herzen scheiden", „O rühret, rühret nicht daran"; „Wenn, o wenn erscheint der Meister", Das Lied vom deutschen Kaiser, Türmerlied, „Habt ihr in hohen Lüften", „Nun wirf hinweg den Witwenschleier", „Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm".

Von bleibendem Werte sind auch manche Gedichte von Ferdinand Freiligrath: Löwenritt, Das Gesicht des Reisenden, Der Mohrenfürst, „Wär' ich im Bann von Mekkas Thoren", Prinz Eugen, der edle Ritter, Aus dem schlesischen Gebirge, Die Auswanderer, Die Tanne, die letzten Lieder aus dem „Ausgewanderten Dichter", Die Bilderbibel,

Ruhe in der Geliebten, Der Liebe Dauer, Die Trompete von Vionville, Hurra Germania, Gruß an Deutschland. Dazu kommt einiges von Hoffmann von Fallersleben, Gottfried Kinkel und Anastasius Grün, nämlich von Hoffmann: Siehe, der Frühling währet nicht lang, Abendlied, Der Volksdichter, „Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald", Mein Lieben, Mein Vaterland, „Deutschland, Deutschland über alles", von Kinkel: Abendstille, Ein geistlich Abendlied, Trost der Nacht, Nacht in Rom, Scipio, von Grün: „Im Saalgewölb des Urwalds", Das Blatt im Buche, Zwei Heimgekehrte, Der Ring, Der letzte Dichter.

Neben dem, was ich für erforderlich halte, bezeichne ich als wünschenswert die Kenntnis einiger Gedichte von Friedrich Bodenstedt, Karl Gerok, Gottfried Keller, Konrad Ferdinand Meyer, Rudolf Baumbach und Martin Greif, und zwar von Bodenstedt etwa: Schamyl, „Wenn der Frühling auf die Berge steigt", Nach dem Gewitter, Vom Bergsee, Zuleikha, Weinlied, „Höre, was der Volksmund spricht", von Gerok: Nebo, Kindergottesdienst, Ave Caesar, morituri te salutant, Zwei Berge Schwabens, Die Rosse von Gravelotte, Des deutschen Knaben Tischgebet, Sedan, von Keller: Abend, Sommernacht, Abendlied, Regentag, Im Wald, Jung gewohnt, alt gethan, Erkenntnis, von Meyer: „Schloß Frag mir nicht nach", Fremd in der Heimat, Über einem Grabe, „Ewig jung ist nur die Sonne", An einen Tagelöhner, von Baumbach: In alten Zeiten, Die Sennerin vor der Hütte stand, Ans Meer, Die Tanne, Mein Thüringen, von Greif[1]): Die Glocke von Speier, Wunsch am Abend, Abendlied, Mondnacht im Strom, Der Wanderer und der Bach, Gewitterhymnus, An Deutschland, Deutsches Gebet.

2. Epik.

Von neueren epischen Dichtungen sollten alle Schüler wenigstens einen Teil der Nibelungen von Wilhelm Jordan lesen, worin unsere alte Götter- und Heldenwelt mit freier Phantasie wieder lebendig gemacht ist. In zweiter Linie kommen in Betracht: Scheffels Trompeter von Säkkingen, Webers Dreizehnlinden, Kinkels Otto der Schütz, K. F. Meyers Huttens letzte Tage, Wolffs Wilder Jäger, Linggs Völkerwanderung.

Ganz verkehrt wäre es, wollte die Schule dem Roman, der in unserer Zeit im Vordergrunde des Interesses steht, keine Beachtung schenken. Namentlich die Bekanntschaft mit Scheffels und Freytags Romanen ist nicht nur für jeden Gebildeten, sondern schon für jeden die Schule verlassenden Primaner unerläßlich. Scheffel wollte in seinem Ekkehard, wie er selbst sagt, „ein Stück nationaler Geschichte in der Auffassung des Künstlers" geben, und Freytag schildert in seinen Ahnen die ganze

1) Vergl. die Auswahl deutscher Gedichte von Otto Lyon.

von Jahrhundert zu Jahrhundert sich vollendende äußere und innere Entwickelung des deutschen Volkes. In beiden sprudelt der Quell der Geschichte und der poetischen Phantasie. Unmittelbarer wirkt allerdings die von romantischem Hauch durchwehte und von frischem Humor belebte Dichtung Scheffels. Aber durch treue Zeichnung des kulturgeschichtlichen Hintergrunds, liebevolle Schilderung der Grundzüge des deutschen Charakters, packende Handlung, lebensvolle Gestalten mit reichem Seelenleben, tiefes Naturgefühl und schöne Darstellung erhalten beide[1]) Werke unvergleichlichen Wert für die Erziehung der deutschen Jugend und des deutschen Volkes. Dasselbe gilt von Freytags sozialem Zeitroman „Soll und Haben", in welchem unserem Volke ebenfalls ein Spiegel deutschen Lebens und Wesens vorgehalten wird. Sehr angezogen wird die Jugend auch durch Felix Dahns „Kampf um Rom", der in der That zum Teil dieselben Vorzüge hat wie Scheffels und Freytags historische Romane, aber doch in der Wertschätzung des Pädagogen nicht ganz so hoch steht wie jene, da abgesehen von dem abstoßenden Charakter des Helden und davon, daß das Christentum nicht ganz zu seinem Rechte kommt, die Darstellung nicht so objektiv und wahr wie in jenen, sondern zum Teil phantastisch, grell und gesucht ist.[2]) Anders steh ich zu Georg Ebers. Immerhin mögen die Schüler z. B die „ägyptische Königstochter" und „Homo sum" lesen; aber ein Schade ist es meines Erachtens nicht, wenn sie die oft sehr überschätzten Romane von Ebers beiseite liegen lassen. Denn den Eindruck reiner Kunstwerke machen sie nicht, da das Innenleben der vorgeführten Personen zu modern ist, die Entwicklung öfter der Wahrscheinlichkeit entbehrt und das archäologische Außenwerk mit geradezu peinlicher Gelehrsamkeit dem Leser immer wieder eingeprägt wird.

Dagegen dürften die Primaner auf keinen Fall achtlos vorübergehen an dem anmutigen Kulturbild westfälischen Bauernlebens, das in Immermanns Oberhof vorliegt, an Fritz Reuters köstlicher Stromtid und an der eigenartigen Gestalt Wilhelm Raabes, welcher z. B. in seinem Hungerpastor für die zuweilen etwas krause Form reichlich entschädigt durch Gedankenreichtum, liebevolle Kleinmalerei, warmes Mitgefühl für die Leiden und Mängel der Menschheit und gemütvollen Humor, der auch das Alltägliche zu verklären versteht.

---

1) Eine begeisterte Würdigung des ersten Bandes der Ahnen gab bereits 1873 O. Frick in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen Bd. 27, S. 155 flg.; und Friedrich Häußner schrieb eine eigene Abhandlung über Freytags Ingo und Ingraban im Unterrichte der Prima im Jahresberichte des Königl. Wilhelms-Gymnasiums zu Kassel 1892.

2) Vergl. die ästhetisch-pädagogische Studie von Rosenberg in der Zeitschr. f. d. Gymnasialw. 1878. Bd. 32, S. 548 flg.

Nicht gerade zu verlangen, aber zu empfehlen ist das Lesen der historischen Romane Der Roland von Berlin von Willibald Alexis, Heinrich von Plauen von Ernst Wichert, Jürg Jenatsch von K. F. Meyer, Die Claudier von Ernst Eckstein. Dasselbe gilt von Auerbachs Dorfgeschichten und von Roseggers Schriften des Waldschulmeisters.

3. Dramatik.

Auf dem Gebiete der dramatischen Litteratur hat die höhere Schule ihre Zöglinge nicht nur in Lessings, Schillers und Goethes Werke einzuführen und sie mit Kleists Prinzen von Homburg bekannt zu machen, sondern auch dafür zu sorgen, daß sie einige wichtige Erzeugnisse der bedeutendsten Dramatiker der neuen Zeit lesen. Auch Grillparzer rechne ich hier zu den nachgoethischen Dichtern, weil er erst allgemeiner gewürdigt wurde, als Goethe unserer Litteratur nicht mehr den Stempel seines Geistes aufdrückte. Die feine Seelenmalerei, die edle Schönheit, die bald weiche, bald erhabene Empfindung und die glänzende Darstellung von Grillparzers Dichtung mögen die Schüler an seiner Sappho oder an seiner Medea-Trilogie kennen lernen, Hebbels geniale Kraft der Charakteristik und der dramatischen Steigerung an seiner großartigen Nibelungen-Trilogie, Ernst von Wildenbruchs Gabe, durch vaterländische Gesinnung, lebhafte Handlung und schwungvolle Darstellung fortzureißen, an seinen Karolingern, dem neuen Gebot, dem Menoniten und den Quitzows.[1])

Demnächst können die Schüler veranlaßt werden, sich bekannt zu machen mit Otto Ludwigs Erbförster, Friedrich Halms Fechter von Ravenna, Karl Gutzkows Uriel Akosta, Heinrich Laubes Graf Essex, Martin Greifs Prinzen Eugen oder Konradin, wohl auch mit Emanuel Geibels Brunhild und mit Gustav Freytags Journalisten, dem Muster eines guten Lustspiels. Gutzkows Königslieutenant und Laubes Karlsschüler stelle ich weniger hoch, weil die Gestalt des Helden — dort ist es der junge Goethe, hier der junge Schiller — verzeichnet ist.

Soviel des Erforderlichen und Wünschenswerten von der nachgoethischen Dichtung. Wollte ich auch das bloß Zulässige hinzufügen, so würde die Auswahl ohne Zweck anwachsen und immer subjektiver werden. Aber selbst wenn man von dem als unerläßlich Bezeichneten jährlich nur einiges im Unterrichte nutzbar machen will, so wird man bald mit der zur Verfügung stehenden Zeit in die Enge kommen. Ein neuer Grund für mich, dringend zu wünschen, daß die Zahl der deutschen Stunden in der Prima von drei auf vier vermehrt werde.

1) Über Wildenbruchs Quitzows habe ich 1893 im 7. Jahrgang dieser Zeitschrift S. 734—750 gehandelt.

4. Abhandelnde Prosa.

Eine Erhöhung der Stundenzahl ist um so wünschenswerter, da die Schüler auch eine genügende Auswahl aus modernen Meistern der abhandelnden Prosa kennen lernen müssen, um dadurch zu verständnisvoller Auffassung der Kultur, des Lebens und der Aufgaben der Gegenwart zu gelangen und um dann zugleich Stilmuster zu haben, da sie nicht Lessings, Schillers oder Goethes Deutsch, sondern moderne Prosa sprechen und schreiben sollen.

Für Ober-Sekunda sind etwa Aufsätze wie die folgenden geeignet: **Perikles von Ernst Curtius** (in dem Lesebuche von Wendt), **Das Kaisertum Karls des Großen von Giesebrecht** (z. B. bei Buschmann), **C. Julius Cäsar von Mommsen** (bei Jonas), **Deutschlands geographische Lage von Kutzen** (bei Jonas), **Über den Zusammenhang zwischen der Erde und der Geschichte ihrer Bewohner von Lotze** (bei Buschmann), **Die mythische Grundlage des Nibelungenliedes nach der Erzählung der prosaischen Edda von Bartsch** (bei Hense), **Gudrun von Scherer** (bei Hense), **Die Minnepoesie von Vilmar** (bei Buschmann), **Architektur und Plastik unter Perikles von Beloch** (bei Biese).

Für die Prima eignen sich besonders Erörterungen über kulturgeschichtliche, volkswirtschaftliche, litterargeschichtliche, ästhetische, philosophische und naturwissenschaftliche Fragen. Beispielshalber führe ich einiges an: **Wie Nationen entstehen von A. Kirchhoff** (bei Muff), **Zustände in Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege von Häusser** (z. B. bei Jonas), **Kultur und Technik von Reuleux** (bei Cauer), **Wissenschaft und Leben von Liebig** (bei Wendt), **Die geschichtliche Entwickelung der modernen Volkswirtschaft von Bücher** (bei Muff); **Lessing von Treitschke** (z. B. bei Buschmann), **Deutsche Litteraturzustände vor Klopstock von Strauß** (dgl.), **Goethe von Hermann Grimm** (bei Jonas), **Goethe und Schiller von R. M. Mayer** (bei Biese), **Über Goethes Faust von Rosenkranz**, **Uhland von Treitschke** (bei Hense), **Shakespeares König Lear von ten Brink** (bei Biese); **Die Tragödie von R. Biese** (bei Biese), **Idealismus und Realismus in der Dichtkunst von Gottschall** (bei Jonas), **Vom Stil im allgemeinen von Wackernagel** (bei Cauer), **Über den Charakter der griechischen Plastik von Lübke** (bei Jonas), **Über den Apoll von Belvedere von O. Jahn** (z. B. bei Muff), **Über die antike Kunst in ihrer Beziehung zur modernen Bildung von E. Curtius** (bei Muff); **Begriff, Urteil und Schluß von Lotze** (bei Hense), **Die fünf Sinne von Erdmann** (bei Muff), **Über die Temperamente von Lotze** (bei Cauer), **Über die Phantasie von Carriere** (bei Hense), **Seele und Leib von Erdmann** (bei Jonas), **Über die Ehre von Lazarus** (bei Jonas), **Die Sitte im Munde der Sprache von Ihering** (bei Wendt); **Über das Ver-**

hältnis der Naturwissenschaften und die Gesamtheit der Wissenschaften von Helmholtz (z. B bei Cauer), die Entstehung des Planetensystems von Helmholtz (z. B. bei Muff).

II. Die Behandlung des Stoffes.

Bei der Behandlung hat man sich besonders vor zwei Klippen zu hüten, vor trockener Aufzählung von Namen, Titeln und Zahlen und vor Einprägung fertiger, unverstandener Urteile und allgemeiner Ausdrücke. Dieses führt zu anmaßendem und absprechendem Wesen, jenes zur Überbürdung des Gedächtnisses. Beide Gefahren werden vermieden, wenn man die Schüler veranlaßt, die betreffenden Werke selbst zu lesen, sei es in der Klasse oder zu Hause, und wenn man ihnen Proben von den behandelten Dichtern vorlegt. Nur so erhalten sie wirklich lebensvolle Bilder. Durch bloßes Nachsprechen wird nichts erreicht. Anschauung ist wirksamer als theoretische Belehrung. Durch eigene Lektüre und eigene Arbeit gelangt man zu eigenem Verständnis und eigenem Genuß. Nur ausnahmsweise wird man von diesem Grundsatz abweichen und sich mit der bloßen Erwähnung begnügen, wie ja die Schüler z. B. auch über Goethes Faust und Wilhelm Meister hören, ohne sie in der Schule durch eigene Anschauung kennen zu lernen, und wie sie im Geschichtsunterricht viele Urteile auf Treue und Glauben hinnehmen müssen.

Auch sonst ist die Methode bei der Lesung und Besprechung der neuern Litteratur im wesentlichen dieselbe wie bei den Werken unserer klassischen Dichter, denn das Ziel ist dasselbe. Worauf kommt es an? Die Schüler sind anzuleiten, die Gedanken des Dichters nachzudenken, seine Gefühle nachzuempfinden und sein Kunstwerk gewissermaßen in ihrem Geiste nachzuschaffen. Neben dem verstandesmäßigen Begreifen ist unmittelbare Empfindung und ästhetischer Genuß wichtig. Es kommt darauf an, die empfänglichen Herzen der Jugend mit tiefen und bleibenden Eindrücken zu füllen, sie für das Gute, Wahre und Schöne zu begeistern, sie für deutsche Sprache, deutsches Volkstum und deutsche Geistesgröße zu erwärmen. Vergl. den Lehrplan von 1892 S. 20. Obgleich aufdringliche, moralische Betrachtungen durchaus vom Übel sind, ist der Lesestoff doch zu verwerten, um dem ganzen inneren Leben der Schüler eine höhere Richtung zu geben durch Weckung einer wahrhaft sittlichen Gesinnung, Belebung des vaterländischen Sinnes und Bildung einer gesunden, idealen Weltanschauung.

Die Methode wird zum Teil dadurch bestimmt, daß die neueren Litteraturwerke dem Verständnisse in der Regel geringere Schwierigkeiten bieten als die klassischen Werke, die meist tiefer und ideenreicher sind.

Die Klassenbesprechung kann daher dort viel kürzer sein. Mehr als sonst gilt es, nicht am Äußerlichen zu haften und in philologische Interpretation zu verfallen, sondern sich auf das für das Verständnis Wesentliche zu beschränken. Man traue den Schülern etwas zu! Manches Einzelne kann unerörtert bleiben. Durch Zerfasern und Zerpflücken leidet der Eindruck des Ganzen. Die Erklärung muß sowohl dem Kunstwerk als auch dem Standpunkt des Schülers gerecht werden. Ich meine, daß man mit verständigen Primanern getrost auch die Mängel eines Werkes besprechen kann. Aber man übe nicht nörgelnde Kritik, sondern erzeuge durch Hervorhebung der Vorzüge des Gedichtes in den Schülern Liebe und Hochachtung auch für die neuere Litteratur und ihre Hauptvertreter.

Der natürliche Verlauf der Besprechung ist, daß das Werk erstens als Kunstwerk an sich gewürdigt wird, dann erst zweitens als Erzeugnis eines bestimmten Dichtergeistes und drittens im großen Zeit- und Kulturzusammenhang. Die ästhetische Würdigung geht also der biographischen und kulturhistorischen in der Regel voran.

Zu 1: Bei der ästhetischen Erklärung kommt es zunächst an auf Feststellung des Gegenstandes und Anschauung des Inhalts. Bei einem lyrischen Gedichte ist von Wichtigkeit, welche Stimmung den Dichter beherrscht, und wie sie zum Ausdruck gelangt; bei epischen und dramatischen Dichtungen ist zu achten auf Einheit, Motivierung, Verlauf, Ergebnis, Zeit und Schauplatz der Handlung, auf Verhältnis und Charakter der handelnden Personen, auf die Zeichnung des Hintergrundes, auf den Grundgedanken oder die einheitliche Idee. Das Typische ist dabei immer herauszuheben. Dazu kommt die Aufsuchung der Teile als Glieder des Ganzen, die Feststellung der Anordnung und des Aufbaus sowie des inneren Verhältnisses zwischen Inhalt und Form, die Betrachtung der sprachlichen und stilistischen Kunstmittel sowie des Versmaßes und des Reims. Aus allem ergiebt sich die Würdigung des Ganzen als Kunstwerkes.

Zu 2: Obwohl ein echtes Kunstwerk durch sich wirken soll, so wird doch das Verständnis und der Genuß einer Dichtung manchmal dadurch erhöht oder ermöglicht, daß man die Schicksale, die Wirksamkeit und den Charakter des Dichters kennt, und daß man weiß, unter welchen Bedingungen das Gedicht entstanden ist. Durch Einführung in die Werkstatt des Dichters erhalten die Schüler eine Ahnung von dem Wesen des künstlerischen Schaffens. Und sehr wichtig ist für sie die Erkenntnis, daß Fleiß und ernste Arbeit selbst dem Genie nicht erspart bleiben, wenn etwas Vollendetes entstehen soll. Aber auf keinen Fall darf der Eindruck des Werkes selbst durch biographische Bemerkungen verdunkelt werden.

Zu 3: Die Schüler müssen erkennen, daß zwar jeder wirkliche Dichter seine Eigenart hat und mit eigenem Maßstab zu messen ist, aber

doch auch wieder als Kind seiner Zeit von dieser beeinflußt wird, daß die Litteratur sich zwar selbständig entwickelt, aber doch auch wieder mit dem Geistesleben des Volkes und mit der Weltgeschichte überhaupt zusammenhängt.

Im einzelnen giebt es mehrere Wege, die Schüler mit dem neueren Schrifttum bekannt zu machen.

1. Klassenlektüre.

Immer bei lyrischen Gedichten, in der Regel auch bei Prosa-abhandlungen ist die Klassenlektüre angezeigt. Bei lyrischen Gedichten schicke ich einige Bemerkungen über das Leben und Wirken des Dichters voraus und lasse hierauf das Lesen des Gedichtes selber folgen. Am wirkungsvollsten ist es, wenn der Lehrer das Vorlesen selbst übernimmt. Darauf bespreche ich das Gedicht, und stelle sodann die hauptsächlichsten Züge, die in den gebotenen Beispielen vorkommen, zusammen, um ein Gesamtbild der kennzeichnendsten Eigentümlichkeiten des betreffenden Dichters zu erhalten. Da die Primaner viele von den in Betracht kommenden Gedichten schon aus den früheren Klassen kennen, so wird selbst für die Dichter, aus denen man eine reichere Auswahl giebt, (Heine, Lenau, Platen, Chamisso, Geibel, Freiligrath) die Zeit von je zwei bis drei Stunden ausreichen; mit anderen wird man schneller fertig werden. Da die Schüler nicht veranlaßt werden können, sich besondere Ausgaben aller einzelnen Dichter anzuschaffen, so erweist sich eine Auswahl von Gedichten als dringendes Bedürfnis. Zu empfehlen sind die Sammlungen von Lyon, Franz, Kinzel und die schon älteren von Kluge. Ebenso kommt man in den oberen Klassen nicht ohne stilistisch-rhethorisches Lesebuch aus. Vergl. Matthias, Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1889, S. 641 flg. In Betracht kommen die Bücher von Buschmann, Jonas, Wendt, Hense, Cauer, Muff und Biese, deren jedes seine besonderen Vorzüge hat.

Schwerere Prosastücke werden in der Klasse selbst gelesen, leichtere werden zur häuslichen Vorbereitung aufgegeben und in der Schule nach Inhalt und Form besprochen. Über die Art der Behandlung macht gute Bemerkungen Paul Cauer in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1894, S. 442 flg.

2. Privatlektüre und Aufsätze.

Auch für die zeitgenössischen Dichter ist zuweilen die häusliche Thätigkeit in Anspruch zu nehmen. Die Büchersammlung der Anstalt muß so eingerichtet werden, daß die Schüler auf Epen und Dramen und namentlich auch auf Romane hingewiesen werden können, die zugleich

anziehend und bildend sind. Warnungen vor bestimmten Büchern halte ich für schädlich, weil dadurch oft das Gegenteil erreicht wird; aber Empfehlungen fallen meist auf fruchtbaren Boden. Bei wichtigeren Werken wird man sich nicht auf die bloße Empfehlung beschränken, sondern Gelegenheit nehmen, in der Klasse Rechenschaft über das Gelesene zu fordern. Hin und wieder kann man die schriftlichen Aufsätze zu solchem Ausweis benutzen. So habe ich in der Prima die Aufgaben gestellt: Deutsches Leben im zehnten Jahrhundert nach Scheffels Ekkehard, Welches Bild vom Leben der alten Deutschen gewinnen wir aus Freytags Ingo? Wie ist in Geibels Tod des Tiberius der Grundgedanke durchgeführt? Die feindlichen Brüder in Wildenbruchs Quitzows, eine vergleichende Charakteristik. Alle Teile von Freytags Ahnen bilden eine wahre Fundgrube von anziehenden Aufgaben über den kulturgeschichtlichen Hintergrund, über den Gang der Handlung, über einzelne Charaktere, über Anklänge an Homer und an das Nibelungenlied. So sind am Wilhelms-Gymnasium zu Kassel bearbeitet: Die Wirkung der Schlacht bei Straßburg und das Römertum in Freytags Ingo, Der Charakter Ingrabans bei Freytag, Wie veranschaulicht uns Freytag in seinem Ingo das Werden und Wachsen des deutschen Volks- und Heldengesanges? In Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht 1892, S. 81 flg. behandelt Landmann die Aufgabe: Deutsche Liebe und deutsche Treue in G. Freytags Ahnen. Derselbe giebt ebenda 1888, S. 309 flg. und 392 flg., eine Charakteristik litterarhistorischer Typen, nämlich des Sängers Volkmar im Ingo, des Spielmanns im Nest der Zaunkönige, des fahrenden Schülers in den Brüdern vom deutschen Hause, des Buchhändlers im Markus König, des Pasquillenschreibers in den Geschwistern, des Journalisten in der kleinen Stadt. Im Jahrgang 1889, S. 458 flg. verfolgt Landmann mehrere Charaktere aus dem Nibelungenkreise, Volker, Rüdiger, Dietrich und Hildebrand, bei neueren Dichtern, nämlich in Waldmüllers Brunhild, in Dahns Markgrafen Rüdiger, in Hebbels und Jordans Nibelungen. Ebenso lassen sich an Wildenbruchs Schauspiele und an andere moderne Dramen zahlreiche Aufgaben anschließen. Von Schultz wird in Lyons Zeitschrift 1894, S. 525 z. B. der Aufsatz vorgeschlagen und behandelt: Spurius Icilius, ein Charakterbild aus G. Freytags Fabiern. Manche andere Aufgaben aus der neueren Litteratur finden sich in Kluges „Themata zu deutschen Aufsätzen und Vorträgen." Nr. 147—171.

3. Vorträge einzelner Schüler.

Gegen die sogenannten freien Vorträge der Schüler läßt sich ja mancherlei einwenden, besonders wenn die Klassen gefüllt sind. Aber dennoch behalten sie ihren Wert als Redeübungen, zumal wenn man sie

nicht bis ins einzelne ausarbeiten und wörtlich auswendig lernen, sondern frei nach bloßem Entwurfe halten läßt. Zu ihrem Gegenstande kann auch die neuere Litteratur gemacht werden. Nach den Lehrplänen von 1892 soll darin über „Leben und Werke von Dichtern" berichtet werden; diese Bestimmung kann ich aber nicht für glücklich halten. Denn wenn die Schüler wirklich aus eigener Kenntnis und mit eigenem Urteil über das gesamte Wirken eines Dichters berichten sollen, werden sie unverhältnismäßig viel Zeit und Mühe auf den Vortrag verwenden; oder um sich ihre Aufgabe leicht zu machen, werden sie verführt, einfach an der Hand einer Litteraturgeschichte fremde Weisheit ohne Prüfung nachzusprechen. Die Schülervorträge müssen sich nach meiner Ansicht vielmehr immer nur auf einzelne Dichtungen erstrecken, die die Schüler mit Leichtigkeit selber durcharbeiten können, und sie müssen im wesentlichen Inhaltsangaben bleiben. Sie sind übrigens in der Regel nicht der Wahl der Schüler zu überlassen, sondern vom Lehrer zu bestimmen, schon damit der Zusammenhang mit dem Unterrichtsstoff gewahrt werde. So kann man in Obersekunda im Anschluß an die Behandlung des Nibelungenlieds berichten lassen etwa über Hebbels Nibelungentrilogie, Jordans Nibelunge, Geibels und Waldmüllers Brunhild, Wilbrandts Kriemhild, Markgraf Rüdiger von Dahn, Siegfrieds Tod und Kriemhilds Rache von Siegert — natürlich nicht in jedem Schuljahr über sämtliche der genannten Dichtungen, — ferner über Linggs Völkerwanderung, Kinkels Otto der Schütz, Webers Dreizehnlinden, Freytags Ahnen, Gerhard von Amyntors Gerke Suteminne, Ernst Wicherts Heinrich von Plauen u. a. Für die Prima eignen sich etwa die oben namhaft gemachten geschichtlichen Romane von Alexis, Freytag, Dahn, Eckstein, Scheffel, K. F. Meyer, ferner Immermanns Oberhof, Freytags Soll und Haben, Reuters Stromtid, das Epos Huttens letzte Tage von K. F. Meyer und die Dramen von Wildenbruch und Greif sowie Grillparzers Medea, Gutzkows Uriel oder Zopf und Schwert, Halms Fechter von Ravenna.

4. Gelegentliche Erwähnung.

Nicht immer braucht man sogleich das Lesen einer Dichtung aufzugeben oder ausdrücklich zu empfehlen. Schon durch gelegentliche Erwähnung können den Schülern Ausblicke in weite, ihnen noch unbekannte Gebiete eröffnet werden. Ich gebe einige Beispiele. Bei Behandlung des Gudrunliedes kann man mitteilen, daß Rudolf Baumbach das Schicksal des Sängers Horand in seinem Liede „Horand und Hilde" weiter ausgeführt hat. Bei den Nibelungen und Wolfram von Eschenbach kann man an Richard Wagners Tondramen Ring der Nibelungen

und Parsifal erinnern, bei Hans Sachs an Wagners Meistersinger von Nürnberg und Baumbachs Kaiser Max und sein Jäger, bei Schillers Hero und Leander an Grillparzers Trauerspiel Des Meeres und der Liebe Wellen. Goethes Faust giebt Anlaß, auch neuere Dichtungen wie Grabbes Don Juan und Faust oder die Faustepen von Lenau und Ludwig Bechstein zu nennen. Schillers Demetrius ist z. B. von Laube, Hebbel und Bodenstedt fortgesetzt und bearbeitet. Die von Goethe geplante Iphigenie in Delphi ist z. B. von Friedrich Halm geschrieben. Denselben Stoff wie Shakespeares Julius Cäsar behandelt Heinrich Kruses Brutus. Wie Uhland, so dichteten auch Martin Greif und Paul Heyse einen Ludwig den Baier. Schillers Maria Stuart erinnert im Stoffe an Laubes Graf Essex, Schillers Tell an Immermanns Trauerspiel in Tirol. Wie Goethes Tasso behandelt den Zwiespalt zwischen Dichtung und Leben auch Grillparzers Sappho, die sich im Stil mit Goethes Iphigenie vergleichen läßt. Wie in Schillers Max Piccolomini kämpfen auch in Grillparzers Medea Neigung und Pflicht. Ähnlich wie in Kleists Prinzen von Homburg ist der Konflikt in Greifs Prinz Eugen und in Gottschalls Ferdinand von Schill. Wie in Shakespeares Macbeth und Schillers Wallenstein wird auch in Kruses Moritz von Sachsen der Held durch die dämonische Macht des Ehrgeizes vernichtet. Schillers Jungfrau von Orleans liebt den Feind ihres Vaterlands; ebenso Geibels Sophonisbe. Der in Goethes Iphigenie als Motiv benutzte Streit zwischen Hellenentum und Barbarentum kehrt wieder in Grillparzers Medea, in Halms Sohn der Wildnis, in Dahns Kampf um Rom sowie Harald und Theano und in Schacks Heliodor. Der Bruderzwist in der Braut von Messina kann zur Erwähnung von Grabbes Herzog von Gotland oder von Wildenbruchs Quitzows führen. Sogenannte Litteraturdramen sind nicht nur Goethes Tasso und Grillparzers Sappho, sondern auch Halms Camoens, Gutzkows Königslieutenant und Urbild des Tartüffe (Molière), Laubes Karlsschüler, sowie „Gottsched und Gellert“, Holteis „Lorbeerbaum und Bettelstab“ (Bürger) und Wildenbruchs Christoph Marlow.

Das Symbolische in Goethes Faust legt die Bemerkung nahe, daß allegorische Gestalten z. B. auch in Grüns letztem Ritter, in Mosens Ritter Wahn, in Raimunds Komödien und in Wildenbruchs Heiligem Lachen vorkommen. Den Geistererscheinungen bei Shakespeare und in Schillers Jungfrau von Orleans entsprechen die in Grillparzers Ahnfrau, in Wilbrandts Kriemhild und Meister von Palmyra und in Jordans Witwe des Agis, der Prophezeiung des alten Attinghausen, die in mehreren Wildenbruchschen Dramen. Als bürgerliches Trauerspiel kann man neben Lessings Miß Sara und Schillers Kabale und Liebe Ludwigs

Erbförster nennen. Grelle Schilderung eines Bösewichts findet sich wie in Schillers Räubern z. B. in Wildenbruchs Karolingern. Den englischen Historien Shakespeares kann man, wenn auch nicht der Bedeutung nach, Raupachs Reihe von Hohenstaufenstücken und Wildenbruchs Hohenzollerndramen an die Seite stellen. Die Form der Trilogie haben wir nicht nur in Schillers Wallenstein, sondern z. B. auch in Hebbels Nibelungen, Grillparzers Goldenem Vließ und Immermanns Alexis, während Wagners Ring der Nibelungen eine Tetralogie bildet, allerdings nicht im griechischen Sinne. Gleich Shakespeare streut Wildenbruch in seine Verse manchmal Prosa ein. Gleich Schillers Jungfrau von Orleans und Braut von Messina enthält Geibels Brunhild neben jambischen Fünffüßlern auch jambische Trimeter. Einige Dramen Wildenbruchs sind in kurzen Reimpaaren geschrieben wie Goethes Faust und Schillers Lager.

5. Besondere Deklamationsübungen.

Seit einigen Jahren haben wir am Gymnasium zu Wesel eine Einrichtung getroffen, welche auch dazu dient, den Schülern die Kenntnis der neueren Litteratur zu vermitteln. Etwa zweimal im Jahre veranstalten wir nämlich an Gedenktagen von Dichtern oder auch ohne besondern Anlaß in der Aula Rede- und Vortragsübungen, denen alle Lehrer und Schüler der Anstalt beiwohnen. Ein Primaner hält eine unter Anleitung des Deutschlehrers verfaßte und in diesem Falle wörtlich eingeprägte und aus dem Gedächtnis vorgetragene kleine Rede über einen bestimmten Dichter. Darauf werden passende Gedichte des Gefeierten möglichst von Schülern aller Klassen vorgetragen. Mit dem Aufsagen der Gedichte wechseln Chorgesänge ab. Das Ganze dauert etwa 1 Stunde. So haben wir den hundertjährigen Geburtstag Theodor Körners und den dreihundertjährigen Hans Sachsens gefeiert. Außerdem sind so Schiller, Uhland und von den oben als nachpoetisch bezeichneten Dichtern bis jetzt Platen, Chamisso, Freiligrath und Geibel behandelt.

Die Festordnung der Geibelfeier war z. B. folgende:

I. Teil:

Chorgesang des Geibelschen Liedes „Durch tiefe Nacht ein Brausen zieht."

Vortrag eines Primaners über Geibels Leben und Wirken.

Vortrag der Gedichte:

1. Von des Kaisers Bart. Sexta.
2. Des Deutschritters Ave. Quinta.
3. Der Zigeunerbube im Norden. IVa.
4. Hoffnung. IVb.

II. Teil:

Chorgesang: „Der Mai ist gekommen."

5. „Ich fuhr von St. Goar." O. IIIa.
6. Volkers Nachtgesang. U. IIIa.
7. Der Tod des Tiberius. O. IIIb.
8. Türmerlied. U. IIIb.

III. Teil:

Gesang: „Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm."

9. Sanssouci. U. IIa.
10. Der Spielmann. U. IIb.
11. Die 6. Elegie (auf Verona). O. II.
12. Mythus vom Dampf, I.

Gesang: Ein schottisches Volkslied.

Manches Neuere lernen die Schüler übrigens auch durch den Vortrag von Gedichten am Geburtstag des Kaisers oder des Landesfürsten kennen.

6. Dramatische Schüleraufführungen.

Unserm Zwecke dienen auch die dramatischen Schüleraufführungen, die m. E. etwa alle drei Jahre an den höheren Schulen stattfinden müßten. Über die Auswahl der Stücke, über den bildenden Wert solcher Aufführungen sowie über die Einübung und Darstellung habe ich in dieser Zeitschrift Bd. VII S. 386—98 gehandelt. Die aufgeführten Stücke werden allerdings meistens nicht gerade zu den bedeutendsten Erzeugnissen der neueren Dramatik gehören. In Wesel haben wir zwei ganze Dramen aufgeführt, Kolberg von Paul Heyse — dies in theatralischer Gewandung — und Das Testament des Großen Kurfürsten von Gustav zu Putlitz, außerdem bei der Kaisergeburtstagsfeier einzelne Aufzüge aus Mosens Sohn des Fürsten, Wildenbruchs Quitzows und Neuem Herrn, Otto Devrients Gustav Adolf, Hans Blums York und Calmbergs Theodor Körner. Auf Theatervorstellungen nicht nur von klassischen, sondern auch von guten zeitgenössischen Stücken, z. B. von Wildenbruchs Quitzows oder Freytags Journalisten, sind die Schüler aufmerksam zu machen. Von Schüler-Lesekränzchen darf man sich nicht viel versprechen, wenn sie nicht von einem Lehrer geleitet oder überwacht werden.

7. Litterarhistorische Übersichten.

Ganz verkehrt ist es, die Lektüre durch die Litteraturgeschichte verdrängen zu wollen, wie es Philipps in dem Grenzboten 1894 Nr. 44 verlangt.[1]) Aber dennoch bedarf es am Ende des zweiten Primaner-

1) Vergl. dagegen Kanzow, Zeitschrift für d. Gymnasialwesen 1895 S. 102 ff.

jahres eines besondern litterargeschichtlichen Vortrags durch den Lehrer, um das durch die Klassen- und Privatlektüre zur Kenntnis der Schüler Gelangte übersichtlich zusammenzufassen, Gruppen und Hauptströmungen zu unterscheiden, das Vereinzelte in den großen Zeitzusammenhang einzuordnen, das Zerstreute zu einem Ganzen zu verbinden. Da es sich im wesentlichen darum handelt, einen Bau aus bereits vorhandenen Bausteinen aufzuführen, so werden für den Überblick über die nachgoethische Litteratur etwa zwei Stunden ausreichen. Ein Unglück ist es übrigens nicht, wenn dabei einige Namen mit unterlaufen, die vorher nicht durch Lektüre belegt sind. Um einen Anhalt zu haben, müssen die Schüler ein litterargeschichtliches Hilfsbuch in der Hand haben, das auch die neuere Zeit berücksichtigt, etwa von Kluge, Lyon, Wychgram, Bötticher und Kinzel oder Gotthold Klee.

Der Überblick wird sich in großen Zügen etwa folgendermaßen gestalten. Welches ist im allgemeinen der Charakter der neuen Zeit und des aus ihr erwachsenden nachgoethischen Schrifttums?

Die Dichtung unserer großen Klassiker stand unter dem Zeichen des altklassischen Kunstideals, sie strebten nach Vermählung deutschen Geistes mit hellenischer Formenschönheit. Die romantische Schule, die das hohe Ziel hatte, rein deutsch zu sein, ließ sich im Gegensatz dazu in Stoffen und Ideen besonders vom deutschen Mittelalter befruchten; zu ihrer phantasievollen Innerlichkeit gesellte sich aber zum Teil Überspanntheit. Die Dichter der Befreiungskriege, Arndt, Körner, Schenkendorf, Rückert, ebenso Uhland und die übrigen Dichter der schwäbischen Schule standen auf dem Boden der Romantiker, aber ohne in ihre Verirrungen zu verfallen. Das Jahr 1830 brachte einen großen Umschwung. Auf die vaterländische Erhebung der Befreiungskriege war in Deutschland eine Zeit der Enttäuschung gefolgt, in der alle freieren Regungen des aufstrebenden Volkstums überwacht und unterdrückt wurden. An die Stelle froher Wünsche und Hoffnungen war dumpfer Unmut oder Gleichgültigkeit getreten. Mit der Erstarrung des politischen Lebens war ein Niedergang des geistigen Lebens überhaupt verbunden. Da wirkte die französische Julirevolution des Jahres 1830 wie ein zündender Blitz auf die freiheitsbedürftigen Gemüter und entfesselte die zurückgehaltenen Leidenschaften. Trotz der bald eintretenden Gegenwirkung bekam das Jahrhundert ein anderes Gepräge. Das Staatsleben trat in den Vordergrund. Nach manchen Kämpfen, Irrungen und Hemmungen wurden nacheinander zwei große Ziele erreicht, die Beteiligung des Volkes am Verfassungsleben der einzelnen Staaten und die Einigung ganz Deutschlands zum deutschen Kaiserreiche. Die Richtung der Zeit wurde inzwischen immer realistischer, ja zum Teil materialistischer. Die praktische

Thätigkeit nahm zu, die Naturwissenschaften nahmen großartigen Aufschwung, wichtige Erfindungen gestalteten die Verhältnisse um, der Weltverkehr wurde angebahnt, der Gesichtskreis erweiterte sich, die Bildung schritt vor, allerdings mehr die des Verstandes als die des Gemütes. Gewinn- und Genußsucht, Äußerlichkeit und Überreizung nahmen überhand. Die Umwälzung fand auch in der Litteratur Ausdruck. Die deutsche Dichtung, die vor 1830 von dem Strom des Lebens nur wenig berührt war, wurde nunmehr von den vielseitigen Bestrebungen der modernen Zeit ergriffen und trat aus der Idealwelt, in der sie bisher Trost gesucht hatte, in die reale Welt. Die Stelle des griechischen und des deutschen Altertums nahm nun die frische Gegenwart mit ihren unmittelbaren Ansprüchen ein. Welches sind die Hauptströmungen dieser Litteratur, die wir die nachgoethische nennen können, weil Goethe sogleich nach dem Beginn dieser Periode starb? Übrigens stand die deutsche Litteratur schon lange vor Goethes Tode nicht mehr unter dem Einfluß seines Geistes.

I. Besonders wandte man sich gegen die der Wirklichkeit entfremdete, überlebte Romantik. Platen, Heine und Immermann machten sich zuerst vom Einflusse der romantischen Schule frei, führten zum völligen Bruch mit ihr, schufen eine neue Lyrik und Prosa und wurden so die Vorläufer der neuen Zeit.

II. Heine war der Vorkämpfer der zersetzenden Geistesrichtung des jungen Deutschlands, als dessen Vertreter Gutzkow und Laube genannt seien, welche dem Zeitgeiste dienen und dem Jahrhundert „seine Bestimmung offenbaren" wollten. Mit Voreingenommenheit und bestimmter Tendenz behandelten sie, unter französischem Einfluß stehend, in Roman und Drama die Bestrebungen der Zeit und griffen in Fragen des öffentlichen Lebens ein. Jeder Zwang, ja alles Bestehende wurde bekämpft. Staatsleben, Gesellschaft, Religion und Sittlichkeit wollte man umstürzen. Die Poesie wurde zu diesem Zwecke mißbraucht. Die Rücksicht auf die künstlerische Form trat hinter dem Interesse am Stoffe ganz zurück, die Prosa überwog.

III. Der politische Freiheitsdrang und die der Revolution von 1848 vorausgehende Gärung der vierziger Jahre äußerte sich in der Lyrik der politischen Dichter Prutz, Herwegh a. u. Andere, wie Hoffmann von Fallersleben, Freiligrath und Kinkel, huldigten zwar der politischen Parteibewegung, wußten sich aber über sie wieder zur Höhe echter Dichtung zu erheben. Ebenso die Österreicher Anastasius Grün und Nikolaus Lenau, deren freisinnige Gedichte überhaupt maßvoller als die der genannten Dichter waren.

IV. Im Gegensatz zu der jungdeutschen und zu der politischen Tendenzpoesie stand eine von vornherein verschiedene Richtung, welche von idealer Kunstanschauung beseelt, Werke schuf, die reineren Genuß gewähren, weil sie die Dichtung nicht als Mittel zur Weltverbesserung oder zur Aufreizung des Volkes, sondern als Selbstzweck ansah. Hierhin gehören Chamisso und Grillparzer, von denen dieser im Geiste unserer Klassiker dichtete, jener auf dem Boden der Romantik stand. Hierhin gehört vor allem Emanuel Geibel, der, wie Heine, vom Volksliede beeinflußt, Innigkeit der Empfindung mit Wohllaut der Form verbindet. Während er in vielen Gedichten dem vaterländischen Gefühle begeisterten Ausdruck giebt, suchten andere unbeirrt durch die Fragen und Aufgaben der Gegenwart, der rauhen Wirklichkeit ganz zu entgehen durch Flucht in die Romantik oder nach dem Vorgange Goethes, Platens und Rückerts in die orientalische Welt oder in die Stille der Natur. So Oskar von Redwitz mit dem süßlich empfindsamen Epos Amaranth (1846), Adalbert von Stifter mit seinen Studien (1844—1850), Gustav zu Putlitz mit dem Märchenstrauß „Was sich der Wald erzählt" (1850), Otto von Roquette mit dem Rhein-, Wein- und Wandermärchen „Waldmeisters Brautfahrt" (1851) und Friedrich von Bodenstedt durch die Lieder des Mirza Schaffy (1849). Außerhalb der realistischen Strömung stand auch die religiöse Lyrik von Knapp, Gerok und Julius Sturm.

V. Je reifer, zufriedener und selbstbewußter das deutsche Volk in politischer Beziehung wurde, um so mehr erhob sich in den fünfziger Jahren ein gesunder Realismus, der aber nicht etwa das Leben praktisch umgestalten wollte, sondern an den großen Aufgaben der Zeit dadurch mitarbeitete, daß er das moderne Leben nach seinen mannigfaltigen Seiten zu erfassen und künstlerisch zu gestalten suchte. Vertreter dieses übrigens mit idealen Bestandteilen durchsetzten Realismus ist besonders Gustav Freytag, der in seinem sozialen Zeitroman „Soll und Haben" das deutsche Volk, nach einem Ausdruck Julian Schmidts, bei seiner Arbeit suchte und mehrere Zeitdramen, namentlich die Journalisten schrieb. Hebbels und Ludwigs bürgerliche Tragödien sind realistisch. Anzureihen sind hier der Verfasser der Schwarzwälder Dorfgeschichten, Berthold Auerbach, die nicht nur wegen ihrer plattdeutschen Mundart volkstümlichen Dichter Klaus Groth und Fritz Reuter, ferner Rosegger und Anzengruber, sowie der Humorist Wilhelm Raabe.

Der französische Krieg und die Einigung Deutschlands rief 1870—71 eine neue nationale Lyrik hervor, die zwar der Dichtung der Befreiungskriege an poetischer Kraft nicht gleich kommt, aber doch manche schöne Blüte aufweist.

VI. Neben der realistischen lief nach 1860 wieder eine **idealistische Strömung** her, die man **Neuromantik** nennen kann. Ihre Stärke beruht weniger auf scharfer Beobachtung der Außenwelt als auf Phantasie und Gelehrsamkeit. Sie versenkt sich liebevoll in die Vorzeit, sei es nun die deutsche, die griechisch-römische oder die ägyptische, und führt sie uns anschaulich vor Augen. Freytags Ahnen zeigen, daß derselbe Dichter, der in Soll und Haben die Gegenwart treffend darstellte, zugleich der Vergangenheit in objektiver Schilderung gerecht werden kann. Dazu kommen die geschichtlichen Romane von Alexis, Scheffel, Dahn, Ebers, Meyer, die Epen von Hamerling, Weber, Lingg und Wolff und die Dramen von Halm, Greif und Wildenbruch.

VII. Eine Reaktion gegen diese Neuromantiker trat seit der Mitte der achtziger Jahre in dem sog. **Naturalismus** hervor, der in ausdrücklichem Gegensatz zu jedem Idealismus das Heil in einseitiger Wiedergabe der Natur sieht und nicht die Schönheit, sondern die Wahrheit als Ziel der Kunst betrachtet. So haben z. B. die Werke von Sudermann und Hauptmann zwar zum Teil wichtige Probleme, verweilen aber fast nur bei den sozialen Schäden unserer Zeit und behandeln mit offenbarer Vorliebe das Häßliche und Gemeine ohne poetische Verklärung.

Immerhin aber kann man hoffen, daß wie im vorigen Jahrhundert auch nach der modernen Sturm- und Drangbewegung unsere Poesie bald wieder zum schönen Maß zurückkehren und sich um so herrlicher entwickeln werde.

Über die Stellung des Deutschen an den höheren Schulen.

Von **A. Kullmann** in Wolfenbüttel.

Die Frage, welche Stellung das Deutsche an den höheren Schulen einzunehmen hat, ist keine bloße Fachfrage, sondern ein ganzer Komplex allgemeinerer und tiefer liegender Fragen, welche weit in das psychologische Gebiet hineinragen und der Pädagogik ganz neue und fruchtbare Gesichtspunkte zu eröffnen geeignet sind. Daß eine umfassende Beantwortung derselben trotz der neuen Lehrpläne immer noch aussteht, ist lediglich darauf zurückzuführen, daß man das Deutsche bisher nur immer als ein für sich bestehendes Fach, als philologischen Gegenstand angesehen und seine Bedeutung als Muttersprache gar nicht oder doch viel zu wenig gewürdigt hat. Diese einseitige Auffassung kann nur eine einseitige und daher unbefriedigende Lösung ergeben, sie wird die durch das reger gewordene Nationalbewußtsein in den Vordergrund gerückte Frage ewig offen halten und das höhere Schulwesen deshalb nie recht zur Ruhe kommen lassen. Die neuen Lehrpläne erklären die hohe

Wichtigkeit des Deutschen aus national-sittlichen und formalen Gründen und charakterisieren sie damit nach idealen und realen Gesichtspunkten. Allein man sollte meinen, daß das National-Sittliche schon so lange unter die allgemeinen Erziehungsgrundsätze aufgenommen wäre, daß ein einzelnes Fach oder mehrere Fächer nicht zu besonderen Trägern desselben gemacht zu werden brauchten, auch wird es niemals einen besondern Bestandteil der Unterrichtsmethode an sich, sondern nur eine Nebenfrucht derselben bilden und ihr nur als höheres Ziel vorschweben können. Anders verhält es sich mit dem formalen Gesichtspunkte, weil mit demselben der Unterrichtspraxis ein positives Ziel geboten ist. Der Schüler soll vermittels regelmäßiger, aus dem Unterricht hervorwachsender mündlicher und schriftlicher Übungen eine größere Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Ausdruck erhalten. Je mangelhafter die früheren Ergebnisse des deutschen Unterrichts nach beiden Richtungen waren, desto dankbarer muß man diese Neuerung begrüßen, die sich nicht bloß als lebensfähig, sondern auch als heilsam erweisen wird. Nur müssen auch die weiteren Folgerungen dieses formalen Gesichtspunktes gezogen werden, damit zunächst die sogenannten kleinen Ausarbeitungen in ihrer Bedeutung recht gewürdigt und die noch herrschenden Unklarheiten und Verlegenheiten bei ihrer Handhabung beseitigt werden. Bis jetzt fassen ihn aber die Lehrpläne, wie es scheint, als eine bloße, leicht zu erledigende Stilfrage, und darin liegt wohl der Grund, warum man an denselben die weitgehenden Anforderungen bei der Abgangsprüfung im Deutschen geknüpft hat. Man kann doch aber den Stil unmöglich ablösen vom Inhalt, nicht zwei Dinge voneinander scheiden, die ihrer Natur nach miteinander verwachsen und verwoben sind. Daß in den Lehrplänen das Verhältnis zwischen Form und Inhalt unerörtert gelassen und dadurch Wesen und Wichtigkeit der kleinen Ausarbeitungen unaufgeklärt geblieben ist, gerade das bringt diese an sich wohlthätigen Übungen um die Achtung selbst hervorragender Schulmänner. Man hält sie nur zu oft für belanglose Versuche, die man über kurz oder lang zu so vielen anderen abgethanen Versuchen werfen wird. So lange man allerdings ihren Zweck nur in der Aneignung einer einseitigen redaktionellen Fertigkeit sieht, wird man ihre Bedeutung unterschätzen müssen, allein der Gegenstand wird eine ganz andere Gestalt gewinnen, sobald man die Sprachform auf ihr Verhältnis zum Inhalt untersucht. In diesem Falle erweitert sich der formale Gesichtspunkt unwillkürlich zu der allgemeinern Frage: Welches Verhältnis besteht zwischen Sprache und Denken überhaupt? Nach der landläufigen, allerdings längst veralteten Anschauung beschränkt sich die Aufgabe der Sprache auf die eine Funktion, daß sie die Gedanken ausdrücke. Diese dürftige Zweckbestimmung geht Hand in Hand mit der

irrigen Nebenvorstellung, daß der Gedanke selbständig und ohne Mitwirkung der Sprache in uns entstehe und sich der letztern erst bei der Mitteilung bediene. Dadurch hat man sich gewöhnt, dem Gedanken die Priorität zuzuerkennen und die Sprachform in die zweite Linie zu verweisen, den erstern als die Hauptsache, die letztere als ein minderwertiges redaktionelles Beiwerk anzusehen. Diese Vorstellung überträgt man samt der ungleichen Schätzung der beiden Faktoren unwillkürlich auf den Schüler, wenn man die letzteren getrennt beurteilt und dabei dem Gedankengehalt den Vorzug giebt, ja diese Voreingenommenheit gegen die Form wirkt auf das Urteil über die kleinen Ausarbeitungen zurück, die man als einseitige Stilübungen ohne Rücksicht auf den Inhalt auffaßt. Wir wollen soviel vorwegnehmen, daß die Zerlegung des Gedankens nach Inhalt und Form nur rein theoretischen Wert hat, aber für die Praxis des Denkens ohne Berechtigung ist. Bei dieser Theorie des in unserm Innern auftauchenden Gedankenschemens, der die ihm zusagenden Sprachformen an sich reißt wie der Schriftsetzer die Typen aus den Buchstabenkästen, muß uns unser Seelenleben noch dunkler erscheinen, als es uns schon ohnedem ist. Allein diese Theorie ist unhaltbar. Ist es nicht schon seltsam, daß die beiden Gebiete des Denkens und der Sprache nach der Theorie ganz unabhängig nebeneinander herlaufen sollen, während sie sich in der Praxis überall decken? Schmiegt sich nicht die Sprache so innig an den Gedanken an wie eine durchsichtige Hülle, läßt sie nicht jedes Ebenmaß ebenso hervortreten wie jede Unebenheit? Werden nicht beide geregelt nach den gleichen logischen Gesetzen? Wenn beide so verschiedener Natur sind, wie kommt es dann, daß sie sich immer und überall blitzschnell zusammenfinden und verstehen? Ein merkwürdiger Bund, dessen Kontrahenten nichts voneinander wissen sollen! Wenn der Gedanke in unserem Geiste bereits fertig sein soll, noch ehe er sich in die sprachliche Form kleidet, dann wird durch diese Annahme zwischen den beiden gleichartigen Gebieten des Denkens und der Sprache eine Schranke errichtet, die erfahrungsmäßig nicht besteht. Denn wenn wir von anderen etwas hören oder etwas lesen oder schreiben oder sprechen, setzen wir unbewußt die mit dem Ohre oder Auge aufgenommenen Sprachlaute oder Sprachzeichen in Denken um, sonst wäre jedes Verständnis und jede Kontrolle des Denkens unmöglich. Also gehen die beiden Gebiete unmerklich ineinander über und verkehren miteinander in der regsten und innigsten Wechselwirkung. Wenn nun die Sprachform allgemein als ein verkörperter Gedanke zugegeben wird, so sieht man nicht ein, warum der Gedanke nicht eine vergeistigte Sprachform sein soll. Daß dieser Satz mehr ist als eine schillernde Antithese, werden wir durch die Darlegung der Funktionen der Sprache beweisen,

vorerst jedoch wird es gut sein, dem Grunde für die herkömmliche Trennung des Denkens von der Sprache nachzuspüren. Sie scheint der Philosophie insofern zur Last gelegt werden zu müssen, als diese nur die drei Etappen des Erkenntnisverlaufs, nämlich die sinnliche Wahrnehmung, die Vorstellung und die logische Verknüpfung mehrerer Vorstellungen zu Begriff und Urteil aufführt, uns aber keine näheren Einzelheiten über die Art des Vorgangs mitteilt. Wir erfahren hier nichts darüber, unter welchen näheren Umständen die Außenwelt in unsere Innenwelt übergeht, auch nichts über das Mittel, durch welches die Vorstellungen miteinander verknüpft werden. Denn die logischen Denkgesetze bilden doch nur die Richtschnur bei der Verknüpfungsthätigkeit, nicht aber das Mittel zur Verknüpfung, wie jedes Gesetz wohl unsere Handlungen überwacht, aber nicht veranlaßt. Schließlich bietet uns diese Theorie keinerlei Gewähr dafür, daß uns der gesamte Erkenntnisverlauf von der sinnlichen Wahrnehmung bis zur Bildung des Urteils zum Bewußtsein gelangt. Da aber alles Denken eine bewußte Thätigkeit ist, so wäre damit die Möglichkeit des letztern überhaupt in Frage gestellt. Diese Theorie erhält dadurch, daß sie die Sprache von der Mitwirkung beim Denkvorgange ausschließt, so etwas metaphysisch Unnahbares, daß man keine Möglichkeit sieht, wie durch äußere Eingriffe das Denken gefördert und beschleunigt werden kann. Nächst der Philosophie hat aber die Pädagogik das größte Interesse an den die Erkenntnislehre betreffenden Fragen, nur mit dem wesentlichen Unterschiede, daß die von jener aufgestellten Sätze von dieser nutzbar gemacht werden müssen. Wo soll aber hier die Pädagogik den Hebel ansetzen? Wenn sie von der Philosophie gerade den Faktor des Erkennens nicht zugewiesen erhält, der die einzige praktische Handhabe bietet und zugleich ihrem besondern Reiche angehört, nämlich die Sprache, dann muß sie sich behelfen, so gut es geht, sie muß versuchen und tasten. Und das ist in der That noch heute der Stand unserer Pädagogik, sie ist zu sehr Erfahrungswissenschaft und die Didaktik lediglich eine auf Beobachtung und einzelnen herausgegriffenen psychologischen Sätzen beruhende Fertigkeit. So lange sich uns die näheren Bedingungen der Erkenntnis entziehen, stehen wir vor unseren Schülern wie der neugierige Betrachter vor dem Automaten, dessen äußere Bewegungen er verfolgt, ohne die treibende Kraft zu finden. Diese treibende Kraft sind die in der Seele des Schülers schlummernden Anlagen: Vorstellungen, Regungen, Neigungen, die, so verschieden sie bei den einzelnen sind, durch die zusammenfassende Thätigkeit des Lehrers in das Interesse des Unterrichts hineingezogen und demselben untergeordnet sein wollen. Dazu bedarf es aber nicht bloß der Beherrschung und methodischen Gliederung des Stoffes, sondern zugleich einer tiefern

Einsicht in die Bedingungen der Aufnahmefähigkeit, damit die ausgestreuten Keime den geeigneten Boden finden. Es kann durchaus nicht verkannt werden, daß die Pädagogik in den letzten 25 Jahren bedeutende Fortschritte gemacht hat, und zwar dadurch, daß die Methode durch das Streben nach psychologischer Vertiefung mehr in Einklang mit der Seelenthätigkeit gesetzt ist, allein, solange das Wesen der letztern noch zu wenig erschlossen ist, um einen zuverlässigen Stützpunkt zu bieten, muß jede Methode ein Sprung ins Dunkle sein. Wenn auf diesem unsichern pädagogischen Boden trotzdem mannigfache tüchtige und selbst hervorragende Leistungen erwachsen, so ist das nicht sowohl ein stichhaltiger Einwand gegen diese Unsicherheit, als vielmehr das Verdienst langjähriger Erfahrung oder angeborener Lehrbegabung, die sich auch unter schwierigen Verhältnissen zurechtfindet. Nachdem bereits vereinzelte psychologische Gesichtspunkte der neuern Pädagogik so überraschende Dienste geleistet haben, liegt es zu nahe, die letztere ganz auf die Grundlage der Psychologie zu stellen und sie dadurch von dem Zufall und der Unsicherheit einer bloßen Routine zu befreien. Dieser Schritt ist nur eine Frage der Zeit, und wenn er bisher noch nicht gethan ist, so liegt die Ursache in der lückenhaften Erkenntnislehre, welche, wie schon oben bemerkt wurde, durch die Ausschließung der Sprache von der Mitwirkung beim Denkvorgang die Pädagogik verhindert hat, in den von ihr gewiesenen Pfad einzulenken und von hier ihren Ausgangspunkt zu nehmen. Das Erkenntnisgebäude schwebt in der Luft, sobald man ihm den Boden der Muttersprache entzieht, und nur mit Hilfe dieser letztern kann die Pädagogik eine wissenschaftliche Grundlage erhalten, die auf den ewigen und unveränderlichen Gesetzen der Seelenthätigkeit ruht. Hier und nur hier liegt die hohe Bedeutung der formalen Übungen. Unsere Pädagogik leidet unter dem Vorurteil, daß das Denken eine apriorische Fähigkeit sei, welche von innen nach außen strebe, während es erst durch die Sprachform vermittelt wird und so von außen nach innen dringt. Ohne Sprache kein Denken, alles Denken vollzieht sich mit Hilfe der erstern und kann nur mit Hilfe derselben gelernt werden. Hier liegt der natürliche Ausgangspunkt aller Didaktik, und wenn sie diesen verschmäht, so macht sie einen Umweg und erschwert und verzögert dadurch die geistige Entwickelung der Jugend. Um nun die Bedeutung der Sprache für unsere Erkenntnis darzulegen, wollen wir uns den Funktionen der erstern zuwenden.

Alle Dinge, soweit sie der menschlichen Wahrnehmung und Auffassung zugänglich sind, erhalten durch die Sprache ihre besondere Bezeichnung, und zwar zunächst schlechthin zur Unterscheidung derselben untereinander, etwa in der Weise, wie in einem Museum die einzelnen

Gegenstände durch fortlaufende Ziffern kenntlich gemacht werden. Allein während die Ziffern die Gegenstände nur nach dem äußern Merkmal der Reihenfolge unterscheiden, aber selbst in keinem innern Zusammenhange mit denselben stehn, sind die Sprachbenennungen mehr oder weniger charakteristisch für die Dinge selbst. Ding und Sprachbezeichnung sind so untrennbar miteinander verbunden, daß man bei der Wahrnehmung des erstern die letztere hinzudenkt und beim Denken oder Nennen der letztern sich das erstere vorstellt. Wir kennen die Dinge nur unter ihren Namen, die letzteren sind allgemeingiltige Tauschwerte für die ersteren, durch welche die Wirklichkeit in die Sphäre der Vorstellung erhoben, die Außenwelt mit unserer Innenwelt vermittelt wird. Durch die Sprache wird zwischen diesen beiden Gebieten die Verbindung hergestellt, welche weder auf rein transscendentalem noch auf materialistischem Wege je wird vollzogen werden können. Denn nach dem einen Prinzip wird die mechanische Sinnesthätigkeit mit Hilfe des Verstandes unmittelbar zu Wahrnehmungen und Vorstellungen umgewandelt, ohne daß man sieht, wie zwei so disparate Kräfte wie Sinnlichkeit und Verstand zu gemeinsamem Wirken vereinigt werden können. Nach dem andern Prinzip werden die Sinneseindrücke durch die Nerven nach dem Gehirn geleitet, ohne daß man darüber aufgeklärt wird, wie dieser physiologische Prozeß in Geistesthätigkeit übergeht. Die eine Anschauung überspringt die Kluft zwischen äußerer und innerer Welt, die andere verlegt sie in das Dunkel unbekannter Regionen, um den Glauben zu erwecken, sie sei verschwunden. Eine Verbindung zwischen den beiden zu überbrückenden Gebieten läßt sich nur herstellen durch ein Medium, welches die sinnliche und geistige Eigenschaft derselben in sich vereinigt. Dieses Medium ist die Sprache, welche dadurch, daß sie die lautlichen, also sinnlichen Ersatzwerte für die Dinge zugleich in geistige Äquivalente umsetzt, den natürlichen Dolmetscher zwischen den beiden ungleichartigen Welten bildet. Die Verwendung der Sprachform ist der Prüfstein bewußten Denkens, und jede Seelenthätigkeit, die sich ohne Mitwirkung der Sprache vollzieht, ist ein unklarer, traumartiger Vorgang, von dem sich der Verstand keine Rechenschaft zu geben vermag, sie gleicht dem ziellos ins offene Meer treibenden Nachen, dessen Steuermann die Ruder eingezogen hat und der Ruhe pflegt. Sofern ein jedes Ding in seiner Vereinzelung und in seiner Unterscheidung von anderen Dingen aufgefaßt wird, ergiebt sich die allgemeine Sprachbezeichnung „Wort", sofern es aber als ein aus Teilen bestehendes, durch bestimmte Merkmale gekennzeichnetes Ganzes hingestellt wird, die allgemeine Sprachbezeichnung „Begriff". Damit gelangen wir zu dem zweiten wichtigen Dienste der Sprache, der darin besteht, daß sie die Dinge unserm Denken als Einheit bietet, und zwar in derselben Weise, wie

der Mathematiker zusammengesetzte Werte unter einem Buchstaben zusammenfaßt. Ein begriffliches Denken wäre nicht möglich, wenn die Sprache nicht entweder das „Wort" zum „Begriff" erweiterte oder neue Begriffseinheiten schüfe, in welchen vielfache charakteristische Erfahrungen wie in einem Brennpunkt zusammenlaufen. Der Baum, als bloßes „Wort" gefaßt, unterscheidet denselben von anderen Dingen, der Baum als „Begriff" gefaßt, stellt ihn als ein zusammengesetztes Ganzes hin mit den charakteristischen Merkmalen der Wurzel, des Stammes, der Zweige, der Blätter oder Nadeln, der Blüten oder Früchte u. s. w. Die Heuchelei begreift in sich den Gegensatz zwischen äußerem Schein und innerem Wesen und die Absicht, sich tugendhafter zu geben, als man ist. Der Begriff des Baumes und der Begriff der Heuchelei sind die Zusammenfassung der wesentlichen Merkmale, die sich aus der vergleichenden Betrachtung vieler Bäume und vieler heuchlerischer Handlungen ergeben. „Wort" und „Begriff" sind die Grundlagen unserer konkreten und abstrakten Verstandesthätigkeit, welche sich vermittels der Sprache Rechenschaft giebt über den durch die Sinnesthätigkeit der Wirklichkeit entlehnten Stoff und ihm ebenso mit Hilfe der Sprache die angemessene geistige Form beilegt. Damit berühren wir den dritten wichtigen Dienst der Sprache, daß sie uns nämlich ein unentbehrliches Mittel zum Wahrnehmen, Vorstellen und Denken bietet. Zu einer Wahrnehmung gehören die drei gleichzeitig wirkenden Faktoren der Sinnesthätigkeit, der Sprache und des Verstandes. Alle Sinneseindrücke, denen unser Verstand keine Beachtung schenkt, gehen an uns spurlos vorüber, sonst müßten wir thatsächlich alles wahrnehmen, was sich im Bereiche unserer Sinne befindet. Allein man wird die Erfahrung gemacht haben, daß man in dem Augenblicke, wo unser Geist intensiv mit einem Gegenstande beschäftigt war, z. B. im Zustande tiefen Forschens, seelischen oder körperlichen Schmerzes, des Schreckens, des Zornes, der Begeisterung, der Freude u. s. w. weder sah noch hörte. Warum giebt man dem Kinde, das sich eine Wunde zugezogen hat, den Rat, es möge nicht an die schmerzhafte Stelle, sondern an irgend etwas Anderes denken? Man will durch die anempfohlene Konzentration des Geistes auf einen entlegenen Gegenstand dem Schmerzgefühl den Zugang zum Bewußtsein verlegen, d. h. den Schmerz vergessen machen. Wie kommt es ferner, daß oft ein in nächster Nähe des Lehrers sitzender Schüler von dessen Auseinandersetzungen nichts gehört hat? Doch wohl daher, daß entweder seine Verstandesthätigkeit brach gelegen, d. h. daß er geträumt hat, oder daß sie einem andern Gegenstande als dem vom Lehrer vorgetragenen zugewandt war. Aus der Wahrnehmung ergiebt sich die Vorstellung, wir meinen die bewußte Wiedererzeugung der Sachbilder, nicht die

unbewußten Schöpfungen einer zügellosen Phantasie, von denen willensschwache Naturen im Zustande träumerischer Versunkenheit und gegenstandslosen Brütens leicht überrascht werden. Während die letztere Seelenthätigkeit sich der Kontrolle des Verstandes entzieht, und daher in schrankenloser Willkür eine ganze Wunderwelt von Unmöglichkeiten aufbaut, gehorcht die erstere einer innern Gesetzmäßigkeit und schließt sich daher eng an die Erscheinungen der Außenwelt an. Es ist zu natürlich, wenn man die Klarheit des Vorstellungsbildes auf eine bewundernswerte Energie der Sinneseindrücke und die Unklarheit desselben auf eine matte Sinnenthätigkeit zurückführt. Auf diese Weise erklärt sich einerseits die gerade den größten Geistern eigentümliche plastische Denkform wie anderseits die Verworrenheit unbegabter oder krankhafter Naturen. Wie die Wahrnehmung und die Vorstellung, so wird auch beider Gesamtergebnis, das Denken, ununterbrochen von der Sprache begleitet, ein Denken ohne Vermittelung der Sprache ist schlechterdings unmöglich. Man könnte sagen, Denken ist ein lautloses Sprechen, wenn damit die Verstandesthätigkeit nicht gar zu umständlich gekennzeichnet würde. Denn wir denken gewöhnlich nicht in ganzen Sätzen, sondern mit einzelnen Worten und Begriffen, und je geübter und genialer der Denkende ist, desto geringer wird die Zahl der für sein Denken charakteristischen Sprachformen sein, über die sein Geist so leicht und behende hingleitet, wie die Finger des Virtuosen über die Tasten. Je schärfer die Wahrnehmungen und je gegenständlicher die Vorstellungen, desto klarer das Denken, je unbestimmter und flüchtiger die Wahrnehmungen und je trüber und verschwommener die Vorstellungsbilder, desto unklarer das Denken. Im Zusammenhange mit dieser Bemerkung erklärt sich die Wirksamkeit der Anschauungsmethode, welche die vom Schüler in den beschreibenden Naturwissenschaften, der Mathematik, Physik, Chemie, Geographie u. s. w. geforderte konkrete oder abstrakte Denkthätigkeit durch die Vorführung des sinnlich wahrnehmbaren Modells oder Experiments und durch die vermöge dieser Anschauung gewonnene klare Vorstellung stufenweise vorbereitet. Alle Seelenvorgänge, die wir mit deckenden sprachlichen Bezeichnungen belegen können, kommen uns zum klaren Bewußtsein und bilden den Gegenstand vernünftigen Denkens, alle flüchtigen Regungen und Empfindungen, die sich der Wiedergabe überhaupt oder einer erschöpfenden Wiedergabe durch die Sprache entziehen, können unser Denkvermögen nicht beschäftigen oder befriedigen, es sind Blüten, die sich im Dämmer des Bewußtseins nicht zur Frucht entwickeln können, Rätsel, zu denen der gegenwärtige Stand der Sprache noch nicht den Schlüssel gefunden hat. Die Sprache birgt das Inventar unseres jeweiligen Wissens, über welches der Verstand nach freiem Ermessen

verfügt, und was er hier nicht sozusagen gebucht findet, das existiert für ihn nicht. Sie liefert das Gerät zu unserer geistigen Gymnastik, insofern die Formen derselben in uns Vorstellungen erwecken, welche der Verstand rastlos zu Gedanken verarbeitet. Wer die Aufnahme neuer, seinem Verständnis entsprechender Ausdrucksformen vernachlässigt oder aus mangelnder Begabung nur in beschränktem Maße pflegen kann, der nimmt an dem fördernden Einfluß dieser Übung keinen oder nur einen mäßigen Anteil und verzögert damit seine geistige Entwickelung. Solche Übungen sind gegeben in regelmäßiger Lektüre, im Anhören verständlicher Vorträge und in der Unterhaltung. Es versteht sich von selbst, daß man bei Aneignung neuer Ausdrucksformen die richtigen und deckenden Vorstellungen damit verbindet, wie man anderseits vernünftigerweise nicht annehmen kann, daß man durch eine solche Zuführung von Ausdrucksmitteln die Grenzen seiner natürlichen Begabung irgendwie erweitern könne. Es kann sich hier nur um eine beschleunigte Entwickelung geistiger Fähigkeiten handeln, die der Lehrer jetzt bei der Bildung der Jugend zu sehr dem unbestimmbaren Förderungsmittel der Jahre überlassen muß, während er sie mehr in der eigenen Hand behalten möchte. Der Umfang des Denkens hält gleichen Schritt mit dem Umfang der verwendeten Ausdrucksformen. Wenn man bedenkt, daß alle Lebensverhältnisse eines Volkes sich in seiner Sprache ausprägen, so wird man begreifen, daß der Umfang seines Sprachschatzes als Prüfstein seiner Kultur gelten kann, wie man mit nicht minderem Rechte behaupten kann, daß der von dem einzelnen beherrschte Vorrat an Sprachformen der Gradmesser seiner Bildung ist. Je mannigfaltiger dieser von dem einzelnen gebrauchte Vorrat, desto reicher sein inneres Leben, desto ausgedehnter sein geistiger Interessenkreis, je karger dieser Besitz, desto dürftiger seine innere Welt, desto beschränkter sein Interessenkreis. Allein es muß betont werden, daß die Bereicherung des Innenlebens nicht sowohl von der Menge der bloß zugeführten als vielmehr der angewandten Sprachformen abhängt. Denn die Ausdrucksformen, die wir in uns aufnehmen, ohne sie zu verwenden, sind totes Kapital, sie tragen zu unserer Erkenntnis ebensowenig bei wie die unbenutzten Bände in unserer Bibliothek. Die Aufnahme neuer Ausdrucksformen hat den dreifachen Vorzug, daß sie einmal vermöge der Ideenassoziation unser Denken belebt, daß sie uns ferner reichere Mittel bietet, um die Verknüpfung der Vorstellungen zu erleichtern, und daß sie schließlich dem Gedachten zu klarer und angemessener Äußerung verhilft. Je williger sich die Ausdrucksformen dem Verstande bei der Verknüpfungsthätigkeit darbieten, desto müheloser und klarer gestaltet sich das Denken, je spärlicher dieselben zufließen, desto öfter wird das Denken unterbrochen

und verläuft in einem peinlichen und mühsamen Ringen, das die Geistes- und Körperkräfte in gleicher Weise erschöpfen muß. Ein unfehlbarer Maßstab für die Art und den ganzen Verlauf des Denkens ist die Ausdrucksweise. Damit kommen wir zu der vierten und letzten Funktion der Sprache, welche darin besteht, daß sie den Gedanken das adäquate Ausdrucksmittel bietet. Wie wir oben den Umfang des Denkens nach der Anzahl der verwendeten Sprachformen bemessen konnten, so bemessen wir hier die Zahl der verwendeten Sprachformen nach dem Umfang des Denkens. Denken und Sprechen ist eben eins, es sind nur zwei verschiedene Formen einer und derselben Verstandesthätigkeit, untrennbar miteinander verbunden wie Schatten und Körper. Die Sprache an sich ist keine bloße Kunstschöpfung der Kultur, sondern vor allem wie Essen, Trinken, Schlafen eine physische Lebensbedingung der gesamten Menschheit, des Kindes und des Naturvolkes ebenso sehr wie des Gebildeten.

Aus dem Vorstehenden ergeben sich die drei folgenschweren Sätze: 1. die Muttersprache hat einen wesentlichen Anteil an allen Stufen der Erkenntnis, 2. sie ist die natürliche Unterlage des Denkens und bildet somit 3. die einzige praktische Handhabe, um die geistige Entwickelung der Jugend systematisch zu fördern und die Lehrthätigkeit auf psychologische Grundlage zu stellen. Es ist das hohe Verdienst der neuen Lehrpläne, die deutsche Unterrichtsfrage in den Vordergrund gerückt und damit den Anstoß zu umfassender Erörterung dieses Gegenstandes gegeben zu haben. Denn man braucht kein Prophet zu sein, um vorauszusagen, daß diese Frage auf Jahre hinaus das pädagogische Interesse beherrschen und unsere pädagogische Erkenntnis wesentlich bereichern und vertiefen wird. Allein solange das Deutsche auf seine bloße Fachstellung beschränkt und sein inneres Verhältnis zum Gesamtunterricht unaufgedeckt bleibt, werden die kleinen Ausarbeitungen und die freien Vorträge eine halbe Maßregel mit halben Erfolgen sein, ihr wahrer Zweck wird mißverstanden, wie auch anderseits die angestrebte Zentralstellung des Deutschen nicht den geeigneten Ausdruck im Lektionsplan finden wird. Diese letztere kann schon deswegen nicht im Sinne einer übermäßigen Vermehrung der deutschen Stunden gedeutet werden, weil auch die anderen Fächer zu ihrem gebührenden Rechte kommen sollen, anderseits würden die vielen Stunden auch wenig nützen, wenn sie nicht nach den richtigen Gesichtspunkten verwertet würden. Es wird genügen, die Stunden auf der Stufe ausgiebig zu vermehren, wo sie am notwendigsten sind, nämlich auf der untersten. In dem unzweckmäßig gestalteten Lehrplan wie in der Zusammensetzung der Sexta wird besonders die Ursache zu suchen sein, wenn, wie vorauszusehen ist, die

gegenwärtige Einrichtung der kleinen Ausarbeitungen den an sie geknüpften Erwartungen nicht entspricht. Das sind zwei Hemmnisse, die, theoretisch betrachtet, wenig genug miteinander zu thun haben mögen, in der Praxis aber so tief ineinander greifen, daß die aus der ungleichmäßigen Zusammensetzung der Klasse entstehenden Schäden durch geeignetere Organisation und Methode des Unterrichts sehr wohl gemildert, wenn nicht beseitigt werden können. In der Sexta wird der Grund gelegt zu der sich durch die ganze Schule hindurchziehenden Ungleichmäßigkeit der Klassenleistungen im Deutschen, die ewig hemmend in den Weg tritt und das Niveau der Gesamtleistungen herabdrückt. Wenn in den anderen Fächern auf der untersten Stufe eine mehr oder weniger gleichmäßige Vorbildung vorausgesetzt werden darf, hat der deutsche Unterricht wesentlich unter der großen Verschiedenheit der Vorkenntnisse bei den einzelnen Schülern zu leiden. In der Sexta finden sich zusammen Söhne gebildeter Eltern, solche kleinerer Leute aus der Stadt und Landschüler, welche letzteren bisher im heimischen Dialekt mit der Dorfjugend verkehrt und gewöhnlich erst eine recht flüchtige Bekanntschaft mit dem Neuhochdeutschen gemacht haben. Mit dem verschiedenen Bildungsgrade der Stände und Berufsarten, denen die Eltern dieser Knaben angehören, wird eine Ungleichartigkeit in die Klasse hineingetragen, die, wenn sie nicht von vornherein durch einen möglichst intensiven und vielseitigen deutschen Unterricht ausgeglichen wird, ihre nachteiligen Spuren auf alle andere Klassen überträgt und die Erfolge auch der besten Methode beeinträchtigen muß. Die Landschüler sind wahrlich nicht die schlechtesten, sie besitzen im Gegenteil gewisse konservative Tugenden, die ihnen entschieden den Vorzug vor den leichtblütigeren Stadtschülern geben, allein dafür sind sie auch in dem Maße schwerer für ein tieferes wissenschaftliches und besonders sprachliches Interesse zu gewinnen, als ihr Denken von den heimischen materiellen Interessen in Beschlag genommen ist, in die sie nach den Lektionen der Schulwochen in den Ferien immer wieder zurücksinken. Wird dieses sprachliche Interesse nicht frühzeitig bei ihnen geweckt und durch Privatlektüre verstärkt, so zeigen sich die Folgen in geistiger Schwerfälligkeit und formaler Unbeholfenheit. Wenn sich nun auch in manchen Gegenden und besonders in den großen Städten die Zusammensetzung der Sexta günstiger gestalten wird, so sollte man doch auf dieser Stufe die Erzielung möglichst gleichmäßiger Leistungen im Deutschen nicht minder anstreben, damit dadurch die Hauptbedingung zu einer möglichst gleichmäßig fortschreitenden Gesamtentwickelung der Klasse gewahrt bleibt. Unter diesen schwierigen Verhältnissen macht sich in der Sexta der Mangel an deutschen Stunden am fühlbarsten. Gerade hier, wo die Lücken in der Vorbildung vieler Schüler durch tägliche,

mündliche und schriftliche Übungen der mannigfachsten Art beseitigt werden sollten, erhält der Unterricht wegen zu karg bemessener Zeit ein recht einseitiges Gepräge. Der Lehrer hat soviel zu thun mit der Einübung der Grammatik, mit Lese- und mündlichen Reproduktionsübungen, daß er auf eine weitergehende Thätigkeit verzichten muß. Durch diese Organisation werden die beiden untersten Stufen in gewissem Grade auf sich selbst gestellt und an einer ausgiebigen Vor- oder Mitarbeit für die Übungen der folgenden Klassen gehindert. Dadurch erfolgt der Beginn der kleinen Ausarbeitungen in der Quarta zu unvermittelt, um nicht die Wirkungen der letzteren zu beeinträchtigen. Es wäre dringend wünschenswert, wenn entweder durch Vermehrung der deutschen Stunden in der Sexta oder durch Angliederung einer Vorbereitungsklasse zur Entlastung der letztern ein Ausweg gefunden würde, um die kleinen Ausarbeitungen gleichmäßig auf alle Klassen auszudehnen. Dadurch würde die Wirksamkeit dieser Übungen wesentlich erhöht und käme dem Gesamtunterrichte zu gute. Die vorerwähnten Schwierigkeiten in der Sexta können nur vermehrt werden durch den gleichzeitigen Betrieb einer fremden Sprache, des Lateinischen oder Französischen, der hier nur hemmend und verwirrend wirken kann, weil die Schüler noch keine allgemeine sprachliche Grundlage in ihrer Muttersprache gewonnen haben. Im Interesse eines leichtern Verständnisses dieser beiden fremden Idiome wäre es geboten, auf irgend eine Weise der Ausbildung in der Muttersprache einen genügenden Vorsprung einzuräumen, damit der Schüler die Fähigkeit erhielte, die Erscheinungen der fremden Sprachen an die der heimischen anzugleichen und so Verständnis und Interesse beiden entgegenzubringen. Man sollte doch einmal die bedauerliche Thatsache, daß so mancher Schüler das Gymnasium verläßt, weil er nicht mit dem Lateinischen fertig werden kann, darauf prüfen, ob nicht in vielen Fällen die Ursache auf das mangelhaft vorbereitete Verständnis desselben in der Muttersprache zurückzuführen ist. So lange sich das unentwickelte und ungestützte Sprachgefühl des Sextaners gleichzeitig an zwei ganz verschiedenen Sprachmustern bilden muß, so lange besonders ein so vielstündiger fremdsprachlicher Unterricht neben einem so knapp bemessenen deutschen Unterricht hergeht, wird der jugendliche Geist in die Bedrängnis eines Kreuzfeuers zweier Idiome versetzt, dessen Ergebnis wir in den blutgefärbten Exerzitienheften vor uns sehen. Diese Bemerkungen führen uns zu der Betrachtung über die Bedeutung der Muttersprache für die Erlernung fremder Sprachen. Wenn die Muttersprache nach zweckentsprechender und ausreichender Vorübung in derselben für alle nichtsprachlichen Fächer dadurch vorbereitend wirkt, daß sie eine größere geistige Reife und formale Gewandtheit erzeugt und auf diese Weise

Aufnahme und Verständnis jedweden Wissensstoffs erleichtert, so ist sie geradezu vorbildlich im Verhältnis zu den fremden Sprachen. Das Verständnis der letzteren wird durch sie in derselben Weise erschlossen, wie wir das Wesen anderer Menschen nur durch einen Rückblick auf unser eigenes zu begreifen vermögen. Der fremdsprachliche Unterricht wird um so erfolgreicher sein, je mehr der Schüler die Fähigkeit besitzt, zur Erklärung der Eigentümlichkeiten der fremden Sprache auf diejenigen seiner Muttersprache zurückzugreifen; je fester und sicherer die Grundlage in der heimischen ist, desto klarer heben sich von derselben die Formen der fremden ab. In dieser Weise betrieben wird der fremdsprachliche Unterricht durch die Anregung des Deutschen eine fortgesetzte Sprachvergleichung, gewissermaßen eine Verständigung von Volk zu Volk sein, welche den Unterricht beleben, Einsicht, Interesse und selbständiges Denken wecken wird. Eine fremde Sprache isoliert behandeln, heißt einseitig auf das Gedächtnis wirken und dadurch das natürliche Sprachgefühl verkümmern. Mit diesen Sätzen ist die Notlage des Sextaners gekennzeichnet, der, weil ihm die Möglichkeit nicht gegeben ist, die fremde Sprache an das Deutsche anzulehnen, auf das Auswendiglernen angewiesen ist und dieses Gedächtniswissen erst mit seinem allmählichen Fortschreiten in der Muttersprache zum geistigen Eigentum machen kann. Es ist ja zweifellos, daß in den Sprachen viel auswendig gelernt werden muß, aber es wäre doch gut, wenn das Gedächtnis, wo es irgend angeht, durch den Verstand entlastet würde. Die Muttersprache ist einmal das natürliche Erkenntnismittel und wird mit der Zeit die Grundlage alles Lehrwesens bilden. Dann wird sie nicht bloß, wie jetzt, die Ausbildung des mündlichen und schriftlichen Ausdrucks und die Werke und Thatsachen der Litteratur vermitteln, sondern als Trägerin des ganzen Wissensgebäudes anerkannt werden.

Der Verfasser legt die vorstehenden Gesichtspunkte seinen Fachgenossen zu sachlicher Prüfung vor, wie er selbst bei Aufstellung derselben nur von sachlichen Gründen geleitet worden ist. Er bekennt sich frei von jeder persönlichen oder nationalen Voreingenommenheit für das Deutsche im Gegensatz zu anderen Unterrichtsfächern und würde es im Interesse der Sache bedauern, wenn seine Absicht, durch eine Klärung der hier behandelten hochwichtigen Fragen dem Ganzen zu nützen, verkannt würde. Vor allem möchte er die Erörterung dieses Gegenstandes in breitere Bahnen lenken, nachdem er denselben in den Zeitschriften bisher immer nur in einseitig philologischer Beleuchtung angetroffen hat. Er ist sich der Tragweite der aufgestellten Gesichtspunkte vollständig bewußt, findet aber eine gewisse Beruhigung in dem Umstande, daß sie das Ergebnis langjähriger Beobachtungen und Erwägungen sind, die weit

hinter der Veröffentlichung der neuen Lehrpläne zurückliegen, wenn auch die letzteren ihm den Hauptanstoß gegeben haben, den gesammelten Stoff in gesichteter und geordneter Form den Fachkreisen vorzulegen.

Die Wacht am Rhein.

Eine litteratur- und textgeschichtliche Betrachtung.

Von **E. Albrecht** in Crimmitschau.

Nachdem die Frage des Arndtschen Liedes: Was ist des Deutschen Vaterland? neben der vom Dichter selbst gegebenen durch den Krieg von 1870/71 und den Frankfurter Frieden eine thatsächliche, und wenn auch engere, so doch befriedigende Antwort erhalten hat, ist dieses Lied selbst gewissermaßen in den Ruhestand versetzt und hat seine Volkstümlichkeit und Beliebtheit an Schneckenburgers Wacht am Rhein abgetreten. Und mit Recht. Denn auf den Fittichen des Gesanges der Wacht am Rhein rauschte der Kampfesmut unsrer Krieger in das feindliche Land hinein, auf ihnen schwebte und schwebt noch die vaterländische Begeisterung, die an den Gedenktagen des großen Einheitskrieges und besonders am Sedanfeste sich kundgiebt. Mag man über den künstlerischen Wert des Gedichtes und der Wilhelmschen Weise urteilen, wie man will, wobei meines Erachtens der dichterische Gehalt eher etwas unterschätzt wird, eines steht fest: Die Wacht am Rhein war in jenem Kriegsjahre in Wort und Ton der zutreffendste Ausdruck der Empfindung des deutschen Volkes und bildet noch immer trotz der Nebenbuhlerschaft des schönen Fallerslebenschen: Deutschland, Deutschland, über alles und so mancher neuerdings beliebt gewordenen Vaterlandslieder ein ideales Einheitsband des aus dem Kampfe um den Rhein wiedergeborenen deutschen Reiches.

Um so befremdlicher muß es dann freilich berühren, wenn dieses litterarische Wahrzeichen unserer Einheit mehr und mehr eine so wenig einheitliche Gestalt zu zeigen beginnt, daß es beispielsweise in jedem deutschen Einzelstaate, bis auf die Freie und Hansastadt Lübeck herab, das Reichsland inbegriffen, am Sedanfeste anders gesungen werden könnte. Diese Mannigfaltigkeit des Textes mag schon mancher bemerkt haben, der das Lied an verschiedenen Orten bei festlichen Gelegenheiten zu Gesicht bekommen hat. Leichter noch wird sie dem Schulmann aufgefallen sein, wenn er die Wacht am Rhein im Lesebuche oder im Liederbuche nachlas. Es kann unter solchen Umständen der Fall eintreten, der thatsächlich an der vom Verfasser geleiteten Anstalt besteht, wo neben der zweiten Auflage des ersten Bandes des Leipziger Lesebuches noch z. T. die erste benutzt wird und außerdem Bergers Liederschatz eingeführt

ist, daß an einer Schule dieses Nationallied ein dreifaches Gesicht zeigt. Ich will nicht untersuchen, wie es im Zeitalter des Buchdruckes möglich ist, daß ein einfacher Liedertext in verhältnismäßig kurzer Zeit so vielfachen Abweichungen unterliegt. Zum Teil ist vielleicht, wie sich weiter unten zeigen wird, der Dichter selbst dafür verantwortlich zu machen; manche werden darin auch einen Beweis der Volksmäßigkeit und Volkstümlichkeit des Liedes sehen. Jedenfalls aber ist es nicht erfreulich und insbesondere für den deutschen Vater und den deutschen Lehrer nicht erquicklich, wenn ihm sein etwas nachdenklich angelegter Junge oder Schüler in einer kritischen Anwandluug die Frage vorlegt: Welches ist denn nun eigentlich die richtige Wacht am Rhein? Wie wir sie im Liederschatz singen oder wie wir sie aus dem Lesebuche gelernt haben? Damit greift aber die litterarische und als solche für philologisch gestimmte Gemüter ganz interessante Frage über die Giltigkeit eines Textes ins Pädagogische über und heischt eine praktische für die Schule brauchbare Antwort. Da ist nun scheinbar leicht geholfen. Gebt unserm Einheitsliede auch seine einheitliche Form wieder! Nichts einfacher als dies; man stelle nur den Urtext Schneckenburgers wieder her! Aber wer so ruft, dem möchte ich zunächst zweierlei zu bedenken geben: Erstens weicht die Gestalt, worin unser Lied im Beginne des siebziger Krieges Gemeingut aller Deutschen wurde, schon mehrfach von den früheren Texten ab; sodann zeigt es auf dem künstlerisch wohl bedeutendsten Denkmale des Krieges, dem Niederwalddenkmal, dauernd in Erz, wieder eine etwas andere Form. Können und dürfen wir diese Gestaltungen einfach als nicht vorhanden betrachten oder austilgen? Noch wichtiger aber ist die Frage: Haben wir überhaupt einen unanfechtbaren Urtext? Hat uns der Dichter sein Lied, wenn auch vielleicht nach mancherlei Schwankungen und Änderungen, nonum in annum pressum, in einer abschließenden Form hinterlassen, daß wir sagen können: So hat er es der Nachwelt, seinem Volke, überliefern wollen? Erst wenn dieses zu erweisen möglich ist, läßt sich beurteilen, ob mit Hintansetzung der oben erwähnten Rücksichten eine Textgestaltung als die allein giltige empfohlen werden müsse.

Bei der Bedeutung, die dieses Kind der Muse Schneckenburgers für uns erlangt hat, mag es daher wohl genügend gerechtfertigt erscheinen, daß auf die Entwicklung seines Textes näher eingegangen und womöglich für eine einheitliche Gestaltung desselben maßgebende Gesichtspunkte aufgesucht werden. Dazu sollen die folgenden Zeilen dienen. Ich gehe zunächst, soweit die mir zugänglichen Quellen es gestatten, in die Geburtszeit des Gedichtes zurück und begleite es dann auf seinem Siegeszuge durch die deutsche Welt im Gewande seines letzten Tonsetzers Wilhelm.

Hierbei muß ich allerdings, auf die Gefahr hin, dem einen oder andern Altbekanntes zu bieten, einiges über die Entstehung des Liedes beibringen. Über diese berichtete K. Hundeshagen im 35. Jahrgang der Gartenlaube, Nr. 1, wobei auf einen Artikel hingewiesen wurde, den ebenderselbe im August 1870 in der Kölnischen Zeitung veröffentlicht hatte. Dieser Artikel findet sich abgedruckt in Adolf Spieß' Kleinen Schriften über Turnen, gesammelt und herausgegeben von J. C. Lion, Neue Ausgabe 1877. Ich kann mir nicht versagen, einige Stellen aus Hundeshagens Darstellung mitzuteilen, die allerdings in etlichen Punkten nicht ganz genau ist, aber in der Hauptsache, die Entstehung der Wacht am Rhein betreffend, den Sachverhalt richtig wiedergiebt. Demnach hat Hundeshagen im Jahre 1840, wo er Professor der Theologie in Bern war, unser Lied in Gegenwart des Dichters in einem Kreise von Freunden zu Burgdorf im Kanton Bern unter stürmischem Beifalle verlesen und, wenn auch noch nicht künstlerisch in Musik gesetzt, singen hören. Hierzu sei gleich bemerkt, daß die Wacht am Rhein erstmalig um 1842 von J. Mendel aus Darmstadt, Organisten und Musiklehrer in Bern, mit Melodie versehen wurde. Ob diese Komposition und der ihr zu Grunde liegende Text noch irgendwo vorhanden sind, haben wir nicht erfahren können. Hundeshagen berichtet dann weiter, wie in Burgdorf schon seit dem Anfange der dreißiger Jahre sich eine ziemlich starke Siedelung Deutscher entwickelt hatte, teils den geschäftlichen Kreisen, teils dem Lehrerstande angehörig. Ein Teil derselben bildete, zusammengehalten durch lebendiges deutsches Nationalgefühl und gemeinsame Anschauungen in Sachen des Vaterlandes, einen auch in geselliger Beziehung unter sich verbundenen Kreis, welcher sich besonders im Winter „Samstags" abends zu einem Glase Wein in dem „Stadthause" zu versammeln pflegte. Die Seele dieses Vereins war Adolf Spieß, damals Lehrer an der Stadtschule zu Burgdorf, Hundeshagens hessischer Landsmann und zugleich von Gießen und Halle her sein Universitätsfreund. Ferner gehörten dazu die Pädagogen Langethal und Middendorf, beide einstige Lützower Jäger, der Stadtbaumeister Roller, der Mathematiker Kramp, einige Schweizer und endlich der um 1840 nach Burgdorf übergesiedelte Teilhaber einer neugegründeten Eisengießerei Max Schneckenburger, geboren am 27. Februar 1809 in Thalheim bei Tuttlingen in Württemberg, der jüngere Bruder des mit Hundeshagen eng befreundeten Theologen Matthias Schneckenburger. Dieser schloß bald mit Spieß einen Freundschaftsbund.

In jenen Kreis nun fiel im Jahre 1840 die Thierssche Kriegsdrohung, die ja auch Beckers jetzt etwas vergessenes Rheinlied entstehen ließ. Sie bildete auch unter den Burgdorfer Genossen lange Zeit

das Tagesgespräch. Und nun erzählt Hundeshagen weiter: Da schrieb mir der Freund (Spieß) plötzlich: Komme doch zum nächsten Samstage unfehlbar zu uns nach Burgdorf; Max Schneckenburger hat ein herrliches Lied gedichtet: Die Wacht am Rhein. Ich ermangelte nicht, der Einladung zu folgen, und war kaum angelangt, als Spieß mit gewohntem Ungestüme an mich heranstürmte und das Lied vorlas, welches jetzt (seit Ende Juli 1870) in aller Munde ist. Am Abend aber wurde die Vorlesung im Stadthause in Gegenwart des Dichters wiederholt und diesem für seine schöne Schöpfung der wärmste Dank von seiten aller Anwesenden dargebracht. Spieß aber, der zwar kein Komponist war, aber ein trefflicher Sänger und gewaltiger Gesangsfreund, auch auf dem Klavier leidlich Bescheid wußte, setzte sich an das Instrument und intonierte mit seiner mächtigen Konzertstimme nach irgend einer von ihm improvisierten Melodie das Lied des Freundes unter einer ebenso improvisierten Klavierbegleitung. Wir übrigen hörten zuerst andächtig zu, fielen aber schon vom zweiten oder dritten Verse an in den schönen Refrain mit ein: Lieb Vaterland, magst ruhig sein, fest steht und treu die Wacht am Rhein. Zu diesem Berichte Hundeshagens sei zunächst bemerkt: J. K. Lion, der Herausgeber der Kleinen Schriften Spießers über das Turnen, fügt die Anmerkung bei: Nachweislich entstand das Gedicht Ende November 1840, die wiederkehrenden Schlußzeilen wurden am 8. Dezember desselben Jahres hinzugefügt. Worauf sich dieses „nachweislich" gründet, ist mir nicht bekannt. Thatsächlich aber enthält sodann, wie weiter unten ersichtlich sein wird, der erste Abdruck unseres Liedes in Nummer 51 des Tuttlinger „Grenzboten" vom 18. Dezember 1840 diese Schlußzeilen nicht als Kehrreim, sondern als Schluß der letzten Strophe, und es besteht somit zwischen dem Berichte Hundeshagens und der Anmerkung Lions einerseits und jenem Grenzbotenabdrucke anderseits anscheinend ein für unsere Zwecke allerdings nicht erheblicher Widerspruch. Bevor ich nun an die Betrachtung des Textes gehe, schicke ich voraus, daß nach einer Mitteilung der Verlagsbuchhandlung von G. D. Bädecker in Essen in Ausgabe A. Der Wacht am Rhein für vierstimmigen Männerchor vom August 1845 eine zweite Komposition des Liedes von Leopold Schröter in Wörlitz auf dem Sängerfest in Dessam am 27. Juli 1847 und in Wörlitz am 26. Juli 1848 gesungen wurde, der dritte, Wilhelmsche Tonsatz aber am 10. März 1854 entstanden und als Partitur für Männerchor, nur mit der ersten Strophe des Liedes begleitet, auf einem Quartblatt niedergeschrieben ist, welches später in den Besitz des Professors Dr. Adolf Greef am Göttinger Gymnasium überging. Diese Melodie erschien zuerst im neunten Heft der von Wilhelm Greef herausgegebenen „Männerlieder" 1854. Wie die gedachte Verlagsbuchhandlung weiterhin angiebt, wurde diese Wilhelmsche

„Wacht am Rhein“ im Gesamtchor Sonntag den 11. Juni 1854 in Krefeld zur Feier der silbernen Hochzeit des späteren Kaisers Wilhelm, damals Prinzen von Preußen, und seiner Gemahlin Augusta auf dem Sängerfeste der vereinigten Gesangvereine Krefelds unter der Leitung des Tonsetzers und am selben Tage in Düsseldorf als Einzelvortrag vom Männergesangverein aus Mörs unter Leitung Wilhelm Greefs gesungen. Zur ersten allgemeinen Verbreitung trug dann besonders die Aufführung des Liedes beim ersten deutschen Sängerbundesfest in Dresden im Juli 1865 bei.

Zur Feststellung des Textes der Wacht am Rhein, wie ihn der Dichter selbst gestaltet hat, stehen nun drei Fassungen zur Verfügung: Erstens das im Besitze des Herrn Eduard Spieß, eines Sohnes des Turnmeisters Spieß, befindliche „Originalmanuskript“ der Wacht am Rhein. Dieses ward vom Besitzer in der schon vorhin erwähnten Nummer 1 des 35. Jahrganges der Gartenlaube in „getreuer zinkographischer Nachbildung“ veröffentlicht. Hierbei erfahren wir auch, daß die Handschrift während des Kriegsjahres samt anderen Schneckenburgerschen Gedichten aus dem Nachlasse von Adolf Spieß sich in Paris befand und in den dortigen Wirrnissen beinahe zu Grunde gegangen wäre.

Zweitens liegt mir ein Abdruck des Liedes in dem schon oben angeführten Tuttlinger „Gränzboten“ vom 18. Dezember 1840 vor. Ich verdanke diesen der Güte des Herrn Kollaborators Klaß in Tuttlingen.

Die dritte Fassung endlich aus der Hand des Dichters haben wir in dem von K. Gerok bevorworteten Büchlein: Deutsche Lieder von Max Schneckenburger, dem Sänger der Wacht am Rhein. Auswahl aus seinem Nachlaß. Stuttgart, Verlag der J. B. Metzlerschen Buchhandlung 1870.

Folgendes ist nun zunächst der Text des „Originalmanuskripts“:

Die Rheinwache.

Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
„Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein
„Wer will des Stromes Wächter seyn!

Durch Hunderttausend zuckt es schnell,
Und Aller Augen blitzen hell!
Der deutsche Jüngling fromm und stark,
Er schirmt die heil'ge Landesmark.

Auf blickt er, wo der Himmel blaut,
Wo Vater Herrmann niederschaut,
Und schwört mit stolzer Kampfeslust:
„Du Rhein bleibst deutsch, wie meine Brust!

„Und ob mein Herz im Tode bricht,
„Wirst du doch drum ein Welscher nicht;
„Reich wie an Wasser deine Fluth
„Ist Deutschland ja an Heldenblut!

„Solang ein Tröpfchen Blut noch glüht,
„Noch eine Faust den Degen zieht,
„Und noch ein Arm die Büchse spannt,
„Betritt kein Welscher deinen Strand!"

Der Schwur erschallt, die Woge rinnt,
Die Fahnen flattern in dem Wind!
Lieb Vaterland, magst ruhig seyn,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

Hierzu sei noch einiges bemerkt: Die Handschrift trägt deutliche Spuren wiederholter Änderungen von der Hand des Dichters. So lautete die Überschrift zuerst: Die Rheinwacht. Am Schluß der 1. Strophe ist über Wächter in matten Schriftzügen Hüter zu lesen. Das Ende der 5. Strophe lautete wahrscheinlich zuerst:

Betritt kein Feind das deutsche Land!

Endlich ist am Schluß der letzten Strophe untergeschrieben: die treue, statt: und treu, sodaß man im Zweifel sein kann, welche Lesart gelten soll, während im Gegensatz zur Überschrift ursprünglich Wach' am Rhein! geschrieben stand.

Der Abdruck im Tuttlinger Grenzboten trägt die Überschrift: Die Wacht am Rhein und zeigt, abgesehen von einigen unwesentlichen Verschiedenheiten in Rechtschreibung und Zeichensetzung, folgende Abweichungen:

Str. 14: Wer will des Stromes Hüter seyn?
" 24: Beschirmt die heilge Landesmark.
" 31.2: Auf blickt er in des Himmels Blau'n,
Wo todte Helden niederschau'n.

Er war übrigens mit folgender Einleitung überschrieben: „Der bescheidene Verfasser des nachfolgenden Liedes macht bei den Mängeln seines Produktes keine Ansprüche auf eine Verbreitung wie das Beckersche Lied „Der deutsche Rhein", oder hegt Hoffnungen in diesem Sinne, allein den glühenden Wunsch darf er nicht bergen: Daß seine Zeilen wenigstens im nahen Kreise seine[1]) Sympathie für die Sache des geliebten Vaterlandes finden möchten, die das Beckersche Lied in allen Gauen unsrer großen Heimat geweckt hat, und die in Zeiten der Not und Gefahr das deutsche Volk erst wahrhaftig stark, mächtig und unüberwindbar machen wird."

1) So im Abdruck, wohl Druckfehler statt eine oder jene.

Die „Deutschen Lieder" von Max Schneckenburger endlich bringen zuerst die beiden Schlußzeilen des ursprünglichen Gedichtes als Kehrreim jeder Strophe. Es enthält diese Thatsache vielleicht dann keinen Widerspruch gegen den Bericht Hundeshagens, worin vom Singen dieser beiden Zeilen als Refrains die Rede ist, wenn man bedenkt, daß Hundeshagen das Lied schon von Spieß hatte vorlesen hören, ehe es dann am Abend desselben Tages gesungen wurde, und daß sich ihm da die beiden Schlußzeilen besonders fest eingeprägt haben konnten. Denn diese sind gewissermaßen wie geboren zum Kehrreim und gestalteten sich schon beim ersten gesanglichen Vortrage des Liedes wie von selbst dazu. Was also sich schon lange vorher, spätestens aber durch die Wilhelmsche Komposition eingebürgert hatte, erhält in dieser letzten Ausgabe von des Dichters Hand dessen Bestätigung. Im übrigen zeigen sich noch folgende Abweichungen: Str. 3 1.2 hat wieder die Fassung der „Originalhandschrift":

Auf blickt er, wo der Himmel blaut,
Wo Vater Hermann niederschaut.

Str. 6 2.3.4 aber lauten:

Die Fahnen flattern in den Wind.
Am Rhein, am Rhein, am deutschen Rhein,
Wir alle wollen Hüter sein!

Die beiden Schlußzeilen machten sich natürlich notwendig, nachdem die ursprünglichen als Kehrreim verwendet worden. Auffallend ist dagegen in der dritten Zeile die Fassung: in den Wind, und es ist die Vermutung nicht ohne weiteres abzuweisen, daß hier möglicherweise ein Druckfehler vorliegt. Doch darauf kommen wir wohl noch einmal zurück. Stellen wir zur besseren Übersicht und Vergleichung die Verse mit abweichenden Lesarten nochmals zusammen, so ergiebt sich folgendes Bild:

	„Originalmanuskript".	Gränzbote.	Deutsche Lieder.
	Die Rheinwache.	Die Wacht am Rhein.	Die Wacht am Rhein
1 4:	Wer will des Stromes Wächter seyn!	Wer will des Stromes Hüter seyn?	Wer will des Stromes Hüt[illegible] sein?
2 4:	Er schirmt die heil'ge Landesmark.	Beschirmt die heil'ge Landesmark.	Beschirmt die heilge Land[illegible]mark.
3 1.2:	Auf blickt er, wo der Himmel blaut,	Auf blickt er in des Himmels Blaun,	Auf blickt er, wo der Him[illegible] blaut,
	Wo Vater Hermann niederschaut.	Wo todte Helden niederschaun	Wo Vater Hermann nied[illegible]schaut.

Es sei hierzu gleich bemerkt, daß die beiden Schlußzeilen der 3. Strophe in der Fassung des Gränzboten nicht gerade als eine glückliche Abänderung betrachtet werden können, teils wegen der gesuchten Mehrzahl Blau'n eines an sich schon ungewöhnlichen Hauptwortes Blaue,

teils wegen der zu engen Nebeneinanderstellung der nicht recht zusammenstimmenden Begriffe tote und niederschaun.

Eine zum Teil wesentlich veränderte Gestalt zeigt nun aber unser Lied in Nr. 44 der Musikalischen Gartenlaube von (Ende Juli oder Anfang August) 1870. Es ist dies diejenige Ausgabe, in deren Fassung die Wacht am Rhein ihren Siegeszug durch Deutschland und darüber hinaus antrat, worin sie unsere Heere begleitete und befeuerte. Von dieser Nummer veranstaltete nämlich der Verlag der Musikalischen Gartenlaube (Leipzig, G. H. Friedlein) einen Sonderabdruck zum Besten des Albert-Vereins zur Pflege verwundeter und notleidender Soldaten und bewirkte so die rascheste Verbreitung des Kampfliedes. Ich hatte Gelegenheit, selbigen Abdruck im Kriegsjahre aus den großen Ferien in einen abgelegenen Pachthof der Westpriegnitz mitzunehmen und unserm bis dahin dort ganz unbekannten Gedichte in der Wilhelmschen Tonweise rasch zahlreiche Freunde und Freundinnen zu gewinnen. Die Schriftleitung gedachter Zeitschrift (Dr. Hermann Langer in Leipzig) hatte Wortlaut und Tonsatz aus W. Greefs Männerliedern, Heft IX, Nr. 2, Essen bei Bädeker entnommen. Ein gleichlautender Sonderabdruck aus demselben Verlag vom August 1895 liegt mir vor. Wann und durch wen die darin bemerkbaren Abweichungen von der Urfassung entstanden sind, habe ich nicht ermitteln können. Dieselben sind aber in zahlreiche Liederbücher übergegangen und vor allem am Niederwalddenkmal durch Erzguß verewigt. So finden wir unser Lied beispielsweise gleichlautend im Sängerhain, herausgegeben von Ludwig Erk (mit geringer Abweichung in Strophe 3[2], deren Anfang richtig wo hat), im Musikalischen Hausschatz der Deutschen, herausgegeben von Fink, 9. Auflage von H. Langer, im Illustrierten Volksliederbuch, Lahr bei Schauenburg, im Kommersbuch für den deutschen Studenten, Leipzig bei Teubner, in Bergers Liederschatz, Leipzig bei Brandstetter.

Die Hauptänderungen weisen die 2., die 3. und die 5. Strophe auf. Jene schließt:

> Der Deutsche, bieder, fromm und stark,
> Beschützt die heil'ge Landesmark.

Die dritte beginnt:

> Er blickt hinauf in Himmelsau'n,
> Da Heldenväter niederschau'n.

Die fünfte endlich lautet am Anfang und zu Ende:

> So lang ein Tropfen Blut noch glüht...
> Betritt kein Feind hier deinen Strand.

In der letzten Strophe finden wir noch die unwesentliche, allerdings einen volleren Ton gebende Abweichung:

> Die Fahnen flattern hoch im Wind.

Das Auffallendste aber ist, daß die schöne 4. Strophe:

Und ob mein Herz im Tode bricht u. s. f.

überhaupt fehlt.

Zunächst darf ich wohl annehmen, der unbefangene Leser werde einräumen, daß diese Lesarten mit Ausnahme der letzten (hoch im Wind) wenig anmuten; ja die erste: Der Deutsche, bieder u. s. f. muß geradezu, ganz abgesehen von ihrer tautologischen Schwäche, als höchst philisterhaft, die aber in der 5. Strophe: Feind hier, als sinnlos bezeichnet werden. Denn was ist hier? Wo denn?

Der mutmaßliche Grund, warum der deutsche Jüngling dem Deutschen, bieder hat weichen müssen, ist wohl, daß man alle Deutschen, auch die Männer, als Beschirmer der Landesmark denken sollte. Das ist aber doch dem Dichter selbst auch nicht entgangen, und der hat trotzdem Jüngling geschrieben und gerade hier nicht geändert. Die Verunstaltung der 5. Strophe hingegen scheint das unschuldige und dabei doch so kräftige Welscher verursacht zu haben; fürchtete man, es könnte nicht mehr verstanden, oder etwa auch auf die Italiener ausgedehnt werden? Und am Ende hat dieses alte, biedere, echt deutsche, wenn auch nicht germanische Wörtlein auch den Wegfall der 4. Strophe auf dem Gewissen, denn da heißt es ja:

Wirst du doch drum ein Welscher nicht.

Denn hier schien sich nicht so leicht eine andere Wendung mit obligatem Flickwort zu finden.

Es bleibt nun noch übrig, einige andere Lesarten in unserm Liede kurz vorzuführen.

In Gustav Damms Liederbuch für Schulen, 6. Auflage, 1877, findet sich als Schlußzeile der vorletzten Strophe:

Betritt kein Feind den deutschen Strand,

offenbar eine unzulässige Erweiterung in einem Liede der Rheinwacht. Dieselbe Lesart hat Köhlers in etwa 150000 Abzügen verbreitetes Taschenliederbuch, 15. Auflage (1893?). Dieses Büchlein weist aber noch eine besondere Merkwürdigkeit auf. Während nämlich die 4. Strophe auch hier fehlt, finden wir als letzte Strophe folgende Verse:

So führe uns, Du bist bewährt,
Im Gottvertraun greif zu dem Schwert,
Hoch Wilhelm! Nieder mit der Brut,
Und tilg die Schmach in Feindesblut.

Dabei ist das ganze Lied ausdrücklich unterschrieben: Max Schneckenburger. Es ist das dieselbe Erscheinung, der man bei Volksliedern ziemlich

häufig begegnet, daß je nach Stimmung, Laune oder Gelegenheit sich Zusätze und Einschiebungen bilden oder auch Auslassungen eintreten.

Zwei andere Eigentümlichkeiten zeigen eine ganze Reihe Liederbücher, darunter schon solche aus den siebziger Jahren. Ich nenne hier nur das Liederbuch für frohe und heitere Kreise, 10. Auflage, 1877; Mendel, Deutsches Taschenliederbuch, 75. Auflage, Berlin, ohne Jahr; Neuestes Soldaten- und Turnerliederbuch, Reutlingen, ohne Jahr. Hier sind erstlich die 3. und 4. Strophe umgestellt, sodaß also zunächst der deutsche Jüngling redend eingeführt wird:

Und ob mein Herz im Tode bricht u. flg.,

und sodann der Dichter erzählt:

Auf blickt er in des Himmels Blaun u. flg.,

um darauf des Jünglings Schwur anzureihen:

So lang ein Tröpfchen Blut noch glüht u. flg.

Dabei zeigt Mendels Liederbuch die Lesart:

Wo selge Helden niederschaun,

was offenbar besser ist als: tote Helden. Ferner aber heißt es in der Schlußstrophe:

Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein,

eine Wendung, die beim Auszug zum Kampfe als Aufforderung zur Teilnahme ihren guten Sinn hat, aber in den Ausgaben aus den Kriegsjahren selbst sich noch nicht findet und nur als Wiederholung aus der ersten Strophe zu begreifen ist.

Eine andere bemerkenswerte Abweichung enthalten außer einigen noch zu besprechenden Lesebüchern unter anderen Schauenburgs Allgemeines Deutsches Kommersbuch und Rentschs Von der Wiege bis zum Grabe, Liederhort für das deutsche Haus, Frankfurt a. O. 1887, wo es in der 3. Strophe heißt:

Er blickt hinauf in Himmelsaun,
Wo Heldengeister niederschaun.

Das würde ja in Rücksicht des Sinnes den Heldenvätern und toten Helden vorzuziehen sein. Denn dann könnte man dabei doch auch z. B., und wer möchte das bei diesem Liede nicht gern? an Theodor Körner denken, dem wohl die Bezeichnung Heldenjüngling, nicht aber Heldenvater, gut anstehen würde. Wenn man sich einmal mit Vater Hermann allein nicht begnügen wollte, warum sollte man die Jünglinge ausschließen, die in früheren Zeiten für das Vaterland gekämpft haben?

Die beiden an den höheren Schulen Sachsens zumeist eingeführten deutschen Lesebücher, das sogenannte Döbelner, herausgegeben von den Herren Dr. Vogel, Dr. Müller, Dr. Hentschel, Dr. Hey und Dr. Lyon,

Leipzig bei Teubner, und das sogenannte Leipziger, herausgegeben von den Herren Dr. Becher, Dr. Börner, Richter, Dr. Zimmermann, Leipzig bei Dürr, zeigen das Bestreben, auf den Urtext zurückzugehen, das letztere besonders in der 2. Auflage von 1896. Wir finden den deutschen Jüngling wieder in seine Rechte eingesetzt, desgleichen die ganze 4. Strophe und den Welschen in der 5. Strophe. Während aber das Döbelner Lesebuch, sich der letzterwähnten Gruppe anschließend, die 3. Strophe anheben läßt:

> Er blickt hinauf in Himmelsaun,
> Wo Heldengeister niederschaun,

greift die zweite Auflage des Leipziger Lesebuchs anscheinend auf den Text des Gränzboten zurück:

> Auf blickt er in des Himmels Blaun,
> Wo tote Helden niederschaun;

und während im Döbelner

> Die Fahnen flattern hoch im Wind,

thun sie es im Leipziger nach derselben Quelle nur

> in dem Wind.

In beiden aber lesen wir in der Schlußstrophe die schon besprochene Neuerung:

> Zum Rhein, zum Rhein, zum Deutschen Rhein.

Die vorstehenden Proben, die sich leicht vermehren ließen, werden meines Erachtens genügen, ein Bild der Mannigfaltigkeit, um nicht zu sagen des Wirrwarrs, im Texte unseres Liedes zu geben. Leuchtet hieraus zugleich die Notwendigkeit hervor, aus litterarischen wie aus pädagogischen Gründen einen textus receptus herzustellen, so kann nunmehr, nachdem wir die Entwickelung der Gestalt des Liedes einigermaßen kennen gelernt, der Weg kaum zweifelhaft sein, auf dem ein solcher zu gewinnen ist. Dieser Weg heißt: Rückkehr zum Wortlaute des Dichters. Es gilt nur, zu untersuchen, welcher der drei Schneckenburgerschen Urschriften diese Ehre zuzuerkennen sei. Davon noch einige Worte.

Die Abweichungen in den drei vom Dichter selbst herrührenden Bearbeitungen untereinander sind nur geringfügig. Die Gränzbotennummer vom 18. Dezember 1840 setzt statt: des Stromes W ä c h t e r am Ende der 1. Strophe: des Stromes Hüter; man darf dies wohl in dichterischer Hinsicht als eine Verbesserung bezeichnen. Auch wenn die 2. Strophe den letzten Vers statt mit er schirmt mit b e s c h i r m t beginnt, so ist diese leichtere, bequemere Lesart wenigstens nicht schlechter als ihre Vorgängerin. Dagegen kann die Veränderung des Anfangs der 3. Strophe wie schon oben angedeutet, nicht glücklich genannt werden:

> Auf blickt er in des Himmels Blaun,
> Wo tote Helden niederschaun.

Diese Änderung ist denn auch in die Ausgabe der aus dem Nachlasse des Dichters rührenden, also von ihm letzter Hand bearbeiteten deutschen Lieder nicht aufgenommen, vielmehr ist da die ursprüngliche Lesart festgehalten, während Hüter und beschirmt sich wiederfinden. Bedenken erregt in dieser Ausgabe nur die 2. Zeile der 6. Strophe, wo wir lesen:

Die Fahnen flattern in den Wind.

Diesen Accusativ möchte ich doch nicht ohne weiteres als Druckfehler gebrandmarkt wissen. Ist er vom Dichter beabsichtigt, so mag er seinen Grund darin haben, daß die Wendung der ältesten Fassung: in dem Wind etwas Schleppendes hat gegenüber der uns allein geläufigen im Wind oder im Winde. Dann ist auch das Bild: sie flattern gewissermaßen in den Wind, in die vom Winde bewegte Luft hinein, wenn schon ungewöhnlich und etwas kühn, so doch verständlich und ansprechend.

Nach alledem möchte es gerechtfertigt erscheinen, die Fassung in der Ausgabe der deutschen Lieder Schneckenburgers vom Jahre 1870, wie sie sich augenscheinlich dem Dichter nach mancherlei Überarbeitung und Feilung als Endergebnis gestaltete, sozusagen als die kanonische zu betrachten und ihr in allen Veröffentlichungen unsres Liedes, besonders in den Schulbüchern, den gebührenden Platz einzuräumen. Möge darum das Lied dem geneigten Leser sich in dieser Form noch einmal vollständig darstellen.

Die Wacht am Rhein.

Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein,
Wer will des Stromes Hüter sein?
  Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
  Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

Durch Hunderttausend zuckt es schnell,
Und aller Augen blitzen hell:
Der deutsche Jüngling fromm und stark
Beschirmt die heil'ge Landesmark.
  Lieb u. s. f.

Auf blickt er, wo der Himmel blaut,
Wo Vater Hermann niederschaut,
Und schwört mit stolzer Kampfeslust:
„Du Rhein bleibst deutsch wie meine Brust."
  Lieb u. s. f.

„Und ob mein Herz im Tode bricht,
Wirst du doch drum ein Welscher nicht;
Reich wie an Wasser deine Flut
Ist Deutschland ja an Heldenblut."
  Lieb u. s. f.

„Solang ein Tröpfchen Blut noch glüht,
Noch eine Faust den Degen zieht,
Und noch ein Arm die Büchse spannt,
Betritt kein Welscher deinen Strand.“
Lieb u. s. f.

Der Schwur erschallt, die Woge rinnt;
Die Fahnen flattern in den Wind:
Am Rhein, am Rhein, am deutschen Rhein
Wir alle wollen Hüter sein!
Lieb u. s. f.

Es mag hierbei allenfalls einige Freiheit in der Zeichensetzung gestattet sein; deshalb sind mehrere Zeichen, die ausfallen können, weggelassen, während hinter nicht in Strophe 4[2] ein Semikolon gesetzt ist.

Und nun zum guten Ende noch ein paar Proben aus Schneckenburgers Liedern, die nicht nur nähere und fernere Anklänge an die Wacht am Rhein aufweisen, sondern auch zeigen, wie des jungen Dichters Herz allezeit für das gesamte Vaterland freudig und mutig erglühte, und wie auch er, gleich manchen seiner Sangesgenossen in der wenig erfreulichen Zeit der vierziger Jahre, mit Seheraugen die Herrlichkeit des neuen deutschen Reiches vorausschaute. Seine „Antwort an den französischen National“ vom Juli 1841 lautet:

Nicht mit Federn giftgefüllt
Könnt ihr euch den Rhein erschreiben;
Seid ihr nicht zum Kampf gewillt,
Laßt das Schelten unterbleiben.

Seht uns stehn mit unserm Schwert
Schützend vor des Rheines Wogen;
Gott, den noch der Deutsche ehrt,
Schaut herab vom Himmelsbogen.

Seht den schönen weiten Plan,
Der zur großen Schlacht sich dehnet,
Kommt, o kommt und greift uns an!
Bringt den Tag, so heiß ersehnet!

Heil'ger Tag voll Rauch und Blut,
Tag der Rechnung und der Rache,
Wo wir schlichten ernst und gut
Manche alte schlimme Sache!

Komm, o Erntetag, herbei
Mit der Sühn' im Hochgewitter:
Daß mein Elsaß deutsch und frei
Werde an dem Fest der Schnitter.

Daß dem Dichter im übrigen bei aller jugendlichen Schwärmerei für Vaterland und Deutschtum ein klarer Blick eignete, mit dem er erkannte, wer zur Einigung Deutschlands berufen wäre, beweisen manche seiner Tagebuchblätter. In diesen heißt es z. B. einmal über Preußen: Bei der ersten lauten Manifestation des deutschen Geistes ist Preußen gezwungen, eine rein deutsche Politik zu treiben. Bei der ersten neuen Regulierung Europas muß die Schuhflickerorganisation des Wiener Kongresses durch die einzig vernünftige und fürderhin einzig zulässige Einteilung nach nationalen Grundlagen ersetzt werden. Und einer solchen Einteilung ist es vorbehalten, Deutschland alle seine nach und nach entfremdeten Provinzen wiederzugeben, wobei Arndts „Soweit die deutsche Zunge klingt" als das richtige Schema für die Gründung eines neuen Deutschlands angenommen wird. In einem Aufsatze: Hoffnung und Wünsche, Neujahr 1841, also kurz nach der Abfassung der Wacht am Rhein entstanden, lesen wir: In schönster Lebensblüte steht die preußische Wehrorganisation da, welche von ganz Deutschland nachgeahmt werden sollte. Damit nicht schwächende Zänkereien über den Oberbefehl eintreten können, wenn der Feind vor den Thoren ist, so sollte zum voraus und zwar für die Dauer ein bestimmter Staat mit der obersten Leitung der deutschen Krieger beauftragt werden. Preußen erhalte das Oberkommando. Bei der besten soldatischen Einrichtung ist es der größte deutsche Staat und unzweifelhaft berufen, die Hegemonie zu bekleiden.

Ja die Hoffnung des Dichters schweifte, wie schon oben aus der Erwähnung des Arndtschen Liedes zu erschließen ist, sogar über die jetzigen Reichsgrenzen hinaus. Dies lehrt uns ein Gedicht aus dem Jahre 1842:

Die goldene Rheinbrücke.

Hab jüngst beim Sterngewimmel,
Dem nächtlichen, geschaut,
Wie still der Mond vom Himmel
Eine Brücke hat gebaut.
Es war 'ne goldne Brücken,
Ein breit und schimmernd Band,
Darauf man konnte rücken
Ins freie Schweizerland.

Du Lieb mit süßem Blicke,
Du treue schöne Frau,
So wölb ich dir 'ne Brücke,
Einen wunderhaften Bau;
Wölb' sie aus Liebesgolde
Hoch überm grünen Rhein
Und führ dich drauf, du Holde,
Zur neuen Heimat ein.

Wenn Freiheit einst erstanden,
Erstarkt im deutschen Reich,
Baut sie mit starken Banden
Ein' goldne Brücke gleich,
Und die gewalt'ge Brücke
Zu ew'gem Ruhm und Glanz
Führt dann die Schweiz zurücke
In deutscher Stämme Kranz.

Rührend ist des am 3. Mai 1849 jung heimgegangenen Sängers

Letzte Bitte.

Wenn ich einmal sterben werde,
Weit von meinem Vaterland,
Legt mich nicht in fremde Erde,
Bringt mich nach dem heimschen Strand.
Meines Herzens Flamme lodert
Einzig dir, Germania,
Drum, wenn einst mein Leib vermodert,
Sei mein Staub den Vätern nah.

Wenn die Nebel dann zergehen
Ob dem heilgen deutschen Reich,
Laß, o Gott, ihn auferstehen,
Meinen Schatten still und bleich:
Daß er seinen Blick erlabe
An dem herrlichen Gesicht,
Ruhig wiederkehr zum Grabe,
Harrend auf das Weltgericht!

Diese Bitte hat sich in des Wortes engstem Sinne zunächst nicht erfüllt. Doch der stille Hügel im Schweizerstädtchen Burgdorf ist auch deutsche Erde und barg, geschmückt mit eisernem Kreuze, des Sängers Hülle, bis in der Mitte des Juli 1886 Tuttlinger und Thalheimer Bürger seine Gebeine feierlich in eine Gruft seines Geburtsortes überführten. Seit dem 19. Juni 1892 aber erhebt sich im schwäbischen Städtchen Tuttlingen unweit des Geburtsortes des Dichters eine eherne Germania, in deren Fußgestell das Brustbild Max Schneckenburgers eingemeißelt ist. Das schönste Denkmal freilich, dauernder als Erz und höher als der königliche Bau der Pyramiden, hat er sich im dankbaren Herzen seines Volkes errichtet durch die Wacht am Rhein.

Zu unserm Deutschen Lesebuche für höhere Mädchenschulen.

Eine gründliche Umarbeitung des **Deutschen Lesebuchs für höhere Töchterschulen von G. Wirth** erschien dem Verleger wie dem Herausgeber schon seit längerer Zeit unabweisbar. Zu einem festen Plane aber gestaltete sich dieser Gedanke unter dem frischen, wahrhaft belebenden Hauche, der von den preußischen **Bestimmungen** vom 31. Mai 1894 ausging, und der wohl kräftig genug ist, die erstarrten Formen und den veralteten Stoff des seitherigen Leseunterrichts zu beseitigen oder, wo es noch angeht, mit neuem Leben zu erfüllen. Ob der Versuch, mit dem die beiden Herausgeber des vorliegenden Lesebuchs diesem Antriebe folgten, die wahre Richtung eingehalten hat, das ist eine Frage, die sie der Entscheidung ihrer Fachgenossen überlassen müssen. Davon sind sie selbst überzeugt, daß viel Besseres denkbar ist, und sie würden sich schon reichlich belohnt fühlen, wenn man ihr Werk nur als einen guten und fruchtbaren **Anfang** erkennen möchte.

Drei Fehler waren es hauptsächlich, an denen die Mehrzahl der deutschen Lesebücher krankte. 1. Sie machten den deutschen Unterricht —

den Unterricht in der Muttersprache — allen möglichen andern Unterrichtszwecken dienstbar. — 2. Sie schleppten mit wenigen Ausnahmen einen Lesestoff fort, der längst veraltet war. Sie setzten das Recht der lebenden Schriftsteller und das Recht des heutigen Schulkindes, das doch für seine Zeit und also auch im Geiste seiner Zeit erzogen werden will, zu sehr hintan. — 3. Sie suchten die pädagogischen Wünsche möglichst verschiedener Kreise zu befriedigen und wurden daher leicht grundsatzlos.

Dem gegenüber sind wir der Ansicht, daß das Lesebuch 1. nichts anderes lehren soll als die deutsche Muttersprache und ein inniges Verständnis anbahnen soll für deutschen Geist und deutsches Herz. Neben rein künstlerischen Schöpfungen unsrer vaterländischen Schriftsteller fanden deshalb geschichtliche, naturgeschichtliche und geographische Schilderungen oder ethische und religiöse Belehrungen nur dann Aufnahme, wenn sie durchaus den Stempel deutschen Geistes trugen und zugleich die sichere Kenntnis unsrer Heimat und unsres Volkstums verbreiten konnten. Darum pflichten wir auch freudigen Herzens jenem Satze der „Bestimmungen" bei, daß das Lesebuch für die Unter- und Mittelstufe namentlich „eine reiche Auswahl der besten, echten und unverfälschten deutschen Märchen, Sagen und Kinderlieder" enthalte.

Wir meinten 2. daß wir neben anerkannt klassischen Litteraturdenkmälern der Vergangenheit auch die guten Schriftwerke der neuesten Zeit gebührend berücksichtigen müßten. Was die Vergangenheit an bloß guten Stoffen lieferte, das suchten wir demnach rücksichtslos auszumerzen. Gutes hat auch unsre Gegenwart, und es ist an der Zeit, mit dem Vorurteil zu brechen, als ob die deutsche Litteratur noch immer in absteigender Bewegung begriffen sei. Wir haben sogar schon manchen Dichter und manche Dichtung, die wir mit Stolz den großen Männern der Vergangenheit und ihren Werken an die Seite stellen.

Wir bemühten uns 3. dem Geiste der neuen Lehrpläne gemäß ein Buch zu schaffen, das vor allen Dingen Persönlichkeiten erziehen könnte. Dies schien uns am ehesten möglich, wenn es selber ein treuer Ausdruck der Persönlichkeit seiner Verfasser wäre. Und wenn wir auch vorurteilslos jeden Wunsch prüften, der uns von fachmännischer Seite nahegelegt wurde, so haben wir ihn doch nur dann berücksichtigt, wenn wir ihn zu unserm eignen Wunsche machen konnten. Gegen unsern Geschmack, und bloß um möglichst vielen Sonderbedürfnissen gerecht zu werden, haben wir nicht das Geringste aufgenommen. Unsre ganz persönliche Anschauung, unsern persönlichen Geschmack haben wir also mit vollem Bewußtsein zum Grundsatz des Lesebuchs erhoben, auf die

klar erkannte Gefahr hin, einseitig zu werden: Grundsatzlosigkeit schien uns eben eine größere Gefahr zu sein. Deshalb folgten wir auch in der Anordnung des Stoffes nur unsrer Empfindung von der größeren oder geringeren Schwierigkeit der Einzelstücke. Wir werden bei diesem ganz subjektiv festgestellten Fortschritt vom Leichteren zum Schwereren selbstverständlich nicht einen einzigen Beurteiler voll befriedigen. Aber wir vermieden so doch das Schlimmere, den geistlosen Schematismus der konzentrischen Kreise oder andre gezwungene Einteilungen, wie die nach Inhaltsgruppen oder nach Jahreszeiten, wo denn das Märchen von Frau Holle in den Winter gerät, weil es auf Erden schneit, wenn Frau Holle ihr Bett macht!! Wir müssen gestehen, daß wir in einer Einteilung des Stoffes nach Gruppen auch gar kein pädagogisches Heil sehen können. Nur ganz im allgemeinen haben wir Poesie und Prosa jedes Bandes voneinander geschieden.

Vielleicht wirft man uns vor, daß wir die „Eigenart" der weiblichen Jugend zu wenig berücksichtigt hätten. Ja, es giebt einige Pädagogen, die in süßen, weichlichen Gefühlsergüssen, in zarten, blumigen Schildereien, in saft- und kraftlosen Erzählungen mit möglichst breiter Moral den rechten Lesestoff für Mädchen finden. Wir aber meinten, daß den Mädchen nur eine ganz kräftige Kost zugeführt werden dürfe, daß namentlich auch ein gesunder Humor — selbst wenn er manchmal ein bißchen derb wird — in der deutschen Mädchenschule zu pflegen sei. Die Schule ist kein Treibhaus; und das Mimosenhafte in der weiblichen Natur ist ihr nur künstlich anerzogen worden und ist ein Gift, das oft ihr bestes Blut zersetzt.

Aus pädagogischen Gründen waren in den Prosastücken mitunter Kürzungen nötig; wir verfuhren aber dabei so schonend wie möglich. In den Gedichten haben wir uns nirgends Kürzungen oder Änderungen des Wortlautes erlaubt. Überall suchten wir den authentischen Text zu beschaffen, wie ihn zumeist die Ausgaben letzter Hand bieten. Die größeren Prosastücke des ersten Bandes sind mit Rücksicht auf die ungeübten Leserinnen dieser Stufe in Abschnitte gegliedert worden, die besondere Überschriften erhielten. Für das Märchen ist dieses Verfahren schon früher geübt worden: wir haben es aber auch auf andre Darstellungen ausgedehnt. Überall wurde die Zeilenzählung durchgeführt, im prosaischen Abschnitte mit jeder Seite, im poetischen mit jedem einzelnen Gedichte neu beginnend. Die Verwendung des Apostrophs wurde stark eingeschränkt; doch gestehen wir gern, daß wir noch größere Konsequenz hätten üben sollen: hoffentlich giebt uns eine zweite Auflage die Möglichkeit, auch hier nach Kräften zu bessern.

Dies sind unsre allgemeinen Grundsätze gewesen.

Nun stellten wir in den Mittelpunkt des ersten Bandes das deutsche Märchen; im zweiten bringen wir die schönsten Lokalsagen; im dritten folgt neben der Götter- und Heldensage eine Reihe kultur- und volksgeschichtlicher Stücke, teilweise in novellistischer Form. Die Gedichte innerhalb eines jeden Bandes sind nach keinem andern Gesichtspunkte als nach ihrem künstlerischen Werte, ihrem deutschen Empfindungsgehalt und der Aufnahmefähigkeit der betreffenden Altersstufe gewählt: sehr reich ist deshalb auch das Volkslied vertreten. Aber Anschauungsmaterial für litteraturgeschichtliche und ästhetische Erörterungen zu bringen konnte unsre Aufgabe nicht sein; und auch der Stoff der Gedichte kam hier nur mittelbar in Betracht. Den Abschluß des Lesebuches sollte das vierte Bändchen bilden, in dem der Oberstufe die bedeutendsten Gedichte des 18. und 19. Jahrhunderts zugeführt werden, soweit sie nicht schon durch die früheren Bände oder durch besondere Schulausgaben bekannt geworden sind. Wir haben aber im Verlaufe unsrer Arbeit den ursprünglichen Plan erweitert und auch noch ein viertes Prosabändchen angefügt, worüber nachher noch ein Wort gesagt werden soll.

Band I umfaßt das 2. und 3. Schuljahr (Klasse VIII und VII), Band II das 4. und 5. (Klasse VI und V), Band III das 6. und 7. (Klasse IV und III), Band IV, 1 sowie Band IV, 2 das 8., 9. und — je nach den Umständen — das 10. Schuljahr (Klasse II und I).

Im ersten Bande fand also das deutsche Märchen eine Stätte. Wir teilen die Furcht so vieler ängstlicher Gemüter nicht, daß unsre Kinder durch den Genuß des Märchens Schaden nehmen könnten; nötig ist nur, daß ein verständiger Erzieher sie leitet. Er wird den Kleinen zeigen, wie die Märchenwelt eine Welt ganz für sich ist, wie sie mit unsrer wirklichen Umgebung so gar keine Ähnlichkeit hat, wie die Vorstellung von der bösen Stiefmutter, der neidischen Stiefschwester u. s. w. für jene Welt zwar unbedingt berechtigt ist, aber nicht für unsre. So wird man von früh an die Freude am Spiele reiner Phantasie, also an künstlerischem Thun, die so selten ist, glücklich vorbereiten können. Nun fürchtet man aber in den jungen Herzen durch das Märchenbuch eine Stimmung großzuziehen, die leicht in Widerspruch mit der harten Welt der Gegenwart geraten, vielleicht späterhin gar zu krankhafter Sentimentalität oder zum ersten Anfang eines weltverachtenden Pessimismus werden möchte. Doch es giebt ein Mittel, durch das sich eine solche Gefahr — wenn sie wirklich besteht — sicher bekämpfen läßt. Der Lehrer hat nur beständig auch auf die eigentümlichen Schönheiten unsrer wirklichen Welt hinzuweisen, wozu das Lesebuch ebenfalls den nötigen Stoff beibringt, und gleich von Anbeginn den größeren

Reichtum der Gefühle und Ideen leise anklingen zu lassen, der die moderne Menschheit auszeichnet. Wo z. B. fände sich in einem Märchen die Vaterlandsliebe als Triebkraft großer Thaten? Anderseits aber darf der Eindruck volkstümlich deutscher Natur, den alle alten Märchen atmen, dem Kinde nie verkümmert werden. Frühreife und Verbildung können nicht aufkommen, solange die Freude am Märchen unsre Kinderseelen noch erfüllt. —

Den Kern des zweiten Bandes bilden die schönsten Sagen des deutschen Volkes; es sind wesentlich Lokalsagen, deren einfacher Charakter dem kindlichen Fassungsvermögen dieser Stufe wohl mehr entspricht als die Götter- und Heldensage. Doch haben wir hier schon „Walther und Hildegunde" mitgeteilt — ein Stück, das uns gerade zur Einführung in dieses Sagengebiet vortrefflich geeignet schien.

Im besonderen aber sei hervorgehoben, daß wir unsre Sagen wesentlich in der Fassung bringen, die sie durch die Brüder Grimm erhalten haben; denn niemand hat das Leben und Weben unsres Volksgeistes, wie es hier zu Tage tritt, tiefer erfaßt und der Nachwelt reiner überliefert als sie: und mit der größeren Ursprünglichkeit und Reinheit der Sage wächst nicht nur ihr eigentümlicher innerer Wert, sondern auch ihre pädagogische Bedeutung. Die echte Sage wird wie das Märchen aus dem naiven dichterischen Drange der Volksseele geboren; sie wurzelt in jenem unverfälschten lebendigen Glauben, der allen gemein ist; sie zieht ihre höchste Kraft aus der tiefinnerlichen Sittlichkeit eines ganzen Volkes, und so hat sie von allem Anfang an nicht nur die Herzen erfreut, erhoben und gerührt: sie war auch Trösterin, Warnerin, Lehrerin, weshalb sie mit der Spruchdichtung des Mittelalters fast überall Hand in Hand geht. Was also können wir Besseres thun, um der heranwachsenden Jugend Liebe und Verständnis für das eigne Volkstum ins Herz zu pflanzen und sie in deutscher Art empfinden zu lehren, als daß wir sie einführen in die kerndeutsche Welt unsres Märchens und — auf höherer Stufe — unsrer Sage. Gewiß, ein poetisierender Erzähler würde manchen Zug schöner führen, Licht und Schatten wirksamer verteilen können — aber dann hätten wir Kunstwerke, nicht mehr Volkswerke, die wir uns doch um alles in d
Welt erhalten wollen!

Man wird vielleicht sagen: die Sprache, in der uns die Brü
Grimm erzählen, ist oft hart und nicht selten dem heutigen Spr
gebrauche zuwider. Zugegeben! Aber ist denn unser heutiger Sp
gebrauch so über die Maßen trefflich, daß wir ihn ängstlich hüten mü
Wir meinen im Gegenteil, es thut gut, wenn die kräftige, schar
eigenartig geprägte Sprache jener Männer, die sie nicht aus Bü

gelernt, sondern aus dem frischen Borne deutschen Lebens geschöpft haben — wenn sie für unsre Kinder ein Gegengewicht bildet gegen den oft gekünstelten und farblosen, zerflossenen Stil der heutigen Zeit.

Neben den Sagen stehen noch einige Märchen, denn der Zusammenhang mit dem ersten Bande durfte nicht verloren gehen. Ebenso fügten wir Bilder aus der deutschen Volks- und Sittengeschichte ein, um den Übergang zum dritten Bande zu gewinnen.

Naturgeschichtliches und Geographisches folgt hier wie auch in den andern Bänden nur in einigen auserlesenen Stücken und — wie schon gesagt — nur unter dem Gesichtspunkte, daß weniger der stoffliche Inhalt als die sinnige deutsche Betrachtungsweise der Verfasser für uns Wert hat. Einen breiten Raum nehmen die Erzählungen ein, die unsern besten Jugendschriftstellern entnommen sind, und die in kindlichen Herzen gewiß eine freudige Teilnahme am wirklichen Leben und Treiben der Menschheit erwecken können; denn wir durften uns ja doch nicht einseitig auf die Märchen- und Sagenwelt beschränken.

Manchem Beurteiler mag die Länge vieler Stücke — namentlich unter den Erzählungen — unangenehm auffallen. Aber es schien uns gerade an der Zeit, einen Vorstoß gegen die Häppchenlitteratur der deutschen Lesebücher zu führen. Das Kind soll warm werden, wenn es liest: das kann es nur, wenn seine Phantasie in die Breite und Tiefe gehen darf, und wenn wirklich ein Schicksal vor ihm aufgerollt wird, in das es herzlich einzudringen vermag — das aber ist wiederum nur möglich, wenn sein Herz in längerem Verkehr mit den Gestalten seiner Geschichte steht. —

Die Götter- und Heldensage folgt im dritten Bande. Bei der Auswahl hatten wir ein doppeltes Ziel. Es galt zunächst, der Schülerin eine Ahnung von dem Reichtume, der Vielgestaltigkeit und Tiefe jener herrlichen Sagengebilde zu vermitteln, in denen das Herz und die dichterische Schöpfungskraft des Germanentums ihren bedeutendsten und ewig unvergänglichen Ausdruck gefunden haben; so zeichneten wir die großen, herben Grundlinien der ältesten Sagenform nach, aber auch die milderen, wenngleich nicht mehr ganz reinen Züge der jüngeren Formen; so stellten wir neben den jugendschönen, ritterlich vornehmen Siegfried den schlichten, reckenhaften Dietrich; so suchten wir neben dem tiefen Ernste unsrer Heldensage auch ihren gesunden, derben Humor gelegentlich wieder zu erwecken. Zweitens aber sollten unsre Stücke dem Verständnis des Nibelungenliedes dienen, das ja in irgend einer Sonderausgabe den Kern des Lesestoffes in Klasse III oder II bilden wird. Dieses gewaltigste Dichtwerk des deutschen Volkes, an dessen Aufbau viele Jahrhunderte gearbeitet haben, dessen Keim dem

ältesten Naturmythus entsprossen ist, und dessen letzte Ausläufer heute noch im Kindermärchen fortleben, es muß als teuerstes Erbgut unseres Volkes dem Herzen der Jugend nah und immer näher gebracht werden. Das kann aber nur geschehen, wenn wir gewisse klaffende Lücken des Liedes ausfüllen, weil dann erst ein wahres Verständnis beginnt. Dazu verhilft nun am besten die genauere Wiedergabe der Vorgeschichte, wie die nordische Sage sie gezeichnet hat. Man wird uns hier, wie auch sonst, den Übertritt in die Sagenwelt eines anderen, aber doch stammverwandten Volkes um so eher verzeihen können, als rein deutsche Überlieferungen der echten Götter- und Heldensage nur in sehr kümmerlichen Resten erhalten sind. Sache des Lehrers aber ist es, die Schülerinnen vor der kritiklosen Gleichsetzung der nordischen und der deutschen Sage zu bewahren.

Wir bringen ferner Erzählungen und besonders kultur- und volksgeschichtliche, sowie biographische Stücke in sehr großer Zahl und Mannigfaltigkeit. Die Geschichte, im weitesten Sinne des Worts, giebt diesem Bande seinen eigentlichen Charakter. Darstellungen von abstrakt wissenschaftlicher Natur haben wir dabei thunlichst vermieden; die novellistische Form, die bei ihrer größeren Freiheit und Sinnfälligkeit die Kinder viel mehr fesselt und ihr Verständnis weit sicherer gewinnt, sie wurde überall bevorzugt, wo der Inhalt auf der Höhe der Forschung stand und keine pädagogischen Gründe dagegen sprachen.

Im poetischen Teile konnten wir die Dichtung der Gegenwart in weit größerem Umfange heranziehen als früher, wo das nötige Verständnis noch gefehlt hätte. Gerade darin glauben wir eine ernste Pflicht gegen unsre Dichter und gegen unsre Jugend erfüllt zu haben. Die Sänger der Freiheitskriege sind daneben unverhältnismäßig reich vertreten, denn nach den „Bestimmungen" soll sich die III. Klasse eingehend mit ihnen beschäftigen, aber der Gebrauch einer Sonderausgabe scheint uns hier zwecklos, ja schädlich zu sein, da sowohl die Zahl der wirklich bedeutenden Dichter dieses Kreises, wie auch der Schatz ihrer unvergänglich wertvollen Lieder ohne weiteres im Umfange des Lesebuchs Platz finden können und auf alles übrige am besten Verzicht geleistet wird. Ganz anders verhält es sich mit Uhland, der ebenfalls in die III. Klasse gehört. Ihm wird nur eine Auswahl-Sammlung gerecht werden, und darum haben wir nur wenige, besonders bedeutende seiner Gedichte in den III. Teil unsres Lesebuchs gebracht; ihn ganz zu übergehen, verbot uns die herzliche Liebe und Verehrung, die wir diesem kerndeutschen Mann und Dichter zollen, und die wir ja gerade in den Seelen unsrer Kinder wecken und pflegen möchten. Genau so verhielten

wir uns im zweiten Abschnitte des folgenden Bandes zu Schiller und Goethe. —

Als ersten Abschnitt unsres Bandes IV, 1 bringen wir für die Oberstufe eine besondere Sammlung von Gedichten des 18. und 19. Jahrhunderts, die wir zu dem Besten rechnen, was die deutsche poetische Kunst geschaffen, ohne daß sie aber gerade auswendig gewußt werden müßten. Was in jenem Zeitraum an ewig unverlierbaren geistigen Schätzen geprägt und nach unserm Dafürhalten von jedem deutschen Kinde in- und auswendig zu lernen und mit ins Leben hinauszunehmen ist, das haben wir als Kanon in den zweiten Abschnitt gestellt.

Es giebt wohl keine Schule, die sich nicht einen festen Kanon deutscher Gedichte aufzustellen suchte. Da die pädagogischen und ästhetischen Gesichtspunkte, nach denen solche Sammlungen angelegt werden, naturgemäß verschieden sind, wird auch das Ganze selbst an Wert und Umfang recht verschieden ausfallen. Daher sind auch wir uns bewußt, daß unser Kanon ein durchaus subjektives Werk ist, und es liegt uns ganz fern, ihn den Fachgenossen irgendwie aufnötigen zu wollen. Nur ein Muster soll er sein, das vielleicht da und dort nicht unwillkommen ist, zumal er sich in seinen Grundlagen schon seit mehreren Jahren praktisch bewährt hat. Im Winter 1890/91 wurde nämlich durch eine Kommission des Lehrerkollegiums der Königl. Elisabethschule zu Berlin ein Kanon aufgestellt, der von uns mit einigen — allerdings nicht unwesentlichen — Veränderungen dem hier gebotenen Kanon zu Grunde gelegt worden ist. Jener Kommission gehörte außer dem damaligen Direktor der Anstalt, Herrn Prof. Dr. Waetzoldt, und ihrem jetzigen Direktor, Herrn Prof. Dr. Bachmann, der mitunterzeichnete Oberlehrer Speyer an; und so ist es ja wohl selbstverständlich, daß bei der hier vorliegenden Sammlung dieselben Grundsätze weiterwirkten und zu ganz ähnlichen Ergebnissen führten.

Auch wir geben einen Kanon für alle Klassen. Deshalb war es nötig, zuerst alle diejenigen Gedichte der früheren Bände nochmals abzudrucken, die nach unserm Urteile kanonisch sind; denn sie müssen auch auf der Oberstufe immer und immer wiederholt werden. Es schließt sich dann an sie eine hoffentlich genügende Zahl von Gedichten an, die in Klasse II und I neu hinzugelernt werden sollen. Eine Gliederung des Ganzen in einen Haupt- und einen Nebenkanon haben wir nicht vorgenommen, sondern diese allerdings unerläßliche Arbeit den Lehrern überlassen, die sich dabei mit Fug und Recht nach persönlichen Neigungen und örtlichen Bedürfnissen richten werden.

Die ästhetischen Grundsätze, die uns leiteten, sind natürlich in beiden Abschnitten ganz dieselben. Über sie möchten wir uns daher noch etwas eingehender äußern.

Leicht kranken solche Sammlungen an innerer Zerfahrenheit; sie wollen es meist zu vielen Menschen recht machen. Dem gegenüber ließen wir auch hier wieder unserm eigenen Subjekte die Entscheidung. Aber dem bloßen Gefühle durften wir doch nicht unbedingt folgen, wenn wir uns durch die verwirrende Fülle des Stoffes hindurchfinden wollten. So sagten wir uns denn vor der Feststellung des Kanons: Viele Dichter haben Wertvolles geschaffen, und wir haben mehr Wertvolles, als die Schule bewältigen kann; beschränken wir uns daher möglichst auf diejenigen Dichter, die durch die ganze Summe ihres Schaffens zu unsterblichen Führern unsres Volkes geworden sind, und auf solche Volkslieder, die wirklich auch heute noch im Munde des sangesfrohen Volkes fortleben. Es ist klar, daß der Schule unter diesem Gesichtspunkte gar manches schöne Gedicht verloren gehen muß, aber nur so scheint uns Festigkeit und Stetigkeit in den Kanon kommen zu können: ein Gewinn, der gewiß größer ist als jener Verlust. Nur in ganz wenigen Fällen glaubten wir zu Gunsten einzelner besonders schöner Gedichte von jenem Grundsatze abweichen zu sollen; es geschah aber stets nur nach langen und sorgfältigen Erwägungen. Im allgemeinen beschränken wir uns auf Goethe, Schiller, Uhland, Geibel, Klopstock, Rückert, Chamisso, Claudius und das Volkslied.

Die Sondersammlung für die Oberstufe schien uns dagegen nur so weit dem gleichen Grundsatze unterworfen, als sie aus der Vergangenheit schöpft; doch wurde der Kreis der Dichter etwas erweitert und auch Bürger, Lenau, Platen, Droste-Hülshoff u. a. mit einigen trefflichen Stücken eingeführt. Für die Gegenwart aber, die auch hier wieder gebührend zu Worte kommen mußte, konnte nur unser persönliches Kunsturteil maßgebend sein, da eine objektive, historisch geklärte Anschauung selbstverständlich noch nicht besteht. Daß Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer Dichter von bleibendem Werte sind, wird freilich schon jetzt niemand bezweifeln; ob sich aber nicht dichterische Persönlichkeiten finden, die wir nicht berücksichtigt haben, und die doch für unser Volk weit mehr Bedeutung haben als z. B. Avenarius, Liliencron und gar Johanna Ambrosius — das wollen wir so wenig leugnen, wie es andere Beurteiler mit Sicherheit behaupten dürfen. Aber um der notwendigen Beschränkung willen haben wir uns auch hier nur an einen kleineren Dichterkreis gehalten.

Wie in den anderen Bänden des Lesebuches geben wir auch hier nur vollständige Gedichte. Hält der Lehrer beim Auswendiglernen eine Kürzung für notwendig — wie wahrscheinlich bei Schillers Glocke — so mag er sie selbst im Buche bezeichnen.

Sehr umfangreich ist die Spruchdichtung behandelt worden; denn wir waren der Meinung, daß die Lesebücher seither viel zu stiefmütterlich mit der Lebensweisheit unsrer großen Dichter und Denker umgegangen sind. Sollte man nun aber uns vorwerfen, daß wir des Guten wiederum etwas zu viel gethan hätten, so würden wir diesen Vorwurf leicht verschmerzen in dem Bewußtsein, daß gerade durch diese Reichhaltigkeit unser Buch die Kraft gewonnen hat, auch über die Schule hinaus dem jungen Mädchen ein treuer Freund und Begleiter zu sein. —

Besonders sei noch hingewiesen auf die große Zahl von Volksliedern und volksmäßigen Liedern, die wir bringen. In dieser Sache waren wir überall der schönen Worte eingedenk, mit denen Stephan Waetzoldt den Kanon der Königl. Elisabethschule schloß:

„Mädchen und Frauen sind von alters die berufenen Hüterinnen des dichterischen Gutes, das im Volksliede ruht. Jede Mädchenschule sollte die Pflicht anerkennen, dafür zu sorgen, daß die Lieder von den beiden Königskindern, vom Ännchen von Tharau, vom Lindenbaum vor dem Thore, vom zerbrochenen Ringlein nicht in unserm Volke verstummen. Solche Lieder sind gewißlich wert, nach Wort und Weise den Schülerinnen ein unverlierbares, stets bereites Lebensgut zu werden, und sie können wohl helfen, dem breiten künstlerischen Ungeschmack zu wehren.“ —

„Die Klassen II und I benutzen in der Regel kein Lesebuch mehr“, sagen die Bestimmungen vom 31. Mai 1894. Sie halten also doch Abweichungen von diesem Grundsatze für möglich. Und in der That haben sich viele Kollegen dafür ausgesprochen, namentlich im Hinblick auf die zehnklassigen Schulen, für die sich leicht ein Mangel an geeigneter Prosalektüre geltend machen werde. Aber auch für die beiden Oberklassen neunjähriger Anstalten scheint uns die Behandlung von Goethes Dichtung und Wahrheit als des einzigen Prosawerks, das die Bestimmungen vorsehen, um so weniger zu genügen, als die Sprache dieses Werks von der heutigen mustergültigen Prosa bereits wesentlich verschieden ist. Diese Erwägungen haben uns veranlaßt, noch einen weiteren Prosaband (IV, 2) unsern Fachgenossen zur Verfügung zu stellen. Wie weit es möglich oder notwendig ist, diesen neuen Zuwachs an Stoff im Schulunterrichte zu bewältigen, oder aber, wie weit er ausschließlich der Privatlektüre überwiesen werden muß, das wird jeder einzelne Lehrer für sich nach Maßgabe persönlicher und lokaler Gründe zu entscheiden haben.

Unsere Grundsätze für die Auswahl und Anordnung des Stoffes haben sich dabei nicht geändert. Verständnis für deutsche Sprache, deutschen Geist, deutsches Herz und deutsches Leben suchten wir unsern Schülerinnen zu erschließen; aber in den Dienst eines andern Lehrfaches wollten wir

das Lesebuch nicht stellen. Deshalb wird man uns nicht vorwerfen dürfen, daß wir unsere Darstellungen zum übergroßen Teile der mittelalterlichen Geschichte entnommen und darüber andere bedeutsame Kulturabschnitte vernachlässigt hätten. Wir nahmen, was uns zur Verfolgung jenes Ideals zweckdienlich schien, aber Geschichte wollten wir nicht lehren. Darum haben wir auch gar nicht erst versucht, die Stücke in streng historischer Folge aneinander zu reihen. Allerdings — kein Stoffgebiet schien uns für unsere pädagogischen Zwecke so wertvoll zu sein wie gerade die Geschichte unseres Volkes und seiner Kultur sowie einzelner seiner größten Söhne. Und auch die Erzählungen und Novellen, die wir eingelegt haben, und die fast ausschließlich den besten neudeutschen Prosaisten angehören — auch sie bauen sich zumeist auf einem bedeutsamen historischen Untergrunde auf.

Die reichste Beisteuer hat Gustav Freytag geliefert. Wir hoffen, das wird niemand wundern. Denn mehr als irgend ein andrer verdient der Dichter der Ahnen, der Verfasser der Bilder aus der deutschen Vergangenheit als Klassiker der heutigen deutschen Prosa bezeichnet zu werden. Ein Klassiker unsrer Muttersprache ist aber auch der Fürst Bismarck, dessen berühmten Brief aus Vendresse und dessen große Reichstagsrede vom 6. Februar 1888 wir unsrer Sammlung einverleibt haben; die Rede ist freilich gekürzt. Bei dieser Wahl leitete uns nicht allein die Rücksicht auf die unvergleichliche Sprachgewalt dieses Mannes, sondern vor allem die Überzeugung, daß wir in ihm den mächtigsten Träger und Schützer des deutschen Reichsgedankens sehen — und noch mehr, daß in ihm alles deutsche Wesen unsrer Zeit in Lieb und in Zorn seinen treuesten, reinsten Ausdruck gefunden hat! —

Damit stehen wir am Ende unsres Werkes. Eine Sonderausgabe für katholische und paritätische Schulen wird demnächst erscheinen. Möge das Lesebuch nun hinausgehen und Früchte tragen zu Nutz und Frommen unsrer lieben deutschen Jugend! Wir aber können nicht scheiden, ohne noch einmal den vielen Freunden und Fachgenossen zu danken, die uns mit ihrem Rat und ihrer Hilfe so gern und so ausgiebig unterstützt haben. Ein besonders herzlicher Dank gebührt unserm Herrn Verleger, der dem Buche eine so überaus vornehme und schöne Ausstattung gegeben hat; sie wird gewiß an ihrem Teile dazu beitragen, es unseren Schülerinnen lieb und wert zu machen.

Die geehrten Fachgenossen bitten wir, unser Werk zu prüfen und uns die Mittel zu seiner Verbesserung freundlichst an die Hand zu geben. Auch für den kleinsten Hinweis werden wir von Herzen dankbar sein.

E. Schmid in Potsdam und **Fr. Speyer** in Berlin.

Sprechzimmer.

1.

Zum Egmont.

An drei Schriftstücke knüpft sich das Gespräch Egmonts mit seinem Sekretär: an die Relation des Hauptmanns Breda, an den Brief des Einnehmers und an den Brief des Grafen Oliva. Die beiden Vorschläge, die der Einnehmer macht um Geld zu schaffen, finden des Grafen Billigung nicht; der eine wird geändert, der andere abgelehnt.

a) Raymond, ein lässiger Zahler, soll verklagt und in Verhaft genommen werden. Egmont setzt ihm eine Zahlungsfrist von vierzehn Tagen: „und dann mag er gegen ihn verfahren".

b) „Ferner sagt der Einnehmer, er wolle den alten Soldaten, den Witwen und einigen andern, denen Ihr Gnadengehalte gebt, die Gebühr einen halben Monat zurückhalten; man könne indessen Rat schaffen; sie möchten sich einrichten. — Egmont. Was ist da einzurichten? Die Leute brauchen das Geld nötiger als ich."

Eine Parallele zu dieser Stelle findet sich bei Diderot, Le Père de Famille, in einem Drama, das Goethe nach seinem Bericht im 4. Buche der Selbstbiographie von der französischen Truppe in Frankfurt darstellen sah. Am Anfang des 2. Aktes ist Morgenempfang bei M. d'Orbesson, dem Père de Famille Unter anderen hat sich M. Le Bon eingefunden, der Intendant des Hauses. Zwischen ihm und seinem Herrn entspinnt sich folgendes Gespräch:

M. Le Bon. Ce débiteur dont le billet est échu depuis un mois, demande encore à différer son paiement.

Le Père de Famille. Les temps sont durs; accordez-lui le délai qu'il demande. Risquons une petite somme, plutôt que de le ruiner.

M. Le Bon. Les ouvriers qui travaillaient à votre maison d'Orsigny, sont venus.

Le Père de Famille. Faites leur compte.

M. Le Bon. Cela peut aller au-delà des fonds.

Le Père de Famille. Faites toujours; leurs besoins sont plus pressans que les miens, et il vaut mieux que je sois gêné qu'eux.

Berlin. **Hans Löschhorn.**

2.

Volksetymologie.

Nicht nur das „Volk", auch die Gelehrten haben nicht selten Volksetymologien wunderbarer Art gebildet. Beweis dafür ist der kleine, bei

unserem alten Stiftsorte in die Gande fließende Bach mit dem volltönenden Namen Etérna. Wer denkt dabei nicht an das römische aeternus, mit dem in Beziehung gebracht das Bächlein den hochtrabenden Namen des „ewigen Wassers“ erhalten würde? Haben die erlauchten Äbtissinnen und Kanonissinnen dem Wässerlein den stolzen Namen gegeben in jener Zeit der Ottonen, da das Latein eine Art Hofsprache war? Hat unsere berufene Roswitha ihn poesievoll geschaffen? Nichts von alledem, aber bei der Umgestaltung des alten ursprünglichen Namens haben sie alle sicherlich ihre Hand im Spiele gehabt. In den ältesten Chroniken heißt das Bächlein Ettcherna und hat den Ton auf der ersten Silbe; sein Name geht zurück auf das ahd. atjar, as. edar — Rand, Saum und das bekanntere aha — Wasser, bedeutet also ganz prosaisch das mit einem hohen Rande umgebene Wasser, eine Charakteristik, die der Bach noch heute trägt. Es scheint mir ganz sicher, daß bei Umgestaltung des in späterer Zeit in seiner Grundbedeutung nicht mehr verstandenen Wortes das lateinische aeternus stark eingewirkt hat, d. h. die Mitwirkung der „gelehrten Leute“ unverkennbar ist.

Was hat man alles aus dem $1\frac{1}{2}$ Stunden von uns am Fuße der Winzenburg gelegenen Apenteiche gemacht! Nach dem Einen soll er in völlig unerklärlicher Weise dem Affen seinen Namen danken, nach dem Andern so genannt sein, weil er offen (nd. open, apen) ist, als ob das ein besonderes Charakteristikum bei einem Teiche wäre! Niemand denkt daran, daß er einfach, wie der Ort Apenrode aus Abbaetiskonrode, aus Abbaetiskonteich entstanden ist. Der Teich gehörte thatsächlich zum Dominium unserer Äbtissinnen.

Einer wunderlichen Umdeutung verdankt auch unsere Vorbergermühle ihre Entstehung. Molendinum Vorbergense (vor dem Berge gelegene Mühle) heißt sie noch Mitte des vorigen Jahrhunderts; daraus machte man Vorberger und taufte dann auch noch den Berg, an dessen Fuße sie lag, den Vorberg.

Zum Schluß noch eine eigentümliche Benennung. Ganz in der Nähe unseres Ortes liegt ein sogenannter Kemenatenbrink, wie ihn mehrere Orte aufzuweisen haben. Wer denkt dabei nicht an die altd. Kemenâte, das Frauengemach unserer alten Burgen? Gewiß hat bei Umgestaltung des ursprünglichen Namens dieses seine Rolle gespielt, aber sonst hat der Name ableitlich damit nichts zu thun. Mons commendatus (übergebener, anvertrauter Berg) heißt er in den Chroniken, und das lateinische Wort ist es, welches zu Kemenate umgestaltet ist. Mit diesen Kommendatländern hatte es eine eigene Bewandtnis. Bei den Schenkungen, welche in alter Zeit Kirchen und Klöstern gemacht wurden, befand sich natürlich auch eine große Zahl leibeigener Bewohner, und ihnen

gab man hier und da ein Stück Land, damit sie durch Bebauung desselben und durch Zahlung von Zins sich allmählich frei machen konnten. Ager commendatus pro libertate redimenda wird ein solcher Acker charakterisiert. Auch Freie erhielten teils von geistlichen, teils von weltlichen Herren derartige Äcker und zahlten dann den Zins als Entgelt für den Schutz, den sie von Seiten ihres Patrons genossen. Commenda heißt es in diesem Falle, est praestatio (eine Leistung), quam libertus pro iure tutelae patrono suo exsolvit. Einem dieser Zwecke diente auch unser mons commendatus, den dann später gelehrter Unverstand zum Kemenatenbrink umgewandelt hat. Lokale Benennungen zeigen bisweilen erstaunlich alte Worte. So benennt man einen hart bei unserer Stadt belegenen Berg den Lahberg, also mit dem alten Worte lâh — Grenzmal. Der Berg bildete wahrscheinlich die Grenze zwischen dem Stiftsacker und dem des benachbarten Ortes. Mit Recht weist Weigand darauf hin, daß dasselbe Wort in dem wohl mehr süddeutschen Lachbaum (— die Grenze bezeichnender Baum) steckt. — Oberhalb unseres Nachbarortes Ildehausen liegt der Schwalenberg, und ich habe lange nicht gewußt, was ich mit dem Namen anfangen sollte, bis mir derselbe in Harenbergs Chronik unseres Stiftes als mons hirundinum vor Augen trat. Die alte Form swâle für swalwe hat sich hier mundartlich erhalten, sie liegt nicht nur der Benennung des Berges zu Grunde, sie ist auch in ihrer Verkleinerung als swöleke noch vorhanden. Diese alten Chroniken sind auch in etymologischer Hinsicht bisweilen unschätzbar.

Gandersheim. **F. Söhns.**

3.

Zu Schillers Sprache.

Mit Recht sagt Otto Behaghel in einem Vortrage über Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit[1]): „Der Lauf eines Jahrhunderts ist lang genug, um in der Sprache recht erhebliche Veränderungen hervorzurufen. So ist Lessings Sprache für uns geradezu veraltet. Man kann keine Seite bei ihm lesen, ohne auf ein Dutzend von Wörtern oder Wortfügungen zu stoßen, die uns fremd geworden... Bei Goethe und Schiller ist der Abstand von der Gegenwart kein so starker mehr, namentlich in Bezug auf die Wortfügung stehen sie uns wesentlich näher als Lessing. Die Verschiebungen sind feiner, unmerklicher; aber doch bieten auch sie beide noch genug des Auffallenden, genug dessen, was abweicht von dem heute allgemein anerkannten und feststehenden Brauch." Um diese Beobachtung bestätigt zu finden, braucht man nicht die ganzen Werke genannter

---

1) Vergl. Wissenschaftl. Beiheft der Zeitschrift des allg. Deutschen Sprachvereins VI, 25.

Dichter durchzustudieren, sondern es genügt schon, eine Prosaschrift, gleichviel aus welcher Zeit, herauszugreifen. Wie stark z. B. Schillers Sprachgebrauch von dem gegenwärtig mustergiltigen abweicht, wird jeder sofort erkennen, der sich die Mühe nimmt, einmal die Geschichte des dreißigjährigen Krieges daraufhin durchzublättern und das aufzuzeichnen, was uns in Wortbiegung und Wortbildung, in Bedeutungs- und Satzlehre befremdet und in unserem Sprachgefühl stört.[1])

Zunächst in der Wortbiegung: Die Mehrzahl der Wörter Plan und Herzog bildet Schiller durchweg ohne Umlaut Plane und Herzoge, dagegen schreibt er die Läger und die Wägen. Schwache Mehrheitsformen finden wir bei den Fremdwörtern die Traktaten, die Progressen, die Baronen und bei dem echt deutschen Ausdrucke die Schelmen. Mit französischer Pluralendung treten uns die Bataillons, die Kommandeurs, die Marodeurs und die Capitäns entgegen. Das Wort Unterthan wird in der Einheit stark (des Unterthans), in der Mehrheit schwach (die Unterthanen) abgewandelt. Abweichend von der heutigen Regel sind die Genitive Europens und des Kommando, sowie die Dative in der Truhen und zweien Schottländern. Die Personennamen erhalten gewöhnlich im 3. und 4. Falle Biegungsendungen: Ferdinanden (4. Fall), vor Luthern, Karle, Gustav Adolfen (3. Fall), öfter auch ein Geschlechtswort: des Karles, eines Wallensteins. In der Abwandlung des Zeitwortes fallen uns auf ich berennte und ich sahe[2]) (= berannte, sah), ebenso die Mittelwörter gerochen (= gerächt) und gedrungen (von der wachsenden Not = gedrängt, aber vergl. notgedrungen).

Im Bereiche der Satzfügung sind für uns auffällig die Verbindungen Hoffnung der Beute, Haß aller Neuerungen, Furcht einer Gefahr, Wunsch des Friedens, wo man jetzt meist die Verhältniswörter auf, gegen, vor, nach verwendet; ferner ist bemerkenswert, daß die Zeitwörter entlassen und anmaßen den zweiten Fall bei sich haben, nicht minder, daß es mit persönlicher Ausdrucksweise heißt: eine Versicherung wird widersprochen und er wird gehorcht. Im Gebrauche der Verhältniswörter beobachten wir folgende Abweichungen von der heutigen Regel: Gustav Adolf wirft sich in Nürnberg (= nach oder in die Stadt Nürnberg) und macht sich [zum] Meister vom Rhein; die Protestanten zeigen, wozu sich die Katholischen zu versehen haben, die Fürsten rufen um Gerechtigkeit und Kaiser Rudolf verwickelt sich in einem neuen Bedrängnis. Man will außerhalb seinem Vaterlande nicht dienen und ladet

1) Ich greife nur die Hauptsachen heraus und lasse weniger Belangreiches ganz beiseite.

2) Beides nach mitteldeutschem Brauche, schon häufig bei Luther, Hans Sachs u. a.

jemand nach Hofe (an den Hof). Auch ist die Rede von einem Verhältnis mit Rom und von „Faktionen, von denen jemand ein beklagenswertes Opfer wird". Ohne Geschlechtswort finden wir „zu" in den Ausdrücken: Vorkehrungen zu Befestigung eines Lagers, zu Erhaltung der Stadt. Worin, wovon steht vielfach an Stellen, wo wir in dem, von dem setzen würden z. B. der Fall, worin sich ein großer Teil der Regenten befand. Außerordentlich beliebt ist das Bindewort da, wofür wir jetzt als oder wo sagen (z. B. jetzt, da) und „während daß", welches immer für bloßes während gebraucht wird. Als entspricht unserem wie, z. B. er machte sich verbindlich, den Feinden des Königs als seinen eignen zu begegnen; er schaltete über die Einkünfte als über seine eignen; welches steht ziemlich häufig entsprechend dem jetzigen was in Bezug auf ganze Sätze, z. B. er stellte Fußgänger zwischen die Reiter, welches sehr oft den Sieg entschied. Das Mittelwort wird ab und zu abweichend von unserem Brauche als Eigenschaftswort verwendet und daher auch gesteigert: seine wiederholtesten Forderungen, die gehäuftesten Merkmale. Wie im Latein steht „der erste" prädikativ = zuerst oder als der erste (Gustav Adolf war immer der erste bereit . . zu; so wurde es diesem General nicht schwer, der erste den Wall zu ersteigen) und die Ordnungszahl für unsere Grundzahl (im 1636. Jahre). Den Infinitiv mit zu finden wir bei sich stellen (die treu geblieben waren oder sich doch stellten es zu sein) und sich aussetzen (die katholische Kirche setzte sich lieber aus, alles durch Gewalt zu verlieren).

Eigentümlichkeiten der **Wortbildung** sind die Formen Teilnehmung (= Teilnahme), Besitznehmung (= Besitznahme), Annehmung (Annahme), ohne Widersetzung (Widerstand), in Betrachtung (Betracht) kommen, Verschwindung[1]), übermeistern, gehorsamen. Die Endungen -isch und -er wechseln bei Eigenschaftswörtern, die von Städtenamen abgeleitet sind, z. B. der Pragische Friede und der Prager Friede. Kolossalisch entspricht unserem kolossal, ausschließend unserem ausschließlich. Wir hören von annehmlichen (= annehmbaren) Erwartungen und einem bedächtlichen (= bedächtigem) Gange, von einem nachgebenden Frieden und einer angreifenden Absicht. Statt zusammengesetzter Wörter finden wir andere Ausdrücke: Ariadnischer Faden (= Ariadnefaden), tote Stille (= Totenstille), Anerbietnngen des Friedens (= Friedensanerbietungen) und Botschaft des Friedens (= Friedensbotschaft). Endlich lesen wir öfter zernichten (= vernichten), abschildern (= schildern), gevollmächtigt (= bevollmächtigt).

---

1) Andere derartige Bildungen jener Zeit vergl. bei Friedr. Blatz, Neuhochdeutsche Grammatik 3. Aufl. 1895, I. S. 662.

Im Wortgebrauche fällt eine große Vorliebe für thun auf. Man thut einen Einfall, Versuch, Angriff, Streifzug, Widerstand, eine Reise, Landung, Zusage, ein Anerbieten, Vorschüsse. Vorkehrungen werden gemacht (= getroffen), Unterhandlungen zerrissen (= abgebrochen); eine Sache wird in den vorigen Zustand gestellt (= gebracht), eine Kränkung bewiesen (= zugefügt), der letzte Blutstropfen aufgesetzt (= vergossen), ein Schimpf ausgelöscht (= getilgt), eine Brücke abgeworfen (= abgebrochen), eine Rolle beendigt (= ausgespielt), ein Andenken verbannt, der Religionsfriede umgestürzt. Der Tod übereilt den Menschen, eine Bote zieht Friedrich vom Tische (= veranlaßt ihn, von der Tafel aufzustehen). Es heißt den Ehrgeiz ersättigen, seine Treue durch den Tod versiegeln, den Krieg nach Schlesien versetzen, ein Land mißhandeln, ein Bündnis errichten, den Frieden mit Bereitwilligkeit umfassen, die Wut der Faktionen löschen, etwas an den Tag der Weltgeschichte ziehen; erkennen findet sich für anerkennen, Steuern heben für erheben, auf eine Belagerung bereiten für vorbereiten, den Ausschlag heimstellen für anheimstellen. Persönliche Aufforderung ist soviel als Herausforderung, von der Wurzel vertilgen = von Grund aus vernichten, kostbar = kostspielig, in den mittleren Zeiten = im Mittelalter, aus ihrem Mittel = aus ihrer Mitte u. a.

Diese kleine Blütenlese aus Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges wird genügen, um darzulegen, in wie vielen Punkten noch die Sprache jener Zeit von der gegenwärtigen abweicht; denn wenn auch manche der aufgezählten Eigentümlichkeiten dem Dichter allein zur Last gelegt werden müssen, so sind doch sicherlich die meisten damals Gemeingut aller Gebildeten gewesen.

Eisenberg, S.-A. **O. Weise.**

4.

Georg Voigt, der in seiner Darstellung der Rückertschen Gedankenlyrik nach ihrem philosophischen Inhalt (Annaberg 1881) sich der mühevollen Aufgabe unterzogen hat, die Quellen des Dichters nachzuweisen, ist es entgangen, daß der bekannte Spruch aus „den angereihten Perlen" (47):

> Vor jedem steht ein Bild deß, was er werden soll;
> Solang er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll

auf Herder fußt. Denn man geht, glaube ich, nicht fehl, wenn man folgende Worte aus einem Brief Herders an die Gräfin Maria zu Schaumburg-Lippe (Erinnerungen aus dem Leben Herders. 1820. I, 375) „Jeder Mensch hat ein Bild in sich, was er seyn und werden

soll, solange er das noch nicht ist, ist noch Unfriede in seinen Gebeinen" als Quelle Rückerts annimmt.

Berlin. **Reinold Kern.**

Fritz Haberland, Krieg im Frieden, eine etymologische Plauderei über unsere militärische Terminologie. II. Teil. Beilage zum Jahresbericht des Realprogymnasiums zu Lüdenscheid über das Schuljahr 1894/95. Lüdenscheid 1895. 43 S. 8°.

Außer den schon im ersten Teil genannten Werken hat Haberland für den zweiten noch eine Reihe kulturgeschichtlicher Arbeiten benutzt, so Andresens deutsche Volksetymologie, Gustav Freytags Bilder aus der deutschen Vergangenheit, die Kulturgeschichte des deutschen Volkes von Otto Henne am Rhyn, sowie „Aus vergangenen Tagen", Kommentar zu Ad. Lehmanns kulturgeschichtlichen Bildern von Th. Heymann und A. Uebel. (Heft I 1891, Heft II 1893, Heft III 1894.)

Am Ende des ersten Teiles gelangte Haberland zu der Überzeugung, daß das Wort „Artillerie" eine Weiterbildung von lat. ars, artis sei. Nun braucht aber Fronsperger in seinem Kriegsbuch (1565 flg.) neben Artollerey, Arthollerey, Artollerie weit häufiger die Formen Arckelley, Arckeley, Arkeley. Der Verfasser weist den Zusammenhang mit arcus und arcubalista zurück und denkt an lat.-ahd.: arka, mhd.: arke, nhd.: Arche; also hätte die Arkeley ihren Spottnamen von den vielen Kisten und Kasten, die sie mitführt. Es wäre also gewissermaßen eine Synekdoche, pars pro toto oder eine Art Euphemie, Scherz für den bittersten Ernst.

Haberland kommt dann auf den Artilleriepark (Belagerungspark, Kanonenpark, Stückpark), das natürlich aus mittellat. parricus, parcus herzuleiten ist. Lunte (Lunteschloß) ist das neuhochdeutsche Lump, Lumpen. Pulver und Puder sind natürlich lat. pulvis, das eine in mehr lateinischer, das andere in französischer Form. Ganz annehmbar ist die Erklärung von „Kraut und Lot" für „Pulver und Blei" (Pulver und Kugel, Pulver und Schrot). Lot ist Blei, und mit Recht setzt Sanders als Grundbegriff der verschiedenen Bedeutungen des Wortes an „das gießbare, schmelzbare Metall, vorzugsweise das Blei." Die sog. Lotbüchsen schießen nur Blei. (Vergl. neuengl.: lead, Blei.) Den Ausdruck Kraut, welches auch Zündkraut oder Büchsenkraut lautet, denkt Haberland auf Schießpulver in derselben Weise vom klein gehackten Kohl übertragen, wie blaue Bohne auf die Bleikugel. Recht euphemistisch sind die Namen Patrone (pater) und Salve (salvere) gewählt. Die lateinische Vier spielt eine wichtige Rolle in Kartaune (Carthaune,

Carthone u. s. w.), Quartier, Quadrat, Cadre, Geschwader, Schwadron, Carré. Die Erklärung des Hurra auf S. 14 scheint mir zutreffend; es ist mit mhd.: hurren, neuengl.: to hurry zusammenzubringen. (Über das â vergl. mhd.: hilfâ, slahâ, vâhâ u. s. w.)

S. 16 macht der Verfasser auf die Rückentlehnung des Wortes Bivouac aus dem Französischen aufmerksam, wie wir ja auch Marschall nicht aus deutschem marahscalk, sondern aus französischem maréchal entlehnt haben. In den Epochen des allmächtigen französischen Einflusses gelangte eine ganze Anzahl scheinbar französischer, in Wahrheit aber aus deutschen Wurzeln und Stämmen gewachsener Ausdrücke über die Vogesen. Dahin gehört auch Losament vom französischen loger und logement, das wieder auf deutsches Laube zurückgeht. Es klingt ganz wahrscheinlich, daß auf die Verdeutschung des französischen loger und die Umwandlung von Wolframs loschieren zu dem losieren der Landsknechte der Begriff des Loses, des Losens volksetymologisch eingewirkt oder sich wenigstens nachträglich mit dem Worte verbunden hat. Deutschen Stammes ist ferner Garnison (ahd.: warnôn, mhd.: warnen; ahd.: warnunga, mhd.: warnunge, Vorbereitung, Zurüstung; daher bedeutet auch altfranz. garnison im 13. Jahrhundert noch armure (Rüstung) oder provisions (Vorräte, Kriegsbedarf). Garde, im 17. Jahrhundert noch Guarde, ist entstanden aus ahd.: warta, mhd.: warte, welches das Achtgeben, Spähen, die Rekognoszierung oder die achtgebende Mannschaft, die Wache bezeichnet (wartên, wartôn, warten). Spion kommt vom ahd.: spehôn, auch Kontrebande, Konterbande = Schmuggelware ist auf Umwegen nach Frankreich gewandert und dann wieder im fremden Gewande zu uns zurückgekehrt. Sehr interessant sind Haberlands Bemerkungen über Blockade, Scharmützel, Kürassier und Husar und viele andere Worte, die ich hier übergehe, um noch zuletzt bei den Ausdrücken für Geschütze zu verweilen. Zur Zeit der ersten Kanonen war die Sprache der Gelehrten und der Wissenschaft fast ausschließlich lateinisch. Die Franzosen brauchten zuerst canon = Kanone. Der jüngere Plinius erwähnt schon siphones (Feuerspritzen); sipho aber bedeutet wie canna zunächst ebenfalls die Röhre, Rohr. Wir finden dann Namen wie Metzicana, Scharpffmetzen, Dupplicana, Trackana, Schlanckana, Falchana u. a. Götzinger erklärte Metzen als den allgemeinen Ausdruck für besonders große Geschütze. Mhd.: mëz ist ein Maß zum Messen, daher Metze, dann auch ein Trinkgefäß. Der zweite Teil von Dupplicana, Trackana u. s. w. ist offenbar canna, sodaß vielmehr cana als allgemeiner Ausdruck für Geschütz zu gelten hat. Wenn also Metze durch die Zwischenbedeutungen von Kanne und Rohr durchaus Kanone bedeutete, so hieße Metzikana soviel wie Kanonenkanone. Demgegenüber weist nun Haberland

sehr richtig auf die faule Mette (Metze) von Braunschweig (vergl. die böse Else und faule Grete) hin und erklärt Metze als Koseform für Mechthild. Schon Diez hat darauf hingewiesen, daß die Soldaten für Kanonen individuelle, zum Teil scherzhafte Benennungen liebten. Nach der Metzicana und Scharpffmetzen nennt Fronsperger ein Rana, „die wir Teutschen Basiliscus pflegen zu nennen." Also von lat. rana und griech. basiliskos. Ferner „ein Dupplicana, die wir in Teutscher Sprach ein Nachtgal oder Singerin nennen," ein Trackana, so wir Teutschen ein Notschlangen heissen (also lat. draco). Auf die „Trackana" folgt „ein Schlanckana", darauf ein Falchana (auch Falckan). Auch die Muskete hängt mit lat. musca zusammen, ob aber springarda etwas mit deutschem sprenkeln zu thun hat und daher auf den Sperber mit seiner gesprenkelten Brust hinweist, scheint mir nicht ganz wahrscheinlich. Der Vergleich der Geschütze mit Raubvögeln ist sonst nicht selten, es giebt Falkaunen, Adler, Geier, Habichte, Sperber, Eulen.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

Eduard Scheidemantel, Zur Entstehungsgeschichte von Goethes Torquato Tasso. Wissenschaftliche Beigabe zum Jahresberichte des Wilhelm Ernst-Gymnasium. Weimar, 1896.

Wie Goethes Faust ist auch sein Tasso aus zerstörter Urform neugestaltet: in Weimar geboren, in Italien kraft neugewonnener Kunstanschauung und neuerworbener Quellenkenntnis (Serassi) umgewandelt, an der Stätte der Geburt dann gereift und vollendet. Den Urtasso hat zuerst Kuno Fischer in seinem bedeutenden Buche beleuchtet (1890): Das Stück war eine Darstellung von Leidenschaften, die der Dichter selbst erlebt hat, ein dramatischer Werther. Diesem pathologischen Urtasso gegenüber ist das neue Drama rein künstlerisch. Dies der eine wichtige Unterschied. Der zweite besteht darin, daß der Urtasso ohne Antonio konzipiert war. Zu diesen Ergebnissen Fischers bringt Scheidemantel zunächst einige Ergänzungen. Er hat die beiden im Weimarer Archiv vorhandenen Tasso-Handschriften noch einmal verglichen und ist so in der Lage nachzuweisen, daß, während die eine Handschrift (H^{II}) zum Teil schon an Göschen für den Druck geschickt war, Goethe noch die zweite, gleichsam sein Handexemplar (H^{I}), in den Händen hatte. In H^{I} steht nun an Stelle Antonios oft noch Battista (Giambattista Pigna, Dichter und Staatssekretär am Hofe zu Ferrara), dazu jedoch die Bemerkung Goethes: „es wird überall wo Battista steht Antonio gelesen." So im ganzen V. Akte und in den drei ersten Auftritten des IV. Aktes. Daher kommt es, daß Antonio in diesen Teilen stets dreisilbig (wie Battista) zu lesen ist. Die Veränderung des Namens hat

hier keine Veränderung des Inhalts nach sich gezogen. Auf Grund dieser Thatsachen gelangt der Verfasser zu dem Schlusse: Akt IV, 1—3 und Akt V sind völlig abgeschlossen gewesen, bevor sich Antonio Montecatino dem Dichter als Kontrastfigur zu Tasso darbot; diese Auftritte sind daher die ältesten Bestandteile der neuen Tassodichtung. Im Gegensatze dazu sind III, 1 und 2 (wo Antonio fast immer viersilbig) jüngste Teile. Dieses Ergebnis weiß dann der Verfasser gut zu stützen durch Anführung von Äußerungen des Dichters über sein Fortarbeiten an dem Drama. Goethe ergriff immer die Szenen mit besonderem Eifer, die seiner Seelenstimmung gerade am meisten entsprachen. Durch Scheidemantels Untersuchung fällt besonders auch ein Licht auf Goethes Äußerung an Knebel vom 24. Mai 1788: „die ersten Akte (des Tasso) müssen fast ganz aufgeopfert werden." So konnte der Dichter sehr wohl sagen, wenn er an IV und V arbeitete, aber I bis III der Umarbeitung noch nicht in Angriff genommen hatte. Daß der Dichter auf der Rückreise von Italien am V. Akte dichtete, steht fest: in einem dieser Rückreise angehörigen Notizhefte Goethes stehen von seiner Hand die ersten sechs Verse dieses Aktes.

Durch Scheidemantels Arbeit wird die bisher herrschende Ansicht, daß der V. Akt des Tasso unter dem Eindrucke des Goethes inneres Leben umgestaltenden Bruches mit Charlotte von Stein, der Anfang Juni 1789 erfolgte, geschrieben sei, wie wir zugeben müssen, stark erschüttert. Aus dem Briefwechsel (Bd. 9, 102) ergiebt sich, wie der Verfasser erwähnt, daß als der Dichter am 9. Mai der Herzogin den Tasso vorlas, noch immer drei Szenen fehlten. Daß er am 8. Mai noch nicht vollendet war, hätte der Verfasser auch aus der Äußerung Goethes an Knebel von diesem Tage (Bd. 9, 111, der Brief ist in der Weimarer Ausgabe zum ersten Male gedruckt) ersehen können: „An Tasso muß ich nun, es koste was es wolle." Damit meint also der Dichter: an die völlige Vollendung des Tasso. Die zuletzt gedichteten Teile scheinen außer III 2 in der That, wie Scheidemantel nachzuweisen sucht, IV 4 und 5 zu sein. Der Schluß von III 2 und von IV 5 paßt allerdings ganz in die Zeit, da er von Charlotte sich losriß und „keinen Halt mehr an ihr fand". Übrigens ist auch bei Faust II der vierte Akt der zuletzt gedichtete.

Die Ergebnisse Scheidemantels halten wir im ganzen für sicher, aber alle Fragen der Entstehungsgeschichte des Tasso sind noch nicht gelöst; vor allem: wer stand, da Battista und Antonio erst aus Serassi gewonnen wurden, im Urtasso an Stelle Antonios? Fischers Antwort „Niemand" kann niemanden befriedigen.

Freiberg i. S. **Paul Knauth.**

Friedrich Zarncke, Goetheschriften. Mit einem Bilde Zarnckes und einem Faksimile in Lichtdruck. Leipzig, Eduard Avenarius 1897. (Kleine Schriften: Erster Band) XII u. 422 S. gr. 8°. M. 10.

Eduard Zarncke hat in Bezug auf die Leitung des Litterarischen Centralblattes das Erbe seines dem Leben und der Wissenschaft viel zu früh entrissenen Vaters in einer Weise angetreten, die ihm hohe Anerkennung bei allen Sachkundigen sichert. Hat er es doch verstanden, das Litterarische Centralblatt nach allen Seiten hin durchaus auf der vornehmen Höhe zu erhalten, auf die es Friedrich Zarncke gehoben hatte. Schon dieser Umstand erweckt in uns eine günstige Vormeinung für die von ihm herausgegebenen „Kleinen Schriften" seines berühmten Vaters, von denen soeben als erster Band die „Goetheschriften" erschienen sind. Bei näherer Prüfung wird denn auch diese Meinung vollauf bestätigt, und es zeigt sich, daß der Herausgeber nicht nur mit großer Sachkunde, sondern vor allem auch mit außerordentlich feinem Takt und Geschmack seine Aufgabe gelöst hat. Fast zu allen Fragen der Goethestudien nimmt Friedrich Zarncke in den hier vereinigten Aufsätzen und Rezensionen in seiner bekannten klaren und geistvollen Weise Stellung. Überall sehen wir den großen Gelehrten fest auf dem Boden der Thatsachen stehen und von da aus alle Hypothesen, Legenden und voreiligen Vermutungen mit wohlthuender Ruhe und glänzender Sicherheit zurückweisen und berichtigen. Von hervorragendem Werte sind besonders seine zahlreichen kritischen Arbeiten über Goethes Bildnisse, die hier aus dem Litterarischen Centralblatt und der Beilage der Allgemeinen Zeitung ausgewählt und gesammelt sind (S. 49—143). Hier zeigt sich Zarncke als wahrhaft genialer Kritiker, der mit Schärfe und Klarheit zugleich herzgewinnende Liebenswürdigkeit und künstlerische Feinheit der Darstellung verbindet. Von bleibendem Werte sind ferner Zarnckes Schrift über den fünffüßigen Jambus bei Lessing, Schiller und Goethe, sowie die kleine Abhandlung zur Geschichte des fünffüßigen Jambus, die beide hier mit Recht aufgenommen sind und uns den feinsinnigen Beobachter der dichterischen Form zeigen. Bedeutende Förderung der Wissenschaft bieten ferner Zarnckes Arbeiten zum Faust. Hier begrüßen wir mit lebhaftem Danke die Bibliographie des Faustbuches sowie die Aufsätze: Zur Bibliographie des Faustbuches (aus den Berichten über die Verhandlungen der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig), Johann Spieß, der Herausgeber des Faust-Buches, und sein Verlag (aus der Allgemeinen Zeitung), Das englische Volksbuch vom Doktor Faust (aus der Anglia) und einige inhaltreiche Rezensionen.

Neben diese Aufsätze tritt als wichtige litterarhistorische Gabe das von Friedrich Zarncke zur Begrüßung der 37. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Dessau am 1. Oktober 1884 herausgegebene „Notizbuch Goethes von der schlesischen Reise im Jahre 1790" (S. 157—189). Dazu bildet eine Ergänzung der Aufsatz aus dem Goethe-Jahrbuche 1890: „Zu Goethes Schlesischer Reise 1790" (S. 191—197). Aus dem Goethe-Jahrbuche ist ferner aufgenommen: Bruchstücke aus Goethes Befreiung des Prometheus (S. 240—245). Besonders dankenswert ist es, daß hier auch der Karl August Hase gewidmete Aufsatz Zarnckes über den Elpenor mit aufgenommen ist; denn da dieser Widmungsaufsatz nur in 50 Exemplaren gedruckt war, hatten ihn bisher nur wenige Bevorzugte zu Gesicht bekommen. Außer diesen hervorragenden Aufsätzen sind noch zahlreiche Rezensionen aufgenommen, in denen Friedrich Zarncke fast überall zu einer wichtigen Frage aus dem Kreise der Goethestudien Stellung nimmt und sich klar und bestimmt äußert. Als Beispiel dafür, in welcher Weise dies geschieht, wählen wir einige Sätze aus einer Rezension über Goethes Briefe an Frau von Stein, herausgegeben von Adolf Schöll, 2. Aufl. von Fielitz. Da schreibt Friedrich Zarncke: „Über den Inhalt dieser Briefe brauchen wir uns nicht weiter zu verbreiten. Sie bieten uns, wie bekannt, den Verlauf eines der wunderbarsten und rätselvollsten Verhältnisse, die der Beurteilung des Psychologen vorgelegt werden können, und solange Goethes Name leben wird, solange wird man sich über den Charakter desselben den Kopf zerbrechen. Einen jungen Mann, mit Gaben des Geistes und des Körpers und äußerer Stellung auf das Glänzendste ausgerüstet, den Günstling seines Fürsten, voll glühender Sinnlichkeit, der seit Jahren wie ein Schmetterling von Blume zu Blume geflattert war, sehen wir hier plötzlich auf länger als 10 Jahre zu den Füßen einer verheirateten, 7 Jahre älteren, nicht schönen Frau, die bereits 7 Kindern das Leben gegeben hatte, liebestammelnd, liebeflehend, sein tiefstes inneres Wesen ihr ganz und willenlos hingebend. Die Natur dieses Verhältnisses wird dadurch verdunkelt, daß wir die Briefe der Frau von Stein entbehren müssen, und so ist es natürlich, daß die Ansichten über dasselbe schnurstracks auseinandergehen. Referent hat schon einmal angedeutet, welcher Seite er sich zuwenden muß, nicht aus Idealitätssimpelei, die den damaligen Verhältnissen gegenüber wenig angebracht wäre, sondern aus nüchterner Erwägung von Gründen, die er sich auch heute noch nicht anders zurechtlegen kann. Seines Erachtens hat die kluge, der Eitelkeit und Koketterie keineswegs abholde Frau mehr und mehr mit raffiniertem Egoismus, vielleicht nicht ohne ganz bestimmten Zweck, den jugendlichen

Gefühlsmenschen ganz in ihre Ketten zu schlagen verstanden, die Überlegenheit wohl verwendend, die feine aristokratische Gewöhnung zu gewähren vermag; aber zum Ehebruch hat sie es nicht kommen lassen.“ In solcher Weise bietet uns jede Rezension irgend ein fest begründetes Urteil des hervorragenden Goethekenners und Goetheforschers über wichtige Fragen aus diesem Gebiete, und ich kann mir den Wunsch nicht versagen, daß die zahlreichen nicht aufgenommenen Rezensionen vom Herausgeber nochmals auf diesen Gesichtspunkt hin durchgesehen werden. Ich habe die bestimmte Überzeugung, daß er darunter noch manches finden wird, das aus diesem Gesichtspunkt betrachtet die Aufnahme verdient. Es ist uns ja jedes Urteil Zarnckes, auch wenn es an versteckter Stelle abgegeben ist, von größter Wichtigkeit, eben weil es stets lange erwogen, durch thatsächliche Gründe gestützt und tief durchdacht ist. Gerade weil Friedrich Zarncke nie darauf ausging, durch geistvolle Aussprüche zu blenden und zu glänzen, sondern immer nur darnach strebte, ehrlich der Sache zu dienen, verdienen seine Urteile die höchste Beachtung.

Die ganze vorliegende Schrift erscheint uns wie ein getreues geistiges Abbild des gründlichen, tiefgrabenden, feinsinnigen, harmonisch in sich ausgeglichenen und liebenswürdigen Gelehrten. Für alle Goethekenner und Goethefreunde ist dieses herrliche Buch von dauerndem Werte, besonders ist es aber auch dem Lehrer des Deutschen einfach unentbehrlich. Möge es daher in keiner Schul- und Lehrerbibliothek fehlen. Der Wissenschaftlichkeit des Unterrichts, die immer unser herrlichstes Kleinod bleiben muß, wird es sich in hohem Grade förderlich erweisen.

Dresden. **Otto Lyon.**

Euphorion. Zeitschrift für Litteraturgeschichte, herausgegeben von August Sauer. Vierter Band. Erstes Heft. Wien, Carl Fromme, 1897. (Jährlich erscheinen 4 Hefte im Umfange von je 13 Bogen, welche einen Band bilden. Preis des Heftes M. 4, des Bandes M. 16.)

Die Zeitschrift Euphorion, die soeben in einen neuen Verlag übergegangen ist, verdient ihres vortrefflichen Inhalts, ihrer ganzen wissenschaftlichen und zugleich dem lebendigen Leben der Gegenwart zugewendeten Haltung wegen die wärmste und reichste Unterstützung durch Schule und Haus. Sie verfolgt den Zweck, die Forschung auf dem Gebiete der neueren deutschen Litteraturgeschichte seit dem Ausgange des Mittelalters bis auf die Gegenwart nachdrücklich zu fördern und ohne Einseitigkeit und Voreingenommenheit alle Richtungen in sich zu vereinigen, die auf den Namen der Wissenschaftlichkeit Anspruch erheben können. Die bisher

erschienenen Hefte und insbesondere auch das soeben veröffentlichte 1. Heft des vierten Jahrganges werden diesem Zwecke durchaus gerecht. Wir führen hier den reichen Inhalt des neuesten Heftes an: Aufsätze: Fischart-Studium. Von Adolf Hauffen in Prag. III. Der Malleus maleficarum und Bodins Démonomanie. Benedikt von Watt. Von Theodor Hampe in Nürnberg. Zur Entstehungsgeschichte von Lessings Laokoon. Von J. R. Asmus in Tauberbischofsheim. Die Quellen des Julius von Tarent. Von Friederike Fricke in Göttingen. Über Goethes Gebrauch abgebogener, vorangehender oder nachtretender Partizipien. Von Heinrich Düntzer in Köln. Ein Livianisches Motiv in Kleists „Prinz von Homburg". Von Johannes Niejahr in Halle. Nicolaus Lenaus „Savonarola". Von Eduard Castle in Wien. III. Komposition. IV. Aufnahme und Beurteilung. Gustav Freytag als Privatdozent. Von Erich Schmidt in Berlin. — Miscellen: Zu Schillers Anthologie. Von Rudolf Krauß in Stuttgart. Zu Arnim. Von Montague Jacobs in Berlin. Ein Spottlied auf die Calvinisten. Von Theodor Distel in Dresden. — Rezensionen und Referate: Weber, Geistliches Schauspiel und kirchliche Kunst (Hans Lambel in Prag). Schriften zum Hans Sachs-Jubiläum. III. Schluß. (Karl Drescher in Bonn.) Hans Sachs-Forschungen. Herausgegeben von A. L. Stiefel. Hartmann, Deutsche Meisterlieder-Handschriften in Ungarn. Angelus Silesius, Cherubinischer Wandersmann. Herausgegeben von Georg Ellinger (Karl Ott in Paris). Berger, Die Entwicklung von Schillers Ästhetik (Hugo Spitzer in Graz). A. v. Chamisso, Fortunati Glücksäckel und Wunschhütlein. Herausgegeben von Koßmann (Oskar F. Walzel in Wien) u. a.

Möge die Zeitschrift unter August Sauers vortrefflicher und gewissenhafter Leitung blühen und gedeihen, möge sie in allen gebildeten Kreisen, besonders aber unter den Lehrern des Deutschen zahlreiche Abonnenten finden. Unsere besten Wünsche begleiten sie auf ihrem neuen Wege.

Dresden. **Otto Lyon.**

Aufruf.

Zwanzig Jahre sind seit dem Tode Karl Simrocks verflossen. Man wird es nicht als verfrüht bezeichnen, wenn die Geburtsstadt, die heimatliche Provinz und das deutsche Vaterland in dankbarer Erinnerung an einen solchen Mann sich vereinigen, wenn sie sein Andenken neben dem Denkmal, das er selbst sich in seinen Schriften setzte, durch ein Denkmal von Erz oder Stein zu ehren suchen. Denn nach Ludwig van Beethoven gereicht kein anderer Bonner der Stadt zu größerem Ruhme als Karl Simrock. Alt und Jung kennen und lieben ihn als das Haupt der rheinischen Dichterschule, als den Sänger des Liedes: „Zieh

nicht an den Rhein". Um die Förderung germanistischer Wissenschaft und dadurch um die Kräftigung nationalen Sinnes konnten wenige, um die Wiederbelebung mittelalterlicher Dichtungen vielleicht keiner in solchem Maße sich verdient machen, wie der Übersetzer des Nibelungenliedes. Seine Musterarbeit, schon von Goethe rückhaltlos gewürdigt und in mehr als fünfzig Auflagen verbreitet, findet an tiefgehender Wirkung nur in der Odyssee von J. H. Voß und dem Shakespeare von A. W. von Schlegel ihresgleichen.

Die Unterzeichneten erlauben sich, als Verehrer des Dichters, des Gelehrten und des jedem, der ihn kannte, unvergeßlichen Mannes zu Beiträgen für sein Denkmal aufzufordern, das in Bonn, wo er lebte und wirkte, ihm errichtet werden soll.

Beiträge wolle man an den Schatzmeister des geschäftsführenden Ausschusses in Bonn, Herrn Carl Cahn, Bonn, Viereckplatz 10, Anfragen an den Schriftführer Herrn Professor Litzmann, Bonn, Coblenzerstraße 83a, gelangen lassen.

Geheimer Ober=Regierungsrat Althoff=Berlin, Oberbürgermeister Becker=Köln, Privatdozent Dr. Berger=Bonn, Staatsminister Dr. Bosse Excellenz=Berlin, W. Geh. Ober=Bergrat Brassert=Bonn, Carl Cahn=Bonn, Gymnasialdirektor Dr. Contzen=Bonn, Geheimrat Prof. von Cornelius=München, Geheimrat Dr. Deiters=Coblenz, Professor Düntzer=Köln, Berghauptmann Eilert=Bonn, Hofrat Fastenrath=Köln, Professor von Ficker=Innsbruck, Verlagsbuchhändler Flittner=Bonn, Professor Franck=Bonn, Stadtverordneter Gessert=Bonn, Geheimrat Professor von der Goltz=Poppelsdorf, Geheimrat Professor H. Grimm=Berlin, Professor Klaus Groth=Kiel, Stadtverordneter Guilleaume=Bonn, Oberreichsanwalt Hamm=Leipzig, Hauptmann Henoumont=Düsseldorf, Karl von der Heydt=Berlin, Dr. Paul Heyse=München, Nik. Hocker=Köln, Dr. Hyacinth Holland=München, Oberrealschuldirektor Dr. Hoelscher=Bonn, Geheimrat Prof. Dr. Hüffer=Bonn, Gymnasialdirektor Dr. Jäger=Köln, Oberstleutnant Dr. Max Jähns=Berlin, Professor Dr. Joseph Joachim=Berlin, Regierungsrat Dr. Jocsten=Köln, Dr. Wilhelm Jordan=Frankfurt, Professor Kauffmann=Kiel, Oberbürgermeister a. D. Kaufmann=Bonn, Landgerichtspräsident Klein=Bonn, Landesdirektor Dr. Klein=Düsseldorf, Geheimer Kommerzienrat Ad. Kröner=Stuttgart, Professor Koser, Direktor der Staatsarchive=Berlin, Professor Kuppe=Bonn, Dr. Hermann Lingg=München, Professor Litzmann=Bonn, Generaloberst von Loë Excellenz=Berlin, Dr. Otto Lyon=Dresden, Baurat Maertens=Bonn, Geheimrat Dr. von Mevissen=Köln, Dr. Ernst Muellenbach=Bonn, Oberpräsident Nasse Excellenz=Coblenz, Dr. jur. Jos. Neven=Dumont=Köln, Geheimrat Professor Dr. Nissen=Bonn, stud. med. K. F. Noeggerath, Vertreter der Bonner Studentenschaft, Kommerzienrat E. vom Rath=Köln, Professor Reifferscheid=Greifswald, Präsident Rennen=Köln, Regierungspräsident Frhr. von Richthofen=Köln, Geheimrat Professor Ritter=Bonn, Emil Rittershaus=Barmen, Dr. von Rottenburg, Excellenz, Kurator der Universität Bonn, Dr. Ludwig Salomon=Elberfeld, Landrat

Dr. von Sandt-Bonn, Ernst Scherenberg-Elberfeld, Professor Erich Schmidt-Berlin, Professor Edward Schröder-Marburg, Geheimrat Prof. Richard Schröder-Heidelberg, Landgerichtsrat Lothar Schücking-Münster i. W., Stadtbaurat Schultze-Bonn, Geheimrat Professor Dr. Seuffert, z. Z. Rektor der Universität Bonn, Beigeordneter Sieberger-Bonn, Musikalienverleger Fritz Simrock-Berlin, Oberbürgermeister Spiritus-Bonn, Professor Stieve-München, Verlagsbuchhändler E. Strauß-Bonn, Oberlandesgerichtspräsident Dr. Struckmann-Köln, Erster Staatsanwalt Viebig-Bonn, Staatsarchivar Dr. Wackernagel-Basel, Justizrat Wassermeyer-Bonn, Geh. Kommerzienrat Wegeler-Coblenz, Konsul Wessel-Bonn, Geheimrat Professor Weinhold-Berlin, Regierungspräsident Dr. Wentzel-Coblenz, Seine Durchlaucht Fürst zu Wied-Neuwied, Geheimrat Professor Dr. Wilmanns-Bonn, Professor O. v. Zingerle-Czernowitz, Geheimrat Professor Zirkel-Leipzig, Professor Zitelmann-Bonn.

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher ꝛc. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Ludwig Richterstr. 2II.

Unsere Pflanzen hinsichtlich ihrer Namenserklärung und ihrer Stellung in der Mythologie und im Volksaberglauben.

Von **Franz Söhns** in Gandersheim.

Einleitung.

Begriffe ohne Anschauungen sind tot. So fest dieser Satz steht, so häufig wird doch noch gegen ihn gefehlt. Und dabei machen unsere Schulen nicht immer eine Ausnahme. Sie machen sie beispielsweise nur selten im Unterrichte der Botanik, sofern es sich um die deutschen Namen der Pflanzen handelt. Als erste Forderung ist dabei aufzustellen, daß der Schüler die deutschen Benennungen, welche die behandelte Pflanze, sei es in seiner Heimat, sei es in seinem Lehrbuche, hat, ihrem Inhalte nach genau kennen lerne. Nur dann erst gewinnt der Name Leben für ihn, wenn er seine volle Bedeutung und, wo sie nachzuweisen ist, seine Entwickelung kennen lernt. Was thut der Schüler mit Namen wie Alraun, Beifuß, Beinwurz, Büngelkraut, Christophkraut, Donnerkraut, Ehrenpreis, Fäks, Gundermann, Hauhechel, Kellerhals, Unserer lieben Frauen Bettstroh und hundert anderen? Er hört sie gedankenlos, lernt sie gedankenlos und vergißt sie schleunigst wieder, weil ihm das Verständnis der Bedeutung der Worte fehlt, das allein die Fäden liefern kann, die diese Worte selbst in seiner Erinnerung gebunden halten. Unsere Lehrbücher geben über die Bedeutung der Namen keinen Aufschluß, und das ist zweifelsohne ein Fehler darin. Daneben gehen diese Lehrbücher meist sehr schematisch zu Werke, sie bringen fast stets nur den Namen, wie sie ihn in ihren Vorgängern gefunden haben, wie er allmählich sozusagen wissenschaftlich versteinert ist, gleichviel ob derselbe im Volke der bräuchliche ist oder nicht. Sie legen eben zu wenig Gewicht darauf. Und doch liegt häufig in den Benennungen, die das Volk für die Pflanze hat, ein unendlich tieferer Sinn, als in den von einem Buche zum anderen getragenen der Wissenschaft. Das Volk hat seine eigene Nomenklatur, die es unbekümmert um Lehrbuch und Schule beibehält. Für den Lehrer aber muß es unendlich wertvoll sein, diese Namen kennen zu lernen und im Unterrichte verwerten zu können. Es muß ihm eben alles daran liegen, den Gegenstand seines Unterrichtes, hier das Kind der ewig jungen

Natur, die Pflanze, dem jugendlichen Gemüte so nahe als möglich zu führen. Wie tiefen Blick eröffnen diese alten Namen nicht selten in unsere älteste germanische Vorzeit! Der Germane umfaßte mit voller Liebe die Erzeugisse der Natur, die ihn umgab. Alle seine Anschauungen wurzelten in ihr. Unter allen indogermanischen Völkern, sagt Zernial mit Recht, offenbart das germanische die Neigung zur Natur und ihren Erscheinungen am stärksten. Selbstverständlich brachte er auch die Pflanze in Verbindung mit seinen Gottheiten, besonders nachdem er den Nutzen, die Heilkraft der einen, die Schädlichkeit, die todbringende Wirkung der anderen kennen gelernt hatte. Nur die Gottheit selber konnte diese ihm unerklärlichen Kräfte den Pflanzen gegeben haben. Diese mythologische Bedeutung dem Schüler vorführen, heißt ihn daher auch einen tiefen Einblick in das Seelenleben seiner Altvorderen thun lassen, und wahrlich nächst der politischen Geschichte ist die der Natur in dieser Hinsicht dazu am geeignetsten. Da sieht er sie an sich vorüberziehen, den alten in Germanien nie gestorbenen Wotan, den Donar, den Ziu, die altehrwürdige Freya, er sieht, mit welcher Gemütsinnigkeit der Germane an seiner Götterwelt hing, und diese tiefinnere Gottesverehrung seiner altheidnischen Vorfahren soll ihn lehren, wie es auch ihm geziemt, fest an dem Glauben an seinen Gott zu hangen, in unwandelbarer Treue, gegenüber all der Religionslosigkeit, all dem Unglauben, der ihm später im Leben so oft entgegentritt. — Was in der ältesten Zeit Götterglaube war, wurde später in christlicher Zeit zum Aberglauben, dem natürlich besonders der weniger gebildete Teil des Volkes anhing und zwar mit solcher Zähigkeit anhing, daß derselbe trotz aller Aufklärung und Wissenschaft noch heute im deutschen Volke kräftiglich wuchert. Und welche Rolle spielt nicht gerade die Pflanze in diesem Aberglauben! Aber auch ihn muß man kennen, wenn man die germanische Volksseele in ihren geheimsten Regungen verstehen lernen will: Sie wird uns dadurch nur um so anziehender. — Eng mit dem Aberglauben hängt die sogenannte Volksmedizin zusammen, auf die im folgenden stets thunlichst Rücksicht genommen ist. Ob sie es verdient? Gab es nicht eine Zeit, wo die Kraft der Pflanze überhaupt das einzige Heilmittel in Germanien war? In ihr lag die Kraft der Gottheit selber — eine Wissenschaft der Medizin gab es im alten Germanien nicht, die Frau war der Arzt im Hause, und sie verstand sich (und versteht sich noch heute vielfach) sehr wohl auf den Saft der Kräuter. Und hat nicht auch die Wissenschaft der Medizin noch bis in weit spätere Zeit ihre Mittel hauptsächlich aus der Pflanze gezogen? Die alten Apotheken hatten fast lediglich Pflanzenmittel, und übrigens gab es Apotheken in unserem Sinne ja überhaupt erst seit Ende des 14. Jahrhunderts, bis

dahin lag der Beruf der Heilmittelbereitung lediglich den „Kräuterfrauen“ ob. Also auch hier ein Blick in die Vergangenheit und Kulturentwickelung unseres Volkes, den der kundige Lehrer den Schüler thun läßt, und gewiß nicht zum Schaden desselben. Es ist immer daran festzuhalten: Je tiefer der Schüler hineinblickt in den schier unergründlichen Schacht der germanischen Volksseele, um so anziehender wird sie ihm, um so besser wird er selber! Und wenn sich an den Namen der Pflanze irgend eine kleine, legendenartige Erzählung knüpft, so soll der Lehrer sie erzählen. Wir haben hübsche Sammlungen davon, die im Buche an ihrem Orte angeführt sind, und aus denen der Verfasser nicht verfehlt hat, die bezeichnendsten und sinnigsten Pflanzensagen an ihrer Stelle einzuflechten. Das ist Pflanzensymbolik — sie liegt bisher in einem noch recht dunklen Winkel des hochaufstrebenden Baues unserer Litteratur. Aber sie ist es auch nicht allein, die von der Pflanze redet. Unsere Dichter, wie sollten sie nicht die holden, taufrischen Kinder der Natur mit vollster Liebe umfassen, nicht singen und sagen von ihnen seit alter, alter Zeit! Und auch davon soll der Lehrer der Natur dem Kinde nichts verschweigen: Er soll ihm zeigen, wie die Liebe zur Pflanze allen Edeln unserer Nation eigen gewesen ist, wie die Dichter aller Zeiten die lieblichen Blumensprößlinge der Mutter Erde zu verherrlichen wußten im Liede, und es müßte wunderlich zugehen, wenn dadurch das poetisch verklärte Pflänzlein sich nicht in dem so leicht empfänglichen Herzen des Knaben ein Plätzchen erringen sollte, an welchem es weiter wächst und blüht, unausrottbar bis an sein Ende. Die Pflanze, die er so im Herzen trägt, wird er auch draußen nicht ausrotten, wie es der Verständnislose in Wald und Feld mit all dem so gern thut, was für den Augenblick sein Auge, seine Begehrlichkeit reizt. Das ist der Grund, weshalb der Verfasser, soweit er konnte, bei den einzelnen Pflanzen auch auf ihre Bedeutung in unserer Dichtung Rücksicht genommen hat. — Nur noch wenige Worte. Auch die wissenschaftlichen, fremdländischen Benennungen der Pflanzen sind der Vollständigkeit halber in kurzer Übersetzung angefügt, und dabei ist zumeist Martin mein Führer gewesen. Die alten Kräuterbücher, deren, wie man sich überzeugen wird, der Verfasser eine große Anzahl zur Lösung seiner Aufgabe herangezogen hat, werden meist redend „in ihrer Sprache und Schrift“ eingeführt: Es kann dem Schüler durchaus nichts schaden, wenn er auf diese Weise auch einmal etwas von der Gestalt seiner Muttersprache in ihrer unbeholfeneren Zeit kennen lernt. Das ex omnibus discere hat auch hier seine Geltung. — Die Kräuterbücher alle anzuführen (Pritzel und Jessen bringen sie fast sämtlich), liegt mir ebensofern, wie eine Zusammenstellung der sehr zahlreichen übrigen von mir benutzten Werke: Sie

sind suo loco angeführt. Zum Schlusse danke ich allen denen herzlich, die mich in der langen Zeit, welche zur Herstellung dieser Arbeit erforderlich war, durch freundliche Mitteilungen unterstützt haben, sowie im voraus allen denen, die es noch thun werden und deren Zahl vielleicht nicht klein ist. Den einen wird hier, den anderen dort eine Lücke auffallen, etwas Vollkommenes zu geben ist auf diesem Gebiete ja fast unmöglich. Aber der Vollkommenheit sich wenigstens möglichst zu nähern, muß unsere Aufgabe sein, und an ihrer Lösung mitzuhelfen, darf ich jeden Wissenden freundlich bitten. Was endlich die Ableitungen anbetrifft, so werde ich für jede von dem alten Wahrspruche in omnibus caritas getragene, sachliche Kritik, für jede Berichtigung dankbar sein.

Ohne uns im folgenden an eine bestimmte Reihenfolge zu binden, müssen wir natürlich unsere Aufzählung mit dem Liebling der Menschheit beginnen: dem **Veilchen.**

Das Veilchen ist eine Griechin. Es heißt im Griechischen ion, wurde lateinisch als Verkleinerungsform viola (ital. und franz. nochmals verkleinert violetta, violette), deutsch der viol, in süddeutscher Verkleinerungsform das veiele und in norddeutscher das veilchen. Das mhd. î hat der Holländer noch heute in seinem viooltje, der Niederdeutsche in seinem Vijoleken.

Natürlich mußte das liebliche Blümchen bei dem phantasiereichen Volke von Hellas auch seine besondere Schöpfungsgeschichte haben. Phöbus' glühende Strahlen verfolgten einmal eine der wegen ihrer Schönheit bekannten Töchter des himmeltragenden Atlas. Die Spröde floh vor dem Gotte; da sie aber sah, daß ihre Kräfte nicht ausreichen würden, sich ihm auf die Dauer zu entziehen, so bat sie den Zeus um Rettung. Und dieser, von Mitleid ergriffen, verwandelte das zagende und verschüchterte Mädchen in das lieblich-schüchterne Veilchen und schützte seine kleine blauäugige, noch immer ängstliche Blume dadurch vor den verfolgenden Strahlen des erglühenden Gottes, daß er sie tief hinein in den Wald barg, wo sie auch jetzt noch im Verborgenen, den Sonnengott scheuend, weiterblüht. Über die Ableitung des Namens haben schon die Alten nachgedacht. Das Veilchen, sagt Nikander in den Georgicis, sei ion genannt, weil gewisse ionische Nymphen diese Blume als erste dem Zeus zum Geschenke angeboten hätten, als er seine Herrschaft antrat. Anderseits meint Hermolaus Barbarus, es habe seinen Namen quod cum Io in vaccam a Iove conversa esset, terra florem illum pabulo bovis illius foderit, weil also einst die Erde diese Blume als Futter der zur Kuh verwandelten Io hervorsprießen ließ. Also eine griechische „Veilchenfresserin!" — Nach unserer Meinung hat die erste Ableitung

insofern recht, als unser bescheidenes Blümchen wohl von dem Lande Jonien, in welchem es häufig vorkam, seinen Namen erhalten hat; denn wenn die Mutterstadt griechischer Bildung und Kultur, Athen, bei Pindar selbst geradezu den Namen iostéphanos, die veilchenbekränzte, führt, so geht daraus wenigstens mit Gewißheit hervor, daß die Blume dort sehr zahlreich wuchs und überaus beliebt war. Nach Pindars Vorgange nennt unser Goethe auch sein Ilm-Athen die „veilchenumkränzte" Stadt der Musen. Er trug übrigens bei seiner Vorliebe für die blaue Blume selber sehr viel bei, sie dazu zu machen. Überall streute er bei seinen Spaziergängen den Samen der Pflanze am Wege aus, „und die Erde nahm die Dichtergabe willig auf und wob der Stadt das Veilchenkleid, sie alljährlich im Lenz zu Ehren des großen Dichters damit schmückend." Noch heute nennt der Weimarer diese an den Wegen wachsenden Blümchen stolz: Goetheveilchen. — Von der allgemeinen Beliebtheit des Veilchens in Hellas zeugen auch die Dichter des klassischen Volkes und seine religiösen Bräuche. Veilchen waren es, mit denen man die Bilder der Hausgötter schmückte. Veilchen aber auch waren es, mit denen man den Grabhügel zierte, der teure Tote barg, und auch auf unseren Gräbern blüht das Veilchen. Diese Sitte der Anpflanzung des Veilchens auf Gräbern hatte bei den Griechen ihren Ursprung darin, daß es bei ihnen wegen seiner dunklen Farbe eine der Totenblumen war, welche (im Verein mit der Narzisse) der Sage nach Proserpina im Augenblicke ihrer Entführung in das „Reich der Schatten" durch Pluto in den Händen getragen. Im Schrecke des Augenblicks entfielen diese Blumen zwar ihren zitternden Händen, wurzelten sich aber in der Erde fest und wurden — eine zweite Schöpfungsgeschichte des Blümchens! — die Stammeltern aller seit jener Zeit hervorsprießenden Veilchen.

In unserer Zeit ist besonders Italien und die Riviera überreich an Veilchen, Cannes und Nizza führen geradezu den Namen il paradiso delle violette. Auch das übrige Frankreich hat der Veilchen die Fülle, ja sie sind für das Land sogar von einer gewissen politischen Bedeutung geworden. Das Veilchen wurde zur Parteiblume der Napoleoniden. Voilà! voilà! le père la Violette! riefen die alten Garden dem von Elba zurückkehrenden Kriegsheros zu, und seitdem ist die kleine Blume das Abzeichen der Partei geblieben.[1]) Auch unseres unglücklichen Kaisers Friedrich Lieblingsblume war das Veilchen. Auch bei ihm hat es das Tragische seiner Überlieferung nicht verleugnet. — Im nordischen Mythus war es dem Tyr (Ziu) heilig und hieß daher Tyrsfiola.

---

1) Vergl. dazu die liebliche Erzählung: Die Veilchen der Kaiserin von Elise Polko.

Die griechische Benennung des Veilchens steckt außerdem in unserem Worte Levkoje, welche griechisch ion leukón und in griechisch-römischer Umkehrung der beiden Grundworte Leucoium heißt. Levkoje bedeutet also eigentlich „weißes Veilchen" — wie denn die Lateiner die Pflanze auch viola alba nennen —, allein schon im Altertum wurde die Benennung Leucoion auch für blaue und purpurrote, kurz ohne Rücksicht auf die Farbe gebraucht, und dieses Schwankende, Willkürliche im Gebrauche hat natürlich den durch die Ähnlichkeit des Geruchs veranlaßten volkstümlichen Übergang des Namens auf die von uns jetzt so genannte Blume des Botanikers Matthiolus (Matthiola annua) wesentlich erleichtert.

Daß auch andere Pflanzennamen des gemütreichen Griechen von besonderem poetischen Hauche umweht sind, wen will es wundern?

Unsere Narzisse soll nach griechisch-römischer Legende (Ovid, Met. III) nach dem schönen Narcissus benannt sein, in welchen die Bergnymphe Echo verliebt war. Da ihre Liebe von dem Jünglinge, der, seit er sein Bild im Quell geschaut, nur sich selber noch liebte, nicht erwidert ward, wurde sie, da die Liebe bereits im Altertum eine zehrende Kraft besaß, mager und immer magerer, bis schließlich von ihr nichts übrig blieb, als — die wiederhallende Stimme, die wir noch heute mit ihrem Namen benennen. Dem Narcissus erging es nicht viel besser; auch er konnte natürlich seinem eigenen Bilde nur in platonisch unbefriedigender Betrachtung sich hingeben, verzehrte sich daher ebenfalls vor Kummer und Unzufriedenheit und wurde endlich von einer mitleidigen Gottheit in eine Narzisse verwandelt.

Wie nun Rom aber seinen Namen nicht dem Romulus, sondern dieser jenem sein Dasein dankt, so ist natürlich auch die Narzisse lange vor Narcissus bekannt gewesen und dieser lediglich zur Erklärung ihres Namens von dem poetischen Griechen geschaffen. Eine wissenschaftliche Ableitung des Namens giebt bereits Plutarch und Marcellus Virgilius übersetzt sie: Narcissum appellaverunt, quasi nervos hebetantem et torpidam facientem gravitatem. Weil sie also die Nerven abstumpfen, den Körper matt machen, entkräften, ja endlich sogar den Tod herbeiführen sollte, nannte man sie in Ableitung von *νάρκη* (= torpor, Erstarrung) die Narzisse.[1]) Sophokles bezeichnet sie daher auch als *στεφάνωμα θεῶν χθονίων*, als die Kranzblume der Götter der Unterwelt, besonders der höchsten Gottheiten des finstern Reiches, des Pluto

1) Vergl. Hermolaus Barbarus, welcher in sichtlicher Erregung über den Glauben, der auch zu seiner Zeit noch der fabulosen Ableitung beigemessen wurde, sich äußert: a narce, hoc est torpore, dictus est, non ut fabulose a puero!

und der Proserpina, denen sie besonders heilig ist. Sie war eine der Totenblumen des Altertums, und wie Narcissus in sie verwandelt wird, als er stirbt, wie Proserpina im Begriffe ist, sie zu pflücken, als sie von dem finstern Fürsten der Schatten in die Unterwelt entrafft wird, wie sie dann die weiße, betäubend duftende „narkotische" Blume in ihren Kranz aufnahm, so bekränzte auch der gläubige Grieche das geliebte Haupt des abgeschiedenen Familiengliedes mit dieser Pflanze des Todes. Die gelbe, gefüllte Narzisse ist unter dem auffallenderweise bei Pritzel-Jessen fehlenden Namen Tazette bekannt, der auf das ital. tazzetta = Täßchen zurückgeht. Weil sie besonders zur Bemalung dieser Täßchen verwandt wurde, weil sie vor anderen die fiore di tazzetta war, so nannte man sie danach selber tazzetta, Tazette.[1]) — Eine Narzissenart ist auch unter dem namentlich in Süddeutschland sich findenden Namen der Hornungsblume bekannt. Es ist unser von den Dichtern vielbesungenes Schneeglöckchen[2]) gemeint, welches ja oft schon im Februar zu blühen beginnt, dessen alter Name Hornung der Pflanze den Namen gegeben hat. Das Wort Hornung selbst, als Monatsname eine Schöpfung des großen Karl, zeigt die patronymische Endung ung (vergl. Nibelung, Amalunc), die den Monat als Sohn eines Horn (nämlich des „großen" Horn, des Januars) kennzeichnen soll. Im Gegensatz zu diesem großen Horn führt der Februar noch heute vielfach den Namen „kleiner Horn"; klein genannt wegen seiner Kürze, die ihn überhaupt den übrigen Monaten als nicht ebenbürtig erscheinen läßt.[3]) In diesem letzten Sinne erinnert der Name Hornung wieder an die angels. und altnord. Bedeutung des Wortes = Bastard. Sehr alt ist die durch die Ähnlichkeit der Farbe und der glockenartigen Blüte hervorgerufene Verwechselung des Leucoium vernum, der Frühlingsknotenblume, mit dem „Schneeglöckchen." Das „Waldschneeglöckchen" nennen es unsere Kinder, zu deren Lieblingen es gehört und die es leider schon in recht vielen Gegenden völlig ausgerottet haben. Der Schweizer hat auch für diese Pflanze den Namen Hornungsblume, und dem Schlesier ist sie in Anlehnung an die mittelalterliche Benennung viola lactea das Schneeveilchen.

Vielleicht das beliebteste aller Zwiebelgewächse des Frühlings ist bei uns die Hyacinthe. Sie ist indessen nicht die der Alten. Die Alten verstanden unter diesem Namen entweder die Iris — und sie scheint der

---

1) Andere sagen, daß die Pflanze wegen ihrer Ähnlichkeit mit einer Tasse so genannt sei. Sehr gesucht.

2) Galanthus nivalis = schneeige Milchblume.

3) Die Ansicht, daß der Name Hornung daher komme, daß in diesem Monat die Hirsche ihr Horn abwerfen, ist veraltet.

Ovidischen Schilderung am meisten zu entsprechen — oder eine Art des Rittersporns, welche wir Delphinium[1]) Ajacis nennen, und zwar deshalb, weil die auf ihren Blättern sich findenden dunklen Striche den Buchstaben A. I. (AIAX) ähnlich sein sollen, also den Namen des großen Achäers tragen sollen, der durch eigene Kraft fiel und mit seinem der Wunde enttäufelnden Blute der Pflanze seinen Namenszug aufgeprägt haben soll. Nach anderer Ansicht der Alten soll Apollo dieses A. I., den Laut der Wehklage der Griechen, in seinem Schmerze um den gefallenen Liebling Hyacinthos auf die Blätter dieser Pflanze geschrieben haben,[2]) oder sollen endlich, Y statt I gelesen, A. Y. monogrammatisch als die Anfangsbuchstaben der Namen Apollo und Hyacinthos aufzufassen sein. Dieser Hyacinthos aber — und hier kommen wir auf die vom griechischen Mythus gegebene Erklärung des Pflanzennamens — war ein spartanischer Knabe und der Liebling des Apollo, mit welchem derselbe sich einst im Diskoswurfe vergnügte. Doch „Eifersucht und Leidenschaft, Verrat und Niedertracht" schlummern nie. Der im übrigen als äußerst liebenswürdig und harmlos bekannte, mit Flügeln und Blumenkranze dargestellte Zephyr (Westwind), der den Musengott um die Liebe des Knaben beneidete, lenkte den von Apollo geworfenen Diskos auf des Knaben Gesicht, und vom Wurfe getötet sank des Gottes Liebling zur Erde. Apollo, sonst der Gott, welcher alles heilt, konnte seinem Knaben nicht helfen, verwandelte ihn aber wenigstens in die rötlich- und weißlichblühende Hyacinthe und ließ ihm zu Ehren im Juni jedes Jahres die Spartaner ein dreitägiges Fest, die Hyacinthien, feiern. Selbstverständlich ist diese mythische Legende der Griechen für die wissenschaftliche Ableitung des Namens ganz belanglos. In Wahrheit leitet sich das Wort Hyacinthe ab von dem zu erschließenden Worte hyákinthos, welches für ein hyétinthos stehen und die Regenblume bedeuten würde, wie ja auch griechisch hyakízo für hyetízo eintritt. Die Hyacinthe — mag nun eine Iris oder das Delphinium darunter zu verstehen sein — galt dem Griechen somit für eine Pflanze, die zu der Zeit erblüht, in der die im Süden regelmäßigen Frühlingsregen einzutreten pflegen und die er daher geradezu die Regenblume nennt. Wie es gekommen ist, daß man den Namen der Pflanze auf die dem Orient entstammende und etwa um das Jahr 1500 bei uns eingeführte Hyacinthe übertrug, darüber wird schwerlich

1) Delphinium vom griechischen delphís = Delphin, dem die Blütenknospe der Pflanze ähnlich sehen sollte.

2) Dem Griechen war αἶ oder αἰ ein Ausruf des Schmerzes. Die betreffenden Verse sagen bei Ovid:

Selbst mit eigenem Wehe beschreibt er die Blätter; und AI AI
Sagt dem Griechen die Schrift, und es klagt auf der Blume der Buchstab.

Sicheres festgestellt werden können. Daß aber die stolze Blume schon sehr bald nach ihrer Einführung bei uns äußerst beliebt und weit höher im Preise stand als heute, dafür zeugt die Thatsache, daß man im 17. Jahrhundert bis zu dem unerhörten Preise von 4900 Gulden für eine Zwiebel sich versteigen konnte. Wie die heutige mit Staatspapieren, so trieb jene Zeit ein Börsenspiel mit Blumenzwiebeln. Besondere Pflege wurde der Hyacinthe in Holland zu teil, und noch heute sind die Haarlemer Zwiebeln die berühmtesten.

Daß die Cypresse diesen Namen hat, weil die Griechen sie von Cypern erhielten, ist bekannt, und sie sei auch hier hauptsächlich ihrer mythologischen Entstehungssage halber angeführt, nach welcher ein anderer Liebling des Apollo, natürlich mit Namen Kyparissos, von dem Gotte in eine Cypresse verwandelt wurde, nachdem er im Schmerze über die unbeabsichtigte Tötung seines prächtigen, mit goldenem Geweihe ausgestatteten Hirsches sich von seinem Schutzherrn den Tod erbeten hatte. Seitdem sollte denn auch die Cypresse — auch auf unseren Friedhöfen der eigentliche Trauerbaum — die stete Genossin der Leidtragenden sein.

Ähnlich ist es mit unserm Adonisröschen. Die Griechen leiteten dasselbe ab von dem allbekannten Adonis, dem Geliebten der Aphrodite, der, ein rüstiger Jäger, einst in Ausübung seiner Leidenschaft von einem ihm vom eifersüchtigen Kriegsgotte Ares gesandten wilden Eber zerrissen wurde. Frau Venus eilte nun zwar sofort zu ihm, da sie indessen nichts zu seiner Heilung thun konnte, begnügte sie sich damit, zu weinen, und siehe, während nun aus den Thränen der Göttin die weißen Waldanemonen erwuchsen, entstanden aus dem roten Blute des Adonis die nach ihm benannten Adonisröschen. Ihm zu Ehren feierte man denn auch Ende unseres Monats Juni in Griechenland das Fest der Adonien, das Fest der schnell aufblühenden und sich entwickelnden, aber auch eben so schnell wieder absterbenden Natur, das Sonnenfest, die griechische Sommer-Sonnenwende. Schon die Griechen nennen den Adonis einen Sohn des Kinyras, Königs von Cypern, sagen also damit, daß sein Kultus dem Orient entstamme. Und damit geben sie uns die Ableitung des Namens an die Hand, der auf den phönizischen und assyrischen Sonnengott Adon zurückgeht. Das Adonisfest ist also ursprünglich ein Fest des Sonnengottes und das Adonisröschen das dem orientalischen Adon heilige Sonnenröschen, dem nur eine kurze Blütezeit bestimmt ist; denn, sagt Ovid:

— — — nur kurz ist jenem die Blüte.
Schwach nur hängt es am Stengel, und allzu zart und gebrechlich,
Wird es, das kaum noch erblüht, zur Beute den tobenden Winden.

Eine der ersten Frühlingsblumen ist Daphne mezereum,[1]) der **Kellerhals**, jener früh erblühende, stark narkotische und nicht giftfreie Waldstrauch, dessen zahllose rötliche Blütchen noch vor ihren Brüdern, den Blättern, von den ersten Strahlen der neuen Sonne — zu kurzem Leben — hervorgelockt werden. Der Kellerhals! Fischart und der Leipziger sind mit der Ableitung des Wortes schnell fertig: Des kellers halss erklärt jener zwanglos, dieser schon etwas gewaltsamer Kellersalz.[2]) Die Wissenschaft geht natürlich ernster zu Werke. Sie leitet das Wort ab vom ahd. chellen, engl. quell = quälen, plagen, macht den Kellerhals also zu einem Kraute, dessen Genuß dem Halse unangenehm ist. Thatsächlich verursachen die roten Beeren des Strauches, wenn sie bei Halskrankheiten als Gewaltmittel angewandt werden, starkes Brennen. „Bitter beißend und brennend auf der Zungen," meint Camerarius in seinem Kräuterbüchlein, „versehren sie den Hals und den Mund." Diese unangenehme Eigenschaft wird in einzelnen Gegenden geradezu mit der des Pfeffers verglichen, und **Päperblume** heißt die Pflanze in Ostfriesland und Mecklenburg, **Päperbusk** (=Busch) an der unteren Weser und **Pfefferblümchen** in der Eifel. Ein anderer Name der Daphne, **Seidel-** (älter Zeidel-)**bast** und **Zeiland** ist in seiner Herkunft nicht ganz sicher festzustellen: Er leitet sich entweder vom Worte zeidel her und bringt den Strauch so mit den Bienen in Verbindung (ahd. zîdal, daher zidalâri = Zeidler, Bienenzüchter), die in der That die rosenroten Blüten desselben gern aufsuchen, oder geht nach Grimm sogar auf den altgermanischen Kriegsgott Ziu zurück, wenigstens war im germanischen Altertume die Pflanze als Zio-linta dem Ziu heilig. Daß die Daphne zu den Lorbeerarten zählt, ist dem siebenbürger Sachsen wohl bekannt, wenn er sie mit dem Namen **Wald-Lirbeer** bezeichnet, während des Schweizers Benennung **Giftbäumli** an die dreifach gestrichene Vertikale erinnert, von der sie ihrer starken Gifthaltigkeit halber in unseren naturwissenschaftlichen Lehrbüchern begleitet zu sein pflegt. Daß man endlich noch heute in St. Gallen den zu einer Art Pflaster erweichten Bast der Pflanze für ein wirksames Mittel zur Beseitigung der Warzen hält, dafür zeugt die daselbst sich findende Benennung **Warzen-**

1) Griech. daphne = Lorbeer, der Sage nach ursprünglich eine Nymphe der Artemis, die einst von Apollos Zudringlichkeit verfolgt, die Hilfe ihrer Schutzgöttin anflehte und von dieser in einen Lorbeerbaum verwandelt wurde. Daher der Lorbeer Lieblingsbaum des Apollo und bei seinen (pythischen) Spielen der Lorbeerkranz, und eben daher auch heute noch der Lorbeerkranz als Auszeichnung für Künstler, der Jünger Apolls. Mezereum nach den einen von dem persischen Namen des Strauches mazeriyn, nach anderen (aber sehr unwahrscheinlich) von ital. ammazare = töten.

2) Pritzel und Jessen: Die deutschen Volksnamen der Pflanzen 1882.

bast.[1]) In Tirol binden die Hirten diese Pflanze um die Füße „gegen die Krämpfe.“ Sie behaupten auch, man könne mit Seidelbast sogar den Gottseibeiuns selber festbinden. Daher heißt die Pflanze auch Wolfsbast, denn die Beziehungen zum Wolf sind stets denen zum Teufel nahe verwandt und sind germanisch-mythischen Ursprungs.[2]) Auch die christliche Legende hat sich der Pflanze bemächtigt. Nach ihr soll sie einst ein stolzer Baum gewesen sein: Da zimmerten die Juden Christi Kreuz aus ihrem Holze, und vom göttlichen Fluche getroffen schwand sie nun immer mehr dahin, bis sie zum heutigen dürftigen Sträuchlein wurde.

Gleichzeitig mit der Daphne bietet uns der junge Frühling einmal das Lungenkraut (Pulmonaria officinalis[3]), das seinen Namen natürlich daher hat, daß eine Abkochung seiner Blätter und Wurzeln früher als Heilmittel für Lungenkrankheiten galt, das der Kärnthner äußerer Ähnlichkeit mit der weiter unten zu behandelnden Primula halber den Himmelschlüssel und der Aargauer infolge der verschiedenen Färbung seiner Blüten (rot, dann blau; auch weißlich) die ungleichen Schwestern nennt, ferner den Lerchensporn (Corydalis cava[4]), der seinen Namen selbstverständlich dem Sporne seiner Kronblätter dankt und der infolge seiner hohlen Wurzelknolle in verschiedenen Gegenden Deutschlands auch Hohlwurz, in Anhalt Kakgänschen[5]) genannt wird, die weißglänzende Anemone nemorosa[6]), die unser Lehrbuch des Buschwindröschen, der Braunschweiger Osterblume, Ziegenblume (Bern: Gaisblume), der Schweizer zumeist Kuckucksblume und Märzglöcklein und der Ostpreuße gar weiße Waldviole nennt und endlich das freundliche Leberblümchen (Anemone hepatica[7]), in einzelnen Bergwaldgegenden Deutschlands das erste aller Frühlingskinder. Wie das Lungenkraut gegen Lungenkrankheiten, so diente die Hepatica früher als Mittel gegen Leberübel und dankt eben dieser Thatsache ihre gebräuchlichste Benennung, neben der sich nur in einzelnen Ländern die Namen Märzblume (Braunschweig, Thüringen), Schwarzblätterkraut (Schlesien), blaue Violen (Ostpreußen, im Gegensatz zu der genannten weißen Viole) und endlich Vorwitzchen (Paderborn) finden.

---

1) Vergl. Wolfsmilch, Schöllkraut.

2) Alpenburg: Mythen und Sagen Tirols. 1857.

3) Lat. pulmo = Lunge, officinalis, offizinell heißt: in der Apotheke (officina) verwandt.

4) Griech. korys = Helm. Daher auch in Schlesien Helmwurz (wurz = Pflanze, Kraut) genannt. Lat. cavus = hohl.

5) Mhd. gâgen = wie eine Gans schreien; die Gänse fressen die Pflanze gern.

6) Griech. ánemos = Wind und lat. nemus Hain, Busch.

7) Griech. hepar = Leber. Auch Hepatica triloba genannt, griech. treis = drei und lobos = Leberlappen, also die Dreilappige nach der Form der Blätter.

Und ein Vorwitzchen ist das kleine blaue (selten rote, noch seltener weiße) Blümchen in der That, das meist die Zeit nicht erwarten kann, sondern gleich bei den ersten, so häufig trügerischen Strahlen der Frühlingssonne das Köpfchen heben muß, oft viel, viel zu früh: „oft kehrt in Nebel eingehüllt der Winter wohl zurück," und dann liegt es bereuend und traurig tief im Schnee begraben und harrt zitternd vor Frost von neuem den Tagen entgegen, an welchen der allbelebende Strahl des Himmelsauges die starre Schneekruste bricht und auch dem kleinen Vorwitzchen, dem Liebling der Kinderwelt, ein „Auferstehen" zulächelt.

Eine Anemone ist auch die in Deutschlands Berggegenden (besonders den kalkhaltigen) so häufige Küchenschelle (Anemone pulsatilla) mit ihrem vielumstrittenen Namen. Sicher ist in dem ganzen Worte bisher nur die Schelle, die Pulsatilla, d. h. das Glöckchen; was man mit dem ersten Bestandteile des Wortes beginnen soll, darüber herrscht noch viel Unklarheit. Die gedanklich am nächsten liegende und bisher auch am weitesten verbreitete Annahme der Ableitung des Wortes von Kuh und ihrer Verkleinerung Kühchen wird von Andresen in seiner Volksetymologie als wahrscheinlich irrig hingestellt, und wir teilen seine Ansicht völlig, wie wir denn auch mit ihm überzeugt sind, daß bei dem Namen noch viel weniger an die Küche zu denken ist, daß diese selbstverständlich auf volksetymologischem Wege entstanden ist; wir sträuben uns hingegen eben so sehr gegen die Beachtung, welche er in Anlehnung an ein mundartliches Kucke (= Ei?) einer damit gemachten, äußerst gesuchten Ableitung schenkt, die das Wort auf ein ursprüngliches kuckenschale zurückzuführen sucht. Es ist uns ein gedanklicher Zusammenhang der Pflanze mit Eierschale völlig unklar, und an eine äußere Ähnlichkeit beider, die den Namen etwa hätte veranlassen können, ist doch sicherlich auch nicht zu denken. Da indessen das Andresensche kucke im Laut und Bedeutung dem ersten Bestandteile des französischen Wortes coquelourde genau entspricht, so dürfte der Verfasser der sprachlich so bedeutenden Volksetymologie doch nicht ohne weiteres recht thun, das französische Wort schlankweg von der Hand zu weisen, „weil dessen zweite Hälfte (lourde) widerstrebt." Freilich muß man zunächst darauf hinweisen, daß es entschieden zwei Worte coque im Französischen giebt, von denen das eine, vom lateinischen concha abgeleitet, die Bedeutung (Eier-)Schale (das mundartliche kucke Andresens), das andere die einer kapuzenartigen Kopfbedeckung hat. Die erste Ableitung hat Andresen im Sinne, zu ihr paßt indessen der zweite Bestandteil lourde nicht, die zweite scheint uns die richtige, und wir führen dieses zweite coque nicht auf concha, sondern auf ein zu erschließendes lateinisches cuca zurück, dessen Deminutivum wir z. B. in cucullа, cucullio = Kapuze besitzen. Wir finden

es nicht verwunderlich, wenn ein Wort wie coqueluchon (= Kapuze) nach Sachs-Villate entstanden sein soll aus dem lateinischen cucullata, nur verlangen wir dann auch das Grundwort desselben für die coquelourde, die sich in diesem Falle mit Hilfe des zweiten Wortes lourde in eine „tölpelhafte, närrische Kopfbedeckung, Kapuze“ (cuca lurida) umwandeln würde. Und wer sollte dabei nicht unwillkürlich an den deutschen gugelhuot, die Kapuze der Narren, denken? Natürlich ist gugel (das Andresen mit Recht in dem süddeutschen Gebäck Kugelhopf wiederfindet[1]) und das französische coque in Verbindungen wie coqueluchon, coquelourde dasselbe Wort, nur daß das französische Wort von dem älteren cuca, das deutsche aus seinem jüngeren Deminutivum cuculla entstanden ist. Thatsächlich bezeichnet denn auch gugel im Deutschen eine Kapuze[2]), und wir finden in ihm den ersten Bestandteil des Namens unserer Pflanze. Solche Gugels, solche tölpelhaften kapuzenartige Kopfbedeckungen trugen nun bei uns sowohl als in Frankreich die Narren des Hofes, es waren Narrenkappen, welche zudem mit kleinen Glöckchen versehen waren, ähnlich den Schellen unserer schlittenziehenden Rosse.[3]) Und aus diesen Kapuzenschellen oder Gugelschellen hat sich denn nach unserer Ansicht, freilich auch auf dem Wege der Volksetymologie, über Kuchel- und Kuchenschelle (wie sie bei Brunfels noch heißt) unsere Küchenschelle ziemlich natürlich entwickelt. Die Ähnlichkeit der glockigen Blume, besonders ihrer schönsten Art, der Anemone pratensis, des Osterglöckchens des Tirolers, mit einer mittelalterlichen Narrenschelle ist in die Augen springend. Am nächsten steht unserer Ableitung unter den heutigen Benennungen das im Kanton Bern bräuchliche Wort Guggelblume. Nun, der Berner soll ja die meisten Anklänge an das Mittelhochdeutsche bewahrt haben! Ihren früheren weitverbreiteten, jetzt nur noch in Ostpreußen gebräuchlichen Namen Hackelkraut und Hackenkraut hat die Pflanze dem Aberglauben zu danken, der die Giftvolle mit den nächtlichen Werken der Hexen (hacke) zusammenbrachte. Daß der Sachse sie Bitzblume und der Thurer Schweizer sie Bitzwurz nennt, findet seinen Anlaß in dem brennenden, beißenden (altd. bîzen) Geschmack, der besonders unter den Anemonen der Küchenschelle eigen ist; und weil sie gegen Abend die glockige Blumenkrone zusammenschließt und erst am andern Morgen wieder öffnet, wird sie im Hennebergschen Siebenschläferl genannt. Der Altmärker vergleicht ihre Blüte einer Krone und giebt ihr daher den Namen Kronblom, und der Elsässer nennt sie nach der Zeit ihrer Blüte, wie der Thüringer und Braunschweiger die

1) Vergl. auch altd. gugelfur und H. Sachs „Böses Weib“ 315.
2) Sach, Deutsches Leben in der Vergangenheit. 1890. I, 404.
3) Dazu stellen sich auch die Schellen der deutschen Karte.

oben erwähnte Anemone nemorosa, die Osterblume. Ostern hängt bekanntlich mit Ostara innig zusammen, und beide Pflanzen waren ihr heilig. Der Name Weinkraut, den Pritzel-Jessen für Schlesien in Anspruch nehmen, kommt nach genauen Erkundigungen meinerseits in diesem Lande nicht vor.

Übrigens giebt es nicht nur eine Narrenschelle im Reiche der Natur, sondern auch eine komplette Narrenkappe. Ja sogar deren zwei. Der St. Galler benennt die prächtige Älplerin Aquilegia atrata[1]) mit diesem Namen infolge einer gewissen Ähnlichkeit, die einst bereits Hollerius veranlaßte, das bekannte Aconitum lycoctonum Ovids[2]) als Narrenkappe zu bezeichnen. Narrenkappe heißt ferner dem Ostpreußen das Aconitum variegatum[3]), dessen Blumenkrone man sonst auch wohl mit einem Wagen verglichen hat, wie die an der Weser übliche Bezeichnung Eliaswagen und die Bremenser Peer un Wagen zur Genüge darthut. Die Ähnlichkeitsansichten sind im Volke eben sehr verschieden. Das Aconitum napellus[4]), unsere blaue Gartenzierpflanze, nennt der Mecklenburger Fischerkip, d. h. Fischermütze (ahd. chuppha, mhd. kuppa, nd. kup, kip), der Ostfriese ähnlich Hambörger Mützen, der Mitteldeutsche im allgemeinen Eisenhut, der Schlesier Mönchskappe, Schiller die Paterskappe, die Breslauer Gegend endlich den Sturmhut. Gemeinsam haben alle diese Bezeichnungen den letzten Teil als Kappe und Hut. Dieser letztere findet sich bereits in der vielleicht ältesten Benennung der Pflanze, Thorshelm, dem Thor (Donar) war sie heilig. Aber auch in dem Äußern dieser Pflanze hat ein poetischer Sinn Ähnlichkeit mit der Gestalt eines Wagens entdeckt: Der Altmärker nennt das giftige Gewächs Duwenkutschen (= Taubenkutschen) und vergleicht so die hochragenden, neugierig nach der Krümmung der Helmhaube hingebogenen und doch von ihr bedeckten Blumenkronenblätter einem Paar Tauben, welches schüchternen und doch neugierigen Auges die jedwede Aussicht versperrende Decke des Wagens, in dem es sitzt, zu durchdringen versucht. Einer anderen, recht sinnigen Deutung huldigen Reling und Bohnhorst[5]), wenn sie sagen: „Die Kinder entfernen von der Blüte vorsichtig den Helm,

---

1) Aquilegia, lat. aqua und legere = Wassersammlerin, wegen ihrer trichterförmigen Blumenkronenblätter, atrata, lat. = geschwärzt, schwärzlich, wegen der dunkelpurpurnen Blüten.

2) Aconitum von griech. akóne = Gebirge (Gebirgskraut), über lycoctonum weiter unten. Übrigens Ovid, Metam. I, 147. Lurida terribiles miscent aconita novercae. Schändliche Stiefmütter mischen die bleiche, tödliche Wolfswurz.

3) = bunt, scheckig.

4) Verkleinert aus lat. napus = Rübe, hat rübenförmige Wurzeln.

5) Unsere Pflanzen. 1882.

wodurch die Honiggefäße als kleine Täubchen zum Vorschein kommen, die an kleinen hellen Fäden an den Wagen aus den Blütenblättern gespannt sind; der etwas höhere Griffel inmitten der Staubgefäße ist die Venus, umgeben von Amoretten." Eben so schön und ähnlich gedacht ist des Österreichers Bezeichnung Täuble im Nest. Daß der Kärnthner und Pinzgauer die ganze Gattung und von ihr besonders das in den Alpen so häufige Aconitum lycoctonum[1]) in richtiger Übersetzung des griechisch-lateinischen Wortes Wolfswurz nennen, ist ein Nachklang der Sitte der alten Germanen, nach welcher sie mit den Wurzeln des Krautes, die sie in den den Wölfen dargebotenen Fleischstücken verbargen, diese Tiere vergifteten. Nach anderen sollen sie ihre Pfeile mit dem giftigen Safte der Pflanze bestrichen haben, um die Verwundungen derselben um so gefährlicher zu machen. Noch heute werden übrigens die Wurzeln des Krautes von Gebirgsbewohnern unter das als Köder dienende Fleisch zum Töten von Wölfen, Füchsen und Katzen gemischt und auch zum Vertilgen der Ratten und Mäuse gebraucht, und eine Abkochung desselben benutzt man noch heute vielfach als Mittel gegen Ungeziefer der Haustiere (Leunis). Ihre Gifthaltigkeit ist durchaus nicht wunderbar: Entstand sie doch der Sage nach aus dem Geifer des Cerberus und bereitete doch schon die in solcherlei Dingen sehr erfahrene Medea aus ihr das Gift, mit dem sie den Theseus töten wollte.[2]) Hübsch singt von der Gifthaltigkeit der Pflanze der hanswurstige Schweizerdichter Kyburg:

Die Schweizer-Berge auch
Dergleichen Kräuter tragen,
Die den, der davon nießt (= genießt),
Hinrichten auf der Stell:
Dies meuchelmördrisch Kraut
Heißt auf Latein Napell.

Auch der seltsamen, altertümlichen Benennung des Berners Laubritschen, Lubritschen liegt das Bewußtsein der giftigen Eigenschaft der Pflanze zu Grunde, sie hat als ersten Bestandteil das got. lupi, mhd. lüppe = Gift, das auch in der siebenbürgischen Lüppwurzel, oder, wie Kramer in seinen Idiotismen des Bistritzer Dialekts (1876) schreibt, in der Läpwurzel (veratrum album[3]) steckt, welche sonst gewöhnlich weiße

1) Lycoctonos (griech.) = wolftötend. Zu dem Folgenden Plinius: enecat et pardales et sues et lupos, ferarum denique omne genus, und: radices adhibentur ad luporum venationes: crudis enim carnibus insertae et a lupis voratae eos enecant.

2) Ovid, Metam. VIII, 406.

3) Veratrum in seiner Ableitung bisher nicht festgestellt, albus = weiß, der weißen Blüte halber.

Nieswurz genannt wird, weil ihre Wurzel, in pulverisierter Gestalt der Nase zugeführt, ähnlich wirkt, wie die ihrer Namensschwestern Helleborus viridis und niger[1]), der grünen und der schwarzen Nieswurz. Weit bekannter indes ist für die letztgenannte Vertreterin der niesenerregenden Kräuter (H. niger) der Name Christ- oder Weihnachtsrose, den sie natürlich der Weihnachtszeit verdankt, in welcher sie ihre weißschimmernde Blüte mitten in Schnee und Winterkälte entwickelt:

> Wie Sternenhimmel strahlt ihr Glanz
> Tief im smaragdnen Blätterkranz.
> Und wer sie sieht und wer sie bricht,
> Drückt froh die Hände sich und spricht:
> Gottlob! Die Zeit gekommen ist,
> Wo Erd' und Himmel Frieden schließt!
> Die Sonne scheint versöhnt herab,
> Der Tag nimmt zu, die Nacht nimmt ab,
> Christröslein blüht, der lichte Stern!
> Gelobet sei das Fest des Herrn. (Agnes Franz.)

Die bei uns wild wachsende ist viridis, die grüne, während andere, wie die weiße und die schokoladenfarbene nur in Gärten als Zierpflanze vorkommen. Übrigens galt dem Altertume der Helleborus nicht nur als ein Mittel gegen die „fallende Sucht", sondern auch als ein Medikament gegen Geistesschwäche und Dummheit[2]), noch heute sagt man, das Niesen reinigt den Kopf, d. h. das Hirn, schärft den Geist, und helleborosus ist dem Lateiner ein Mensch, der, weil nicht genügend bei Verstande, eine solche Nieswurz nötig hat.

Unserer lieben Frauen Bettstroh! Auch das giebt es in der Natur, und sogar in verschiedenen Arten! Am geläufigsten ist der Ausdruck als Benennung des Galium verum[3]), und weshalb? Als das Christentum unter den Germanen noch in Geburtswehen lag, als die Prediger dieses neuen, den Germanen so unerhörten Glaubens an den einen Gott vollauf zu thun hatten, die alten heidnischen Götter entweder ganz aus der Phantasie des Volkes zu tilgen, oder sie so gut als möglich in christlichen Heiligen aufgehen zu lassen und die heidnischen Bräuche auszurotten, da ward auch im Hennegauschen zu Leptinae im Jahre 734 ein Konzil gehalten, auf welchem nicht weniger als 30 heidnische Bräuche und altgermanische Sitten, die nun plötzlich zu Un-

---

1) Helleborus soll vom griech. ἑλεῖν = nehmen (töten) und βορά = Fraß kommen, also eine Pflanze bezeichnen, deren Genuß tödlich wirkt. Viridis grün, niger schwarz.

2) Vergl. Rosmarin, Gauchheil, Nieswurz, Odermennig.

3) Vom griech. gala = Milch. Es vertritt die Stelle von Kälberlab. verus = echt.

sitten geworden waren, mit dem Fluche belegt wurden. Unter diesen Bräuchen heißt, wie Rochholz im zweiten Teile seines „Deutschen Glaubens und Brauches der Vorzeit“ hervorhebt, der neunzehnte: Von dem Strohbündel. Zur Erklärung folgendes: Es ist bekannt, daß die germanische Freya, die blütenreiche Mutter der Erde, die Göttin der Natur und ihrer Fruchtbarkeit, zugleich Göttin der Liebe war, daß man an ihrem Tage (dem friday des Engländers, dies Veneris der Römer, vendredi der Franzosen, venerdì der Italiener) am liebsten sich verheiratete — für einzelne Gegenden Deutschlands gilt das noch heute — und daß sie dann natürlich auch Schützerin von Ehe und Geburt wurde. Ihr war unser Kraut besonders heilig, und ein Strohbündel davon, eben das in jenem Konzil verurteilte, wurde schwangeren Frauen in das Bett gelegt, um die Geburt zu erleichtern. Wenn nun nach dem Glauben unserer heidnischen Vorfahren die Götter[1]) nicht selten in Gestalt von Ähren und Halmen die Betten der Sterblichen heimsuchten, so dachte man sich in diesem Strohbündel wohl gar die hohe, helfende Göttin selber gegenwärtig Und selbst als nach dem Einzuge des Christentums in Germanien die heilige Jungfrau Maria die Erbschaft der altgermanischen Göttin antrat, wurde der alte heidnische, den christlichen Priestern natürlich verhaßte Brauch trotz aller Verbote und Konzilien noch lange beibehalten, nun freilich unter *ihrem* Schutze, und man nannte das Galiumbündel nunmehr das „Bettstroh unsrer lieben Frauen“ (= Marias, denn Frauen ist der schwache Genitiv, mhd. frouwen[2]) oder auch das *Marienbündel*. Naiv genug läßt eine spätere germanische Sage die Jungfrau Maria selber ein solches Bündel in das Bett legen, aus welchem der Herr der Welt hervorgehen sollte. Die Bewohner der Eifel wissen das ganz genau, sie nennen daher die Pflanze noch heute das *Muttergottes-* oder *Marienbettstroh*.[3]) Auch die Kunst hat sich in gleichem symbolischen Sinne der Pflanze bemächtigt; unter den Gemälden, auf denen es sich findet, ragt besonders die Madonna della casa in Petersburg hervor. Daß man übrigens auch ganz im Einklang mit dem Gesagten noch in viel späteren Jahrhunderten aus dem Kraute einen Trank bereitete, „um der kindenden Frau Nachwehen zu heilen“, sagt uns Bruggers handschriftliches Rezeptierbüchlein. — Wie das Galium, das, weil es in der Schweiz auch als Lab bei der Käsebereitung dient, auch den Namen *Labkraut* führt — denn, sagt

1) Nach dem Siege des Christentums Alp, Trut und Hexe.

2) Wie er z. B. in der rebenumkränzten Liebfrauenkirche zu Worms (Notre Dame) und noch bei Goethe in Hermann und Dorothea und in der Iphigenie erscheint.

3) Engl. Ladies bedstraw.

Lonicerus (1604), „so mans in Milch thut, so gerinnet sie darvon“ —, so ist auch die **Frauendistel** (Carduus Marianus[1]) im altgermanischen Heidentum der Freya heilig gewesen, für die denn auch hier Maria eingetreten ist. Daher finden sich für Frauendistel auch die Bezeichnungen **Marien-** oder **Mergendistel**, in welch letzterem Worte Mergen nichts anderes ist als der schwache altdeutsche Genitiv (ahd. Marjen, mhd. Merjen, wie er z. B. im Namen der fränkischen Deutschordensstadt Mergentheim (Marienheim) erscheint. Die Blätter der Mariendistel waren nach katholischer Legende ursprünglich grün und haben ihre jetzige milchweiße Farbe erst dadurch erhalten, daß auf sie ein Tropfen von Mariens Muttermilch herabträufelte. Des Brunfels Herbarium, das die Pflanze bezeichnend Labrum Veneris nennt, d. h. Lippe der Venus, welche unserer Freya entspricht, sagt in der Apodixis germanica S. 198 „Fehdystelkraut (= Viehdistelkraut), von dem lateinischen Labrum Veneris oder Cardo Mariae genannt, vom Teutschen Fehdistel oder Unser frawen Dystel, ist ein stechens kraut mit einem sehr hohen stengel und bringt bletter, besprengt mit großen weissßen flecken.“ Nur vor Einem muß man sich in acht nehmen bei dieser Pflanze: man lege sie ja nicht auf den Ofen einer Stube, in der gezecht wird, denn alsbald werden die Gäste in eitel Streit geraten.[2])

Natürlich geht auch der **Frauenschuh** (Cypripedium) als Schuh (griech. pedion) der Venus Cypria (= Freya-Maria) auf die Mutter des Herrn zurück.

Auch **Unserer lieben Frauen Mantel** fehlt in der Natur nicht. Es ist die Alchemilla.[3]) Poetischer Sinn verglich ihre mantelartig zusammengefalteten Blätter mit dem Mantel der Maria, der, wie man auf alten Bildwerken häufig wahrnimmt, alle zu ihren Füßen Betenden mit einhüllt. Im übrigen ist ein sehr gebräuchlicher Name der Pflanze **Sinau**, den noch Camerarius richtiger **Sinnau** schreibt. Das Wort ist entstanden aus der Assimilation von sin-tau (schlesisch noch heute **Sindau**) in sinnau, würde also bei Ableitung seines ersten Bestandteils von altd. sin (= immer, andauernd[4]) etwa Immertau bedeuten, und die Pflanze ist so genannt, weil ihre Blätter stets eine tropfenartige Ausschwitzung der Haardrüsen zeigen, deren Ursprung man früher dem Tau zuschrieb und die man in nordischer Sage die Thränen der Frija

1) Lat. Carduus = Distel.

2) Eine Labkrautsage bei Perger: Deutsche Pflanzensagen 168.

3) Alchemilla soll die Pflanze von den Alchimisten genannt sein, die ihr allerlei Wunderkraft zuschrieben.

4) Vergl. altd. sinlîf = ewiges Leben und die bekannte sinfluot, die schon lange vor Luther sich in unsere Sündflut umwandelte.

nannte, die sie ihrem zu fernen Völkern gezogenen Gemahl Odin nachweinte. Diese Tröpfchen, über deren Entstehung man nie völlig ins Klare kommen konnte, denen daher stets ein geheimnisvoller Zauber anhaftete, sind denn natürlich im Mittelalter viel umfabelt worden. Die Alchimisten suchten in dem Tau den Grundstoff zu ihrer Goldtinktur und den Unsterblichkeit wirkenden Trank. Einer von ihnen bereitete aus ihnen ein Getränk, das er Goldwasser nannte, das gegen alle Krankheiten (besonders gegen Schwindsucht) helfen sollte und das thatsächlich in Italien noch heute bereitet und genossen wird. Auch Gift wollte man mittels der Pflanze erkennen. So behauptet Kimrath: Legst du das Kraut in ein Glas mit Wein, da ein Gift vermischt ist, alsbald zerbricht es das Glas. Ist aber das Gefäß steinern oder aus Alabaster, so wird der Wein also stark siedend, als wäre ein gewaltig Feuer darunter, daß auch der Wein herausspringt. — Von ganz besonderer Wichtigkeit ist das Pflänzchen für den Jäger: Er fehlt kein Tier, wenn er es bei sich trägt. Über sonstige Tugenden des Sinnau sagt der Hortus Sanitatis (15. Jahrhundert): Der safft von synauwe dry morgen nüchtern getruncken ist gut epilenticis, das ist, die die fallende sucht haben." Es wirkt also gegen die „Epilencia", genau wie die Asa foetida,[1]) die noch heute als krampfstillendes Mittel angewandt wird und wegen ihres scheußlichen Geruches, „denn sie ruchet und stincket fast sere" (Hortus), Teufelsdreck genannt wird. „Übrigens ist das zierliche Blümchen Sinnau ein Mörder und Wegelagerer schlimmster Art. Wehe dem Tierlein, das sich in seiner Einfalt auf sein Taublatt wagt, es kommt niemals wieder herunter. Sobald es die Härchen der Pflanze berührt, rollt sich das empfindliche Blatt zusammen und die saure Flüssigkeit erstickt und tötet das Opfer. Mit der Zeit löst sich der Kadaver auf und wird vom Blatte aufgesogen. Leunis freilich meint: Es ist nicht entschieden, ob die Pflanze von den Auflösungsprodukten etwas als Nahrung sich aneignet, vielmehr haben Versuche gezeigt, daß diese sämtlich chlorophyllhaltigen Pflanzen auch ohne solch einen Raub gedeihen, doch scheint es, daß sie mit solchem sich kräftiger entwickeln".[2]) Die übrigen Namen der Pflanzen lehnen sich teils an Freya-Maria an, so Mantelkraut (Hessen), Marienkraut, Marienthränen, Thränenschöne, Marienmantel (Schlesien, Mark, Thüringen), teils beziehen sie sich auf ihren Sin-tau, wie Regendächle (Augsburg) und Taumantel (Schweiz). Eine Ausnahme macht allein des Schlesiers Benennung Silberkraut, die von der silberhellen Farbe der Blätter genommen ist.

---

1) Asa = Ekel, foetidus = stinkend, widerlich.
2) Lange im Hausfreund 1890, Nr. 37.

Das sin des Sinnau liegt auch in dem deutschen Namen der Vinca minor[1]), Singrün, welcher Immergrün bedeutet und in unseren naturwissenschaftlichen Büchern merkwürdigerweise zumeist geschrieben wird, als ob er sich von Sinn ableite. Hier ist keine Assimilation, die, wie in Sinnau, die Verdoppelung des n herbeiführen könnte, hier ist Singrün (mhd. singruen) die einzig richtige Schreibart. In den Alpen weiht man Kränze von Singrün und hängt sie vor den Fenstern auf, sie sind gut gegen den Blitz. Das in „der Dreisgenzeit"[2]) gesammelte Kraut wirkt auch gegen die Hexen, die im Kopfe des Tiroler Alpenbewohners immer noch herumspuken. „Diese Hexen gehen zumeist mit umgekehrt aufgesetztem Kopfe herum, nur sieht man das nicht. Wer aber neugierig ist, eine solche „Kehrhexe" zu sehen, darf nur in Dreisgen geweihtes Singrün über der Thür anbringen, durch welche die Hexe geht, und er wird sofort sehen, wie sie den Kopf verkehrt trägt. Zu diesem Versuche taugt aber das große Singrün nicht, sondern die kleine Gattung, welche in Tirol „das kleine Totenveilchen" genannt wird, auch muß dieses Totenveilchen erst eine Zeitlang unter dem Meßbuche des Pfarrers gelegen haben." (Alpenburg.[3]) Zu einer andern Zeit gesammelt als in den Dreisgen, wird das Kraut von den Hexen zu bösem Zauber gegen das Leben des Viehs und zur Erweckung von Haß unter Gatten gemißbraucht.[4]) Was der Pflanze aber besonderen Wert verleihen dürfte: Wenn ein Kranz derselben in der Matthiasnacht (24. Februar) auf ein fließendes Wasser geworfen und von einem Mädchen, nachdem es um das Wasser getanzt hat, schweigend ergriffen wird, so bedeutet das einen Brautkranz.[5])

Ob die landläufige Ableitung der deutschen Benennung des Polytrichum,[6]) Widerthon, von thun = anthun, behexen (also wider das Behexen) richtig sei, bezweifle ich sehr, um so mehr, als sich das einfache tuon als behexen doch wohl nicht nachweisen läßt und als das ältere

---

1) Von lat. vincire = umschlingen, also etwa = Schlingpflanze.

2) Der Dreisgen, mhd. unser vrouwen (der Maria) drîzigest, umfaßt die 30 Tage von Mariä Himmelfahrt bis zu ihrer Geburt (15. August bis 15. September).

3) Der Mecklenburger hat folgendes Rezept gegen die Hexen:

Für 2 Schilling Teufelsabbißwurzel, für ½ Schilling Teufelsdreck, für 2 Schilling Allermannsharnisch, für ½ Dreiling schwarzen Kümmel zu räuchern, und auch drei Messerspitzen voll einzunehmen. Vergl. Glöde in Lyons Zeitschrift IX, 9.

4) Freytag: Pflanzenglauben in den Alpen.

5) Friedrich: Symbolik und Mythologie der Natur. 1859.

6) Griech. πολύς viel und θρίξ, τριχός = Haar, von der behaarten Haube so genannt.

Wort überhaupt nicht Widerthon, sondern widertôt ist, ndl. wederdoot. Ich leite es deshalb vom ahd. towjan, mhd. touwen (altſ. dôan), nd. tôn = sterben ab, dessen Partizipium tôt ist. Es würde in diesem Falle widertôn mit widertôt fast gleichbedeutend sein und beides den alten Spruch zu Schanden machen, daß contra vim mortis non est medicamen in hortis.[1]) Thatsächlich war den Alten dieses Moos ein vielgebrauchtes Heilmittel, das aber nach Ansicht des Tirolers erst dann die rechte Kraft erhielt, wenn es in der „Dreisgen Zeit" gepflückt und mit folgendem Bannsegen angesprochen wird: „Grüß dich Gott, du edler Widerthon! Weißt nit, was unser lieb Frau (Maria) zu dir sprach, da sie dich abbrach für alles das, so dem Menschen schadet? Durch dieselben Wort und durch das göttliche Wort brech ich dich ab im Namen des Vaters, im Namen des Sohnes und im Namen des heiligen Geistes, daß du Vieh und Leuten heilsam seiest für alle Unthat und alles, was Vieh und Leuten schad't. Amen." Darauf muß man noch fünf Vaterunser, fünf Avemarias, ein Credo sprechen und das Ganze noch zweimal wiederholen. Dann hilft's sicher.[2]) — Die Landleute, namentlich die Thüringer, nennen es auch Berufkraut (beruofen = besprechen, Krankheiten besprechen), und es bildet im Verein mit Zuruf (Herba siteritidis), Widerruf, (Herba hederae terrestris) und Nachruf (Herba origani) noch heute eins ihrer Universalmittel. Daß auch der Widerthon der Freya-Maria heilig war, bezeugt außer des Tirolers Bannsegen noch heute des Göttingers Benennung „use leiven Fruen Haar", die das Moos übrigens mit Adianthum capillus Veneris teilt.

Das Phleum pratense[3]) heißt Wiesen-Lieschgras und leitet sich ab vom ahd. lisca = Riedgras, dem im italienischen lisca der Halm und im französischen laiche = Riedgras entspricht.

Die Reseda gehört eigentlich weniger hierher, als in eine Arbeit, welche sich mit der Ableitung der lateinischen Pflanzennamen zu beschäftigen hätte. Sie ist ein durchaus lateinisches, von uns nicht einmal in deutsches Gewand gekleidetes Wort und das erste der alten sympathetischen Formel, welche in römischer Zeit in der Gegend der umbrischen Stadt Ariminium — dem heutigen Rimini, in dessen Umgebung die Pflanze noch heute häufig vorkommt — bei den das Kraut Suchenden im Schwange war und welche Plinius in der hist. nat. 27, 12, 106 mit den Worten anführt: Reseda, morbis reseda, scisne, quis hic

1) Gegen den Tod kein Kraut gewachsen ist.
2) Alpenburg, Mythen und Sagen aus Tirol 1857.
3) Ableitung des griech.-latein. Phleum unbekannt. Lat. pratensis = auf der Wiese (pratum) wachsend.

pullus egerit radices? nec caput nec pedes habeant.[1]) Dreimal werden die Worte gerufen und ebenso oft muß der Rufende ausspeien, wenn die Pflanze gegen Geschwüre und Entzündungen wirksam sein soll. — Die Reseda führt bei uns auch den Namen Wau, und dieses wau, span. gualdo, franz. gaude, engl. weld bezeichnet ein Kraut, welches schon in alter Zeit zum Gelbfärben (daher in Schlesien auch Gilbkraut genannt) gebraucht wurde und daher auch heute noch hier und da Färberwau heißt.

Noch ein Wort über das liebliche Pflänzlein Ehrenpreis, das seinen Namen einem kleinen sagenhaften Ereignis verdanken soll, das Brunfels in der Apod. Germ. 188 wie folgt erzählt: Es lebte einmal ein König in Frankreich, der vierzehn Jahre aussätzig und von üblem Geruche — „gar übel schmacken" — war. Da sah einmal ein Jäger des Königs, wie ein Hirsch von einem Wolfe derartig gebissen wurde, daß er an einem der Hinterläufe gar arge Wunden trug und lange Zeit durch dieselben in seinen Bewegungen behindert wurde. Da schleppte sich der Hirsch zu einem Eichbaum, an dessen Fuße Ehrenpreis gewachsen war; er verzehrte das Kraut „offt und dick" (= viel), rieb sich auch so lange energisch daran, bis er „davon blutig ward" und legte sich alsdann nieder. Acht Tage später sah der Jäger den Hirsch abermals und bemerkte zu seinem größten Erstaunen, daß die Bißwunden desselben vollständig geheilt waren und daß nur noch die Haare an den betreffenden Stellen fehlten. Darum, fährt der gelehrte Erzähler fort, ist es von den Deutschen auch besonders Gründheil (der Name noch heute in Schlesien, Gründe = Wunden) genannt, weil es die frischen Wunden heilt. Alsbald füllte der Jäger einen Kübel voll Saftes dieser Pflanze und bat den König, eine besondere Kur an ihm versuchen zu dürfen. Der König willfahrte ihm, und der Jäger versuchte nun sein Heilmittel zunächst an einem Beine seines Herrn, das er mit dem genannten Safte wusch. Als nun in der der Waschung folgenden Nacht der König große Schmerzen am Beine fühlte und ein Licht bringen ließ, um das Bein in Augenschein zu nehmen, gewahrte man, daß das Bett „voll ruffen", d. h. voller Aussatz (ahd. hrûf) war. Nun ließ der König, erfreut über den Erfolg des Heilmittels, nicht nur sein Bein wieder, sondern seinen ganzen Körper damit waschen, bis er heil ward und zart „als ein jung kint". Der Pflanze aber gab er den Namen Ehrenpreis, „darum daß sie voll der eeren würdig was" ... Übrigens sammeln nach Voß die Landleute noch heute die Pflanze zu heilsamen Fußbädern (meist in

---

1) Heile Krankheiten, heile, weißt du nicht, welch ein Tierlein hier fortschleppt die Wurzeln? Nicht Haupt noch Füße mögen sie haben!

Verbindung mit der Kamille); zu diesem Zwecke hat es auch Baucis[1]) gesammelt, in deren Hütte

> Neben dem Herde hing mit dem Öhr am hölzernen Nagel
> Eine buchene Wanne, die Baucis reinlich gescheuert.
> Diese trägt sie jetzt vor die Fremdlinge, gießet des Topfes
> Siedendes Wasser hinein, auch Ehrenpreis und Kamillen,
> Mischt dann Kühlung des Bachs zum Dampfenden, oft mit den Fingern
> Prüfend: das laue Bad empfängt die Füße der Götter.

Auf die Heiltüchtigkeit des noch heute offizinellen Pflänzchens bezog man früher auch seinen lateinischen Namen Veronica, den man von seinem „ursprünglichen Beinamen" (?) vera unica (die einzig Wahre!) ableitete, während er in der That aus der älteren Benennung der Pflanze Vettonica (auch Vetonica und Betonica,[2]) d. h. im Gebiete der lusitanischen Vettonen heimische) hervorgegangen ist. Aus Vetonica wurde — vielleicht zunächst durch einfaches Verlesen des in alten Handschriften dem r so ähnlichen t — Veronica, Betonica aber wurde zu Betonicula verkleinert, dann verderbt, volksetymologisch an Engel angelehnt und so zu **Batengel** (richtiger als Bathengel). Der Schlesier nennt die Pflanze auch **Heil aller Welt, aller Schaden.**

Eine Sonderart der Veronica ist die sogenannte beccabunga, die **Bachbunge**, wie sie wegen ihrer vielen Knoten (ahd. bungo) oder Stengelansätze von den Deutschen genannt ist. Der deutsche Name erzeugte den lateinischen. Aus der niederdeutschen Form Beckbunge wurde becca-bunga, hochd. Bachbunge und verderbt **Bachbohne** (Mark). Dem ahd. bungo dankt auch das **Büngelkraut** (falsch die Schreibart Bingelkraut) seinen Namen, das nach Plinius mit dem wissenschaftlichen Namen Mercurialis genannt ist, weil kein Geringerer als Merkur seine Heilkraft entdeckt haben soll. Der germanische Merkur ist Wotan; der Germane nannte es daher **Godeskraut** (Gode = Wotan), und wenn es recht zum Zauber der Betäubung tauglich sein sollte, mußte es am Wotanstage (d. h. am Mittwoch, der im holländischen Woensdag, im Wupperthaler Gonsdag, im englischen Wednesday, im schwedisch-dänischen Onsdag, im agſ. Vôdenes däg und endlich im altnord. Odhins dagr den alten Gott deutlich hervortreten läßt) gegraben sein.

Die Ficaria ranunculoides[3]) hat als gebräuchlichste Benennungen **Feigwurz** und **Scharbockskraut**. Die Ableitung beider bringt schon Camerarius, wenn er sagt: „Die Erfahrung giebt, daß dieses Kraut

---

1) XVIII Idyll Philemon und Baucis 57 flg.

2) V geht öfter in das naheliegende B über: Vergl. später Valeriana und Baldrian.

3) Ficus = Feige und Feigwarze, ranunculoides einer Ranunkel ähnlich.

eine sonderliche Eigenschaft hat, die Feigwarzen zu vertreiben — dannenhero es auch den Namen führet — so man die frische Wurzel mit Blättern zerstoßet und überlegt oder das Pulver darauf streuet. Die Wurzel wohl zerstoßen und mit einem süßen gebratenen Apfel vermischet, und wie ein Pflaster übergeschlagen, stillet wunderlich die Schmerzen der Feigwarzen." Die Pflanze sollte also eigentlich Feigwarzenwurz (wurz altd. = Kraut) heißen. Nun steht aber für mhd. vicwarze meist in gleicher Bedeutung einfach vic (vergl. ital. fico = Feigwarze), und aus dieser verkürzten Form ist Feigwurz entstanden. Camerarius fährt fort: „Die Blätter dieses Krautes unter dem Salat gegessen, sind gut wider den Scharbock." Daher der Name Scharbockskraut. Scharbock aber ist entstanden aus Scorbut, das zuerst niederd. scharbûk (an bûk = Bauch angelehnt) wurde und sodann in das Hochdeutsche mit volksetymologischer Anlehnung an den Bock überging. Daß die Blättchen des Krautes auch heute noch zur Bereitung von Salat benutzt werden, beweist die siebenbürgische Benennung Hänkelzelat, in welcher der erste Bestandteil aus ränkel (= Ranunkel) verderbt erscheint.[1]) Wenn der Österreicher die Pflanze auch Erdgerste und Himmelbrot nennt, so geht wenigstens die letztere Benennung auf die Eigentümlichkeit zurück, daß nach einem heftigen Regen bisweilen die flachliegenden kleinen Wurzelknollen bloßgelegt werden und weithin den Boden bedecken; ungeahnt und plötzlich sind sie da, wie Brot, das der Herrgott selbst bei nächtlicher Weile auf der Erde ausgestreut. Thatsächlich werden denn auch diese Knöllchen in einzelnen Gegenden — zumeist von den Kindern — gegessen. Ihre gerstenkornähnliche Gestalt erzeugte den Namen Erdgerste. Die einfachste Benennung für die Ficaria hat der Schwabe in seinem Sternblümle.

Das Symphytum officinale wird nicht nur — seiner schwarzen Wurzel halber — Schwarzwurz genannt, sondern auch Beinwurz. Es wäre falsch, bei diesem Namen an unseren heutigen Begriff Bein zu denken; gemeint ist der ursprüngliche Sinn des ahd. pein, mhd. bein = Knochen (vergl. engl. bone, holl. been), dessen ursprünglicher Begriff sich erst später zu dem heutigen verengt hat. Übrigens haben wir die alte Bedeutung noch in Worten wie Beinhaus, Elfenbein, Schlüsselbein, Fischbein. Der Name der Pflanze erklärt sich dadurch, daß die Wurzel derselben früher als Breiumschlag bei Knochenbrüchen gebraucht wurde.[2]) Ähnlich nennt man wegen seiner Knochenhärte das Holz der Lonicera

---

1) Krause, Idiotismen des Bistritzer Dialekts, als Programmbeilage des evangel. Obergymnasiums vom Jahre 1876. Leider ohne Ableitung.

2) Darauf geht auch die Benennung symphytum von griech. συμφύω = lasse zusammenwachsen, d. h. mache wieder heil.

xylosteum[1]) Beinholz. Übrigens ist die Symphytum=Schwarzwurz nicht mit der bekannten Scorzonera,[2]) der vortrefflichen Gemüsepflanze, zu verwechseln, die ihren Namen Schwarzwurz natürlich auch ihrer schwarzen Wurzel dankt.

Was die Benennung Gundelrebe (Gundermann) für Glechoma hederaceum[3]) betrifft, so versucht Rochholz in seinem „deutschen Unsterblichkeitsglauben" die Ableitung zu geben, wenn er sagt: „Zur Füllung des Hüftenwulstes diente unseren Bäuerinnen (im Aargau) die Gundelrebe, die auch Donnerrebe heißt. Hier weist der eine Name des Doppelwortes auf Donar, der andere auf die Walküre Gunar, ahd. Gundja. Gunar aber ist die wunderwirkende Kampfjungfrau und ihr Heilkraut die nach ihr genannte Gunarrebe." Sehr gesucht; näher liegt die Annahme, daß in dem ersten Bestandteile das ahd. gund = Eiter steckt, wie denn thatsächlich das Kraut als vorzügliches Mittel gegen Eiterungen galt. „Das destillierte Gundelrebenwasser", meint Camerarius, „ist den Lungensüchtigen sonderlich nützlich, denn es reiniget die Brust von allem Schleim und Eiter." Ähnlich heißt auch die Herba Serpylli außer Feldthymian,[4]) Gundelkraut und Gundling, weil auch sie gegen Eiterungen angewandt wurde. Sie führt außerdem den Namen Feldkümmel, der sich indessen nicht vom ahd. chumil = Kümmel herleitet, sondern auf das mhd. velkonele, veltquendel (griech. *κονίλη*, lat. cunila = Quendel[5]) zurückgeht und erst durch Volksetymologie aus veltkonele entstanden ist. Des sächsischen Namens Feldpol letzter Bestandteil ist Polei (ahd. polei, Grundw. lat. pulex), lat. pulejum, ital. poleggio, franz. pouliot, d. h. das Flohkraut, und dieser Benennung liegt die Ansicht zu Grunde, daß das Kraut der Flohplage zu steuern vermöge. Die sächsische Mutter giebt das Kraut dem Badewasser ihrer Neugeborenen zu, da sie es für besonders stärkend und kräftigend hält.

Sehr anziehend ist des Tirolers Benennung dieser Pflanze: Karwendel. Da haben wir ein Wort, in welchem derselbe Stamm steckt, den wir in unserem Karfreitage besitzen, der Stamm kar, der schon im got. kara Sorge, Kümmernis und dann im ahd. als chara (engl. care) Trauer, Wehklage vorhanden ist. Wenn nun aber der Karfreitag

---

1) Lonicera nach Ad. Lonicer, Arzt und Verfasser eines Kräuterbuches, 16. Jahrh. xylosteum griech. *ξύλον* = Holz und *ὀστέον* Knochen.

2) Aus ital. scorza nera = schwarze Rinde.

3) Glechoma vom griech. Worte *γλήχων*, hederaceum, weil Stengel und Blätter dem Epheu (hedera) ähneln.

4) Gewöhnlich vom griech. *θύω* abgeleitet = opfern, also etwa Opferpflanze, die wegen ihres Wohlgeruchs beim Opfer mit verbrannt wurde.

5) Der ziemlich allgemein bräuchliche Name auch im Quendel=Öl und offizinellen Quendel=Geist, zu deren Bereitung das stark würzige Geäst des Krautes benutzt wird.

der Tag ist, an welchem laute Klage erscholl ob des Hingangs des Herrn, so zeigt uns unser Feldthymian in seiner tiroler Benennung Karwendel ein Kräutlein, das, ein moderner „Wendunmut“, alle Sorgen und Kümmernisse zu wenden vermag. In Tirol gilt es zudem auch für ein gar frommes Kraut, dessen Besitzer durchaus nichts Böses widerfahren kann: natürlich, denn die Mutter Gottes selber soll sich einst bei ihrem mühevollen Gange über das Gebirge ermattet auf dem Kräutlein niedergelassen und es so vor allen anderen bevorzugt haben. Auch einen Kranz davon pflegte sie zu tragen. Auch in dieser Legende ist im Bilde der Maria eigentlich die altgermanische Freya, und zwar hier in ihrer Sondergestalt als Frau Holle, zu erkennen; sie ist es, die „Wandernde“, die, eine germanische Demeter, den Menschen überallhin Kultur und Gesittung zu bringen berufen war, und die sich gewiß einem germanischen Mythus nach, der freilich nicht mehr erhalten, aber aus der christlichen Legende zu erschließen ist, einst ermüdet von ihren Wanderungen auf dem zarten, weichen und von da an ihr heiligen Kraute niedergelassen hat. Und die Vermutung, daß in unserer Legende die heilige Jungfrau für die heidnische Frau Holle eingetreten ist, wird uns durch des Schlesiers und Märkers Benennung der Pflanze „Unserer lieben Frauen Bettstroh“, die sich in Brunfels' Herbarium bereits findet, zur Gewißheit. Ist das doch derselbe Name, der, sonst gewöhnlich dem Galium verum beigelegt, von uns bereits auf das altgermanische Heidentum und die Freya-Holla zurückgeführt wurde. In Mecklenburg und Holstein heißt die Pflanze Marienbettstroh. Die Endung wendel, die in Karwendel auf das deutsche Wort wenden zurückgeht, ist lateinischer Abstammung in dem lautähnlichen Lavendel, der mhd. lavandula, lavendula lautet (Lavendula Spica, Ähre, daher Spik und Spiköl) und in seiner Ableitung von lavare = waschen, baden auf die Anwendung dieser narkotischen Pflanze, meist in Verbindung mit dem später zu behandelnden Rosmarin, als wohlriechendes Mittel bei Bereitung der Bäder der Römer hindeutet. Der Lavendelgeist (Eau de lavande) ist noch heute ein beliebtes Parfüm. Auf das lateinische Spica leitet sich das siebenbürgische Gespick, das altmärkische Spik und des Berners Spygblümli zurück, während des Tirolers Zöpfli seine Entstehung der Ähnlichkeit der ziemlich langen Ähre mit einem Zopfe „auf schönem Haupte“ verdankt. In den Alpen gilt das Lavendelkraut als besonders heilig: es hilft gegen den Teufel und kann selbst Hexen retten, die vom Teufel verfolgt werden, sie brauchen sich nur darauf zu setzen.[1]) Auch das ein Nachklang aus der Heidenzeit.

---

1) Zingerle, Sitten, Bräuche u. s. w. des Tiroler Volkes, 1871, S. 114.

Ja diese altgermanischen Göttergestalten voll Saft und Mark, sie leben noch heute im Volke fort, besonders Wotan, Donar und am zähesten Frau Holle. „Frau Holle", sagt Moritz Berndt in Jakob Grimms Leben und Wirken (1885), „will nicht aus dem Gedächtnis des Volkes schwinden, und ist auch die Zeit hin, wo Bertha[1]) spann, Frau Bertha lebt fort und fort, die große Spinnerin aller Lebensfäden, die Weberin des Naturteppichs, der Vegetation. Freilich nennen wir nicht mehr nach ihr die Spinnweben in der Luft, sondern die heilige Jungfrau ist für dieselbe eingetreten, und „Liebfrauensommer" wird das Gespinst genannt."[2]) Was wunder, wenn auch Frau Holle ihre Anzahl von Lieblingspflanzen hatte? Das Galium, den Karwendel haben wir bereits kennen gelernt, wie aber ist es mit dem an Holles Namen so unverkennbar anklingenden Hollunder?

Während man früher (Grimm, Weigand, Schade u. a.) in Hinweis auf das ahd. holun-tar den Namen mit den Worten hol (= hohl) und tar (got. triu, ags. treow, engl. tree = Baum) zusammenbrachte, der Pflanze also den ihres reichen Markes wegen scheinbar sehr passenden Namen Hohlbaum gab, ohne freilich die Form holun dabei genügend begründen zu können, hat man sich neuerdings einer anderen, wie mir scheint, bedeutend wahrscheinlicheren Ableitung zugewandt. Ich meine nicht die Pritzel-Jessensche, welche den ersten Bestandteil des Namens in einem mir überhaupt nicht bekannten Worte halt, das brechen heißen soll, sucht und sich aus dem Hohlbaume einen Bruchbaum konstruiert, sondern die von L. Freytag in der Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereins vom Jahre 1881 aufgestellte, die das Wort mit unserer Holla in den innigsten Zusammenhang bringt. Aus Holla und tar muß nach Bildung von Hollun, der schwachen Genitivform von Holla, ganz natürlich und ungezwungen Holluntar, der Baum der Holla, werden. Danach muß nun freilich der Hollunder der erhabenen Erdgöttin ganz besonders heilig gewesen sein, wenn man ihn geradezu ihren Baum nennen darf. Und das war er. Alles, was sich an mythologischer Kunde erhalten, alle noch heute auf den Baum bezüglichen Volksbräuche sprechen dafür, sicherlich giebt es in der Natur kein Gewächs, das so völlig alle Eigentümlichkeiten der Göttin in seinem Kultus (denn von einem solchen kann man bei der Pflanze reden) zur Darstellung bringt... Im Hornung (Februar) regiert nach alter

1) Holla und Perchta (Bertha), Spaltungen der Freya, decken sich völlig, Ort der Verehrung ist für erstere besonders Mittel-, für die letztere Süddeutschland. Ihr Symbol ist der Rocken, sie selbst das Vorbild der fleißigen germanischen Hausfrau.

2) Vergl. dazu das hübsche Gedicht Langbeins: Die Marienfäden.

Anschauung „die Frau", nämlich Frau Holle. An sie lehnt sich das ursprünglich altheidnische Lichtmeßfest an. An diesem ihrem Feste tanzen die Weiber in dem allmählich wieder kräftiger, erwärmender werdenden Sonnenschein, den die den Frühling herbeiführende Göttin erzeugt, sie tragen dabei Hollundergerten in den Händen und schlagen damit auf die dem Tanzplatze sich nähernden Männer los.[1]) Fällen darf man den Hollunderbaum beileibe nicht, da die weiße Frau — auch das Urbild dieses vorwiegend aristokratischen Spukgeistes ist Frau Holle — in ihm verborgen ist; ist es aber durchaus nicht zu vermeiden, so muß man entblößten Hauptes dabei sprechen: „Frau Ellhorn, gieb mir von deinem Holze, dann will ich dir von meinem auch geben, wenn's wächst im Walde." Der Name Ellhorn hat sich für Holla noch bis heute in Ostfriesland und als Aalhorn in Holland, Ostpreußen und Hannover erhalten. — Die Gottheit des Lebens war im Altertum stets auch die Gottheit des Todes, und vielleicht hat an dieser Thatsache der fast überall sich findende Glaube an ein besseres Leben, welches mit dem Tode beginnt, als Veranlassung gedient. Auch der Tod war somit der Anfang eines Lebens und wurde folgerecht durch die Gottheit alles Entstehens, Werdens und Lebens herbeigeführt. (Frau Holle als Hel.) Nun, bereits bei Tacitus gehört der Baum zu den Holzarten, welche zur Bestattung der Leichen verwandt werden, schon der Duft seiner Blüten galt für gefährlich, und die alten Preußen opferten dem Todesgotte unter Hollunderbäumen. Wächst ein Hollunder unter der Mauer heraus, so giebt es nach Ansicht des Dithmarschen bald eine Leiche im Hause, und in mehreren Dörfern des mittleren Vintsgau trägt man der Bahre ein Kreuz aus Hollunder vor, das man Lebelang nennt. Dieses Kreuz steckt man auf das Grab, und der Mensch, auf dessen Grabhügel das Kreuz wieder anfängt zu grünen, ist selig. Die Slowaken verfertigen aus dem Marke (Peddek) der Pflanze Hollundermännchen, „Diener des Todes", und der Pole wagt noch heute nur unter Zauberformeln den Baum umzuhauen. „Wenn in Hildesheim jemand stirbt, so nimmt der Totengräber schweigend das Maß zu seinem Sarge mit einem Hollunderstabe, und der die Leiche fahrende Knecht hat eine Peitsche aus Hollunderholz; selbst durch Anpflanzen des Baumes (in Deutschland bekanntlich überaus häufig) will man die unterweltlichen Götter günstig stimmen." (M. Busch.) Frau Holle verleiht Schutz gegen böse Dämonen und alles, was mit ihnen im Bunde steht. Um

---

1) Alter westfälischer Brauch, um das Gedeihen des Flachses zu fördern. Über Frau Holle vergl. namentlich Mannhardt, Germanische Mythen, Zingerle, Über die Perchta in Tirol und neuerdings die erschöpfende Darlegung von Mogk in Pauls Grundriß der germ. Philologie. I, 6.

Bezauberung zu verhüten, wird in einzelnen Gegenden Deutschlands vom Landmann Hollunder an die Stallthür gehängt,[1]) und in Thüringen — eines der Hauptgebiete des Hollakultus — pflanzte man früher große Hollunderbüsche an beide Enden des der großen Spinnerin geweihten Leinfeldes.[2]) In den Alpen, wo (besonders wieder in Tirol) das Andenken an Frau Holle in tausend Sagen fortlebt, pflegt der Hollunderstrauch bei keinem Bauernhause zu fehlen, der Innthaler sagt von ihm: der Holler ist ein so edler Baum, daß man vor ihm den Hut abnehmen soll, denn an ihm ist alles gesund und heilkräftig. Aus der Mannigfaltigkeit der sich an ihn knüpfenden Überlieferungen wird auch hier klar, wer über ihn gebietet. Wem etwas gestohlen ist, der geht vor Sonnenaufgang zu einer Hollerstaude, biegt sie mit der Linken gegen Sonnenaufgang und spricht: Hollerstaude, ich thu dich drücken und bücken, bis der Dieb das Gestohlene bringt. Je stärker man den Strauch drückt, umso schneller muß der Dieb das Entwandte bringen. Am Johannistage dürfen in keinem Hause die Hollerküchelchen (in Schmalz gebackene Blüten mitsamt dem Stengel) fehlen, es gäbe sonst eitel Unfriede und die allergrößten Zerwürfnisse zwischen den Ehehalten, und die Hollerblüten werden in der zwölften Stunde der Nacht gepflückt und sorgsam als Heilmittel aufbewahrt. In den Hollunderbaum schlägt nie der Blitz, ein Kreuz aus seinem Holz wird dem Toten mit in den Sarg gegeben, und seine reifen Beeren schützen das Vieh gegen den Viehschelm (Personifizierung der Rinderpest). Unter einem Holderbusch hält sich der Schläfer vor jedem Unfall, vor Schlangen, Hexen und todbringenden Mücken sicher, er erwartet schöne Träume und hat nicht selten das Glück, von luftigen, lichthellen Elfen (die Holden der Holle!) umtanzt zu werden.[3]) Wer endlich Lust und Neigung hat, daß ihm Hexen und Truden nachlaufen, der schnitze einen Löffel aus Hollerholz, lege ihn am Osterabend nach Sonnenuntergang in gute Milch, daß Rahm daran hangen bleibt, und lasse ihn dann trocknen. Am Sonnenwendabend lege er den Löffel nochmals in gute Milch und lasse den anhangenden Rahm abermals eintrocknen, dann berge er ihn unter Gewand und Gürtel auf dem Rücken und gehe so zum Sonnenwendfeuer, da müssen ihm alle Hexenmenschinnen nachlaufen![4]) Er ist also der rechte

---

1) Grimm, Mythol. III, 440.

2) In der Anschauung, daß Frau Holle Schutz gegen alles Böse verleiht, wurzelt vielleicht auch die Thatsache, daß man in Siebenbürgen Hollunderzweige in die Maulwurfgänge steckt, „weil der Geruch der Pflanze den Maulwurf töte.“ Grenzboten S. 60.

3) Warnke, Pflanzen in Sitte, Sage und Geschichte 1878.

4) Vergl. Alpenburg a. a. O.

Baum der Holle, der sie geradezu auf der Erde selber vertrat. Was noch besonders seine Namensableitung von der hohen Göttin über Leben und Tod begünstigt, ist folgendes: In Westfalen heißt der Baum „Hollerkenstrûk", d. h. der Holla- = Erka- (= Herke-) Strauch. Die Herke aber ist eigentlich nur ein Ausfluß der göttlichen Macht der Frau Holle und tritt in Norddeutschland nicht selten geradezu für sie ein, oder mit ihr zu einem Worte zusammen, wie unsere westfälische Benennung bezeugt.[1]) So ist denn, um es noch einmal zu sagen, der Hollunder[2]) vor anderen der Baum der im Heidentum unserer Altvordern allverehrten Göttin Holla, deren Wirken und Kraft uns Rudolf Baumbach in seinem tiefempfundenen Dichtwerke von „Frau Holle" neuerdings vor Augen geführt hat, der Mutter der Erde, alles Lebens und Sterbens auf ihr und aller Kultur.

In der Weimarer Gegend heißt der Baum Quewweten, ein Name, der sich nicht, wie Pritzel-Jessen will, von den Schippen oder Zibben, d. h. Schafen ableitet, sondern vom mhd. quec = lebendig, dessen letzter Buchstabe vor dem w des folgenden wede (= Holz) entweder infolge schwerer Sprechbarkeit ganz wegfiel, oder sich dem w des anderen Wortes einfach assimilierte. Sinnlich entspricht der Name quecwede (= Lebensbaum) ebensowohl der dem Baume allgemein zugeschriebenen Heiltüchtigkeit, wie den mythologischen Eigentümlichkeiten seiner Herrin, der Lebensgöttin Holla. Der Schlesier hat dasselbe Wort erhalten in Quebeken, während das erzgebirgische Schibiken, das anhaltische Schotschken und das in einzelnen Gegenden Schlesiens neben Quebeken sich findende Zibken allerdings auf das niederd. scheep, schiep (= Schaf, von dem die Blätter des Strauches sehr gern gefressen werden) zurückgehen. In Ostfriesland, Hannover, Braunschweig heißt unser Baum Keilkenbaum und seine Frucht Keilken oder Kelken, weil sie ein vorzügliches Mittel gegen die Kolik ist, die, weil das Grundwort côlica den Hauptton auf die erste Silbe legte, allerlei Zusammenziehungen in Koilke, Kolke, Keilke, Kelke erfahren hat. Aber nicht nur gegen die Kolik, auch gegen Zahnweh und besonders gegen Fieber hilft das heilige Holz. Wer Fieber hat, braucht bloß einen Zweig des Holzes in die Erde zu stecken, so bleibt das Fieber an ihm — nämlich am Holze — hangen. Rührt aber ein unglücklicher Wanderer

---

1) Im „Meier Helmbrecht" Wernhers des gartenaeres (13. Jahrh.) heißen von den vier Pferden des Bauern zwei nach Tieren: Auer und Räme (= Widder), und zwei nach Göttinnen Erke und Sonne. Herke (griech. Kirke) ist eigentlich die Gattin des Schwertgottes Ziu = Herk = Saxnot. In ihrem Berge (Steine) Herkenstein im Havellande wohnen die Unterirdischen, d. h. die Zwerge.

2) Nebenform Holder, der mit seinem Anklange an hold wieder Veranlassung wurde zu dem Kosenamen „mein Holderstock" des Mittelalters (H. Sachs).

dann diesen Zweig an, so fährt das Fieber allsogleich mit doppelter Stärke in ihn. Moral: Hunc tu, Romane, caveto! d. h.:

Ragt aus der Erde ein Holderzweig,
Drücke dich schleunigst aus seinem Bereich!

Unsere Lehrbücher nennen den Baum zumeist Flieder und werden diesen Namen natürlich vom ahd. fledirôn, mhd. vlederen = flattern ableiten müssen. Man denke dabei an die flatternden, massenhaft die Luft durchfliegenden Blütenblättchen des Baumes, die schier einen schneeweißen Teppich zu Füßen des Baumes ausbreiten.

Trotz aller Ähnlichkeit des Klanges hat der Wacholder nichts mit dem Hollunder zu thun. Es liegt ihm ein ahd. wehhal (vergl. mhd. quec[1]) = lebensfrisch, kräftig, immergrün zu Grunde, das aus der mittelhochdeutschen Benennung des Baumes wechalter deutlich erhellt. Die Bedeutung des Wortes ist also etwa lebensfrischer, immergrüner Baum und rührt nahe an die landläufige Benennung für ihn: Lebensbaum. Übrigens führt der Baum im Mittelhochdeutschen auch den Namen kranewite und verkürzt kranwit, kramwit, kramet, d. h. Kranichholz[2]) (ahd. witu, engl. wood = Holz), weil die Kraniche besonders die Beere desselben (die engl. craneberry) bevorzugen, und auch dieser Name findet sich heute noch hier und da, z. B. im österreichischen kranawutstaude, im siebenbürgischen kronewet, im waldeckschen Kranbaum u. a. m. Der Wacholder (so die richtige Schreibart!) ist also seiner Ableitung nach der immergrüne, frische und Heilung wirkende Baum, von dem schon Konrads von Megenberg „Buch der Natur" (15. Jahrh.) sagt: „Juniperus der krametbaum heißt teutsch ein wechalter und man spricht, das der kramet helff für der gelider müden und darumb so ettlich müd werden, so schlaffen sy unter des baumes schatten."[3]) Nun, noch heutzutage dient er zur Stärkung der ermatteten Glieder, freilich nunmehr als erquickender Trank, der aus seinen Beeren bereitet wird und den Frankreich und nach ihm andere Nationen nach dem lateinischen Grundworte Genèvre[4]) benannt haben.

1) quec = lebendig, munter. Vergl. Quecksilber (argentum vivum), keck und das Unkraut Quecke. Die ags. Benennung des Baumes ist quicbeam. Verderbte Namen sind Machandelbaum, Reckholder.

2) Daher natürlich auch unser Krammetsvogel, eigentlich also = Wacholdervogel.

3) Die Inder schreiben ihm in ihrer Mythologie sogar die Kraft der Verjüngung zu und haben mancherlei Sagen darüber. Mannhardt in Wolfs Zeitschr. für Mythol. IV, 422.

4) Juniperus gewöhnlich auf lat. juvenis (= Jüngling) und pario (gebäre) zurückgeführt, „um auf verblümte Weise ein Abortiermittel anzudeuten" (der Sadebaum, entstellt aus latein. Sabina, von den Sabinern, die ihn in dem angeführten Sinne brauchten). Die Tiroler nennen übrigens den Genèvre nach dem deutschen Namen des Baumes Kranawitter. In Bayern findet sich für den Sadebaum auch der Name Jungfern-Rosmarin (Leoprechting).

Camerarius aber faßt die Heiltüchtigkeit der noch heute offizinellen Wacholderbeeren in folgenden Worten zusammen: „Ein paar Wacholderbeer morgens nüchter zu sich genommen, oder Weckholderbeer in weißem wein gesotten und darvon getrunken, bekommt wol dem kalten schleimigen magen, reiniget die brust, stillet den husten, die blöhung des bauchs, das aufstoßen der mutter und den krampf, eröffnet die leber und den stein, wehret dem giffte und der pestilenz: insumma, die wachholderbeer sind zu vielen dingen nutz, deshalben hat der koch solche beerlein zu sich in die kuche beruffen" — und, fügen wir hinzu, Mütterchen in ihre Hausapotheke. — Der Aberglaube hängt sich besonders dicht an diese Pflanze in Altbayern. Leoprechting[1]) sagt davon: „In ihm (dem Wacholder) wohnt eine große Kraft gegen jedwede Zauberei; darum gebraucht man nit nur seine Beeren (Kranber) bei den Räucherungen, sondern das Holz selbst wird überallhin verwendet. Aus den Stecken schneidet man Geißeln für die Roßknechte, wo dann kein Roß durch eine Stellung gesperrt werden kann; ebenso macht man aus ihm Rührstecken in die Rührkübel zum Buttern, dann kann keine böse Nachbarin verhindern, daß Butter gewonnen werde. In Wasserbitschen und Trinkgefäße bindet der Schäffler (Faßbinder) stets etliche Streifen davon ein, denn auch im Trunk kann von den bösen Leuten gar vieles geschehen. Die Beeren genießt man teils roh, teils in einem aus ihnen bereiteten Branntwein. Zu Zeiten ansteckender Krankheiten ist dies besonders heilsam (Choleraschnaps!), und der Italiener sagt, wenn er täglich eine solche frische Beer könnt genießen, so werde er ewig leben." Und Leoprechting fährt fort: „Wer einen Kranewitzweig auf dem Hute trägt, wird nicht müde und bekommt den Wolf nicht." Das ist auch die Ansicht des Tirolers; übrigens hilft nach seiner Meinung die Pflanze auch gegen Leichdörner und zwar sicher: Man muß nur im Vorübergehen, und ohne stehen zu bleiben, soviel Kranewitwipfel abzwicken, als man Hühneraugen hat (Zingerle).

Ebensowenig wie Wacholder hat ein Gewächs mit dem Hollunder gemein, das in sonderbarer Verwechslung fast in ganz Norddeutschland Hollunder genannt wird, die Syringa. Die ursprüngliche deutsche Benennung des aus Persien stammenden Strauches, welchen griechische Botaniker nach einer von Pan verfolgten und in dies Gewächs verwandelten Nymphe Syrinx genannt haben, scheint Flieder zu sein. Der Name Flieder war im Germanischen ursprünglich nur für Sambucus im Gebrauch, übertrug sich dann auf die neu hinzu kommende Syringa und zog nun auch die andere Benennung des Sambucus, Hollunder, für die

1) Am Lechrain 1855.

Ausländerin mit sich. — Des Thüringers Cerenchen sind natürlich ebenso eine Verderbung von Syringa, wie die allemannischen Zirinken, die in Hebels Gedichten das Mägdlein „ins Hoor flicht". Der in Deutschland wenig bräuchliche Name Lilak geht auf persischen Ursprung zurück, bedeutet Flieder und ist als lilac ins Englische, Italienische, Spanische, als lilá ins Portugiesische und als lilas[1]) ins Französische übergegangen. Eine eigentümliche Benennung für die Syringa haben endlich der Sachse und Thüringer in ihrem Kuffdemâd, das nach Grimm IV, 2, 1859 aus Huckuffdemâd (mâd = Mädchen) entstanden ist. Über die der Entstehung dieses Namens zu Grunde liegende Sitte, oder richtiger Unsitte vergl. Grimm a. a. O. und Weises Altenburger Mundart S. 84.

Alle diese äußerlich an Hollunder erinnernden Pflanzen haben also keinerlei Gemeinschaft mit der altheidnischen Holla. Wohl aber der schon oben erwähnte Rosmarin. Wie lieblich und sinnig der Name Rosmarinus klingt! Entstanden aus ros marinus, scheint er hochpoetisch den Meertau zu bedeuten, der nach älterer Ansicht durch seine Bespritzung die auf trockenen Hügeln und steinigen Ufern des Meeres heimische Pflanze fast allein am Leben erhalten soll. Und in dem engl. rosemary erscheint neben der duftenden Rose sogar ein freundlicher Frauenname, an den auch des St. Gallers Roäslimari, des Appenzellers Rosamari und Berlins Rosmarienstraße unverkennbar anklingt. Allein so schön und feinsinnig auch all' diese Deutungen anmuten, wissenschaftliche Forschung, der Poesie gemeiniglich spinnefeind, muß sie von sich weisen zu Gunsten einer sehr prosaischen Ableitung Martins[2]), der ros marinus auf die beiden griechischen Wörter *ῥώψ μύρινος* zurückleitet, von denen das erste „niederes Gesträuch", das zweite in seiner Herkunft entweder von *μύρον* (= Balsam) etwas Balsamisches, oder von *μύῤῥα* (= Myrte) etwas Myrtenartiges bezeichnet. „Aus *μύρινος* konnte umso leichter marinus werden, als eine andere Form des Wortes als *μαρῖνος* in der Sprache vorkommt." Die Römer übernahmen mit nur geringen Lautänderungen die Pflanze als rosmarinus, das denn folgerecht nichts anderes heißen will und kann, als stark duftendes Kraut. Die Germanen widmeten die Pflanze besonders ihrer Holla[3]), daher erscheint sie

1) Wir haben dieses Lila bekanntlich als Farbenbezeichnung.

2) Aufgestellt in seiner etymologischen Erklärung der Pflanzennamen der deutschen Flora, d. h. der fremdsprachlichen, nicht der deutschen. Auch F. Höft in der Zeitschrift „Am Urquell" schließt sich dem an. Er weist darin auch den Rosmarin als Totenpflanze der Westslaven nach.

3) Außerdem auch dem Frô, und der Julebér war mit Rosmarinzweigen geschmückt.

bei all' den Handlungen, die in den Kultus der Göttin fallen. Noch heute tragen in einzelnen Gegenden Deutschlands die Paten Rosmarinsträuße an der Brust, und hier und da erscheint auch wohl das Taufbecken noch mit Rosmarinzweigen ausgeschlagen. Auch die Braut trug einst statt der Myrte Rosmarin im Haar und in der Brautkrone, und die Hochzeitsgäste waren gleichfalls damit geschmückt.[1])

Kränzt mir mein Haupt mit Rosmarin,
Dieweil ich Braut und Jungfrau bin, —

singt in Mittlers Volksliedersammlung (Nr. 227) die verunglückte Müllerstochter, und als der Cid seine Vermählung hielt mit Ximene, da sah man

Ausgehängt aus allen Fenstern
Reich in Gold gestickt Tapeten,
Und den Boden deckten Zweige,
Frische Kräuter, Rosmarin.

Ja selbst auf der Hochzeitstafel waren nicht selten Braten, Butter und Kuchen mit Rosmarin verziert. Und endlich — tragen auch die, welche das Menschenkind in den Schoß Holles zur ewigen Ruhe betten, Rosmarinzweige anstatt der sonst üblichen Citrone in den Händen und werfen sie in das offene Grab. Das unglückliche Bärbel von Wilten (in Immermanns Andreas Hofer), dem man den Bräutigam erschossen hat, will den Geliebten bestatten in geweihtem Erdreich „und ihm zu Häupten pflanzen ein Stäudlein Rosmarin.“ Und so hat noch heute die dunkeläugige Pflanze, die Gesellin des Veilchens, ihren Platz auf unseren Gräbern und flüstert der Dichterin, welche die Sprache der Blumen versteht, ernst und innig zu:

Wenn alle schieden,
Wenn erlosch der Blumen Glanz,
Biet ich, stillen Orts, dem Müden
Meinen ernsten dunklen Kranz. (Luise Brachmann.)

Natürlich wurde die Pflanze ihres Wohlgeruchs halber auch gern zu Bädern benutzt:

Nun richt' dem Herrn ein Fußbad an
Mit Rosmarin und Majoran,

spricht in dem schönen, in des Knaben Wunderhorn II, 280 wiedergegebenen hessischen Volksliede „vom Staar und dem Badewännlein“ die Wirtin zur jungen Magd. Endlich — lest best — soll der Rosmarin, wie der Helleborus und die Anagallis (vergl. Gauchheil), ein vorzügliches Mittel gegen Geistes- und Gedächtnisschwäche sein: Shakespeare rät schwachsinnigen Leuten eindringlichst den Gebrauch desselben.

---

1) Findet sich diese Sitte noch irgendwo in deutschen Landen?

Die höchste Wirkung freilich schreibt ihm der Sizilianer zu, nach ihm kann der Rosmarin sogar Tote zu neuem Leben erwecken:

C' è la rosmarina all' ortu,
Ca fa risuscitari all' omu mortu.

Das ist das poesieumwobene Pflänzchen Rosmarin, das leider unserem Volke immer fremder zu werden beginnt — früher hatte es auch in dem kleinsten Gärtchen seine Stelle.[1]) Es war die Lieblingsblume unseres Volkes.

Eine Freya-Hollapflanze ist endlich auch unser Gänseblümchen, die Bellis (vom lat. bellus = hübsch, schön), alter Sage nach ursprünglich eine Waldnymphe, namens Belides, und nur, um vor den Zudringlichkeiten des Vertumnus geschützt zu sein, in ein Gänseblümchen verwandelt. Das Gänseblümchen wird auch Maßlieb und Maßliebchen (gefüllt Tausendschönchen) genannt, stammt als solches vom mndl. matelief und ist somit ein Blümchen, welches die mate (= Grasland, Wiese) liebt. Es wurde früher neben Maßlieb einfach Maßblümlein (= Wiesenblümchen) genannt[2]), da es in seinem häufigen Auftreten gleichsam das Wiesenland charakterisiert. Außerdem führt es in einzelnen Gegenden die Namen Marienblümchen und Margarethenblume, in Schlesien heißt es Frueblümlein, in St. Gallen Mannablümli, in Österreich Ruckerl oder Rockerl, in Hessen Konrädchen, Benennungen, von denen wenigstens einzelne auf die Thatsache hinweisen, daß es im germanischen Heidentum der Freya heilig war, an deren Stelle das Christentum überall die Maria einsetzte. Marienblümchen nennt sie z. B. der Tiroler und erzählt dabei folgendes über diesen Namen: Als Maria mit dem göttlichen Sohne und Joseph nach Ägypten fliehen mußte, vergoß sie viele Thränen, und alle wurden zu Marienblümchen. Eine andere, sinnigere Sage zur Erklärung des Namens hat Warnke: Als das Jesuskindlein drei Jahre alt war, wollte ihm die Mutter einen Kranz zum Geburtstage schenken. Aber um die winterliche Weihnachtszeit war nirgends ein Blümchen zu finden, das sie zum freundlichen Kranze verwenden konnte, und künstliche Blumen gab es in dem kleinen Nazareth ebensowenig. Da entschloß sich die liebende Mutter, selber einige anzufertigen. Mit stiller Sorgfalt saß sie über ihrer Arbeit und stickte und flocht allerlei Blümchen, groß und klein, wie ihr Sinn sie lehrte. Von allen zeichnete sich eins aus durch seine Schönheit und

---

1) Die Deutschordensherren in Marienburg hatten einen besonderen Rosmaringarten.

2) Vergl. ital. pratellina, aus einer Verkleinerung von prato = Wiese entstanden.

Pracht. Sie hatte dazu ein Stückchen prächtiger goldgelber Seide genommen, das noch von ihrem königlichen Stammvater David herrührte, und rund um dasselbe gar zierlich dicke Fäden weißer Seide gereiht. Bei der Befestigung der einzelnen Fäden hatte sie sich mit der Nadel ein wenig verletzt, und feine Blutstrahlen waren auf die blendend weiße Seide gefallen, wodurch dieselbe an einigen Stellen rötlich schimmerte. Als das Knäblein die „schmerzensreiche Freudenblume" sah, wurde es wehmütig bewegt und erkor sie zu seiner Lieblingsblume. So lange der Winter dauerte, bewahrte er sie wie ein Heiligtum auf. Als aber der Lenz gezogen kam, nahm er sie und pflanzte sie ins Thal von Nazareth. In seliger Freude griff er alsdann zu seinem goldenen Becher, den ihm die Weisen aus dem Morgenlande geschenkt hatten, lief zu einer nahen Quelle, schöpfte daraus und tränkte das Blümchen mit dem frischen Wasser und hauchte es mit seinem göttlichen Munde an. Da wuchs es in stiller Pracht, überzog alle Weltteile und schmückte Wiese und Feld. Und von da an blüht es nun unaufhörlich fort vom ersten Frühlingstage bis zum letzten Tage des unfreundlichen, stürmischen Herbstes. — Gänseblümchen heißt die Bellis übrigens gewiß weniger, weil sie „auf dem Gänseanger, wie die Gänse auf einem Beine steht," als weil sie von den Gänsen mit Vorliebe gefressen wird. Der Schwede nennt sie praestkraye (= Priesterkragen) und der Däne ähnlich praestekrull, der Italiener (außer pratellina) margherita, der Franzose marguerite und der Engländer sehr hübsch daisy (angelſ. däg's eáge) = Tagesauge.

That well by reason men it call may
The deisie or els the eye of the day. (Chaucer.)

Schon früh diente die „Gretchenblume" (das vridelsouge des Mittelhochdeutschen) zum Blumenorakel der Liebenden,[1]) und in der Hausapotheke nahm sie von jeher einen hervorragenden Platz unter der großen Anzahl von Schwindsuchtsmitteln ein.

Natternkopf nennen wir das Echion der Griechen, das Echium der Römer, und schon Dioskorides giebt eine Erklärung des Namens, wenn er sagt: „Die Blüten sind purpurfarbig und in ihnen befindet sich die Frucht, welche dem Kopfe einer Natter (echis) ähnlich ist." Brunfels in der Ap. Germ. will diese Ähnlichkeit an der Wurzel der Pflanze entdecken und meint daher: „sy wird auch von etlichen Serpentina genannt, von den Teutschen Naternwurz, darumb das sy ein

1) Warnke leitet sogar den Namen Maßlieb davon her: eine Orakelblume, an der die Liebenden den Grad ihrer Liebe maßen!

wurtzel hat gekrümpt wie ein schlenglin mit einem schwentzlin."[1]) Am meisten für sich hat die dritte Erklärung, die des Plinius, welcher sich Kurt Sprengel, der Herausgeber des Dioskorides, anschließt, daß nämlich die Blüte selber dem Kopfe einer Viper ähnlich sehe und daß diese Ähnlichkeit der Pflanze ursprünglich den Namen gegeben habe. Die Scholien bringen endlich noch eine vierte Namenserklärung: Ein gewisser Alkibius habe, von einer Natter gebissen, die Wunden mit dieser Pflanze — von deren Heiltüchtigkeit gegen Natternbisse thatsächlich das ganze Altertum überzeugt war — geheilt und ihr daher den Namen Echion gegeben. Nebenbei giebt die Pflanze denen, die sie auf der Brust tragen, guten Atem. Dem Tiroler ist sie ein gefährliches Kraut, dessen Genuß der Mensch meiden soll, weil ihr Saft unkeusch mache.

Einer der interessantesten Pflanzennamen ist die deutsche Benennung der Herba centaurea: das Tausendgüldenkraut. Die alte Erklärung des Wortes ist sehr einfach. Man meinte, die Heilkraft der Pflanze besonders gegen das Fieber sei so groß, daß sie 1000 Gulden wert sei. Das ist recht hübsch, aber natürlich unhaltbar. Die Benennung der Pflanze hat eine förmliche Geschichte ihrer Entstehung. Den lateinischen Namen (Centaurea) trägt sie zu Ehren des Centauren Chiron, des Kroniden, der, in allen Wissenschaften, besonders aber in der Arznei- d. h. Kräuterkunde wohl erfahren, in seiner am Pelion gelegenen Höhle viele Heldenjünglinge und Göttersöhne unterrichtet hat: so den Herakles, den göttlichen Asklepios, den Jason und endlich den Achilles.[2]) Die spätere Zeit, welche den heilkundigen Centauren nicht mehr kannte, zerlegte sich das Wort centaurium in centum (= 100) und aurum (= Gold) und schuf sich so ein Hundertgüldenkraut. Nun ist aber die Zahl hundert durchaus nicht volkstümlich im Gebrauch, sie ist erst spät aus dem Altsächsischen herübergenommen und erst in mittelhochdeutscher Zeit für das ältere hunt bräuchlich geworden, das Volk hat nie für hyperbolische Zahlbegriffe Worte mit hunt, hundert, sondern stets mit tausend gebildet und bildet dieselben noch heute mit tausend. Wir finden in mittelhochdeutscher Zeit — und dieser verdanken wir das Wort Tausendgüldenkraut — Worte wie tûsentvalt, tûsentlistelaere (= Tausendkünstler), tûsentstunt (= tausendmal[3]), tûsentwarp (= tausendmal), aber wohl keine derartige Bildung mit hundert. Erst in neuhochdeutscher

---

1) Brunfels scheint hier Natterwurz (= Natternknöterich, Polygonum bistorta), die allerdings ihren Namen der Ähnlichkeit ihrer Wurzel mit einer Schlange dankt, mit dem Echium zu verwechseln.

2) Ilias XI, 832.

3) Vergl. Walther v. d. Vogelweide im Lindenliede: Kuste er mich? wol tûsentstunt. Dazu stellt sich auch Tausendschönchen.

Zeit hat man für hundert einen ähnlichen Gebrauch anzubahnen versucht, aber das Volk beharrt auch jetzt noch zumeist bei seinem Tausend: ihm ist eine Sache tausendmal lieber als eine andere, tausend Grüße sendet man sich (man denke: hundert Grüße! wie wenig volkstümlich!) — „ich grüße dich viel tausendmal" singt das bekannte Mendelssohnsche Lied. So hat volkstümlicher Brauch aus der Pflanze des alten Centauren unser schönes, auch poetisch vielfach verklärtes Tausendgüldenkraut[1]) geschaffen.

Von dem bescheidenen Blümchen der tausend Gülden zur rauhen Hauhechel. Die Hauhechel leitete man früher von hauen ab. Camerarius sagt: „Dieses kraut wird hawhechel genannt, dieweil es so tieff in die erden wurtzelt, das man es mit hawen (mhd. houwe = Hacke) ausreuten muß, darzu hat es zwischen den blättern Dörner,[2]) die einer Flachshechel gleich sehen." Allein nicht dem Verbum houwan (hauen) verdankt das Wort seine Entstehung, sondern dem got. havi, ahd. houwe, mhd. hou = Heu, Gras. Dieses Heu ist also dasselbe Wort, welches in dem ersten Bestandteile unserer Heuschrecke steckt, die denn als ahd. hewi-skrekko, mhd. höuschrecke (mhd. schrecken = hüpfen, springen) einen Grashüpfer bezeichnet und zwar ursprünglich dem männlichen Geschlechte angehörig, wie er noch in dem drolligen Liede: Was ein g'rechter Heuschreck is, sitzt im Sommer auf der Wies' u. s. w., erscheint. Die Hauhechel ist also eine Heu- oder Grashechel und, wie Camerarius sehr richtig bemerkt, so genannt nach der Ähnlichkeit ihrer Dörner mit einer Hechel. Derselbe Name, hervorgerufen durch dieselbe Ähnlichkeitserscheinung, liegt in dem älteren Namen der Scandix pecten (Pecten Veneris[3]), der früher Hechelkamm, Venuskamm, jetzt zumeist Nadelkerbel genannten Pflanze. Kerbel aber entstammt dem griech. chairephyllon (= blätterfroh), lat. caerefolium, ahd. kervola, mhd. cervele (franz. cerfeuil).

Von der Ononis spinosa, der Hauhechel, nur einige der bräuchlichsten Benennungen. In Schwaben, Thüringen und Sachsen nennt man sie ihrer Dornen halber Weiberkrieg und Stachelkraut, in Österreich Weiberzorn, in Pommern Wiefkenkraut. Das Volk bringt nun einmal alles, was stachlig und dornig ist, gern mit der Frau in Zusammenhang — schon altdeutsch führt die Pflanze den Namen frouwenkriek. Sehr gang und gäbe sind ferner die Namen Hechelkraut

---

1) Wissenschaftlicher Name Erythraea von griech. erythraios = rötlich, wegen der rötlichen Blüten.

2) Daher das Beiwort spinosa d. h. die Dornenreiche. Name Ononis griech. = Eselskraut, Eselsfutter.

3) scandix griech. = Kamm, dieselbe Bedeutung lat. pecten.

und Heuborn. Der Mecklenburger nennt die Pflanze Ploogsteert (= Pflugschwanz), weil ihre langen Wurzeln beim Pflügen des Landes sich schweifartig an den Pflug zu hängen pflegen.

Mancherlei Benennungen hat das liebliche, schlanke Hochsommerblümchen Sumpfherzblatt, dem die Alten wegen seines häufigen Vorkommens auf dem klassischen Musenberge Parnaß den Namen Parnassia beilegten. Der Deutsche bringt die Pflanze, wenn auch nicht unmittelbar mit den Musen selbst, so doch mit den Musensöhnen zusammen, wenn er sie Studentenröschen und Studentenkraut nennt. Infolge ihrer Ähnlichkeit mit dem Leberblümchen wird sie in Ostpreußen geradezu so genannt, während sie ihren am häufigsten begegnenden Namen Herzblatt natürlich ihrer Blattform dankt. Fast unmittelbar am Grindelwaldgletscher traf der Verfasser das freundliche Blümchen an, das die Schweizer jener Gegend bezeichnend Eisblume nennen.

Was denkt man sich bei Nennung des deutschen Namens der Pflanze, welche ihren wissenschaftlichen entweder der heilkundigen Gemahlin des Mausolus, der karischen Fürstin Artemisia, oder der mit besonderer Heilkraft ausgestatteten Göttin Artemis[1]), oder endlich dem griech. ἀρτεμής = frisch, gesund, schuldet, des Beifuß? Das Wort ist eine volksetymologische Entstellung seiner ursprünglichen Gestalt. Althochdeutsch heißt es pîpôz,[2]) mhd. bîbôz, und ist abzuleiten von bôzen (= stoßen) mit Beziehung darauf, daß dieses Gewürz zu der Speise gestoßen wurde und noch heute (besonders zum Gänsebraten!) gestoßen wird. Wie Camerarius im Kräuterbuche berichtet, wird es ferner, zu Pulver gestoßen und mit Salz vermengt, dem Vieh zum Heilmittel wider den Husten, und „wann ein mensch mit einer Büchsenkugel geschossen worden, so nimb frischen beifuß, stoß ihn wol mit wein, drucke den saft heraus, davon gieb dem Verwundten des tages zweymal ein paar Löffelvoll zu trincken, und geuß auch ein wenig in die Wunden, es vertreibet des Pulvers schmertzliche Entzündung und ist eine gewisse Pulverlöschung." — Aus dem bîbôz ist unser Beifuß entstanden, eine Entstellung, deren Entstehung nicht nur lautlich sehr nahe liegt, sondern die auch noch durch den schon den Griechen und Plinius bekannten Aberglauben näher gelegt wurde, daß dieses Kraut, in den Schuhen (also bei Fuß!) getragen, beim Wandern jedwede Müdigkeit der Glieder

1) Brunfels: Sunt qui ab Artemide Artemisiam cognominatam putent, quoniam privatim medicatur feminarum malis. (Also besonders gegen Frauenkrankheiten.)

2) So in dem Basler Rezept des 8. Jahrhunderts. Müllenhof und Scherer, Denkmäler S. 174

verhindere, also den Gehenden immer frisch (ἀρτεμής) erhalte. Es ist das derselbe Aberglaube, der sonst nur noch vom Eisenkraut im Schwange ist, nur muß beides acht Tage vor oder nach Bartholomaei, wenn die Sonne im Zeichen der Jungfrau steht, gepflückt sein; auch vor den Bissen der Hunde und Schlangen macht der Besitz des Krautes sicher.[1]) Wie also aus dem Amboß (mhd. anebôz, ein Ding, auf das man bôzt, schlägt) im älteren Neuhochdeutsch auch Anfuß geworden ist, so aus bîbôz Beifuß.[2]) Die Pflanze wird auch der Johannisgürtel genannt, weil der Apostel sie am Gürtel getragen haben soll, natürlich ebenfalls, um beim Wandern nicht zu ermüden.[3]) Der Name des Johannes steckt auch in der niederländischen Benennung St. Janscruit, und noch heute werfen abergläubische Menschen das Kraut am Johannistage (24. Juni) unter besonderen Sprüchen ins Feuer und glauben dadurch irgend eines gegenwärtigen oder drohenden Unheils ledig zu werden. Die Benennung Sonnenwendgürtel endlich erscheint als identisch mit Johannisgürtel.

Eine Sonderart der Artemisia ist die Artemisia absinthium, unser Wermut. Der Tropfen Wermut, der in den Becher der Freude fällt, (oder, wie Hebel sagt, „in die Freudenbecher fließt") ist bekannt genug. Sollte die Pflanze daher genannt sein, weil ihre bittere Abkochung dem Vollgenusse der Becherfreude wehrend in den Weg tritt? Das Wort hat mit wehren nichts zu schaffen. Es heißt ahd. wermuota und wermuote und enthält, wie wir trotz Kluges Widerstreben annehmen, in seinem ersten Bestandteile das Wort warm und in seinem zweiten das noch öfter zu erwähnende ôd (= Schatz, Besitz, Kraft), dessen Umwandlung in uot auch anderwärts (Uodalrich der Schatzreiche = Ulrich) begegnet. Später ist das Wort volksetymologisch an muot angelehnt. Daß diese Artemisia in der alten Medizin als ein den Leib wärmendes Mittel gilt, daß sie also Wärmkraft besaß (unser Absinth!), weiß Lonicerus ganz genau: „Wermutkraut oder -blumen, in Speiß und Tranck genützt, bekömpt wol dem magen, macht däwen (= verdauen), erwermet den Leib, und treibet auß Gift und Gall." Daß sich indes allmählich im Volke das Bewußtsein der richtigen Ableitung auch des ersten Bestandteils verwischte, daß man begann, denselben anstatt mit warm vielfach mit Wurm in Verbindung zu bringen, ist die Folge der Heiltüchtigkeit des Krautes gegen diese Tiere. Gleich in einem der

1) Vergl. Busch a. a. O. S. 121.

2) Dasselbe Stammwort zeigt das thüring. und sächs. „Boßekel" ahd. ecchol, mhd. eckel = Stahl), der große Schmiedehammer, den der Leipziger Boßhammer nennt. Giebt es irgendwo die Benennung Fußekel?

3) Vielleicht Nachklang einer alt-arischen Göttersage.

nächsten Sätze giebt Lonicerus das etwas komplizierte Rezept: „Nimb vier Loth Wermut, Euforbii ein halb Loth, gebrand Hirtzhorn (Hirschhorn) ein Loth, thue darzu ein Loth Hasengallen, darunder gemischt Honig, darauß ein Pflaster gemacht, und das gelegt auff den Bauch, tödet die würm im Bauch." Heute freilich hat die kluge Hausmutter in ihrer Serblensaat (= semen cinae Zittwersamen[1]), von deren Namen sie durchaus nicht zu wissen braucht, daß er dem ahd. serawên, mhd. serven, heute in oberdeutscher Mundart serbeln = hinsiechen, absterben sein Dasein verdankt, ein vorzügliches und dabei bequemer zu beschaffendes Mittel gegen die Spulwürmer ihrer Kinder, in jener Zeit aber wurden diese Kuren zumeist nur unter Anwendung des Wermutsaftes gemacht, von dem man, fährt unser Gewährsmann fort, „den jungen kindern auff einmal drey oder vier Löffel voll geben soll, wann sie würm haben." Auch gegen Ohrwürmer war das Kraut von Nutzen „Wermutsafft vermengt mit Pfirsichkern und in die Ohren getriefft, tödet die würm darin." Was wunder, wenn bei solcher Wirksamkeit der Pflanze das Volk den Namen derselben an Wurm anzulehnen begann, wenn sie der Niederländer zu einem wormkruid und der Engländer gar mit Wandlung des muot zu wood (Holz) zu seinem wormwood sich umbildete? Die Pflanze heißt ferner Wiegenkraut und dankt diesen Namen den abergläubischen Menschen des Mittelalters, die sie in die Wiege zu legen pflegten, um einen sanften Schlaf ihrer Kinder herbeizuführen. Woher aber der zarte Mädchenname Else, den der Hesse der Pflanze giebt? Er ist gebildet von einer im Mittelalter neben Absinthium sich findenden Form Alsinthium, woraus in der Eifel Alsam und Als, in Hessen nach Umlaut des a in e Else entstand. Auffallend würde endlich des Schlesiers Benennung Grabekraut für die Pflanze sein, wenn wir nicht wüßten, daß Wermut, der bereits in heidnischer Zeit zu den Pflanzen gehörte, welche bei Leichenverbrennungen auf den Holzstoß gelegt wurden, in späterer, christlicher nicht selten die Bahre der Toten schmückte und schließlich auch gern auf das Grab derselben gepflanzt wurde. „Galt doch die Pflanze überhaupt als ein Symbol der Traurigkeit und Wehmut, wie auch aus einer alten Thüringer Chronik hervorgeht, in der es heißt: Im Jahre 1483 unternahmen zu Erfurt wegen einer anhaltenden Dürre und Teuerung 2316 Jungfrauen eine Prozession und trugen in ihrem aufgelösten Haar Wermut-Kränze." (Reling und Bohnhorst.)

---

1) Zittwer, übrigens auch eine Artemisia-Art, schon ahd. citawar. Als letzte Quelle gilt das zedwâr der Araber, durch welche die Zittwerwurzel in die europäische Heilkunde eingeführt wurde.

Nelken nennt der Volksmund auch Näglein:

> In meines bulen garten, (heißt es im Volksliede)
> Da stehn zwei blümelein,
> Das eine trägt muscaten,
> Das ander negelein;
> Die muscaten, die sind süße,
> Die negelein, die sind reß, (= scharf, beißend)
> Die gib ich meinem bulen,
> Daß er mein nicht vergeß.

Beide Worte (Näglein und Nelke) sind Verkleinerungsformen von Nagel, mit dessen breitem Kopf die aufgeblühte Nelke thatsächlich eine gewisse Ähnlichkeit hat,[1]) in den Augen des blumenliebenden Holländers eine so große, daß er die Pflanze geradezu nagelbloem nennt. Das altd. nagal wurde in seiner oberdeutschen Verkleinerungsform zu nagelîn, negilîn, Näglein, in seiner niederdeutschen zu nagelken, negelken, Nelken.[2]) Während übrigens heute die niederdeutsche Form die gebräuchlichste ist, war in der Schriftsprache des Mittelalters die oberdeutsche zumeist im Gebrauch. In der Umgangssprache des Süddeutschen sind natürlich die Näglein vorherrschend geblieben.

Das Chelidonium (griech. chelidōn = Schwalbe) ist am bekanntesten unter dem Namen Schwalbenwurz, den es, wie schon Simplicius Simplicissimus (1668) sagt, der Thatsache verdankt, daß „die Schwalben mit diesem Kraute die blöden (altd. blôdi = schwach) Augen ihrer Jungen damit artzneien sollen." Konrad von Megenberg kennt den Vorgang genau: „Ist, daß du den jungen Schwalben mit einer nadeln in die augen stichst, so bringet ir mutter zuhand (= sogleich) die blumen von dem kraut und helt die an ire augen, so kompt in (= ihnen) das gesicht wider." Ein Analogon wäre das Habichtskraut (Hieracium[3]), von dem Plinius in der hist. nat. XX, 7 das nämliche berichtet. Nach anderer Ansicht hat die Schwalbenwurz diesen Namen, weil die Pflanze bei Ankunft der Schwalben zu blühen, bei ihrem Weggange zu verblühen beginnen soll. Derartige Erklärungen sind sehr alt, sie sind von den Griechen auf die Römer und von diesen auf die heutigen Kulturvölker übergegangen. Von den Griechen hat sie Dioskorides II, 211, von den Römern Plinius hist. nat. VIII, 27 und XXV, 8. Der Name Schellkraut (nicht Schöllkraut) entwickelte sich natürlich aus chelidonium, während die Benennungen Goldwurz und Goldkraut von der goldfarbenen Wurzel der Pflanze, in der die Alchimisten des Mittelalters thatsächlich

1) Andere wollen den Namen von den langgenagelten Blumenkronenblättern der Pflanze herleiten.

2) Dieselbe Zusammenziehung des nagal (angels. nägel) im engl. nail.

3) Griech. ἱέραξ = Habicht.

Gold vermuteten,[1]) herrühren. Bei Delve heißt sie Swulskrut (= Geschwulstkraut), weil die Volksmedizin sie daselbst als Heilmittel bei Verbänden gebraucht. Ihrer gelbrötlichen Milch wegen nennt sie der Siebenbürger Trudemelch = Zaubermilch. Nun, auf Warzen soll diese Milch allerdings eine zauberhafte Wirkung ausüben, da man sagt, daß dieselben durch Beträufelung mit ihr sehr schnell verschwinden.[2]) Der Österreicher nennt die Pflanze Warzenkraut, er muß also wohl die „zauberhafte Wirkung" erprobt haben. Und gar die tirolischen Nobbler! Wenn man das Kraut im April oder September pflückt, um das Herz eines ganz gewöhnlichen Maulwurfs wickelt und solches bei sich trägt, so verleiht es übermenschliche Stärke, der kein Gegner widerstehen kann. Sicher ist ferner, daß der, welcher die Pflanze bei sich trägt, jeden Hader und Streit schlichten kann.[3])

Der erwähnte Simplicius Grimmelshausens giebt uns auch die Erklärung des Namens Türkenbund für das freundliche Lilium martagon[4]): Die wirklich auffallende Ähnlichkeit der Blumenkrone mit einem türkischen Bunde, d. h. Turban, hat ihn erzeugt. Des Landstreichers durchtriebenes Haupt selbst hatte zeitweilig gewisse Ähnlichkeit mit einem türkischen „Bund" zur Schau getragen. Er meint: „und weil ich paarhäuptig zu gehen pflegte, meine Haare aber von Natur krauß waren, hatte es das Ansehen, als wan ich einen Türkischen Bund aufgehabt hätte." Auch in der gelblichen Zwiebel des Türkenbunds witterten die Alchimisten die vielumfabelte „Kraft, die Metalle zu verändern" und Gold zu schaffen. Namen wie Goldwurz, Goldapfel deuten noch heute darauf hin. — Tutte le piante ed erbe, sagt Josef Pitré (Palermo) in seinen Appunti sulla medicina popolare, hanno, ciascuna per sè una speciale virtù.[5]) Also auch der Türkenbund. Seine Wurzel, ein wenig gekocht und in einem saubern Tüchlein getragen, heilt die Melancholie[6]) und die Besessenen. Zahnenden Kindern umgehängt erleichtert

1) Eine eigentümliche (an Centaurea erinnernde) Ableitung gaben die Alchimisten dem Worte Chelidonium selber, indem sie es in celi (= caeli) und donum (= Gabe, Geschenk) zerlegten und der Pflanze, in deren gelbem Safte sie alle vier Elemente mitsamt dem fabulosen Stein der Weisen vermuteten, somit den Namen „Himmelsgabe" schufen.

2) Dieselbe Kraft wird der Wolfsmilch zugeschrieben.

3) Friedreich, Symbolik und Mythologie der Natur 1859.

4) Lilium = Lilie, martagon vom lat. Mars und griech. ἄγειν = führen bringen, also etwa die Siegbringende; man hielt die Zwiebel für festmachend und siegwirkend.

5) Alle Pflanzen und Kräuter haben ihre eigentümliche Kraft.

6) Ältere Zeit verstand darunter nie den heute so genannten Gemütszustand, sondern faßte das Wort stets in seiner ursprünglichen Bedeutung als Krankheit der Galle, als „Schwarzgallsucht" auf, die nach Ansicht der Alten sich z. B. in einer übergroßen Furcht äußerte. Vergl. Hasenkraut, Erdrauch.

sie (wie die bekannteren „Zahnkorallen" der Päonie und die „Veilchenwurzel" der Iris florentina) das Zahnen. Außerdem schützt die Wurzel, wenn man sie in der Nacht bei sich trägt, vor aller Teufelei. Man kann selbige zu diesem Zwecke auch die ganze Lebenszeit gedörrt bei sich tragen, wenn man sonst Benötigung — und Lust dazu hat.

Daß der Steinsamen (Lithospermum[1]) und Steinbrech (Saxifragum[2]) ihre Namen von der Steinhärte ihres Samens tragen, behauptet zwar Dioskorides, giebt uns indessen gleich darauf bei Aufzählung der Tüchtigkeiten der Pflanze die richtigere Ableitung an die Hand, wenn er sagt: der Samen beider hat mit Wein gemischt die Kraft, gegen den Stein zu wirken. Auch Megenberg weiß das: wenn man des krauts wurtzel nimpt in wein, so bricht er den stein in der blasen.

„Es rauscht in den Schachtelhalmen", sagt trotz Scheffel füglich nur der Niederdeutsche, der nach seinem Brauche das f vor t gern zu h wandelt und so aus after achter, aus stift sticht, aus Schluft Schlucht, aus Schaft Schacht gemacht hat. Infolge seiner schaftartig ausziehbaren Stengelteile hat das Equisetum seinen Namen Schafthalm erhalten. Andere fanden andere Ähnlichkeiten heraus: der Grieche nannte die Pflanze Hippuris, d. h. Pferdeschwanz, und der Lateiner bildete das Wort nach in Equisetum (equus = Pferd, seta = Schwanz), sodaß es allerdings, wie Brunfels meint, „billicher pferd schwantz hüeß, oder pferd zagel, dann es ist gleich einem pferd schwantz, in höhe anderhalben ellenbogen hoch, vilen wol bekant." Wieder andere fanden das dem Acker verderbliche Kraut dem Katzenschwanz ähnlicher und nannten es Katzenzagel oder Katzenzahl, z. B. der Schlesier, der dabei das ursprüngliche zagel[3]) ebenso zu zahl zusammenzieht, wie er es bei Schöpfung seines Rübezahl (= Rübenschwanz) gethan. Dem Niederdeutschen wird der Katzenschwanz natürlich zum Kattensteert. Niederdeutsch ist auch die Benennung Duwenwok, das man nach meiner Ansicht mit Unrecht durch das sehr unklare Taubenrocken übersetzt hat. Ich erblicke in dem letzten Bestandteile lieber das ahd. wuochar, nd. wôker = Nutzen, Gewinn, charakterisiere also damit Duwenwok als ein Gewächs, aus welchem die Taube Nutzen, Gewinn, Nahrung zieht, welches sie mit Vorliebe aufsucht. Und die sonderbaren Benennungen Zinnkraut, Zinngras, Zinnheu? Sie danken ihre Entstehung demselben Hergange, welchem die thüringische Bezeichnung Scheuerkraut entsprang:

1) Griech. lithos = Stein, speiro = säe.
2) Lat. saxum Stein (Fels), frangere brechen.
3) Mhd. zagel z. B. noch im Sprichwort: Hoffnung läßt den Zagel nicht sinken. Engl. tail aus tägel, vergl. nail.

die Pflanze wird an schattiger Stelle (nicht am Feuer oder an der Sonne) getrocknet und hat dann den Vorzug, zum Scheuern von Zinngeräten verwandt, nicht, wie etwa Stroh, rissige Spuren zu hinterlassen. Der Mecklenburger endlich nennt die Pflanze Pipenstül nach der Ähnlichkeit ihres Schaftes mit einem aus einzelnen Teilen zusammengesetzten Pfeifenrohre, wie sie früher beliebter waren als jetzt.

Noch in der allerneuesten Zeit will man den Namen der Cochlearia[1]) armoracia lieber Mährrettich schreiben als Meerrettich, obwohl einmal die altdeutschen Formen meriratich, merratich deutlich genug reden dürften und obwohl ferner die Pflanze selbst an Meeresküsten (besonders im nördlichen Europa und an der Küste der Nieder-Bretagne, des alten Armorica[2]) und an Flußufern heimisch ist. Weil sie indessen im Englischen horseradish genannt wird, so hat man, ohne zu bedenken, daß horse in diesem Worte, wie in einzelnen anderen, z. B. horse-emmet (Roßameise), horse-leech (Roßegel), horse-mint (Roßminze) einfach der Verstärkung des Begriffes dient,[3]) mit dem es verbunden erscheint (im Gegensatze verkleinert chicken = Küchlein, Küken), einen Roßrettich, Mährrettich daraus machen wollen ...

Der Kohlrabi heißt mit dem heutigen botanischen Namen Brassica oleracea,[4]) während er bei den Alten Brassica rapa (brassica = Kohl, rapa = Rübe) hieß. Dieses rapa ist nun erhalten in dem letzten Wort der italienischen Benennung cavolo (lat. caulis = Kohl) rapa,[5]) das denn Kohlrübe bedeutet und als Kohlrabi in unsere Sprache übergegangen ist. Und wiederum wurde dieses rapa in unsere Sprache übernommen, als man mit seiner Hilfe die Worte Rapps, Rübenräpps und die beliebte Rapunzel schuf, „das ist so viel gesagt, als ein klein Rüblin." (Lonicerus.) Das rheinländische Kappes für Kohl geht auf das lat. caput = Kopf zurück.

Ein häßliches Kraut, das zottige Bilsenkraut, die Saubohne (griech. Hyoskyamos[6]), wie es in früherer Zeit häufiger genannt wird[7])

---

1) Lat. cochlear = Löffel wegen der Form der Wurzelblätter.

2) Daher der Beiname armoracia.

3) Vergl. Kuhn und Schleicher: Beiträge 5, 452. Fragments of two essays in english philology 1, 50 und zu chicken Hoppes engl.-deutsch. Suppl.-Lex. S. 68.

4) = krautartig von olus = Gemüse, Kohl.

5) Franz. chou-rave (Rettich vom lat. radix = Wurzel).

6) Lat. faba suilla. So genannt: sagt Brunfels, weil nach Helianus die Säue nach Genuß des Krautes Krämpfe bekommen. Indessen kennen sie auch ein Mittel dagegen: sie laufen zum Wasser, fressen Krebse und werden sofort wieder gesund (protinus saluti restituuntur).

7) Nur des Schlesiers Säukraut und des Ostfriesen Swinekrud erinnern noch daran.

— aber ein sehr interessanter Name. Zu Grunde liegt ihm ein indogermanischer Stamm: es heißt ahd. pilisa, belisa, griech. bilinuntía, kelt. belinuntia, russ. belena, poln. bielún und geht auf die Wurzel bal = töten zurück, wie sie sich auch in dem lateinischen Namen Belenus des keltischen Sonnengottes Beal findet. Belenus ist dem griechisch-römischen Sonnengotte Apollo entsprechend, dessen Strahlen nicht nur wohlthätig wirken, sondern auch häufig Seuchen hervorrufen, der also nicht nur der Gott des Lebens und der Heilkunde, sondern auch des Todes ist. Das Kraut des Beal würde man also etwa durch „todbringendes" übersetzen können, und diese Deutung würde für die sehr narkotisch-giftige und daher gefährliche Pflanze, die noch das 17. Jahrhundert Schlafkraut nannte, sehr passend sein. „Das Bilsenkraut," sagt Matthiolus, „mit seinen Blumen und Samen soll nicht in leib genommen werden, dann es nicht allein den Menschen, sondern auch dem Viehe schädlich und tödtlich ist", und Konrad von Megenberg meint ebenfalls: „Den samen soll man keim menschen zu essen geben, wann er tödt und bringt den siechtumb der vergessenheit, das ein mensch nur wil schlafen und vergißt vil dings." Auch die Funktionen des Gehirns werden durch seinen Genuß gestört, und **Dullkraut** nennt es der Mecklenburger. Das Gift des Krautes kannten bereits die Galler und bestrichen ihre Pfeile und Wurfspieße damit, um die Verwundungen derselben um so wirksamer zu machen. Auch der Vater Hamlets wird damit vergiftet:

> Da ich im Garten schlief, — — —
> Beschlich dein Oheim meine sichre Stunde
> Mit Saft verfluchten **Bilsenkrauts** im Fläschchen,
> Und träufelt in den Eingang meines Ohrs
> Das schwärende Gesäft, — — — (Hamlet I, 5.)

das denn

> „gerinnen macht das leichte, reine Blut."

Auch sonst wird mancherlei von der Pflanze gefabelt. „Die alten Weiber", sagt Lonicerus, „brauchen diß Kraut zu Zaubereyen, sy sagen, wer die wurtzel bey sich trägt, soll unverwundbar bleiben." Andere wieder benutzen das Kraut zu allerlei Liebeszauber:

> **Bilsenkraut** war's, das er aushob
> Aus der Erde, — — —

der Rattenfänger J. Wolffs, um durch seinen Zauber Reginens Herz zur Liebe zu entzünden. Übrigens wird das Kraut auch von einzelnen mit dem germanischen Bilwiß zusammengebracht, und das ist vielleicht insofern richtig, als in dem ersten Bestandteile des Namens dieses bösen Geistes das von uns als Grundstamm angenommene bal, bel enthalten

ist, denn die Ableitung Grimms (Myth. 440), nach welcher das Wort aequum sciens (bilwissen) bedeutet, läßt sich Mogks Untersuchungen des Bilwiß-Charakters gegenüber wohl schwerlich aufrechthalten.[1]) Der Bilwiß ist durchaus ein böses Prinzip, auf schwarzem Bocke reitet er durch das reifende Korn, und das Umrittene (oder Umgangene) ist ihm verfallen.[2]) So erscheint er in Webers „Dreizehnlinden“:

> Denn am Tag der Sonnenwende
> Sprengt beim Schall der Abendglocke
> Schattengleich der Bilwißreiter
> Durch die Flur auf schwarzem Bocke.

Trüffel (tuber cibarium[3]) und Kartoffel (solanum tuberosum) — wie verschieden in ihrer Substanz und wie so eigentlich dasselbe in der Bedeutung des Wortes! Die Italiener, zu denen die Kartoffel früher gelangte als zu den Völkern des Nordens, benannten sie wegen ihrer äußeren Ähnlichkeit mit der schon vorhandenen Trüffel mit dem Namen der letzteren tartufo — mailändisch tartuffol,[4]) venetianisch tartufola — ein Wort, das Ménage aus dem von Plinius für ein Knollengewächs gebrauchten terrae tuber ableitet. Das italienische Wort ging zunächst in das Deutsche über als Tartuffel, wie die amerikanische Frucht noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts (isländisch noch heute tartuflur,[5]) in welchem sie in Deutschland heimisch zu werden begann, genannt wurde,[6]) und ward sodann nach einer Entähnlichung (Dissimilation) der Laute zu unserer Kartuffel, Kartoffel. Eine Kürzung der Tartuffel ist das niederd. Tuffel, wie es z. B. in dem pommerschen Scherzreim erscheint: Tuffle un Melk frett de Elk (= Iltis). Die heutigen Italiener benennen die Kartoffel nicht sowohl pomo di terra

---

1) Pauls Grundriß der german. Philologie I, 5.

2) Simrock, Mythol. 421, ferner Leoprechting, Lechrain 19 und Perger, Pflanzensagen 98.

3) Lat. tuber = Trüffel, cibarius zur Speise dienend.

4) Volkstümlich daher auch bei uns noch der Kartoffel.

5) Pott, Forschungen II, III.

6) Die Benennung Tartuffel findet sich z. B. in der Beschreibung des Gartens zu Hessen (Braunschweig), welche der bestallte braunschweigische Gärtner Royer im Jahre 1648 herausgab. Damals wurden die Tartüffeln auch „ihrer schönen Blüte halber“ von braunschweigischen Gärtnern als „Zierpflanzen“ in den Lustgarten zu Berlin und dadurch in die Mark Brandenburg überhaupt gebracht. Thatsächlich ist die Kartoffel jahrzehntelang eine Gartenstaude geblieben, das Volk verschmähte sie lange Zeit und sah eine „Bosheit der Vornehmen darin, daß man ihm dieses Schweinefutter empfahl, während man doch wisse, daß die menschliche Nahrung in Korn, Hülsenfrüchten und Fleisch bestehe.“ Ausführlicheres darüber, sowie über die allmähliche Verbreitung der Kartoffel: M. v. Strantz, die Blumen, 1875.

= franz. pomme de terre = niederl. aard-appel, sondern weit häufiger mit dem wahrscheinlich auf eine amerikanische Benennung zurückgehenden Worte patata[1]) und seiner verkleinernden Weiterbildung patacchina. Auch diese beiden Worte sind auf die nordischen Völker übergegangen, dem patata entspricht das potato des Engländers und zu den patacchine stellen sich unsere mundartlichen Potaken und Pataken. Das sächsische Wort Erbern für Erdbirnen (zusammengezogen wie das ebenfalls mundartlich sich findende Grumbirn für Grundbirnen) ist der Benennung Erdapfel nachgebildet. Grumbirn (auch franz. crombir) hat z. B. der Allemanne: so sagt Hebel in seinem Schmelz-Ofen vom armen Ma

Er bringt e paar Grumbireli
Und leits ans Füür und brotet sie.

Der Wupperthaler hat die Benennungen Grumbeeren und Bünnerpel und muß die letztere von bünn = Rinde, Schale und pel = Pelle (lat. pellis), Haut[2]) ableiten. Einen eigentümlichen deutschen Namen versuchte man der Kartoffel im 17. Jahrhundert zu geben, indem man sie Grüblingbaum nannte und diesen Namen augenscheinlich von grubilôn, grübelen ableitete, also einen „Baum" damit bezeichnen wollte, der ausgegraben wird. Thatsächlich „grübelt" der Thüringer noch heute Kartoffeln „aus." Indessen hat sich dieser Name nur kurze Zeit gehalten, gar bald hat die unwiderstehliche „Kartoffel" allen Namenswettbewerb endgültig aus dem Felde geschlagen. — Was den wissenschaftlichen Namen der Kartoffel betrifft, so nennt sie der berühmte englische Botaniker Gerard, der sie von Drake erhalten haben soll und sie 1596 in seinem Garten zu London zog, Batata virginiana, da man Virginien für ihre Heimat hielt. Aber noch in demselben Jahre erhielt sie von Caspar Bauhin den Namen, welchen sie noch heute trägt: Solanum tuberosum esculentum, d. h. eßbarer knolliger Nachtschatten.

„Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens!" philosophiert der sterbende Talbot der Jungfrau von Orleans, ohne eine Ahnung zu haben, wie unrecht er damit diesen Göttern thut, und wie viel Mittel denselben zu Gebote stehen, die Dummheit des Individuums wie der Gesamtheit in „erhabene Vernunft, die lichthelle Tochter des göttlichen

1) Patatucchi (Kartoffelesser) wurden von den Italienern die Deutschen genannt. Bekanntlich konsumieren die letzteren auch heute noch die meisten Kartoffeln.

2) pellen = abschälen auch im Holländischen, engl. to pell, franz. peler. Daher auch Pellkartoffeln, d. h. zum Pellen (also mit der Schale) gekochte. Die Magdeburger Gegend macht einen durchgehenden Unterschied zwischen pellen und schälen, nur gekochte werden gepellt, rohe dagegen geschält. Vergl. Söhns: Parias der Sprache 116.

Hauptes“ umzuwandeln. Sogar der Mensch vermag das. Ein sehr einfaches Mittel zur Herbeiführung dieser ebenso nötigen als nützlichen Metamorphose, ein Mittel, das schneller, sicherer, gefahrloser und nachhaltiger wirkt als alle Belehrungs- und Aufklärungsversuche, ist die Anwendung des Pflänzleins — Gauchheil. Durch seinen bloßen Namen bezeugt es hinlänglich seine weltbeglückende Kraft. Eine Abkochung dieses lieblichen Ackerblümchens heilt den Gauch, den gouch des Mittelhochdeutschen, unseren Thoren und Narren. Das Wort ist übrigens als Bezeichnung eines thörichten Menschen bis in unser Jahrhundert hinein ziemlich häufig in Gebrauch gewesen, es kann also nicht wunder nehmen, wenn noch Lessing in der fünften Szene seines Nathan den eine unbesonnene That bereuenden Tempelherrn sich selber diesen Namen beilegen läßt. — Aber nicht nur den Verstand hell und klar zu machen,[1]) dient unser Kraut, es ist auch sonst noch zu mancherlei anderen Dingen gut: z. B. „so man es zu eingang des hauses auffhendet, werden dadurch allerlei gespenst vertrieben.“ (Matthiolus.) Ferner hilft eine Abkochung der Anagallis[2]) gegen Wassersucht, Bluten, Tobsucht, den Biß rasender Hunde, gegen Pestwunden, den „Stich“ der Schlangen und Nattern und macht endlich auch „die dunklen augen hell und lauter“: wie denn Jacobus Hollerius lib. I de moribus intern. cap. 21 berichtet, „daß ein wittwe zu Pariß mit dem aus rotem gauchheil distillirten wasser vielen geholffen habe, welchen Fell in den augen angefangen zu wachsen.“ Warum auch nicht? Hat sie doch davon früher auch den Namen Augenblüte geführt, und heißt sie doch noch heute infolge ihrer Allheilsamkeit dem Schlesier Heil aller Welt! Und wer will bezweifeln, daß die gesegnete Zeit dieses Heils nur eintreten kann, wenn das Hirn der Menschheit von Grund aus gesund ist? — Der Thüringer nennt die Pflanze Faule Magd, und die Mundart Fritz Reuters weiß sogar in ihrer Benennung Fule Lis das nomen odiosum dieser Magd anzugeben. Freilich, der dem early to rise am meisten anhangende Landmann hat es längst bemerkt, wie das kleine träge Blümchen eins der letzten ist unter allen, die am Morgen, von der Sonne geweckt, das Auge öffnen nach erquickendem Schlummer — um 9 Uhr erst, wie der Augsburger in seiner Benennung Neuner-

1) Vergl. Nieswurz, Rosmarin, Odermennig.

2) Nach Linné vom griech. ἀναγελάω lache, weil die Pflanze als Mittel zur Erregung der Munterkeit galt. Das würde sich in gewisser Hinsicht zum Namen Gauchheil stellen. Andere wollen das Wort ableiten vom griech. ἀνά und ἀγάλλω ziere, „wieder zieren“, weil sie im Herbst noch einmal zu blühen beginne.

blumle und der Schweizer in Nüniblümli behauptet —, just wie eine faule Magd. Und bisweilen öffnet es sein Auge überhaupt nicht und verdient dann sehr wohl seinen österreichischen Namen Nifelkraut, der, da altd. nipfen, niffen = schlafen ist, die Kleine einfach als Schlafkraut hinstellt. Diese Schlafzeit tritt besonders dann ein, wenn die Luft mit Wasserdämpfen derartig gesättigt ist, daß baldiger Regen die Folge wird, und auf diese Wahrnehmung hin ist sie denn auch dem Engländer geradezu das „poor mans weatherglass", das Wetterglas des armen Mannes. Daß die Anagallis in Schlesien auch roter Meier oder rote Miere genannt wird, ist die Folge davon, daß sie im Mittelalter mit der Stellaria media, dem weißen Meier,[1]) häufig identifiziert wurde. Derselben Ursache dankt sie natürlich auch ihren in Siebenbürgen bräuchlichen Namen Hienendarm d. h. Hühnerdarm.

Daß uns Pflanzen in oder um Familienwappen begegnen, ist keine Seltenheit. So schmiegt sich die Raute (ursprünglich Christi Dornenkrone) traulich an den Schrägbalken des sächsischen Wappens, so hat das bourbonische Frankreich das Symbol der Unschuld und Schönheit, die bekannten Lilien, die einst in der Schlacht bei Zülpich, in welcher Chlodowech sozusagen Christ wurde, ein Engel vom Himmel ihm gebracht haben soll, die indessen ursprünglich nichts Anderes sind, als die für Blumen gehaltenen Lanzenspitzen, wie sie sich auf dem Grabe des Merowingers Dagobert in St. Denis vorfanden: so trug ferner das Wappenschild des vom Jahre 1154—1399 in England regierenden Hauses Anjou, seitdem sein Ahnherr, des Königs Fulko von Jerusalem Sohn Gottfried, mit einer gewissen Vorliebe einen Zweig der planta genista an seinem Helme zu befestigen pflegte, einen Ginsterzweig, nach welchem das Regentenhaus später den Beinamen Plantagenet erhalten,[2]) und so hat endlich auch eines der berühmtesten Wappen unserer Tage eine Wappenblume aufzuweisen, die, so einfach sie in Wirklichkeit ist, schon heute so umrankt von dem Moosgeflecht der Sage erscheint, daß es

---

1) Verderbt aus Miere.

2) Nach anderen, weil ein Anjou auf seinem Zuge nach dem heiligen Lande sich verschiedentlich mit Ginster geißeln ließ. Von Ginster stammt das volkstümliche (thüringische) Ginst = Wirrnis. Die Pflanze heißt auch Pfriemenkraut und wird in dieser Benennung zumeist irrtümlich volksetymologisch zur Pfrieme gezogen. Das ursprüngliche Wort ist am besten zu erkennen im engl. broom, wie es auch in unserer Brombeere (= Beere eines dornigen Strauches) und im ahd. brâma, niederd. brem = Dornstrauch steckt. Dieses Pfriemenkraut aber stecken die Mädchen in die Schuhe, wenn ihnen ihr Liebster begegnen soll. — 1234 gründete Ludwig der Heilige von Frankreich einen Orden von der Ginsterblume, dessen Ritter eine Ginsterblumenkette trugen. Ginster ist natürlich aus genista entstanden, deßten Ableitung unklar ist.

nötig sein dürfte, ab und zu einmal des einfachen Thatbestandes zu gedenken:

> Das Wegekraut sollt stehen lân,
> Hüt dich, Jung', 's sind Nesseln dran!

Wer kennt sie nicht, die allerdings sehr bezeichnenden Worte, wie sie auf Grund der mißverstandenen oder mißgedeuteten Wappenblume unseres Bismarck in neuester Zeit entstanden und bereits so gäng und gäbe geworden sind? Allein wo bleibt dieses „Wegekraut", wenn wir dasselbe unter die naturwissenschaftliche Lupe nehmen? „Das Wappenbild ist ein Kleeblatt, zwischen dessen drei rundlichen Blättern dreizackige Eichenblätter mit nach außen gekehrten Spitzen hervorragen," teilt uns Fedor von Köppen in seinem vortrefflichen „Fürst Bismarck" mit. Indes dieses Eichelkleeblatt erschien nach den großen Thaten des gewaltigen Mannes doch als gar zu einfaches, wenig deutsames Wappenbild, und es wurde infolgedessen eine ganz neue Pflanze aus demselben geschaffen, die denn reicherer Deutung fähig war und bei der es wenig ausmachte, daß sie in keinem naturwissenschaftlichen Buche zu finden war — ein mit Nesseln versehenes Wegekraut!

Ein Wegekraut giebt es also nicht, wohl aber eine Wegwarte (Cichorium intybus[1]), eines der poetischsten Pflänzchen der ganzen Natur. Welch eine Fülle der Poesie in der Erklärung des Namens! Der Volksglaube des 16. Jahrhunderts, den das Gedicht „Wegwarte" von Julius Wolff in sinnige Verse gekleidet, läßt die Pflanze ursprünglich eine Jungfrau sein, deren Jüngling in die Ferne gezogen[2]) und die nun Tag für Tag am Wege gestanden und weit hinausgeschaut habe mit ihren großen blauen Augen, um den Heimkehrenden zu erspähen. Allein nimmer habe er sich zeigen wollen, und zuletzt habe man — wahrscheinlich der unvermeidliche harte Vater — in sie gedrungen, doch endlich dem Weinen und Härmen ein Ende zu machen und einer neuen Minne ihr Herz zu erschließen. Da aber soll sie in Thränen zerfließend ausgerufen haben:

> Eh als ich laß das Weinen stehn,
> Will ich lieber auf die Wegscheid gehn,
> Ein Feldblum dort zu werden.

Und siehe — in altklassischer Weise erbarmt sich die Gottheit ihrer, sie wird in unsere Wegwartblume verwandelt, und noch heute schaut

---

1) Cichorium geht nach einigen auf ein arab. Wort zurück, nach anderen auf die griech. κίω = gehe und χωρίον = freier Platz, Ackerland. Das letztere würde sich zu Wegwarte gut stellen. intybus soll auf griech. ἔντομος = eingeschnitten (Blattform) zurückgehen.

2) Nach Warnke zieht er in den Krieg und fällt in demselben. Etwas abweichend Perger 125.

die blauäugige Wegpflanze sehnsüchtig die Straße entlang in die Ferne, als wenn sie noch immer des Geliebten warte: denn, fährt die Sage fort, sobald er heimkehrt, wird sie entzaubert werden und zu neuem Menschenleben erwachen. — Etwas modifiziert erscheint die Sage im Munde des Ostpreußen, der die Jungfrau infolge des Fluches des Vaters verwandelt werden läßt und die Verwandelte daher auch Verfluchte Jungfer nennt.[1]) — Wieder eine andere Sage bringt die Pflanze mit dem Gotte selber in Beziehung. „Als noch, verkannt und sehr gering, unser Herrgott auf der Erde ging," sei er einstmals auch, von Durst geplagt, einem Hause genaht, aus dem ein stolzer Mädchenkopf herausgeschaut. Und als er nun das Mädchen um einen Trunk Wasser gebeten, da habe sie ihn mit spöttlichen Worten von der Thür gewiesen und ihm bedeutet, daß er vom Fenster sich hinwegtrollen solle, weil er ihr, die nach ihrem Bräutigam ausschaue, die Aussicht versperre. Da habe der Herr einen schmerzlichen Blick gen Himmel geworfen und sei weiter zum Nachbarhause gegangen. Als aber kurze Zeit darauf der Bräutigam an das Haus des schönen Mädchens gekommen, da habe er sie nicht mehr gefunden, und nur eine schlanke, hartstenglichte Blume, wie er sie zuvor niemals gesehen, habe vor ihrer Thür am Wege gestanden und ihn gar seltsam traurig mit ihrem blauen Blumenauge angeschaut. Es sei das stolze Mädchen gewesen, das wegen seiner Hartherzigkeit in die Pflanze verwandelt sei und nun am Wege warten müsse, bis der Herr der Welt einst wiederkommen werde, auch sie zu erlösen. — — Der mittelalterliche botanische Name der Pflanze war solsequium majus,[2]) und er war ihr gegeben, weil man glaubte, daß in heliotropischer Weise „ihre Blumen sich allewege nach der Sonne wendeten"; daher nennt sie Brunfels geradezu Sonnenblume und der Thüringer noch heute Sonnenwedel und Sonnendraht. Im übrigen darf wunder nehmen, daß keine einzige Gegend Deutschlands die Pflanze nach der ihr eigentümlichen Wirksamkeit gegen die Schwäche der Augen benennt, auf die sich beziehend das Volkslied von ihr singt:

Das edle Kraut Wegwarten
Macht guten Augenschein.

Ausführlicher beschreibt der gelehrte Lonicerus die Heilkraft der Pflanze, wenn er meint, daß die „Wegweißblumen, des morgens gesamlet und gebrandt zu wasser, dienen zu viel krankheiten des auges

1) Eine besonders dem Landvolk bekannte Sage verallgemeinert die Metamorphose. Nach ihr sind alle Wegwarten früher einmal Menschen gewesen, und zwar die blauen, überaus häufigen, böse, die weißen und sehr seltenen, gute.
2) Lat. sol = Sonne, sequi folgen.

als für geschwür, dunkelung, für fell und flecken der augen, für den nagel und andere krankheiten mehr." Dabei dürfte zum Schluß noch eines Namens der Pflanze zu gedenken sein, der, auf seltsame Weise geschaffen, nur ein äußerst kurzes Leben gehabt hat. Die Litteratur[1]) kennt einen Hamburger Advokaten mit Namen Heinrich Knaust, der im 16. Jahrhundert ein Handwerk daraus machte, die weltlichen „unnützen und schandbaren Liedlein" in Kirchenlieder umzuwandeln, sie, wie er es nannte, „christlich, moraliter und sittlich zu verendern." Auch das obige Sprüchlein erschien ihm allzu weltlich, und er wandelte es daher mit völliger Änderung des Namens und der Wirkung sehr unverständigen Herzens um in

Das edle kraut Gottswarten
Gibt trost der seele dein.

So schuf sich dieser wackere Plagiator „von Methode" eine ganz neue Benennung des Krautes, dem man nun freilich schwerlich eine absonderliche Wirkung auf die Seele zusprechen kann: eher ist es nach Lonicerus „gut der hitzigen Lebern und stärckets Hertz." — Was sonst von dem Cichorium zu sagen ist, vor allem, daß seine Wurzel als Surrogat zum Cichorienkaffee benutzt wird, wer wüßte es nicht? Besonders zur Zeit der Napoleonischen Kontinentalsperre war sie ein gesuchter Gegenstand und der beste Ersatz für den durch den fränkischen Imperator verteuerten Kaffee; und seit dieser Zeit hat sie sich — in vielen Ländern besonders kultiviert — hauptsächlich in den ärmeren Klassen der menschlichen Gesellschaft wahrhaft heimisch gemacht. Sie wird dem „Blümchen" zugesetzt, um ihm die beliebte braune Farbe zu verleihen. Ein „Päckchen Cichorien" genügt für viele, viele Kannen. Die Alten verwandten die Wegwarte — wie noch heute die Griechen — als Gemüse, mit Öl und Essig als Salat, und besonders als Abkochung zur Frühlingskur.

„Sauer macht lustig," meint das sehr bekannte Sprichwort, dessen hohes Alter sich schon daraus ergiebt, daß bereits der 1485 zu Mainz erschienene Hortus sanitatis es, und noch dazu in Anlehnung an eine griechisch-römische Quelle, mit den Worten anführt: „Der meister Serapio spricht, daz suer ampfer gessen verdirbet den unlust und machet den menschen lustig — zu essen." Zum Lieben nicht: im Gegenteil, in jenen Zeiten, in denen man noch Liebestränke braute, wußte man das Sauerampfer als wirksames Gegenmittel zu schätzen. In derselben Zeit bestrich man auch die Waffen mit dem Ampfer, um sie dadurch zu feien. Wenn das Kraut daneben auch noch die anerkennenswerte Tüchtigkeit besitzt, die „spöllworm zu verdriben," wenn

1) Vergl. Fr. Hirsch, Littgesch. S. 253 und Goedeke S. 198.

es ferner „in einem solath[1]) mit essig die swynnigkeit (Krankheit durch Entweichung der Säfte) der gallen zu überwynden nutzet", so ist doch alles dieses nur gering anzuschlagen gegen seine letzte menschenbeglückende Wirkung wider eine der häufigsten Krankheiten des (besonders jüngeren) Menschengeschlechts, wie sie unser liebenswürdiger Hortus in die einfachen Worte zusammenfaßt: „des suer ampfer safft genutzt ist gut widder die drunckenheit." Probatum! — Übrigens steht die Etymologie des Namens der Pflanze ganz im Einklang mit ihrem nichts weniger als angenehmen Geschmacke: sie bezeichnet ein bitteres, scharfes (ahd. ampharo) Sauer, setzt also in Sauer-ampfer zwei Worte fast desselben Sinnes zusammen, die denn natürlich schon durch diese äußere Zusammensetzung die innewohnende Doppelkraft bekunden. — Eine eigentümliche Rolle spielte der Sauerampfer im Mittelalter beim Judeneide. Bei diesem lautete die Vorschrift: Streue Sauerampfer zweimal vom Kopf aus im Umkreis seiner Füße; wenn er schwört, soll er da stehen und in seiner Hand die fünf Bücher Mose halten gemäß seinem Gesetze, und wenn man sie nicht hebräisch haben kann, so soll er sie lateinisch haben.

Der Glarner benennt den Rumex[2]) Blatsche, also mit einer Verstümmelung des mittelalterlichen Lapacia, das seinerseits der griechischen Benennung λάπαθον (von λαπάζω = abführen, purgieren) nachgebildet ist, der Oldenburger heißt das Kraut Kuckucksbrot, der Märker Sûrblot und wird es in dieser Benennung auf das altslavische plat (= Lappen, lappenförmiges Blatt) zurückleiten müssen. Auf seine Eigentümlichkeit, Hunger zu erregen, geht des Schlesiers Hungerkraut und auf die besondere Heiltüchtigkeit einer Abkochung der Pflanze des Thüringers Bezeichnung Grindkraut.

Ungefähr die entgegengesetzte Wirkung auf die Stimmung des Menschen, wie sie dem Sauerampfer zugeschrieben wird, äußert die Zwiebel, von der der Hortus kurzweg berichtet, daß „zwobeln synt dem magen schade und brengen unlust." Die Zwiebel ist von altem Geschlecht. Der Verkleinerungsform der lat. cepa, der altröm. cepula (ital. cipolla, frz. ciboule) verdanken wir sie, die zunächst zum altd. zwibolle und zibolle und dann zu unserer Zwiebel oder mundartlich Zibbel (Provinz Sachsen, Anhalt, Hessen, Holstein) geworden ist.[3]) Daß man sie aber

1) Bekanntlich wird auch heute noch das Kraut — eine Lieblingsspeise der Kinder — zur Zubereitung von Salat und gewissen Suppen verwandt.

2) Lat. = Geschoß. Von den Römern so genannt nach den pfeilförmigen Blättern einzelner Arten.

3) Dän. swible, niederl. ui aus latein. unio, eine Zwiebelart, bestehend aus einer einzigen (unus) Zwiebel ohne Nebenbollen. Daher auch engl. union und franz. oignon.

auch im alten Germanien lange vor der Bekanntschaft mit den Römern kannte, beweist das ahd. zwibolle dem zur Genüge, der sich bewußt ist, daß der Germane eigentlich bei Bildung dieses Wortes seine eigene ursprüngliche Benennung der Pflanze mit dem fremden cepula vermischte, d. h. das römische cepula mit seiner einheimischen polla[1]) — Kugel, Knolle, mit seiner Bolle, wie sie auch heute noch in verschiedenen Mundarten sich unverdrängbar gehalten. Also aus einer Vermischung der altgermanischen polla mit der röm. cepula ist zwibolle hervorgegangen. Allen Haarkünstlern aber und solchen, die es mit dem Anpreisen von Haarwuchsmitteln nicht über den Charlatanismus hinausgebracht haben, empfehlen wir zum Schluß unseres Hortus untrügliches Rezept: „welcher mit zwobeln strichet die kale stat, machet do selbest hare wachsen," eine Procedur, bei der übrigens die roten Zwiebeln noch unfehlbarer sein sollen als die weißen! — — In der Gegend von Wien dient die Zwiebel als Wetterprophet für das ganze Jahr. Man legt vor der Neujahrsmesse 12 salzgefüllte Zwiebelschalen auf den Tisch und untersucht sie nach der Messe: je nachdem nun das Salz sich trocken gehalten oder geschmolzen, wird der betreffende Monat trocken oder naß sein. Den Ägyptern galt die Zwiebel (schon ahd. auch der Zwiebel, noch bei Schiller[2]) als heilig, seitdem Dictys, ein Liebling der Isis, nach einer Zwiebel greifend, in den Nil gestürzt und ertrunken war.

Zu den Alliumarten gehört auch der Knoblauch, den man bis tief in unser Jahrhundert in ableitlichen Zusammenhang mit dem Knopfe brachte, dem die Knollen dieser Lauchart ähnlich sehen sollten. Nachdem indes die Sprachforschung ein Klobelauch als alte Nebenform des Wortes gefunden, ist man allgemein der Ansicht, daß der erste Bestandteil des Wortes nicht im Knopfe zu suchen sei, sondern in dem altd. Worte klioban (agſ. cleófan, engl. cleave = spalten), sodaß das aus dem ursprünglichen Kloblauch zu Knoblauch entstellte Wort folgerecht nur den gespaltenen Lauch bedeuten würde, den Lauch, dessen Wurzelknopf in sogenannte Zehen (engl. cloves) gespalten ist.[3]) So hat das niederd. Chronicon luneburgiense das ursprüngliche Wort, wenn es S. 1349 der Wahl des „Knoblauchskönigs" Hermann von Salm (Gegenkönigs

1) Griech. bolbós, lat. bulbus, daher engl. bulb.

2) Kapuzinerpredigt:

Auf das Unrecht, da folgt das Übel,
Wie die Thrän' auf den herben Zwiebel.

3) Derselbe Vorgang der Entähnlichung (Dissimilation) liegt der Verwandlung des mhd. kliubel in unser Knäuel zu Grunde. Zu klioban vergl. übrigens das heutige niederd. klöven = teilen und den Wortklauber, d. h. -spalter.

Heinrichs IV.) mit der Äußerung gedenkt: Herman was gekoren to Isleve (Eisleben) dar dat clufloc wazzet; he was ok koning clufloc geheten. — Auch der Knoblauch war, wie die Zwiebel, den Ägyptern (und Indern) heilig, beide Pflanzen riefen sie nach Plinius an beim Schwur. Sie zu entweihen, indem man sie „mit Zähnen zerkaute", galt als Frevel. Juvenal weiß sich als Erzspötter des Witzes selbst bei so heiligen Dingen nicht zu enthalten:

O fromm-seliges Volk, dem Götter ersprießen im Garten!

meint er spöttelnd. Übrigens bekannten sich nur Priester und Frömmlinge zu so hochgradiger Enthaltsamkeit, das Volk kümmerte sich wenig darum: beim Bau der Pyramide des Cheops haben die Arbeiter für nicht weniger als 1600 Talente (etwa 2½ Millionen Thaler) Zwiebeln, Knoblauch (und Rüben) vertilgt. Wenn endlich das israelitische Volk, bekanntlich noch heute ein lebhafter Verehrer von Knoblauch und Zwiebeln, sich bei dem unaufhörlichen und daher langweiligen Manna außer nach den Fleischtöpfen Ägyptens auch nach „Knoblauch und Zwiebeln" zurücksehnt (4. Moses 11, 5), so darf man nicht vergessen, daß ihm der Genuß der beiden ursprünglich schon aus Gesundheitsrücksichten geboten war. Schon Moses soll den Genuß der Zwiebel geboten haben, und das dem Knoblauch innewohnende Schwefelallyl gilt noch heute dem Orientreisenden als ein Universalmittel. Übrigens hielten auch die Griechen die Lauchzwiebel in Ehren. „An dem Feste der Theoxenien in Delphi, die gleichsam ein Gastmahl Apollos darstellten, das er den Göttern darbot, erhielt derjenige, welcher die größte Lauchzwiebel in den Tempel des Pythiers brachte, eine Gabe von dem Opferschmause der Priester." Ilias und Odyssee kennen sie, in der ersteren erscheint sie als Beiessen zum Mischtrank, und seitdem sie die vor der Geburt der göttlichen Zwillinge an Appetitlosigkeit leidende Latona von diesem Übel befreite, galt sie ihr als heilig. Daß sie beim Volke sehr beliebt war, bezeugen wiederholt die Komödien des Aristophanes. Eine Brühe aus Knoblauch und Salz gehörte zu den Volksgerichten der alten Griechen. Ähnlich war es bei den Römern, und noch heute lieben so Griechen, wie Italiener Zwiebeln und Knoblauch. Allen voran aber der stolze Spanier in seinem Nationalgerichte, dem Gaspacho.[1])

Und die Schalotte? Sie dankt natürlich ihren Namen der altehrwürdigen Stadt des schwarzen Walfisches, die sie ihre Heimat nennen darf, ist natürlich aus ascalonicum entstanden, und Theophrast ist es, der sie zuerst beschrieben.

---

1) Darüber M. v. Strantz: Unsere Gemüse 1877.

Ein Allium ist auch der Gladiolus palustris (= Sumpf-Schwertel, Blätter schwertförmig) genannte Allermannsharnisch, der früher den Namen Allium victorialis — ein g'rechter Botanikus kümmert sich bekanntlich wenig um die Geschlechter — d. h. Sieglauch führte. Beide Namen entstammen natürlich demselben Aberglauben, nach dem „die gemeinen Leute der Wurzel übernatürliche Kräfte zuschreiben, sie wie ein Amulet bei sich tragen und glauben, daß sie hieb-, stich- und schußfest mache."[1]) Weil also das Kraut, von Kriegsleuten um den Hals getragen, vor Wunden schützte, „darumb", meint der alte Hieronymus Brunschwyg in seiner Kunst der Destillirung[2]), „wirt es Siegwurtz oder Aller Manns Harnescht genannt." Mit letzterem Namen besonders auch deshalb, weil seine „wurtzel überzogen ist von härlein in gestalt eines Panzers." Das Volk hängt mit großer Zähigkeit an derartigen Überkommenschaften des Aberglaubens. In der Januarsitzung des Botanischen Vereins der Provinz Brandenburg aus dem Jahre 1892 wird von Dr. Beyer folgendes berichtet: Im Juli 1870 kam eine Frau in großer Aufregung in den hiesigen botanischen Garten (Berlin) und verlangte die Wurzel, die unverwundbar macht. Die hätte ihr Sohn schon im dänischen Kriege und 1866 mitgehabt und wäre dadurch unversehrt geblieben; nun solle er sie wieder mitnehmen. Man wußte nicht, welche Wurzel sie meinte, bis ein Gärtnerbursche darauf kam, daß es Allermannsharnisch sein möchte und ihn holte. Damit eilte sie dann sehr erfreut nach dem Anhalter Bahnhof, kam aber zu spät. Der Truppenteil, bei dem sich ihr Sohn befand, war, als sie ankam, schon abgefahren nach dem Kriegsschauplatz zu. Ihr Sohn fiel bei Gravelotte, und sie läßt sich heute noch nicht ausreden, daß er am Leben geblieben wäre, wenn er die Zauberwurzel bei sich gehabt hätte. „So sehr aufgeklärt ist ja unsere Zeit überhaupt nicht," schließt der Bericht. — Wo man die Siegwurz in den Sennhütten der Alpen antrifft, soll sie gegen Behexung und Zauberei dienen, im übrigen gebraucht man sie auch gegen den Alp und bindet sie um den Leib zur Verhütung von Krampf und Zahnweh. Bergleute schützt sie vor bösen Wettern, und Diebe bannt sie. Wenn man sie unter die Hausschwelle eingräbt, kommt nichts Böses ins Haus. Und noch etwas von Bedeutung: Findet (in der Harzer Gegend) ein Mädchen am Mariähimmelfahrtstage (15. August) die Siegwurz, so kommt sie sicherlich noch in demselben Jahre „unter die Haube", sollte aber gerade bei ihr einmal eine Ausnahme stattfinden, so ruft sie mit grimmiger Resignation:

---

1) Graumüller: System. Verzeichnis wilder Pflanzen 1803.
2) Straßburg 1500.

Dat Allermannsharnisch, dat böse Krût,
Dat hebb ik esocht un bin doch kine Brût! [1])

Wenn nun aber das Menschenkind durch den Genuß der Zwiebelwächse in tiefe Unlust und Melancholie versunken ist, so beherzige es wohl des alten Hieronymus Bock hochweisen Ausspruch: „Ertrauch nympt von dem menschen die melancholey!" [2]) Und woher hat dieses unscheinbare und doch so hochwichtige Kraut seinen Namen? „Fumus terrae", sagt der Hortus, „heißet darumb ertrauch, wan (= denn, weil) es wechset uff der erden von dem groben dampff (fumus) des ertrichs und steet uff dem ertrich gleicherwyse, als rauch, der über sich gât." Aufgeklärter ist bereits der berühmte Namensvater unserer Fuchsien, welcher meint, daß dieser grobe Dampf des Erdreichs für das Emporschießen der Pflanze durchaus keine conditio sine qua non sei, sondern daß das Kraut „auch sonst vom samen auffgeht, wo er hin fellt." Jedenfalls hat es seinen Namen von der Eigentümlichkeit seiner Blätter und Blüten, den Staub des Ackers festzuhalten, der denn in trockener Sommerzeit wie Rauch von der Pflanze emporwirbelt, wenn sie stark erschüttert wird. Der Göttinger nennt das Kraut Ronnenrök (= rauch), und der Mecklenburger hat sich aus der mittelalterlichen Benennung Fumiterra ein Fimstart gebildet, wie man sieht, mit Anlehnung an sein heimisches start = Schwanz. Daß eine Abkochung der offizinellen Pflanze wegen ihres Kaligehaltes gut gegen Magenschwäche und Verstopfungen sei, wissen die Alten nicht, wohl aber wird es fast von allen den Podagristen auf das Dringlichste empfohlen, denn, vermeldet Hieronymus Tragus, „für das podogram nim 2 quintyn Hermodactili, das syn zytlosen (Colchicum), und thu die gepulvert under den safft des ertrauchs und syde das und lege das uff die füße, benimt ohne zweifel das podogram." Auch in unserer aufgeklärten Zeit?

Ein ferneres untrügliches Mittel gegen die Melancholie ist die Crepis tectorum, unser Hasenkraut oder Hasenstrauch, „wan diß kraut hat macht über die melancoly." Und das sieht man am klärlichsten an Freund Lampe, der trotz seiner landläufigen Zaghaftigkeit den Mut gehabt hat, dem Kraute seinen Namen aufzudrücken: „wan so der hase darunder ist, so forcht er sich nit und duncket sich gantz sicher [3]), wan

---

1) Daraufhin ergeht denn wohl die spöttische Aufforderung an sie:

Lotte, gieb den Küken was,
Laß die Glucke saufen.
Trau den Junggesellen nicht,
Laß sie alle laufen! (Schreck, Harzsitten und Bräuche.)

2) Über die Bedeutung des Wortes vergl. Türkenbund.

3) Daher nannten die Alten das Kraut auch Palatium leporis = Hasensitz.

diß kraut hat macht über die melancoly. Nu ist keyn dier als (= also) gar ein melancolicus, als der hase und darumb mag ein ieglicher melancolicus, der sich forcht von natur, diß krut by im dragen, es gibt im von natur ein unverzeglich hertz." Und unserer heutigen Pharmacie ist dies Kraut, das in gewissen Lebenslagen und Zeitumständen, z. B. bei bevorstehenden Prüfungen, bei einbrechenden Kriegen von ganz ungeheuerlicher Wirkung sein könnte, nicht einmal offizinell! Weh dir, daß du ein Enkel bist!

Mit Erwähnung der „zytlosen", die nach Dioskorides deshalb Colchicum genannt sein soll, weil sie die sagenbekannte Landschaft Colchis ihre Heimat nennen kann, kommen wir zu einer der lockendsten, verführerischsten, aber auch gefährlichsten Giftpflanzen. Zu einer Zeit blühend, in der fast alle übrigen Kinder der Wiese Abschied genommen haben — daher der Name Zeitlose, d. h. sich nicht an die eigentliche Blütezeit der Blumen Kehrende[1]) — wird sie besonders der blumenliebenden Kinderwelt gefährlich. Nach der Sage dankt sie ihre Entstehung der Medea. Von dem Zaubertranke, mit dem diese den alten Äson, Jasons, ihres Gemahls, Vater verjüngte und zu dem sie alle möglichen Kräuter neun Nächte lang im Gebirge gesammelt hatte, fielen einige Tropfen zur Erde und erzeugten urplötzlich das Giftkraut. Für so giftig hielten die Alten das Kraut, daß sie es Ephemeron, d. h. das an einem Tage den Tod herbeiführende nannten. Die Zeitlose hat mancherlei Benennungen im Volke: In Göttingen heißt sie Haneklötenblaume, in Schwaben Lausblume (sie soll die Läuse vertreiben) und Spinnerin,[2]) im Elsaß Mattensaffran, in Schlesien Michelsblume (weil sie um Michaelis blüht; eben deshalb auch Schulblume, d. h die zu Beginn der Schule nach den Michaelisferien blühende), in der Eifel Wiesenhahn und in Thüringen endlich Ochsenpinsel. Die mittelalterlichen Botaniker nannten sie Hermodactylus (Hermodatteln) und besonders Filius ante patrem (= Sohn vor dem Vater), weil sie mit Staunen bemerkten, daß die Pflanze zuvörderst — im Frühling — Früchte, und erst viel später — im Herbst — die Blüte entwickle.

Welch eine Pflanze trägt im Frühling ihren Samen,
Da ihre Blüten erst hervor im Herbste kamen?
Die Zeitlos' ist hierin der Blumen Widerspiel,
Daß sie am Anfang ist, wo jene sind am Ziel. (Rückert.)

---

1) Zu dem Namen vergl. Krause: Niederd. Jahrbuch. XV, 44—50.

2) Nach Ansicht des Volkes spinnt sie die zur Herbstzeit, also zur Zeit ihrer Blüte, dahinfliegenden weißen Spinnenfäden, den sog. Altweibersommer. Ursprünglich Hollas Fäden — vergl. Hollunder.

„Baldrian", meint Günther in seinem bekannten trefflichen Buche „der Harz", „ist nicht etwa der mundgerecht gemachte lateinische Name Valeriana, vielmehr hat der Schwede Linné diesen Namen für die Pflanze nur deshalb gewählt, weil er der für sie in Schweden üblichen Benennung Balders Kraut ähnlich klingt." — Da der Name Baldrian lange vor Linné in Deutschland vorhanden war, so kann in diesen Worten „gewählt" nur bedeuten: Aus mehreren Benennungen der Pflanze als den passendsten ausgewählt. Ganz recht, aber ist damit zugleich eine Ableitung gegeben? Ist damit festgestellt, daß das Wort seine Herkunft dem nordischen Gotte dankt? Gewiß nicht, und am wenigsten durch das von Günther wie zum Beweise angeführte Baudouin (= Balduin), das mit Balder überhaupt nichts zu thun hat, sondern lediglich das altd. Balt-wine d. h. der Starke, ist. Auch Pergers[1]) Begründung derselben Ansicht erscheint mir nicht stichhaltig. Daraus, daß Theophrast und Dioskorides die Valeriana nicht kennen, kann man doch nichts auf ihren heutigen Namen schließen. Ebensowenig aus der Überlieferung, daß die altgermanische Göttin Hertha einen Baldrianstengel in der Hand trug, wenn sie auf ihrem mit Hopfenranken gezäumten Edelhirsch ritt. Wie, wenn das Umgekehrte der Fall wäre, wenn aus Baldrian Balders Kraut entstanden wäre? Sie schuldet ihren wissenschaftlichen Namen, wie auch Martin annimmt, wahrscheinlich dem Arzte Plinius Valerianus aus der römischen Kaiserzeit, den man im Mittelalter zum Verfasser einer Pflanzenbeschreibung machte, die in Wahrheit von irgend einem Mönche der Zeit herrührte, natürlich aber dadurch an Ansehen bedeutend gewinnen mußte, daß sie den klingenden Namen des römischen Mediziners an der Stirn trug. Valeriana — die römische Abkunft des Wortes wird auch durch ital. valeriana, franz. valériane, engl. valerian gestützt — ist von unseren Vorfahren zu Baldrian verderbt. Daß die Pflanze in Schweden einst den Namen Balders Kraut führte und vielleicht heute noch führt, bezweifle ich nicht, aber ich meine, daß dieser Name ihr erst infolge ihres Anklangs an den reinsten aller Götter beigelegt worden ist. Mehr poetischen Wert als Beweiskraft hat Brockhausens Ansicht, nach der es den Medizinern nahe gelegen, „nach dem holden, heilspendenden Gotte ein Kraut zu benennen, das, wie die Valeriana, oft durch seiner schönen Blüten sanftes Rosenrot an das holde, rosige Licht des Tages erinnert, durch seinen balsamischen Duft das Herz erquickt und namentlich in seiner Wurzel eines der vorzüglichsten krampfstillenden und nervenstärkenden Heilmittel liefert." Der Mecklenburger verunstaltet die ursprüngliche Benennung noch mehr, wenn

1) Deutsche Pflanzensagen 1864.

er sie zu Bullerjan oder gar Polter-Johann umwandelt; der Göttinger nennt die Valeriana Hexenkraut und hat ihr diesen Namen infolge ihrer schon im Altertum geschätzten hervorragendsten Kraft gegeben. Sie schützt gegen allerlei angehexte Krankheiten, zu denen das Mittelalter z. B. auch die Pest rechnete:

Baldrian und Bibernell
Hält die Pestilenz zur Stell, . . .

singt das Volkslied. Alle Kraft der Hexen und Unholde überhaupt erlahmt beim Anblick der Pflanze, die der fromme Elsässer eben deshalb der christlichen Schützerin gegen alle Angriffe von Unholden, der Mutter Maria, weiht, indem er sie Marienwurzel nennt. Insonderheit hilft das Kraut gegen den Gottseibeiuns selber! Er kann es nicht sehen. Soll er doch einst am Niederrhein einem ihm durch Verschreibung Verfallenen, der ihm im kritischen Augenblicke die Pflanze entgegenhielt, zugeschrien haben:

Sech ik nich den Bullerjan,
Ik wull mit di hen Nätplücken gân,[1])
Dat di de Ogen in'n Nacken süll'n stân.

Daß seine höllische Majestät, besonders in Augenblicken der Erregung, gebundener Redeweise sich bedient, ist nichts Ungewöhnliches. — Auch die Brautleute tragen das Kraut bei sich: sie schützt es vor der Elfen Neide. Übrigens ist die Pflanze auch sonst zu mancherlei Dingen gut: in den Bienenkorb gelegt, hält sie die Bienen im Stocke fest und zieht andere heran, ihre Wurzel aber erregt grausen Zorn, wenn man sie kaut, und das Mittelalter weiß zu erzählen, daß ein Scharfrichter, der ein sehr weiches Herz hatte, vor jeder Hinrichtung ein Stück der Wurzel gekaut, um sich „hart" zu machen. Ihre wunderbarste Wirkung aber ist folgende: wenn man ihren Saft mit dem Pulver eines in einem Wiedehopfneste gefundenen Steines mischt, so hat dieses Mixtum compositum zweifelsohne die Kraft, ein damit bestrichenes Tier trächtig zu machen und es ein Tier seiner Art von schwarzer Farbe gebären zu lassen, mit dem man jeden, dem man es vor die Nase hält, augenblicklich zu Boden werfen kann.[2]) — Daß endlich ihr häufig begegnender Name Katzenkraut dem sonderbaren Gebaren der Katzen der Baldrianwurzel gegenüber sein Dasein dankt, wissen schon die Alten und sagt uns in einer der ältesten Fassungen der Ausspruch des Hortus: „die katzen ryben sich an diß krut und werffen darwider ihren samen, und darumb sol diß krut verwaret werden vor den katzen, da es zu artzeny

1) Was ist Nätplücken?
2) Friedreich, Symbolik u. s. w.

gebrucht sal werden." Und als Arznei ist es nirgends so hoch gehalten wie in Sachsen, das die Heimat des bezeichnenden Wortes ist:

Trinkt Baldrian, —
Sonst müßt Ihr alle dran!

Eine dem Baldrian ähnliche Kraft besitzt die genannte **Bibernell** (auch **Pimpernelle**), deren Name nichts als eine Verderbung aus dem lat. bipinella, d. h. doppeltgeflügelte — sie hat gefiederte Blätter — ist und die sonst der becherähnlichen Form ihres Blütenkopfes halber gemeinhin **Becherblume** (schon griech. *ποτήριον*, lat. poterium) genannt wird. Auch die Bibernell hilft gegen angehexte Krankheiten. Der Tiroler, der noch tief im Aberglauben steckt, erzählt, daß einst bei einer Viehseuche (die er personifiziert den „Schelm" nennt), Vögel von sonderbarem Aussehen sich gezeigt und gerufen hätten:

Ihr Leut, ihr Leut, brockt's Bibernell:
Der Schelm, der Kunter [1]), fährt gar schnell!
Die Wurzen gebt's dem Vieh nur ein,
Mit'm Schelmen wird's dann fertig sein. [2])

Merkwürdigerweise ist bei der Bibernell die Mahnstimme stets die eines Vogels. Noch im Jahre 1832 hat sich das bewahrheitet. Als in diesem Jahre der Pest und Cholera die letztere auch in Baden bei Wien wütete, flog ein Vogel aus dem Walde, setzte sich auf den Kopf eines Mannes und rief auf gut „weanerisch":

Eßt Kranebeer und Bibernell,
So sterbt's net so schnell!

Einen sonderbaren Namen, der mir bisher noch in keinem Buche begegnet, trägt die sonst gewöhnlich nach ihrem Äußeren **Pfriemengras** genannte Stipa pennata [3]) in Thüringen. Zu kleinen Sträußchen zusammengebunden wird das langgegrannte Gras von armen Kindern in der Stadt zum Verkauf ausgeboten, damit es mit seinen langen grauweißwolligen Flachshaaren einen sinnigen Zimmerschmuck in den Häusern der Käufer bilde. Und was diese Kinder da feil bieten, heißt im Lande überall **Fåks**. Woher der Name? Dîn hoibet ist samo getân also der berg Carmelus, unte ist abo dîn **fags** (fahs) getân also kuninges purpura, diu der zesamene gebuntênin noh tanne suebet in den zâuuetrugelînen, heißt es in Willirams Übertragung des Hohenliedes [4])

1) = Ungetüm. Über den Vieh-Schelm vergl. Alpenburg: Mythen und Sagen Tirols.

2) „Offenbar eine alte Formel in neuer Form." L. Freytag.

3) Verwandt mit lat. stipula Halm, pennata = federig (penna).

4) Ausg. J. Seemüller.

aus dem 11. Jahrhundert: Dein Haupt ist wie der Berg Karmel und Dein Haar gethan, wie des Königs Purpur, da er noch zusammengebunden im Farbentröglein schwebt. Das Wort fägs also, das sonst längst in unserer Sprache ausgelebt, hat sich in der Benennung dieser Stipa bis auf den heutigen Tag erhalten. Haargras nennt so der Thüringer, was der Österreicher Federgras, der Märker türkischen Flachs und der Ungar Waisenmädchenhaar heißt.

Die Senecio vulgaris, gewöhnlich ihrer „kreuzweis zerschnittenen blättlein“ wegen den Namen Kreuzkraut führend, wird von einzelnen Botanikern, z. B. von Garcke in seiner Flora von Nord- und Mitteldeutschland, auch Baldgreis genannt. Der Sinn dieser meines Wissens nur in Ostpreußen gebräuchlichen Benennung wird klar, wenn wir auf den griechischen Namen der Pflanze zurückgehen. Ἠριγέρων (= Frühlingsgreis) nennt sie schon Theophrast, und Dioskorides fügt hinzu, sie sei so genannt, weil schon in der Frühlingszeit die Blumen — gemeint sind natürlich besonders die grauflaumigen Früchte des Krautes — nach Art der Haare greiser Leute weiß-grau werden. Der Römer übersetzte sich das griechische Wort in Senecio, der Greis, und Plinius, der ja den Griechen (besonders Dioskorides) vielfach nachschrieb, sagt in Übereinstimmung mit ihm: Senecio vocatur, quod vere canescit.[1]) Camerarius schreibt in ähnlichem Sinne: „am oberen teil oder an dem gipfflein des sträuchleins wachsen herfür die geelen knöpfechten blumen, die werden sehr bald zum grauen haarechtigen saamen, der fleucht dahin wie der Lattichkräuter-[2]) oder Distelsaamen, darvon sich dieses gras jährlich im anfang des lentzens wiederumb selbst verjünget.“

Wie lieblich klingt das Liebstöckel, ein Blumenstöckchen der Liebe scheint es zu sein, und ist in Wahrheit doch nichts anderes als eine Umbildung aus levisticum (ital. levistico, frz. livèche), der Nebenform von ligusticum, das deutlich genug Ligurien als Heimat der Pflanze kennzeichnet, wo sie noch heute arzneilich im Gebrauch ist. Schon früh ist die Umwandlung vor sich gegangen, schon mhd. findet sich liebstuckel neben lübestecke. Auch als Kosewort ist die hübsche Bildung früh gebraucht:

> Mein liebstöckel und mein holderbrüssel,
> mein herzentrost und rosenbüschel,
> mein tausentschön, mein augentrost,

läßt schon Jakob Ayrer, der ältere Zeitgenosse und Landsmann des Hans Sachs, die Geliebte ansingen. Wie sollte ein Kraut dieses Namens

1) Sie wird Greis genannt, weil sie im Frühling grau wird.
2) Lattichkräuter d. h. Milchhaltige. Lactuca (lac = Milch): Lattuca: Lattich.

nicht zu allerlei Liebeszauber dienen? Vor allem ist dies in der Rhön der Fall: Niemand kann dem, der es bei sich trägt, böse sein, und die Geliebte zieht es unwiderstehlich an.

Wir kommen zur blauäugigen Gentiana (Enzian), die nach Plinius ihren Namen von dem illyrischen Könige Genthius (zwei Jahrh. v. Chr.) empfangen haben soll, der eine Art der Pflanze (lutea) als Mittel gegen die Pest empfohlen habe. Eine reizende Sage der Alpenbewohner, die einst die „Jugendblätter" in Gedichtform brachten und die Warncke in seinen Pflanzensagen in Prosa wiedergiebt, läßt das in den Alpen Gottesschühlein genannte Pflänzchen, das wie ein kleiner hellleuchtender Stern unter den übrigen Alpenkindern strahlt, unter den Füßen des Gottesknaben entsprossen sein, der einst einer kleinen Anzahl von Kindern die schöne himmelblaue Blume — „ein rechtes Kind der Gottesnatur, im Zimmer welkt sie" — zum ersten Male zeigte:

Wo aber diese Blume blüht,
Da müßt ihr betend niederknien
Und mit erhobenen Gedanken
Dem Schöpfer alles Schönen danken.
Er läßt die Blumen unten blühen,
Nach oben Euren Blick zu ziehen;
Da wird dereinst im Himmelsgarten
Viel größre Schönheit Eurer warten. (Jugendblätter.)

Von der Heiltüchtigkeit der Pflanze für kranke Magen (bekannt ist der Enzianschnaps!) singt der schon früher erwähnte drollige Kyburg in Versen, die er aus den „Alpen" seines größeren Zeitgenossen Haller gestohlen:

Wann einer ferner hat
Ein' blöd' und kalten Magen,
Und klagt, er könne nicht
Die Speisen wohl vertragen:
Der nehme dieß Gewürz (d. h. die Wurzel in ihrer Abkochung)
Des Morgens nüchter ein,
So wird von solcher B'schwerd
Er bald befreiet sein.

Zu den anziehendsten Arten der Gentianen gehört die Gentiana cruciata, die Kreuzgentiane, so genannt, weil ihre Wurzel kreuzweis in der Mitte durchstochen ist. Der Sage nach entstand dieser kreuzförmige Spalt durch einen vierschneidigen Speer, den einst der Herr selber durch die Pflanze stach, sie dadurch vor allen andern wegen ihrer Heilkraft kennzeichnend. Bei Bock heißt sie daher geradezu Speerenstich. Den Speer hat auch des Schweizers Benennung Madel (oder Model=) ger. Da der erste Bestandteil dieses Namens das got. mathl, ahd. madal = Versammlungsplatz ist, der zweite aber das altgerman. gêr = Wurfspieß,

so würde das Ganze „Versammlungsspeer“ bedeuten. Es ist ursprünglich ein Mannesname, den mehrere halbgöttliche Helden geführt haben.[1]) Vielleicht dachte sich in heidnischer Zeit das Volk den Stich von dem Spieße eines dieser Helden herrührend, an dessen Stelle dann die christliche Zeit den Herrgott selber — bisweilen auch Petrus[2]) — treten ließ. (Weigand.) Madelgêr aller wurzen ein êr, sagt das Sprichwort, die wunderbare Heilkraft der Pflanze andeutend. Und gegen was hilft sie nicht alles! Gegen Gift, ansteckende Krankheiten und Liebestränke, und ihren Träger macht sie überall beliebt. Auch sie vertreibt den Viehschelm, nur muß ihre Wurzel Sonnabends vor Sonnenaufgang mit einem Pfennig ausgegraben, unter das Altartuch gelegt und vom Pfarrer, der nichts davon wissen darf, dreimal Messe darüber gelesen werden. Sie gehört zu den Dreisgenkräutern des Tirolers, zu den Kräutern, die in der heiligen Dreisgenzeit (von Mariä Himmelfahrt bis Mariä Geburt[3]), in der alle Kräuter von der christlichen Göttin der Natur, der Maria (Freya), mit besonderer Heilkraft gesegnet sind, gepflückt werden.

Einen der interessantesten Pflanzennamen bietet uns die deutsche Benennung der Mandragora in dem Worte Alraun. — Noch geraume Zeit vor dem Wirken der Seherin Veleda, die einst „den Völkern die Rätsel der Zukunft enthüllte“ und die im Aufstande des Claudius Civilis und seiner Bataver (69—71) die Germanen zu deren Beistande aufrief, kannten und ehrten die Germanen die göttliche Seherin Aurinia. J. Grimm las für dieses Wort Alioruna und leitete davon den Namen Alraune, d. h. Allwissende, ab, während Wackernagel das Wort besser als Albruna, als die mit der Runenkraft der Elfen Begabte, auffaßte, als Vertreterin der geheimnisvollen Wesen, welche die germanische Mythologie mit allem Zauber der Mystik umsponnen und zu denen auch die Veleda gehörte. (Tac. Germ. 8 und hist. VI, 61. 65. V, 22. 24). Schon der uralte Name kennzeichnet diese zukunftwissenden Wesen als geheimnisvolle: liegt doch in ihm das got. runa = Geheimnis, verrät er doch ferner gleiche Abstammung mit den zauberumwobenen Runenzeichen der heidnischen Germanen, und bedeutet nicht heute noch unser stammgleiches zuraunen ein geheimnisvolles Flüstern?[4]) Nach dem Eindringen des Christentums in Germanien wurden die Alraunen zu den Teufeln geworfen und von ihnen dann alle möglichen Teufeleien erzählt. Der Alraun war nun kein überirdisches, wohlwollendes Wesen mehr, er ward

1) Grimm, Mythol. 360, 405.
2) Daher auch hier und da Petersblume genannt.
3) Über den Dreisgen s. Singrün.
4) Vergl. engl. to roun something into one's ear.

ein dämonischer Pflanzenteil und sein „kraut, im lat. Mandragora[1]), wird gegraben under dem galgen, kumt von der natur eines harnenden Diebs, der wurtzel rinden braucht man in die artzney, wie wol etlich falsch betrieger schneiden uß der wurtzlen Brionia (= Bryonia), in teutschem Hundskirbs, gestalt eines menschlichen bilds, und faden von einem garn, gezogen mit einer subtilen nadlen in ihr haupt in gestalt des hars, dann gelegt in ein lyeten (?) ertrich, so gewinnet es die farb einer wurtzlen und verkaufen es für die wurtzel alraun, ist aber falsch —" u. s. w. So sagt Brunfels, und die erwähnte Bryonia ist die Zaunrübe, welche als Wucherpflanze bekannt ist und nicht selten ganze Hecken mit ihren Ranken umspannt. Sie war auch ursprünglich die deutsche Alraunpflanze; die Mandragora, welche diesseits der Alpen nicht wächst, haben die Deutschen erst seit den Römerzügen kennen gelernt, und sie hat die alte Zaunrübe später allmählich verdrängt, weil die Gestalt ihrer Wurzel noch mehr der abergläubischen Anschauung von dem Äußern der Alraune entsprach. Da nun die Mandragora also gar nicht in Deutschland wuchs, sondern man sie sich vom Mittelmeere her, besonders aus Kleinasien, Syrien, Italien[3]) mit Mühe beschaffen mußte, so machte in Deutschland die Bryonia noch längere Zeit ihrer neuen Wettbewerberin den Rang streitig, „falsche betrieger" suchten ihre Wurzel der Mandragora ähnlicher zu machen, wurden indessen oft entlarvt, die Zaunrübe geriet dadurch immer mehr in Verachtung und räumte endlich ganz der Ausländerin das Feld. Von dieser Mandragora wurde nun allerlei Mystisches erzählt. Sie wuchs, wie oben gesagt, unter dem Galgen; von einer wissenden Frau wird sie von da unter fürchterlichen Beschwörungsformeln um die Zeit der Sonnenwende im letzten Mondviertel ausgegraben, nur schwer reißt sie dieselbe vom Boden empor. Sie nimmt sie in ihre Arme, und siehe, die Wurzel regt sich bereits unheimlich, sie trägt sie nach Haus und legt sie auf eine weiche Lagerstatt. Aber wie sieht das kleine Ungeheuer aus! „Wo die Haare lieblich flattern, um Menschenstirnen freundlich wehn," da hat

1) Name von griech. mandra (Stall) und ageiro sammele. Man glaubte, daß die Pflanze das Vieh im Stalle zusammenhalte.

2) Griech. bryonía, Name für Klettergewächse, von bryo wachse, wuchere.

3) Auch aus Griechenland. Schon die alten Griechen und Römer benutzten diese „Pflanze der Circe" als Amulett gegen Zauberei; wegen der Ähnlichkeit ihrer Wurzel mit dem menschlichen Körper sah sie Pythagoras für eine in einen Menschen verwandelte Pflanze an. Noch Brunfels unterscheidet männliche und weibliche Alraune und der Hortus hat sogar ergötzliche Abbildungen dazu. Die Menschenähnlichkeit der Alraune wurde noch dadurch erhöht, daß man aus dem obersten Teile der Wurzel durch Abschnüren mit einem Faden einen Kopf herstellte. Der Kopf erhielt eine Art Gesicht und Haare.

es Borsten auf dem unförmlichen Kopfe[1]), als Ersatz für die fehlenden Augen steckt das Weib ihm ein paar Wacholderbeeren in die betreffenden Stellen, und diese Beeren werden schnell zu wirklichen, freilich nicht ovalen, sondern kreisrunden Augen. Seitdem das Weib einmal dem mißgestalteten, der widerwilligen Erde abgerungenen Geschöpfe das Leben gegeben, hängt es mit Leib und Seele an ihm, erzieht es, ohne daß es indes sein Wachstum über die Größe eines dreijährigen Kindes hinauszubringen vermag. Versäumt sie das häßliche Geschöpf zu baden, so heult es laut, was graulich anzuhören ist. Dabei darf es nur in unverfälschtem Weine gebadet werden. Ausgewachsen zeigt sich nun das Geschöpf in seiner ganzen teuflischen Bosheit, ein unverkennbarer Epigone des Teufels. Durch Springen und Klettern über Häuser und Dächer ängstigt es seine Besitzerin, um sie dann in ihrer Angst herzlos zu verlachen und zu verhöhnen, dann wieder zeigt es ihr im Schoße der Erde verborgene Schätze[2]), die Frau hebt dieselben, sie wird mit Reichtum überschüttet, aber an diesem Reichtum hängt der Fluch der Hölle, sie wird nicht glücklich in seinem Besitze, das Geld bringt Unfrieden, ja Mord und Totschlag in ihre Familie, ihr Vater stirbt als Hochverräter, ihr Bräutigam und ihr Bruder fallen im Kampfe gegeneinander, und der Alraun — spottet ihrer Thränen, er bringt sie mit seinen Teufeleien bis zum Wahnsinn, in welchem sie endlich unter demselben Galgen ächzend und stöhnend ihre Seele aushaucht, von wo sie den Unhold einst der Erde abgerungen hatte.[3]) — Mandragora ist es auch, was der alte Thibaut meint, wenn er zu seiner Tochter, der Jungfrau von Orleans, sagt:

> Bleib nicht allein und grabe keine Wurzeln
> Um Mitternacht — — —

Im übrigen wurde die Alraunwurzel — und das scheint sich an den ältesten Charakter des Alraun als eines wohlthätigen Wesens anzulehnen — häufig im Hause aufgehängt zum Schutze vor Gewitter und als Amulett am Halse getragen als Schutzmittel gegen die bösen Hexen. Der Landmann trug sie gern bei sich, denn sie hielt ihm das Vieh auf der Weide und im Stalle zusammen, die Schöne legte sie sich in den Schuh und ward dadurch für ihren betreffenden spröden Jüngling unwiderstehlich, und hier zeigt sich der Alraun als Seitenstück zur Manns-

1) Das Haar wurde bisweilen auch dadurch erzeugt, daß man Gersten- und Hirsekörner in die Wurzel hineindrückte und sie keimen ließ.

2) Daher seine Benennung Heck- oder Geldmännchen.

3) Wägners Vorzeit. Andere erzählen den Vorgang anders, so Reling und Bohnhorst: Unsere Pflanzen in der Mythologie. Über die Schöpfung des Alraun auf chemischem Wege vergl. Voß' X. Idylle, der Riesenhügel 79—90.

treu. Liebestränke wurden aus der Wurzel bereitet, sie sicherte ihrem Besitzer die Gunst des Richters (man mußte sie zu diesem Zwecke unter dem rechten Arme verbergen), hob Unfruchtbarkeit der Frauen und spielt daher auch in der frivolen Poesie der Provenzalen, Franzosen (Lafontaine, la mandragore) und Italiener (Macchiavells Lustspiel La mandragola) ihre Rolle.

Wie die Alraunwurzel, vom schönen Geschlecht getragen, dieses unwiderstehlich zu machen im stande ist, so vertritt bei den Herren der Schöpfung ihre Stelle die Mannstreu.[1]) Brunfels meint: Viele Leute sagen, daß die Pflanze eine zweifache Wurzel habe (wie die Mandragora), eine männliche und eine weibliche, aber beide von derselben Gestalt. Wenn nun aber ein Mann die männliche bei sich trage, so werde er bei den Weibern beliebt sein. Fabeln doch schon die Dichter der Alten, daß der Lesbier Phaon eine solche bei sich getragen und eben deswegen von der Sappho so unendlich geliebt worden sei, daß sie sich, unfähig, seine Entfernung zu ertragen, vom Leukadischen Vorgebirge ins Meer gestürzt habe. Dieser der Pflanze anhaftende Aberglaube hat ihr denn auch den Namen Mannstreu eingetragen, eine Benennung, deren letzter Bestandteil nicht unser heutiger Begriff Treue ist, sondern, wie oft in mittelalterlicher Zeit, nur Wohlwollen, Wohlgeneigtheit bezeichnet, die demnach die Pflanze als ein Kraut hinstellt, welches es mit dem Manne, von dem es getragen wird, wohlmeint, ihm günstig ist, ihm also den Frauen gegenüber Glück bringt. — Mannstreu wird ferner in Thüringen und in der Provinz Sachsen die Distelart Cirsium eriphorum[2]) genannt, die sonst den Namen Koller- oder Kullerdistel führt. Im Herbst wird der schwanke, unsichere Stiel der Pflanze dürr, bricht endlich ab, und nun kollert der entfesselte rundliche Strubelkopf über das Feld hin, „ein Spiel der Winde und flüchtig — wie Mannstreu."

Aber nicht nur eine Mannstreu giebt es, auch eine Frauentreu hat eine neuere poetisch-galante Zeit hervorgebracht und diesen Namen der Schwertlilie beizulegen für gut befunden. Hier haben wir nun freilich die Treue ganz im heutigen Sinne des Wortes, wie denn das Wort eine Schöpfung neuerer Zeit ist, und zwar eine Schöpfung des schwäbischen Dichters K. P. Conz, des bekannten Jugendgespielen seines größeren Landsmannes Friedrich Schiller. Er sagt:

---

1) Dasselbe gilt im Aberglauben vom Eisenkraut, mit dem man sich bestreichen muß, und vom Löwenzahn, mit dessen Milch man sich zu diesem Zwecke zu waschen hat.

2) Von griech. ἔριον (Wolle) und φέρω trage, der wolligen Bekleidung ihrer Köpfe halber.

Mannstreu nennt man ein Distelgewächs; von der zarten der Frauen
Schweigt man. Männer ja nur haben die Namen geschöpft.
Still doch reden von ihr unbenannt auch die Blumen; die Iris,
Über den Bach dort gebeugt, nennt man die Treue der Frauen!
Lüstern entrollt er, der flüchtige Quell; mit liebender Sehnsucht
Hangend am flüchtigen stets, blickt ihm die schmachtende nach.

Nach unserer Meinung irrt nun allerdings der Dichter ziemlich stark, wenn er meint, „Männer nur haben die Namen geschöpft." Die Pflanzennamen, soweit sie wenigstens altgermanisch sind, sind in ihrem Ursprunge sicherlich zumeist auf die Frau des Germanen zurückzuführen, die sich beinahe allein um die Kräuter kümmerte, aus ihnen heilenden oder sonst geheimnisvoll wirkenden Trank bereitete und natürlich sie auch benannte. Die Frau war der Arzt im Hause des Germanen, und als Heilmittel finden wir neben Besprechungen besonders Kräuter, Salben und Pflaster von ihr verwendet.[1]) Conz hat also mit seiner allgemeinen Behauptung gewiß nicht recht, indessen wer will mit der licentia poetica rechten? Der volkstümliche Name der Iris (so genannt wegen ihrer Regenbogenfarbe) ist Schwertlilie und ihr natürlich wegen der Schwertform ihrer Blätter gegeben, die noch heute die spielenden Kinder als Schwerter benutzen. Sehr gebräuchliche Namen der Iris sind außerdem: Adebarsblom (Mecklenburg), Aebärsbrod (Unterweser), Heilebartsblaume[2]) (Hannover), Störkenbläme, Storkenbrod (Ostfriesland), die sich alle auf den Namen Storch beziehen und auf die wir gleich bei Besprechung des Adebarssnabel (Erodium) des näheren eingehen werden. Wenn die Iris florentina endlich Veilchenwurzel genannt wird, so hat das seinen Grund darin, daß ihr knolliger Wurzelstock veilchenähnlichen Geruch hat. Bekanntlich hängt man diese Wurzel zahnenden Kindern um den Hals[3]), oder giebt sie ihnen in den Mund, damit sie das Zahnfleisch mit derselben reiben. „Sie wird auch in Toskana im großen angebaut und zur Anfertigung von Rosenkränzen (vergl. die Mistel) benutzt, sowie zu kleinen Schmucksachen und zum Aromatisieren verschiedener Tabakssorten, zu Haarpudern und zu Seifenpulvern, ja früher auch als Amulett gegen die Pest. Im Orient dient der gepuderte Wurzelstock als Schminkmittel, indem die darin enthaltenen spitzigen Krystallnadeln von kleesaurem Kalk beim Reiben die Haut entzündlich röten." (Leunis.)

---

1) Weinhold, die deutschen Frauen im Mittelalter.

2) Über Heilebart s. Geranium.

3) Wie die ebenfalls bekannten Zahnkorallen, die Samenknöllchen der Päonie.

Die Italienerin schminkte sich früher mit dem rosenroten Safte der Tollkirsche, die der Grieche wegen ihrer Gifthaltigkeit nach der unerbittlichen Parze Atropos benannte, wurde dadurch zur bella donna d. h. schönen Dame, und schuf so der stark narkotischen, auf Gehirn- und Sinnesorgane stark einwirkenden, Schwindel, Betäubung[1]), Doppeltsehen herbeiführenden Pflanze ihren wohlklingenden Namen. Selbstverständlich ist der deadly nightshade (Nachtschatten), wie ihn der Engländer nennt, auch offizinell. Eine Abkochung seiner Wurzeln, Beeren und Blätter wird gegen Keuchhusten, Lähmungen und Krebs gebraucht. Für den Arzt ist das Giftgewächs besonders deshalb wichtig, weil das aus ihm gewonnene Atropin ein unfehlbares Mittel ist, die Augenpupille zu erweitern und so etwaige Augenoperationen zu erleichtern. Gegen das Gift der verführerischen „Kirsche" empfiehlt die Medizin besonders Waschung des Kopfes mit kaltem Wasser und Brechmittel, auch starken Kaffee und Citronen- und Essigsäure.

Das Erodium[2]) wurde im Mittelalter als eine Art des Geranium[3]) aufgefaßt, es ist daher nicht wunderbar, daß es mit diesem einzelne Namen gemein hat. Beide heißen in Mecklenburg Adebarssnabel und Adebarsbrot und leiten sich in dieser Benennung ab vom mhd. adebar, ahd. odeboro, odebero, das bisweilen den Kranich, zumeist aber den langbeinigen und -schnabeligen Vogel bezeichnet, den die Zoologie Ciconia alba, das Kind den Klapperstorch nennt. Daher denn die Benennungen Kranich- oder häufiger Storchschnabel für beide Pflanzen, die sie natürlich ihren Früchten verdanken, „dieweil sie knöpfflin bekommen mit langen schnäbeln, gleich einem storckenschnabel oder kranichhals." (Brunfels.) Indem man nun die Pflanze nach dem adebar benannte, übertrug man zu gleicher Zeit eine besondere Eigenschaft desselben auf sie. Wie der odeboro, d. h. der Schatz-, Besitz-, Glückbringer, dessen erster Bestandteil ôd = Schatz, Besitz noch in unserm Kleinod, Zierat, Allod und Wermut, dessen zweiter, das got. bairan, ahd. peran (engl. bear) in unserer Bahre[4]) enthalten ist, den alten Völkern zumeist heilig war, und dem Hause, auf dem er nistete, Segen und Glück bringen sollte, so wurde auch dem nach ihm benannten Kraute eine das Glück des Hauses, in das es gehängt wurde, herbeiführende und wahrende Kraft zugeschrieben. Die gemeinste Art des Geranium ist daher auch im Volksglauben dem heiligen Ruprecht, dem Schutzgotte des Hauses, gewidmet und wird des-

1) Daher Tollkirsche.
2) Griech. ἐρωδιός Reiher.
3) Griech. γέρανος Kranich, Storch.
4) Derselbe Wortstamm auch in Heilebart (= Storch). Vergl. dazu Söhns: die Parias 89 flg.

halb auch von dem Botaniker, der wohl weiß, daß der alte Hruotperaht, d. h. der Ruhmglänzende, sowohl Ruprecht als Robert geworden ist, das Geranium Robertianum genannt.

Von der Sage aller Kulturvölker ganz umsponnen ist die altheilige Mistel. Sie, die nach Ansicht des Altertums non sua geminat arbos (Virgil), d. h. ohne Samen gezeugt ist und ohne Samen sich fortpflanzt, da sie ihre Wurzeln nicht im Erdreich hat, bildet den magischen Zweig der Persephone, den Gabelzweig des Merkur, durch dessen Hilfe die Pforten der Unterwelt sich öffnen, durch den auch dem frommen Äneas der Eingang zu den Abgeschiedenen sich erschließt (Aeneis VI). Sie wurde im alten Gallien bei Anfang des Jahres vom Druidenpriester mit goldener Sichel einem Baume des heiligen Waldes entnommen, wurde, damit sie beim Herabfallen nicht mit der unheiligen Erde in Berührung komme, in einem schwarzen Tuche aufgefangen und sodann unter die Versammelten verteilt. Glück und Zufriedenheit war dem für das ganze Jahr beschieden, der das Zweiglein angerührt. Ein aus der Pflanze bereiteter Trank war das Allheilmittel gegen alle Krankheiten und half gegen Gift und Zauberei. Und tönen nicht heute noch aus weiter, weiter Ferne verhallende Nachklänge zu uns herüber aus längst geschwundener Zeit? Soll die Vielumfabelte nicht heute noch Segen und Fruchtbarkeit spenden jedem, der an sie glaubt? In Frankreich beglückwünschen sich die Landleute zum neuen Jahre, indem sie Mistelzweige in der Hand tragen, Kinder laufen mit Mistelbüschen von Haus zu Haus und rufen ihr au gui l'an neuf[1]), und wer kennt nicht die englische Sitte, nach der zu Weihnachten der mistletoe oben an der Decke des Zimmers aufgehängt wird? Unter ihm findet der Austausch der Glückwünsche statt, unter ihm darf auch das sprödeste Mädchen dem Jünglinge den Kuß nicht versagen, ohne sich den Groll der Liebesgöttin, der in alter Zeit die Pflanze heilig war, mit all seinen unberechenbaren Folgen zuzuziehen. Und in Germanien? Durch einen Mistelzweig, den der böse Loki dem Bogen des blinden Hödur auflegt, fällt nach nordischer Sage der reinste der Götter, Balder. Aber dient nicht auch sein Fall der Menschheit zum Segen? Ein neues, reineres Göttergeschlecht zieht herauf, Balder ersteht von neuem, sein Erwachen ist die Morgendämmerung einer besseren Zeit auch für die Erdgeborenen. Auch bei uns knüpft denn die Überlieferung allerlei Segensreiches an den Mistelzweig. Den Tiroler schützt der „Hexebese" gegen Trud und Hexe[2]), der Schwabe bindet ihn um die Weihnachtszeit an die Fruchtbäume

1) Der Mistel sei das Jahr geweiht, gui aus lat. viscus (= Vogelleim).

2) Daher auch Namen wie Jageteufel, Übersetzung der in Braunschweigs Destillierbuche sich findenden Benennung fuga daemonum.

seines Gartens, um dadurch ihre Fruchtbarkeit zu erhöhen, der Holsteiner nennt ihn Gespensterrute, er trägt Teile von ihm als Amulett und hängt sie als solche seinen Kindern um, aus Mistelholz besteht endlich hier und da der Rosenkranz des abergläubischen Katholiken, und Mistelkügelchen in Silber gefaßt werden noch heute zur Abwehr alles Bösen als Ringe getragen. Im übrigen vertrat die Pflanze in alter Zeit die spätere Wünschelrute insofern, als man mit ihr, landläufiger Meinung nach, besonders wenn sie auf einer Eiche gewachsen war, verborgene Schätze entdecken und bloßlegen konnte; wuchs sie auf einer Haselstaude, so war sicher unter dem Strauche ein Schatz verborgen. Einzelne Gegenden Süddeutschlands nennen sie die Mar des Baumes, weil sie ihn drückt wie die Mar den Menschen, und weil sie nur auf Bäumen wachsen soll, die von der Mar geritten sind.[1]) Die Medizin des Mittelalters endlich verwandte die Schmarotzerin gegen Krampf und Fallsucht, der heutigen ist sie nicht mehr offizinell, unsere prosaische Zeit schätzt an der altheiligen Pflanze nur noch das sogenannte Viscin, d. h. den aus ihren Beeren und Stengeln gewonnenen — Vogelleim.

Nichts scheint einfacher als der Volksname der „lieblichen Blume Primula veris" (Lenau), unserer Schlüsselblume. Ist sie nicht der kleine Blumen-Erstling (= Primula, Primel), der als Herold den nahenden Frühling verkündet und das bunte Reich seiner Kinder erschließt? Sendet nicht der Himmel selber den wintermüden Menschenkindern den lieblichen Schlüssel des Frühlings, den Himmelsschlüssel?[2]) So poetisch die Deutung auch anmutet, es ist nicht die vom Volke dem Namen gegebene. Nach Ansicht des Volkes erschließt die schlanke Blume den Himmel, ist sie doch der Legende nach nichts anderes als der Pflanzenabdruck des Schlüsselbundes, das einst dem Petrus vor Schreck über die Nachricht, daß einige Unholde sich Nachschlüssel zur Himmelspforte angefertigt, entfallen, zur Erde gesunken sei und daselbst dem Blümlein seine Entstehung gegeben habe. Die Schlüssel selber ließ zwar der erschrockene Himmelspförtner durch einen Engel wieder holen, das Blümchen aber, dem sie durch ihre Berührung mit der Erde die Entstehung gaben, ist zur Erinnerung an die Begebenheit geblieben. Damit kein Zweifel daran sei, nennt der Tiroler die Blume noch heute Petersschlüssel.[3]) Da nun aber allein inniger Glaube dem Menschenkinde

1) Über Mar und Martendrücken: Söhns in den Montagsblättern der Magdeb. Ztg. 1892 Nr. 27/28.

2) Ältere Form (Sachs) Himmelschlüssel.

3) Auch Marienschlüssel, nach der Legende hat auch Maria Gewalt über die Pforte des Himmels.

den Himmel erschließt, so wurde das hübsche Blümchen, das in der Thak altertümlichen Schlüsseln ähnlich sieht, folgerecht zum Sinnbild frommen Glaubens:

Holde, dich nenn ich
Blume des Glaubens,

singt Lenau von ihr. Das Charakteristische des Wortbegriffs, das Öffnen des Verschlossenen, ist nun vom Volke natürlich auch für den Aberglauben reichlich ausgebeutet. Da erschließt die Pflanze denn auch auf der Erde alles Mögliche, was sonst dem Menschenauge sich zu entziehen pflegt, in erster Linie natürlich irdische Schätze, die unentdeckt in den Bergen schlummern[1]), man braucht dazu die Pflanze nur am Hute zu tragen. Eine ihrer bekanntesten Arten ist die Aurikel, d. h. das Öhrlein (vom lat. auris, auricula), ursprünglich vollständiger auricula ursi, das Bärenöhrlein, das man nach der Ähnlichkeit seiner Blätter mit den Ohren des Meisters Petz also genannt hat. Des Älplers Benennung Speik für die in seinen Bergen so heimische Pflanze geht natürlich auf das lat. spica — Ähre zurück, mit der er vielleicht die Blütenform der Blume in Verbindung bringt. Vielleicht — denn durchaus notwendig ist das bei ihm nicht, er benennt auch eine ganze Anzahl anderer Pflanzen, die mit einer Ähre noch weniger Ähnlichkeit haben, mit demselben Namen, wenn sie nur schön aussehen und in reicher Fülle in seinen Bergen wachsen.

Nicht minder von der Legende verherrlicht ist die Maiblumenart Convallaria polygonatum[2]) — wie ihre lieblichere Schwester, das eigentliche Maiblümchen (Convallaria maialis), eine Ostarapflanze. Daß man den derben Teil ihres Stengels, der an der Oberfläche der Wurzel angewachsen ist, in früherer Zeit für eine Wurzel ansah, ist weniger wichtig, als daß die Oberfläche dieses Teiles die Stelle des früheren Stengels durch Narben kennzeichnet, welche bei flüchtiger Betrachtung eine gewisse Ähnlichkeit mit einem darauf abgedruckten Siegel zeigen. Da dieses Siegel der Pflanze wegen der ihr innewohnenden Wunderkraft von keinem Geringeren als dem König Salomo aufgedrückt sein sollte, so nannte man die Pflanze natürlich dementsprechend Salomonssiegel. Auch zum Sprengen des Felsens bei Aufbau seines Tempels soll sich der weise König dieses Stammteiles der Pflanze bedient haben, und noch heutzutage sprengt sie, die Springwurzel unserer Märchen, Stein und Eisen, Fels und Thor und bahnt den Weg zu den verborgensten Schätzen. Die Beschaffung der Springwurzel ist nach Grimm ziemlich

1) Schlüsselblumensagen, Perger 175.

2) Lat. convallis = Thal, griech. polys = viel, gony = Knoten, also vielknotige Thalpflanze.

einfach. Man treibt einen Keil in die Öffnung eines Spechtsnestes und hält sich dann in der Nähe desselben, der Dinge gewärtig, die da kommen sollen. Der Specht kommt heran, und da er sein Nest verkeilt findet, fliegt er flugs davon, um die alles sprengende Wurzel zu holen. Er hält die Unfehlbare an den Keil, und dieser springt natürlich sofort heraus. In diesem Augenblicke hat man nur nötig, das Tier durch plötzliches Hervortreten zu erschrecken, und es wird sofort die Wurzel fallen lassen, die man dann ruhig in Besitz nehmen und für seine Sonderzwecke verwenden kann. Letztere werden dann freilich meist weit prosaischerer Art sein, als sie Rudolf Baumbach in seiner „Springwurzel" andeutet, der sinnig ein fest verschlossenes Mädchenherz damit sprengen will, um zu sehen, ob er oder ein anderer seinen Sitz darin habe:

Ich weiß, es wohnet Einer drin,
Doch weiß ich nicht, ob ich es bin;
Das hat mich oft verdrossen.

Noch ein Wort von unserer eigentlichen Maiblume (Convallaria maialis.) In altslavischen Ländern (Sachsen, Schlesien, Böhmen) hat sie andere Benennungen. Des Sachsen und Schlesiers Zaupe, Tschaupe, Tschäupchen (meist gespr. „Scheibchen") geht auf niederwendisch tšup (tschup) = Schorf, Grind zurück, gegen die das Pflänzlein wirksam sein sollte, des Deutschböhmen Zauke auf oberwend. caťtka (spr. zawka), die Verkleinerungsform von caťta = Semmel zurück. Vielleicht faßte man die Glöckchenreihe als aneinandergereihte Semmelchen (Semmelzeilen!) auf, denen die Glöckchen in ihrer Anordnung thatsächlich ähnlich sehen.

Der Springwurzel ähnlich an Wirkung ist ein anderes ebenso bekanntes Märchenkind: die Wünschelrute.[1]) Nur der Vollständigkeit halber einige Worte von ihr. Sie wird bekanntlich vom Haselstrauche gewonnen, dem auch allerlei andere wunderbare Kräfte zugeschrieben werden und in den der Blitz nie schlägt, seitdem sich einst die Mutter Gottes auf ihrem Wege zur Elisabeth bei argem Wetter unter ihn geflüchtet. Die Beschaffung der Wünschelrute ist etwas umständlicher als die ihrer Schwester, der Springwurzel: Man muß das Zweiglein — und zwar einen einjährigen, in zwei Ästen gegabelten Trieb — zunächst an einem besonderen Tage schneiden, am wunderthätigen Johannistage, am heiligen Dreikönigstage oder endlich zu Fastnacht. Der Mond muß dabei scheinen und die Sonne eben im Aufgehen begriffen sein, sodaß

1) Zu dem Namen vergl. Nibelungenlied, Schilderung des Hortes:

der wunsch der lac darunder, von golde ein ruetelîn.

Eingehender handeln über die Wünschelrute Leoprechting 98, Perger 241, Reling-Bohnh. 39.

beide Gestirne dem Zweige ihre Kraft verleihen können. Indem man nun um diese Zeit den Zweig — nicht mit einem Messer, sondern vermittelst eines scharfen Feuersteins — mit raschem Schnitte vom Stamme lostrennt, muß man sprechen:

Ich schneide dich, liebe Rute,
Daß du mir mußt sagen,
Um was ich dich thu fragen,
Und dich so lang nit rühren,
Bis du die Wahrheit thust spüren.

Die Wünschelrute ist offenbar ein Nachklang uralter Zeit, in welcher man Götter und Magier mit allgewaltigen Zauberstäben ausstattete, in welcher auch Wodan der „Gott des Wunsches und Stabes" genannt wurde. Auch die Tausendkünstler und „Professoren" der Magie unserer Tage bedienen sich bekanntlich bei ihren Kunststücken des „Zauberstabes." Im Mittelalter wurde der Glaube an die Wirksamkeit des Haselzweiges förmlich kultiviert, und „Rutengänger" nannte man die Bergleute, welche derlei in der Johannisnacht unter allerlei geheimnisvollen Bräuchen geschnittene Haselzweige zu ihrem abergläubischen Treiben handhabten.

Verborgene Schätze erschließt ferner die Actaea, nach Linné das Kraut des Aktäon, der, in einen Hirsch verwandelt, von seinen durch den Genuß dieses Krautes wütend gewordenen Hunden gefressen wurde. Frommer Glaube widmete die Pflanze dem heiligen Christophorus und nannte sie daher Christophkraut. Der heilige Christoph aber ist Herr und Meister aller Geister, also auch der bösen, welche die unterirdischen Schätze bewachen. Berührt man mit der Pflanze die Stelle, unter welcher derartige Schätze verborgen liegen, so muß der böse Schatzwächter weichen und der Zugang wird frei.[1]) Es gab dazu ein eigenes Christophgebet, und das Beschwören selbst hieß das Christopheln. Übrigens führt die Pflanze nach Ansicht des abergläubischen Mittelalters durch ihren Genuß ebenso leicht schnellen Tod herbei, wie sie im stande ist, ihn abzuwenden, ein Gegensatz, der in der Symbolik und Mythologie häufig begegnet. Ja, der bloße Anblick des Heiligen hat eine todbannende Wirkung, und daher seine häufigen Abbildungen am Äußern und im Innern von Kirchen.[2])

Auch um den Aron (Arum) hat sich die Legende geschlungen. Schon Plinius (XIX, 5) leitet den Namen auf das ägyptische ar zurück, aus welchem das griechische aron, d. h. Natterwurz, entstand; indessen

1) Vergl. Moser: Unterricht vom Reich der Geister III, 501.

2) Berühmt ist z. B. der große Christoph im Dome zu Erfurt. Zu all dem Friedreichs Symbolik.

hinderte das nicht, daß schon das frühe Mittelalter, durch den Gleichklang verführt, den dunklen Blütenkolben der schildförmig ausgespannten Blattdüte mit dem Stabe Arons (4. Moses, 17,8) zusammenbrachte, der bekanntlich im Alten Testamente urplötzlich zu grünen und zu blühen und Mandeln zu tragen beginnt. Von da an hieß die Pflanze Aronsstab. Der Schlesier nennt sie Zehrwurz, weil die getrockneten Wurzeln einzelner ihrer Arten gegessen, ja in den Karpathen sogar dem Brotmehle untermischt werden. In einzelnen Gegenden Deutschlands und in Tirol wird das giftige Kraut den Kindern in das Bett gelegt, um sie vor Alp, Trud und Hexe zu schirmen, gräbt man es unter der Schwelle ein, so ist das Haus vor allem Bösen geschützt.

Aus dem Blute Johannis des Täufers — nach anderen aus dem Christi — ist das um die Zeit seines Festes blühende Johanniskraut (Hypericum) entstanden, das daher der Lundener noch heute Blotblom nennt, während andere Gegenden die Benennungen Gottesgnadenkraut, Herrgottsblut (Eifel), Herrgotts Wundkraut und besonders Hartheu (d. h. durch den Stengel hartes Heu) dafür haben. Die Wirkung des Krautes ist natürlich wunderbar über alle Begriffe, wie Böhmers Ableitung seines wissenschaftlichen Namens (vom griech. ὑπὲρ = über und εἴκων = Bild, Vorstellung) ergiebt. Alle möglichen Krankheiten heilt es, die Unholde verjagt es — daher Namen wie des Schlesiers Jageteufel und des Schweizers Hexenkraut — im Kriege schirmt und feit es seinen Träger und im Frieden erwirbt es ihm die Liebe seiner Mitmenschen. Von besonderer Wichtigkeit ist es für das schöne Geschlecht. Wenn die Mädchen es um die Mitte der Johannisnacht pflücken und in das Wasser streuen, so dürfen sie aus dem Aufblühen oder Verwelken der Pflanze mit unfehlbarer Sicherheit schließen, ob sie in dem laufenden Jahre einen Freier haben werden oder nicht. Infolge ihrer hellen Öldrüsen erscheinen die länglichen Blättchen der Pflanze durchlöchert oder durchbohrt (daher das lateinische Beiwort perforatum), und Satanas selber hat sie durchbohrt aus Zorn darüber, daß das Johannisblut d. h. der Saft der Pflanze[1]), seinen Teufeleien überall im Wege steht. Soll dieser Saft doch sogar die Kraft haben, ihn selbst zu bannen! Unsere ungläubig-nüchterne Zeit bereitet eine Art Schnaps aus der Pflanze, der gut gegen Leibweh ist (daher der dithmarsche Name Liefwehblom), oder vermischt auch wohl ihren Saft mit Baumöl und erzeugt so das nach seinem Erfinder benannte Johann-Clausenöl, welches früher mehr als jetzt bei Heilung von Wunden zur Verwendung gebracht wurde.

---

1) Gewonnen entweder aus den Blumenblättern oder aus den „Körnern", d. h. den Insektenlarven der Wurzel.

Eine Kultuspflanze ist auch die Verbena[1]), die den Namen Eisenkraut führt, weil nach Ansicht der Alten das Eisen durch nichts so gut gehärtet werden kann, als durch sie, oder, wie andere sagen, weil ihr Saft frische, durch Eisen verursachte Wunden zusammenziehen und, mit Honig gemischt, selbst alte schnell vernarben lassen soll. Sie ist das Sinnbild der Versöhnung und des Friedens, sozusagen des Zusammenziehens alles dessen, was (wie bei Wunden) zerrissen ist. Bei den Ägyptern war sie, „die Thräne der Isis" (Conz), dieser geweiht, die Magier der Perser hielten während ihres Gebetes zur Sonne einen Zweig von ihr in der Hand, und auch die alten Druiden hielten das Kraut hoch und opferten der Erde, bevor sie es ihr entnahmen. Infolge ihrer Versöhnung herbeiführenden Wirkung hatte die Pflanze eine völkerrechtliche Bedeutung: Gesandte, die zum Frieden geschickt wurden, führten sie nach Plinius XXII, 3 bei sich, und sie trugen einen Kranz davon auf dem Haupte, wenn sie kamen, um Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Die Verbena machte sie in diesem Falle unverletzlich, sie war die antike Parlamentarierbinde. Auch bei unseren Vorfahren spielte sie eine Rolle bei den Opfern, die zur Feier des eingetretenen Friedens veranstaltet wurden. Aber auch sonst ist das Kraut von erstaunlicher Wunderkraft, nur muß man es wieder zu gewinnen verstehen, und dafür giebt Thurneysser in seinem Kräuterbuche den einzig richtigen Weg an:

> verbeen, agrimonia, madelger, charfreytags graben[2]),
> hilft dir sehr, daß dir die frawen werden hold,
> doch brauch kein eisen, grabs mit goldt!

Aber nicht genug damit Es muß außerdem nun liegen bleiben, bis Morgentau darauf fällt, und der glückliche Besitzer muß selber dabei bleiben und darf es erst vor Sonnenaufgang aufheben. Mit Eisen darf er während des ganzen Hergangs beileibe nicht in Berührung kommen, sonst ist all sein Werk vergebens. So gewonnen, erwirbt das Kraut aber nicht nur Frauenhuld, es schützt auch gegen Pest, fallende Sucht, Kopfweh, Kropf, Gespenster, wendet nach Ansicht des Tirolers Müdigkeit ab, wenn man es in die Schuhe legt, und giebt endlich — hört! hört! — Kindern Verstand und Lust zum Lernen. Eisenkraut sollte in keinem Garten fehlen!

Der Heidnisches und Christliches vermischende Volksglaube hat sich besonders auch des dornigen Strauches bemächtigt, welcher mit dem wissenschaftlichen Namen Lycium barbarum[3]), zu deutsch aber gewöhnlich Bocks-

---

1) Für herbena vom lat. herbere grünen.

2) = gegraben.

3) Lycium ungewiß, barbarum weil aus der Berberei stammend.

dorn oder Teufelszwirn genannt wird. Woher diese Namen? Dem altgermanischen Barbarossa der Götterwelt, dem Donar, waren so ziemlich alle Pflanzen und Tiere heilig, deren Äußeres gelblich-rote Färbung trägt, so unter den Pflanzen das Johanniskraut und, ihrer roten Früchte wegen, die Eberesche, unter den Tieren besonders das rotbrüstige Rotkehlchen, der Fuchs, der Wolf und der Bock. Dieser letztere besonders war so sehr Vertreter des Hammerschwingers, dessen Gespann bekanntlich in der Mythologie auch von Böcken gezogen wird, daß der rotbärtige Donnergott nicht selten geradezu mit dem Namen des Bockes genannt, oder wenigstens unter demselben verstanden wurde.[1]) So steht z. B. in dem sehr unchristlichen Ausrufe „Hol's der Bock!" dieser einfach für Donar, und da der Wolken-Erschütterer, der Gott alles Zaubers und aller Hexerei, in christlicher Zeit allmählich mit dem Teufel identifiziert wurde, ebenso natürlich für den Gottseibeiuns selbst.[2]) Nach dem Donar also ist die Pflanze, die ja auch rötliche Blüte und Fruchtbeere zeigt, benannt. Und sie ist denn auch durch und durch ein Zauber- und Hexenkraut. Auf ihren dornigen Ruten reiten die Hexen, wenn Donar sie in der zaubervollen Nacht vor Walpurgis[3]) zu jenem unheimlich wilden Feste ladet, das seine letzte Verherrlichung in Goethes großem Meisterwerke gefunden, und für welches im Norden Deutschlands der hexenumschwirrte Blocksberg, in Schwaben der Heuberg bei Rothenburg und in Bayern der bei Forchheim gelegene Walpurgberg der Schauplatz ist. Das fränkische „Walperl" trägt jetzt freilich eine Kapelle und ist ein gar beliebter Wallfahrtsort der weiten Umgebung geworden, denn selbstverständlich versäumten es die christlichen Priester nicht, die zaubervollen, zum Teil sehr unsittlichen Gebräuche jener alten Donar-Nacht und des darauf folgenden, im Kultus dazu gehörigen Tages dadurch zu vernichten, daß sie den ersten Tag des Mai zu einem christlichen Festtage machten und Berg und Tag der heiligen Walpurg widmeten. Und so ist denn auch heute noch der alte Donartag der Haupttag aller dorthin unternommenen Wallfahrten, und nicht nur der Anhänger katholischer Konfession, sondern auch zahlreicher Protestanten und Anhänger der reformierten Kirche, insbesondere der Musensöhne der bierberufenen Universitätsstadt Erlangen, und — gewiß weniger ein Nachklang alter heidnischer Sitten als ein Ausfluß germanischer Lebensfreude überhaupt — noch heute dient dieser Tag nebenbei der Lust und der Fröhlichkeit, in munterem Tanze dreht das junge

---

1) So giebt es „Bocksberge", Opferstätten des Donar; so wird im 16. Jahrh. (Peter Leu) Beelzebub häufig Belzebock genannt.

2) So in Voß' XIII. Idyll: Der bezauberte Teufel.

3) Niederſ. Wolper (aus Wolborghe). Daher Wolperdag (1. Mai), Wolperstraßen und die Redensart: Was der Teufel nicht thut in der Wolpernacht!

Völkchen sich hoch oben auf dem luftigen, platten Berge nach den verführerischen Klängen der Musik, und dabei ist es bezeichnend genug, daß dort oben an diesem Tage reifenartig gewundene Wurzeln des seiner gelben Farbe halber dem Donar heiligen, in der Nähe von Bamberg stark angebauten Süßholzes (Glycyrrhiza glabra) in Menge zum Verkauf ausgeboten und von den jungen Tänzern schärpenartig um Schulter und Hüfte getragen werden. — So ist die Walpurgnacht in der That nichts Anderes als der Rest eines dem Donar gewidmeten Frühlingsfestes, an welchem nicht nur alle heilsamen, sondern auch Schaden bringenden Hexenkräuter zu neuem Leben erwachen nach langem Winter-Todesschlafe, an welchem sie in der Versammlung aller Unholde und Unholdinnen gleichsam zu neuem Gebrauche vom großen Zaubergotte geweiht werden. Was nun aber den Hexen heilig und ihnen bei ihrem bösen Thun Mittel ist, schützt zugleich in der Hand des Unschuldigen gegen ihre heimtückischen Werke. Der feurige Drache, welcher in der Walpurgisnacht umherfliegt, kann dem Hause des guten Menschen keinerlei Schaden zufügen, wenn vor der Thür desselben ein Zweig des Donarkrautes gehängt wird, und wenn ein Rind nicht fressen will, sondern wütet, also behext ist, so thut man wohl, an beiden Seiten der Thür das alte Zauberzeichen, den Trudenfuß, zu malen, auf dem Herde ein Feuer anzuzünden und das betreffende Tier nach diesen Vorbereitungen mit dem Bocksdorn zu schlagen; dadurch wird die Hexe sofort erkannt, ja selbst getroffen und muß zu Grunde gehen. In Schwaben heißt die Pflanze Wolfsdorn, und wir wissen, daß auch der Wolf seiner gelblichen Farbe wegen dem Donar heilig war, also später ein Geschöpf des Teufels wurde. Der an diese gelblich-rote Farbe des Donar sich haftende Aberglaube des Volkes hat sich alle Jahrhunderte hindurch, jeder Aufklärung spottend, bis heute erhalten. Wer denkt nicht daran, daß in der dunkelsten Zeit menschlichen Aberglaubens, in der Zeit der scheußlichen Hexenprozesse, häufig schon die rötliche Farbe der Augen und des Haares genügte, die Hexe zu kennzeichnen und sie zu martervollem Tode zu verdammen?[1]) Die Schauder-Erzeugnisse der Ritter- und Räuberromane am Anfange unseres Jahrhunderts bieten gar manch ein „rotes Scheusal" dar, und rothaarige Menschen gelten dem Volke noch in unseren Tagen als ganz besonders boshaft und im Umgange zu meidende. In dem 1023—30 in Tegernsee entstandenen, früher dem Mönche Frômund zugeschriebenen Ruodlieb ist die erste Mahnung, die der König dem abscheidenden Ruodlieb giebt: Traue nicht einem Rotkopf, denn solche sind jähzornig und treulos! Der Samiel des Freischütz,

1) Die mecklenburgische Redensart: Rooden Baert, duivels aerd.

auch ein schattenhaftes Nachbild Donars, trägt noch heute eine rote Hahnenfeder auf dem Hute, mit rotem Blute ist Kaspars Teufelsverschreibung abgefaßt, und in welcher Farbe erscheint Mephistopheles auf den Brettern? — Wenn unser Teufelskraut in Helgoland Laube heißt, so will dieser Name nur sagen, daß es auf der roten Insel seiner langen, rutenförmigen Äste wegen gern zu Laubenbekleidungen verwandt wird; aus ähnlichem Grunde heißt es in Böhmen: Je länger je lieber.

In Beziehung zu Donar, d. h. zum Teufel, steht auch die Skabiose[1]), welche mit dem Linnéschen Namen Scabiosa succisa, mit dem Volksnamen wegen ihres meist abgefaulten, scheinbar abgebissenen Erdstammes Teufelsabbiß genannt wird, und über deren Namensentstehung folgende Sage geht: Vor Alters verschrieb sich einmal ein junger Mann dem Teufel, damit ihm dieser alle Heilkräfte der Pflanzen kund thun sollte. Da nun aber infolge dieses Paktes der junge Arzt, ähnlich seinem halbgöttlichen Ahnherrn Asklepios, dem diese Sage offenbar nachgebildet ist, gar zu geschickt wurde, niemand mehr starb, also auch der Hölle keinerlei Zuwachs zugeführt wurde, so entschloß sich Lucifer endlich zu einer wahrhaft teuflischen That: er blendete den Jüngling. Indes blinder Eifer schadet nur — selbst dem Teufel. Selbverständlich wußte sich der junge Mann, der ja alle heilsamen Kräuter kannte, auch bald das zu verschaffen, welches seinen Augen das Licht wiedergeben mußte. Er wandte seine Kunst an seiner eigenen Person an und wurde wieder sehend. Der Teufel aber biß darauf in höllischem Zorn der heilenden Pflanze die Wurzel ab und daher nannte sie das Volk, zu dessen Ohren das ganze schauderhafte Ereignis bald gedrungen war, Teufelsabbiß. — Man kann auch mit der Wurzel den Teufel bannen, nur muß sie in der Mitternachtsstunde vor dem Johannistage, einem Donarfeste wie St. Walpurg, geholt sein, denn diese Mitternachtsstunde ist die einzige Zeit, in welcher der Teufel die ihm so gefährliche Wurzel nicht abbeißen darf.[2]) Der ganzen Pflanze wohnt außerdem die Kraft des Erisapfels inne; wirft man sie in irgend einer Gesellschaft unter den Tisch, so wird bald Ruhe und Frieden aus der Versammlung weichen und eitel Streit und Zwietracht zur Herrschaft gelangen. Im Vogtlande nennt man die Pflanze Gottvergessen und legt diesem Namen ebenfalls die Fabel vom gottvergessenen Jünglinge zu Grunde. Da dem bärtigen Donner-

1) Eigentlich Krätzkraut, lat. scabies, scabiosus. Sie wurde früher arzneilich gegen die Krätze gebraucht.

2) Über den Aberglauben, von dem die Pflanze umsponnen ist, vergl. ferner K. Schiller: Zum Tier- und Kräuterbuche des mecklenburg. Volkes I, 18; Zingerle in der Z. f. Myth. IV, 42 und in volksmedizinischer Hinsicht Wildenhahn in Nieritz' Volkskalender 1852, S. 62.

gotte in der christlichen Kirche häufig auch der Apostel Petrus untergeschoben wurde, dem zu liebe ja auch die zahlreichen Donarsberge germanischen Landes (so bei Halle, Kelbra, Erfurt) auf seinen Namen umgetauft wurden, so ist es nicht wunderbar, wenn unser Kraut in Schlesien und Mecklenburg das Peterskraut heißt. Die Zillerthaler Tiroler nennen es wegen der rötlichen Farbe seiner Wurzel Rötelwurz. Übrigens gehörte auch der Teufelsabbiß zu den Kräutern, welche ihren Besitzer gegen alle Teufels- und Hexenkünste feien. So auch die Benediktenwurz (Geum urbanum[1]): „wo diß wurtz in dem huse ist, do mag der tufel nicht schaffen und fluhet sie, und darumb ist sie gebenedeyt für alle anderen wurtzeln."

Donarkräuter sind ferner das Sedum Telephium, das geradezu den Namen Donarkraut führt, das Sempervivum, der Bärlapp und die verschiedenen Johanniskräuter. Das Sedum[2]) wurde (wie alle übrigen Donarpflanzen, besonders das Sempervivum) am Hause aufgehängt, um dasselbe gegen Schäden des Blitzes zu schützen. Es wird aber wirkungsvoll nur am Johannistage, und auch an diesem nur mittags zwischen 11 und 12 gefunden. Es wird auch (und das hat es wieder mit dem Sempervivum gemein), besonders im mythenreichen Thüringer Lande zu Lebensorakeln verwandt. Will man sehen, wer im Hause am frühesten dem Tode verfallen wird, wer am spätesten, so schneidet man von dem Donarkraut so viel Zweige ab, als das Haus Bewohner hat, steckt jeden Zweig in ein besonderes Glas Wasser und sieht dann zu, wessen Kraut am frühesten welkt; der Besitzer desselben „muß zuerst fort," zuletzt der, dessen Zweig am längsten grün geblieben. Alle diese Orakel, auf die wir bei den dem Donar geweihten Kräutern stoßen, weisen auf ihn als den Gott des Todes, der Unterwelt, hin, der ja auch bei herannahendem Winter alle seine allmählich absterbenden Pflanzen-Kinder in der dunklen Erde birgt, um sie im folgenden Jahre wieder zu neuem Leben zu erwecken.

Noch schläft die Mutter Erde
Träumend vom Auferstehn,
Da ruft sein mächtig „Werde!"
Der Gott; es muß geschehn.
Er spaltet mit dem Hammer
Des Eises starres Thor,
Da tritt sie aus der Kammer
Bräutlich geschmückt hervor. (Wägner.)

1) Griech. γεύω schmecke, koste, rieche, und lat. urbanus = städtisch, fein (feiner Geruch).

2) Lat. sedare = abhalten, nämlich die Gewitter, auch im römischen Altertum derselbe Glaube. Telephium der Sage nach von Telephus, der damit eine Wunde geheilt haben soll, die ihm von Achilles zugefügt war.

Und Braut und Bräutigam stürmen darauf sinnberauscht zur ausgelassenen Feier des großen Frühlings- und Zauberfestes der letzten Nacht des April. Der Name Johanniskraut, den Brunfels diesem Sedum giebt, war früher für die Pflanze gebräuchlicher als heute, wo ihn nach Pritzel-Jessen nur Ostfriesland und Helgoland erhalten haben. Sehr gewöhnlich sind aber noch heute die Donar-Zusammensetzungen des Namens der Pflanze. So heißt sie in Braunschweig Donnerbar (got. bairan tragen, also Donnerträgerin, -leiterin), in der Schweiz genau wie das Sempervivum (mit dem das Altertum sie übrigens identifizierte, daher die vielen Übereinstimmungen) Donnerbart und in Göttingen endlich, zusammengesetzt mit der wegen ihrer knolligen Wurzel auch in Tirol und der Schweiz ihr gegebenen Benennung Bohne, die Donnerbohne. Als Donarpflanze stellt sie sich ferner dar, wenn man sie in Ostpreußen Wolfsbohne und Wolfskraut nennt. Wenn man ihr außerdem in der Tübinger Gegend den Namen Schmerwurz (smero, smer = Fett) und in Salzburg den des Schmirbling (smirven, smirben = fett machen) giebt, so finden diese Benennungen ihre natürliche Erklärung in den fleischigen, fetten Blättern der Pflanze. Im Erzgebirge heißt sie Kuckuckskraut, in Mecklenburg ihrer großen Heilkraft halber Heil aller Wunden, und der Ostfriese nennt sie, weil sie nach seiner Meinung immer nur in jedem siebenten Jahre ihre Wunderkraft entwickelt, das Söwenjahrskrut.

Was das Sempervivum tectorum betrifft, so führt es diesen Namen, „quod perpetuo virescit" (Brunfels), weil es immer grün ist, trotz der heißen Sonnenstrahlen, denen es bei seinem freien, ungeschützten Standorte ausgesetzt ist. Wir nennen es Donnerkraut, und diesem Namen liegt, wie dem des „Bettstrohes", ein Stück uralten heidnischen Glaubens zu Grunde. Man pflanzte es auf den Dächern der Häuser an, wie auf Pfählen, die man eigens zu diesem Zwecke in die Zäune gesteckt und oben mit einer mit Erde gefüllten Höhlung versehen hatte, und es sollte die Kraft haben, Seuchen und namentlich den Blitz Donars vom Hause abzuhalten. Es war die dem Donnergotte vor allem geheiligte Pflanze, den Römern das Kraut des dem Donar entsprechenden Donnerers Jupiter[1]), welches sie daher auch Jovis Barba (= Jupitersbart, in der

1) Daß Jupiter völlig mit Donar gleichgesetzt wurde, dafür zeugt unter anderem die lateinische Benennung des Mittelalters für die zu Geismar gefällte Donareiche = robur Jovis, dafür zeugen ferner die vielen montes Jovis mittelalterlicher Erwähnung, die wir sämtlich mit Donnersberg wiederzugeben haben. Auch der berühmte Milleschauer des böhmischen Mittelgebirges, der in älterer Zeit Donnersberg genannt wurde, gehört hierher. Thor autem (sagt Adam von Bremen) cum sceptro Jovem simulare videtur.

französischen Schweiz noch heute Joubarbe, im Deutschen auch Donnerbart) nannten und mit dem sich selbst die römischen Imperatoren bekränzten, um ihr sieggekröntes Haupt vor Blitzen zu schützen. Der abergläubische Brauch der Anpflanzung, die kein Geringerer als Karl der Große selber einst sogar befohlen, hat sich bis heute, natürlich besonders im Gebirge und bei den streng konservativen Landbewohnern, erhalten, sie glauben noch immer an die Wirkung der Pflanze, während den Gebildeteren schon Brunfels seiner Zeit (1530) spöttelnd zurief: sane inefficax futurum fulmen, quod tam fragili herba retrudatur.[1]) Und nicht nur auf Dächern und Pfählen wird das Kraut angebracht, auch in den Schlot hängt man es, damit die bösen Hexen nicht hineinfahren können, — denn über diese Pflanze können sie nicht hinweg. Selbst an die Blüte der Pflanze knüpft sich allerlei Aberglaube. Ist sie mit langem Stengel versehen, so soll ein wichtiges Ereignis der Familie bevorstehen, und während die weißen Blüten einen nahen Todesfall verkünden, zeigen die roten ein zu erwartendes freudiges Ereignis an. Wird die Pflanze welk, geht sie gar aus, so wird zweifelsohne auch die ganze Familie in kurzer Zeit dahinschwinden mit dem Kraute des Donar.

Johanneskraut hieß früher auch der Bärlapp (Lycopodium clavatum[2]), der sich denn in seiner thüringischen Benennung Drudenkraut[3]), durch seinen im Harze gebräuchlichen Namen Hexenkraut und durch die Elsässer Bezeichnung Truttenfuß als echte Hexen- und Teufelspflanze ausweist. „In alter Zeit nagelte man die Pflanze gegen Hexen an

1) Das muß denn freilich ein recht matter Blitz sein, der von einem so schwachen Kraute abgestoßen werden könnte.

2) Lycopodium = Wolfsfuß, clavatus (genagelt), so genannt von den langen, nageläähnlichen Borsten der Pflanze.

3) Gewöhnlich als aus Druidenkraut verderbt angesehen. Die Druiden waren bei den Kelten der erste der beiden freien Stände; sie waren die Priester, Lehrer, Ärzte und Weissager und hatten große Vorrechte. Durch das Christentum verloren sie ihr Ansehen, und wie sie selbst in den Ruf der Zauberei kamen, so wurden auch die Bäume, unter denen sie in alter Zeit ihre Urteile gesprochen hatten, zu Hexenbäumen gemacht. Ebenso wurden die Pflanzen, mit denen sie ihre Heilungen u. a. vollbrachten, zu Hexenkräutern. Bei Domremy stand ein solcher sagenumflochtener Baum, und Vater Thibaut sagt bezüglich seiner von seiner Tochter Johanna, der „Jungfrau von Orleans“:

> Ich sehe sie zu ganzen Stunden sinnend
> Dort unter dem Druidenbaume sitzen,
> Den alle glücklichen Geschöpfe fliehen. —

Andere fassen trud als Hexe und sehen darin ein altgermanisches Wort. Vergl. Mogk: Mythologie in Pauls Grundriß der german. Philol.

Stallthüren, hing sie in Form eines Kranzes gewunden unter dem Namen Unruhe (weil der Kranz sich der gleichmäßigen Dicke wegen sehr leicht und fast stets bewegte) in Schlafkammern auf und trug sie auch als Gürtel um den Leib," als Abwehrmittel der Ermüdung. In Ulm nennt man sie daher auch wie die Artemisia den St. Johannesgürtel. Den Namen Johanneskraut führt endlich auch Scleranthus annuus[1]) (in Ostpreußen, Mecklenburg und der Mark auch Johannesblut genannt), das natürlich, wie alle Pflanzen des Johannes, in alter Zeit dem Donar, dem späteren Hexengotte, heilig war und noch heute in Holstein für ein gar wunderthätiges Kraut gehalten wird. M. Busch in seinem „Deutschen Volksglauben" erzählt davon folgendes: Zu Klostersande bei Elmshorn in Holstein befand sich früher zwischen dem Pilgerberge und Kuppelberge eine Vertiefung, die Hexenkuhle genannt. Noch jetzt wandern hier am Johannistage in der Mittagsstunde alte Frauen umher, suchen das Kraut, welches in seiner Wurzel Körner mit einem scharlachroten Saft besitzt, und bewahren es sorgfältig auf, da es sehr heilsam sein soll. Aber nur zwischen 12 und 1 Uhr mittags gepflückt kann es Wunder thun, sobald die Uhr Eins schlägt, ist der Zauber gebrochen und des Krautes Kraft zu Ende. Der Saft der Pflanze wird Johannesblut genannt, und die große Heiltüchtigkeit desselben deutet das alte Sprüchlein an:

Nimm Dosten und Johannesblut,
Die sind für alle Krankheit gut.

Eine Donarpflanze ist ferner unser „nordisches Edelweiß," das Gnaphalium dioicum.[2]) Sein gebräuchlichster Name ist Frühlings-Ruhrkraut, der natürlich die Pflanze als ein Kind des Frühlings darstellt, welches die Kraft besitzt, wirksam gegen die Leiden der Ruhr vorzugehen. Wenn dieser Name besonders im Norden gebräuchlich ist, so finden wir eine andere Benennung, Himmelfahrtsblume, zumeist nur in Süddeutschland und vorzüglich in Württemberg vertreten. Es kann nicht wunder nehmen, daß sich an diese Himmelfahrtsblume allerlei Mystik anknüpft, die zum Teile noch in das leicht erkennbare Gewand des altgermanischen Heidentums gekleidet ist. Himmelfahrt ist ursprünglich ein germanisches Fest des Donar-Kultus, — mußte da nicht die Donarpflanze, die an diesem Tage blühte, die an demselben gepflückt und verwandt wurde, von ganz besonderer göttlicher Kraft sein? Wenn

1) Scleranthus griech. = Hartblume, Dürrblume, entweder weil sie an dürren Stellen wächst oder weil ihre vertrocknete Blüte erst mit dem Samen abfällt, also lange dürr dasteht. Annuus = einjährig.

2) Gnaphalium = Wollkraut, wegen seines wolligen Äußern, dioicus = zweihäusig.

man, heißt es im Schwabenlande, am Himmelfahrtstage die Pflanze noch vor Sonnenaufgang pflückt, sie in Kränze windet und dann das ganze Jahr hindurch in den Stuben und Ställen aufhängt, so hat sie sicherlich, wie die meisten der übrigen Donarkräuter (so die Donardistel, eryngium campestre, und der Donnerpflug, fumaria bulbosa) die Kraft, den Blitz von Menschen, Vieh und Häusern fern zu halten; ja, es giebt sogar Leute, welche behaupten, daß man sich vermittelst des rötlichweißen Blümleins unsichtbar machen könne, wie denn ähnliches auch vom Rainfarn[1]) ausgesagt wird. Die Benennung des Schweizers für die Pflanze, die eine der zuerst erscheinenden Alpenkräuter seiner Heimat ist, ist Chatzatöpli oder tälpli und bedeutet die Talpe oder Pfote der Katze, mit der das Blümchen eine gewisse Ähnlichkeit hat. Der St. Galler und Appenzeller nennt sie auch geradezu Katzenpfötchen, daneben Hasenöhrli und auch Musöhrli, wie die Myosotis. Ulm und seine Umgebung heißt unser Kraut Engelblümchen, weil der Legende nach die heiligen Engel es in den Händen trugen, als sie dem gen Himmel fahrenden Heiland zum Empfange entgegenflogen. Nebenbei: Es ist durchaus nicht wunderbar, daß das Christentum sich der Pflanzendeutung in so hohem Grade annahm, es mußte sich mindestens um diejenigen Pflanzen kümmern, welche als Attribute der altheidnischen Gottheiten im Volke galten und deren Zahl keine geringe war. Dabei wurden denn natürlich die Kräuter der Götter, die man zu Teufeln umschuf, zu unheilvollen gestempelt, diejenigen aber, welche germanischen Gottheiten heilig waren, die man durch christliche Glaubensgestalten ersetzte, mit einem Legendennimbus umwoben. Es ist eben darum nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß den meisten dieser Legenden irgend eine heidnische Göttersage zu Grunde liegt, und diese aufzufinden, wie man die Grundschrift eines Palimpsestes findet, muß die Aufgabe des germanischen Forschers sein, mit deren Lösung bereits die Grimm, Müllenhof, Dahn u. a. begonnen haben. — Daß unsere Pflanze in der Altmark Stenblom benannt wird, kann bei ihrer Gewohnheit, auf unfruchtbaren, steinigen Hügeln ihren Platz zu wählen, weniger wunder nehmen, als ihr in derselben Gegend gebräuchlicher Name Tobacksblom. Wird das Kraut in der Altmark thatsächlich geraucht? Die nur im Schwarzwalde sich findende Benennung Schäpplein ist eine Verkleinerungsform des ersten Bestandteiles des Wortes Schabenkraut: Im Hause aufgehängt soll das Kraut die Kraft haben, die bösen Schäble oder Schäpple fernzuhalten und wird daher metonymisch gleich mit dem Namen derselben benannt.

1) Der Rainfarn hat, ebenso wie das Farnkraut, nichts mit Farren (= Ochs) zu thun, sondern erscheint schon im angelsächs. fearm, engl. fern, mhd. farm, vergl. Kluge.

Stallthüren, hing sie in Form eines Kranzes gewunden unter dem Namen Unruhe (weil der Kranz sich der gleichmäßigen Dicke wegen sehr leicht und fast stets bewegte) in Schlafkammern auf und trug sie auch als Gürtel um den Leib," als Abwehrmittel der Ermüdung. In Ulm nennt man sie daher auch wie die Artemisia den St. Johannesgürtel. Den Namen Johanneskraut führt endlich auch Scleranthus annuus[1]) (in Ostpreußen, Mecklenburg und der Mark auch Johannesblut genannt), das natürlich, wie alle Pflanzen des Johannes, in alter Zeit dem Donar, dem späteren Hexengotte, heilig war und noch heute in Holstein für ein gar wunderthätiges Kraut gehalten wird. M. Busch in seinem „Deutschen Volksglauben" erzählt davon folgendes: Zu Klostersande bei Elmshorn in Holstein befand sich früher zwischen dem Pilgerberge und Kuppelberge eine Vertiefung, die Hexenkuhle genannt. Noch jetzt wandern hier am Johannistage in der Mittagsstunde alte Frauen umher, suchen das Kraut, welches in seiner Wurzel Körner mit einem scharlachroten Saft besitzt, und bewahren es sorgfältig auf, da es sehr heilsam sein soll. Aber nur zwischen 12 und 1 Uhr mittags gepflückt kann es Wunder thun, sobald die Uhr Eins schlägt, ist der Zauber gebrochen und des Krautes Kraft zu Ende. Der Saft der Pflanze wird Johannesblut genannt, und die große Heiltüchtigkeit desselben deutet das alte Sprüchlein an:

Nimm Dosten und Johannesblut,
Die sind für alle Krankheit gut.

Eine Donarpflanze ist ferner unser „nordisches Edelweiß," das Gnaphalium dioicum.[2]) Sein gebräuchlichster Name ist Frühlings-Ruhrkraut, der natürlich die Pflanze als ein Kind des Frühlings darstellt, welches die Kraft besitzt, wirksam gegen die Leiden der Ruhr vorzugehen. Wenn dieser Name besonders im Norden gebräuchlich ist, so finden wir eine andere Benennung, Himmelfahrtsblume, zumeist nur in Süddeutschland und vorzüglich in Württemberg vertreten. Es kann nicht wunder nehmen, daß sich an diese Himmelfahrtsblume allerlei Mystik anknüpft, die zum Teile noch in das leicht erkennbare Gewand des altgermanischen Heidentums gekleidet ist. Himmelfahrt ist ursprünglich ein germanisches Fest des Donar-Kultus, — mußte da nicht die Donarpflanze, die an diesem Tage blühte, die an demselben gepflückt und verwandt wurde, von ganz besonderer göttlicher Kraft sein? Wenn

1) Scleranthus griech. = Hartblume, Dürrblume, entweder weil sie an dürren Stellen wächst oder weil ihre vertrocknete Blüte erst mit dem Samen abfällt, also lange dürr dasteht. Annuus = einjährig.

2) Gnaphalium = Wollkraut, wegen seines wolligen Äußern, dioicus = zweihäusig.

man, heißt es im Schwabenlande, am Himmelfahrtstage die Pflanze noch vor Sonnenaufgang pflückt, sie in Kränze windet und dann das ganze Jahr hindurch in den Stuben und Ställen aufhängt, so hat sie sicherlich, wie die meisten der übrigen Donarkräuter (so die Donardistel, eryngium campestre, und der Donnerpflug, fumaria bulbosa) die Kraft, den Blitz von Menschen, Vieh und Häusern fern zu halten; ja, es giebt sogar Leute, welche behaupten, daß man sich vermittelst des rötlichweißen Blümleins unsichtbar machen könne, wie denn ähnliches auch vom Rainfarn[1]) ausgesagt wird. Die Benennung des Schweizers für die Pflanze, die eine der zuerst erscheinenden Alpenkräuter seiner Heimat ist, ist Chatzatöpli oder tälpli und bedeutet die Talpe oder Pfote der Katze, mit der das Blümchen eine gewisse Ähnlichkeit hat. Der St. Galler und Appenzeller nennt sie auch geradezu Katzenpfötchen, daneben Hasenöhrli und auch Musöhrli, wie die Myosotis. Ulm und seine Umgebung heißt unser Kraut Engelblümchen, weil der Legende nach die heiligen Engel es in den Händen trugen, als sie dem gen Himmel fahrenden Heiland zum Empfange entgegenflogen. Nebenbei: Es ist durchaus nicht wunderbar, daß das Christentum sich der Pflanzendeutung in so hohem Grade annahm, es mußte sich mindestens um diejenigen Pflanzen kümmern, welche als Attribute der altheidnischen Gottheiten im Volke galten und deren Zahl keine geringe war. Dabei wurden denn natürlich die Kräuter der Götter, die man zu Teufeln umschuf, zu unheilvollen gestempelt, diejenigen aber, welche germanischen Gottheiten heilig waren, die man durch christliche Glaubensgestalten ersetzte, mit einem Legendennimbus umwoben. Es ist eben darum nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß den meisten dieser Legenden irgend eine heidnische Göttersage zu Grunde liegt, und diese aufzufinden, wie man die Grundschrift eines Palimpsestes findet, muß die Aufgabe des germanischen Forschers sein, mit deren Lösung bereits die Grimm, Müllenhof, Dahn u. a. begonnen haben. — Daß unsere Pflanze in der Altmark Stenblom benannt wird, kann bei ihrer Gewohnheit, auf unfruchtbaren, steinigen Hügeln ihren Platz zu wählen, weniger wunder nehmen, als ihr in derselben Gegend gebräuchlicher Name Tobacksblom. Wird das Kraut in der Altmark thatsächlich geraucht? Die nur im Schwarzwalde sich findende Benennung Schäpplein ist eine Verkleinerungsform des ersten Bestandteiles des Wortes Schabenkraut: Im Hause aufgehängt soll das Kraut die Kraft haben, die bösen Schäble oder Schäpple fernzuhalten und wird daher metonymisch gleich mit dem Namen derselben benannt.

1) Der Rainfarn hat, ebenso wie das Farnkraut, nichts mit Farren (= Ochs) zu thun, sondern erscheint schon im angelsächs. fearm, engl. fern, mhd. farm, vergl. Kluge.

Wir kommen zu unserer suppenwürzenden Petersilie, die sich griechischer Namensabkunft rühmen darf. Was der Lateiner Apium (Eppich) nannte und in dieser Benennung nach Brunfels' Ansicht von apex, d. h. dem Haupte ableitete, das die Alten mit diesem Kraute zu bekränzen pflegten, ist dem Griechen selinon. Dieses Selinon nun erscheint in drei Arten, die alle drei bei uns verschiedene Namen erhalten haben. Das Hydroselinon (das römische Apium palustre) ist der Wasser-Eppich des Mittelalters, den die Botanik kurzweg als Eppich bezeichnet, das Hipposelinon (Apium Macedonicum) ist der mittelalterliche Groß-Eppich, den wir heute mit dem nicht ungewöhnlichen Übergange des n zu r Sellerie nennen, und das Petroselinon endlich, das Apium hortense (Garteneppich) des Römers, ist der Felsen-Eppich, den wir nach seiner Veredelung in unseren Gärten unter dem Namen Petersilie kennen und verwenden und von dem Fuchs meint, daß er „wil ein naß und feucht erdtrich haben, er wechset auch von im selbs bei den pfülen, lachen und gräben, doch nit allenthalben, sondern an gewissen stetten, als im Wirtemberger land umb Canstatt, do er mit hauffen wechßt." Keine dieser Eppicharten hat soviel zum Teil ganz drollige Namenswandlungen im Volksmunde erfahren wie das Petroselinon: Es ist z. B. bei Brunfels zum Peterlein, in der Schweiz zu Peterli, in Bayern zum Paiterling und um Eichsfelde gar zur Pautersille geworden. Das sind die drei Eppicharten, und wenn man nun heutzutage die Namen Eppich und Epheu häufig einander gleichsetzt, so geht aus dem Gesagten hervor, daß noch das Mittelalter die beiden Namen streng auseinander hielt und daß also erst die neuhochdeutsche Zeit sich durch den ähnlichen Klang derselben zu ihrer Gleichsetzung verführen ließ. Bei den Griechen wurde der Eppich, wie das Veilchen besonders gern auf Gräber gepflanzt, auch Tote pflegte man damit zu bestreuen. Es war die den Göttern der Unterwelt heilige Pflanze der Trauer und Thränen. Daher kam es auch, daß Eppich auf dem Wege antreffen den Griechen soviel hieß als Unglück auf demselben haben, und Plutarch erzählt, daß Timoleons Soldaten, gegen die Karthager geführt, den Mut verloren, als ihnen unterwegs eine größere Anzahl mit Eppich beladener Maultiere entgegen kam. In älterer Zeit muß man freilich anders über das Kraut gedacht haben, denn aus Eppich bestanden ursprünglich die Kränze, mit denen die Sieger in den isthmischen Spielen sowohl als in den nemeischen geschmückt wurden.

Der Gamander ist entstanden aus dem mittellat. chamandreus, griech. chamaidrys und ist in dieser alten Form des Wortes noch erhalten im wissenschaftlichen Namen des Gamander-Ehrenpreis Veronica chamaedrys. Brunfels nennt das Kraut mit genauer Übersetzung aus dem Griechischen

quercus (drys) terrae und quercula minor wegen seiner denen der Eichen ähnlichen Blätter. Das griech. chamai aber = klein, kommt in einer großen Anzahl ähnlicher Bildungen vor.[1])

Die Euphorbia[2]) esula (abzuleiten von edere essen), auch genannt **Esula** minor, ist dem Volke zu der zwar formell naheliegenden, aber ableitlich durchaus unrichtigen Eselsmilch (auch Eselskraut) geworden.

Wenn man für Allium ascalonicum Asch-lauch und Schalotte (auch Scharlotte in Anklang an Charlotte) sagt, so ist es klar, daß beide Worte aus ascalonicum entstanden sind. So ist durch Verderbung des wissenschaftlichen Namens aus der Verkleinerungsform von betonica aus betonicula unser Batengel, aus dem Asparagus unser Spargel geworden.

Convolvulus arvensis[3]) führt neben dem einfachen Namen Winde auch den der Wewinde, und dieses We stammt von dem niederd. wede (zusammengezogen wê), welches Geflecht bedeutet und sehr bezeichnend für dieses Bäume, Zäune u. s. w. umflechtende, äußerst lästige Gartenunkraut ist.

Die Kornblume führt in Niederdeutschland den in seiner Ableitung dunkeln Namen Tremse (und Tremisse), den Voß auch in die Schriftsprache übernahm, wenn er (I, 100) sagt, daß Luisens freundliches Antlitz

Schirmte, gekränzt mit Tremsen, der feingeflochtene Strohhut.

Rein volksetymologisch ist die Benennung feine Grete für den Bockshornklee aus dessen lateinischem Namen foenum graecum[4]) hervorgegangen.

Volksetymologische Umdeutungen zeigen ferner:

1. Die Bibernelle (mhd. bibenelle) aus Pimpinella, und dieses wieder aus bipinella = doppelt gefiedert.
2. Die Osterluzei, die aus dem griechischen Namen Aristolochia entstand, der seinerseits auf die griechischen Worte aristos und lochos (= Kindbetterinnenreinigung) zurückgeht und dadurch auf die Wirkung der Pflanze hinsichtlich der Erleichterung der Geburt hindeutet.

---

1) Vergl. Martin. Auch unsere Kamille enthält das Wort: griech. chamaimaelon, heißt sie eigentlich Erdapfel. In Süddeutschland wird sie auch Kamelblume, Kühmelle und in der Ruhlaer Mundart gar Kammerblume genannt.

2) Der Name nach Plinius herkommend von Euphorbios, dem Leibarzte des mauritanischen Königs Juba.

3) Convolvulus Winde von convolvere zusammenwickeln, arvensis = auf Äckern wachsend.

4) eigentlich = griechisches Heu.

3. Das Burzelkraut aus lat. Portulaca (mittellat. porcilaca, ital. porcellana), das eine Verkleinerungsform von porta (= Thür) ist und auf die abführende Wirkung der Pflanze hindeutet.
4. Die Eberraute oder Eberrute, die mit der Raute und Rute nicht das Geringste zu thun hat, sondern nach Martin auf das griech. ábrotos zurückgeht, das unsterblich heißt und sich auf das frischbleibende Aussehen der Pflanze beziehen soll. Die Pflanze galt früher als ein gutes Schwitzmittel. Eine nicht minder bekannte Artemisiaart ist dracunculus, so genannt, weil das Kraut seinen Träger vor den Bissen der Drachen und Schlangen (draco) sicher stellen sollte. Wir haben das Wort jetzt in seiner französischen Gestalt in unserm Estragon.
5. Das Odermännchen, Ackermännchen, altenburg. Ottermännchen, im 15. Jahrhundert Odermynge: alles das aus dem einfachen Agrimonia, d. h. das auf dem Felde (ager) wachsende Kraut.
6. Fenkohl mit Anklang an Kohl aus dem lat. foeniculum (s. foenum).
7. Aklei aus lat. Aquilegia, d. h. die Wassersammlerin (aquam legere) von ihren trichterförmigen Blättern, in denen sie die Feuchtigkeit ansammelt.
8. Günsel aus dem älteren Namen Consolida, den alte Kräutersammler allen wundenheilenden (lat. consolidare = zuheilen machen) Pflanzen beilegten.

Zierpflanzen, besonders fremdländische, sind meist nach Personen genannt, teils nach denen, die sie zuerst uns gebracht haben, teils nach solchen, die sich um ihre Kultivierung besondere Verdienste erwarben. Wir führen hier nur einige der bekanntesten auf, da eine eingehende Behandlung der Namen derselben außerhalb des Rahmens unserer Aufgabe liegt.

Da fällt uns zunächst die stolze Hortensie ins Auge, die der französische Naturforscher Commerson seiner Freundin Hortense, der Gattin eines berühmten Pariser Uhrmachers, widmete. Sie trägt ihren Namen. Die amerikanische, überaus beliebte Fuchsie mit ihren zahlreichen Varietäten wurde nach dem 1565 gestorbenen Naturforscher Fuchs, „einem der Väter der Botanik" genannt, der sie bei uns heimisch machte. Die prächtige Kamelie führt ihren Namen nach dem Jesuiten Georg Jos. Camel (ital. Camelli), der sie aus Japan nach Europa gebracht hat, und der Gloxinie hat der französische Botaniker L'Héritier im Jahre 1784 ihren Namen zu Ehren des Straßburger Botanikers P. B. Gloxin gegeben, welcher die gefleckte Gloxinie (Gloxinia maculata) in seinen botanischen Beobachtungen als Art anführte. Die schönste Art derselben, Gloxinia speciosa, hat im Jahre 1817 zum ersten Male in Europa

geblüht in der berühmten Handelsgärtnerei von K. Loddiges in London. Und die stolze **Georgine?** Um das Jahr 1784 fand Vincent Cervantes in Mexiko die Pflanze. Er sandte sie nach Madrid an den Direktor des botanischen Gartens Cavanilles, der sie zu Ehren des schwedischen Botanikers Dr. Dahl **Dahlia** nannte, ein Name, der für sie in Italien noch heute recht geläufig ist. Von Spanien aus kam dann die Mexikanerin in alle Kulturländer und 1804 durch Humboldt und Bonpland auch nach Deutschland. Den Namen Georgine erhielt sie von Wildenow zu Ehren des Petersburger Gelehrten Georgi. Anfangs waren die Engländer Meister in Zucht und Veredelung der Pflanze, seit den dreißiger Jahren sind sie indessen darin von den Deutschen überflügelt, mit den Züchtungen Christian Dengens im thüringischen Rosenzuchtorte Köstritz können sie nicht mehr fort.

Und damit der Schluß dieser Arbeit ihrem Anfange entspreche: Das kleine Blümchen mit der Farbe der Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, unsere reizende **Lobelie**, die mit ihren vielen kleinen himmelblauen Blumen (die weißen sind weniger schön!) ebenso zur Zierde des Fensters wie zur Einfassung von Blumenbeeten sich eignet, sie hat natürlich ihren Namen von dem 1616 verstorbenen Botaniker Lobel, der die liebliche Amerikanerin nach Germanien übergeführt hat.

Namensverzeichnis.

Zur Stellung der germanischen Mythologie im deutschen Unterricht.

Von **Arnold Zehme** in Düsseldorf.

Die Stellung der germanischen Mythologie im deutschen Unterricht darf deshalb wohl eine interessante Frage genannt werden, weil sie augenblicklich eine vielumstrittene Frage ist. Eine Vergleichung der hierüber geäußerten Ansichten und Urteile führt in der That zu einem überraschenden Ergebnis. Auf der einen Seite warnt man vor einer einseitigen Betonung der deutschen Sage im Verhältnis zur antiken, da unsere Sagen allzufrüh in „die nebelhafte Ferne des Nordens" gerückt seien und sich auf eigentlich deutschem Boden nicht gehalten haben.[1]) Daher seien „die düsteren Nebelgestalten der nordischen Sage" im Vergleich zu den plastischen Lichtgestalten der griechischen Mythologie erst in zweiter Linie zu berücksichtigen. Und wenn es auch nützlich und angenehm sei, die nordischen und deutschen Sagen zu kennen, so werfe doch diese Kenntnis für den Patriotismus nicht viel ab.[2])

Man hebt ferner hervor, daß die Reste der germanisch-mythologischen Dichtung einen mangelhaften Stoff für die Erkenntnis des deutschen Götterglaubens und in geringem Maße deutsch-nationale Züge enthielten; dagegen sei die deutsche Mythologie im allgemeinen sehr förderlich zur Erziehung eines religiös-sittlichen Charakters.[3]) Zum Schluß weist eine Stimme darauf hin, daß nordische Dichtungen ja augenblicklich in der Mode seien, und hofft, daß, wenn die Pflege der nordischen Sagen neben den deutschen ersprießlich und nicht zu zeitraubend sei, diese Art Mythologie doch nur in homöopathischen Dosen verabreicht werde.[4])

Auf der andern Seite dagegen hat man schon vor Jahrzehnten den Nachweis mit Erfolg zu führen gesucht, daß eine Einführung in die germanische Mythologie in den Lehrplan geboten schiene, und daß von dem Betreiben des mythologischen Studiums eine reinigende und erhebende Wirkung auf die Gemüter zu erwarten sei.[5]) Diesen tiefen, sittlichen Zug der deutschen Götter- und Heldensage legte bald darauf Schwartz überzeugend dar.[6]) Er sprach es als eine zu seiner Zeit

---

1) Verh. d. Direkt.-Konf. d. Rheinprov. 1890, S. 47 flg.

2) Müllers Zeitschr. f. Gymn. 1892, S. 673 flg.

3) Schullerus, die deutsche Mythologie in der Erziehungsschule 1893. (Vergl. Rethwisch, Jahresberichte VIII, Kap. 5, S. 19 flg.)

4) Müllers Ztschr. f. Gymn. 1895, S. 210.

5) Herrigs Archiv 1867, S. 153.

6) Herrigs Archiv 1871, S. 223.

allgemein herrschende Ansicht aus, daß die deutsche Götter- und Heldensage, dieser einzige Überrest aus der Jugendzeit unseres Volkes, nach jeder Richtung hin Schutz, Aufbewahrung, wissenschaftliche Pflege und pädagogische Verwertung verdiente und gleich wertvoll in menschlicher und nationaler Beziehung wäre. Die Reste deutscher Sage wären zwar Reste einer barbarischen Entwickelungsstufe, aber zugleich Zeugnisse einer Gemütsanlage von seltener Schönheit und Tiefe. Diese von hoher Begeisterung und Überzeugung getragenen Worte eines Freundes der deutschen Sage uns heute nach 25 Jahren wieder ins Gedächtnis zurückzurufen ist vielleicht nicht unnütz. Zu denselben überzeugenden Resultaten kam ein anderer deutscher Forscher, der es auch unternahm, die hohen, ethisch-idealen Keime und zugleich den deutschen Volkscharakter in dem germanischen Götterglauben nachzuweisen.[1]) Zum Schutze für die Lektüre aus der Edda und für eine Einführung in die germanische Mythologie wurde neuerdings noch eine andere, gewichtige Stimme laut: Lehmann[2]) begründet beides damit, daß es bei der Stellung, welche die nordische Sage in der zeitgenössischen deutschen Litteratur einnehme, eine Forderung der allgemeinen Bildung sei. Auch zeigten sich die Schüler für die bei aller Dunkelheit doch gewaltig wirkende Kraft der Edda stets empfänglich, und sie zeigten nie eine lebhaftere Teilnahme, als wenn ihnen die alten Göttervorstellungen mit Volksmärchen, Bräuchen und Aberglauben in Verbinduug gebracht würden. Hiermit deutet Lehmann auch an, wie eine gelegentliche, ungezwungene Einführung in die deutsche Mythologie schon von den unteren Klassen ab am besten stattfindet. Darüber äußert sich am klarsten und ausführlichsten Lyon in seinem, an Anregungen so überaus reichen Aufsatze „Der deutsche Unterricht auf dem Realgymnasium."[3]) Darnach schließt sich die Einführung in die Götterlehre am besten an die Lektüre an, wobei der Lehrer die neueren Arbeiten von Mogk, Meyer u. s. w. zu Rate zieht. Solche Gedichte seien u. a. Goethes Fischer, Erlkönig, ferner die Heinzelmännchen von Kopisch u. s. w. Er empfiehlt hierbei mit Recht eine Verbindung des deutschen Unterrichtes mit der Heimatskunde. Eine Wanderung durch die Fluren würde dem Knaben die Erinnerung an die phantasiereiche Welt unserer Vorfahren wachrufen und würde ihn mit immer neuen Fäden an die Heimat fesseln. Damit hat Lyon wohl unzweifelhaft die beste und einfachste Erläuterung zu der Bestimmung der neuen preußischen Lehrpläne gegeben,

1) Otto Pfleiderer, in der deutschen Rundschau von Rodenberg 1893/94, S. 257 flg.

2) „Der deutsche Unterricht", Berlin 1890, S. 219 flg.

3) Ztschr. f. d. d. Unterr. 1893, S. 720.

wie „die Pflege vaterländischen Sinnes und des nationalen Gedankens" (Lehrpläne S. 73) bei Gelegenheit der Einführung in die germanische Götter- und Heldensage gedacht ist. Nicht als ob letztere für den Patriotismus etwas „abwerfen" solle! Denn es ist in letzter Zeit wiederholt darauf hingewiesen worden, daß der Patriotismus nicht lehrbar sei. Dagegen pflegen wir den vaterländischen Gedanken, wenn wir den Schülern Liebe zur Heimat einflößen, welche mit der Kenntnis ihrer Vergangenheit steigt, wenn wir sie mit immer neuen Fäden — und solche liefert auch die mythologische Welt unserer Vorfahren — an die Heimat fesseln. Und die dann nicht ausbleibende Freude an der Heimat verknüpft mit derselben.[1]) So lassen sich die darauf bezüglichen Bestimmungen der neuen preußischen Lehrpläne am leichtesten verstehen und befolgen. Dabei wird der verständige Lehrer zweifellos der Gefahr einer allzu einseitigen Betonung des deutschen Volkstums und der deutschen Sage unschwer entgehen.

Ist nun aber, wie die neuen Lehrpläne fordern und die zuletzt aufgeführten Stimmen überzeugend befürworten, eine Einführung in die germanische Mythologie wünschenswert, oder, um bescheidener und schlichter zu reden, sollen die Schüler bekannt gemacht werden mit dem Glauben unserer Vorfahren an Seelen, Alben, Riesen, Götter, so entsteht die Frage, wann und wie dies geschehen soll. Die eigentliche Einführung soll nach den Lehrplänen auf der Mittelstufe stattfinden. Doch wenn man die Mühe nicht scheut, einmal den Lesestoff der gebräuchlichsten Lesebücher für die Unterstufe (Sexta bis Quarta) auf seinen germanisch-mythologischen Inhalt hin zu untersuchen und zusammenzustellen, so ist man über den reichen Fund überrascht. Dabei enthalten diese Lesebücher mit Recht keine lehrhaften Prosastücke rein mythologischen Inhalts, denn diese gehören auf die Mittelstufe.[2]) Darum haben die Lesebücher der Unterstufe, welche bis jetzt solche enthielten, diese in der neuesten Auflage durch deutsche Sagen ersetzt, wie z. B. das Lesebuch von Buschmann. Im allgemeinen stimmen die Lesebücher in den unten angezogenen Gedichten und Prosastücken überein. Um aber ein bestimmtes zu Grunde zu legen, sei es der Kürze halber gestattet, den folgenden Versuch einer mythologischen Konzentration anzuknüpfen an das Lesebuch von Hopf und Paulsiek, Berlin, Grote, wobei auf Ergänzungen besonders des Döbelner Lesebuches (Leipzig, B. G. Teubner) kurz hingewiesen werden soll. Wir beginnen naturgemäß mit dem Lesestoff für die Unterstufe

1) Vergl. die schöne Ausführung dieses Gedankens in der trefflichen Rede von Exner, „Über politische Bildung", Leipzig 1892, Duncker und Humblot.

2) Vergl. Warnatsch, Progr. Kgl. Gym. Beuthen O.-S. 1895.

und beschränken uns zunächst hierauf; doch soll eine Bearbeitung der Lektüre der Mittelstufe nach demselben Gesichtspunkte später folgen.

I. Die Gestalten des Volksaberglaubens (niedere Mythologie).

1. Der Seelenglaube der alten Germanen.[1])

Die persönlich als Begleiterin des Menschen gedachte Seele lebt nach altgermanischer Anschauung nach dem Tode in verschiedenartiger Gestalt fort. Sie nimmt einen neuen (menschlichen oder tierischen) Körper an oder sie kehrt in den verlassenen Körper zurück und sucht, als Gespenst umherirrend, zu schaden. Sie verläßt den Körper als Hauch (anima und ἄνεμος) und gehört dann zu der Schar der Geister. Darauf bezieht sich die allen Germanen bekannte Sage vom wütenden Heer oder der wilden Jagd (IV, 3: Wode von E. M. Arndt[2]). Dieser ursprünglich ohne Führer oder Führerin umhertobende Heeres- oder Jagdzug besteht aus den Geistern der Verstorbenen; die Sage entstand aus dem dahinbrausenden Sturmwind. Erst das Christentum ließ die gewaltsam Gestorbenen, die Verbrecher, die Seelen ungetaufter Kinder zu diesem Heere gehören.[3]) Hierbei ist auch die alte Sage von der ewigen Schlacht zwischen Hedin und Högni zu berücksichtigen, die vielleicht schon in Quinta mit der Gudrunsage oder sonst in IIIb erzählt werden kann. Die Seelen der Gefallenen dachte man sich oft als gebannt an die Gräber der Walstatt. Auf diesem Glauben an das Fortleben der Seelen nach dem Tode beruht auch ursprünglich die Sage von den in Walhalla lebenden Einheriern (IV, 49: Sach, die alten Germanen, am Schluß). Als Wohnort der Seelen galt u. a. die Gegend beim Grabe, besonders aber die Berge. In der allen Schülern ohne Zweifel bekannten Sage vom Rattenfänger von Hameln[4]) verschwinden die Kinderseelen als Ratten im Koppelberg bei Hameln. In Bergen wohnen auch der Sage nach die bergentrückten Kaiser und Lieblingshelden des Volkes: Friedrich Barbarossa im Kyffhäuser (VI, n. 28, 48, 82: Die Sagen nach Bechstein, Rückerts Gedicht; V, 124: Seidl, Barbarossas Erwachen; IV, 103: Geibel, Friedrich Rotbart), Wedekind in Babylonie, Siegfried in Geroldseck, Heinrich I. im

1) Vergl. Mogk, German. Mythol. 1891 (in Pauls Grundriß d. germ. Philol. 1, S. 998 flg.). E. H. Meyer, German. Mythol. 1891, S. 61 flg. Golther, Handbuch d. german. Mythol. 1895, S. 72 flg.

2) Die römischen Zahlen bezeichnen die Klasse, die arabischen die Nummer des Lesestückes. — Vergl. Döbelner Leseb. IV, S. 32.

3) Das Weitere von Wode siehe unter III (Götterglaube).

4) Döbelner Leseb. V, S. 34.

Sudemerberge bei Goslar, Karl V. oder Karl der Große im Unterberg bei Salzburg, Artus in England. Sie sind umgeben von den Geistern ihrer tapferen Helden. Mythischer Kern dieser Sagen ist nicht Wodan und der Walhallaglaube, wie man früher[1]) annahm und wie noch jetzt vielfach in Erläuterungswerken irrtümlich ausgeführt wird, sondern nach dem Ergebnis der neueren Forschung der schlichte Volksglaube an das Fortleben der Seelen in Bergen.[2])

Die verschiedenen Gestalten der Seelen.

In der Sage vom Binger Mäuseturm (VI, 23) verfolgten die Seelen der Verbrannten als Mäuse den Hatto von Mainz. Im Märchen von Aschenbrödel (nicht im Lesebuche, aber doch den Schülern bekannt) beruht der Vogel und der Baum auf dem Grabe der Mutter auf dem Seelenglauben. Nicht der Baum beschenkt, sondern die ihn bewohnende Seele der verstorbenen Mutter.[3]) Mit dem Vogel läßt sich die Seele der Mutter auf das Bäumchen des Grabes nieder. Auf den Seelenglauben bezieht sich auch der flüsternde Birnbaum in dem Gedichte „Herr von Ribbeck" von Fontane (V, 133) und der weissagende Vogel in der Gudrunsage, der den Mädchen am Strande erscheint (V, 3, e). Letzterer ist vielleicht als Schwanjungfrau aufzufassen, die aber auch wieder auf den Seelenglauben zurückgehen. Auf der Tertia erfahren die Schüler weiter (wenn sie es nicht schon vorher zu Hause gelesen haben), daß Sigurd von dem Waldvöglein vor Regin gewarnt wird. Daß die Seelen auch in anderen Tiergestalten erscheinen, kann den Schülern beiläufig erzählt werden, doch ist es nicht notwendig. Wenn die Seelen im Grabe mit oder ohne ihre Schuld keine Ruhe finden, irren sie als Gespenster umher. Von solchen Gespenstersagen handelt Uhlands Gedicht „Graf Richard ohne Furcht" (V, 106) und Höltys „Feuer im Walde" (V, 128). Der im Dorfe mit der Feuerkette umherspukende Amtmann, welcher ungerecht richtete, die Bauern mißhandelte und gottlos war, ferner der Feuermann und Ohnekopf (vergl. den Führer der wilden Jagd und die Sage von dem Mann ohne Kopf) sind derartige Gespenster. Es sind umherirrende Grenzsteinverrücker, Geizhälse, Mörder, die nach dem Volksaberglauben als Flammen, Feuermänner, Irrlichter u. s. w. umherspuken.

Die Schlachtjungfrauen, Nornen und Schwanjungfrauen sind verwandte Erscheinungen der deutschen Sage, welche auch mit dem Seelenglauben zusammenhängen. Die oft am Kampfe teilnehmenden

1) Simrock, Handb. d. deutsch. Mythol. 3. A. S. 143.
2) Mogk a. a. O. S. 1005; Golther S. 89; Meyer S. 242.
3) Simrock a. a. O. S. 545.

germanischen Frauen halfen auch nach dem Tode als Schlachtjungfrauen. Die Kampfjungfrau Brunhilde wurde durch Siegfried aus dem Schlafe geweckt (VI, 17, b: die Nibelungensage). Die nordischen Dichter nannten sie Walküren und gaben ihnen eine glänzende Rüstung. Die mit dem Federgewand durch die Luft fliegenden Schwanjungfrauen erscheinen oft in deutschen Sagen und Märchen, wo sie die Zukunft prophezeien. Sie legen ihr Schwanhemd an stillen Weihern ab und sind dann schöne Jungfrauen; nimmt man es ihnen fort, so sind sie zur Ehe oder Weissagung gezwungen. So erging es der Waghild, der Gemahlin Wielands, der Ahnfrau Wittichs, welche letzteren in der Rabenschlacht mit dem Roß auf den Meeresgrund führt, um ihn der Rache Dietrichs zu entziehen (IV, 6: die Rabenschlacht). Eine solche erschien auch der Gudrun als Schwan (V, 3, e: Gudrunsage), solche weissagten an der Donau dem Hagen das Schicksal der Burgunden (VI, 17, d: Untergang der Burgunden). An eine Schwanjungfrau wird auch in der Sage vom Schwanritter (V, 4) zu denken sein, wo ein Schwan an silberner Kette das Schifflein zieht.[1])

Ein Schwanmädchen endlich ist es vielleicht, welche Heinrich den Löwen auf der Meeresfahrt warnt (IV, 104: Mosen, Heinrich der Löwe), falls nicht an eine Nixe zu denken ist. Für die mit den Schlacht- und Schwanjungfrauen verwandten Nornen, welche Göttern und Menschen das Schicksal bestimmen, bietet das Märchen von Dornröschen (VI, 8) willkommene Gelegenheit zur Anknüpfung. Hier erscheinen sie als weise Frauen. Diese ursprünglich zahlreichen Schicksalsmädchen, aus denen sich zuletzt drei heraushoben, gaben das Leben und alsdann gutes oder böses Geschick und schnitten den Lebensfaden wieder ab. Ihre Urbilder sind die drei Spinnerinnen in dem bekannten Märchen, welches den Schülern wieder in Erinnerung zurückgerufen werden möge.[2]) Sie sind also immer spinnend und webend gedacht.

Zum Schluß ist hier der germanische Hexenglaube zu erwähnen, denn die Hexen gehören als nachtfahrende, gespenstische Weiber, die auf Schaden ausgehen, zum Gespensterglauben. Sie ziehen auch mit dem Seelenheer und der wilden Jagd durch die Luft, ihre Hauptfreude aber ist der Tanz. Hiervon wird man im geographischen Unterricht beim Hexentanzplatz und Brocken reden (Döbelner Leseb. IV, S. 207). Außerdem kommt z. B. im Märchen vom Froschkönig (VI, 4) eine böse Hexe vor, welche den Königssohn verwünscht und in einen Frosch verwandelt hatte. Hexenkünste versteht auch die Königin im Märchen von

1) Döbelner Leseb. IV, S. 34.

2) Vergl. Lyon, Lektüre als Grundlage, 2. Aufl. 1896, S. 1 flg.

Sneewittchen (VI, 7), welche die Gestalt eines alten Weibes annimmt und den giftigen Kamm bereitet.

2. Die elfischen Geister.[1])

A. Elfen (Alben, Elben) im allgemeinen heißen alle die seelischen Geister, die in Bergen, unter der Erde, in Haus und Hof, Wald und Feld, Flüssen und Seen in Scharen meist unter einem König zusammenwohnen und von Hause aus den Menschen wohlgesinnt und nützlich sind. Sie sind treu, verlangen aber auch Treue; vertrieben werden sie durch Glockenklang und Hammerschläge, alsdann nehmen sie das Gedeihen des Ortes mit sich fort. Sie sind klein, aber wohlgebildet, nur die Zwerge sind häßlich. Es giebt Erdelfen (Zwerge), Hauselfen (Kobolde, Wichtelmännchen, Heinzelmännchen), Wald-, Feld-, Licht- und Luftelfen (Elfen im engeren Sinne), Wasserelfen (Nixen). Sie sind die persönlich gewordenen sanften, still wirkenden Naturkräfte, wie die Riesen die elementaren, meist zerstörenden Naturkräfte darstellen. Da der Elfenglaube aus dem innigen Naturgefühl und der kindlich-poetischen Phantasie der alten Germanen hervorging, so ist er besonders geeignet, Gemüt und Phantasie der Schüler der Unterstufe anzuregen und zu bilden. Aus diesem Grunde enthalten auch die Lesebücher im allgemeinen reichhaltigen Stoff dieser Art, welcher alle wichtigeren Züge der elfischen Geister berührt.

Zur Einführung in den Elfenglauben im allgemeinen können dienen die Gedichte von Strauß, Die Zwerge (VI, 159) und von Kopisch, Des kleinen Volkes Überfahrt (Döbelner Leseb. VI, S. 230). In ersterem bedeutet „Zwerge" die elfischen Geister überhaupt. Lieblich war die Zeit, als sie sich traulich den Menschen gesellten und sie vor Hagel und Regen schützten, als sie in Feld, Haus, Hof, Stall zum Segen der Menschen geheimnisvoll wirkten. Oft saßen sie arglos auf dem Aste eines Ahorns. Als aber der Menschen Tücke sie dort einst zu Fall gebracht hatte, verschwanden sie unter zornigen Klagen über die Untreue der Menschen für immer, den Segen des Ortes mit sich nehmend. In dem letzteren Gedichte verlassen sie den Ort, weil es zu sehr im Lande lärmt, weil sie die Hammerschläge und Glockenklänge nicht leiden können. An Stelle der friedlichen Ruhe und des stillen Gemütslebens ist geräuschvolles Jagen nach Erwerb getreten, und darum gehen sie fort. Sie tragen hierbei wunderhübsche Kindlein und viel Edelstein und Gold. Der Habgier des sie hinüberfahrenden Knechtes steht ihre eigene

---

1) Mogk a. a. O. S. 1027 flg. Meyer S. 117 flg. Golther S. 122 flg. Simrock S. 406 flg.

Ehrlichkeit gegenüber, mit welcher jeder richtig sein Hellerlein für die Fahrt zahlt. Denselben Gegenstand behandelt „Die nächtliche Überfahrt der Zwerge" von Julius Sturm.

B. Von den Zwergen im engeren Sinne handelt zunächst das Märchen Sneewittchen (VI, 7). Am Tage gehen sie in die Berge und suchen Erz und Gold, nachts verlassen sie dieselben (das Tageslicht verwandelt sie zu Stein!) und kommen in ihr Häuschen, wo das gedeckte Tischlein mit Stühlchen, Tellerchen, Löffelchen, Messerchen, Gäbelchen und Becherchen steht. In dem Lesestücke „Siegfrieds Jugend (VI, 17, nach dem Volksbuche) trifft Siegfried den Zwergkönig, wobei kurz die Namen Alberich (Oberon), Goldemar, Elbegast, Nibelung, Laurin, Gibich (im Harz) genannt werden mögen. Dieser Zwergkönig ist im Besitze eines großen Schatzes (des Nibelungenhortes) und der Tarnkappe. Die Schweizer Sage „Der einkehrende Zwerg" von Grimm (VI, 9) zeigt, wie die Zwerge liebevolle Gastfreundschaft zu belohnen wissen. Während die unfreundlichen Menschen mit Haus und Vieh von der elementaren Gewalt des Unwetters vernichtet werden, bleibt das Haus der gastlichen unversehrt. Das Zwerglein aber schwoll an und „ward zu einem ungeheuren Riesen". Hier wird klar, daß Zwerge und Riesen verwandt sind. Freundlich gesinnt zeigt sich auch der Zwerg in der Harzer Sage Grimms „Der Zwerg und die Wunderblume" (VI, 11), der den armen Schäfer mahnt, das Beste nicht zu vergessen. Auch im Märchen vom Wasser des Lebens (V, 2) verwünscht und bestraft der Zwerg nur die stolzen und garstigen Königssöhne, während er dem jüngsten, freundlichen bereitwilligst die Wünschelrute und das Wasser des Lebens schenkt, was er beides zu behüten hat. Zauberkräftig erweist sich endlich auch der Zwerg Baldung in Dietrichs Kampf mit Sigenot (IV, 5). Er schenkt dem Helden zum Danke für die Befreiung einen Zauberstein, der seinen Besitzer gegen Hunger und Durst schützt und bei Kräften erhält. Vorher hat er ihm noch eine Wurzel gegeben, welche den Zauber der den Wilden unverwundbar machenden Kräuter aufhebt. Er erzählt ihm noch, daß Sigenot die tausend Zwerge, welche im benachbarten Berge wohnten, bis auf hundert vernichtet hat. Diese in den angeführten Lesestücken enthaltenen Züge aus dem Leben der Zwerge genügen. Sie mögen dahin ergänzt und zusammengefaßt werden, daß die Zwerge auch Erd-, Bergmännchen heißen, daß ihre Wohnung in den hohlen Bergen mit Gold und Edelstein geschmückt ist, daß sie wie alte Männer mit langem, weißem Bart (Alberich im Nibelungenliede) aussehen und nach Art der Bergleute mit Kappe, einem Leder hinten, Laterne, Schlägel und Hammer versehen sind. Sie sind kluge und geschickte Bergleute, besonders Schmiede,

deshalb auch beliebte Lehrmeister der Heldensöhne (Wieland, der erst später zum Sagenheld ward), und als Herren über die Metalle sehr reich (Nibelungenhort).

C. Die Hausgeister werden auch Kobolde (Kobwalt, der über die Kobe, den Stall, Waltende), Heinzelmännchen, Wichtelmännchen (Wicht = Wesen) genannt. Sie sind klein, grau (Graumännchen), alt, haben einen langen, weißen Bart und eine Kapuze. Sie wohnen besonders in Stall, Scheune, Keller und helfen bei aller Hausarbeit. Wo sie sind, bringen sie Glück und Segen. In Grimms Märchen „Die Wichtelmänner“ (VI, 3) erscheinen sie nachts als niedliche, nackte Männlein und machen behende dem Schuster die Schuhe fertig. Diese Schuhe machen den armen Mann zu einem wohlhabenden. In dem bekannten Märchen von Rumpelstilzchen hilft das kleine Männlein der Müllerstochter Stroh zu Gold spinnen und zeigt dann, wie alle Elfen, Vorliebe zu schönen Menschenkindern. Als aber sein Name genannt wird, muß es auf den Lohn verzichten. Das erinnert an die Druckgeister, die Maren, welche gefangen sind, wenn sie bei Namen gerufen werden. Das kleine Volk auf der Eilenburg in Grimms Sage „Des kleinen Volkes Hochzeitsfest“ (VI, 10) kommt nachts durch das Schlüsselloch und die Fensterritzen in den Saal, um dort eine Hochzeit zu feiern. Als aber außer dem Grafen die Gräfin neugierig zuschaut, verschwindet es unter Verwünschungen durch Thürspalten und Mauselöcher. Diese Sage liegt auch dem Hochzeitsliede von Goethe zu Grunde (Leseb. f. Tertia, Nr. 20). Die Kobolde sind erfahren in jedem Handwerk, wie es am schönsten in den „Heinzelmännchen“ von Kopisch (VI, 77; vergl. Döbelner Leseb. VI, S. 42) zum Ausdruck kommt.[1]) Dort helfen die flinken, gutmütigen und fleißigen Männlein den Zimmerleuten, Bäckern, Fleischern, Schenken, Schneidern; durch die Erbsen der neugierigen Schneidersfrau werden sie für immer vertrieben. In Katzengestalt zeigen sich diese Hausgeister im Märchen vom gestiefelten Kater. Andere Geschichten von den Kobolden finden sich in Grimms deutschen Sagen.

D. Für die Besprechung der Wald- und Feldgeister finden sich im Lesebuche verhältnismäßig wenig Anknüpfungspunkte. In dem Kampf Dietrichs mit Sigenot (IV, 5) kommt ein „wilder Mann“ vor, der ganz mit Haaren bedeckt ist und unverwundbar machende Kräuter hat. Wate hatte nach der Gudrunsage die Heilkunst von einem „wilden Weibe“ gelernt. In dem Eckenliede (zu den Sagen von Dietrich in IV) jagt Fasolt ein „wildes Fräulein“; letzteres heilt

1) Vergl. Lyon, Lektüre als Grundlage, S. 17 flg.

den Dietrich und sein Roß durch ein Kraut von Schmerz und Müdigkeit. Diese besonders in den Alpen hausenden, meist menschenfreundlichen, oft mit Moos bedeckten wilden Leute (Holz- oder Moosfräulein, Buschfrauen, Waldfrauen) haben ein runzliges Gesicht und lange Haare. Auch die Elfen im engeren Sinne gehören zu den Waldgeistern. Am schönsten und anschaulichsten handelt von ihnen Goethes „Erlkönig“, ein Gedicht, welches manche Lesebücher erst für die Mittelstufe bestimmt haben, welches indessen auf der Unterstufe im Zusammenhange des ganzen, hier besprochenen Elfenglaubens auch schon genügendes Verständnis finden wird, ja dem Stoffe nach besser nach Quarta gehört (Döbelner Leseb. IV, S. 247). Wenigstens wird sich das geheimnisvolle Leben und Treiben dieser Waldelfen der Phantasie des Quartaners nie stimmungsvoller einprägen, als es durch den „Erlkönig“ geschieht. In finstrer Herbstnacht führen auf einsamem, feuchtem Wiesengrund, über welchem Nebelstreifen ausgebreitet liegen, in der Nähe alter, grauschimmernder Weiden die bildschönen Töchter des Elfenkönigs unermüdlich Tänze und Spiele auf, die sie besonders lieben, und singen dazu ihre wunderbaren, herzbethörenden Weisen, den Albleich. Der arme Knabe wird unwiderstehlich in ihren Kreis hineingezogen und ist rettungslos verloren. Landschaft und Staffage vereinigen sich zu einem harmonischen Bilde von großartigster Wirkung. Auch die Entstehung des germanischen Elfenglaubens aus dem auf Wiesen, Feldern, Bergen auf- und niedersteigenden Nebel geht aus diesem Bilde unmittelbar hervor (vergl. IV, 63: Der Wald sonst und jetzt, von Wagner). Inhaltlich verwandt ist das in Quarta oder Tertia gelesene Gedicht „Harald“ von Uhland: die beim Mondesscheine im wilden Wald auf rauschenden Bäumen sich wiegenden, mit Blumen werfenden, wonniglich singenden und tanzenden Elfen umkosen Haralds tapfere Scharen und ziehen sie mit sanfter Umarmung von den Rossen. Zuletzt erliegt ihnen auch Harald. In Herders „Erlkönigs Tochter“ wird Herr Oluf von einer Elfe, mit welcher er nicht tanzen will, tödlich auf das Herz geschlagen. Auch Freiligraths Gedicht „Der Blumen Rache“ fände zweckmäßige Aufnahme in den Lesebüchern dieser Stufe. Anschließend an die Waldgeister kann man ergänzend hinzufügen, daß auch die Felder von Geistern beseelt sind, die in Tiergestalt, besonders als Wölfe, erscheinen (Roggenwolf u. s. w.). Der Glaube an sie entstand aus den Windfurchen im wogenden Getreide.

E. Die Wasserelfen waren teils männlichen (der Nix), teils weiblichen Geschlechts (die Nixe). Letztere sind, wie die Waldelfen, von blendender Schönheit und bethören, im Sonnenglanz ihr goldnes Haar kämmend, durch lieblichen Gesang der Menschen Herz, sodaß es um sie geschehen ist. Schöne Jünglinge ziehen sie zu sich ins Wasser und

zwingen sie zur Ehe. Sie sind grausam und gefährlich, wie die Waldelfen. Ihr typisches Bild findet man in dem auf der Unterstufe gelernten Gedicht „Die Loreley“ von Heine (Leseb. v. Bellermann-Suphan V). In den höheren Klassen kommen Goethes „Fischer“ (Döbelner Leseb. IIIb, S. 246), Fouqués „Undine“ u. a. hinzu. Dagegen eigneten sich für Quarta auch Schillers Lied des Fischerknaben (Tell) und Mörikes „Geister am Mummelsee“ (Leseb. v. Bellermann-Suphan IIIa). Anknüpfungspunkte bieten ferner der Butt in dem Märchen, Waghild, Wittichs Ahnfrau, die Wasserweiber im Nibelungenliede, die Lehrmeisterinnen des Sängers Horand in der Gudrunsage, falls die letztgenannten nicht Schwanjungfrauen sind. Doch ist es schwer, zwischen diesen und den Nixen immer eine scharfe Grenze zu ziehen. Die Zahl der Gedichte, welche den Elfenglauben zum Gegenstande haben, ist überhaupt groß. Dahin gehören Stöbers „Zehn Geisterchen“, Geibels „Waldmärchen“, Dahns „Elfenabschied“, Sallets „Elfenwirtschaft“, Tiecks Märchen „Die Elfen.“ Es wird sich daher in jedem Lesebuche Gelegenheit finden, an derartige Gedichte anzuknüpfen.

3. Die Dämonen (Riesen[1]).

Aus Grimms Sage „Die Roßtrappe“ (VI, 13) lernt schon der Sextaner, daß die Riesen ein uraltes, längst vergangenes Geschlecht sind. „Vor tausend und mehr Jahren — heißt es hier — war das Land rings um den Harz von Riesen bewohnt.“ Die Sage vom Riesenspielzeug (VI, 15) fügt hinzu, daß auf Burg Niedeck im Elsaß „die Ritter vor Zeiten große Riesen waren.“ Darum hatten sie auch, wie dort erzählt wird, statt kunstvoller Waffen Keulen und sechzigjährige Eichen, die sie ausrissen, nach anderen Lesestücken Steine, Felsen, Stahlstangen.

Auch von ihrer Riesengröße gewinnt der Sextaner eine lebhafte Anschauung. Für den ungeheuren Rappen des Riesen Bodo, ein mehr denn zehn Ellen hohes Untier, muß ein besonderer Stall gebaut werden, wo er an gewaltig dicken Ketten, die als Halfter dienen, liegt. Die Königstochter muß auf einer Leiter hinaufsteigen, und später stößt sie ihm die ellenlangen Sporen in die Seite. Das Riesenfräulein von der Niedeck ist so groß, daß es gleich mehrere Bauern samt Pferd und Pflug mit der Hand in die Schürze streicht und als Spielding auf den Burgtisch stellt. Der kleine Sohn der Frau Hütt (VI, 16) reitet auf

1) Mogk a. a. O. S. 1039 flg. Meyer S. 141. Golther S. 159. Grimm, Deutsche Mythol. 3. Aufl. S. 485.

einer Tanne als Steckenpferd. Die Größe des Riesen Ecke (IV, 4: Dietrichs Sieg über Ecke) ist so gewaltig, daß kein Roß seinen Riesenleib tragen kann; daher setzt er wie ein Leopard in weiten Sprüngen über Feld und Wald dahin. Für den Getöteten macht Dietrich ein achtzehn Schuh langes Grab. Auch Sigenot (IV, 5) ist „entsetzlich." Sein Atemzug bewegt die Äste der Bäume, und seine Glieder sind wie Felsblöcke. Sein Schild ist so groß wie ein Scheunenthor. Mit köstlichem Humor ist das riesische Übermaß in Uhlands „Roland Schildträger" (IV, 99) geschildert. Als er getötet ist, läuft ein großer Strom von Blut ins tiefe Thal hinunter, und daliegend gleicht er einer mächtigen Eiche. Die gewaltige Anstrengung, welche es kostet, nur seine Stange zu tragen, verursacht dem wackern Herzog von Bayerland nicht geringen Bierdurst. Man wird sich hierbei nicht entgehen lassen, diese Vorstellungen von der Riesengröße noch zu erhöhen durch die köstliche Erzählung des Zusammentreffens Thors mit dem Riesen Skrymir,[1]) bei welchem Thor in des letztern Handschuh schläft und seine wuchtigen Hammerschläge bei dem Riesen nur die Wirkung herabfallender Blätter und Eicheln hervorrufen. Auch das Grimmsche Märchen (Nr. 90) kann dazu dienen, in welchem ein Riese die auf ihn herabgeworfenen Mühlsteine für herabgefallene Sandkörner hält und dann heraussteigend einen Mühlstein wie ein Halsband trägt.

Für Sitte, Art und Charakter des Riesengeschlechtes enthalten die Lesestücke auch wesentliche Züge. Wild und gewaltthätig ist der Riese Bodo (VI, 13). Er und seine Genossen waren Heiden und Zauberer und verübten Raub, Mord und Gewaltthat gegen die eingeschüchterten Menschen. Die Riesenkönigin Frau Hütt (VI, 16) versündigt sich an der heiligen Gottesgabe des Brotes. Der Riese Kuperan ist gegen den jungen Siegfried wortbrüchig und sucht ihn tückisch hinterrücks zu töten (VI, 17). Ecke weckt den Dietrich nach ungefüger Riesen Art mit einem Fußtritt (IV, 4). Groß, wild, unbehende, dumm, plump und ungeschlacht ist auch der von Jung-Roland getötete Riese. Sigenot (IV, 5) haßt Dietrich und Hildebrand tödlich, wie alle Menschen überhaupt, und sucht sie zu vernichten. Aus diesen Zügen wird dem Schüler bald klar, daß die Riesen meist bösartig sind und als Feinde aller menschlichen Kultur nach Umsturz und Zerstörung der Weltordnung streben. Daher ist der fortdauernde Kampf gegen diese Unholde als die die Ordnung zerstörenden Elemente und ihre Vernichtung Ehrenpflicht der ritterlichen starken Helden, eines Dietrich und Siegfried. Diese aber

---

1) Vergl. Lyon, Lektüre als Grundlage S. 135 flg. bei Erklärung von Chamissos „Riesenspielzeug."

eifern darin den Göttern nach, welche unter Führung besonders des gewaltigen Thor in ewigem Kampfe gegen die kulturfeindlichen Riesen um den Bestand der Weltordnung ringen. Es ist ein Kampf der lebenerhaltenden Elemente gegen die lebenzerstörenden, und an diesem Kampfe sich zu beteiligen und auf Seiten der Götter mitzustreiten für Ordnung und Sitte erschien dem Germanen als höchstes Lebensziel. Sein herrlicher Lohn war nach nordischer Anschauung die Aufnahme in Walhalla. Es verlohnt sich und liegt nahe, schon dem Quartaner im Anschluß an die gelesenen Kämpfe Dietrichs und Siegfrieds gegen die Riesen hiervon etwas zu erzählen. Es ist das auch ein, wenn auch bescheidener, aber wohl nicht ganz unwesentlicher Beitrag zur Behandlung der sozialen Frage im Unterrichte, welcher jedenfalls den Vorzug hat, sich natürlich und ungezwungen an den Unterrichtsstoff anzuschließen. Die eingehendere Besprechung der Riesenkämpfe Thors gehört nach Tertia. Daß es aber auch gutartige und einsichtige Riesen giebt (doch nur als Ausnahme!) zeigt das Beispiel des Riesen auf Nideck. Er duldet nicht, daß seine Tochter sich an den Menschen vergreift; er kennt die Abhängigkeit seines Geschlechtes von den Menschen und weiß, daß letztere dereinst die Oberhand gewinnen werden. Auch der Bergriese Rübezahl (VI, 14) erweist sich oft als Wohlthäter armer Menschen, wenn sie es verdienen.

Die verschiedenen Arten der Riesen ergeben sich aus dem Lesestoffe. Es gab Berg- und Waldriesen, Sturm- und Wasserriesen.

A. Die Berg- und Waldriesen.

Hierzu gehören die meisten Riesen der deutschen Sage, z. B. Bodo im Harz, Kuperan in der Siegfriedsage, das Riesengeschlecht auf Nideck[1]), der von Roland getötete Riese des Ardennerwaldes, endlich Sigenot und Rübezahl. Die Sage von Frau Hütt (VI, 16) ist ein typisches Beispiel für die Sagen von versteinerten Riesen. Diese Riesenkönigin wurde aus Strafe für ihre Gottlosigkeit versteinert und bildet nun jenes gekrümmte, 2300 m hohe Felsenhorn nördlich von Innsbruck, welches einer sitzenden Frauengestalt gleicht. In Eberts „Frau Hitt" ist die Hartherzigkeit der Riesin gegen eine arme Frau und die Verfluchung durch letztere als Ursache der Versteinerung angegeben. Verwandt ist die Sage vom Riesenkönig Watzmann, welcher wegen seiner Wildheit erst mit Weib und Kind auf den Berg verwünscht und dann bei neuer Grausamkeit von Hunden zu Tode

---

1) Dichterisch behandelt von Chamisso, Rückert (Die Riesen und die Zwerge), Stöber (Die Riesenmaid von Niedeck).

gewürgt und in Stein verwandelt wurde. So steht er noch heute, neben ihm die kleinen Zacken, seine Frau und sieben Kinder, während die beiden Seen unten aus ihrem Blute entstanden sind. Weitere Sagen dieser Art lassen sich aus allen Gebirgsgegenden beibringen. Der Pilatus in der Schweiz, die sieben Schwestern bei Oberwesel sind versteinerte Riesen. Wie die hohen Berge mit den Riesen in Zusammenhang gebracht werden, so auch die in der Ebene liegenden Felsblöcke, besonders der norddeutschen Tiefebene (erratische Blöcke). In der Erdkunde hört der Quintaner, daß die Hünengräber, die Hünenbetten mit ihrem aus großen Felsstücken erbauten und mit mächtigen, platten Steinen bedeckten Kern, die Riesenberge (vergl. das Riesengebirge, in grauer Vorzeit von Riesen bewohnt, welche nach langem Kampfe von den Göttern von der Erde vertilgt wurden), die Hügelreihen, Dämme und Inseln, die Sanddünen von der Sage den Riesen zugeschrieben werden. Sie sind als Sand oder Steine ihnen aus der Schürze gefallen oder von ihnen dorthin geschleudert worden, woran die abgedrückten Fingermale erinnern. Überall werden solche Spuren ihrer Füße und Finger in Felsen gezeigt. Teiche, Seen und Sümpfe entstanden aus dem herabfließenden Blute getöteter Riesen (Watzmann), Mauern und allerlei Steinbauten rühren von ihnen her, die später in christlicher Zeit dem Teufel zugewiesen wurden. Riesenwege wurden die alten römischen Heerstraßen genannt. Viele nordische und deutsche Sagen handeln von der Bauthätigkeit der Riesen, bei der letztere oder der an ihre Stelle tretende Teufel von den Menschen listig um den Lohn betrogen werden.

B. Die Windriesen.

Der überall brausende und heulende Sturm gab Anlaß zu der Sage von dem Sturmriesen. Ein solcher war der „schnelle" Fasolt, der über wilde Lande herrschte und unter Hörnerklang und Hundegebell dahinreitend auf eine schöne Jungfrau jagt, welche Dietrich schützt (IV, 4: Dietrich und Ecke). Fasolt erinnert an den wilden Jäger (IV, 3: Wode), bei welchem man, wie Mogk[1]) mahnt, nicht immer nur an Wodan denken soll. Denn viele Sagen berichten, daß es ein leidenschaftlicher Jäger war (s. Götterglauben).

C. Die Wasserriesen.

Der alte Wate, der Riese Wadi in der Wielandsage, von den Seegermanen Wado genannt, war ein solcher Wasserdämon mit ellenbreitem Bart und schrecklicher Stimme; er wandert am Strande und

1) A. a. O. S. 1048.

trägt Menschen über den Sund.[1]) In der Sage von Beowulf sind Grendel und seine Mutter solche Wasserdämonen, welche, im Sumpf am Meer hausend, nachts Menschen rauben. Diese Sage mag in Tertia gelesen werden (Döbelner Leseb. IIIa S. 1), doch kennt sie schon mancher Quartaner aus seinem Sagenbuche, das er als Weihnachts- oder Geburtstagsgeschenk erhalten hat (Verfasser pflegt solche Sagenbücher den Schülern zu empfehlen). Daß Siegfrieds Lehrmeister Mimer (VI, 17a) in der nordischen Sage ein uralter Wasserriese ist, erfährt der Tertianer. Dagegen lernt schon der Quintaner und Quartaner in der Gesangstunde einen Wasserriesen kennen, wenn der „Sang an Ägir" eingeübt und zur Kaisergeburtstagsfeier vom Schülerchor vorgetragen wird, wie es bei uns geschah und auch anderswo geschehen sein wird. Es wird dem Schüler interessant sein, im Anschluß an dieses Lied des hohen Dichters in der deutschen Stunde von Ägir etwas Näheres zu erfahren. Sein Name ist verwandt mit aqua, im Nordischen heißt aegir oft Meer. Es ist „Der Herr der Fluten," dem sich die elfischen Wassergeister, Nix und Neck, beugen. Da er die gute Seite des Meeres darstellt, also ein freundlich gesinnter Wasserdämon ist, bitten ihn die „zu grimmer Fehde" auf ihren Drachenschiffen fahrenden Wikinger um Schutz gegen die bösen Wassergeister. Der Tertianer erfährt von ihm an der Hand der Edda, daß er mit den Göttern freundschaftlich verkehrt, die ihn auch wieder besuchen.

Aus den besprochenen Riesensagen wird der aufmerksame Schüler schon von selbst einen Begriff von der Entstehung des germanischen Riesenglaubens gewonnen haben. Wenn „Der einkehrende Zwerg" (VI, 9), der zum Riesen ward, die ungastlichen Menschen durch einen gewaltigen, herabrollenden Felsblock, der alles zermalmt, bestraft, wenn Grendel und seine Mutter in der Nacht die Helden des Dänenkönigs Hrodgar in der Halle morden, so sind damit die elementaren Mächte des Gebirges und Meeres persönlich geworden. Die Riesen verkörpern also die ungezähmten Elementargewalten des Wassers, Windes, Feuers, die den Menschen oft gefährlichen Mächte des Meeres[2]), Sturmwindes, Gewitters, Hochgebirges, so wie die Elfen die still wirkenden Naturkräfte darstellten. Und da z. B. der Gebirgsbach bald friedlich ins Thal hinabgleitet, bald vom Gewitterregen hoch angeschwollen als Sturzbach verheerend der Menschen blühende Saatfelder und stille Hütten niederschmettert, so ist es auch verständlich, warum der einkehrende Zwerg zum Riesen wurde, warum überhaupt zwischen Elfen und Riesen zuweilen keine

1) Golther a. a. O.
2) Döbelner Leseb. IV, S. 218: Sturmfluten an der Nordseeküste.

scharfe Grenze besteht. Der Kampf der Helden gegen die Riesen und Drachen, welche auch wie ein Gießbach im Hochgebirge auf ihre Gegner losstürzen, bezeichnet den Kampf eines fortgeschrittenen Kulturzustandes gegen einen älteren, ihr Sieg den Sieg des Geistes über die Natur. Daher hausen die Riesen besonders im Norden und Süden, am nordischen Meeresstrande mit seinen Gefahren und im unwirtlichen Hochgebirge der Alpen. In Tirol finden Dietrichs Riesenkämpfe statt.

II. Der Götterglaube (höhere Mythologie).

Die Sagen von den großen germanischen Göttern gehören auf die Mittelstufe, wo sie im Anschluß an die dortige Lektüre besprochen werden müssen, während die Unterstufe, wie wir sahen, reichlichen Stoff für die Kenntnis der niederen Mythologie bietet. Das liegt in der Natur der Sache. Denn die Sagen von Elfen und Riesen mit ihrem, Phantasie und Gemütsleben des Schülers anregenden und veredelnden Inhalt besitzen vorzugsweise für die Unterstufe Bildungswert. Gleichwohl enthalten schon die Lesebücher der Unterstufe einzelne Züge auch des germanischen Götterglaubens, die als Grundlage für die Lektüre der Mittelstufe nicht zu verschmähen sind.

Die bei allen germanischen Stämmen verbreitete Sage vom wilden Jäger (IV, 3) führt zu Wodan.[1]) Wode und Wodan hängen (auch sprachlich) zusammen, doch so, daß Wode ursprünglich ein Sturmriese ist, der an der Spitze der Geisterschar auf weißem Schimmel mit vornübergebeugtem Leibe, eine lange Peitsche schwingend, in Begleitung wütender Hunde dahinjagt, wobei er zuweilen eine Waldfrau verfolgt (vergl. Fasolt), während Wodan der zum Gott erhobene Wode ist, der erst später als Windgott mit dem Geisterheer in Verbindung gebracht wurde. Wode oder, wie er auch heißt, der Schimmelreiter, Rodensteiner, Hackelberg, der wilde Jäger, sie alle sind Personifikationen des Sturmwindes, also Dämonen, keine Götter, deren Sagen aber dann mit alten Wodansmythen vermischt wurden. Es ist hohe Zeit, den alten Standpunkt Grimms[2]), daß die Sage vom wilden Jäger die durch das Christentum herabgewürdigte Sage von dem Umzuge Wodans zu heiliger Zeit sei, einen Standpunkt, den die Wissenschaft längst widerlegt hat,[3]) auch in der Schule endgiltig aufzugeben. Das gilt überhaupt von der früheren Vermengung deutscher und nordischer Göttersagen, welche überall wohl zu scheiden sind, wobei letztere keineswegs immer die älteren sind.

---

1) Vergl. Mogk a. a. O. S. 1069 flg. Golther S. 283. Meyer S. 236.

2) A. a. O. S. 899.

3) Schwartz, Der heutige Volksglaube und das alte Heidentum, Progr. Berlin, Friedr. Werdersches Gymnasium. 1850. Vergl. auch Warnatsch, a. a. O.

Die Sagen von den bergentrückten Kaisern sind keine verblaßten Nachbildungen der Sagen von Odin und Walhalla. Vielmehr sind letztere das nordische Gegenstück der ersteren, und der Walhallaglaube ist nicht gemeingermanisch, sondern erst von den nordischen Skalden kunstvoll ausgebildet.[1]) Anlaß gab hierbei wahrscheinlich der volkstümliche germanische Glaube an die in Bergen fortlebenden Seelen der Toten. Dennoch wird auch so der schöne nordische Glaube an das „Kriegsparadies“ auf die Phantasie des Schülers einen bedeutenden Eindruck machen und ethisch wirken. Er ist kurz erwähnt in dem Stücke von Sach, die alten Germanen (IV, 49). Auch leitet das Märchen von Dornröschen (VI, 8) und sein mythischer Hintergrund hierzu über. Dagegen handelt das Lesestück „Bonifazius“ (V, 68) von Klopp wieder von dem deutschen Wodan (Wodanseiche), der, wie schon aus dem Wirken des Bonifazius unter den Friesen und Sachsen hervorgeht, besonders in Niederdeutschland verehrt wurde. Auf Wodan beziehen sich auch Namen wie Godesberg, Gunstag u. s. w.

Von Donar war bei Erwähnung der Riesenkämpfe die Rede; letztere sind in dem Stücke von Sach (IV, 49) auch kurz erwähnt.

Mehr erfährt der Schüler von der Göttin Frigg. Im Märchen „Frau Holle“ erscheint sie als alte Frau mit großen Zähnen, welche unter der Erde in einem kleinen Hause wohnt; man kommt zu ihr, wenn man in einen Brunnen springt. Drunten ist eine schöne Wiese mit Blumen. Die Göttin belohnt die Fleißigen, bestraft die Faulen. Hier giebt sie sich deutlich als Totengöttin zu erkennen. Daher führt sie auch das wilde Heer, welchem der getreue Eckart warnend vorauszieht. (IV, 259: Goethe, der getreue Eckart; vergl. Döbelner Leseb. (VI, S. 40). Als Warner steht Eckart auch am Hörselberg bei Eisenach, in welchem Frau Venus Hof hält (vergl. Döbelner Leseb. V, S. 40). Im Märchen „Die Gänsehirtin am Brunnen“ (IV, 1) bewohnt sie als steinaltes Mütterchen eine Hütte am Walde, in der sie spinnt. Sie hält sehr auf Sauberkeit und Ordnung, pflegt ihre Gänse wie Kinder, prüft die Ausdauer des Grafensohnes, um sie nachher zu belohnen. Mütterlich sorgt sie für die vertriebene Königstochter, deren reines Herz sie sorgfältig behütet. Sie kennt die Zukunft und führt schließlich alles zum guten Ende. Hier zeigt sie sich als strenge Hüterin des Hauswesens. Diese Züge können je nach den örtlichen Verhältnissen durch die Sagen von der Fricke, Freke, Harke, Gode, Wode, Holda, Berchta, der weißen Frau, oder durch die Volksbräuche bei Frühlingsfesten mit dem Umzug der Maikönigin (Umzug der Nerthus) ergänzt werden. Nach allem tritt

1) Mogk a. a. O. S. 1074.

sie dann als die mütterliche Erde und Gattin des Himmelsgottes, als Himmels- und Wolkengöttin (ihr Bettschütteln bringt Schnee; die kleinen Wölkchen sind ihre Lämmchen), als Totengöttin, als Erntegöttin, kurz als die altgermanische Hauptgöttin entgegen. — Zum Schlusse sei noch erwähnt, daß die Schüler auch vom Kultus einiges erfahren. Man opferte den Göttern Pferde und Rinder (V, 5: Widukinds Bekehrung), sogar Menschen, wie zu Johanni (IV, 137: Wolfg. Müller, Die Johannisopfer). Man verehrte sie an Quellen und in Hainen unter geweihten Bäumen (V, 68: Bonifazius) oder auf Bergen, wie z. B. der Köterberg bei Holzminden eine solche heidnische Kultusstätte war (VI, 12, die Springwurzel). Die freie Natur war ihr Tempel. Durch Losung oder das Wiehern der heiligen Rosse erforschte man ihren Willen (IV, 49). Das sind die Kenntnisse in der germanischen Mythologie, welche dem Schüler der Unterstufe aus dem Lesebuche von selbst zuwachsen. Ihre Bedeutung besteht darin, daß sie nicht nur als positives Wissen im Zusammenhange einer deutschen Schulbildung für ihn Wert haben, wozu eine kurze Zusammenfassung am Schluß des Schuljahres, besonders der Quarta, zweckmäßig ist, sondern daß sie auch seine Geistesbildung, besonders die des Gemütes und der Phantasie, fördern, daß sie in jeder Beziehung anregend auf ihn wirken, daß sie sein Heimats- und Vaterlandsgefühl stärken.

In welcher Weise sich auf dieser, auf der Unterstufe gelegten Grundlage die weitere Einführung in die germanische Mythologie auf der Mittelstufe aufbauen kann, wollen wir später darzulegen versuchen.

Sprechzimmer.

1.

Imperfektum statt Präsens.

Nachdem in dieser Zeitschrift schon mehrfach auf analoge Erscheinungen im Deutschen und in den klassischen Sprachen hingewiesen ist, möchte ich auf eine eigentümliche Verwendung des Imperfektums statt des Präsens hinweisen, die wie in der rheinischen Umgangssprache, so auch im Griechischen und Lateinischen — auch hier in der freieren Rede — sich findet.

J. P. Hebel fordert in dem Aufsatze „Zwei Spracherinnerungen" (Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes Nr. 255[1]) seine Leser auf: Auch wolle man gefällig einen Unterschied machen zwischen den zwei

1) Hebels Werke, her. v. O. Behaghel II, 414 (Kürschners Deutsche National-Literatur Bd. 142). Die erste „Erinnerung" handelt von der (also nicht nur im niederdeutschen Gebiete gewöhnlichen) Verwechselung von „lehren" und „lernen".

Ausdrücken: „Es ist" und „Es war." „Es ist" sagt man von demjenigen, was in der gegenwärtigen Zeit geschieht oder seinen Bestand hat, währenddem, daß man davon redet. Z. B.: Es ist heute Sonntag. „Es war" sagt man von demjenigen, was in der vergangenen Zeit geschah oder seinen Bestand hatte, und sich nimmer so befindet, währenddem man davon spricht. Der Herr Schulmeister, wenn er früh um halb neun Uhr das Lied bei dem Pfarrer holt, soll nicht sagen: „Es war gottlob heut' ein schöner Tag," sondern: „Es ist ein schöner Tag". Ein Vater, der ein frommes Töchterlein hat, soll nicht sagen: „Sie war ein wohlgesittetes, züchtiges Mägdlein," sondern: „Sie ist es," das andere kommt noch früh genug, wann sie aufgehört hat, es zu sein."

Wie ist dieses Imperfektum statt des Präsens zu erklären? Ich glaube so: Als der Schulmeister am Sonntagmorgen erwachte, bemerkte er zu seiner großen Freude, daß der Tag schön zu werden versprach. Als er dann zum Pfarrer kam, versetzte er sich lebhaft in diesen Augenblick zurück. „Es war gottlob heut' ein schöner Tag" heißt also soviel wie: „Schon als ich heute aufstand, bemerkte ich, daß der angebrochene Tag ein schöner war." Ebenso denkt der Vater, der von seiner Tochter sagt: „Sie war ein wohlgesittetes züchtiges Mägdlein" an die verschiedenen Beweise, die sie ihm in vergangener Zeit von ihrer Zucht und Gesittung gegeben hat. Fügen wir ein „immer" ein (Sie war immer ein wohlgesittetes züchtiges Mägdlein), so ist der Satz auch im Schriftdeutschen nicht zu beanstanden.

Ein Beispiel des Imperfekts statt des Präsens finde ich öfter in Lessings Minna v. Barnhelm (wo sich noch manche, in den gangbaren Ausgaben entfernte Anklänge an volkstümliche Redeweise finden) II, 7. Das Fräulein. Müssen wir denn schön sein? — Aber daß wir uns schön glauben, war vielleicht notwendig. — Hier erwartet man ist statt war um so mehr, da im Nebensatz das Präsens (glauben) erscheint.

Auch im Griechischen erscheint ein solches Imperfektum (seltener der Aorist), wo ein allgemein oder in der Gegenwart noch giltiger Fall als Inhalt früherer Auffassung vorzustellen ist. Man vergleiche darüber die griechischen Sprachlehren, z. B. K. W. Krüger § 53, 2 Anm. 5. Ebenso steht im Lateinischen erat wo man est erwarten sollte, z. B. in den Satiren des Horaz II, 1, 74 flg.:

Sunt quibus in satira videor nimis acer et ultra
Legem tendere opus; sine nervis altera, quicquid
Composui, pars esse putat similesque meorum
Mille die versus deduci posse. Trebati,
Quid faciam, praescribe. Quiescas. Ne faciam, inquis,
Omnino versus? Ajo, Peream male, si non
Optimum erat; verum nequeo dormire.

Die Erklärer bemerken, daß hier erat für est steht. L. F. Heindorf faßt diese Wendung als Nachahmung des Griechischen und verweist auf Platons Phaedon § 35 *εἰ μὴ τοῦτ' ἄῤ ἦν κράτιστον*. Das Beispiel des Deutschen beweist aber, daß sich dieser Gebrauch auch im Lateinischen, besonders in volkstümlicher Rede, die Horaz in den Satiren ja erstrebt, sehr wohl entwickeln konnte. Man vergleiche ferner Sat. II, 6, V. 34 flg.:

Ante secundam
Roscius orabat sibi adesses ad Puteal cras.

Das Imperfektum in den Worten eines auf den Dichter wartenden Sklaven ist hier so zu erklären, daß er sich in die Zeit zurückversetzt, in der ihm von Roscius der Auftrag an den Dichter gegeben war. Deutsch würde es heißen: Roscius läßt dich bitten, dich morgen am Puteal einzufinden. Ein solches Imperfektum erscheint auch in den Botenreden der Schauspiele. So meldet in Aristophanes' Acharnern V. 1073 ein Bote dem Lamachus: *ἰέναι σ'ἐκέλευον οἱ στρατηγοὶ τήμερον*, und im Eunuchen des Terenz III, 3, 26 sagt die abgeschickte Sklavin: Thais maximo te orabat opere, ut cras redires. Da die lateinischen Lustspiele Übersetzungen aus dem Griechischen sind, so liegt es allerdings hier nahe, an eine Nachahmung dieser Sprache zu denken.

Northeim. **R. Sprenger.**

2.

Zu dem Bauspruche im 4. Heft des 10. Jahrganges.

Anfangs der achtziger Jahre schrieb ich in Imnau, einem Dorfe im nördlichen Hohenzollern, bekannt durch seine Stahlquellen, nachstehende Hausinschrift ab und veröffentlichte sie in meiner „Geographie- und Heimatkunde der Hohenzollernschen Lande" 1884. Sie lautet:

Das Haus ist mein,
Ist doch nicht mein,
Dem Zweiten ist es auch nicht sein,
Den Dritten trägt man auch hinaus,
Wanderer, sag, wem gehört das Haus?
Erbaut 1855.

Nach Inhalt wie Form ist dieser Spruch klarer als der von Mertens im 4. Heft des 10. Jahrganges dieser Zeitschrift mitgeteilte. Der Erbauer des Hauses ergiebt sich völlig in sein Schicksal. Wenn er das Haus auch erbaut hat, wenn er es auch sein eigen nennt, es gehört ihm doch nicht; bald kommen die schwarzen Männer und tragen ihn hinaus, und so ergeht es dem zweiten, dem dritten Nachfolger. Wanderer, wem gehört nun das Haus? Keinem von uns allen, denn wir sind nur vor-

übergehend Pilger hier auf Erden. Es soll demnach der Spruch den Vorüberziehenden an die Vergänglichkeit der irdischen Güter erinnern.

Die Ausdrücke „ist mein" und „gehört mein" wechseln in der süddeutschen Volkssprache; „gehört mir" klingt schon viel vornehmer.

Die Lesart „trug hinaus" in der von Mertens angezogenen Inschrift ist sicherlich falsch, als Schreibfehler aufzufassen, da der Erbauer des Hauses den Spruch anschreiben ließ, wie dies hier aus den Worten: „Erbaut 1855" deutlich hervorgeht, und der demnach nur von der Zukunft sprechen konnte. Die Form des Futurums (wird tragen) gebraucht das Volk nicht, abgesehen davon, daß es auch in den Vers nicht paßt.

Colmar i. Els. **Bruno Stehle.**

3.

Anfrage.

E. M. Arndts „Lied vom Feldmarschall" wird, soweit mir bekannt, überall mit dem Kehrreim gesungen:

„Und juchheirassassa, und die Preußen (Deutschen) sind da,
Die Preußen (Deutschen) sind lustig, sie rufen Hurra!"

Auf Grund mündlicher Überlieferung haben wir als Kinder stets gesungen:

„Und juchheirassassa, und die Deutschen (Preußen) sind da,
Zum Kampfe gerüstet für Freiheit, Hurra!"

Es wurde uns ausdrücklich betont, Arndt hätte so gedichtet, und erst durch spätere, leider nur zu bekannte Einflüsse, sei der freiheitatmende Vers abgeändert. Hält man beide Weisen gegeneinander, so wird man schwerlich dem erschrecklich platten: „Die Preußen sind lustig, sie rufen Hurra", noch viel Geschmack abgewinnen können und aus inneren Gründen in der andern Form vielmehr den rechten Arndtschen Geist erkennen. Aber es kommt doch darauf an, ob dies durch die ersten Drucke der Arndtschen Lieder bestätigt wird. Da mir hier die Gelegenheit fehlt, dies festzustellen, so möchte ich die Anfrage dem Leserkreise der Zeitschrift für Deutschen Unterricht vorlegen und den Wunsch hinzufügen, daß, wenn sich die ausgesprochene Behauptung bestätigen sollte, die richtige Form des vielgesungenen Liedes endlich in den Lieder- und Lesebüchern hergestellt und vor allem mündlich durchgeführt werde.

Buxtehude. **B. Pansch.**

4.

Zu Schillers Tell II, 2, 317.

10. Jahrg. der Ztschr. f. d. d. U. 7. Heft S. 501 flg.

Sprengers Erklärung stimmt mit einer Notiz überein, die ich, leider ohne Bezeichnung des Urhebers, in meinem Handexemplar finde:

„der ursprüngliche Zustand der Gleichheit"; doch kann ich ihr nicht beistimmen.

Sprenger hätte Einsicht nehmen sollen in H. Gaudigs vortrefflichen Kommentar zu Wilhelm Tell im „Wegweiser durch die klassischen Schuldramen III. Abt., Gera und Leipzig, Verlag von Theod. Hofmann, 1894". Ich zweifle nicht, er würde von seiner Erklärung Abstand genommen haben.

Stauffacher hat eben (V. 1277) gefragt: „Ist keine Hilfe gegen solchen Drang?" Auf die „große Bewegung unter den Landleuten" antwortet er sofort selber (1279 flg.):

„Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht.
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last, — greift er
Hinauf getrosten Mutes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich wie die Sterne selbst. —
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenübersteht." —

Nun läßt Sprenger die folgenden Worte fort, die doch zum Verständnis des bisher Gesagten gar nicht entbehrt werden können (1287 flg.):

„Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, ist ihm das **Schwert** gegeben —
Der Güter höchstes dürfen wir verteidigen
Gegen Gewalt — wir stehn für unser Land,
Wir stehn für unsre Weiber, unsre Kinder!"

Kein Zweifel, — wie Stauffachers Rückblick auf die Geschichte der Schweizer Freiheit (1208 flg.) den Zweck hat, die Landleute zur Wiederherstellung dieser Freiheit zu erregen, die Versammlung zu dem Entschlusse zu bringen, das verhaßte Joch der Knechtschaft abzuwerfen, so will er auch schon den Weg zum Ziele vorzeichnen, — den Weg der Gewalt.

Zu den „ew'gen Rechten", die der Mensch vom Himmel herunterholt, wenn er nirgends (auf Erden) Recht kann finden, gehört, wie das ja Sprenger in merkenswerter Weise aus Kant belegt — das Recht „der Unabhängigkeit von fremder nötigender Willkür" —, wohl gemerkt, wie Kant fortfährt, Schiller durch Walther Fürst (1346 flg., 1359 flg.) ausdrücklich bestimmen läßt, „insoweit diese Unabhängigkeit mit der gleichen Unabhängigkeit der andern Menschen verträglich ist."

Nirgends ist von einer geforderten „Gleichheit" die Rede. Im Gegenteil! Keiner von den Rütlibündlern entgegnet Walther Fürst, da er, „in den Ring getreten," sagt:

„Abtreiben wollen wir verhaßten Zwang;
Die alten Rechte, wie wir sie ererbt
Von unsern Vätern, wollen wir bewahren,
Nicht ungezügelt nach dem Neuen greifen.
Dem Kaiser bleibe, was des Kaisers ist,
Wer einen Herrn hat, dien' ihm pflichtgemäß"

Der weltlichen, der geistlichen Herrschaft soll werden, was ihr Rechtens; fremde Rechte sollen gewahrt bleiben, somit doch wohl bestehende „Ungleichheit" nicht angetastet werden. Ich finde wieder in meinem Exemplare angemerkt:

„Die Freiheit leugnet nicht die Pflichten;
Die Willkür will sie all' vernichten."

Der „alte Urstand der Natur," der durch den — Notstand wieder heraufbeschworen, den die Rechtswidrigkeit der Vögte, ihr Bruch des Rechts herbeigeführt, ist jener Zustand, da der Einzelne, auf eigne Kraft und Hilfe angewiesen, sich selbst sein Recht wahren muß, — zur Selbsthilfe greift, — ist jener Zustand, in dem wir später Tell, dann Rudenz Geßler gegenüber zur eigenmächtigen Selbsthilfe schreiten sehen — „Mensch dem Menschen gegenüber."

Jenkau. **E. Banstedt.**

5.

Ja, wett Fritz! (Zu Ztschr. 8, 267.)

In dem a. a. O. erwähnten Briefe Fausts bedient sich dieser nach F. Bobertags „Volksbüchern des 16. Jhd." im 25. Band der „Deutschen Nationallitteratur" S. 221 der Redeweise von Claus Narr, „der die Vermutung des Fürsten, er habe sich verunreinigt, mit jenen Worten bestätigte. Vergl. die Ausgabe von 1572, Teil 4 Nr. 24." Diese Formel ist aber jedenfalls älter als das Volksbuch von Claus Narr und mag sich durch Volksüberlieferung weithin verbreitet haben. Hans Sachs wendet sie schon 1524 an, als Claus Narr noch bei Friedrich dem Weisen lebte, in seiner Disputation zwischen einem Chorherrn und einem Schuhmacher, und zwar als eine „ironische Bestätigungsformel," wie B. Arnold in seiner Auswahl aus Hans Sachs' Werken, D. Nationallit. 20, 23, vielleicht nach Reinhold Köhler, die Worte genannt hat.

Ich mache noch aufmerksam auf den von J. Grimm im DWB. 4, 1, 220 aus zwei Schriften J. Böhmes nachgewiesenen Gebrauch des Namens Fritz „zur Anrede seines Lesers, Hörers, Gegners" in Sätzen wie „höre Fritz, warte noch eine Weile," „rat Fritz, wie heißt sie?" „warte Fritz" u. s. w., „ja Fritz riech, warnach reuchst du?" Wir werden wohl

auch hier bei Böhme ein lebendiges Fortdauern der ungezwungenen drolligen Redeweise des Claus Narr zu erkennen haben.

Leitmeritz. J. Peters.

6.

Dereinst. (Zu Ztschr. 8, 258.)

Bezüglich der Etymologie von dereinst stimmen weder die Brüder Grimm miteinander noch Weigand mit einem von ihnen überein. Wilhelm Grimm hatte im DWB. 2, 1013 das der von dereinst als unorganisch, „wohl durch derzeit, derweil, dermaleinst veranlaßt" erklärt; Jacob Grimm spricht sich DWB. 3, 306 zunächst entschieden für die Erklärung von dereinst aus dem volleren dermaleinst aus, d. i. der mâle einst, temporum aliquando; „in dem voranstehenden der", sagt Jacob Grimm weiter, „liegt nichts Unorganisches, es ist der richtige Gen. Pl. des Pronomens." Es muß überraschen, daß Weigand dieser Deutung der Wortform nicht zustimmt und seinen eigenen Weg geht. Er sieht, was uns einigermaßen befrembet, in der den Dativ des Femin. die, wie in dergestalt und derweil.

Diesen älteren Erklärungen von dereinst hat sich nun in unserer Zeitschrift eine neue Deutung angeschlossen, nach der wir dereinst als eine durch Lautähnlichkeit hervorgerufene Entstellung des schwäbisch-alemannischen deheinest, irgend einmal, aufzufassen hätten. Ich glaube, eine von den berührten Etymologien des Wortes abweichende Auffassung desselben einer genauen Prüfung der Fachgenossen anheimstellen zu können.

Als ich durch Prof. Brenner zu Zweifeln an der Erklärung des Wortes im DWB. und bei Weigand angeregt war, erinnerte ich mich an eine ganze Reihe von Übersetzungen des Gleichnisses vom verlorenen Sohn in Johan Winklers Algemeen nederduitsch en friesch dialecticon (Haag 1874), die im ersten Verse zahlreiche unserm dereinst für einstmals entsprechende Formen darbieten. So lautet dieser Vers z. B. in der Mundart der nordholländischen Insel Flieland (Dialect. 2, 22): Deer was d'ris 'n man, hen die (und der) ad twie seens; im nordbrabantischen Dorfe Dussen (1, 309): Ins was t'r is 'ne münsch, en die ha' twee zeuns. Mit Abfall des d (t), öfters auch noch des ihm folgenden e begegnen uns in anderen Mundarten an der bezeichneten Stelle die Formen 'eris, 'ereis, 'ris, 'reis u. s. w. Ich zweifle nicht, daß wir in diesen niederländischen Formen genau unser dereinst zu erkennen haben. Ebenso wie Winkler (Dialect. 1, 312) mit aller Sicherheit d'ris als Kürzung aus daar eens erklären konnte, werden wir m. E. dereinst auf ein theoretisches dar einst zurückführen dürfen. Mittelniederdeutsch entspricht dar enes

in Gerh. v. Minden Fabel von einer Dorfmaus und einem Frosche: de (d. i. die Maus) lach dar enes vor der dore. Aus dem heutigen Niederdeutsch bietet sich z. B. münsterländisch (bei F. Zumbroock) dar: et was der es (neben dao es) en buersman.

Vom Niederdeutschen her wird m. E. dieses dar enes, der es ins benachbarte hochdeutsche Sprachgebiet eingedrungen sein. Seine Umformung in dereins begegnet übrigens schon bei Luther, wie im DWB. 3, 260 aus einem Citat J. Grimms zu ersehen ist. So ist es denn ein Irrtum, wenn das erste Auftreten von dereinst, beziehentlich dereins, erst ins Jahr 1722 verlegt wird, s. Weigands Wb., 4. Aufl., 1, 362. Unser Wort wird vermutlich zuerst von der Vergangenheit gegolten haben.

Leitmeritz. J. Peters.

Schmid und Speyer, Deutsches Lesebuch für höhere Mädchenschulen auf Grund des Deutschen Lesebuches für höhere Töchterschulen von G. Wirth nach den preußischen Bestimmungen vom 31. Mai 1894 neu bearbeitet. In 4 Teilen. gr. 8°. Bei B. G. Teubner in Leipzig.

Es war vorauszusehen, daß infolge der preußischen Maibestimmungen eine rege Thätigkeit auf dem Gebiete der Mädchenschullitteratur sich entfalten würde: Anpassungen des Alten an das Neue, Umarbeitungen, Erneuerungen und Auffrischungen. Wer am ersten fertig war, durfte hoffen, zuerst zu mahlen. Das vorliegende Lesebuch aber ist erst im Frühling dieses Jahres zum Abschluß gekommen. Mit dem alten „Wirth" hat es nur noch Beziehungen auf dem Titelblatt; es ist alles neu geworden.

Die ersten für höhere Mädchenschulen herausgegebenen Lesebücher sind aus den Volksschullesebüchern im weitern Sinne erwachsen. Die Befreiung von den für Mittelschulen im allgemeinen herkömmlichen Gesichtspunkten vollzog sich in Lehrbüchern wie in Lehrplänen sehr allmählich. Die der höhern Mädchenschule als einer höhern Schule für Mädchen eigentümlichen Aufgaben wurden nicht sogleich klar erfaßt und sicher geschieden. Das Lesebuch von Schmid und Speyer bricht frisch und mutig mit dem Herkömmlichen, schielt weder nach dem Gymnasium noch nach der Mittelschule und sucht mit schöner Selbständigkeit neue Wege. Es ist zunächst ganz deutsch und will nur dem Deutschen im weitern Sinne dienen. Nicht alle werden ihm folgen wollen: Das Ewig-Gestrige ist mächtig, und wie viele Bedenken bedenklicher Leute sind zu überwinden! Ganz moderne Stoffe? Freytag und Heinrich Seidel, Bismarck und Martin Greif, Wildenbruch und Konrad Ferdinand Meyer? Keine konzentrischen Kreise? Keine pädagogischen Neben-

absichten? Nicht nur Häppchen, sondern auch zuweilen große Stücke Brotes, die man methodisch auf ein- und zweimal gar nicht bezwingen kann? Dazu Volkslieder, Sagen und Märchen die Fülle, auch Lieder, wie das von den zwei Königskindern, die einander so lieb hatten, das unverkürzte Ännchen von Tharau, Geibels Mailied mit dem Schatz und dem Liedel; und bei Eichendorffs zerbrochenem Ringlein steht wirklich im Mädchenlesebuch „Meine Liebste ist verschwunden!" Ja, die Herausgeber haben nicht einmal die „Sprachfehler" der Verfasser nach den unveräußerlichen Forderungen der Schule verbessert; sie lassen Gustav Freytag sein schlesisches frug, statt des „sprachrichtigen" fragte, nehmen das Gedicht Heinrich Seidels „Bei Goldhähnchens" auf, ohne dafür zu schreiben „In dem Neste der Goldhähnchen", sie vereinheitlichen den Gebrauch des Apostrophs nicht in allen vier Bänden, sind sich über die Anwendung des Kommas anscheinend nicht klar, sondern huldigen wahrscheinlich der Ansicht, daß auch die Zeichensetzung eines Schriftstellers etwas Persönliches sei; sie schreiben statt Seidels „klasperten" nicht das allgemein beliebte und bekannte „klapperten"[1]) u. s. w. u. s. w. Wer sieht nicht die Zöpfe im Vaterlande wackeln! Und wie viele alte, liebe Inventarstücke suchen wir vergebens. Wo ist in diesem Lesebuche für die höhere Mädchenschule der Kampf mit dem Drachen geblieben, wo des Sängers Fluch, wo der Löwenritt, wo „Frau Magdalis weint auf ihr letztes Stück Brot?" Es scheint in der That, als ob die Schere und der Kleistertopf bei der Herstellung dieses Lesebuches geringe Arbeit gehabt, und als ob die Herausgeber sich der eigentlich selbstverständlichen Mühe unterzogen hätten, den ganzen Bestand einmal kritisch zu mustern, aus frischen Quellen zu schöpfen, und nach ihrem eignen Urteil das für eine bestimmte Schulgattung Empfehlenswerte zu suchen und zu ordnen.

Den Zweck ihres Lesebuches bestimmen die Herausgeber dahin: „Es soll nichts anderes lehren, als die deutsche Muttersprache, und soll ein inniges Verständnis anbahnen für deutschen Geist und deutsches Herz." Neben rein künstlerischen Schöpfungen haben deshalb geschichtliche, naturgeschichtliche und geographische Schilderungen nur dann Aufnahme gefunden, wenn sie durchaus den Stempel deutschen Geistes trugen und zugleich die sichere Kenntnis unsrer Heimat und unsres Volkstums verbreiten konnten. Die bekümmernde Verständnislosigkeit, mit der manche gebildete Frau der Litteratur unsrer Tage gegenübersteht, ihr Zögern sich von einer einengenden Geschmacksüberlieferung frei zu machen und auch der Gegenwart ihr Recht zu lassen, haben zum Teil darin ihren Grund,

---

1) Vergl. J. Heydtmann „Unsre deutsche Muttersprache und das neue deutsche Lesebuch von Schmid und Speyer" in Hessels Mädchenschule (Novemberheft 1896).

daß von dem guten Neuen in der Schulzeit fast nichts an Ohr und Herz des Mädchens dringt. Neben dem großen klassischen Stoff schleppen die Lesebücher zumeist allerlei schulmäßig Überliefertes aus dem 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit sich, dessen künstlerischer und sittlicher Wert bei unbefangener Prüfung sich im Vergleich mit neueren Schöpfungen als recht gering erweist. Diesen minderwertigen Stoff galt es auszuscheiden und auf Grund einer ausgebreiteten Belesenheit durch bessere Stücke unsrer Tage zu ersetzen. Hier freilich mußte der persönliche Geschmack und das eigne Kunsturteil der Herausgeber entscheiden, und über vieles wird sich streiten lassen. Aber das neue Lesebuch bekommt dadurch den persönlichen Zug, den wir bei den Alltagssammlungen schnellfertiger Praktiker, die im Interesse weitester Verbreitung ihres Fabrikats allen Sonderbedürfnissen „nach Möglichkeit Rechnung tragen," vergebens suchen.

Die Anordnung innerhalb der einzelnen Bände ist einfach und natürlich; sie scheidet in zwei Abteilungen Poesie von Prosa und folgt innerhalb dieser dem Wege vom leichteren zum schwereren. So wird jede künstliche Gruppierung vermieden, und dem verständigen Lehrer bleibt es überlassen, nach dem jeweiligen Bedürfnisse den Lesestoff zu ordnen und zu verbinden. Größere Stücke für die Unterstufe sind in übersichtliche Abschnitte zerlegt, überall ist die Zeilenzählung am Rande durchgeführt.

Die Maibestimmungen nehmen an, daß die Klassen II und I in der Regel kein Lesebuch mehr gebrauchen, sondern daß hier Einzelausgaben prosaischer oder poetischer Schriftwerke an die Stelle des Lesebuchs treten; nur eine Gedichtsammlung ist vorgesehen, welche neben dem Kanon der auf der Mittel- und Oberstufe zu lernenden Gedichte, eine Auswahl des Besten aus der lyrischen und epischen Poesie des 18. und 19. Jahrhunderts und aus der Spruchdichtung Goethes, Schillers und Rückerts enthält. Die Herausgeber haben dem noch ein Prosabändchen für die ersten Klassen beigefügt, und so zwar das Prinzip durchbrochen, aber die Verwendbarkeit des Buches für diejenigen Schulen erhöht, die auch in der obersten Klasse ohne Lesebuch noch nicht meinen auskommen zu können. Es ergaben sich vier Bände: Band I umfaßt das 2. und 3. Schuljahr (Kl. VIII und VII), Band II das 4. und 5. (Kl. VI und V), Band III das 6. und 7. (Kl. IV und III), der Ergänzungsband IV, 1 und IV, 2 das 8., 9. und — je nach der Organisation der Schule — das 10. Schuljahr (Kl. II und I).

„Belebung des vaterländischen Sinnes insbesondere durch die Einführung in die Welt der deutschen Dichtung und Sage" — ist nach den Maibestimmungen eines der Hauptziele des deutschen Unterrichts in der Mädchenschule. Deshalb soll das Lesebuch für die Unter- und Mittel-

stufe (Kl. VIII—IV) namentlich enthalten „eine reichliche Auswahl der besten echten und unverfälschten deutschen Märchen, Sagen und Kinderlieder, gute Schilderungen des deutschen Landes und Volkes, Charakterbilder deutscher Männer und Frauen.“ Dementsprechend stellen Schmid und Speyer in den Mittelpunkt des ersten Bandes das Märchen, und zwar sind es fast ausschließlich Grimmsche und Bechsteinsche Märchen, die sie unverkürzt und unverändert bringen. Ihre Auswahl ist vortrefflich. Ebenso schön und reich ist die Sammlung des poetischen Stoffes für diese Stufe; mit sicherm Gefühl ist alles Gekünstelte ausgeschieden, nicht das Lehrhafte, sondern das Kindlich-Poetische ist hervorgehoben; von den Neueren kommen Rob. Reinick, Löwenstein, Trojan zum Wort, aber auch Luther und Goethe fehlen nicht: Im ganzen die glücklichste und feinste Zusammenstellung von Kinderliedern, die mir bekannt ist.

Aus der Kindheitswelt der Phantasie führt der zweite Band durch das Land der Sage bis ins Licht der Geschichte. Es sind wesentlich Lokalsagen ausgewählt in der Fassung, die sie durch die Brüder Grimm und durch Müllenhoff erhalten haben; doch wird schon hier als Einführung und Überleitung in das Gebiet der Heldensage die Mär von Walther und Hildegunde mitgeteilt. Dazu treten neben einigen auserlesenen naturgeschichtlichen und erdkundlichen Stücken eine Anzahl von Erzählungen, die die wirkliche Welt spiegeln; hier finden wir Hebel, Stöber, Heinrich Seidel, Johanna Spyri, Frida Schanz. Die Wahl der Gedichte ist gleich gut und eigen wie im ersten Teile. Nirgends haben sich die Herausgeber Kürzungen oder Änderungen erlaubt. Überall ist bei den älteren Stücken auf den authentischen Text in den Ausgaben letzter Hand zurückgegangen. Hier kamen dem Lesebuche Speyers dankenswerte und sorgfältige Untersuchungen über die Textgeschichte deutscher Gedichte in unsern Lesebüchern in dem Programm der Königl. Elisabethschule von 1893 zu gute.

Die Götter- und Heldensage folgt im dritten Bande: Nordgermanische Göttersage, die Nibelungen, die Dietrichsagen. Gern hätte ich auch das Kernstück des Gudrunliedes in schöner prosaischer Darstellung hier gefunden. Dazu treten gutgewählte Abschnitte aus Freytags Bildern aus deutscher Vergangenheit und — leider — eine Anzahl langer Stücke aus historischen Erzählungen von . . . Oskar Höcker. Man erstaunt wirklich, diesem schnellfertigen, flachgewandten Weihnachtserzähler an dieser Stelle zu begegnen. Ihm fehlt jede tiefere geschichtliche Anschauung, er putzt seine Alltagsfiguren mit äußerlich historischem Flitter auf. Lag es nicht nahe, statt Höckers „Tod des Bonifatius“ etwa das Endstück aus dem Ingraban zu wählen, oder statt des innerlich unwahren Bildes „Karl der Große im Kreise seiner Familie,“ das den großen

Frankenherrn im brav hausväterlichen Umgange mit den Seinen zeigen soll, etwa ein gutes Stück aus Lamprechts erstem Bande auszuschneiden? Die saloppe Schreibart Höckers, dem jede Fähigkeit des Charakteristischen abgeht, empfiehlt seine Prosa auch nicht. An Besserem und Bestem mangelt es wahrlich nicht; so möge Höcker in der zweiten Auflage verschwinden! Schon in den beiden ersten Bänden findet sich hier und da ein Stücklein kernhaften Humors; auf dieser dritten Stufe begrüßen wir gern den Abschnitt aus Reuters Stromtid und zwei Bilder aus Seidels Leberecht Hühnchen. Für Reuters „De Webb" mit dem etwas plumpen, grobdrähtigen Humor hätte sich vielleicht bei Klaus Groth Ersatz finden lassen. Unter den Gedichten steht manches schöne Lied, das bisher noch kaum in ein Lesebuch gedrungen ist, so Martin Greifs Christenlied und Sternennacht, Lohmeyers Roggenkörnlein, Gottfried Kellers Sommernacht, Wildenbruchs Worte auf den Fürsten Bismarck, Verse von Conrad Ferdinand Meyer; dazu Volkslieder und der feste Bestand aus den Liedern der Freiheitssänger, aus Schiller, Uhland, Geibel, Chamisso. Das dankenswerte Bestreben auch den Neueren gerecht zu werden, hat die Herausgeber meiner Ansicht nach zu einem Mißgriff verleitet: Johanna Ambrosius gehört nicht in eine Lesebuchauswahl. Diese über die Gebühr gefeierte Ostpreußin ist nichts weniger als eine Volksdichterin; sie ist eine Kunstdichterin, die aber als solche kaum etwas Ursprüngliches aufweist; geschult an Geibel, an Gartenlaubenpoesie, am Schullesebuche, mit leichtem Formtalent, inniger Empfindung, aber ohne tiefe Quellkraft, ohne ausgesprochene dichterische Persönlichkeit, ein Phänomen in ihrem Stande und bei ihrer Vorbildung, aber keine Schöpferin von Bleibendem.

Mit dem dritten Teile schließt das eigentliche Lesebuch, soweit die Maibestimmungen es für preußische höhere Mädchenschulen fordern. In diesen drei Bänden kommt auch das Neue, Eigene am klarsten zum Ausdruck. Die Gedichtsammlung des vierten Teiles wie dessen Prosaabteilung sind auf denselben Grundgedanken gebaut. Alles in allem darf das Lesebuch von Schmid und Speyer als eine ausgezeichnete Leistung gelten; es hat Charakter; schon seine innere Selbständigkeit hebt es aus den Tageserscheinungen heraus. Es wird der Tadler viele finden namentlich unter den gebundenen Geistern; es wird in einigem verbessert werden können, aber es wird hoffentlich in ferneren Auflagen sich nicht verwässern, sondern seine Eigenart, sein Persönliches noch klarer und reiner hervorarbeiten. Soweit ich sehen kann, ist es das erste Lesebuch für höhere Mädchenschulen, das mit den Gedanken der Maibestimmungen Ernst macht und die Kraft hat, auch gegen den Strom zu schwimmen.

Magdeburg. **Stephan Waetzoldt.**



G. A. Müller, Goethe in Straßburg. Eine Nachlese zur Goethe- und Friederikenforschung aus der Straßburger Zeit. Mit vielen neuen Abbildungen. Leipzig, G. Heyne 1896. 8⁰. 71 S. Preis 2 Mark.

Der um Sesenheim mehrfach verdiente Forscher bietet hier noch eine „Nachlese" zu dem, was er bereits früher mit behaglicher Breite vorgebracht hat. Sie ist, wie gleich gesagt werden muß, ziemlich mager und rechtfertigt kaum ein eigenes Buch. Dabei weist er keinerlei Quellen nach, sodaß man sich alles schon anderwärts Publizierte erst mühsam zusammensuchen muß, um zu sehen, was da neu ist. Zu Ehrmann S. 68 ist inzwischen Ausführlicheres erbracht worden, aber M. zählt auch zu jenen Gelehrten, die einen andern nur zitieren, wenn es in ihren Kram paßt, sonst aber verschweigen. Recht sonderbar mutet mich S. 54 von dem Manne, der als trefflicher Dichter „die Nachtigall von Sesenheim" besang, der Satz an, daß Goethe in Friederike „die tödliche Lust zu lieben erweckt" habe, um später hinzuzufügen: „Im übrigen bleibt alles nur Gerede und Gemunkel." S. 44 rupft er Goethe die „liaison" mit Friederike vor, die ihm Lilis Herz entfremdete, natürlich aus dem mit kritikloser Pietät zusammengestellten Buche von Dürckheim! Daß die „Wissenden" (S. 55) auf den Klatsch über Friederike nicht reagierten, wundert mich nicht. — In dem Büchlein finden wir 16, leider meist schlecht ausgeführte Bilder von Örtlichkeiten und Personen aus dem Straßburger Kreise, darunter selbst Salzmanns Urgroßvater. Warum nicht gleich Adam und Eva? Indessen fehlt uns noch immer ein Bild J. D. Salzmanns und der Friederike Brion! Neu ist eine kurze Nachricht über den Straßburger Theologen J. M. Fries und ein Brief Fr. H. Jacobis aus München (1815) an denselben (S. 64), wofür wir Herrn Dr. Müller aufrichtig dankbar sind.

Telfs in Tirol. **S. M. Prem.**

Polle, Friedrich, Wie bezeichneten die alten Griechen den Witz? — Über Luftschlösserbaukunst. — Über Nichts. Drei gemeinverständliche Vorträge nebst einem Anhange von Rätseln. Leipzig 1896, Teubner. 58 S. 8⁰. 1 Mark.

Wer des Verfassers reizendes Büchlein kennt: Wie denkt das Volk von der Sprache? (Teubner 1889), der weiß schon ungefähr, was er zu erwarten hat, wenn er jene eigenartigen Überschriften von drei Vorträgen liest. Ganz ohne einen kleinen Ärger geht es freilich nicht ab. Damals haben gewiß die meisten Leser den Kopf geschüttelt, wenn sie auf S. 11 lasen, daß der Verfasser „keine Nötigung sehe, die verwerfliche Schreibart Goethe (statt Göthe) beizubehalten" und mancher hat wohl

gedacht: Kratzt man am Namen eines Menschen, so fließt immer Herzblut. Diesmal überrascht P. den Leser damit, daß er in der ersten Person des Zeitworts vor einem Selbstlaut durchweg das stumme e wegläßt und „hab ich, könnt ich, glaub aber, dank ich“ schreibt, um den häßlichen Hiatus zu vermeiden, während doch selbst die besten Redner, nicht bloß die Schriftsteller, es für ihre Pflicht halten, durch sorgfältige Aussprache aller Biegungssilben unserer mehr und mehr zerschriebenen und zerredeten Sprache etwas von ihrer ehemaligen Kraft zu bewahren. Als ich neuerdings bemerkte, daß eine große Verlagsfirma sich herausnehme, allen ihren Sklaven — ich meine: den Autoren — das Genetiv-s vor einem Eigennamen zu eskamotieren („des König Rudolf“ statt Königs) fiel mir der Ausspruch eines geistvollen Leipziger Mediziners ein: „Meine Herren, ohne das Regenerationsgesetz würden wir bereits nach wenigen Jahren auf dem Halse gehen müssen, weil das Übrige abgerieben wäre.“ Nächstens wird unsere Sprache auch auf dem Halse gehen müssen. Man möchte fast glauben, der liebenswürdige Verfasser, der sich so viel mit dem Gotte Pan beschäftigt, habe dem neckischen Sohne des Hermes die boshafte Lust abgesehen, erst zu erschrecken, um gleich darauf durch sein Flötenspiel um so sicherer zu entzücken. Denn welche andere Wirkung könnten diese Vorträge haben? Schon die kurze Vorrede nimmt den Leser gefangen. Der Verfasser hat nur den ersten Vortrag am Geburtstage unseres Königs gehalten, den zweiten aber für den Fall bereit gehalten, daß der beauftragte Festredner verhindert sein sollte. Vielleicht giebt es ungläubige Gymnasiallehrer, die so etwas garnicht für möglich halten, jedenfalls hunderte, die das Vitzthumsche Kollegium um einen solchen Amtsgenossen beneiden. Man weiß ja, wie es zugeht. Daß der Geburtstag unseres teuren Königs, den zu lieben, zu verehren, ja täglich fürbittend auf dem Herzen zu tragen, jedem Sachsen, ja jedem braven Deutschen selbstverständlich ist, die höchste Auszeichnung von seiten der Schulen verdiene, d. h. die Befreiung von allem Unterrichte, unterliegt keinem Zweifel. Allein der sogenannte „Aktus“ geht selten ohne mannigfaltige Pein ab. Die armen Schüler, auf die Hälfte des Saals beschränkt, um unvorsichtigen Eltern Platz zu machen, müssen ihre Tugend vor allem durch Geräuschlosigkeit oder gar durch den Schein aufmerksamen Zuhörens bewähren; die mühsam gedrillten Festredner aus den stattlichen Reihen der Prima mit tadellosem Frack und weißer Binde reden zum Teil in Zungen und sind überglücklich, wenn sie ihre Schlußverbeugung machen können, ohne ihren Lehrer, sich selbst und die Zuhörer durch Steckenbleiben geängstigt zu haben; die ermüdeten Lehrer sitzen davor in ihren mehr oder weniger durch Alter ehrwürdigen Festgewändern und harren in stiller Ergebung, bis das erlösende Salvum fac regem die

dicke Atmosphäre durchdringt und den Schluß der patriotischen Feier verkündet. Die schwerste Aufgabe fällt zweifellos dem Festredner aus ihrer Mitte zu, der gerade an der Reihe ist. Im voraus wenig ermutigt durch die ängstliche Frage seiner Freunde: „Wie lange gedenken Sie wohl zu sprechen? Doch nicht über eine halbe Stunde?“ soll er auf dem Altar des Vaterlandes ein wissenschaftliches Bemmchen mit patriotischem Kopf und Schwanz niederlegen, das der Wertschätzung von seiten seiner gelehrten Amtsgenossen ebenso gewiß ist, wie des Verständnisses und Interesses der anwesenden Damen und des jüngsten Sextaners. Da ist es wohl begreiflich, daß auch der gelehrteste und bestgesinnte Unterthan unseres teuren Königs durch solchen Auftrag in Verlegenheit und Unmut gerät, nur nicht — Fr. Polle, der immer den Köcher voll hat.

In der ersten Abhandlung zeigt er, daß keine der bekannten Kultursprachen, auch die griechische nicht, ein so vollkommen zutreffendes Wort für den Begriff des Witzes habe, wie die deutsche, und giebt eine Erklärung desselben nach Weiße und Kuno Fischer. Dieses „spielende Urteil,“ das Erzeugnis der Phantasie und des Verstandes, findet er dann in der griechischen Mythologie in der eigenartigen Gestalt des bocksfüßigen, behaarten und gehörnten Gottes Pan dargestellt, dessen sich der schlaue Vater Hermes lachend freut, vor dem aber die eigne Mutter entsetzt davonflieht, und deutet alle bekannten Szenen aus dem Leben des göttlichen Ungetüms in sinniger Weise auf das Wesen und die Wirkung des Witzes.

Unter „Luftschlössern“ versteht Polle nicht, wie der gewöhnliche Sprachgebrauch die unmöglichen Luftbilder einer arbeitsfaulen, begehrlichen, kindischen Phantasie, sondern die kühnen Pläne einer arbeitsfreudigen, die engen Grenzen menschlicher Kraft nicht achtenden Mannesseele. Er verlangt, es sollen Schlösser sein, nicht Pfefferkuchenhäuschen, und mutig bauen solle man daran, ohne zu fragen, ob man den Tag der Vollendung je erleben könne — das sei die wahre Luftschlösserbaukunst.

In der dritten Abhandlung „über Nichts“ prüft er den mannigfaltigen Gebrauch des Wortes im Französischen, Englischen, Mittelhochdeutschen, vor allem aber in der deutschen Volkssprache und kommt zu dem interessanten Ergebnis, daß viele unserer volkstümlichen Redewendungen den Beweis liefern, wie wenig das Volk geneigt sei, den Begriff Nichts rein negativ zu fassen.

Ernste Spiele sind es, mit denen der Verfasser uns unterhält; ähnlich denen, die Erdmann in Halle einst unter diesem Titel veröffentlichte; allein hier spricht zum Leser nicht nur ein philosophisch gebildeter Geist, sondern auch ein in allen Sätteln gerechter und geschmackvoll beobachtender Philologe. Wir fühlen uns bald in der angenehmen Stimmung eines

Wanderers, dem über der anregenden und ergötzlichen Unterhaltung seines Begleiters die Erreichung des vorgesteckten Ziels sehr gleichgiltig wird.

Den Schluß des zierlichen Bändchens bildet ein halbes hundert Rätsel, meistens in Reimen, von der sinnigen und humorvollen Art, wie die Schleiermachers.

Dresden. G. Diestel.

Walter Hübbe, Das Gudrunlied in Auswahl und Übertragung. Für den Schulgebrauch herausgegeben. Leipzig 1896, G. Freytag. 112 S. kl. 8°.

Der Zweck der G. Freytagschen Schulausgaben ist bekannt: sie sollen klassische Werke im Original oder übersetzt in schulmäßiger Form darbieten, und zwar so, daß jedes Heft in einem Semester gelesen werden kann. Bei größeren Werken ist also ein Auszug oder eine Auswahl unvermeidlich, bei den Homerischen Gedichten z. B. ganz gewiß; ob aber auch gerade bei der Kudrun, ist eine andere Frage. Hier kommt es nicht auf den Raum an, sondern darauf, ob es nicht am besten sei, den echten, guten Kern wiederzugeben und den notorischen Schund der letzten 200 Strophen beiseite zu lassen. Herr Kollege Hübbe verfährt hier ganz eigenartig. Den ersten Teil läßt er mit Recht weg; dann aber giebt er nicht etwa die von Martin und Müllenhoff als echt anerkannten Strophen, sondern bietet von dem Hildenliede nur etwa 30 und geht dann gleich auf das eigentliche Kudrunlied über. Es folgt zuerst eine Probe des mittelhochdeutschen Textes, wogegen sich nichts einwenden läßt. Nun kommt der von Hübbe selbst übersetzte Text, und er geht hier mit dem Original sehr kühn um; er bringt in „vierundzwanzig Abenteuern" eine Auslese des überlieferten Textes mit Zusammenziehungen und Zurechtstellungen, und mitunter vermittelt er die Übergänge durch eigene Zuthat, was doch kaum zu billigen ist. Es ist auch viel Wertloses stehen geblieben, und herrliche Strophen sind dem kürzenden Messer zum Opfer gefallen: so sind die von 1335 bis 1429 durch eine kurze Prosabemerkung ersetzt. Die Einleitung (in der die nicht nachzuweisende „sagengeschichtliche Grundlage" pflichtschuldigst aufgeführt ist) und die Anmerkungen sind befriedigend. Das Facit bis hierher: ich hätte die Auswahl, wenn es denn einmal eine solche sein mußte, anders getroffen, gebe aber gerne zu, daß jeder Geschmack seine Berechtigung hat.

Die Übersetzung selbst habe ich in dieser Zeitschrift bereits ziemlich eingehend besprochen (Jahrgang 1892, S. 512—515), und mein Urteil muß dasselbe bleiben. Er übersetzt nicht ohne Geschick und erhebt sich nicht unbedeutend über die armseligen Verarbeiter des Nibelungenliedes,

die seit dem Erlasse der neuesten preußischen Lehrpläne plötzlich ihre Fabrikarbeit eingestellt haben. Aber dieselbe Rüge, die ich ihm vor vier Jahren erteilte, kann ich ihm auch diesmal nicht vorenthalten. Der Rhythmus der so wundervoll weichen, schönen Strophenform ist meist nicht übel gewahrt; um so schlimmer steht es mit dem Reime. Daß er Namen wie Gerlind, Hartmut u. s. w. auch im Reim verwendet, mag noch hingehen, obwohl es nicht zu billigen ist; aber die zahllosen unbedingt falschen Reime wie König, wenig — früh, Sie — Sandte, Lande — Erfreun, Mägdelein — Floß, Groß — Begnügen, Siegen u. s. w. sind einfach unverantwortlich. Wer die deutsche poetische Form nicht beherrschen kann, soll die Hand davon lassen, oder wer sich darauf berufen möchte, daß auch Goethe und Schiller entsetzliche Reime geleistet haben, soll sich an ein grobes aber berechtigtes Sprichwort erinnern. Und endlich noch Eins: die Diktion ist nicht selten zu archaistisch. Veraltete gute Wörter ins Leben zurückzurufen kann (wie Uhland gezeigt hat) ein Verdienst sein; völlig veralteter mittelhochdeutscher Satzbau aber geht heutzutage nicht mehr an, obwohl sich Herr Kollege Hübbe den Rücken deckt mit den Worten: „Ein gelegentlicher Anklang an die Sprechweise des Mittelalters dürfte bei einem poetischen Werke, das, als bloße Übertragung, eine moderne Dichtung weder sein will noch kann, nicht unangemessen sein.“ Damit hat er sich den Rücken aber nicht gedeckt, und ich kann ihn versichern: es wäre ihm nicht eingefallen, zu dieser mehr als bedenklichen Ausflucht zu greifen, wenn es ihm so nicht bequemer gewesen wäre. So ist es denn auch kein Wunder, wenn er wohlgemeinte Einzelausstellungen, die ich in meiner früheren Besprechung machte, einfach ignoriert hat. Das ist schade, weil es dem Übersetzer nicht an einem gewissen Talente fehlt; aber der Gesamteindruck ist und bleibt dieser: die Übertragung hat gute Stellen, aber der unbefangene Leser wird auf Schritt und Tritt merken, daß er eben keine Umdichtung, sondern eine Übersetzung vor sich hat. Wenn eine neue Auflage erscheint und Herr Kollege Hübbe sich dazu entschließen könnte, seine Verse energisch umzuarbeiten, so würden er und sein Buch nur dabei gewinnen.

Berlin. **L. Freytag.**

Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie 1896, Nr. 12, Dezember: W. Wisser, Das Verhältnis der Minneliederhandschriften A und C zu ihren gemeinschaftlichen Quellen, besprochen von Gustav Ehrismann. — Theodor Braune, Über einige schallnachahmende Stämme in den germanischen Sprachen, besprochen von G. Ehrismann. — Anton Weiß, Die allgemeine Schulordnung der Kaiserin Maria Theresia und J. J. Felbigers Forderungen

an Schulmeister und Lehrer, besprochen von Franz Branky. — 1897, Nr. 1. Januar: C. C. Uhlenbeck, Kurzgefaßtes etymologisches Wörterbuch der gotischen Sprache, besprochen von F. Kluge (das Buch beruht durchweg auf einer gediegenen Stoffbeherrschung; ein brauchbares Hilfsmittel). — Otto Bremer, Beiträge zur Geographie der deutschen Mundarten; Wenker und Wrede, der Sprachatlas des deutschen Reiches. Dichtung und Wahrheit; O. Bremer, zur Kritik des Sprachatlas, besprochen von G. Ehrismann. — J. Kont, Lessing et l'antiquité, besprochen von Franz Muncker. — J. Collin, Goethes Faust in seiner ältesten Gestalt, besprochen von A. Köster. — Kuno Fischer, Goethes Sonettenkranz, besprochen von Georg Witkowski. (Mit wahrhafter Freude und herzlicher Dankbarkeit empfangen wir die reifen Früchte, die der große Geschichtschreiber der neueren Philosophie dem zweiten Felde seiner Arbeit, der Dichtung unserer klassischen Zeit, abgewinnt.)

Litterarisches Centralblatt 1896, 39: Bauch, Barbara Harscherin, Hans Sachsens zweite Frau. — M. K., Müller, Ungedrucktes aus dem Goethekreise. — Goethe, Faust. Für die Bühne in drei Abenden eingerichtet. — 40: Festschrift für Karl Weinhold. — Philippi, Die Kunst der Rede. — 41. Jostes, Meister Eckhart und seine Jünger. — Poritzky, Wie sollen wir H. Heine verstehen?

Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik. 1897, 1. Heft: Richard Le Mang, Zum Entwurf eines Lehrplanes für den deutschen Unterricht im Realgymnasium.

Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins XII, 2: Ernst Wülfing, Zur Sprache unserer Goldschmiede und Geschmeidehändler. — Schulze, Verdeutschungen im neuen preußischen Stempelsteuergesetze. — F. Kluge, Zur Geschichte des Wortes Schwindler. — H. Dunger, Zur Schärfung des Sprachgefühls.

Der Kunstwart 10, 4. Avenarius, Papierne Poesie.

Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte X, 4: Abhandlungen. Zu Hans Sachs' Quellen. Von August Wünsche und Marcus Landau. — Die Entstehung von Goethes Elpenordichtung. Von Woldemar Freiherrn von Biedermann. — Das Uzische Frühlingsmetrum. Von Erich Petzet. — Wieland als Dramatiker. Ein Beitrag zur Geschichte des Dichters. Von Edward Stilgebauer. I. Die Dramen. — Neue Mitteilungen. Briefe des Flavius Blondus. Zum ersten Mal herausgegeben und untersucht von Otto Lobeck. I. — Vermischtes. Fausts Zauberroß. Von Friedrich Kluge. — Eine deutsche Zeitschrift in Frankreich (1805). Von Ludwig Geiger. — Besprechungen. Wolframs von Eschenbach Parzival for the first time translated into English verse by Jessie L. Weston. Ref.: Wolfgang Golther. — Zur Hans Sachs-Litteratur. Ref.: Julius Sahr.

Das Februarheft der deutschen Dramaturgie (Zeitschrift für dramatische Kunst und Litteratur, offizielles Organ der Allg. deutschen Bühnengesellschaft; Preis vierteljährlich 3 Mark; Mitglieder der Gesellschaft erhalten für den Jahresbeitrag von 10 Mark das Blatt unentgeltlich) enthält zunächst eine Liste der kürzlich der Bühnengesellschaft beigetretenen Mitglieder, die viele angesehene Namen, darunter den Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs von Sachsen aufweist. Von dem sonstigen Inhalt heben wir hervor die Aufsätze von H. Schreyer: E. v. Wildenbruch und G. Hauptmann in ihren neuesten Werken; W. Bormann: Psychologie und Technik der Handlung in

Nissels „Ein Nachtlager Corvins"; W. Asmus: Warum wird im Neuen Testament niemals des Theaters und der Schauspielkunst Erwähnung gethan? — Ferner einen Abschnitt des Dramas von Karl Bleibtreu: „Der Übermensch." Sodann Bücherbesprechungen, reichhaltige Theaterberichte und eine Theaterchronik.

Blätter für pommersche Volkskunde V, 1—5.

Pädagogisches Archiv 1896, Nr. 11: K. Landmann, Goethe im Lichte der Gegenwart. IV. Goethe und Grillparzer.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen VII, 11: Scheffler, Der deutsche Unterricht in den beiden untersten Klassen der Berliner Realschulen. — VIII, 3/4: G. Holzmüller, Die Umwandelung der Oberrealschule zu Kiel und das Gutachten des Herrn Oberbürgermeisters Fuß. — Derselbe, Über neuere pädagogische Werke.

Akademische Rundschau I, 15: K. Knoke, Warum ist für die Errichtung von pädagogischen Universitätsseminaren für Mittelschullehrer zu plädieren?

A. Wolfromm, Revue de l'enseignement des langues vivantes. 1896.

Leipziger Lehrerzeitung IV, 6 und 7: R., Deutsche Volksschullehrer als Dichter und Schriftsteller.

Neu erschienene Bücher.

W. Wilmanns, Deutsche Grammatik. Erste Abteilung: Lautlehre. Zweite verbesserte Auflage. Straßburg, Karl J. Trübner. 1897. XX, 425 S. 8 M.

Martin Hartmann, Reiseeindrücke und Beobachtungen eines deutschen Neuphilologen in der Schweiz und in Frankreich. Leipzig, Stolte. 1897. VIII, 194 S.

Friedrich Polack und Paul Polack, Ein Führer durchs Lesebuch. Erläuterungen poetischer und prosaischer Lesestücke aus deutschen Volksschul-Lesebüchern. Erster Teil. 3. Aufl. 240 S. Zweiter Teil. 3. Aufl. Gera, Theodor Hofmann. 1896. 608 S.

Oskar Netoliczka und Hans Wolff, Deutsches Lesebuch für Mittelschulen. Dritter Teil. Dritte und vierte Klasse. Hermannstadt, W. Krafft. 1896. X, 500 S. 4 M. 40 Pf.

Heinrich Wolgast, Das Elend unsrer Jugendlitteratur. Ein Beitrag zur künstlerischen Erziehung der Jugend. Hamburg. In Kommission bei L. Fernau, Leipzig. 118 S. 2 M.

Gotthelf Haebler, Der Aufbau des deutschen Satzes. Lehrbuch und Aufgabensammlung. Dresden, Pierson. 35 S.

Friedrich Panzer, Bibliographie zu Wolfram von Eschenbach. München, Ackermann. 1897. VI, 34 S.

Hermann Paul, Deutsches Wörterbuch. Dritte und vierte (Schluß-)Lieferung. Halle, Niemeyer. 1896. VI, 576 S.

Georg Minde-Pouet, Heinrich von Kleist. Seine Sprache und sein Stil. Weimar, Felber. 1897. V, 302 S.

Fritz Achenbach, Präparationen zur Behandlung deutscher Gedichte in darstellender Unterrichtsweise. II. Teil: Oberstufe. Hilchenbach, Wiegand. 1897. 184 S. 2 M. 40 Pf.

H. Heinze und W. Schröder, Aufgaben aus deutschen Dramen und Epen. Achtes Bändchen: Aufgaben aus „Die Braut von Messina." Schröder. Leipzig, Engelmann. 1896. VII, 90 S. geb. 1 M.

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der Germanischen Philologie herausgegeben von der Gesellschaft für Deutsche Philologie in Berlin. Siebzehnter Jahrgang 1895. Zweite Abteilung. Dresden und Leipzig, Reißner 1896. 129—390 S.

Julius Zupitza, Einführung in das Studium des Mittelhochdeutschen. Zum Selbstunterricht für jeden Gebildeten. Fünfte verbesserte Auflage. Berlin, Nobiling. 1897. VI, 122 S.

C. G. Häbler, Lieder der Huldigung. Leipzig, Liebeskind. 1888.

Franz Söhns, Barbarossas Erwachen. Patriotisches Festspiel zur Feier des hundertjährigen Geburtstages Kaiser Wilhelms I. Hertel, Gandersheim. 38 S.

Julius Ziehen, Deutsche Schulausgaben von H. Schiller und V. Valentin: Die Dichtung der Befreiungskriege. Dresden, Ehlermann. IV, 88 S. 50 Pf. — Homers Odyssee, VIII, 167 S. 1 M.

Veit Valentin, Schiller. Die Braut von Messina oder die feindlichen Brüder. Dresden, Ehlermann, 1896. 95 S. 50 Pf. — Goethe, Hermann und Dorothea. 72 S. 50 Pf.

E. Schlee, Lutherlesebuch. Dresden, Ehlermann. 90 S. 50 Pf.

Rudolf Hildebrand, Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule und von deutscher Erziehung und Bildung überhaupt, mit einem Anhang über die Fremdwörter und einem über das Altdeutsche in der Schule. Fünfte Auflage. Leipzig und Berlin, Klinkhardt. 1896. VIII, 279 S. 3 M.

Fr. Polack, Philipp Melanchthon, Deutschlands Lehrer und Luthers Freund und Mithelfer. Wittenberg, Herrosé. 1896. 107 S. 50 Pf.

M. v. Egidy, Über Erziehung. Band III. Bern, Siebert. 1896. 59 S.

Adolf Meyer, Formenlehre und Syntax des französischen und deutschen Thätigkeitswortes. Hannover, Cruse. 1896. 343 S.

Otto Kägi, Erste Liebe. Aus dem Leben eines Landschullehrers. Zürich und Leipzig, Schröter. 1897. 91 S. 1 M. 20 Pf.

Victor Kiy, Themata und Dispositionen zu deutschen Aufsätzen und Vorträgen. Dritter Teil. Berlin, Weidmann. 1897. XI, 202 S.

W. Straub, Goethes Prosa, Schulausgabe. Stuttgart, Cotta. 1896. 243 S.

E. G. W. Braunholtz, Lavare par Molière. Cambridge. 1897. 244 S.

R. Ropes, Le roi des Montagnes by Edmond About. Cambridge. 1897.

G. Bötticher, Goethes kleinere Schriften zur Kunst und Litteratur. Leipzig, Freytags Schulausgaben. 1896. 127 S. 80 Pf.

Ed. Schauenburg und Rich. Hoche, Deutsches Lesebuch für die Oberklassen höherer Schulen. 1. Teil, 5. verm. Aufl. bes. von Heinr. Rinn. Essen, G. D. Bädeker. 1897. X, 380 S. geb. 4 M. 20 Pf.

Joh. Ehlers, Homers Odyssee, übersetzt. Hannover, C. Meyer (Gust. Prior). 1897. 213 S. geh. 1 M. 25 Pf.

W. A. Lay, Führer durch den Rechtschreib-Unterricht. Karlsruhe, O. Nemnich. 1897. V, 201 S.

Wold. Freiherr von Biedermann, Goethes Gespräche, 10. Bd. Nachträge, 1755—1832. Leipzig, F. W. v. Biedermann. 1896. XVIII, 267 S. geh. 5 M.

Jos. Bräunl, Beitrag zu einer Parallelgrammatik des Deutschen, Griechischen und Lateinischen. 15. Jahresbericht über das k. k. Staats-Obergymnasium in Arnau. Arnau, 1896. 30 S.

Theod. Matthias, Aufsatzsünden. Leipzig, R. Voigtländer. 1897. 77 S. 50 Pf.

Ad. Bartels, Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Die Alten und die Jungen. Leipzig, Ed. Avenarius. 1897. 119 S.

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher ꝛc. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Ludwig Richterstr. 2 II.



Dem Vaterlande.

Zum 22. März 1897.

Deutschland, du mein liebes Heimatland,
Vollste Blüte in der Völker Kranze,
Einst geschmäht, verachtet und verkannt,
Stehst du heut' im hellsten Ehrenglanze,
Stolz, soweit sich spannt das Himmelszelt,
Geht dein Name leuchtend durch die Welt.

Deine Berge ragen hoch empor
Wie ein Bild von deiner Macht und Größe,
Eine Mauer, die Natur erkor,
Daß sie sicher schirme deine Blöße,
Wie ein Denkmal, riesenhoch getürmt,
Deiner Kraft, die auf zum Himmel stürmt.

Fröhlich klopft das Herz uns in der Brust,
Wenn wir flüchten aus der Thäler Schatten,
Wenn ihr winkt als Preis der Wanderlust,
Schneebedeckte Gipfel, grüne Matten,
Wo die flücht'ge Gemse raschelnd schweift
Und der Jäger durchs Geklüfte streift.

Herrlich stürmt herab der junge Rhein,
Jugendstark der Berge Thor zu sprengen.
Golden lacht von seinen Höh'n der Wein,
Hold umrauscht von hehren Sagenklängen.
Und an seinen Ufern schirmend wacht
Gen der Feinde Dräu'n Alldeutschlands Macht.

Und ich grüß' mit freudetrunknem Sinn
Euch, der Elbe liebliche Gelände,
Euch, ihr Auen, die zum Meere hin
Breiten aus des Glückes reiche Spende.
Trinkt, ihr Herzen, trinkt den goldnen Schein
Tief in euer Innerstes hinein!

Und wie mächtig rauschst du, deutsches Meer,
Well' um Welle hin zur Küste rollend,
Wie mitfühlend braust dein Wogenheer
Donnernd bald und bald nur leise grollend.
Und durch deiner Fluten Sturmesdrang
Ringt sich unsrer Schiffe stolzer Gang.

Bin gewandert durch die weite Welt,
Sah der ew'gen Roma hehres Prangen,
Sah Paris, von eitlem Stolz geschwellt,
Und des Briten gierig Weltverlangen.
Doch als aller Länder Kron' und Zier
Strahlst, mein Deutschland, du auf ewig mir!

In dir wohnt ein Volk so frei und stark,
Durch die Welt geht seines Geistes Wehen,
Tiefgewalt'ge Kraft in seinem Mark,
Mit der Erde selbst nur kann's vergehen.
Fest und ernst es seine Straße zieht,
Und doch klingt so kindlich froh sein Lied.

Deutschland, du mein liebes Heimatland,
Wie zum Gotteshaus empor die Stufen
Trag' ich heut zu dir, was ich empfand;
Hör' mein Jauchzen, hör' mein jubelnd Rufen!
Zu dir eilt so leichtbeschwingt mein Fuß,
Nimm am Wilhelmstage meinen Gruß:

Deutsches Volk, du Volk vor allen
Mit dem Banner seh' ich wallen
Aufwärts dich zum höchsten Ziel.
Langsam kamst du hergeschritten,
Nun den höchsten Preis erstritten
Hast du in der Kräfte Spiel.

Deutscher Michel, einst verspottet,
Endlich ward es ausgerottet
Deines Träumens thatlos Ruhn.
Wilhelms Größe, allen teuer,
Führte dich mit Kraft und Feuer
Hin zu lebensfrohem Thun.

Deiner Dichtung innig Glühen,
Deines Geistes Feuersprühen,
Deiner Sprache Allgewalt
Reißt uns fort auf Adlerschwingen,
Deiner Forscher Vorwärtsdringen
Macht vor keinem Furchtbild Halt.

Deutsche Kunst und deutsches Wissen,
Mächtig fühlt dahingerissen
Sich die Welt in deinen Bann!
Ewig neu Gestalten heben,
Unverloren wird es leben,
Was der deutsche Geist ersann.

Deiner Bürger rastlos Schaffen
Mit der Arbeit treuen Waffen
Hat dich groß und reich gemacht.
Selig, sich in dir zu freuen,
Segens Fülle auszustreuen,
Wo des Friedens Sonne lacht.

Aber wenn der Feinde Hassen
Dir nicht will den Frieden lassen,
Dann den Arm zum Kampf bewehrt:
Wenn die Stürme dich umbrausen,
Laß die Streiche niedersausen,
Blitze hell, du deutsches Schwert!

Deiner Heere mächt'ge Säulen
Trotzen kühn der Feinde Heulen,
Wehren jedem frechen Raub:
Wer auch kommt, den Kampf zu wagen,
Laßt uns jeden niederschlagen,
Dreifach nieder in den Staub!

Vaterland, nun leuchtet wieder
Hell dein Ruhm, du Land der Lieder,
Land des Friedens, Land der Kraft,
Hier empfang' ihn heut' aufs neue
Unsern heil'gen Schwur der Treue,
Die im Dienst dir nie erschlafft.

Stolzes Land, du beugst dich keinem
Als mit Kindersinn nur einem,
Der die ganze Welt umspannt.
Demutvoll aus seinen Händen
Nimmst du des Geschickes Spenden,
Und du stehst in Gottes Hand.

Über Länder hin und Meere
Schreitet deines Namens Ehre,
Einem Segensengel gleich.
Dir im Süden, dir im Norden
Öffnen sich der Länder Pforten:
Gott mit dir, du deutsches Reich!

Otto Lyon.

Eine verschollene Nationalhymne.

Von **Hans Morsch** in Berlin.

„Du glaubst zu schieben und du wirst geschoben" — scherzend kann das wohl jeder von sich sagen, der sich einmal mit Goethe beschäftigt hat; seine Dichtungen ebenso wie sein Leben, sein Wirken als Staatsbeamter sind durch so mannigfaltige Verzweigungen, Verästelungen mit den verschiedenartigsten Gebieten der Litteratur und Kultur, der Wissenschaft, der Geschichte, der Politik verbunden, daß man fast unmerklich von einem Bereich ins andere gelangt. Wie man dabei eine mehr leidende als thätige Rolle spielt, dafür kann der Unterzeichnete eine Art von warnendem Beispiel abgeben, welcher, auf der Suche nach griechischen Vorbildern zu Goethes antikisierenden Dramen, wie Prometheus, Iphigenie, Tasso, Pandora, auch zum Festspiel „des Epimenides Erwachen" geführt wurde, um von diesem zu dem Ursprunge unserer preußischen Nationalhymne und zu volkstümlichen Gesängen überhaupt sich wenden zu müssen. Daß dies nolens volens geschah, wird jeder glauben; auch die folgenden Ausführungen sind in diesem Bewußtsein niedergeschrieben, freilich hier war ebenfalls das Gefühl mitwirkend, wieder eine kleine „Rettung" zu vollbringen, mag sie auch noch unbedeutender sein als die vorige (9. Jahrgang, 12. Heft dieser Zeitschrift); gilt es doch, etwas fast ganz Verschollenes zu neuem Leben zu erwecken, hoffentlich wird die Hauptsache, die Musik, diesmal gar keinen Gegner[1]) finden.

Als man vor nicht allzulanger Zeit Heinrich Marschners hundertjährigen Geburtstag (geb. 16. August 1795) feierte, dachte man wohl an seine Opern und Lieder für Männerchöre sowie andere bedeutende Kompositionen, aber nicht daran, daß er auch Verfasser einer Nationalhymne gewesen. Und doch hat er eine solche 1848 komponiert, welche, als er Kapellmeister zu Hannover war, erschien unter dem Titel: Deutsche Nationalhymne von C. O. Sternau, komponiert und heraus-

1) Wenn Düntzer auch jetzt (vergl. Jahrgang 1896, Heft 11, Seite 769 dieser Zeitschrift) an Goethes Worten mancherlei auszusetzen findet, so ist eine Antwort darauf nicht nötig, dem Urteile besonnener Fachleute möge die verschiedene Art der Auslegung anheimgegeben sein; außerdem, da es sich um Goethes Verse handelt, warnt sein eigner Spruch: „Getret'ner Quark — Wird breit, nicht stark." — Was manche gegen mich persönlich gerichtete Wendung anbelangt, so gehe ich auf diesen Ton nicht ein. In Berliner litterarischen Kreisen existiert ein Zeitwort: „düntzern, jemanden düntzern"; so sagt man scherzweise von sich, wenn man mit dem Alten zu Köln a. Rhein zu thun gehabt: „Ich bin gedüntzert." — Sapienti sat!

gegeben von Heinrich Marschner. Hannover bei Louis Ehlermann. Lange blieb sie vergraben. Da fand unter alten Noten seines Vaters Christian Wächter, städt. Lehrer an einer höheren Töchterschule in Altona, ein vergilbtes Exemplar derselben. Die markige, höchst einfache Melodie sprach ihn an, einige wenige Änderungen genügten, um danach Felix Dahns ‚Macte senex imperator' singen zu lassen, ein Text, der gewöhnlich nach Lachners Weise vorgetragen wird. So wurde die Hymne in Altona gesungen. F. Dahn schrieb dann seinen lateinischen Text ins Deutsche um: „Heil Dir, Wilhelm, unser Kaiser! Ahnvererbte Lorbeerreiser Kränzen Schlachtschwert Dir und Thron." Jeder merkt, daß diese Fassung unmöglich populär werden konnte. Jetzt schuf sich Christian Wächter selbst einen deutschen Text, der wenigstens den einen Vorzug hat, schlicht und einfach zu sein; freilich hinter der ungemeinen Frische, Volkstümlichkeit der Marschnerschen Melodie bleibt er zurück. Es entstanden so mehrere Fassungen, von denen die unter Nr. I die Melodie ganz unverändert enthält, Nr. II zeigt die Melodie in leichter Veränderung; Nr. III ist Dahns ‚Macte senex' der Melodie untergelegt; Nr. II ist erschienen, u. a. auch für Männer- und gemischten Chor, ferner dreistimmig für Schülerchor, bei Herkules Hinz, Altona (Elbe).

Heil dem Kaiser!





Deutsche Kaiserhymne.

(Nationalhymne.)

Von Christian Wächter.

Marschtempo, kräftig und nicht langsam. Dr. Heinrich Marschner.

f

Heil Dir, Kai = ser Deutschlands Hü = ter, Schirmherr un = srer

höch = sten Gü = ter, star = ker Hort auf ho = her Wacht,

mf

star = ker Hort auf ho = her Wacht! Gott, der Kö = nig

al = ler Rei = che, nie von Dei = ner Sei = te wei = che;

f *ff*

Sei= ne Kraft sei Dei = ne Macht, Sei = ne Kraft sei Dei = ne Macht!


Sopran.
Alt.
Tenor.
Baß.
Mac - te se - nex im - pe - ra - tor bar - ba-
blan - ca, tri - um - pha - tor, qui vi - ci - sti gal - li-
am, qui vi - ci - sti gal - li - am, et co - ro - nae ger - ma-
no - rum post vi - du - vium sae - cu - lo - rum red - di-
di - sti glo - ri - am, red - di di - sti glo - ri - am.

Ich denke, es ist nicht nur der Name Heinrich Marschners, welcher dieser Hymne wieder zu neuen Ehren verhelfen könnte. Der Rhythmus setzt schwungvoll und mächtig ein, wird weitergeführt ohne Zwang, die Harmonien sind einfach und klar, das Ganze leicht faßlich und zu behalten, so recht für jedermann, hoch und niedrig, zum Nachsingen geschaffen. Der letzte Takt in Nr. II stimmt übrigens genau überein mit dem letzten aus dem Priesterduett („Bewahret euch vor Weibertücken") in Mozarts „Zauberflöte". Indessen solcher Zufall ist nicht ohne Beispiel und spricht nur für die Melodie; wer Schuberts „Heidenröslein" vergleicht mit der Stelle: „Könnte jeder brave Mann Solche Glöckchen finden," in dem Finale des ersten Aktes derselben Oper, der kann solche Zusammenklänge gleich durch eine Reihe von Takten verfolgen; Max Friedländer in den Schriften der Goethe-Gesellschaft 11 S. 133 hat dies letztere endlich einmal festgestellt.

Zur Erinnerung an Philipp Melanchthon.

Von **Heinrich Rinn** in Hamburg.

Es könnte gewagt erscheinen, bei der vierhundertsten Wiederkehr des Geburtstages Melanchthons seiner auch in dieser Zeitschrift zu gedenken. Vom deutschen Unterricht ist bei ihm, soviel ich sehe, nur einmal die Rede, und zwar in negativem Sinne. In den Visitationsartikeln, die 1528 herauskamen, handelt das Schlußkapitel „von Schulen". Da wird den „schulmeistern" geboten „vleis anzukeren, das sie die kinder allein lateynisch leren, nicht deudsch, oder grekisch oder ebreisch." Indessen, Melanchthon hat selbst oft genug deutsch geschrieben. Außer Briefen und „Bedenken" hat er die 28 Artikel der Augsburgischen Konfession auch deutsch selbst verfaßt. In seinen Kommentaren zu den alten Klassikern finden wir nicht selten deutsche Ausdrücke, um die Sache recht klar und verständlich zu machen. Es ist also nicht Verachtung der deutschen Sprache, wie sie sich in der Folgezeit allerdings zeigt, was Melanchthon dem Lateinischen den Vorzug geben läßt, vielmehr das humanistische Bildungsideal, das er auch in den niederen „Trivialschulen" verwirklichen wollte. Nur wenn die Bildung eine gelehrte sei, glaubte er seinem Vaterlande, das er so sehr liebte, zu nützen und es vor Barbarei zu schützen, nur so meinte er der Reformation einen festen Halt geben zu können.

Weiter verdient Melanchthon auch deshalb eine Stelle in dieser Zeitschrift, weil er der deutschen Litteratur seiner Zeit nicht teilnahmlos gegenüberstand. Wie er an Nürnberg, der Stadt der Künste und

Wissenschaften, seine Freude hatte, wie er Pirkheimer und Dürer als treue Freunde verehrte, so hat er Hans Sachs und seine dichterische Thätigkeit geschätzt. Christoph Heußler, der 1558 den ersten Folio-Band der Werke des Nürnberger Schuhmachers herausgab, „wußte zum Lobe seines Dichters zu erzählen, daß er dessen Emsigkeit durch Herrn Philipp Melanchthon habe einmal hören loben, darzu groß und wichtig achten."

Aber noch ein Drittes ist es, das Melanchthon dem Lehrer des Deutschen wert machen muß, er war ein Freund von guten Sprüchen. Deshalb hat er gern die Sprüche Salomonis erklärt, deshalb citiert er oft Sentenzen aus den alten Klassikern und mahnt alle Lehrer, ihren Schülern solche „einzubilden". In den angezogenen Visitationsartikeln heißt es: „Abents, wenn die kinder zu haus gehen, sol man yhnen einen sentenz aus einem Poeten odder andern fürschreiben, den sie morgens widder auff-sagen. Als: Amicus certus ei re incerta cernitur, ein gewisser freund wird ym unglück erkannt. . . Item Ovidius: Vulgus amicitias utilitate probat, der pöfel lobet die freundschafft nur nach dem nutz". . . Weshalb sollte Melanchthon also gute deutsche Sprüche verachtet haben? Seine Mutter führte solche gern im Munde; in dem Zimmer, das er in Tübingen bewohnte, und das vor ihm Hieronymus Schurf innegehabt hatte, waren mehrere an die Wand geschrieben. Und selbst wenn er früher nichts gehalten hätte von deutschen Sprüchen: Luther, der „Lieder und Reime und Meistergesänge" liebte, und dessen Einfluß auf Melanchthon doch ungemein groß war, hätte ihn auch dafür gewonnen. Auch Sprichwörter und sprichwörtliche Wendungen liebte Melanchthon; Fabeln und Geschichten flocht er gern in seine Vorlesungen und Briefe ein. Darüber schreibt er an Johannes von Weda: „Plato schämte sich nicht, in seine ernsten Untersuchungen bisweilen eine Geschichte einzufügen, deshalb ist es auch uns wohl gestattet." Schließlich begegnen uns in Melanchthons Schriften Gedanken, die uns an unsere neuere klassische Litteratur erinnern: auch darum wollten wir seiner hier gedenken.

Wenn ich im folgenden für das in dem letzten Absatz Gesagte Belege bringe, so verzichte ich auf Vollständigkeit. In den 28 Bänden des Corpus Reformatorum, die Melanchthons Schriften umfassen, und an andern Orten ist so vieles aufgeschichtet, daß ich unmöglich alles bringen könnte: begnügen wir uns also mit einer Auswahl.

Wir beginnen mit den Sprüchen.

Von den in seinem Tübinger Zimmer an die Wand geschriebenen Sprüchen verzeichnet Melanchthon in der Postille (C. R. XXIV, 263 flg.)

Kirchen gehen seimet nicht,
Almussen geben armet nicht,
Unrecht Gut bleibet nicht.

C.R. XIX, 85 ist in der letzten Reihe statt bleibet „faselt" gesetzt; (faseln = gedeihen.) Auch die Orthographie ist nicht gleich.

C. R. XX, 592 lesen wir:

Wan wür thetten, was wür solten,
So thet auch got, was wür wolten ...

In dem Kommentar zu Matthäus (C.R. XIV, 675) spricht Melanchthon über Geiz und Verschwendung. Daran schließt er den Spruch:

Wer mehr wil verzeren
Denn sein Pflug kann ereeren,
Der wird zuletzt verderben
Und villeicht am Galgen sterben.

Noch lesen wir diesen C.R. XIX, 152 und XXIV, 534. Da steht in der dritten Reihe statt „wird" „mus", auch die Orthographie ist verschieden. Melanchthons Mutter führte den Spruch oft an. Der pietätvolle Sohn übersetzte ihn ins Lateinische. So finden wir ihn als erstes der lateinischen Gedichte, C.R. X, 469, in folgender Fassung:

Si quis de parvis vult plura absumere rebus,
Quaerere quam vigili sedulitate potest,
Is mendicando victum petat ostia pulsans
Aut feret huic tristem crux laqueusque necem ...

Im Anschluß an die Warnung, sich andern nicht leichtsinnig anzuvertrauen, erzählt Melanchthon eine Geschichte aus Württemberg, daran reiht er den Spruch:

Was einer allein nicht erheben kan,
Das sol er selbander ligen lan. (C.R. XIX, 78.)

Öfter gedenkt er eines Gemäldes in Frankfurt, auf dem ein Mädchen einen „Jelängerjelieberkranz" windend dargestellt war, darunter stand:

Je lenger je lieber ich bin allein,
Denn trew und warheit ist worden klein.

C.R. X, 589 finden wir unter der Überschrift *Τεύκριον* in poetischer Form und lateinischer Sprache die Mahnung, nicht zu viele Menschen zu Freunden zu haben, besonders aber sich von den Großen fernzuhalten, denn (v. 6)

Rara haec sunt, candor, gratia, justa fides.

„Teukrion" ist „Je länger je lieber".

Wie schlimm es steht um Borgen und Bürgen, sagt der Spruch:

Borgen macht sorgen,
Bürgen sol man würgen.

An einen Spruch des Theognis knüpft Melanchthon an: (C. R. XIX, 72):

Hochmut macht trutz,
Trutz bringet straff,
Gut macht mut,
Mut macht übermut,
Übermut macht neid,
Neid bringt streit,
Streit bringt armut,
Armut macht demut.

Ähnlich lesen wir C. R. XXV, 333:

Gut macht Mut,
Mut macht Übermut,
Übermut macht Krieg,
Krieg bringt Armut,
Armut weh thut.

Die Sprüche mag beschließen die in ihrer Zusammenstellung etwas sonderbare Lebensregel:

In der Kirchen andächtig,
Zu Tisch frölich,
Zu Bett freundlich. (C. R. XIX, 115.)

Von den Sprichwörtern haben wir folgende ausgewählt:

Wo der große hauffe sich hinzeucht, ziehen die Menschen hernach. (C. R. XXIV, 405.)

Wenn einer einmal gefehlt hat, so wil er's darnach flicken und macht's erger. (C. R. XXV, 462.)

Wie die Herrn sind, so ist auch das Gesinde. Wenn der Abt würffel aufflegt, so ist den München erlaubt zu spielen. (C. R. XXIV, 322.)

Wenn einer ein Stalljung zu Hof ist, so ist er stoltzer denn ein anderer. (C. R. XXIV, 41.)

Wer zu Hof will werth sein, der muß viel schenken. (C. R. XXV, 273.)

Khere ein ider für seiner thür, so würt es allenthalben rein. (C. R. XX, 605.)

Man darf nicht Läuse in den Pelz setzen, sie wachsen sonst wol drinnen. (C. R. XIX, 65.)

Es ist kein Emptlin so klein, es ist hengens werd. (C. R. XIX, 71.)

Wer einen von galgen hilfft, hilfft jn wider daran. (Ebenda 93.)

Wer am Wege bauet, hat viel Richter. (Ebenda 139.)

Von den vielen Fabeln, die wir im C. R. lesen, erwähne ich nur die von den Wölfen (C. R. IX, 606), die sich freuen, daß die Hunde so gar verschiedene Farben haben; so hoffen sie diese um so eher überwinden zu können.

Nichts hat Melanchthon mehr Kummer verursacht, als die Uneinigkeit der Protestanten unter einander. Mit der genannten Fabel hält er ihnen vor, wie leicht sie ihren Gegnern den Sieg über sie machen.

Wir erwähnten oben einen Brief Melanchthons an Johannes von Weda. Da spricht er zunächst über die Bedeutung des Adels. Dieser ist berufen zum Schutze des Staates. Dann erzählt er über den von Gott geordneten Ursprung der verschiedenen Stände die Geschichte, die Hans Sachs in den „ungleichen Kinder Evas" behandelt hat. Bekanntlich hat der Dichter dies in dreifacher Form gethan. Für die Komödie (1553) giebt er im Prolog Melanchthons Erzählung als Quelle an. Dieser hat „Das lieblich gedicht ursprünglich im latein zugericht." Die Geschichte fand sich übrigens schon in Agricolas „Sprickworde" und war 1516 bereits in Freiberg dramatisch dargestellt worden. Weiteres bringt J. Tittmann bei in „Dichtungen von Hans Sachs". Dritter Teil. Leipzig 1871. Einleitung Seite XXXVI.

An dramatische Dichtungen erinnert Melanchthon, wenn er (C. R. III, 936) schreibt: „Und halten die Pfaffen Meß als ein Spectakel, als so man eine Tragödiam von Julii Tod gespielt hat"... Gemeint ist doch eine Tragödie über Cäsars Tod. Auch die Tellsage erwähnt er in der Epitome philosophiae moralis (C. R. XVI, 105) bei Erörterung der Frage, ob der Tyrannenmord erlaubt sei. Er bejaht dies für den Fall, daß der Tyrannische Regent seinen Unterthanen augenfälliges Unrecht thut. „Dies ist z. B. in der Schweiz geschehen, wo der Landvogt den Sohn eines Bürgers vorführen ließ und dem Vater befahl, den Pfeil auf ihn zu richten."

Von Gegenständen, die in Gedichten behandelt worden sind, finden wir C. R. IX, 10 die Geschichte von den Weibern von Weinsberg. Wiederholt ist sie Band XIX, 75 und Band XX, wo (von Seite 519 bis 606) 304 Erzählungen stehen, die viel kulturgeschichtliches Material enthalten. Unsere Geschichte ist hier zu lesen Seite 603, Nr. 284: statt Weinsberg ist „Venisparg" gesetzt. Der Stoff zu Justinus Kerners „Der reichste Fürst" begegnet uns in demselben Bande Seite 540. Graf Eberhard will sich zwar mit den andern Fürsten nicht messen, „sed" so fährt er fort, „unum hoc scio me posse secure dormire in gremio cuiuslibet, quandocunque libuerit." — Ebenda finden wir Seite 544 die Sage vom Mäuseturm, und Seite 591 die Geschichte von dem Grafen von Gleichen.

An die Dichtungen von Salomon und Morolf oder Markolf erinnert Melanchthon, wenn er 1545 von dem Reichstag zu Worms schreibt (C. R. V, 785) es werde dort über das Kammergericht verhandelt, „ut de arbore Marcolphi utrimque sunt rixae."

Wenn ich in der Einleitung sagte, in unsrer neuen klassischen Litteratur begegneten mir Anschauungen, die uns an Melanchthon erinnern, so hatte ich da Lessings Laokoon im Sinn. Einmal (C. R. XI,

410) preist der Lehrer Deutschlands Homer als den Dichter, der solche Bilder von Verhältnissen und Menschen uns vorgeführt hat, wie sie in der Wirklichkeit und im Leben sind ... Er wollte uns in seinen Helden Männer zeigen, die die Schläge des Schicksals im Herzen tief empfinden und sich nicht schämen, dieser Empfindung Ausdruck zu geben. Hiermit vergleiche man Laokoon I. „Nach ihren Thaten sind die Helden Homers Geschöpfe höherer Art, nach ihrer Empfindung wahre Menschen". IV. „Die Helden der tragischen Bühne müssen Gefühl zeigen und ihren Schmerz äußern."

C. R. XX, 585 erzählt Melanchthon: „Ein Maler gab bei der Darstellung von Iphigeniens Opferung einem Fürsten eine Haltung, die seinen Schmerz ausdrückte, einen andern malte er weinend. Doch das Leid des Vaters konnte er nicht ausdrücken: darum stellte er ihn dar mit verhülltem Haupte." C. R. I, 313 nennt Melanchthon als diesen Maler Timanthes. Bekanntlich will Lessing (Laokoon II) von der „Unvermögenheit" des Künstlers oder der Kunst, den Schmerz Agamemnons auszudrücken, nichts wissen. Das „non posset" Melanchthons kann aber nur in dem Sinne genommen werden, den Lessing verwirft.

Die Minnelieder des Burggrafen von Rietenburg erläutert und ins Neuhochdeutsche übertragen.

Von **Robert Schneider** in Halberstadt.

I. Quellen: 1. Deutsche Liederdichter des 12. bis 14. Jahrhunderts. Eine Auswahl von Karl Bartsch. 2. Aufl. Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagshandlung. 1879. — 2. Deutsche Studien. II. Die Anfänge des Minnesanges, von Wilhelm Scherer. Wien 1874. In Kommission von Karl Gerolds Sohn.

II. Abkürzungen: M.F. = des Minnesangs Frühling, herausgegeben von Karl Lachmann und Moriz Haupt. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1857. 1. Aufl. — Ahd., mhd, nhd. = alt-, mittel-, neuhochdeutsch. Z. = Zeile, Vers.

Einleitung.

Die folgende Abhandlung über den Burggrafen von Rietenburg, dessen Minnelieder in MF. S. 18 und 19 abgedruckt sind, steht im engsten Zusammenhange mit meiner kleinen Arbeit über den Burggrafen von Regensburg, die ich in der Festschrift zur 350jährigen Jubelfeier des Realgymnasiums zu Halberstadt (1895) veröffentlichen konnte. Schon dort hatte ich zu beweisen versucht, daß die beiden Burggrafen nicht ein und dieselbe Person sein könnten, wie Hagen annehmen wollte. Auch mein hochverdienter Lehrer Professor Dr. Karl Müllenhoff (MF. S. 232) läßt zwar die Möglichkeit zu, daß trotz der metrischen und inhaltlichen

Verschiedenheit beider Weisen ein Dichter der Verfasser sein könnte; indes hat er doch schließlich die beiden Überschriften beibehalten, weil er es für möglich hielt, daß unter den urkundlich nachweisbaren Rietenburgern zwei Dichter waren. Nach Theodor Mayer im Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen 12, 249—263 war ein Heinrich von Steveningen und Rietenburg Burggraf von Regensburg (1161—1176) und ebenso dessen Sohn Friedrich (1176—1184), die mit unseren beiden Minnesängern identisch sein dürften. Jener braucht in seinen Weisen nur gepaarte Reime, die sich ziemlich eng an die Nibelungenstrophe anschließen; bei ihm liegt die Dame in den Fesseln des Dichters, was sich klar und bestimmt aus den beiden ersten Zeilen ergiebt. Von den vier Strophen gehen bei dem Regensburger drei von der Frau, nur eine — die dritte — von dem geliebten Ritter aus.

Anders liegen die Verhältnisse bei Friedrich, dem Burggrafen von Rietenburg: Er bietet künstlichere Strophenformen und überschlagende Reime, er steht im Dienste seiner angebeteten Frau und bewegt sich höfisch „konventionell nach provenzalischer Sitte" — befindet sich also hierin im schärfsten Gegensatze zum Regensburger.

Wohl konnte ein und derselbe Dichter in rhythmisch verschiedenen Tönen singen, nicht aber konnte sich das Liebesverhältnis bei einem und demselben Dichter in so großen Gegensätzen bewegen, wie es hier der Fall ist. Bei dem Regensburger fürchtet die Frau die drohende Trennung von dem Geliebten, bei dem Rietenburger zeigt sich die Geliebte spröde und giebt damit ihrem schmachtenden Liebhaber gegenüber im deutschen Minnesang das erste Beispiel unglücklicher Liebe. Dazu kommt noch die schon oben angedeutete Ausdrucksweise in provenzalischem Geiste, von dem bei dem Regensburger keine Spur zu finden ist. Ob aber bei dem Rietenburger eine direkte Nachahmung Folquets von Marseille mit Dr. Pfaff und Wilhelm Scherer anzunehmen ist, möchte ich bezweifeln, denn es ist kaum denkbar, daß die Lieder Folquets, der nach Diez 1180—1195 dichtete, eine so schnelle Verbreitung in jener Zeit nach Deutschland hin gefunden haben sollten. Kann denn nicht derselbe Gedanke — sich erst dann von der Herrin zu scheiden, wenn diese sich von Schönheit und Anmut scheide — Minnesängern verschiedener Nationalität zu gleicher Zeit in den Sinn kommen? Bestärkt werde ich in dieser Ansicht durch eine Äußerung meines früheren Lehrers Professor Dr. Moriz Haupt, der bei der Erklärung griechischer und römischer Autoren oft heftig dagegen polemisierte, wenn die Herausgeber solcher Werke mit allen möglichen Citaten kamen, um dadurch die Ähnlichkeit bestimmter Sentenzen bei anderen Schriftstellern nachzuweisen, und damit zugleich der Erklärung einen großen Dienst erweisen wollten. Wie Erfindungen oft zu gleicher Zeit

von entfernt wohnenden Forschern gemacht werden, so können doch auch dichterische Ideen gleichzeitig und voneinander unabhängig auftreten. Dagegen ist unser Dichter in der Sitte des Frauendienstes der Nachfolger des Meinloh von Sevelingen, der hierfür das erste Beispiel bietet. (MF. S. 11—15.) Bei ihm bildet auch noch jede Strophe ein Lied für sich; indes tritt in seinen Liedern die Individualität stark hervor, auch sind seine Reflexionen fein und zartsinnig, sodaß er entschieden den Übergang von der alten zur neueren Schule bildet.

Text.

DER BURCGRAVE VON RIETENBURC.

'Nû endarf mir nieman wîzen
. . . .
ob ich in iemer gerne sæhe.
waz frumte, ob ich von zorne jæhe
5 daz mir sî iemen alse liep?
ich lâze in durch ir nîden niet.
si fliesent alle ir arebeit:
er kan mir niemer werden leit'.

Mir gestúont mîn gemüete
10 nie sô hôhe von ir güete,
sît ich hân von rechter schulde
alsô wol gedient ir hulde.
ich fürhte niht ir aller drô,
sît si wil daz ich sî frô.
15 wan diu guote ist fröiden rich,
des wil ich iemer fröwen mich.

Diu nahtegal ist gesweiget
und ir hôher sanc geneiget,
die ich ê wol hôrte singen:
20 doch tuot mir sanfte guot gedinge,
den ich von einer frowen hân.
ich wil ir niemer abe gegân
und biut ir stæten dienest mîn.
als wil ich iemer mêre sîn.

25 Ich hôrte wîlent sagen ein mære,
daz ist mîn aller bester trôst;
wie minne ein sælekeit wære
unde harnschar nie erkôs.
des möht ich werden sorgen lôs,
30 ob sie erbarmen wil mîn swære.
got weiz wol daz ich ê verbære
iemer mêre alliu wîp
ê ir vil minneclîchen lîp.
den willen hân ich lange zît.

Übertragung.

Der Burggraf von Rietenburg.

„Nun darf mich niemand schelten,
. . . .
Wenn ich ihn immer gerne seh'.
Was nützte es, wenn ich verdrossen spräche,
5 Es sei mir jemand auch so lieb?
Ich laß ihn nicht, ob sie mir's neiden.
Vergebens ist ihr ganzes Mühen:
Er kann mir niemals werden leid."

Niemals war mein Empfinden
10 So hoch von ihrer Güte,
Seit ich mit gutem Grunde
Erwarb mir ihre Huld.
Nicht fürcht' ich all ihr Drohen,
Seit sie mich heiter will.
15 Ist nur die Gute reich an Freuden,
Will ich mich dessen immer freu'n.

Die Nachtigall ist nun verstummt
Und aus ihr hoher Sang,
Die einst ich singen hörte:
20 Doch thut mir wohl die Zuversicht,
Die mir von einem Weibe kommt.
Ich will ihr niemals untreu werden
Und biet' ihr ewig meinen Dienst.
So will ich es für immer sein.

25 Ich habe vormals sagen hören,
Das bleibt mein allerbester Trost;
Daß Liebe sei ein hohes Glück,
Worauf nicht stünde Peinigung.
Drum werd' ich wohl die Sorgen los,
30 Wenn sie mein Kummer rührt.
Bei Gott, ich will lieber entsagen
In Zukunft jedem Weib
Als ihrem schönen Leib.
Das ist mein Vorsatz lange Zeit.

35 Sît sich verwandelt hât diu zit,
der vil manic herze ist frô,
sô wurde erværet mir der lîp,
tæt ich selbe niht alsô,
der betwungen stât.
40 noch ist mîn guot rât,
daz ich niuwe mînen sanc.
ez ist leider alze lanc
daz die bluomen rôt
begunden lîden nôt.

45 Sît si wil versuochen mich,
daz nim ich für allez guot.
sô wirde ich góldé gelich,
daz man dâ brüevet in der gluot
und versuochetz baz.
50 êst bezzer umbe daz,
lûter schœner unde clâr.
swaz ich singe, daz ist wâr.
glüet ez iemer mê,
êst bezzer vil dan ê.

55 Sît si wil deich von ir scheide,
dem si dicke tuot gelich,
ir schœne unde ir güete beide
die lâze si, sô kêre ich mich.
swar ich danne landes var,
60 ir lîp der hœhste got bewar.
mîn herze erkôs mir dise nôt.
senfter wære mir der tôt
danne deich ir diene vil
und si des niht wizzen wil.

35 Nachdem der Frühling eingezogen,
Wo alle Welt sich freut,
Da würde ich bekümmert sein,
Wenn ich mich schlösse aus,
Der ich bin kummervoll.
40 Noch ist zu helfen mir,
Daß ich von neuem singe.
Es ist nun leider lange schon,
Daß all die Blümelein so rot
Empfanden schwer des Winters Not.

45 Seit sie mich auf die Probe stellt,
Bin ich zufrieden ganz.
So werde ich dem Golde gleich,
Das man im Feuer prüft
Und stärker noch probiert.
50 Es wird dadurch noch besser.
Viel schöner und ganz hell.
Was ich hier singe, das ist wahr.
Je mehr es wird geglüht,
Je besser wird es dann.

55 Seitdem sie wünscht, daß ich sie meide,
Wie sie sich oft den Anschein giebt,
Ich laß' sie erst, wenn sie von beiden,
Von Schönheit und von Anmut läßt.
Wohin ich auch mich dann begebe,
60 Es schütze sie der höchste Gott.
Mein Herz erwählte solche Not,
Viel besser wäre mir der Tod,
Als daß in ihrem Dienst ich bin,
Von dem sie doch nichts wissen will.

Anmerkungen.

In der ersten Strophe (Z. 1—8) läßt der Dichter die geliebte Frau das Geständnis ihrer Zuneigung zu ihm offen aussprechen, wie dies in ähnlicher Weise von der Geliebten des Regensburgers geschieht: die Mißgunst anderer sollen sie in ihrer Treue nicht wankend machen. Z. 1 wîzen, st. = vorwerfen. Z. 2. Die bestehende Lücke ist nach Lachmann etwa so zu ergänzen: daz ich michs offenlîche flîze = weil ich ganz offen darnach strebe. Z. 3. ‚ob' in hypothetischem Sinne = daß ich ihn etwa ... Z. 4 von zorne = vor Verdruß.

In den übrigen sechs Strophen rühmt sich der Dichter zwar der Zuneigung der Frau, doch ist er noch weit entfernt von dem letzten Ziel seiner Wünsche; auch ist keins der Lieder direkt an die Dame seines Herzens gerichtet, was als ein Beweis für deren Sprödigkeit gelten darf. Im Gegensatz zur 3. Strophe fallen die beiden ersten noch in den Sommer; hieraus ergiebt sich zugleich die hoffnungsvolle Stimmung in der 2. Strophe, Z. 11 von rehter schulde = mit hinreichendem Grunde.

Dritte Strophe, Z. 17—24. Obschon die Nachtigall verstummt ist, so will der Dichter doch nicht in seiner Treue wanken. — Z. 17 gesweiget = zum Schweigen gebracht. Z. 18 hôher sanc = lauter, heller Sang. Z. 20 gedinge (msc.), im Ahd. als msc. fem. und neutr. = Hoffnung, feste Zuversicht. Z. 24 iemer mêre = für immer.

Vierte Strophe, Z. 25—34. Der Dichter preist die Liebe als ein hohes Glück und gelobt der Geliebten unverbrüchliche Treue, um dadurch endlich bei ihr Erhörung zu finden. Die Stimmung läßt noch auf den Winter schließen. Alle Zeilen haben vier Hebungen; aber die Reime schlagen über und wechseln zwischen stumpfen und klingenden, am Schlusse finden sich drei gleiche klingende Reime. Z. 28 harnschar, stf. = portio doloris, Strafe für ein Kriminalverbrechen, Pein, Qual. Den Ausdruck hat Haupt nur als Notbehelf genommen. Z. 29 des = deshalb. Z. 31 verbæren = aufgeben, entsagen.

Fünfte Strophe, Z. 35—44. In einem neuen Tone begrüßt der Dichter den Eintritt des Frühlings, mit dem auch er neue Hoffnungen schöpft, obschon er noch immer bekümmert ist. Z. 35. Die Wendung: ‚Sît sich verwandelt hât diu zît‘ erscheint bei den Minnesängern in formelhafter Anwendung für den Wechsel der Jahreszeit und zwar vom Übergang des Winters zum Frühling und Sommer. In ebendemselben Sinne findet sich bei den namenlosen Liedern M F. S. 6, Z. 8: ‚ê sich verwandelôt diu zît‘, bei Dietmar von Eist S. 37, Z. 30: ‚Sich hât verwandelôt diu zît‘ und bei Heinrich von Rugge S. 107, Z. 13: ‚diu zît hât sich verwandelôt‘, wo noch die altertümliche Form erscheint. Z. 37 erværen = in Schrecken setzen, außer Fassung bringen. Z. 39 betwungen = bekümmert. Vergleiche beim Regensburger Z. 14: ‚si sint betwungen âne nôt.‘

Sechste Strophe, Z. 45—54. Der Dichter fährt in demselben Tone fort und tröstet sich über den harten Sinn der Geliebten, die ihn wohl nur auf die Probe stellen wolle. Hierbei lehnt er sich an die Stelle im Hiob 23,10: et probavit me quasi aurum quod per ignem transit. Es ist dies das erste Beispiel bei den mhd. Lyrikern, daß durch Liebesleid eine moralische Läuterung erzielt werden könne. Z. 46 ‚guot nemen‘ = zufrieden sein. Z. 48 ‚brüeven‘ = genau betrachten, kennen lernen; prüfen, probieren. Z. 51 ‚lûter‘ Comparativ für ‚lûtere‘ = klar, hell, glänzend, schön. Z. 52 ‚swaz ich singe, daz ist wâr‘, ein formelhafter Ausdruck, der auch bei Spervogel M F. S. 22,2 erscheint — ‚deich iu sage, daz ist wâr‘. Z. 53 ‚glüen‘ trans: und intransitiv zugleich.

Siebente Strophe, Z. 55—65. In einem neuen Tone greift er bekümmert zum Wanderstabe und verabschiedet sich, wenn auch nicht ohne jede Hoffnung (vergl. Z. 54 und 58) von der spröden Frau. Z. 56. Mit ‚dem si dicke tuot gelich‘ ist zu vergleichen Nibl. Not 1001,4, ‚si tet dem wol gelîche‘ = sie bewegte sich ganz darnach, zeigte durch ihr Benehmen.

Schließlich erlaube ich mir noch auf meine früheren kleinen Arbeiten auf diesem Gebiet hinzuweisen, da dieselben auch mit der vorliegenden Abhandlung in einem gewissen Zusammenhange stehen: 1. Spervogels Lieder für die Schule erklärt und mit einem Glossar versehen. Osterprogramm der Realschule I. Ordnung zu Halberstadt 1876. Wieder abgedruckt in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht. Herausgegeben von Dr. Otto Lyon. 1. Jahrgang. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner 1887. S. 289—320. 2. Die namenlosen Lieder aus Minnesangs Frühling erläutert und ins Nhd. übertragen. Berlin 1885. Verlag von Friedberg & Mode. 3. Die Minnelieder des Burggrafen von Regensburg, erläutert und ins Nhd. übertragen. Abgedruckt in der Festschrift zur Erinnerung an das 350jährige Jubiläum des Realgymnasiums in Halberstadt 1895. Halberstadt, Druck von C. Dölle & Sohn. S. 9—11. — Es bleibt mein sehnlichster Wunsch, daß jüngere Kräfte die von mir im Geiste Karl Müllenhoffs begonnenen Untersuchungen fortsetzen und vertiefen möchten: damit würde dem Studium unserer mhd. Poesie kein geringer Dienst erwiesen sein!

Die Aussprache und Schreibart griechischer Eigennamen.

Von O. Weise in Eisenberg, S.-A.

Herr Draheim hat kürzlich[1]) in einem sehr beachtenswerten Aufsatze die Anregung zu der Frage gegeben, nach welchem Grundsatze die griechischen und die römischen Eigennamen zu sprechen und zu schreiben seien. Offenbar ist er gleich vielen anderen Fachgenossen unangenehm davon berührt worden, daß auf diesem Gebiete noch so wenig Übereinstimmung unter den deutschen Gelehrten herrscht. Zumal Schulmänner müssen diesen Mangel oft schmerzlich empfinden. Denn wenn die Schüler in ihren Büchern die griechischen Namen[2]) ganz verschieden geschrieben finden und von den einzelnen Lehrern in ganz verschiedener Weise aussprechen hören, so wissen sie schließlich gar nicht, wem sie Glauben schenken sollen. Wie abweichend aber die Meinungen auf diesem Gebiete sind, mögen die Erfahrungen zeigen, die ich während meiner eignen Schulzeit mit einigen damals benutzten Büchern gemacht habe. In Curtius' griechischer Geschichte standen nebeneinander die Namen Delphi und Aigospotamoi, in Herbsts historischem Hilfsbuch Krösos und Cyrus, Sigeion und Euböa. Mommsen ließ in der Römischen Geschichte die griechischen Doppellaute ei und oi unverändert, verwandelte aber ai in ä, bot also Chäroneia und Äneias, Rost behielt im Deutsch-griechischen Wörterbuche die griechische Endung os, on u. s. w. bei, gab aber den Diphthongen durchweg lateinische Färbung: Pisistratos, Öta, Piräus. Endlich Kiepert in seinem Atlas antiquus und Friedländer in seiner Sittengeschichte Roms behandelten die Namen ganz lateinisch, schrieben also Öta, Epirus, Cyrene, Antinous, Chäremon u. s. w. Seitdem ist es nicht viel anders geworden: immer noch stehen sich die ganz entgegengesetzten Behandlungsweisen, d. h. ganz lateinische oder ganz griechische Schreibart schroff gegenüber, und auch an allerhand Zwischenstufen und Vermittelungen fehlt es keineswegs, sodaß es sehr wünschenswert wäre, wenn sich in dieser Beziehung einmal eine Einigung erzielen ließe.

Betreffs des Accentes sagt nun Herr Draheim: „Wir können die griechische Betonung nicht beibehalten, wir nehmen also die lateinische an." Darin werden ihm wohl selbst diejenigen Gelehrten beipflichten, die den griechischen Namen ihre heimischen Laute lassen wollen. Denn die Betonung klassischer Ausdrücke nach lateinischem Accentuationsgesetze

1) Vergl. diese Zeitschr. 10. Jahrg. S. 690—694.

2) Ich berücksichtige hier nur diese, weil die römischen so gut wie gar keine Schwierigkeiten bereiten.

hat sich seit althochdeutscher Zeit unter dem mächtigen Einflusse der römischen Gesittung in unserer Sprache festgesetzt und ist namentlich durch die humanistischen Bestrebungen völlig eingebürgert worden, sodaß sie sich nur schwer wieder wird beseitigen lassen. Da uns also die griechischen Namen größtenteils auf dem Wege über Rom zugekommen sind, so betonen wir sie nach römischer Weise, z. B. Ödipus auf der drittletzten und nicht auf der vorletzten Silbe, Prometheus aber auf der vorletzten und nicht auf der letzten; die Quantität der Pänultima giebt also allein den Ausschlag. Und wie mit der Naturlänge verhält es sich auch mit der Positionslänge. Denn wir betonen bei Olymp(us), Klearch(us), Zakynth(us) durchweg die zweite Silbe. Nur bei muta cum liquida schwankt der Sprachgebrauch mehrfach, genau wie im Latein, wo volucris, balatro u. a. eine kurze oder lange Pänultima haben können. Daher war die Möglichkeit gegeben, Perikles, Sophokles, Agathokles auf der drittletzten, Patroklus und Androklus aber auf der vorletzten Silbe zu betonen. Warum sich freilich bei den Eigennamen auf -kles jene, bei denen auf -klus diese Accentuationsweise festgesetzt hat, läßt sich kaum noch mit Sicherheit ermitteln. Möglicherweise ist dabei Analogie mit im Spiele gewesen. Wenigstens liegt bei Herakles die Annahme nahe, daß die Aussprache des lateinischen Wortes Hercules mit eingewirkt hat. Auch sonst scheinen mehrfach ähnlich gebildete Ausdrücke für die Accentlage von Einfluß gewesen zu sein. Wenn die Frauennamen Iphigenie und Eugenie, die nach dem ursprünglichen Wortausgange auf -eia ein betontes i erwarten ließen, den Ton auf der drittletzten Silbe tragen, so scheinen die zahlreichen lateinischen Namensformen auf -ie — ĭa mit bestimmend gewesen zu sein wie Valerie (Valeria), Cornelie (Cornelia); wenn anderseits Sophie (— σοφία) abweichend von dem sonstigen Brauche jetzt langes i zeigt, so ist der Grund wohl in dem Einflusse des ursprünglich hebräischen, im Spätlatein mit langer Pänultima auftretenden Wortes Marie (Maria) oder in französischer Accenteinwirkung zu suchen. Dagegen sind Erica (— ἐρείκη) und Veronica (= Φερενίκη) wohl nach dem Muster der zahlreichen Wörter auf -ĭca behandelt worden.

Vielfach ist die veränderte Accentuation vermutlich darauf zurückzuführen, daß die in Frage kommenden Namen nicht direkt durch Vermittelung der lateinischen Sprache, sondern auf dem Umwege über Frankreich zu uns gekommen sind. Bekannt ist, wie riesigen Einfluß französische Gesittung und Litteratur seit der Zeit des dreißigjährigen Krieges auf unser Volk ausgeübt hat. Daß dabei unwillkürlich auch manches von der Betonung der in Dichtungen u. a. vorkommenden Eigennamen bei uns haften blieb, wird wenig befremden, zumal sich damals die höheren Kreise Deutschlands im mündlichen Verkehre

vorwiegend der französischen Sprache bedienten. Weisen doch auch viele Hunderte von französischen Sachnamen dieselbe Erscheinung auf, darunter nicht wenige, die auf griechische Quelle zurückgehen und uns nur durch Frankreich zugeführt worden sind! Ich erinnere an die Hauptwörter auf -ik, bei denen wir gerade mit Hilfe des Accentes am sichersten feststellen können, ob sie unmittelbar aus den alten Sprachen geschöpft oder aus dem Französischen übernommen sind: Technik, Taktik, Plastik, Phonetik, Poetik, Epik, Lyrik, Rhythmik u. a. sind auf jenem, Kritik, Politik, Musik, Mathematik, Katholik u. a. auf diesem Wege in unsere Sprache eingedrungen.[1]) Mechanik als Wissenschaft trägt lateinischen, im Sinne von Mechanismus oft, wenigstens hierzulande, französischen Ton. Es ist also sehr wohl möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß sich die Aussprache des Namens Heléne neben Hélena aus französischer Quelle ableitet (vergl. franz. Hélène, Irène u. s. f.), ebenso wie die bei Dichtern des vorigen Jahrhunderts üblichen Formen Melpoménen, Polyxénen. Dadurch löst sich auch die Schwierigkeit, die Herr Draheim S. 692 mit den Worten andeutet: „Daß wir nun nach Weglassung der Endung die letzte Stammsilbe betonen, kann auch nicht als allgemeine Regel angesehen werden. Denn wir sagen Augúst, aber Sátyr. Wendet man ein, daß ja das y kurz sei, so paßt das nicht auf Barbár, wo das a ebenfalls kurz ist." Ein Blick auf die Geschichte des Wortes Barbar läßt dies zur Genüge erkennen. Im 14. Jahrhundert, wo es zuerst in der deutschen Litteratur auftritt, finden wir es mit lateinisch (=griechischer) Betonung auf der ersten Silbe, sogar mit Schwächung des zweiten a in e (Bárbern), ja dieser Accent hat sich bis zum heutigen Tage in dem Ausdrucke Bérber (= barbarus) erhalten, einem Namen, der den Eingeborenen Nordafrikas von den sizilischen Griechen gegeben worden sein soll. (Vergl. auch Barberroß in Schillers Jungfrau von Orleans V, 11). Daneben erscheint aber noch vor der Mitte des 18. Jahrhunderts die Form Barbár, zuerst in Frischs teutsch-lateinischem Wörterbuche, Berlin 1741: Barbar oder Barbahr, homo ferus, crudelis, immanis, und seit dieser Zeit hat, wenigstens in der erwähnten Bedeutung, das Wort den Ton auf der Schlußsilbe behalten. Bei dem großen Einflusse, den bis dahin die französische Sprache und Litteratur ausgeübt hatte, läßt sich kaum bezweifeln, daß hier ihre Einwirkung im Spiele ist. Denn sie hat ja gerade die Eigentümlichkeit, immer die letzte Silbe zu betonen.[2]) Nun begreifen wir auch, wie Bürger dazu kommt, in einem Epigramm

---

1) Vergl. auch Behaghel, Die deutsche Sprache, S. 137.

2) Dagegen ist das Wort Satyr wohl unmittelbar aus dem Latein oder Griechischen übernommen. Vergl. dazu unten das über Pindar u. a. Gesagte.

zu sagen: Wenn Cicero von der Tribüne stieg, rief alles Volk entzückt: „Kein Sterblicher spricht schöner!"; entstieg ihr Demosthen, so riefen die Athener: „Krieg gegen Philipp, Krieg!" Auch ihm hat wohl das französische Vorbild bei der Behandlung des griechischen Namens vorgeschwebt. Denn in Frankreich sind Bildungen wie Démosthène, Eumène (= Eumenes), Diogène (= Diogenes) gar nicht selten.

Nun erscheinen aber bei unsern Dichtern im vorigen Jahrhundert sehr häufig derartige abgekürzte Namensformen, die bequemer zu gebrauchen waren, weil sie sich meist dem Metrum besser fügten und überdies in ihren französischen Formen den deutschen Wörtern näher standen. Ebenso sind eine große Menge von Sachbezeichnungen behandelt worden. Denn wir sagen Paragráph (= parágraphus), Hippodróm (= hippódromus), Philosóph (= philósophus), Anatóm (= anátomus), Ökonóm (= œcónomus), anoným (= anónymus), Periphráse (= períphrasis), Synthése (= sýnthesis[1]), betonen also nach der Entfernung der Endung sofort die Schlußsilbe[2]), die nach lateinischem Accentgesetze den Ton nicht erhalten hätte. Es liegt mir natürlich fern zu behaupten, daß wir alle hier in Frage kommenden Wörter durch französische Vermittelung erhalten haben, vielmehr glaube ich, daß manche nach dem Muster der wirklich durch Frankreich vermittelten im Accent umgemodelt worden sind. Es wäre z. B. thöricht zu behaupten, daß die Wörter Mathematik und Physik in Deutschland vor dem 17. Jahrhundert unbekannt gewesen wären; aber da auf diesem Gebiete wichtige Anregungen von unsern westlichen Nachbarn ausgegangen sind, haben wir schließlich auch deren Betonung bei diesen Wörtern angenommen.[3]) Und sind nicht nach dem Vorbilde der in mittelhochdeutscher Zeit aus Frankreich entlehnten Zeitwörter auf -ieren auch alle diejenigen behandelt worden, die unmittelbar aus dem Latein geflossen sind, also auch die auf -āre, -ēre und -ĕre?

Ferner ist die Vermutung nicht abzuweisen, daß vielfach lateinische und griechische Wörter von ähnlichem Ausgange, aber mit langer Pänultima bei der Betonung mit ausschlaggebend gewesen sind. Wenigstens lag es nahe, nach Exegese (= ἐξήγησις) und Synizese (= συνίζησις) auch Parenthese (= παρένθεσις), Epenthese (= ἐπένθεσις) u. a. zu accentuieren, ferner nach Ödem (= οἴδημα) und Exanthem (= ἐξάνθημα) auch Ekzem (= ἔκζεμα) oder nach Heraklit (Ἡράκλειτος) Demarat (Δημάρᾱτος), Idiot (= ἰδιώτης), Katechet (= κατηχητής), Syenit (= Συενίτης), Kastrat

1) Vergl. auch Plurale wie Hellanodíken, Kanephóren, Thermopýlen u. a.

2) Bei Synthese, Periphrase und ähnlichen ist der Ausdruck Schlußsilbe nach französischem Maßstabe zu nehmen, da das schließende e im Französischen stumm ist.

3) Nur selten hört man sie auf der vorletzten Silbe betonen.

(= castrātus), Konsulat (= consulātus) auch Apostat (= apostăta, ἀποστάτης) u. a.

Endlich ist es auch nicht ausgeschlossen, daß die Gelehrten oft Bedenken getragen haben, die Fremdwörter zu starken Verstümmelungen auszusetzen. Denn wenn der Ton z. B. bei anonym auf das o gerückt wurde, so lag die Gefahr nahe, daß das tonlose y sich schließlich in ein mattes e verwandelte.

Natürlich läßt sich im einzelnen Falle selten genau feststellen, ob diese oder jene oder mehrere der genannten Kräfte zugleich bestimmend und treibend gewesen sind, denn wer wollte z. B. sicher entscheiden, ob in der Betonung von Wörtern wie Philosophie (= philosophĭa), Theologie (= theologĭa), Analogie (= analogĭa) französischer Einfluß vorliegt oder ob sie nach dem Muster der griechischen Abstrakta auf -εια = lateinisch -ια wie ἀκρίβεια, Akribie, σεισάχθεια, Seisachthie accentuiert worden sind oder ob in dem einen Worte diese, in dem andern jene Anregung anzunehmen ist?

Neben den bisher behandelten Ausdrücken giebt es allerdings noch verschiedene, in denen bei Wegfall der Endung nicht das zuletzt erörterte Accentgesetz zur Anwendung gekommen ist, wie Telemach, Pindar, Phosphor (= φωσφόρος), Sálmiak (= sal ammoniacum [-us]); in ihnen ist das Streben nach echt deutscher Betonung zu erkennen, die sich hier zum Teil mit der lateinischen deckt (z. B. bei Pindarus, phosphorus.[1]) Besonders häufig werden Vornamen in dieser Weise verdeutscht. Denn wenn wir jetzt Philipp[2]), Eugen, Emil, August auf der vorletzten Silbe betonen, so zeigen wir, daß wir diese Wörter bereits als deutsches Sprachgut betrachten. Freilich sind wir noch weit davon entfernt, selbst bei Vornamen überall so zu verfahren und stehen jedenfalls noch ein gut Stück hinter der Volksmundart zurück, die vielfach auch — ich denke dabei zunächst an den Altenburger Dialekt — bei Andres (= Andreas), Marje (= Marie), Seffe (= Sophie), Dortel (= Dorothea) u. a. den Accent auf die erste Silbe zurückzieht.

Die nächste Frage betrifft die Laute der griechischen Namen, und zwar zuerst die Vokale. In Bezug auf sie spricht Herr Draheim die Forderung aus, daß wir lateinische Vokale schreiben und sprechen sollen; dagegen verlangt er griechische Endungen. Nun setzen sich aber die Endungen oft aus Vokalen und Konsonanten zusammen, ja bestehen

1) Daß das Wort im Latein etwas andres bedeutet, ist hier nebensächlich. Der im Deutschen gemeinte Stoff ist erst 1669 entdeckt worden. Vergl. Fr. Harder, Werden und Wandern unserer Wörter. 2. Aufl., Berlin 1896, S. 167.

2) Vergl. dagegen Kratipp, Aristipp.

vielfach bloß aus Vokalen. Daher hätte er bestimmter aussprechen sollen: Am Anfang und in der Mitte der Wörter lateinische, in der Endung aber griechische Vokale! Aber auch in dieser Fassung wird sich die These schwer aufrecht erhalten lassen. Denn so kommt man zu Mißbildungen wie Platäai, die nicht nur unschön klingen, sondern auch eine ungerechtfertigte Ungleichmäßigkeit in der Behandlung der Selbstlaute bekunden. Und wer wird die volkstümlich gewordene Redensart: „Bei Philippi sehen wir uns wieder" (Vergl. Shakesp. Cäsar IV, 3) je durch Umwandlung des Namens in Philippoi verändern oder von einem Orakel zu Delphoi reden wollen? Offenbar hat Herr Draheim besonders an die Endungen -os und -on gedacht. Aber dann bleibt immer noch die Thatsache bestehen, daß er die Vokale am Schluß anders behandelt als beim Beginn und im Innern der Wörter; ein triftiger Grund für diese Abweichung läßt sich kaum anführen. Vielmehr lautet meines Erachtens die Losung: entweder Crösus (Krösus) oder Kroisos. Für diese Form haben sich viele deutsche Gelehrte[1]) in der gegenwärtigen Zeit entschieden, für jene möchte ich — und ich rede dabei gewiß auch im Namen vieler — aus Rücksicht auf unsere Sprachentwickelung eine Lanze brechen.

Seit dem 16. Jahrhundert sind uns durch die deutsche Litteratur selten andere Formen geboten worden als Äschylus, Ptolomäus, Äneas; die großen Dichter und Denker unseres Volkes wie Lessing, Herder, Klopstock, Schiller, Goethe haben regelmäßig, außer wenn sie besondere Zwecke verfolgten, wie Goethe in seiner Achilleis[2]), die lateinischen Namensformen gebraucht. Die Betonung der Wörter ist lateinisch und muß es nach allgemeinem Zugeständnis bleiben. Warum sollen wir da jetzt wieder zur griechischen Aussprache der Vokale zurückkehren? Und wie kommen die Eigennamen dazu, im Vokalismus ganz anders behandelt zu werden als die Sachnamen, da sie doch die gleiche Betonung erhalten haben? Müßten wir dann nicht folgerichtig auch Paionie für Päonie (= παιωνία), Althaie für Althee (= ἀλθαία), Peirat für Pirat (= πειρατής), Oikonom für Ökonom (= οἰκονόμος) sagen? Läßt sich überhaupt der Grundsatz aufrecht erhalten, daß ein Wort nach der Weise des Volkes ausgesprochen werden muß, aus dessen Sprache es sich ursprünglich herleitet, daß es selbst dann so ausgesprochen werden muß, wenn es durch Vermittelung einer Reihe von anderen Völkern weitergeführt und dabei mehrfach umgestaltet worden ist? Schwerlich. Wo sollte das wenigstens hinführen? Dann dürften wir nicht mehr Talisman sagen, sondern

1) Es wäre mir lieb zu erfahren, ob auch französische, englische oder italienische Gelehrte diese Neuerung mitgemacht haben.

2) Dort schreibt er Patroklos, Phöbos u. s. w., wie es Herr Draheim haben will.

Telesma (= τέλεσμα), nicht mehr Tasse (= frz. tasse), sondern Tassuh (= arab. tassuh) u. a. Aber so wenig jemand im Ernste daran denkt, diese Wörter in ihre ursprüngliche Gestalt zu bringen, so wenig sollten wir es uns je in den Sinn kommen lassen, die griechischen Eigennamen wieder anders auszusprechen als sie uns durch den geschichtlichen Gang der Ereignisse und durch die Kultur der vorigen Jahrhunderte überliefert worden sind. Daher ist auch der Einwand nichtig, daß zwar die genannten Appellative Lehnwörter seien, die Personennamen aber nicht. Denn die einen sind bei uns nicht minder eingebürgert als die andern und Cyrus ist weiten Volksschichten in dieser Form noch mehr geläufig als z. B. Pirat, aber Kyros dürfte ihnen völlig unbekannt sein.

Doch mit der Forderung griechischer Endungen ist auch verlangt, daß wir wieder Neapolis und Konstantinopolis[1]), ja daß wir wieder Athenai und Thebai sagen. Das will indes wohl auch Herr Draheim nicht. Denn diese Formen sind uns ohne fremde Endung ganz geläufig geworden; wir müssen sie als Lehnwörter in unserer Sprache betrachten, gerade so wie Mailand, Venedig, Florenz, Paris, die wir schwerlich nach dem Vorbilde der jetzigen Italiener oder Franzosen wieder Milano, Venezia, Firenze oder Paris (sprich Pari) aussprechen dürfen. Nach meinem Dafürhalten ist also auch hier das Beste, wo nicht eine eingebürgerte deutsche Form besteht, die lateinische Wortgestalt bestehen zu lassen, soweit uns die betreffenden Ausdrücke durch die Römer übermittelt worden sind. Denn es giebt allerdings Bezeichnungen, meist von weniger bekannten und uns spät bekannt gewordenen Orten oder Persönlichkeiten, die wir unmittelbar aus griechischer Quelle kennen gelernt haben. Ihnen wird vorläufig ihr griechisches Gewand noch gelassen werden müssen, z. B. Rheithron, Hafen auf Ithaka u. a.[2]) Wir erhalten zwar auf diese Weise nicht dieselbe Gleichmäßigkeit wie bei durchweg griechischer Aussprache, aber wir thun auch den kulturgeschichtlichen Thatsachen keine Gewalt an und trösten uns damit, daß im Bereiche der Betonung ebenfalls lateinische, französische und deutsche Grundsätze nebeneinander bestehen und aus Rücksicht auf die kulturgeschichtlichen Forderungen bestehen bleiben müssen.

Und nun noch ein paar Worte über den Konsonantismus! Hierzu sagt Herr Draheim S. 690: „Wer Korinth schreibt, muß auch Alkibiades schreiben.“ Warum? Vermutlich, weil die Griechen in beiden Namen ein k aufweisen. Die Wörter sind uns aber durch die

1) Vergl. Megalopolis.

2) Diesen reihen sich auch einige bekannte Namen wie Poseidon und Kleisthenes an.

Hand der Römer zugekommen. Daher wäre berechtigter zu sagen: „Wer Alcibiades schreibt, muß auch Corinth schreiben." Aber es ist bezeichnend, daß hier nicht vom Aussprechen, sondern nur vom Schreiben die Rede ist; meines Erachtens ist die Ersetzung des C in K bei Korinth nur eine Frage der Orthographie, sie betrifft nur den Buchstaben und läßt den Laut unverändert; aber bei der Verwandlung des c in k (z. B. in Alkibiades) handelt es sich um einen lautphysiologischen Übergang; jene Änderung ist leicht, diese läßt sich nicht ohne Gewalt durchführen. So gut man nach unserer neuen Rechtschreibung lateinische Lehnwörter wie Karzer, Konsul, Kult (bei K vor a, o, u) mit K statt C wiedergiebt (= carcer, consul, cultus), so gut wird man die griechischen, über Rom gegangenen Namen in gleicher Weise behandeln können. Aber wer denkt daran, Cession und Citat in Kession und Kitat umzuwandeln? Im Althochdeutschen war das möglich, wie Keller (= cellarium) und Kiste (= cista) beweisen, aber eben bloß deshalb, weil damals die Römer vermutlich das c vor e und i wie k sprachen; jetzt ist es ausgeschlossen, weil die neuere Zeit die Aussprache des c vor diesen Vokalen geändert hat. Nach alledem haben wir mehr Berechtigung dazu, neben Kilo (= χίλιοι) auch Karakter und Kolera zu schreiben, weil wir so sprechen, als das eingebürgerte Cyrus in das gelehrtpedantische Kyros umzuwandeln. Oder sollte wirklich jemand beabsichtigen Cimmet (Zimt), Cinnober (Zinnober), Scene (Szene), Scepter (Szepter, Zepter), Panacee u. a. wieder nach dem Muster von griechisch κιννάμωμον, κιννάβαρι, σκηνή, σκῆπτρον, πανάκεια mit k zu schreiben und zu sprechen? Aber auch aus Rücksicht auf den Unterricht empfiehlt sich die Neuerung nicht. Denn der Quartaner liest in seinem Nepos Cimon, Scythae, Cyprus und spricht diese Namen lateinisch aus. Soll er nun in der vielleicht gleich darauf folgenden Geschichtsstunde Kimon, Skythen und Kypros sagen oder gar der Einheitlichkeit halber schon in der lateinischen Stunde die griechischen Formen gebrauchen? Und dieser Zwiespalt kann sich in allen Klassen wiederholen.

Meine Ansicht ist also, alles so zu lassen, wie es seit der Zeit des Humanismus bis Anfang unseres Jahrhunderts war, d. h. lateinisch zu betonen und auszusprechen, wo es möglich ist. Doch wäre es mir erwünscht, wenn sich auch andere Fachgenossen zu der Frage äußerten. Denn nur durch allseitige Aussprache kann die Sache spruchreif gemacht und eine einheitliche Behandlung herbeigeführt werden.

Eine Erziehungstragödie.

Von **L. Bräutigam** in Bremen.

„Eine Erziehungstragödie?! Was ist denn das? Vernahm man je von dergleichen?" wird mancher Leser verwundert fragen, und besonders der wird unwillig das Haupt schütteln, der gewöhnt ist, auch in der Dichtkunst alles hübsch nach bekannten „Gattungen und Arten" zu unterscheiden, und der nun eine solche neue Erscheinung einer „Erziehungstragödie" nirgends in der Systematik des Dramas unterbringen kann. Und wenn vollends der Dichter genannt wird, so wird die Sache nicht besser. Wer kennt ihn: Peter Hille?! Nun, die, welche die Dichtung der Gegenwart genau verfolgen, kennen ihn als eine ganz eigenartige Erscheinung.

Sein Werk, das vor kurzem erschienen ist — Berlin 1896, E. F. Conrad's Buchhandlung (O. Reuter) — betitelt sich: Des Platonikers Sohn. Erziehungstragödie in fünf Vorgängen. Peter Hille, ein Westfale, nimmt unter den modernen Dichtern eine ganz besondere Stellung ein, er ist weder Idealist, noch Realist, noch Naturalist und wie sonst die Schlagwörter heißen, er ist ein echter Poet, ein Grübler, Mystiker, Träumer, Phantast, der als so eine Art „Fahrender" die Lande durchstreift. Jahrelang war er mir einst aus dem Gesichtskreise verschwunden, auch im „Kürschner" konnte man ihn nicht mehr auffinden. Da las ich über ihn im „Diorama" von K. Henkell, in dem Gedicht: „Schriftstellerheim":

„Das Hündchen boll, Humanus Peter Hille
Schwebt lächelnd auf der Schwelle Sonnenglanz.
Der gold'ne Held auf Ätherschwingen kam
Und nahm die Hand, errötend wundersam" . . .

Da stand er wieder wie leibhaftig vor mir durch diese reizende Schilderung, er, der in seinem traumhaften Wesen auch Schiller Modell gestanden haben könnte, als dieser in der „Teilung der Erde" den Poeten sagen läßt:

„Mein Auge hing an deinem Angesichte,
An deines Himmels Harmonie mein Ohr;
Verzeih' dem Geiste, der, von deinem Lichte
Berauscht, das Irdische verlor."

Und als ich ihn vor einigen Jahren wiedersah, wie er bei Gelegenheit einer Wanderfahrt durch Norddeutschland mich aufsuchte, da war er, der Vierzigjährige, wie in seinen jungen Jahren das echte Dichtergemüt, „der goldene Held auf Ätherschwingen", den die rauhe barbarische Wirk-

lichkeit, das Fahren in „vierter Güte“, wie es sich für einen deutschen Poeten ziemt, in seiner Seelenruhe und traumverlorenen Stimmung nicht stören können. Wie stolz, wie groß erschien er mir, als ich ihn bei seiner Abreise an den Zug brachte und er in seine vierte Klasse hineinturnte! Ungleich stolzer, größer und vornehmer als alle die gepriesenen „erfolgreichen Autoren“, die um den Beifall der Menge buhlen, den Modegötzen huldigen und durch die Entweihung ihrer Kunst im Mammonsdienste zu Reichtum und Ehren gelangen. Jetzt ist Hille, wie mir der neue Musenalmanach von Arent zeigt, der ihn als „König der Aphorisme“ feiert, ganz in die Mystik untergetaucht, und es wird nicht an Spöttern fehlen, die diese Art des Mysticismus als „holden Wahnsinn“ und wie der Liebenswürdigkeiten mehr sind, bezeichnen werden.

Die Gemeinde, für die Peter Hille schreibt, ist sehr klein. Er giebt sich auch gar keine Mühe, sich irgend jemand anzubequemen. Auch sein Werk: „Des Platonikers Sohn“ wird sich kaum allgemeinen Beifall erwerben, dazu ist es viel zu eigenartig, zu sehr abweichend von dem Hergebrachten, von der Schablone, zu spröde in der Darstellung, zu verletzend in seiner herben Satire. Aber alle Erzieher sollten diese Erziehungstragödie lesen. Diese neue und originelle Bezeichnung soll andeuten, daß der Stoff zu dieser Dichtung aus dem Gebiete der „Erziehung“ genommen ist, und daß hier ein Grundgedanke dargestellt wird, der in allererster Linie für den Erzieher die größte Wichtigkeit besitzt, die Wahrheit nämlich, daß es eine entsetzliche Verblendung von einem Vater ist, den heranwachsenden Sohn wider seine Natur und Begabung zu einer Geistesrichtung, zu einem Studium zu zwingen, das ihm im Innersten widerstrebt. Namentlich geistig Hochstehende, große Gelehrte, berühmte Künstler, werden nur zu leicht verführt, die Erben ihres Namens zu tyrannisieren, daß auch sie, wenn sie auch gar keine Anlage besitzen, die gleiche Bahn einschlagen, um in dem Fache des Vaters Großes zu leisten. Was dabei herauskommt, zeigt Hille in ergreifenden dramatischen Vorgängen. Der Platoniker, den er vorführt, ist Petrarca, dem sein unglücklicher Sohn Giovanni am Ende der Tragödie als „Verklärter“ die erschütternden Worte zuruft: „Du hieltest mich im Dunkel und blutverleugnender Entfremdung, weil ich nicht sprang aus Deinen Wünschen und anders wuchs. Du warst ein arger Gärtner in Deiner strengen, toten Kunst und Gelehrsamkeit, ein tödlicher. Du setztest gefangen mit früherem Leben und ersticktest mit einer Mumie. Aber von der Welt ungewußt, wird Deine Liebe herüberranken zu mir, und wir werden uns ewig lieben im Geisterlande, ewig, wo es der Zeichen nicht mehr bedarf. Vater, ich verzeihe Dir. Und nun — lege Dein Feierkleid an, Deiner Seele Feierstunde naht, die Enge der Magisterschaft, die wie ein Alp Deinen Lebensschlummer

bedrückte, den träumenden Gelehrtenschlummer, sie weicht nun. Vater, Vater, damit wir uns nahekommen, werde tief, zerbrich alles, was noch steht von Deinem Leben. Das muß sein: mit der Leiche der Vergangenheit, mit dem, was einst Leben war, hast Du Kindheit und Jugend mir getötet. Zärtlichkeit an Schatten verschwendet — und verstoßen meine lebendige Mutter. Sag, Vater, warum zeugtest Du, da Du so unnatürlich sein wolltest — — und nun komm — zerbrich die müde Form — auf zum Geisterwandel!" — Über die Vorzüge und Mängel der Hilleschen Dichtung im einzelnen zu reden, ist hier nicht der Ort, über ihren kecken Realismus, ihre groteske Charakteristik der Persönlichkeiten, ihren eigenartigen Humor besonders in der Szene der „fahrenden Schüler", über ihren vernichtenden Spott, den sie gegen pedantische Schulmeister richtet, über die Eigentümlichkeiten der Sprache, in die man sich erst an einzelnen Stellen „hineinlesen" muß, und die den Kritikern die besten Angriffspunkte darbieten werden, — worauf hier hingewiesen werden soll, das ist die Tendenz dieser Tragödie, die, wie schon erwähnt, in erschütternder Eindringlichkeit gegen das Verkehrte, gegen das Verbrechen sich wendet, dem Kinde, dem Jüngling seine Eigenart verübeln zu wollen. Wie Petrarcas Sohn in Hilles Dichtung allmählich an Leib und Seele zu Grunde geht, so sind ungezählte Unglückliche einer verkehrten Erziehung zum Opfer gefallen. Hochgebildete wüteten in wahnwitziger Verblendung gegen ihr eigen Fleisch und Blut, indem sie ihre Sprößlinge mit aller Gewalt in eine Laufbahn zwingen wollten, für die die „aus der Art" Geschlagenen keine Begabung zeigten. Hille hat recht, seine ergreifende Dichtung eine „Erziehungstragödie" zu nennen. Sie enthält eine großartige Lehre für die Erzieher der Jugend, denen nicht oft genug zugerufen werden kann: Schonet die Eigenart derer, die euch anvertraut sind!

Die Naturbilder einer Sprache.

Von **Aug. Wünsche** in Dresden.

Die Naturbildersprache gehört rhetorisch betrachtet in das Kapitel des Vergleiches. Das Vergleichen (comparatio, *σύγκρισις*) ist eine besondere Art des Verhaltschauens, die darin besteht, daß Dinge zusammengestellt werden, die bei sonstiger Verschiedenheit einander ähnlich sind. Das Ergebnis dieser Thätigkeit ist der Vergleich (simile). Beim Vergleiche ist dreierlei zu unterscheiden, 1. das Ding, das verglichen werden soll, das Zuvergleichende (primum comparationis), 2. das, womit verglichen wird (secundum comparationis, *εἰκών*, *παράδειγμα*) und 3. das, wonach beide verglichen werden, die Vergleichungshinsicht, gewöhnlich

weniger treffend, der Vergleichungspunkt genannt (tertium comparationis). Die Beziehung zwischen Bild und Sache wird mit dem Kunstausdrucke: ἀνταπόδοσις, redditio bezeichnet. An sich freilich können auch mehr als zwei Dinge miteinander verglichen werden, gewöhnlich jedoch denkt man nur an den einfachsten Fall, daß bloß zwei Dinge miteinander verglichen werden und zwar noch mit der Einschränkung, daß das eine als die Hauptsache im Vordergrunde steht und das zweite nur um des ersten willen herangezogen wird, das die Ähnlichkeit zu lebendiger Anschauung bringt. Aus der Beschränkung des Vergleichs zweier Dinge erklärt sich auch der Ausdruck: tertium comparationis, das Dritte im Vergleich. Die Vergleichungshinsicht kann die ganze ungeteilte Wesenheit (Beschaffenheit) der betreffenden Dinge sein, oder auch nur eine Teilwesenheit (Eigenschaft), oder mehrere Teilwesenheiten (Eigenschaften), endlich die eine Wesenheit (Beeigenschaftung) mit ihrer ganzen inneren Gliederung. Erst im letzten Falle würde die Vergleichung den Anspruch auf Vollständigkeit oder Erschöpfung erheben können.

Das Vergleichen ist Sache des Erkenntnisvermögens. In erster Linie kommt die Vernunft in Betracht, die das eine in allem, die Gleichwesenheit schaut, in zweiter Linie der Verstand, der die Unterschiede auffaßt, und in dritter Linie, sofern Sinnliches in beiden Gliedern oder wenigstens in dem zweiten Gliede vorkommt, auch die Phantasie oder Inbildkraft. Genau besehen läßt sich alles mit allem in Vergleich rücken, weil alles Teil des einen Wesen- und Wesengliedbaues ist. Es lassen sich mithin der Art des Gegenstandes nach Wesen (Dinge) mit Wesen (Dingen), Wesenheiten (Eigenschaften) mit Wesenheiten (Eigenschaften) und, wenn auch selten, Wesen (Dinge) mit Wesenheiten (Eigenschaften) vergleichen. Der Stufe nach können die verglichenen Wesen (Dinge) und Wesenheiten (Eigenschaften) gleichstufig oder nebengeordnet, sodann ungleichstufig oder einander über- bez. untergeordnet sein.

Da einerseits jedes Ding eine Fülle von Teilen und Merkmalen enthält und mithin sich nach verschiedenen Vergleichungshinsichten betrachten läßt, so ist es möglich, daß eine Mehrheit von Bildern für dasselbe aufgestellt werden kann, anderseits wieder läßt sich auch das, womit verglichen wird, wegen der Mannigfalt seiner Merkmale auf verschiedene Weise sinnbildlich verwerten. So ist beispielsweise der Fels im Munde Jesu einmal Bild der Standhaftigkeit, Festigkeit und Unerschütterlichkeit, das andere Mal aber auch Bild der Unempfänglichkeit des menschlichen Herzens für das göttliche Wort. Vergl. Matth. 16, 18 u. 13, 4.

Als Zweck des Vergleichens kann der Dichter zunächst Förderung der Erkenntnis beabsichtigen, indem er das Zuvergleichende durch das Bild,

um es zum deutlichen Bewußtsein zu bringen, gleichsam wie in einem Spiegel leibhaftig schauen läßt. Er kann sodann aber auch auf Weckung des Gefühls seine Absicht richten. Die gewählten Bilder können ernst und traurig, aber auch heiter und fröhlich stimmen, sie können Schrecken und Abscheu einflößen, aber auch mit Wonne und Lust erfüllen. Ferner kann der Dichter durch geeignete Bilder auf Erregung des Willens abzielen, er kann das Triebleben anfachen, Vorsätze und Entschlüsse entzünden und zu Thaten anspornen. Manche Bilder können zugleich auf zwei oder alle drei Geisteskräfte wirken. Nicht minder endlich vermögen die Bilder die Phantasie anzuregen, indem sie außer dem Gegenstand noch ein Gegenbild desselben aufstellen. Bisweilen läßt sich durch die Vergleichung auch eine satirische Wirkung erzielen, indem gewisse Thorheiten, Fehler, Laster, Vorurteile und Mißbräuche durch scharfe, beißende und spöttische Bilder den Menschen zu ihrer Beschämung, oder in der Absicht, sie zu bessern, vorgehalten werden. Somit hat es der Dichter mittels der Vergleiche in der Hand, das ganze Geistesleben des Menschen zu beeinflussen, auf alle seelischen Kräfte anspornend oder hemmend zu wirken.

Der Rede verleihen die Vergleiche eine gewisse plastische oder malerische Gestaltung. Wie die Blumen einer Wiese auf unser äußeres Auge, so wirken die Vergleiche vermittelst des Ohres auf unser inneres Auge.

Kulturhistorisch angesehen drücken die Vergleiche der Sprache eine gewisse nationale Physiognomie auf, man kann aus ihnen die Volksseele erkennen. Die Vergleiche eines in der heißen Zone lebenden Volkes werden andere sein als die eines in der kalten oder gemäßigten Zone wohnenden. Ebenso wird ein ackerbautreibendes Volk sich andere Vergleiche schaffen als ein seefahrendes und handeltreibendes. Die Vergleiche der Völker des Altertums wieder werden sich von denen des Mittelalters und der Neuzeit unterscheiden. Wenn auch viele Vergleiche ebenso wie Sprichwörter, Fabel- und Märchenstoffe von einem Volk zum andern wandern, so hat doch jedes auch seine besonderen Vergleiche.

Doch die Vergleiche sind nicht nur Eigentum und Kennzeichen der Nation, sondern ebenso des Individuums, denn neben dem Volke sind die Dichter die eigentlichen Schöpfer derselben. Wie jeder echte und große Dichter der Sprache einen bestimmten musikalischen Ausdruck im Rhythmus giebt, so verleiht er ihr auch einen bestimmten plastischen oder malerischen durch den Bilderschmuck, zu dem der Vergleich gehört. Bei jedem großen und echten Dichter finden sich eine Menge Vergleiche, die bei keinem andern vorkommen, sondern nur ihm angehören.

Sprachlich tritt der Vergleich in doppelter Weise auf, entweder so, daß das zur Veranschaulichung gewählte Bild für das Zuvergleichende durch die Vergleichungspartikel: wie, sowie, gleichwie u. s. w. eingeführt

wird, oder so, daß es ohne die Vermittelung eines solchen schlechthin mit ihm zusammengestellt wird. Im letzteren Falle haben wir es mit der sogenannten konzentrierten oder inkarnierten Vergleichung oder Metapher zu thun. Durch die Vergleichungspartikel wird das Zuvergleichende mit dem Bilde ausdrücklich verstandesmäßig auseinandergehalten, ohne dieselben dagegen wird beides unmittelbar selbwesentlich, poetisch vereingesetzt. Das konzentrierte Bild giebt dem Zuvergleichenden eine sinnliche Hülle, sozusagen einen Körper, durch den es anschaulich wird. Sicherlich wirkt das ohne Vergleichungspartikel stehende Bild stärker und nachhaltiger auf die Phantasie als das durch eine solche eingeführte. Der Eindruck ist entschieden ein größerer, wenn ich sage: Du bist ein Löwe, als wenn ich sage: Du bist wie ein Löwe. Um eine bestimmte Seite des Vergleichs recht deutlich zu beleuchten, oder um verschiedene Seiten des zu vergleichenden Dinges zum Bewußtsein zu bringen, pflegen die Dichter oft zu verschiedenen Bildern zu greifen. So wird in den Sprüchen Salomonis der Wert der Weisheit durch eine Reihe von Vergleichen ins Licht gestellt. „Ihr Erwerb ist besser als der Erwerb von Silber und wertvoller als Gold ist ihr Gewinn. Sie ist kostbarer als Korallen, und alle deine Kleinode kommen ihr nicht gleich.“ Spr. 3, 14—15. Um die gänzliche Verderbtheit des Volkes Israels zu malen, vergleicht es der Prophet Ezechiel mit verschiedenen Metallerzen. „Menschensohn, das Haus Israel ist mir zu Schlacken geworden, alle sind Kupfer und Zinn und Eisen und Blei im Ofen, Silberschlacken sind sie geworden.“ Ez. 22, 18. Unter dem Bilde des Schmelzprozesses wird dann die Läuterung des gottentfremdeten Volkes weiter fortgeführt.

Im allgemeinen veranlaßt jeder Vergleich den Hörer oder Leser zu einem gewissen Innehalten und Verweilen. Wegen dieser retardierenden Wirkung sind daher Vergleiche in einer Rede mit schnellem Gedankenfortschritt und rascher Aufeinanderfolge der Erzählungsmomente nicht angebracht. Überhaupt stört ein von Vergleichen überladenes Dichtwerk die klassische Ruhe des Gedichts.

Von dem Auffinden oder Aufstellen der Vergleiche ist noch zu unterscheiden das Auffassen oder Verstehen derselben, sowie ihre Auslegung oder Interpretation für einen anderen. Um immer die richtige Vergleichungshinsicht zu finden, bedarf es oft scharfen Nachdenkens, einer genauen Kenntnis des Zuvergleichenden und dessen, womit es verglichen worden ist. Es gilt daher auch hier das Wort: „Willst du den Dichter recht verstehn, mußt du in Dichters Lande gehn.“ Man muß mit den gesamten Kulturverhältnissen eines Volkes, mit seiner intellektuellen, sittlichen und sozialen Bildung vertraut sein, um seine Bildersprache nach ihrem Umfange und ihrem Inhalte völlig zu verstehen.

Zu den an Vergleichen sehr reichen Sprachen gehört unter den morgenländischen das Hebräische, Arabische und Persische und unter den abendländischen das Griechische, Französische und Spanische. Wir werden in diesen Sprachen durch die Menge der rednerischen und dichterischen Vergleiche, Bilder und Embleme mitten hineingestellt in eine lebendige Welt. Die Natur mit allen ihren Lebewesen und Erscheinungen, der Himmel, Sonne, Mond und Sterne, die Morgenröte, die Wolken, Blitz und Donner, der Wind, Berg und Thal, das Meer, Flüsse und Seen reden zu uns. Vor allem zeigen die aus den drei Naturreichen, dem Tier-, Pflanzen- und Mineralreiche geschöpften Bilder großen Reichtum und innere Mannigfalt. Da begegnen uns Bilder von vierfüßigen zahmen und wilden Tieren, Vögeln, Fischen, Amphibien, Schlangen, Insekten und Gewürm, von Bäumen und ihren Bestandteilen, von Sträuchern, Getreidearten, Kräutern, Blumen, von den Dornen und Distelgewächsen, von Edelsteinen, Metallen, von gewöhnlichen Steinen und Erdarten.

Alle diese Naturbilder wirken ermunternd und mahnend, belustigend und abschreckend auf uns. Die Dichter der genannten Sprachen suchten nicht nach Bildern, sondern sie drängten sich ihnen von selbst auf. Dieselben sind mithin nicht nur ein äußerer, reizvoller Schmuck der Rede, sondern, weil aus innerer Notwendigkeit des dichterischen Schaffens hervorgegangen, organische Gebilde.

Man hat den Naturbildern einer Sprache als solchen bis jetzt noch viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt, geschweige daß die einzelnen Dichter auf den ihnen eigenen Bilderschmuck hin gewürdigt worden wären. Und doch ist die Beschäftigung mit den Naturbildern einer Sprache eine nicht zu unterschätzende Arbeit, die zu schönen, ästhetischen und ethischen Resultaten führt.

Der Geschmack der Sextaner.

Von **Rudolf Wessely** in Berlin.

Im folgenden sollen die Resultate eines Versuches gegeben werden, den ich, einer in meinem Seminarjahr empfangenen Anregung folgend, am Schluß des Schuljahres in der Sexta eines hiesigen Gymnasiums angestellt habe.

Die meisten Prosastücke und Gedichte des Deutschen Lesebuches von Hopf und Paulsiek (1. Abteilung, 42. Auflage) waren in der Klasse besprochen worden; außerdem hatte ich darauf gehalten, daß die Schüler auch die übrigen zu Hause lasen und möglichst heimisch im Lesebuche

wurden. Ich stellte nun die Aufgabe, daß jeder Schüler die Überschriften von drei Prosastücken und drei Gedichten, die ihm am besten gefielen, aufschreiben sollte, ganz gleich, ob sie in der Schule behandelt waren oder nicht. Dabei sollten die mit den Buchstaben a, b, c u. s. w. bezeichneten kleineren Stücke wie im Lesebuch unter eine Nummer gerechnet werden.

Es erscheinen heutzutage so viele Lesebücher, und mannigfache theoretische Erwägungen werden über den geeignetsten Lesestoff angestellt; neben diesen erschien nun auch einmal ein praktischer Versuch von Interesse: die Schüler sollten einmal selbst ihr Urteil aussprechen und von ihrem Geschmack Zeugnis ablegen. Ich stellte aber die häusliche Aufgabe, damit die Schüler Zeit zur Überlegung und vielleicht auch zum nochmaligen Durchlesen eines Stückes hätten. Einfluß Fremder auf das Urteil der Kinder scheint mir nicht stattgefunden zu haben. Diese wissen meistens ganz gut, was ihnen gefällt, und wo sich anderseits etwa die Eltern von selbst um die Schularbeiten kümmern, ist ihnen doch gerade der Inhalt des Lesebuches kaum genauer bekannt.

Es haben nun die 40 Schüler überhaupt nur die kleinere Hälfte der Stücke des Lesebuches, 75 von 156, aufgeschrieben.

Was zunächst die 74 prosaischen Stücke betrifft, so erhielten Stimmen 36, und von diesen waren 29 in der Schule besprochen worden. Ausgesprochene Vorliebe zeigten die Knaben für die neuere vaterländische Geschichte, zumal für die kleinen Erzählungen aus dem Leben Friedrichs des Großen; diese wurden sechzehnmal aufgeschrieben. Es folgen „Aus dem Leben Kaiser Wilhelm I.“ und „Kaiser Friedrich III.“ je neunmal und „Friedrich Wilhelm III. und Luise“ sechsmal, so daß die neuere Geschichte im ganzen vierzigmal vertreten ist. Dagegen war garnicht verzeichnet „Der Große Kurfürst besiegt die Schweden“. Das bloß Historische fesselt die Knaben weniger als das rein Menschliche, Persönliche, als die charakteristischen Anekdoten mit leicht verständlichen Zügen und oft heiterem oder rührendem Inhalt.

Aus der älteren Geschichte war nur „Kaiser Friedrichs I. Tod“, und zwar zweimal erwähnt. Interessant war auch, wie konsequent einige Schüler in ihrer Vorliebe für geschichtliche Erzählungen waren. Fünf von ihnen, darunter zwei besonders begabte und tüchtige Schüler, hatten nur solche aufgeschrieben und acht Knaben je zwei.

Nächst den geschichtlichen Erzählungen wurden die Sagen besonders gern gelesen. Unter den 20 Nummern erhielten 10 im ganzen 36 Stimmen, allen anderen voran „Die Nibelungensage“ 15, die somit nächst Friedrich dem Großen am beliebtesten ist. Unter den anderen Sagen fand „Otto mit dem Bart“ mit seiner ungefügen Derbheit und

Tapferkeit am meisten Anklang (4 Stimmen). Es folgen „Des kleinen Volkes Hochzeitsfest“, „Der treue Star“, „Landgraf Ludwig der Eiserne“ mit drei, „Rübezahl“, „Kaiser Friedrich im Kyffhäuser“ mit zwei und „Die Roßtrappe“, „Sankt Meinrads Rabe“, „Ein köstlich Wort des Herzogs Eberhard I.“ mit einer Stimme. Es tritt hier eine gewisse Vorliebe für das „kleine Volk“ und für die Tiere hervor, die uns auch sonst noch begegnen wird.

Den Sagen schließen sich die Erzählungen an mit 15 Stimmen. Das von Müllenhoff vortrefflich erzählte „brave Mütterchen“ war viermal vertreten, die anderen Erzählungen ein- oder zweimal, garnicht nur „Unverhofftes Wiedersehen“, übrigens die einzige Erzählung, die ich, und zwar wegen ihrer sentimentalen und unheimlichen Kirchhofspoesie, nicht in der Schule besprochen hatte.

Dann folgen die „Naturbilder.“ Von den 13 Nummern waren nur 5 und diese im ganzen zwölfmal aufgeschrieben: „Der Storch“ fünfmal, zum Teil wohl deshalb, weil er ganz kürzlich besprochen worden war, „Der Fuchs“ dreimal, „Der Kampf mit dem Löwen“ zweimal, „Der Specht“ und „Die Hunde in den Alpen“ einmal. Dabei verteilten sich die 12 Stimmen auf nur sechs Schüler. Bei einigen war ausgesprochenes naturwissenschaftliches Interesse vorhanden; zwei hatten nur solche Stücke und zwei je zwei aufgeschrieben.

Ähnlich war es mit den Märchen. Von acht Nummern hatten sechs zusammen 11 Stimmen erhalten. Am meisten, viermal, waren „Die Wichtelmänner“ vertreten, keinmal „Der Froschkönig“ und „Dornröschen“, die anderen ein- bis zweimal. Ein Schüler hatte zwei Märchen und einer, ein kluger, aber noch sehr kindlicher Junge, in voller Offenheit nur solche genannt.

Noch bleiben die Fabeln übrig. Unter ihnen war „Der Wolf und der Mensch“, wo der Schulknabe, der noch kein Mensch ist, sondern erst einer werden will, den Kindern besondern Spaß macht, dreimal und „Der Löwe und der Hase“ einmal ausgewählt worden.

Einem Schüler hatte „Der Besuch auf dem Pachthof“ besonders gefallen. Sonst aber hatte niemand den „Bildern aus dem Völker- und Menschenleben“ und ebenso wenig den geographischen den Vorzug gegeben; sie sind auch teils langweilig für Sextaner, teils überhaupt unkindlich und auch unnatürlich sentimental.

Wenn wir nun zu den Gedichten übergehen, so ist zunächst zu bemerken, daß von den 82 des Lesebuches im ganzen 39 angegeben wurden; unter diesen waren 28 in der Schule besprochen worden.

Im allgemeinen ist wieder die Vorliebe für die neuere preußische und deutsche Geschichte hervorstechend: 52 Stimmen wurden für

Gedichte, die zu ihr in Beziehung stehen, abgegeben. Am meisten waren die Knaben ergriffen worden von dem Gedicht „König Wilhelm in Charlottenburg" (19. Juli 1870), in dem der König den Segen der verklärten Mutter erfleht, und von den beiden Gedichten „Kaiser Friedrich III.", welche die letzte Zeit der Krankheit behandeln; jenes war zehnmal, diese waren neunmal genannt worden. Demnächst hatte das lustige, echt kindliche Gedicht „Des deutschen Knaben Tischgebet" Anklang gefunden: acht Schüler hatten es ausgewählt. Sonst zeigt sich vornehmlich Gefallen an Derbheit und Kraft; sechs Knaben hatten „Ziethen" mit seinen fünf Klecksen erwähnt, je drei „Feldmarschall Derfflinger" und „Ein Wort vom alten Blücher." Vielen machen auch Schlacht und Heltentod besondern Eindruck; je vier Schüler hatten „Schwerins Tod" und den „Choral von Leuthen" ausgezeichnet. Außerdem hatten noch die Gedichte, die zu Friedrich dem Großen in Beziehung stehen, Stimmen erhalten und zwar „Mittwoch Nachmittag" zwei, „Ein Königswort" und „Der Schmied von Solingen" je eine. Endlich ist noch „Das Lied vom Feldmarschall" mit einer Stimme zu nennen.

Unter den Gedichten über die ältere Geschichte befand sich das Lieblingsgedicht der Sextaner: „Schwäbische Kunde"; 13 von ihnen hatten es aufgeschrieben. Die Knaben haben große Freude an dem tapfern Reiter und dem gemütlichen Humor, mit dem das Abenteuer erzählt ist, und das Grausame daran berührt sie nicht unangenehm; der Türke, dessen beide Hälften man rechts und links heruntersinken sieht, erscheint ihnen kaum anders als etwa ein zerbrochener Zinnsoldat. — Sonst fand sich noch „Heinrich der Vogelsteller" zweimal und „Der reichste Fürst" einmal verzeichnet.

Wieder folgen die sagenhaften Stoffe. Sie erhielten 18 Stimmen und zwar die lustigen „Heinzelmännchen" sechs, „Die Zwerge" zwei, „Friedrich Barbarossa" drei, die etwas sentimentale „Königin Editha" vier und „Das Brot des heiligen Jodokus" drei. In den beiden letzten Gedichten spielen wieder Tiere, Reh und Hund eine Rolle.

Von den erzählenden Gedichten „Aus dem Menschenleben" war „Der Türmer" und „Die wandelnde Glocke" je dreimal aufgeschrieben, „Der Löwe zu Florenz" zweimal und ebenso oft auch der ganz unkindliche „Prozeß", weil, wie ein Schüler sagte, „die Leute sich darin so hübsch zankten."

Unter den Fabeln hatte die humoristische „Der Geizige und der Affe" drei Stimmen erhalten, „Der Schatzgräber", „Versuchung", „Blauveilchen" und auch „Das Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt" nur eine, dieses wohl nicht mehr, weil es von früher her schon zu bekannt war.

Weniger beliebt sind die 28 weltlichen Lieder des Lesebuches. Von ihnen waren nur 7 im ganzen vierzehnmal genannt, der kürzlich besprochene „Storch“ viermal, „Die Wacht am Rhein“ dreimal, „Der gute Kamerad“ und „Der kleine Hydriot“ zweimal und „Der Herbst“, „Einkehr“, „Des Knaben Berglied“ einmal.

Noch bleiben die geistlichen Lieder. Ein Schüler hatte „Müde bin ich“ ausgezeichnet und ein in sich gekehrter, schüchterner Knabe „Die drei Feste“ und „Wo wohnt der liebe Gott?“

Wie in dem letzten Fall die Wahl des Gedichtes für den Schüler charakteristisch war, so war es auch sonst öfters. So hatten zwei der oben erwähnten kleinen Historiker auch nur Gedichte aus der neuern vaterländischen Geschichte gewählt, andere wieder lauter lustige und kräftige und ein fleißiger, begabter, aber stiller Knabe nur rührende und etwas sentimentale Gedichte. Jedenfalls lernt man auf diese Weise viele Schüler in ihrer Eigenart genauer kennen, und wenn das hier gesammelte Material auch noch nicht hinreicht, um daraus allgemeinere Schlüsse zu ziehen, so dürfte doch vieles für die Sexta einer höheren Schule typisch sein. Auch wird vielleicht einer oder der andere Fachgenosse dadurch zu ähnlichen Versuchen angeregt.

Die Genieperiode in der deutschen Litteratur und das Programm ihrer Vertreter.

Von O. Glöde in Doberan i. M.

Der Kultus des Genies ist so zu sagen das Prinzip der Stürmer und Dränger, aber „Genie“ hieß bei ihnen nicht mehr, wie bei Lessing, das Werk sorgfältigen Studiums und strenger Schulung, sondern die eingeborene Kraft des schöpferischen Geistes, die gelehrter Vorschriften nicht bedarf. Herder und Goethe nahmen diese Richtung bekanntlich auf, Klopstock sanktionierte sie. Das Programm dieser Stürmer und Dränger, die Dramaturgie und Technik des Sturmes und Dranges, ihre Tendenzen und Lieblingsmotive hat neuerdings Arthur Wohlthat in seiner Kieler Dissertation: „Zur Charakteristik und Geschichte der Genieperiode“, Wismar 1893, zusammenfassend behandelt. In der kleinen 32 Seiten umfassenden Skizze ist mit großem Fleiße alles vorhandene Material verarbeitet. Die Resultate sind oft anfechtbar, die Beweisführung — so sehr sie auch zum Widerspruch reizt — ist immer anregend.

Lenz spricht die neue Lehre in den „Anmerkungen übers Theater“ in seiner Weise so aus: „Wir nennen die Köpfe Genies, die alles, was

ihnen vorkommt, gleich so durchdringen, daß ihre Erkenntnis denselben Wert, Umfang, Klarheit hat, als ob sie durch Anschaun oder alle sieben Sinne zusammen wäre erworben worden.“ Schubart (vergl. G. Hauff Schubart 330) schloß sich der Definition des Messiassängers am engsten an, Heinse (Anastasia und das Schachspiel I. Laube VI. 16) sagt sehr fein: „Genie ist das Himmelskind des Gedächtnisses und einer zarten Sinnlichkeit.“ Bei Lavater in den „Physiognomischen Fragmenten“ IV (1778) findet die Genielehre ihren glühendsten Ausdruck; es heißt da: „Genie ist Genius ... Genie das allererkennbarste und unbeschreiblichste Ding! Fühlbar, wo es ist, und unaussprechlich wie die Liebe. — Der Charakter des Genies ist meines Erachtens — Apparition ... Genie ... propior Deus ... Unnachahmlichkeit ist der Charakter des Genies und seiner Wirkungen, wie aller Werke und Wirkungen Gottes! Unnachahmlichkeit; Momentaneität; Offenbarung; Erscheinung; Gegebenheit, wenn ich so sagen darf! ... Von was für Art immer ein Genie sein möge, aller Genieen Wesen und Natur ist Übernatur, — Überkunst, Übergelehrsamkeit, Übertalent — Selbstleben! Sein Weg ist immer Weg des Blitzes, oder des Sturmwindes, oder des Adlers. — Man staunt seinem wehenden Schweben nach! hört sein Brausen! sieht seine Herrlichkeit — aber wohin, oder woher? weiß man nicht. Und seine Fußstapfen findet man nicht.“

Mit dem Kultus des Genies verbinden die Stürmer und Dränger den Naturkultus aufs innigste, Jean Jacques Rousseau ist bekanntlich sein glühendster Vorkämpfer (vergl. E. Schmidt: Richardson, Rousseau und Goethe, S. 173 flg.). Dieser leidenschaftliche Ruf nach Natur fand bei den jungen Genies einen tausendfachen Widerhall. Das Naturgefühl ist aber nicht durch Rousseau in die Dichtung neu eingeführt, es hat sich vorher und später in den mannigfachsten Formen ausgesprochen, und daher möchte ich die Genies nicht gerade mit dem Namen der deutschen Schule Rousseaus bezeichnen, ich möchte nicht von Rousseauisten sprechen. Erich Schmidt (a. a. O. 184 flg.) hat nachgewiesen, wie Goethe alle Strahlen der Naturempfindung in einem Brennpunkte zusammenfaßt; die ersten Briefe Werthers sind von der unvergänglichen Poesie wärmsten innigsten Naturgefühls erfüllt. „Jeder Baum, jede Hecke ist ein Strauß von Blüten, und man möchte zum Maikäfer werden, um in dem Meer von Wohlgerüchen herum schweben und alle seine Nahrung darin finden zu können. ... Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsternis meines Waldes ruht und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligtum stehlen, ich dann im hohen Grase am fallenden Bache liege, und näher an der Erde tausend mannigfaltige Gräschen mir merkwürdig werden;

wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen unergründlichen Gestalten der Würmchen, der Mückchen, näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf, das Wehen des Alliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält — mein Freund, wenn's dann um meine Augen dämmert und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhn wie die Gestalt einer Geliebten; . . . (Goethe, Werke in 40 Bänden, Stuttgart und Tübingen 1853—58, XIV. 6. 7). Ebenso wird die Sehnsucht nach dem einfachen Leben auf dem Lande in Maler Müllers Faust ausgedrückt. In seinen Idyllen stellt er pfälzisches Bauernleben dar. Die Schäferromantik in krankhafter Ausartung spukt in den Köpfen von La Feu und Kathrin in Klingers „Sturm und Drang", von Strephon und Seraphine in Lenzens „Die Freunde machen den Philosophen." Blanca schwärmt (Leisewitz II. 3. Sauer I. 338): Ha — jetzt sind wir da — in dem entferntesten Winkel der Erde! — Diese Hütte ist klein; Raum genug zu einer Umarmung, — Dieses Feldchen ist enge — Raum genug für Küchenkräuter und zwei Gräber; und dann, Julius, die Ewigkeit; — Raum genug für die Liebe." Die Forderung von Genie und Natur existiert bei den Stürmern und Drängern mehr in der Theorie, als daß sie sie praktisch durchführen. Sie streben über die Schranken hinaus, die Gesetz, Religion, Sitte und Herkommen den Menschen gesteckt haben, sie beginnen vorerst die Revolution, ohne positive Vorschläge machen zu können.

Das zweite Kapitel hat Wohlthat der Dramaturgie und Technik des Sturmes und Dranges gewidmet. Gottsched war durch Lessing vernichtet, die Genies jubelten dem großen Kritiker zu, ohne aber auf seine warnende Stimme zu hören. Lessing hatte sich nämlich in der „Hamburgischen Dramaturgie" (101—104) gegen Gerstenberg gewandt, der sich in seinen „Briefen über Merkwürdigkeiten der Litteratur" (1766) und in seinem „Ugolino" (1768) zu zeigen bemüht hatte, daß das antike Drama und Shakespeare gar nicht zu vergleichen seien. Shakespeares Werke sind ihm nur „lebende Bilder der sittlichen Natur". Es ist nicht zu verwundern, daß alle diese jungen, nach Natur und Ursprünglichkeit schmachtenden Genies in Shakespeare ihr Ideal und Vorbild fanden. An der Spitze steht Lenz, den Wohlthat mit Recht den Sturm- und Drang-Dramaturg nennt. Seine Auffassung von der Bühne ist allen echten Stürmern und Drängern gemeinsam, er hat die ästhetische Theorie am vollkommensten durchgeführt. Auch Herder und Goethe priesen ja Shakespeare als Muster für das moderne Drama, Herder stellt Shakespeare und Sophokles gleichberechtigt nebeneinander. Goethe fühlte sich „wie ein Blindgeborener, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblick

schenkt". Schärfer als Goethe stellte Lenz das Shakespearesche Drama als Charakterdrama dem antiken Schicksalsdrama gegenüber und geriet dadurch in einen harten Gegensatz zu Lessing, zumal er die drei Einheiten des Aristoteles ganz verwarf. Shakespeare ist das Vorbild, dem alle Stürmer und Dränger unbedingt folgen; daß sie bei der Nachahmung der Shakespeareschen Technik hie und da über das Ziel hinausschossen, das die Ästhetik steckte, ist selbstverständlich. Lenz spricht den Unterschied zwischen Komödie und Tragödie so aus, daß der Hauptgedanke einer Komödie eine Sache, der der Tragödie eine Person ist. Erich Schmidt (Lenz und Klinger 24), der auf dem Standpunkt des Klassizismus steht, nennt diesen Satz „unverständig". Wohlthat bezeichnet diesen Standpunkt als einseitig, will also auch wohl das Urteil nicht gelten lassen. Erich Schmidt hat aber doch recht, wenn man die Erfolge der Genies betrachtet. Sie wollten die Schicksale eines Individuums darstellen, verwechseln aber immer Individualismus mit dem Subjektivismus. Ihre Helden sind sie selbst, von dieser Einseitigkeit ist selbst der junge Goethe nicht freizusprechen. Auch Frauencharaktere werden mit dem Sturm und Drang des eigenen Innern erfüllt; aber diese Frauen wie Lady Milford, Adelheid von Walldorf, Donna Diana (in Lenzens „Neuem Menoza"), Solina (in Klingers „Neuer Arria"), Gräfin Mathilde (in Maler Müllers „Golo und Genovefa") u. a. sind unweiblich, weil sie die Leidenschaften der Männer, Ehrgeiz, Entschlossenheit und Sinnlichkeit, zu offen zur Schau tragen.

Auf dem Gebiete der Komödie hat Lenz in seinem „Hofmeister" wirklich Bedeutendes geleistet. Gerade weil die Genies in der Komödie den Schwerpunkt mehr auf die Sache als auf die Person legten, wurde ihr Blick ungetrübter und freier. Lenz vor allen Dingen ist ein guter Beobachter aller Lebensverhältnisse. Hierher gehören Gestalten wie Barbier Schöpsen und die Dorfschöne Lise (in Lenzens Hofmeister), der Schulmeister Wenzeslaus und der Lautenistе Rehhaar, H. L. Wagners Kutscher Walz in der „Reue nach der That" (1775) und der Metzger Humbrecht in seiner „Kindermörderin" (1776), und last not least Schillers prächtiger Musikus Miller in „Kabale und Liebe". Genau so wie Shakespeare bedienen sich die Stürmer und Dränger der Technik des Parallelismus der Charaktere. So setzt Goethe seinen Götz und Weislingen, Marie und Adelheid, Georg und Franz in Kontrast. Dieser Parallelismus verlangt das Einschieben von Episoden, was wiederum Shakespeare unvergleichlich verstanden hat. Ferner lernten die Genies von Shakespeare die ungeschminkte Darstellung des Lasters; das Gesetz, das Shakespeare für die Zulassung des Gräßlichen befolgte, erkannten sie aber nur unvollkommen. Shakespeare steht auf der Höhe reiner Kunst,

die Genies haben es selten oder nie über bloße Tendenzpoesie hinausgebracht. Wie das eigentliche Studium der Menschheit der Mensch ist, so ist er auch der eigentliche Gegenstand der Dichtung. Der Geniezeit ist der Mensch wesentlich ein Geschöpf der Natur, in verwegenster Bedeutung werden die Worte „Mensch“ und „Menschheit“ dann mit Beziehung auf geschlechtliche Verhältnisse gebraucht. Das letzte Ziel der Sturm- und Drang-Dichtung ist es dann, das Gefühl für die Würde, Freiheit und Wahrheit des natürlichen Menschen zu wecken. Ihre Polemik richtet sich daher zunächst gegen die Standesunterschiede und Standesvorurteile. In diesem Sinne sagt ja auch Louise in Schillers „Kabale und Liebe“ (I, 3): „Dann, Mutter — dann, wenn die Schranken des Unterschiedes einstürzen, — wenn von uns abspringen all die verhaßten Hülsen des Standes — Menschen nur Menschen sind —“. Adel und Fürsten in ihrer vornehmen Reserve fordern daher vor allen Dingen den Haß und Hohn der Genies heraus. Aber nicht den Geburtsständen allein gilt der satirische Kampf der Stürmer und Dränger; auch die berufsmäßigen Gelehrten werden verhöhnt, alle Büchergelehrsamkeit wird verspottet, sogar jede litterarische Beschäftigung gilt als verächtlich. Die engen Schranken, die Staat, Gesellschaft, Sitte und Herkommen dem Menschen gezogen haben, werden durchbrochen kraft der Rechte, die das Herz von Natur beansprucht. Liebe in vollster Hingebung und in höchster Leidenschaft ist für alle Stürmer und Dränger ein unerschöpfliches Thema und bot ihnen zahlreiche Motive für ihre Dichtungen. Es ist nicht schwer zu verstehen, daß die Genies auch eine besondere Vorliebe für gräßliche Motive hegen. Das sanfte, mildwärmende Feuer der Liebe wird bei ihnen zur wilden, verzehrenden Flamme der Leidenschaft; sexuelle Ausschreitungen aller Art werden beliebte Motive: Verführung, Entehrung, ein Mann zwischen zwei Frauen, eine Frau zwischen zwei Männern. Auch das Motiv des Kindesmordes kommt oft vor. Der Haß aber treibt zur Vernichtung, zum Morde, Selbstmord, Vatermord, Brudermord, Gattenmord. Das Thema der feindlichen Brüder ist neben dem des Kindesmordes das fruchtbarste.

Sprechzimmer.

In dem ersten Hefte des gegenwärtigen Jahrgangs dieser Zeitschrift kann Herr Direktor Albrecht in einer Betrachtung über die Wacht am Rhein (Seite 56—70) als handschriftliche Grundlage des Liedes nur das aus dem Spießschen Nachlasse stammende „Originalmanuskript“ nachweisen. Eine weitere Handschrift ist in Berlin vorhanden. In der

Geschichte des Preußischen Staates von E. Berner (1891) findet sich zwischen S. 644 und 45 ein Faksimile mit der beigedruckten Bemerkung: „Die erste Niederschrift der „Wacht am Rhein". Von Max Schneckenburger. In Größe des Originales in der Kgl. Bibliothek zu Berlin."

Der Text trägt die Überschrift: „Die Wacht am Rhein" und stimmt mit dem Abdrucke des „Gränzboten" vom 18. Dezember 1840 überein bis auf die letzte Strophe, wo die beiden letzten Zeilen lauten:

Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein
Wir Alle wollen Hüter seyn!

Die Worte: „Lieb Vaterland u. s. w." sind allen Strophen als Refrain beigefügt. Unterschrieben ist das Gedicht: „Max Schneckenburger seinem Manuel." Sollte diese Form das Original sein, das Hundeshagen kannte? Vielleicht läßt sich durch eine Anfrage an die Kgl. Bibliothek in Berlin nach der Herkunft ihres Manuskripts weiter kommen.

Zu bemerken wäre noch, daß am Ende von Str. 1[4] ein Ausrufezeichen und davor ein etwas schief geratenes Fragezeichen steht.

Varel (Oldenburg). **Friedr. Kohlmann.**

Vancsa, Max, Das erste Auftreten der deutschen Sprache in den Urkunden. (Preisschriften, gekrönt und herausgegeben von der fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft zu Leipzig. Nr. XXX, Nr. XIX der historisch-nationalökonomischen Sektion.) Fol. 138 S. Leipzig, S. Hirzel. 1895. 5 Mark.

Die Sprachlaute zeigen sich in der Volksmundart im allgemeinen reiner und ungestörter entwickelt als in der Schriftsprache. Es ist ein Erfahrungssatz der neuern sprachwissenschaftlichen Forschung[1]), daß alle Veränderungen des Lautbestandes der Sprache, soweit dieselben auf physiologischen Ursachen beruhen, die aus einer allmählich erfolgenden Umbildung der Aussprache der Wörter entspringen, nach unverbrüchlichen und ausnahmslos wirkenden Gesetzen eintreten. Innerhalb desselben Dialektes — wobei man die Grenze für den Ausdruck Dialekt so eng als möglich, womöglich nicht über eine Stadt, ein einziges Dorf hinauszuziehen hat — innerhalb solcher lokalen Beschränkung pflegen zu derselben Zeit die dem Dialekte eigenen Lautgestaltungen derartige zu sein, daß sie mit vollster Konsequenz und Ausnahmslosigkeit durch den ganzen Sprachstoff durchgeführt werden. Daß dies für die Methode aller sprach-

1) Vergl. H. Osthoff, Schriftsprache und Volksmundart. Berlin 1883.

wissenschaftlichen Forschung ein höchst wichtiger Gesichtspunkt ist, liegt auf der Hand. Diesen Gesichtspunkt gewinnt aber der Sprachforscher am besten und sichersten durch das Studium der Volksrede, des litterarisch unbeeinflußten, naturwüchsigen, reflexionslosen Alltagssprechens des gemeinen Mannes. Die künstlich großgezogene Schriftsprache ist am ungeeignetsten, um auf derartige Beobachtungen hinzuleiten. Bekanntlich ist die Sprache, die wir heute schreiben und der wir uns in der gebildeten Rede zu bedienen pflegen, im Wesentlichen diejenige Sprache, welche der Bibelübersetzung Luthers und seinen sonstigen mächtig ans Volk sich wendenden Schriften ihre Einführung in den allgemeinen Gebrauch verdankt. Auf die Frage, woher Luther diese Sprache entnommen, hat er selbst die bekannte Auskunft gegeben, er bediene sich nicht einer „gewissen sonderlichen eigenen Sprache im Deutschen", d. h. also nicht einer speziellen Mundart, sondern der Sprache der „sächsischen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland." Es ward nämlich entscheidend für den Charakter der sich niedersetzenden Schriftsprache, daß mit Karl IV. (1347—1378) und Wenzel (1378—1400) eine genügend lange Periode böhmisch-luxemburgischer Herrschaft eintrat: auf der Grundlage des böhmisch-österreichischen Dialektes, wie er damals in Prag gesprochen ward, konsolidierte sich in der Prager Kanzlei eine gewisse konventionelle Schreibweise, der die Zukunft, zunächst als eine Art Schriftsprache für Ober- und Mitteldeutschland, angehören sollte. Die Kanzleien der nächsten Kaiser verblieben, obwohl die Herrscher ja zumeist anderen Geschlechtern als dem luxemburgischen angehörten, bei der unter Karl und Wenzel genügend erstarkten böhmisch-deutschen Urkundensprache oder wenden sich ihr wenigstens nach geringen vorübergehenden Schwankungen immer wieder zu.

Schon aus dem bisher Erwähnten ergiebt sich die große Wichtigkeit der Urkunden für die Geschichte unserer deutschen Sprache, insbesondere derjenigen Urkunden, welche unabhängig von dem konventionellen Zwange der sächsischen Kanzlei mehr oder weniger aus dem Alltagsgebrauch des Volkes hervorgingen. Für die Geschichte des Volkstümlichen im Ausdruck und für die Entwickelung der germanischen Dialekte sind die Urkunden um so wichtiger, als ihre Eigentümlichkeiten durchaus nicht ausschließlich für den Aussteller, sondern unter Umständen auch für den Empfänger zeugen können, der, wie Buchwald[1]) und Posse[2]) überzeugend nachgewiesen haben, nicht selten selbst die Urkunde herstellte. In diesem

1) Buchwald, Bischofs- und Fürstenurkunde des 12. und 13. Jahrhunderts. Rostock 1880.

2) Posse, Die Lehre von der Privaturkunde. Leipzig 1887.

Ergebnis unterstützen sich Diplomatik und Sprachforschung[1]), denn auch der Dialekt der Urkunden gehört vielfach dem Empfänger und nicht dem Aussteller an. Ja man kann sogar behaupten, daß selbst bei Urkunden, die in der Kanzlei des Ausstellers geschrieben wurden, der Empfänger häufig auf die Abfassung des Textes Einfluß genommen hat, z. B. durch eine Eingabe, welche mehr oder minder wörtlich benutzt wurde. Zuweilen bei besonderer Veranlassung mag noch, wie Heinzel annimmt, der Aussteller der Urkunde in der Mundart des Empfängers selbst geschrieben haben. Manche Urkundenaussteller, besonders solche, die nicht über eine eigene Kanzlei oder eigene Schreiber verfügten, ließen wohl auch ihre Urkunden in einer benachbarten größeren Kanzlei anfertigen; haben wir doch sogar Beispiele von Privaturkunden, die in der Königlichen Kanzlei geschrieben wurden. Sicher hat auch das Urkundenwesen der größeren Zentren auf die Urkunden der Nachbarschaft bezüglich der Form und der Sprache seinen Einfluß ausgeübt.

Die Urkunde, einerseits als wichtige schriftliche Aufzeichnung, andererseits als rechtskräftiges Zeugnis, unterliegt dem Einflusse sowohl der kulturellen, als auch der politischen und rechtlichen Entwickelung. Von den Römern übernommen, bewahrte sie gleich manchem andern Erbstück des Römerreiches wie anderswo so auch in Deutschland während der kirchlich-kaiserlichen Periode des Mittelalters wesentliche fremdartige Eigentümlichkeiten. Ihre Anfertigung lag wie Litteratur und Kunst in den Händen der Geistlichen. Eine Änderung trat auch hier ein, als sich gegen das Ende der Stauferzeit in dem aufblühenden niederen Adel und Bürgertum neue staatliche Faktoren geltend machten, die aus heimatlichem Boden emporgewachsen waren. Sie wurden die Träger des nationalen Gedankens, der nationalen Kunst, der nationalen Kultur; sie riefen die Glanzzeit der deutschen Dichtung hervor, dieser folgte bald die nationale Geschichtschreibung. Es wurde die heimische Sprache nach ihrer Wandlung zum Mittelhochdeutschen von der Sprache des gewöhnlichen mündlichen Verkehrs zum Mittel des schriftlichen Ausdruckes erhoben, und es bildete sich neben der gebundenen Rede bald auch eine deutsche Prosa aus. Diese wurde insbesondere im Rechtsleben, sowohl auf dem Gebiete der Gesetzgebung als auch auf dem des Gerichtes, praktisch in Verwendung genommen. Die germanischen Gesetze waren von Alters her in lateinischer Sprache abgefaßt, selbst die Volksrechte; nur die angelsächsischen bilden eine Ausnahme. Indes scheint schon in der frühen

1) Vergl. Heinzel, Geschichte der niederfränkischen Geschäftssprache. Paderborn, 1874. Braune, Zur Kenntnis des Fränkischen und zur hochdeutschen Lautverschiebung (Paul und Braune, Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur I. 1 flg.) u. a.

Zeit der Stammesrechtsbildung das ganz begreifliche Bedürfnis erwacht zu sein, die offiziellen lateinischen Texte durch Übersetzen im Volke bekannter zu machen, wie die Bruchstücke einer Verdeutschung der Lex salica aus dem 9. Jahrhundert bezeugen; es wurde wieder rege, als Ministerialadel und Bürgertum neue Rechtszustände schufen und natürlich ein Interesse daran hatten, sie auch zu kodifizieren. Schon gegen Ende des 12. oder zu Anfang des 13. Jahrhunderts übertrug man in Friesland landrechtliche Einigungen aus dem Lateinischen ins Friesische und später ins Niederdeutsche. Von weit größerer Bedeutung, als diese auf einen entlegenen Winkel des Reiches beschränkten Satzungen gewinnen konnten, wurde es für Deutschland, daß auch Eyke von Repgow bei seiner berühmten Sammlung des geltenden Rechtes, dem Sachsenspiegel, diesem praktischen Bedürfnis Rechnung trug und die ursprüngliche lateinische Fassung bald darauf, um seinem Werke eine möglichst große Verbreitung zu geben, in deutscher Sprache überarbeitete. Der starke Erfolg sprach für diesen Schritt. Während sich von dem lateinischen Texte nur ein Teil erhalten hat und derselbe überhaupt wenig benutzt worden zu sein scheint, machte die deutsche Ausgabe nicht nur binnen wenigen Jahrzehnten in ganz Norddeutschland von Holland bis Livland, in Mitteldeutschland vom Main bis Schlesien die Runde und eroberte in ihren Umformungen als Schwaben- und Deutschen-Spiegel noch im 13. Jahrhundert Süddeutschland, sondern drang auch über die Reichsgrenzen nach Böhmen, Mähren, Polen, Ungarn, wo sie vielfach in die einheimische Sprache übertragen wurde. Wenn nun auch die gewaltige Wirkung des Werkes erst allmählich in den Rechtsaufzeichnungen zu Tage trat, so ist es sicher, daß sein Ansehen schon bald nach seinem Erscheinen in vielen Gegenden feststand und in weite Kreise gedrungen war.

Dem Beispiele des Sachsenspiegels schließt sich die Reichsgesetzgebung an, indem sie zu dem Mainzer Landfrieden von 1235 eine deutsche Übersetzung anfertigen läßt, bald folgen andere Reichs- und Landesgesetze, bis die deutsche Sprache seit der großen Landfriedensaktion unter Rudolf von Habsburg dafür die einzig übliche wird. Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts bedienen sich ihrer auch die Stadtrechte und verwandte Aufzeichnungen, sowohl Privilegien, als von Bürgern selbst geschaffene Satzungen, mehr und mehr; in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts ist die Anwendung der lateinischen Sprache auch hier fast ganz in den Hintergrund gedrängt. Endlich wurden auch die Urkunden und Aufzeichnungen der Gerichte deutsch abgefaßt. Von den niederen Gerichten, welche ihre Verhandlungen wohl von Alters her in der Umgangssprache geführt haben mochten, liegen Rechtssprüche aus dem 13. Jahrhundert nur ganz vereinzelt vor, erst seit dem 14., namentlich

seit dem 15. Jahrhundert werden sie zahlreicher. Um dem Verständnis des gemeinen Mannes zu dienen, sind sie auf die volkstümliche Sprache angewiesen. Was die höhere Gerichtsbarkeit betrifft, so ist das Wichtigste, daß seit Rudolf von Habsburg die Reichshofgerichtskanzlei die deutsche Sprache für ihre Urkunden aufnimmt und ein feststehendes Formular ausbildet. Ihm folgen die Landgerichte, während die geistlichen Gerichte an dem Lateinischen auch fernerhin festhalten.

Auf dem Gebiete der Privaturkunde beginnt die nationale Reformbewegung auch erst nach dem Mainzer Landfrieden sich bemerkbar zu machen. Zuerst dringen vereinzelte deutsche Elemente — Namen, Lokalbezeichnungen, gewisse schwer übersetzbare Ausdrücke u. dergl., — zuweilen Satzglieder oder ganze deutsche Sätze in die lateinischen Sätze ein, in manchen Gegenden finden sich doppelsprachige Ausfertigungen. Seit ca. 1240 treten dann auch — zunächst noch spärlich, von der Mitte des Jahrhunderts im stetigen Anwachsen — selbständige deutsche Stücke auf, und zwar fast gleichzeitig und voneinander unabhängig in den Gegenden den Rhein entlang von den Niederlanden bis zur Schweiz und die Donau abwärts bis nach Österreich, nur daß in Süddeutschland die Bewegung zugleich festen Fuß faßt und siegreich um sich greift, während am Mittel- und Niederrhein nach den ersten Anläufen eine gewisse Verlangsamung eintritt und die weitere Gestaltung sich mehr der in Nord- und Niederdeutschland anschließt. In Mitteldeutschland begegnen, von den Rheinlanden abgesehen, deutsche Urkunden vereinzelt seit den letzten Siebziger, in Niederdeutschland seit den Neunziger Jahren des 13. Jahrhunderts, aber die Entwickelung ist namentlich in den nördlicheren Gegenden eine langsamere als im Süden.

Die Volkssprache dringt dort am leichtesten ein, wo keine festgefügten Kanzleien bestehen, beziehungsweise in solche Urkunden, für welche es zwar allgemeine Normen, aber keine kanzleimäßig ausgebildeten Formularien giebt, also einerseits in die Urkunden des niederen Adels, anderseits in die politischen Urkunden. Auf beide Arten, welche sich zum Teil decken, hatten die verworrenen Verhältnisse in Deutschland, die daraus entspringenden zahlreichen kleinen Fehden großen Einfluß; namentlich die vielen Sühnen und Schiedssprüche bedienen sich der deutschen Sprache. Die Urkunden der größeren Territorialherren folgen bald. Länger halten die städtischen Geschäftsurkunden am Lateinischen fest, welche durchschnittlich erst zwei Jahrzehnte später als die benachbarten Territorien die deutsche Sprache aufnehmen. Am konservativsten bleiben die Kloster- und Bischofsurkunden, soferne nicht politische Vereinbarungen die Anwendung des Deutschen bedingen.

Wie anderwärts, so ist auch in Thüringen das letzte Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts der Zeitpunkt des ersten Auftretens der deutschen Urkunden. Unter den Urkunden der Landgrafen sehen wir auch eine doppelsprachige aus dem Jahre 1292, die Aufhebung von Gerichtsstühlen betreffend, die erste nur deutsch ausgestellte ist aber die Bestätigung einer Sühne durch den Landgrafen Albrecht von Thüringen aus dem Jahre 1282. Doch bleiben die deutschen Urkunden noch in den Neunziger Jahren vereinzelt. Seit dem Beginn des neuen Jahrhunderts erscheint dann das Deutsche auch hier öfter und regelmäßiger. Aus dem Gebiete der Vögte von Weida, Gera und Plauen dürfte eine undatierte deutsche Urkunde um das Jahr 1300 geschrieben sein. Eine Sühne der Stadt Erfurt mit dem Erzbischof Heinrich II. von Mainz in deutscher Sprache von 1287 ist wohl aus der Kanzlei des letzteren hervorgegangen, dagegen existieren von den Rittergeschlechtern aus der Umgebung der Stadt deutsche Urkunden von 1298.

Noch etwas später fällt der Beginn der Bewegung in Meißen und Sachsen. Nur aus Freiberg kennen wir schon aus dem Jahre 1294 eine rechtliche Einigung zwischen dem Markgrafen Friedrich dem Freidigen und dem Rate der Stadt, und die Urkunden, welche das Münz- und Bergrecht dieser Stadt betreffen, sind seit 1293 durchaus deutsch geschrieben. Die Würde der Markgrafen von Meißen wurde durch Friedrich den Freidigen mit der Landgrafschaft von Thüringen vereinigt, seine Urkunden sind seit Beginn des 14. Jahrhunderts schon häufig in deutscher Sprache ausgestellt. In den Urkunden des Bischofs von Meißen tritt diese im Jahre 1305 in einer Sühne des Bischofs Albrecht III. mit mehreren Adeligen hervor. In der Umgegend von Chemnitz finden wir sie 1306 in einem Bündnis Friedrichs von Schönburg mit den Bürgern von Altenburg, Zwickau und Chemnitz, in Dresden, abgesehen von stadtrechtlichen Bestimmungen aus dem Jahre 1308, in Urkunden erst 1309. Speziell städtische Urkunden bedienen sich der einheimischen Sprache wie anderswo so auch im Meißner Lande nicht vor den Zwanziger und Dreißiger Jahren. Wie langsam in den Klosterurkunden das Deutsche Eingang fand, davon mögen einige Klöster Zeugnis ablegen. Aus dem Benediktinerkloster zu Chemnitz datiert die erste deutsche Urkunde vom Jahre 1341, die nächste vom Jahre 1362; aus dem Augustiner Chorherrenstift St. Thomas in Leipzig die erste vom Jahre 1350, aus dem Nonnenkloster zum heiligen Kreuz in Meißen von 1356, aus dem Augustiner-Chorherrenstift St. Afra ebenda von 1357, aus dem Franziskanerkloster St. Petri et Pauli ebenda gar erst von 1401, aus dem Dominikanerkloster St. Pauli zu Freiberg von 1367, aus dem Nonnenkloster der heiligen Maria Magdalena ebenda von 1384.

Man kann den Zeitpunkt, mit welchem der Sieg der deutschen Urkunde gegenüber der lateinischen entschieden ist, für Süddeutschland mit dem Jahre 1300, für Mitteldeutschland mit 1330 und für Niederdeutschland mit 1350 festsetzen, wenngleich in den nördlicheren Gegenden der Gebrauch nicht so allgemein durchdrang wie im Süden. Eine gewisse Reaktion gegen die nationale Bewegung auf urkundlichem Gebiete tritt im 14. Jahrhundert durch die Aufnahme des römischen Rechtes und das damit verbundene Notariatswesen ein, außerdem machen sich wohl auch schon gelehrte Strömungen, besonders von den eben erstehenden Universitäten gepflegt, geltend. Davon abgesehen, finden sich nach den oben angegebenen Zeitpunkten in den Urkundensammlungen der betreffenden Gegenden nur folgende Urkundengattungen noch in lateinischer Sprache: Kloster- und Bischofsurkunden, namentlich in geistlichen Angelegenheiten, hie und da städtische Geschäftsurkunden (besonders Eintragungen in Stadtbücher), einzelne Bestätigungen älterer lateinischer Privilegien und endlich, natürlich hauptsächlich in den Grenzlanden, Urkunden für nicht deutsche Empfänger, soferne sie nicht in deren Muttersprache ausgestellt sind.

Während sich zu Beginn der Bewegung die deutsche Urkunde im Ausdruck ziemlich sklavisch an die lateinische angeschlossen, entwickelt sie sich allmählich freier und gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts beginnt in einzelnen Kanzleien, wie Trier, Mainz, Magdeburg, sich eine eigene deutsche Kanzleisprache auszubilden und damit auch ein regelmäßiger Kanzleistil.

Darin begegnet sich die Entwicklung der Privat- mit der Königsurkunde in deutscher Sprache, welche in ihren Anfängen mit jener zusammenfällt, da sie durchweg unter direktem Einfluß des Empfängers stand. Erst seit Ludwig dem Bayern wird die deutsche Sprache offiziell als Urkundensprache in der Königlichen Kanzlei angewendet und unter Karl IV. entsteht auch hier eine regelmäßige deutsche Kanzleisprache und ein bestimmter Kanzleistil, wie sie früher nur in der Hofgerichtskanzlei herrschten. Von da an beginnt die Periode der Sprachbildung, welche zu Luther und zur Schöpfung unserer neuhochdeutschen Schriftsprache hinüberleitet.

Die Hauptergebnisse in Vancsas verdienstvoller und nützlicher Schrift sind mit Recht nur von Originalurkunden abgeleitet; bloß für Nebenfragen sind auch Kopien herangezogen, wenn dem Verfasser deren Verläßlichkeit außer Zweifel stand. Im ganzen und großen kann man nämlich bezüglich der sprachlichen Seite gegen Kopien und alte Drucke, denen meist die Angaben über die Überlieferung fehlen, nicht vorsichtig genug sein, da nicht nur mit den Vorlagen willkürliche Veränderungen vorgenommen wurden, sondern häufig auch Übersetzungen zu Grunde

liegen. Allerdings behandelt Vancsa sein Thema nur vom historisch-diplomatischen Standpunkte aus. Eine eingehende dialektologische Behandlung ist einer künftigen Arbeit durch einen speziellen Germanisten überlassen worden. Aber auch so enthält diese Preisschrift für jeden, der die Geschichte seiner Muttersprache in den Kreis seines Unterrichtes zu ziehen hat, eine Fülle der Anregung und Belehrung. Die Vorsicht des Urteiles ist bei Vancsa um so rühmenswerter, als sein Gegenstand teilweise schwierig ist. So legt Vancsa mit Recht Seite 163 auf die angeblich älteste deutsche Privaturkunde wenig Gewicht. Inzwischen erklärt einer der ersten Autoritäten der Urkundenwissenschaft, die es unter den Jetztlebenden giebt, Prof. Breßlau in Straßburg (Neues Archiv XXI, 2, 1896, Seite 589), daß es ihm neuerdings sehr zweifelhaft erscheinen muß, ob sie nicht erheblich später entstanden ist. Diese angeblich älteste deutsche Privaturkunde ist von W. F. Mülinen im Anzeiger für schweiz. Geschichte 1888, 230 herausgegeben. Sie trägt die Zeitangabe: „Do derre prief geben várt, do wárn ergangen von Cristes geburte der zwelfen hondért Jar in dem aín ond zwantzgistem Jar an dem nechstem frítag nach sant martis tag“, das wäre also der 12. XI. 1221. Ludwig und Johann von Mülinen, welche in dieser Urkunde ihre Mühle ihrem Bruder Konrad verkaufen, sollen nach der Ansicht des Herausgebers mit dem stolzen Pfalzgrafen Otto von Schwaben nach Kleinburgund gezogen sein; dadurch würde sich auch der Ort der Ausstellung, Vienne, erklären, da an Wien nicht gedacht werden dürfe. Mit verblüffender Sicherheit in der Beweisführung ist dieser Aufstellung soeben Joseph Seemüller in den Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung XVII, 1896, Seite 310 flg. entgegengetreten. Die Ortsangabe ze wienne der Urkunde ist, wie hier aus einer Menge urkundlicher Belege nachgewiesen wird, auf Wien, nicht auf Vienne zu deuten. Wenn in jenem schweizer Diplom als Zeugen angeführt sind her Hainrích der Cranest ze den ziten Richtar ze wienne. her Nyclas von Eslaín, werden z. B. in einer Wiener Urkunde von 1321, 6. Dzbr. als Schiedsrichter genannt „Nyclas von Eslarn und Heinrich der Chranneſt, Richter zu Wien.“ Die schweizer Urkunde stammt nicht aus dem Jahr 1221, sondern wurde 1321 aufgesetzt. Damit erklärt sich auch der Mangel an sprachlichen Altertümlichkeiten einerseits, das Vorhandensein junger Formen anderseits. Hielten sich, wie Seemüller wahrscheinlich zu machen sucht, aargauische Mülinen im Anfang des 14. Jahrhunderts in Wien auf, so erklärt sich ferner, daß die Sprache dieser Urkunde neben alemannischen Merkmalen auch bayerisch-österreichische aufweist. — Druck und Ausstattung ist vorzüglich.

Marburg. **Eduard Heydenreich.**

Erbe, Prof. Karl, Viermal sechs Sätze als Grundlage für eine Verständigung über die Aussprache des Deutschen, nebst sechs mittel- oder süddeutschen Redeweisen, die zu dulden sein dürften. (Le Maître phonétique, XI 152 flg., 1896.)

Je häufiger wir seit einigen Jahren Schulmänner in Vorträgen, Zeitschriften und besondern Büchlein die Aussprache des Deutschen behandeln sehen, desto lebhafter muß uns das Bedürfnis der Schule erscheinen, den Sprachunterricht nach dieser früher sehr wenig beachteten Seite hin zu ergänzen. Gewiß trägt zu dieser Bewegung der fremdsprachliche Unterricht viel bei, der auf die richtige Wiedergabe der fremden Laute mit zunehmender Genauigkeit sein Augenmerk richtet; denn die phonetische Schulung der Lehrer, die außer dem fremdsprachlichen gewöhnlich auch den Unterricht im Deutschen zu geben haben, muß sie auch zu einer größern Aufmerksamkeit auf die Aussprache des Deutschen hindrängen, und die Schüler selbst werden durch den Unterricht im Französischen oder Englischen, wie er jetzt betrieben wird, dazu befähigt und angeregt, ihr Schuldeutsch lautrichtig hervorzubringen. Aber auch bei den der Schule fernstehenden gebildeten Deutschen dürfte seit der Gründung des Deutschen Reiches, innerhalb und außerhalb dieses Reiches, die Erkenntnis aufdämmern, daß uns nicht nur die gemeinsame Schriftsprache, sondern auch ein gemeinsames Gebildetendeutsch unentbehrlich ist. Die gemeinsame Schriftsprache lehrt und lernt man in der Schule; ein gemeinsames Gebildetendeutsch haben wir noch nicht. Was irgend ein wohlgebildeter Deutscher schreibt, das verstehen wir ohne weiteres, und wir sind oft nicht im stande, das engere Vaterland des Schriftstellers nach der Sprache, die er schreibt, zu erkennen; wenn aber derselbe Deutsche persönlich vor uns hinträte und spräche, so würden wir wahrscheinlich schon nach ein paar Worten erkennen, welchem deutschen Stamme er angehört, und vielleicht hätten wir sogar Mühe, ihn zu verstehen. Die Schule lehrt eben zwar die Schriftsprache, d. h. Satzbau, Wortgebrauch, Wortbildung, Wortbiegung und Schreibung, aber sie kümmert sich zu wenig um die Aussprache, und das wenige, was sie etwa über sie lehrt, ist in verschiedenen Gegenden, an verschiedenen Anstalten, selbst bei verschiedenen Lehrern derselben Anstalt recht verschieden und bunt. Satzbau, Wortgebrauch, Wortbildung und Wortbiegung wird überall gleich gelehrt; die verhältnismäßig wenigen strittigen Punkte betreffen Einzelheiten und sind zumeist nicht landschaftlich. Für die Schreibung hat man einige Büchlein von staatlich abgegrenzter Geltung. Für die Aussprache haben wir überhaupt kein Schulbuch: die ist vogelfrei.

Eine mustergiltige deutsche Aussprache läßt sich nicht über Nacht aufstellen, und das Ansehen keines Schulmannes, Gelehrten, Schauspielers oder Sängers würde hinreichen, um einer eigenmächtig aufgestellten Musteraussprache allgemeine Geltung zu verschaffen. Der richtige Weg zu einer Einigung ist der, daß nach Vergleichung der zuständigen Urteile zunächst die allgemein feststehenden oder doch von erdrückender Mehrheit geforderten Punkte zusammengestellt und für den Unterricht als bindend angesehen werden; für die noch offenen Fragen muß dann durch weitere Diskussionen und durch statistische Studien über das Gebildetendeutsch allmählich eine Entscheidung angestrebt werden. Diesen Weg zeigt und betritt Erbe im Augustheft des Maître phonétique.

Diese kleine Zeitschrift (von Paul Passy in Bourg-la-Reine geleitet) ist nicht vielen meiner Leser bekannt, wenigstens bei weitem nicht so vielen, als es wünschenswert wäre, zumal da gerade sie über die Aussprache gebildeter Deutscher aus verschiedenen Ländern lehrreiche Auskunft giebt. Die Mitglieder des Weltvereins für Lautkunde (Association Phonétique des Professeurs de Langues vivantes) schreiben nämlich in diesem Blatte jeder in seiner Sprache und nach seiner Aussprache mit den Lautzeichen des Vereines. Die Möglichkeit, die eigne Aussprache durch die Schrift mitzuteilen, ist offenbar auch der Grund, warum Erbe seinen Aufsatz da veröffentlicht hat, obwohl er wußte, nur auf ungefähr 300 deutsche Leser rechnen zu können;[1]) die andern 600 Mitglieder gehören andern Völkern an.

Um also Erbes Abhandlung vor das rechte Publikum zu bringen und vor demselben Leserkreise einige Bemerkungen dazu machen zu können, möchte ich mir erlauben, seine 24 Sätze hier vorzuführen.

I. Selbstlaute. 1. Das Näseln der Selbstlaute, sagt Erbe, ist tadelnswert. Einverstanden. Aber es wird dort, wo es, wie bei uns in Österreich, nur unmittelbar vor den Nasenlauten (m, n) üblich ist, schwer auszurotten sein. — 2. Vor mehreren Mitlauten sei kurzer Selbstlaut vorzuziehen, wenn nicht die Längung geschichtlich begründet sei oder eine erdrückende Mehrheit für sich habe; also mit langem Selbstlaut Bart, Herde, mit kurzem Garten, Most. Diese Vorschrift ist nur ein Entwurf, und sie ist solange praktisch undurchführbar, als die verlangte Statistik fehlt und die geschichtliche Begründung solcher Längen nicht in einer für Laien verständlichen Weise auseinandergesetzt ist. — 3. In biegbaren Wörtern (mit Ausnahme der starken und

1) Über 30 Mitglieder sind in Bonn, Frankfurt, Marburg i. H., ungefähr 20 in Köln, ein Dutzend in Berlin, 5 bis 8 in Altona, Kassel, München, Wien, Wiesbaden, weniger in 80 andern Orten.

unregelmäßigen Zeitwörter) behalte der Selbstlaut der Stammsilbe in allen Biegungsformen dieselbe Dauer: Tag Tages, Stadt Städte, hoch höchst, sage sagst. Einverstanden; denn in der That dürften nur wenige Norddeutsche Tag, wenige Süddeutsche sagst mit kurzem a für mustergiltig halten. Nur Städte mit seinem geheimnisvollen dt erfreut sich bisher einer vierfachen Aussprache. — 4. i und ü, e und ö, ei und eu, ai und äu seien scharf auseinanderzuhalten; desgleichen vor Nasenlauten i und e, u und o. Selbstverständlich. In einer Anmerkung wird hinzugefügt: y laute in Lehnwörtern i, in Fremdwörtern griechischen Ursprungs ü: Gips, Silbe mit i, Gymnasium, Hyäne mit ü. Da sind zunächst die Beispiele Gips und Silbe nicht glücklich gewählt, weil man sie kaum mehr mit y geschrieben findet. Ferner geht es nicht an, zwischen Lehn- und Fremdwörtern eine scharfe Grenze zu ziehen. — 5. Lange o und ö seien geschlossen auszusprechen: schon, schön, grob, gröber. Dementsprechend komme dem langen a die Bedeutung des hohen a zu, nicht die des tiefen a. Was o und ö betrifft, hat E. recht, obwohl gerade das als Beispiel gewählte grob von Norddeutschen und von Mitteldeutschen (nicht von allen Deutschen, wie Grabow in den Südd. Blättern f. h. Unterr. 1895, S. 264, meint) wie gropp ausgesprochen wird, jedenfalls von denselben Deutschen, die Hoff Hofes, Grapp Grabes, Batt Bades sagen. Der Schluß, den E. von o, ö auf a zieht, ist aber nicht statthaft; eher wäre eine gleichförmige Behandlung von o und e zu verlangen (was E. nicht thut). Er will „hohes a", also das italienische a im Gegensatz zu dem tiefen, ans o anklingenden a, das mit kleinen Abschattungen sehr gewöhnlich ist (nicht aber das dem e nähere Pariser a, wie er schreibt). — 6. Langes e, das gotischem ai entspreche, sei geschlossen: sehr, mehr, bekehren, gehen, Wehmut. Warum sucht E. unter allen langen e gerade die heraus, die einem gotischen ai entsprechen? Offenbar weil da die geschlossene Aussprache am weitesten verbreitet ist; allgemein kann man nicht sagen, da fast alle Österreicher und viele andre Deutsche vor r überhaupt kein geschlossenes e auszusprechen pflegen. Allein wieviele gebildete Deutsche können denn gotisch? Und was machen wir mit den vielen Wörtern, die im Gotischen nicht nachweisbar sind? Unter den „sechs schonungswürdigen mittel- oder süddeutschen Sprechweisen" will E. die geschlossene Aussprache für das Umlauts-e, die offene für das sogenannte Brechungs-e gestattet wissen; unbesprochen bleiben die e andrer Herkunft. Die Sache ist sehr verwickelt. Ich meine, derlei Vorschriften haben keine Aussicht auf Erfolg; die bekannte einfache und vielleicht durch eine ebenso große Anzahl von Gebildeten gestützte Regel „Langes e, o ist geschlossen, kurzes e, o offen" hat gewiß viel mehr Aussicht.

II. Verschlußlaute. 1. b, d, g seien im An- und Inlaut streng von p, t, k zu unterscheiden; stimmhafte Aussprache der ersteren sei anzustreben. Anzustreben? Aus diesem schüchternen Ausdrucke schließe ich, daß man in Stuttgart nicht viel Hoffnung hat, die Stimmhaftigkeit zu erreichen. Es wäre überhaupt vor allem festzustellen, von wie vielen Deutschen ungefähr b, d, g im Anlaut stimmhaft hervorgebracht wird. Ich kenne diese Aussprache am längsten von deutsch sprechenden Slaven und Romanen, dann von Deutschen, die sich mit fremden Sprachen befassen und beim Deutschsprechen mitunter bewußt oder unbewußt schulmeisterlich künsteln (wie z. B. ich); endlich auch von Norddeutschen. Aber die Norddeutschen, die ich ohne dich, Vorbild und dergleichen mit stimmhaftem d, b aussprechen hörte, sagten immer mit dir, Abbild, wie wenn es mittihr, Appilt geschrieben wäre, aber ohne Hauch nach t, p. Es kann ja td, pb, tg u. ä. keine gewöhnliche, ungekünstelte deutsche Aussprache sein. Hier in Czernowitz sagt man middir, Abbilt, wasbisdu, Schwidsbad, Holdsdach, Obsdgarten, unendgeltlich, in deutschen Gegenden aber sagt man, soviel ich weiß, waspistu, Schwitspat, Holtstach, Opstkarten, unentkeltlich, natürlich mit unbehauchtem p, t, k; mitdir, Appbilt, wasbistdu, Schwitsbat, Holtsbach, Opstgarten, unentgeltlich bestehen nur in der Einbildung oder sind phonetische Kunststückchen, die man beim Diktieren oder ähnlichen Anlässen ausnahmsweise zuwege bringt. Ein unglückseliger Einfall war es vor etlichen Jahren, solche mit „b, d, g“ geschriebene unbehauchte p, t, k „stimmlose Medien“ zu nennen und dadurch Verwirrung anzurichten. Wir können uns mit den Fremden und mit unseren eignen Landsleuten nur dann über die Angelegenheit der Verschlußlaute verständigen, wenn wir einsehen und zugestehen, daß b, d, g nur dort den Namen b, d, g verdienen, wo wir sie stimmhaft aussprechen, und daß unser „k“ von uns Deutschen kha genannt wird, unser p, t von vielen Deutschen phe, the. Alles andre, mögen wir es b, d, g oder p, t, k schreiben, d. h. die Verschlußlaute ohne Stimme und ohne Hauch, das sind eben die wahren Tenues (ψιλαί). Der Satz II 1 hätte also einer eingehenden Erläuterung bedurft; zum Teil holt E. das durch die folgenden Sätze nach. — 2. Inlautendes b dürfe nicht als w gesprochen werden. — 3. g im Anlaut solle nicht wie j oder ch lauten: Garten, nicht Jarten oder Charten; auch im Inlaut dürfe g nicht mit ch verwechselt werden: eigen müsse anders lauten als eichen, Fluge anders als Fluche. Man beachte, daß E. nicht zu verlangen wagt, daß das g in diesen Stellungen wie g ausgesprochen werde (s. Vietor, „Aussprache des Schriftdeutschen“). — 4. p, t, k seien unmittelbar vor betontem Selbstlaut (Paul, Teich, Kuh) und nach be-

tontem Selbstlaut, sofern keine tonlose Silbe folge (Cap, stak, Rätin) mit Hauch zu sprechen (ph, th, kh); nicht aber in Wörtern wie sprechen, streiten, kneipen, Knorpel, staken, raten. Die behauchte Aussprache des k in Kuh (d. i. Khu) steht freilich fest, auch vor dem Nebenton (Fröhlichkeit) und im Anlaut (wie man aus Erbes Satze nicht herauslesen kann) auch vor unbetonten Selbstlauten (Kaninchen, Kalender, Komet, Kumpan). Von p und t gilt dasselbe nicht allgemein; aber auch bei uns, wo ph, th ungewöhnlich ist, wird diese Aussprache sehr häufig von den Lehrern angewandt, damit die Schüler das „harte p, t" vom „weichen p, t" (b, d) unterscheiden. Der Hauch im Auslaut (Cap, stak) scheint mir mindestens unwichtig, der in Räthin fremd. Die Formen stak, staken würde ich übrigens nicht gebrauchen, nicht einmal als Beispiele. — 5. pf dürfe nicht wie f gesprochen werden. — 6. lz, mpf, nz seien deutlich wie lts, mpf, nts, auszusprechen, nicht wie ls, mf, ns.

III. Reibelaute. 1. Im Inlaut seien s und ß zu unterscheiden und jenes stimmhaft zu sprechen (heiser, heißer). — 2. s dürfe nach r nicht in sch übergehen: also nicht andersch, Versch, ersch (er es). — 3. sp, st im Anlaut bedeute schp, scht. — 4. ch sei a) vor s im Stamminlaut und -auslaut und in Lehnwörtern griechischen Ursprungs = k: Ochse, Wachs, Chor (Khor), Charakter (Kharakter), Chlor, Chrom, Christ; b) vor und hinter e, ö, i, ü, l, n, r = ch (Ich-Laut): ich, Lämmchen, China, Chloe, Ichneumon, Chrie, richten, Strolch, manch, Arche; c) sonst = ch (Ach-Laut): ach, doch, Buch. Da haben wir wieder die Schwierigkeit, zwischen Lehn- und Fremdwörtern die Grenze zu ziehen. In Stuttgart mag man Chinese mit ch aussprechen; in meiner Heimat (Wien) ist „Chineser" ein volkstümliches, alltägliches Scheltwort (= Dummkopf) und wird mit kh ausgesprochen. Der Anlaut kh bei China, Chinese ist daher bei uns auch in gebildeten Kreisen üblich. Was Chloe und Chrie betrifft (die ich Kloe, Krie ausspreche), so stimmt die Anempfehlung der neugriechischen Aussprache nicht mit dem Satze I 5, der ü für griechisch υ verlangt. — 5. h werde nur im Anlaute und im Inlaut vor betonten Selbstlauten ausgesprochen: Henne, oho, Oheim, Uhu; nicht in Nahe, sehen und (trotz dem Nebenton) nicht in Drohung. — 6. v sei in deutschen und in Lehnwörtern als f, sonst als w zu sprechen: also f in vielmal, Villmar, Vers, w in Vocal, Carnivoren. Noch einmal die Lehnwörterfrage. Bei uns sagt man Wers; die Aussprache Fers wird, obwohl nicht unbekannt, belächelt. Sind Vacanz, Vesper, Veteran, Violine, Vitriol schon als Lehnwörter anzusehen? Bei uns sprechen da die Gebildeten w, die anderen meist f.

IV. Liquidae. 1. Das l sei mit dem Verschlusse zwischen Zungenspitze und obern Zahnscheiden zu bilden, nicht mit dem zwischen Zungenspitze und Gaumen (wodurch ein dem r ähnliches Nebengeräusch entstehe). Das l, das hier getadelt wird, kenne oder erkenne ich nicht. — 2. Die einseitige, stimmlose Bildung des l nach d, t, g, k, sch sei nicht zu empfehlen. Das geht etwas weit in der Genauigkeit. — 3. Das auslautende n der Vorwörter und das vor f und ft stehende n dürfe nicht dem folgenden Mitlaute angeglichen werden: anbefehlen, ankommen, Einkehr, fünf, Vernunft mit n, nicht ambefehlen, angkommen (mit ng meine ich velares n), Eingkehr, fümf, Vernum(p)ft. — 4. Ebenso gebühre der Endung -en reiner Zahnlaut: lieben, gegen, treffen, brauchen, nicht lieb'm, geg'ng (ng = velares n) u. s. w. oder gar lie'm, ge'ng; auch nicht re'n für reden. Die tonlosen Nachsilben el, em, en, er dürfe man mit einfachem silbenbildendem l, m, n, r sprechen: Brod'm Neb'l, Reg'n, od'r. Diese zwei Sätze 3 und 4 will ich für den feierlichen Vortrag und den ernsten Gesang ohne weiteres gelten lassen; man wird da wohl noch weiter gehen müssen, indem man die silbenbildenden l, m, n, r nicht unbedingt gestattet. Aber aus dem leichtern Vortragsstil wird man solche Erleichterungen schwerlich ausmerzen können; die meisten Menschen bemerken sie ja gar nicht, weder an sich selbst noch an andern. — 5. Stammhaftes ng laute in deutschen Wörtern wie velares n: lang, länger, aber un-gern, An-geld, Ein-gabe, Evang-gelium, Ung-garn. (Vergl. hier oben X 587 flg.) — 6. r sei deutlich, wenn irgend möglich, als Zungenspitzen-r, zu sprechen, nicht auszustoßen oder anzugleichen oder in ch zu verwandeln. Ein frommer Wunsch. Auf der Bühne freilich, in Berlin und Wien wie in Paris, fristet das Zungenspitzen-r sein Treibhausleben fort, und selbst da sitzt es nur noch im Anlaut fest; aber bei den nicht schauspielernden Gebildeten stirbt es immer rascher aus. Das r nach Selbstlauten geht bei uns den Weg, den es im Englischen gegangen ist. Wörter wie oder, jeder, immer mit der littera canina auszusprechen ist im ganzen Osten nicht mehr möglich. (Im Süden geht das Gebiet des vokalisierten -r westwärts bis über die Ostgrenze Nordtirols, und zwar mit Einschluß der Volkssprache; im deutschen Reich ist mir die Grenze nicht bekannt.) Bei diesem letzten Punkte zeigt es sich, daß die Stimmen, durch die E. seine 24 Sätze stützt, doch nicht hinreichen. Der Vorstand des Vereins für vereinfachte Rechtschreibung, Pfarrer Spieser (im Elsaß), genießt mit Recht hohes Ansehen, Vietor (aus Nassau) und Erbe (in Stuttgart) brauche ich meinen Lesern gar nicht anzurühmen; Vietor insbesondere, der über die Aussprache des Deutschen einige ausführliche Berichte gesammelt hat (Phon. Studien I – III), vertritt in gewissem Sinne einen

großen Teil des deutschen Reiches. Aber es wäre doch passend gewesen, den Norden und den Osten, vor allem Berlin mitstimmen zu lassen.

Die sechs „schonungswürdigen mittel- oder süddeutschen Sprechweisen" haben weniger Bedeutung. Schonen ist nicht das rechte Wort: dulden mag man sie, und das nur wenn sie vorläufig noch nicht ausrottbar sind. Einen der sechs Sätze habe ich schon besprochen; ich will nur noch zwei andre vorführen, und zwar weil ich sie aus der Reihe gestrichen wissen möchte. Satz 3 verlangt zwei ei, zwei au und zwei eu. Die zwei ei (zwai, dreï) kennt jeder, der einmal mit einem Schwaben gesprochen hat; die zwei au (Rauch, Bouch) fallen nicht auf, weil man au mit verschieden tiefem a oder o zu hören gewohnt ist; noch weniger die zwei eu. Erbe beruft sich darauf, daß fast alle Mundarten diese zweierlei Laute auseinanderhalten; aber um die Mundarten handelt es sich nicht, und im Gebildetendeutsch kennt man außerhalb Schwabens, soviel ich weiß, überall nur ein ei, ein au und ein eu. Satz 5 verlangt die Erlaubnis, das g in Regen, Tage wie g, in Tag wie k auszusprechen; ich halte dies gerade für mustergiltig und würde eher fragen, ob man da die landschaftliche Aussprache des g wie j, ch noch dulden dürfe. Dagegen ist die Aussprache von -ig wie -ich (gütig, König, wenig) so verbreitet, daß man sie wohl schon als mustergiltig lehren kann (s. oben X 587 flg.); eine künftige Rechtschreibung wird dieses -ig durch -ich ersetzen, um der Entwickelung der gesprochenen Sprache zu folgen.

Nicht durch die 24 und 6 Sätze, sondern durch die lautgetreue Schreibung des Aufsatzes erfahren wir, daß E. das anlautende s vor Vokalen stimmlos hervorbringt und daß er an-, un-, hin-, ob, Cap mit langem Selbstlaut ausspricht. Das s- spreche ich auch stimmlos, möchte das aber nicht als besser hinstellen, zumal wenn ich anderseits (II, 1.) die stimmhafte Aussprache von b-, d-, g- empföhle. Über die Länge der Selbstlaute in jenen Vorsilben und Wörtern wundere ich mich umsomehr, als ich daneben ab- immer mit kurzem a geschrieben finde.

Möchte es mir gelungen sein, durch diese Besprechung der dankenswerten Arbeit Erbes dem Leserkreise dieser Zeitschrift die Frage einer alldeutschen Gebildetenaussprache näher ans Herz zu legen, und möchte sich Vietor veranlaßt fühlen, seinen Fragebogen fleißig umherzusenden, besonders nach den deutschen Gegenden, die er bisher ganz ausgeschlossen hat. Denn solange wir unsere Bemühungen um eine Musteraussprache nicht auf eine gute Statistik der gegenwärtigen Aussprache der gebildeten Deutschen stützen können, gleichen wir Diplomaten, die einen internationalen Zollvertrag vereinbaren wollen, ohne zu wissen, wieviel und welcherlei Waren in den einzelnen Ländern erzeugt und verbraucht werden.

Czernowitz. **Th. Gartner.**

[Fü]r die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher zc. bittet [m]an zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Ludwig Richterstr. 2II.

Die Deutschen und ihr erster Kaiser.[1])

Von **Edmund Bassenge** in Dresden.

Herr Gott, dich loben wir!
Herr Gott, wir danken dir!

Das sei auch heute wie in all den festlichen Tagen ruhmreicher Erinnerung, die wir in den letzten zwei Jahren feiern durften durch Gottes Gnade, unser erstes Bekenntnis, das sei der Ausdruck des Geistes, in dem wir auch die Feier begehen, zu der wir heute versammelt sind. Denn wahrlich nicht eitle Festlust ist es, sondern der Dankbarkeit überwallender Strom, der heute aus allen deutschen Herzen fließt und uns in großer, einzig dastehender Völkerwallfahrt treibt zum Grabe des Mannes, der wie die Verkörperung seines Jahrhunderts vor uns steht und unserm Volke für alle Zeiten so unaussprechlich teuer bleiben wird als edelster Mensch nicht weniger denn als des neuen deutschen Reiches erster Kaiser. Uns, seinem Volke, ist er nicht gestorben, in unsern Herzen lebt er ewig fort: da hat er sich ein Denkmal aufgerichtet, das alle Stürme überdauern wird! Sein Leben ist uns ein deutliches Bild, wie der Allmächtige unser Volk geführt durch Drangsal und Schmach, durch Kummer und Not zu wunderbarer Größe und Herrlichkeit. Aber erhalten ist schwerer als erringen. Und darum sei uns dieses Fest nicht nur eine Aufforderung zur Dankbarkeit, sondern auch eine Mahnung zur Arbeit! Und in beiden sei Gott der Herr unser Führer und Hort!

I.

Betrachten wir zunächst, **was gethan ist**, und halten wir uns dabei an die fünf gewaltigen Gestalten deutscher Fürsten, die der Ehrenname des Großen schmückt.

Als an die Stelle der zerfallenen römischen Imperatorenherrlichkeit die Urkraft germanischen Wesens getreten war und nach mehreren verfehlten Versuchen die staatsschöpferische Reife erlangt hatte, da gründete der germanische Landmann mit der gewaltigen Feldherrnhand und dem weisen Herrscherblicke jenes riesenhafte Reich, dessen äußere Grenzen

---

1) Rede zur Hundertjahrfeier, gehalten bei dem Festaktus in der Annenschule zu Dresden.

großen Teil des deutschen Reiches. Aber es wäre doch passend gewesen, den Norden und den Osten, vor allem Berlin mitstimmen zu lassen.

Die sechs „schonungswürdigen mittel- oder süddeutschen Sprechweisen" haben weniger Bedeutung. Schonen ist nicht das rechte Wort: dulden mag man sie, und das nur wenn sie vorläufig noch nicht ausrottbar sind. Einen der sechs Sätze habe ich schon besprochen; ich will nur noch zwei andre vorführen, und zwar weil ich sie aus der Reihe gestrichen wissen möchte. Satz 3 verlangt zwei ei, zwei au und zwei eu. Die zwei ei (zwai, dreï) kennt jeder, der einmal mit einem Schwaben gesprochen hat; die zwei au (Rauch, Bouch) fallen nicht auf, weil man au mit verschieden tiefem a oder o zu hören gewohnt ist; noch weniger die zwei eu. Erbe beruft sich darauf, daß fast alle Mundarten diese zweierlei Laute auseinanderhalten; aber um die Mundarten handelt es sich nicht, und im Gebildetendeutsch kennt man außerhalb Schwabens, soviel ich weiß, überall nur ein ei, ein au und ein eu. Satz 5 verlangt die Erlaubnis, das g in Regen, Tage wie g, in Tag wie k auszusprechen; ich halte dies gerade für mustergiltig und würde eher fragen, ob man da die landschaftliche Aussprache des g wie j, ch noch dulden dürfe. Dagegen ist die Aussprache von -ig wie -ich (gütig, König, wenig) so verbreitet, daß man sie wohl schon als mustergiltig lehren kann (s. oben X 587 flg.); eine künftige Rechtschreibung wird dieses -ig durch -ich ersetzen, um der Entwickelung der gesprochenen Sprache zu folgen.

Nicht durch die 24 und 6 Sätze, sondern durch die lautgetreue Schreibung des Aufsatzes erfahren wir, daß E. das anlautende s vor Vokalen stimmlos hervorbringt und daß er an-, un-, hin-, ob, Cap mit langem Selbstlaut ausspricht. Das s- spreche ich auch stimmlos, möchte das aber nicht als besser hinstellen, zumal wenn ich anderseits (II, 1.) die stimmhafte Aussprache von b-, d-, g- empföhle. Über die Länge der Selbstlaute in jenen Vorsilben und Wörtern wundere ich mich umsomehr, als ich daneben ab- immer mit kurzem a geschrieben finde.

Möchte es mir gelungen sein, durch diese Besprechung der dankenswerten Arbeit Erbes dem Leserkreise dieser Zeitschrift die Frage einer alldeutschen Gebildetenaussprache näher ans Herz zu legen, und möchte sich Vietor veranlaßt fühlen, seinen Fragebogen fleißig umherzusenden, besonders nach den deutschen Gegenden, die er bisher ganz ausgeschlossen hat. Denn solange wir unsere Bemühungen um eine Musteraussprache nicht auf eine gute Statistik der gegenwärtigen Aussprache der gebildeten Deutschen stützen können, gleichen wir Diplomaten, die einen internationalen Zollvertrag vereinbaren wollen, ohne zu wissen, wieviel und welcherlei Waren in den einzelnen Ländern erzeugt und verbraucht werden.

Czernowitz. **Th. Gartner.**

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher 2c. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Ludwig Richterstr. 2II.

Die Deutschen und ihr erster Kaiser.[1])

Von **Edmund Bassenge** in Dresden.

Herr Gott, dich loben wir!
Herr Gott, wir danken dir!

Das sei auch heute wie in all den festlichen Tagen ruhmreicher Erinnerung, die wir in den letzten zwei Jahren feiern durften durch Gottes Gnade, unser erstes Bekenntnis, das sei der Ausdruck des Geistes, in dem wir auch die Feier begehen, zu der wir heute versammelt sind. Denn wahrlich nicht eitle Festlust ist es, sondern der Dankbarkeit überwallender Strom, der heute aus allen deutschen Herzen fließt und uns in großer, einzig dastehender Völkerwallfahrt treibt zum Grabe des Mannes, der wie die Verkörperung seines Jahrhunderts vor uns steht und unserm Volke für alle Zeiten so unaussprechlich teuer bleiben wird als edelster Mensch nicht weniger denn als des neuen deutschen Reiches erster Kaiser. Uns, seinem Volke, ist er nicht gestorben, in unsern Herzen lebt er ewig fort: da hat er sich ein Denkmal aufgerichtet, das alle Stürme überdauern wird! Sein Leben ist uns ein deutliches Bild, wie der Allmächtige unser Volk geführt durch Drangsal und Schmach, durch Kummer und Not zu wunderbarer Größe und Herrlichkeit. Aber erhalten ist schwerer als erringen. Und darum sei uns dieses Fest nicht nur eine Aufforderung zur Dankbarkeit, sondern auch eine Mahnung zur Arbeit! Und in beiden sei Gott der Herr unser Führer und Hort!

I.

Betrachten wir zunächst, **was gethan ist**, und halten wir uns dabei an die fünf gewaltigen Gestalten deutscher Fürsten, die der Ehrenname des Großen schmückt.

Als an die Stelle der zerfallenen römischen Imperatorenherrlichkeit die Urkraft germanischen Wesens getreten war und nach mehreren verfehlten Versuchen die staatsschöpferische Reife erlangt hatte, da gründete der germanische Landmann mit der gewaltigen Feldherrnhand und dem weisen Herrscherblicke jenes riesenhafte Reich, dessen äußere Grenzen

1) Rede zur Hundertjahrfeier, gehalten bei dem Festaktus in der Annenschule zu Dresden.

zwar durch den Ebro und die Raab, die Eider und den Garigliano bezeichnet wurden, dessen Einfluß und Ansehen aber über den Erdkreis ging; und als zur Wende des 9. Jahrhunderts am Tage des Herrn der große Karl in St. Peters heiligem Dome die Kaiserkrone empfing, da war in der That für den Erdkreis ein neues Dasein angebrochen. Denn nicht ein römisches, sondern ein germanisches Kaisertum stand jetzt an der Spitze der Völker, und über seiner Krone leuchtete der überirdische Glanz des Sternes von Bethlehem! Ja, diese neue Erscheinung, das Christentum auf dem germanischen Kaiserthrone, war die herrlichste Bürgschaft für eine große, segensreiche Zukunft. Aber ein alter Schaden hing doch daran: die immer neues Unheil erzeugende Idee von der Weltherrschaft war nicht davon gelöst, und eben daran sollte das Werk des großen Karl zerschellen.

Mit weiser Mäßigung nahm Otto der Große die Aufgabe, die der Zusammenbruch des Karolingerthrones ihm stellte, auf und suchte sein Reich auf die Grundlage zu stellen, die seines klugen Vaters Wirken als die einzig richtige erkennen ließ, das deutsche Volkstum. Und an Deutschheit seines eignen Wesens stand er dem großen Karl in keinem Punkte nach: er redete und kleidete sich deutsch, und wenn als des Deutschen Eigenart besonders die Treue gerühmt wird, so sei es ihm nimmer vergessen, daß diesen Otto der Geschichtschreiber seiner Thaten übermenschlich treu genannt hat. Wäre nur das Reich so rein deutsch gewesen wie er! Aber zuviel des Fremden gehörte dazu, und die politisch unvermeidliche Verknüpfung mit Italien, die soviel Unsegen als Segen über unser Volk gebracht hat, machte es doch immer zu einem heiligen römischen Reiche, wenn auch in den Händen deutscher Nation. Noch war es kein Haus für die deutsche Familie allein, und oftmals wütete blutiger Streit, wer denn des Hauses Herr und Meister sei. Furchtbare, entsetzliche Zeiten hat dieses Reich gesehen jahrhundertelang, die all die mittelalterliche Kaiserherrlichkeit versinken ließen wie ein nächtliches Traumbild, „die wehenden Falten des Saumes mit Blut befleckt.“ Und während die andern Völker Europas sich immer mehr nach außen abrundeten und nach innen zu geordneten, volkheitlichen Staatswesen festigten, war die allmähliche Zersetzung und Zerbröckelung des heiligen römischen Reiches das, was man deutsche Geschichte nennt.

Und als das Reich längst aufgehört hatte das zu sein, was es einst unter Karl und Otto gewesen, als die Kaiserkrone nur noch ein kostbares Juwel, aber kein Symbol der Macht mehr war, als an die Stelle des früheren Ganzen die widerstrebenden Teile getreten waren, die in wahnwitzigem Hader einander zu vernichten trachteten, da hat ein Mann mit dem Kurhut auf dem Haupte, ein Mann mit deutschem

Herzen und mit deutscher Faust begriffen, daß ein neues Ganzes nur geschaffen werden könne auf der Grundlage eines gesunden, kräftigen, urdeutschen Teiles, daß also 7 Jahrhunderte für die Entwickelung unseres Volkstums zum volkheitlichen Staate verloren seien und man von vorn anfangen müsse, wo Heinrich der Städtebauer begonnen: das war Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst von Brandenburg. Er war es, der in schwersten Zeiten furchtbarer Kriegswirren den brandenburgisch-preußischen Staat zu einer europäischen Macht erhob; er war es, der aus den Ruinen der überlebten Reichsverfassung ein neues Leben erblühen zu lassen die wunderbare Kraft besaß, indem er durch Vernichtung der ständischen Rechte besonders in Preußen die absolute Monarchie begründete; er war es, der dieser Monarchie die festen Grundsäulen ihres Bestehens und ihrer zukunftverbürgenden Entwickelung schuf in einer geordneten Finanzverwaltung und einem stehenden Heere, das sich bald durch die außerordentlichsten Ruhmesthaten unsterblich machen sollte unter seinem fürstlichen Herrn und seinem Feldmarschall Derfflinger; er war es, der vor nun schon 200 Jahren eine brandenburgische Seemacht schuf und schon damals eine deutsche Kolonie an der Westküste Afrikas gründete, Groß-Friedrichsburg; und er war es endlich, der den von ihm gelegten Grund- und Eckstein des spätern deutschen Reiches als unerschütterlich fest erwies durch seinen gewaltigen Sieg über die mit den Franzosen verbündeten Schweden bei Fehrbellin, um dessen Früchte ihn dann der hämische Ludwig betrog. Aber der Himmel hat es gehört, wie er zornentbrannt ausrief: „Mög' ein Rächer dereinst erstehn aus meinen Gebeinen!" Und nicht einer nur kam, sondern zwei hat des Allmächt'gen Güte uns gesendet; und als habe sie des großen Friedrich Wilhelm gewaltiges Wesen geteilt, schenkte sie uns nach 100 Jahren einen großen Friedrich und nach 200 einen großen Wilhelm!

Das Haupt Friedrichs des Großen schmückte bereits die preußische Königskrone, die schon der Sohn des Großen Kurfürsten sich aufgesetzt hatte an jenem denkwürdigen 18. Januar, der 170 Jahre später des gesamten deutschen Volkes höchste Sehnsucht endlich erfüllen sollte. Aber nie hat wohl ein König so schwer und leidvoll um die Behauptung seiner Krone und um das Dasein seines Staates gerungen als dieser Friedrich, den sein Volk schon bei Lebzeiten den Einzigen nannte.

Aber als er sich endlich durchgerungen, als er das Unglaubliche geleistet und gegen eine Welt von Feinden sich siegreich behauptet hatte, da war sein Preußen nicht mehr eine europäische Macht, sondern eine europäische Großmacht, die bei Roßbach, Leuthen und Zorndorf ihre Anerkennung bei Franzosen, Österreichern und Russen ruhmreich erzwungen

hatte, da war der Weg, den der Große Kurfürst dem deutschen Volke gewiesen, unanfechtbar behauptet, da war die Bahn bereitet, auf der dereinst der alte Barbarossa die Tiefen des unterirdischen Schlosses verlassen und in der Gestalt Wilhelms des Großen im Siegeszuge heimkehren konnte in sein geeintes Reich als deutscher Kaiser. Das aber war nicht ein Geschenk, welches das Glück dem Hohenzollernsproß in die Wiege gelegt hätte, das war der Lohn einer reichen und schweren Lebensarbeit, den die göttliche Vorsehung dem von ihr erkorenen Werkzeuge zwar sichtbar bestimmt hatte, aber den sie erst dem 74jährigen Greise gewährte. Das Leben dieses unvergeßlichen Herrschers, den sein dankbares Volk nicht weniger unaussprechlich geliebt hat als er sein Volk, das heute zu erzählen, hieße wohl Wasser ins Meer tragen. Aber vier Tage sei es gestattet aus diesem fast ein Jahrhundert füllenden Leben herauszugreifen, an denen sich's mit wunderbarster Klarheit erweist, wie das ganze Dasein und Wirken dieses ebenfalls einzigen Fürsten auf Gottes allmächtiger Sendung und Führung beruht.

Der erste dieser 4 Tage sei der 19. Juli 1810. Keines Fürsten Mutter steht uns Deutschen mit so unauslöschlichen Zügen ins Herz geschrieben und keine hat eine so hohe Bedeutung für die deutsche Geschichte gewonnen als Wilhelms des Großen Mutter, die edle, echt deutsche Luise. Wenn je eine Frau, so war sie die volle, herrliche Verkörperung des Deutschtums auf dem Throne, was sie vielleicht nie schöner gezeigt hat als in einer ihrer schwersten Stunden, als sie nach der Schlacht von Jena im Juli 1807 zu Tilsit im Namen ihres Volkes Napoleon I. gegenüberstand und diesem unedeln Menschen die ganze Hoheit ihrer großen Seele und ihrer echt königlichen Natur bewies. Aber das Unglück ihres Volkes nagte zu sehr an dieser Seele, und der 19. Juli 1810 war der letzte Tag ihres leidenreichen Lebens, dessen ergreifende tragische Größe darin bestand, daß sie das Unglück ihres geliebten Vaterlands in tiefster Seele mitleiden mußte, den Tag der ruhmreichen Vergeltung aber nicht erleben durfte. Aber war es auch dem jungen Prinzen Wilhelm an diesem 19. Juli 1810, als ob die Sonne am Himmel erloschen sei, so leuchtete ihm doch für sein ganzes ferneres Leben wie ein Stern durch die Nacht der feste Glaube seiner unvergeßlichen Mutter: „Meine Hoffnung ruht auf der Verbindung alles dessen, was den deutschen Namen trägt!" Und dieser junge Prinz, den Gott dazu ausersehen hatte, das Werk seiner edlen Väter einst zum herrlichen Ende zu führen und den Kyffhäuser-Zauber zu lösen, mußte die tiefste Schmach seines Volkes, aber auch seine wunderbare Erhebung mit angesehen haben, um zu erkennen, daß nur völlige Einigkeit ein Volk stark zu machen, nur unbedingte Hingabe an Gott es zu erhöhen

vermag. Darum wurden Glaube und Demut, Pflicht und Treue die Leitsterne seines Lebens, und nur sie sind es, die ihn zu dem gemacht haben, was er geworden ist und bleiben wird: das Ideal seines Volkes, das Muster eines Herrschers! Nichts erklärt uns das besser als zwei Sätze seines umfangreichen Konfirmationsgelübdes, deren einer lautet: „Meine Kräfte gehören meinem Vaterlande“ und der andere: „Meines Gottes will ich überall gedenken“. O möchten diese beiden Sätze das heiligste Gelöbnis und die Wahlsprüche jedes Deutschen sein! Dann stünd' es allzeit wohl um uns! Das war der Geist, der die Deutschen nach der Schmach von Jena und dem Tode Luises erweckte und ergriff, und wie der Allmächtige solchem Volke gnädig ist, das zeigte sich, als wenige Jahre nach jenen Tagen der Trauer und Not das Gottesgericht von Moskau, Leipzig und Waterloo den Thron des Tyrannen zerschlug.

Diese großen Ereignisse seiner Jugendzeit, die auch den siebzehnjährigen Prinzen Wilhelm auf die französischen Kriegsschauplätze von 1814 und 1815 führten, ließen ihn mit klarster Deutlichkeit erkennen, daß Preußens Machtstellung und Zukunft nur auf der Tüchtigkeit und Größe seines Heeres beruhe. In diesem Geiste wirkten auch die großen Männer, denen zumeist die Wiedererhebung Preußens von dem Falle bei Jena zu verdanken ist, allen voran der edle Scharnhorst. Dieses Heer also, mit dem einst auch der große Friedrich seine gewaltigen Siege errungen hatte, zu vervollkommnen und zu verstärken, es zu dem mächtigsten Schutzmittel seines Volkes und Vaterlandes zu machen, wurde darum das Ideal seines Lebens, um dessen willen er als Prinzregent und König auch vor den schärfsten und schwersten Kämpfen mit dem Landtage nicht zurückscheute. Und so sehr damals blinde Parteiwut die Vertreter des Volkes verblendete, so zweifellos steht es heute fest, daß die Reorganisation der Armee einer der ersten Ruhmestitel König Wilhelms ist, durch den er sich den Dank des Vaterlandes im höchsten Grade verdient hat; nannte er sie doch wiederholt sein allereigenstes Werk. Und darum sei der zweite Tag, dessen wir hier gedenken, der 18. Januar 1861, an dem zu Berlin das großartige Fest der Fahnenweihe der Welt die Vollendung des langjährigen und bedeutungsvollen Reformwerks verkündete. Jetzt stand dank der weitschauenden Fürsorge und der unermüdlichen Thatkraft seines Königs Preußen wieder für alle Aufgaben gerüstet auf der alten, weltberühmten, aber seit Friedrichs des Großen Tode verlorenen Höhe, bereit nicht nur das Errungene gegen jeden Angriff zu verteidigen, sondern auch die hohe Sendung, zu der es Gottes Wille berufen, am deutschen Volke zu erfüllen: der Grundstein zu Preußens, ja zu ganz Deutschlands gegenwärtiger Machtstellung war

gelegt, das Schwert, das die Einheit erkämpfen sollte, geschmiedet; und schon standen auch die Helden bereit, die es schwingen sollten, wenn feindlicher Übermut es aus der Scheide lockte.

Und der Tag dieses Übermuts kam: es war der 19. Juli 1870. Als wolle sich die Hand der Nemesis schon spüren lassen, hatte sie unsere Feinde, die einst am 19. Juli 1810 das Herz der edeln Luise gebrochen, getrieben, gerade zu dieses Tages sechzigster Wiederkehr dem Sohne der königlichen Dulderin die Kriegserklärung ins friedliche Haus zu schleudern, als wolle sie den Sohn aufrufen zur Rachethat für der Mutter unsägliches Leid. Kaum war der Kriegsruf in Berlin erschollen, da war auch der hohen, verklärten Mutter letzte Ruhestätte das erste Ziel, zu dem der König seine Schritte lenkte. Dort in dem kleinen Tempel zu Charlottenburg, der zwischen alten Tannen fern von der Welt bewegtem Strome liegt, eine Stätte des ewigen Friedens, dort stand der selbst schon weißhaarige Sohn an den Sarkophagen der längst im Jenseits vereinten Eltern, das feuchte Auge ins Jenseits gerichtet und betete. Und da fielen seine Blicke auf die Gestalt des Dornengekrönten, der gesagt: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende", und als er das Auge zum Rande der Decke erhob, da leuchteten ihm von dort hernieder wie ewige Sterne die Worte des Herrn: „Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen". Und da kam über ihn eine wunderbare Zuversicht, und mit Himmelsklarheit leuchtete ihm die Erfüllung dessen entgegen, was seines Volkes heiße Sehnsucht war jahrhundertelang. Und wie er jetzt auf die edle Gestalt der geliebten Mutter blickte, da war es ihm wie Verheißung ihres höchsten Hoffens: Einigung der deutschen Stämme unter Preußens Führung; und wie er den königlichen Vater dort liegen sah in der Felduniform von 1813, da ging es im Herzen ihm auf wie himmlische Klarheit, daß auch er jetzt ziehen solle in einen Befreiungskrieg fürs heilige Vaterland, und er besann sich, daß er bereits auf dem Wege von Ems nach Berlin über die einmütige Begeisterung des Volkes mehrmals gerufen hatte: „Das ist ja wie 1813!"

Und nun schritt er hinaus erhobenen Hauptes, ein König und Held von Gott gesandt. Und wer ihn da aus der Tiefe des Grabtempels ans Licht des Tages steigen sah, der konnte wahrlich sagen, er hab' es mit eigenen Augen geschaut, wie Barbarossa emporgestiegen aus Kyffhäusers Schloß, die Raben verscheuchend, wiederbringend des Reiches Herrlichkeit! Und wie er nun schlug an den ehernen Schild, da strömten zusammen die deutschen Helden von Nord und Süd, von Ost und West, ein einzig Volk von Brüdern, und vorwärts ging es in stürmischem Siegeszuge „Alldeutschland in Frankreich hinein!"

Und es folgte ein Krieg ohnegleichen. Die Kraft der größten Heere, der stärksten Festungen zerbrach vor deutscher Heeresmacht, Sieg folgte auf Sieg, und in sechs Wochen lag das welsche Kaisertum am Boden, das Deutschland einst so furchtbar knechtete. Hier zeigte sich im hellsten Lichte des deutschen Heeres Stärke, von dem schon 1864 nach dem Siege von Düppel der französische Militär-Attaché in Berlin gesagt hatte, wie einst Pyrrhus von den Römern: „Mit diesen Truppen erobere ich die Welt!" Und was des Königs unsterbliche Paladine Bismarck, Moltke und Roon geleistet hatten in gemeinsamer Arbeit zum Heile des ganzen deutschen Vaterlands, das kündete der staunend bewundernden Welt der Tag, an dem 10 Jahre zuvor die Heeresreform zum Abschluß gelangt war, der 18. Januar 1871. Solange die Erde stehn mag, wird es der deutschen Geschichte größter und herrlichster Tag sein, an dem die Einmütigkeit der deutschen Fürsten und Stämme ihrem greisen Führer Wilhelm dem Siegreichen auf feindlichem Boden im prunkvollen Schlosse Ludwigs XIV. die deutsche Kaiserkrone bot, die herrlicher ist als die Krone Karls und Ottos und Barbarossas, weil kein Papst sie gegeben, weil sie deutsch ist, weil sie das Symbol bildet der durch das edelste Blut besiegelten Einigkeit alles dessen, was den deutschen Namen trägt. Das war der Niblungenhort, den Hagen versenkt im rauschenden Rhein, das war die Krone, die Deutschland geträumt jahrhundertelang, und herrlich erfüllt durch den siegreichen Sohn war endlich Luises gläubige Zuversicht. Als Friedenskrone hat Wilhelm der Große entgegengenommen das köstliche Diadem mit thränendem Auge und überwältigt von der Macht der göttlichen Gnade, die ihm und seinem Volke den wunderbaren Tag geschenkt. Und wie er's nicht vergaß, dem Herrn der Welt zu danken, der ihn so sichtbar gesegnet, so wollen auch wir's nicht vergessen und mit dem Dichter rufen:

„Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken im Jubelsturm,
Des Flammenstoßes Geleucht facht an,
Der Herr hat Großes an uns gethan:
Ehre sei Gott in der Höhe!"

II.

Doch nicht rückwärts allein, auch vorwärts sei heute der Blick gerichtet, und gerade die Betrachtung dessen, was gethan ist, lehre uns achten auf das, **was zu thun ist!** Und unserer Dankbarkeit bester Beweis wird unsere Arbeit sein.

Das Ziel unserer Arbeit aber sei kein anderes als das, was das Ziel der Lebensarbeit Wilhelms I. und seines unvergleichlichen Kanzlers gewesen und Luises gläubige Hoffnung: die Einigkeit alles dessen, was

den deutschen Namen trägt. Und auch die Mittel, mit denen wir dieses Ziel zu erreichen suchen und die allein uns den Segen des Herrn zu unserer Arbeit verschaffen mögen, seien dieselben wie die, mit denen jene beiden untrennbaren Großen ihr Lebenswerk geschaffen: Gottesfurcht und Vaterlandsliebe! Die Gottesfurcht aber schließe aus alle Menschenfurcht, damit wahr werde des gewaltigen Kanzlers erhabenes Wort: „Wir Deutschen fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt!" Und die Vaterlandsliebe schließe aus alle Eigenliebe, der das kleine Einzelne höher gilt als das große Ganze, damit an jedem von uns wahr werde des Dichters herrlicher Mahnruf:

„Ans Vaterland, ans teure, schließ' dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!"

Und so sei denn unsere Arbeit, wie das Leben überhaupt, ein Kampf und zwar ein doppelter: einmal gegen Menschenfurcht, also ein Kampf nach außen; und zum andern gegen Eigenliebe, also ein Kampf nach innen.

a) Ein Kampf braucht nicht immer ein Krieg zu sein. Seit einem Vierteljahrhundert hat Gott uns nun Frieden geschenkt; aber war unser Arbeiten in dieser Zeit nicht auch ein Kampf? War es nicht ein Kampf um eine unseres Volkes würdige Stellung unter den führenden Staaten Europas, um das einer so großen und tüchtigen Nation gebührende Ansehen, das sich gründen sollte auf die Achtung und das Vertrauen der andern Völker, ein Kampf um die erste Stelle in dem Wettstreite um die Palme der Zivilisation? — Lange genug haben wir Deutschen zurückstehen müssen hinter den andern, schwer genug haben wir geseufzt unter der Willkür fremder Mächte, unter der Herrschaft des Auslands, tief genug sind wir gebeugt worden von Ludwig XIV. und Napoleon I., schmerzlich genug haben wir die Herz- und Verständnislosigkeit undeutscher Herrscher empfunden — mit alledem hat endlich in einem einzigen Jahre Balmung, das deutsche Siegfriedschwert, in kräftigen Streichen aufgeräumt. Aber mit den Thaten des Schwerts war keineswegs die ganze Arbeit gethan, die Pforte nur war geöffnet, die uns bisher den Weg versperrt; jetzt aber bedurft' es der Thaten des Geistes, damit das in den Sattel gehobene Deutschland auch wirklich reiten könne. Und was wären wir heute ohne den Geist jenes gewaltigen Mannes, dem das Erstaunliche gelungen, den Haß der Welt in die glühendste Liebe zu wandeln, und der uns heute und in alle Ewigkeit neben Siegfried und Armin als der dritte und größte Nationalheros der Deutschen steht, was wären wir heute ohne des deutschen Volkes deutschesten Sohn, ohne Bismarck? Ein Nichts, ein ohnmächtiges Nichts, wie wir es gewesen jahrhundertelang! Und darin vor allem besteht die Größe Wilhelms I., daß er den Mann erkannte, daß er ihn auf den rechten Posten stellte und dort

behauptet hat durch alle Stürme der Zeiten bis zu des eignen Lebens letztem Hauch. Und wollen wir wissen, was uns obliegt zu thun, so mögen wir auf Bismarcks Arbeit schauen, mit seinen Gesinnungen uns erfüllen, mit seinem Empfinden unsere Seelen befeuern und nach seinem Vorbild kämpfen für des Vaterlandes Größe, ein jeder an seinem Teile, daß Deutschland blühe und gedeihe unter den Segnungen des Friedens, den Gottes Gnade uns erhalten möge!

Soll's aber wieder einmal gelten, das Schwert aus der Scheide zu ziehen, dann finde uns die schicksalsschwere Stunde so stark und mutig wie 1870 und wie damals mit dem Glauben im Herzen: „Gott wird mit uns sein!"

b) Daß dies aber möglich sei, dazu bedarf es eines inneren Kampfs in dreifacher Gestalt.

1. Zunächst gilt es den alten Charakterfehler unseres Volkes, auf den schon der Römer seine Pläne gebaut, endgiltig und für immer zu überwinden: die Uneinigkeit, das Parteiwesen. Gewiß, der Menschen Meinungen werden ewig verschieden sein wie die Blumen des Feldes und die Früchte der Bäume; nicht daran wollen wir rütteln, das hieße die Natur verwandeln wollen. Aber das kann man fordern und das erreichen, daß die Glieder eines Volkes, so verschieden auch jedes einzelnen Meinung von der des andern sei, nichts Höheres kennen als das Wohl des Ganzen und jederzeit bereit sind, auf die Erfüllung eigner Wünsche zu verzichten, wenn es das Heil des Vaterlandes gilt. Darum sei es uns heilige Pflicht, zu kämpfen gegen den Sondergeist und den parteiischen Eigenwillen, und unser Wahlspruch laute überall: „Das Vaterland, nicht die Partei!"

„Denn dieses ist der Freien einz'ge Pflicht:
Das Reich zu schirmen, das sie selbst beschirmt!"

2. Und derselbe Sondergeist muß noch in anderer Gestalt bekämpft werden, in der des Partikularismus. Oder wollen wir, daß unser mit dem teuersten, edelsten Blute unserer Väter errungenes neues deutsches Reich, das die schönen Träume so vieler längst entschwundener Geschlechter nun so herrlich erfüllt hat, wieder zerfalle, daß das Lebenswerk Wilhelms I. und Bismarcks wieder in Stücke gehe? Soll die Sehnsucht von sechs Jahrhunderten, die gläubige Zuversicht der edlen Luise, der Siegespreis eines Kampfes ohnegleichen nur ein Trugbild gewesen sein? Haben wir 40000 treue Söhne unseres Volkes auf der Walstatt gelassen für ein Phantom? Nein, beim Allmächtigen! nein! Das Gut, für dessen Erringung die Väter ihr alles eingesetzt haben, soll nicht wieder verloren gehen durch die Thorheit und den Frevel der Söhne! Denn Frevel wär' es am Lenker der Welt, wollte das Volk, dem er einen

Wilhelm, einen Bismarck, einen Moltke und noch so viele andre große Männer gegeben, die Fülle seiner Gnaden so vergelten. Und darum treffe des Himmels Zorn und Strafe jeden, der auch nur ein einzig Wörtlein spricht für die Pest des Partikularismus! Wir aber, die Kinder der Wilhelminischen Epoche, wollen nicht mehr fragen: „Was ist des Deutschen Vaterland? Ist's Preußenland, ist's Bayerland?", wir wollen allezeit jubelnd rufen: „Das ganze Deutschland soll es sein!"

3. Aber noch eine Pest gilt's zu bekämpfen, schlimmer als diese, die Vaterlandslosigkeit. Traurig genug, daß es eine Rotte von Menschen giebt im deutschen Lande, die nicht wert sind, Deutsche zu heißen, die den Umsturz alles Bestehenden predigen und das eigene Vaterland mit ihrem Hasse begeifern. Es sind dieselben Menschen, aus deren Gesinnungen einst die verruchten Mordanschläge auf das Leben des ehrwürdigen Kaisergreises hervorgingen und die noch heute das Andenken dieses dem deutschen Volke so teuren Herrschers zu entehren sich nicht entblöden. Kampf gegen diese Rotte ist jedes Deutschen heilige Pflicht, ist — um es mit den Worten unseres erhabenen Kaisers Wilhelms II. zu sagen — „eine Aufgabe für uns alle, mögen wir sein, wer und wo wir wollen." Und stärken möge uns in diesem Kampfe des Kaisers mächtiger Mahnruf: „Diejenige Partei, die es wagt, die staatlichen Grundlagen anzugreifen, die gegen die Religion sich erhebt und selbst nicht vor der Person des Allerhöchsten Herrn Halt macht, muß überwunden werden!" Hier gilt es den Kampf für unsere heiligsten Güter, und nur zwei Mittel giebt es, den Sieg zu erringen: Gottesfurcht und Vaterlandsliebe. Darum wollen wir Gott fürchten und ehren, wie Wilhelm der Große ihn geehrt, und unser Vaterland lieben, wie er es geliebt, mit der flammendsten Glut unseres begeisterten Herzens und, was es auch Hohes und Teures für uns auf Erden geben mag, durch unser ganzes Leben, unser Streben und Denken, unser Reden und Handeln den Ruf bethätigen: „Deutschland über alles!"

Und in diesem Geiste neu gestärkt und gefestigt zu sein, darin bestehe der Gewinn dieser erhebenden Gedenkfeier, mit dem wir wieder hinausgehen an unsere Arbeit, an den Kampf, den wir zu kämpfen berufen sind. Und wie wir Vaterlandsliebe und Gottesfurcht als die einzigen Mittel zum Siege erkannt haben, so klinge auch in diesen beiden unsere festliche Betrachtung aus mit einem Gelübde und einem Gebete.

Das Gelübde fassen wir in die eben ausgesprochenen drei Worte zusammen: „Deutschland über alles!", das soll hinfort unsere Losung sein. Denn an dir, o Vaterland, hängen wir mit ganzer Seele heute und allezeit und rufen mit dem Dichter:

„Vaterland, du kühnes, wo eichenlaub-umkränzt
Noch Hermanns Schild nicht rostet, wo neu geschärft erglänzt
Das Heldenschwert der Väter und wo deutsche Hand
Weiß beides noch zu führen — Gott segne dich, du kühnes Land!

Vaterland, du heil'ges — wohlauf im Morgenrot!
Für dein Banner geh'n wir freudig in den Tod,
Wenn es allgemeinsam weht am Nordseestrand
Und von den Alpen flattert — Gott segne dich, du heil'ges Land!"

Aber nicht mit heißen Wünschen allein wollen wir an die Arbeit gehen, sondern auch mit dem festen Entschlusse, überall und allezeit unser ganzes Wesen und Vermögen einzusetzen im Dienste unseres Vaterlandes, dem all unsere Kräfte gehören.

Und damit dieser Entschluß und unsere Arbeit von Gott gesegnet werde, erheben wir die Herzen zum Gebete:

„Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für! Du hast unser Volk lange geführt im finsteren Thale; aber wir haben uns nicht gefürchtet, denn du warst unser Stecken und Stab, und dein Wort hat den Weg uns erleuchtet hinauf zu der Höhe der Freiheit, da jetzt wir steh'n. Wir waren zersplittert, und du hast uns geeinigt; wir waren geknechtet, und du hast uns befreit; wir waren verachtet, und du hast uns erhoben. Das rühmen wir laut und bekennen in Ehrfurcht: Herr, du hast Großes an uns gethan! O laß uns deiner Gnade auch würdig sein und mache uns stark und fest, daß wir erhalten, was du uns gegeben. Gieb uns den rechten Mut gegen die Welt und die rechte Demut gegen dich; mache uns frei von der Furcht vor Menschen, aber bewahre uns die Furcht vor dir. Erhalte uns in der Treue gegen unsere Väter und unser Vaterland, gegen uns selbst und gegen dich, damit wir fest stehen in Glück und Macht nicht minder als in Sturm und Wetter auf dem Grunde deiner Gnade und damit unser geliebtes Vaterland, das deutsche Reich, immerdar blühe in Freiheit und Einigkeit als des Friedens gewaltigster Hort!

„Sieh herab vom Himmel droben,
Herr, den der Engel Zungen loben,
Sei gnädig diesem deutschen Land.
Donnernd aus der Feuerwolke
Sprich zu den Fürsten, sprich zum Volke,
Vereine sie mit starker Hand.
Sei Du uns Fels und Burg!
Du hilfst uns wohl hindurch,
Halleluja!
Denn dein ist heut
Und allezeit
Das Reich, die Kraft, die Herrlichkeit!"

Der geologische und litterarische Hintergrund in Rückerts Parabel „Chidher."

Von G. Zart in Königsberg Nm.

Der Boden, auf dem Menschen, Tiere und Pflanzen leben, verdankt nicht der Festigkeit, sondern der Vergänglichkeit der Felsen seine Entstehung. Nicht bloß das Holz der Bäume wird morsch, sondern auch die Felsen; nicht bloß das Gewässer der Ozeane schwankt und bewegt sich, sondern auch die Gesteine des Festlands, ja diese werden von dem Erdbezwinger, den niemand außer Gott bändigen kann (Hiob 38, 8—11), dem Ozean, beständig bespült, benagt und zerkleinert. Es giebt nicht bloß Stauungen der Flußwasser, sondern auch Stauungen der Gebirge im Erdinnern, welche Ursache verheerender Erdbeben werden können. Es giebt endlich Strandverschiebungen entweder nach oben, d. h. über den früher beobachteten Meeresspiegel, oder Strandverschiebungen nach unten, wobei oft ungewiß bleibt, ob die Küste sich gehoben oder der Meeresspiegel — was früher unglaublich schien, abgesehen von der Senkung der Ebbe — sich gesenkt hat. „Unaufhörlich", sagt ein Geologe (K. Martin), „schlägt die Welle mit dumpfem Klatschen gegen die felsigen Gestade des Landes, . . . die Gesteinswände beleckend, welche sie zersetzt und zerstört; unaufhörlich kehrt der durch Verdunstung gebildete Wasserdampf als Regen zur Erde zurück, um Bächen und Strömen Leben zu verleihen, welche ihre Thäler tiefen Runzeln gleich ins Angesicht der alternden Erde graben; unaufhörlich wandert das verwitterte und mechanisch zerkleinerte Gesteinmaterial der Gebirge als Sand und Schlamm den Ozeanen zu und verringert so die Höhe der Berge;[1]) aber unaufhörlich zuckt auch die Erde in krampfhaften Wehen, um mit titanischer

1) Genaueres s. in Otto Ule, die Erde und die Erscheinungen ihrer Oberfläche. Leipzig 1876, Teil II, S. 100 flg. und besonders F. Senft, Geognosie 1876, S. 83 322. Gerade der wichtigste Teil der bauenden Thätigkeit des Meeres ist unseren Augen verborgen: in der Tiefe setzt es Kieselerde, Kalk, Kreide und alle die Trümmer ab, die einen künftigen Erdteil bilden sollen. Aber auch an den Ufern ist seine Thätigkeit sehr erheblich.

Kraft wieder aufzutürmen, was das Wasser vernichtete und auszuebenen suchte."

Nur dem Kinde, das keine Vergangenheit kennt und dem die Zukunft sich ohne Grenzen ausdehnt, und dem Ungebildeten, der über seinen eignen Wohnort wenig hinausgekommen ist und über seine Gegenwart nicht viel hinausdenken kann, dünkt der gegenwärtige Zustand der Erdoberfläche „auf Ewigkeiten hinaus beständig und unveränderlich" (a. a. O.).

Der gelehrteste unserer Dichter, Friedrich Rückert, läßt in seinem Gedicht „Chidher" beide einander direkt entgegengesetzten Anschauungen aufeinander stoßen. Um sie zu veranschaulichen, führt Rückert Personen redend ein: die einen, welche die beschränkte Anschauung vertreten, haben keinen besonderen Namen; die Person jedoch, welche mit ihrem Geist ganze Jahrhunderte und Jahrtausende der Erdentwickelung umspannt, hat den Namen eines Geistes, also eines übermenschlichen Wesens, das über die Erde wandert, oder, wie Goethe sich ausdrückt, „die weite Welt umschweift": Chidher.

Vor oder nach der Besprechung dieser für jeden deutschen Leser rätselhaften Person müssen einzelne Thatsachen aus der Neuzeit dem Schüler mitgeteilt werden, die seinem Verständnis nahe liegen und die Richtigkeit der entwickelten allgemeinen Anschauung zu beweisen geeignet sind.

Aus der Geographie weiß der Tertianer, daß der Zuydersee ursprünglich ein Binnensee war. Es wird ihm mitgeteilt, daß im 13. Jahrhundert n. Chr. die offene See die trennende Landenge durchriß und so den Zuydersee zu einem Teil der Nordsee machte. Daher sagt man besser „der Zuydersee."

Es wird nun mitgeteilt, daß sogar alle Düneninseln an der friesischen und holländischen Küste Reste der ehemaligen Küste sind und die frühere Grenze zwischen Festland und Meer bezeichnen. Ule, a. a. O., S. 142. Auch Großbritannien ist von den Wogen, vielleicht unterstützt durch eine Erdsenkung, vom Festland losgerissen. Die australischen Inselgruppen sind Reste eines großen Kontinents. S. 142, 143. Andere Inseln sind durch Tiere gebaut oder durch Vulkane entstanden. S. Senft, a. a. O., S. 263 flg.

Daran schließt sich die Bemerkung, daß die Halligen, die nordfriesische Inselgruppe, ursprünglich große Inseln waren, aber durch grausige Stürme aus Westen und durch das aufgewühlte Meer zerrissen und zersplittert wurden. Noch jetzt ist die Gewalt der Elemente so groß, daß man daran geht, die Halligen durch Steine zu schützen und die dem Festland nächste Hallig mit diesem zu verbinden.

Wie Inseln aufsteigen und verschwinden, so heben und senken sich ganze Länder, wenn auch in weit längeren Zeiträumen. In Schweden bemerkte schon im vorigen Jahrhundert Celsius, der Erfinder des hundertteiligen Thermometers, eine langsame Hebung der Ostküste. Dagegen ist erst in neuester Zeit an der Südküste Frankreichs eine Senkung wahrgenommen, die zwar nur 3 cm im Jahre beträgt, aber doch hinreicht, nach vielen Jahren den schönen Küstenstrich unter Wasser zu setzen.

In vorgeschichtliche Zeiten führt die Betrachtung der Seemuscheln u. s. w., der erratischen Blöcke, von denen zwei bei Fürstenwalde (Spree) auf der Erde aufliegen. Die ganze Oberfläche der deutschen Tiefebene ist Bildung eines allmählich trocken gelegten Meeres. Daniel, Handbuch der Geographie, III, 436. Die noch jetzt vorhandenen Gletscher der Alpen sehen aus wie gefrorene Wellen und erinnern den Wanderer an das Urmeer, das einst Europa überflutete.

Mehr für den Lehrer als für den Schüler bestimmt ist die folgende Untersuchung des Chidhermythus.

Die Rückertsche Parabel „Chidher" nimmt ihren Stoff nur zu einem Teil aus dem Menschenleben, zum andern Teil aus der orientalischen Mythologie.

Denn daß Chidher ursprünglich nicht ein „Prophet", d. h. Verkündiger des Islam, gewesen ist, liegt auf der Hand. Dazu paßt schon der Name nicht, ebensowenig die Rolle, die Chidher meistenteils, so auch bei Goethe und Rückert, spielt.

Chidher, wie Rückert schreibt, lautet im Arabischen Chidhr oder Chadhir. Die erste Form wird von den Persern und Türken Chisr gesprochen (Bullers im persischen Lexikon I, 703 Khisr); daher schreibt Goethe gleich dem Orientalisten Hammer Chiser.[1]) Das Wort ist eigentlich ein echt arabisches Appellativ und bedeutet „grün", von der Wurzel chadhira grün sein, frisch sein, fröhlich sein, z. B. von der Saat gesagt, Freytag, arabisches Lexikon I, 495; vergl. das hebräische חָצִיר châzîr Gras, Lauch, fast genau gleich dem arabischen Namen Chădhĭr = Chidhr. Die orientalischen Dichter kennen den „Grünen" als eine Person mit grünem Haar und grüner Kleidung, unter dessen besonderer Obhut grünende Gefilde und lebendige Wasserquellen stehen. Die großen persischen Epiker des Mittelalters Dschami, Nisami und Firdusi bringen ihn mit einem einzelnen Quell, dem Quell des Lebens,

1) Der mittlere Konsonant ist ein sibiliertes, wie manche sich ausdrücken, ein intensives dh, etwa dem harten th der Engländer vergleichbar, der erste Konsonant ein aspiriertes k, dem ch im deutschen „ach" zu vergleichen.

in Verbindung und der persische Lyriker Hafiz, aus dem Goethe schöpfte, wenn er zu Anfang des „West-östlichen Divans" sang:

Unter Lieben, Trinken, Singen
Soll dich Chisers Quell verjüngen,

verjüngt sich durch einen Becher aus Chisers Quell.[1])

Während die Lyriker nur im allgemeinen von einem verjüngenden Lebensquell reden, versetzt Nisami den Lebensquell in das Land der Finsternis, wie schon andere Epiker vor ihm gethan hatten, und bringt ihn in dem „Alexanderbuch" (Iskandar-nâma) mit dem Zuge Alexanders des Großen in jenes Land der Finsternis in Verbindung. Keine der vielen Chidhersagen beruht auf so vielfältigen Zeugnissen und keine von ihnen lebt so sehr im Gedächtnis der jetzigen Orientalen wie diese Chidher-Alexandersage. Vergl. Hammer, Rosenöl 1813. I, S. 120—121. Wir werden hier von dem Gebiet des Märchens, das auch sonst, d. h. bei anderen Völkern, einen Lebensquell und ein Wasser des Lebens kennt — wir erinnern nur an die Grimmschen Märchen —, auf das Gebiet der historischen Sage geführt. Denn dadurch hauptsächlich unterscheidet sich nach Jakob Grimm die Sage vom Märchen, daß sie sich an einen bestimmten Ort und an einen bestimmten Personennamen heftet.

Die Perser haben samt den Türken zugleich mit dem Islam die Chidhersagen von den Arabern überkommen, bei denen gar mannigfaltige Formen der Sage sich gebildet haben. Wir erwähnen nur Thalabis „Prophetengeschichten", in denen (S. 195) Alexander nach dem Quell des Lebens verlangt, der sich im Land der Finsternis und zwar im Horn der Sonne befinden soll. Wenn manche den Chider samt der Reise Iskandars schon im Koran Muhammeds finden, so ist dies ein Resultat ihres übergroßen Eifers. Die Kenner des Korans wissen, daß im ganzen Koran Chidher nicht genannt wird, fügen aber hinzu, daß schon arabische Kommentatoren ihn an mehr als einer Stelle des Korans vermuteten, z. B. bei einer Reise des Mose, Sure 18, 64. Die Araber gehen noch weiter und behaupten, Chidher habe ewiges Leben und lebe noch jetzt, wenn auch unsichtbar. Sie machen ihn zu einem der 28 Propheten des Islam und bringen ihn sogar mit der Wiederkunft Christi in Verbindung, weil er auch hier Führer sein soll. Ja

---

1) Goethe meint eine Stelle aus dem Ghasel LXX (bei Hammer S. 151) und ein Gedicht über Hafiz, in welchem ein Greis in grünem Mantel Hafiz erscheint und vom Quell des Lebens zu trinken giebt, ihm unsterblichen Ruhm verheißend.

Sie scheuen sich nicht, eine Art Seelenwanderung anzunehmen, um nur die Überlieferungen, nach denen er bald zur Zeit Moses, bald zu Alexanders, bald in christlicher Zeit erscheinen soll, miteinander auszugleichen. Sie entwerfen eine genaue Beschreibung seines Aussehens und seiner Wirksamkeit in Natur und Menschenleben. Vergl. darüber Hammer, Rosenöl I, 117. 118. Wenn nun auch chidhr niemals „ewig jung“ heißt, sondern höchstens „blühend“, „frisch“, und wenn auch Chidher in arabischer Überlieferung als Greis auftritt, z. B. in Erklärungen zum Koran, so trifft doch das Rückertsche Beiwort „der ewig junge“ den tieferen, gemeinsamen Sinn aller Chidhererzählungen.

Offenbar ist hier wie in zahlreichen anderen Fällen vormuhammedanisches Heidentum mit jüdisch-christlichen Elementen des Islam gemischt. Wie z. B. der arabische Beiname Alexanders des Großen „Dhulqarnain“ (der Zweigehörnte) auf einen altarabischen Helden, der so hieß, zurückweist, so hat sich in unserm Falle ein Quellgeist, den die Völker vor Muhammed verehrten, zu einem Führer und Schutzpatron der Reisenden, ja zum Propheten (d. h. geistigen Führer) umgewandelt, nachdem der Islam sich auf Afrika ausgedehnt hatte. Nicht allein die häufige Verbindung Chidhers und seines Quells mit Alexanders Zug in das Land der Finsternis, sondern auch einzelne Züge der Sage, wie z. B. das Horn der Sonne, die Wohnung Chidhers im Lande der Finsternis, wo das Süßwassermeer mit dem Salzmeer zusammenkommt, die wiederholten Besuche Chidhers, der hier wie sonst als guter, heilbringender Geist gedacht ist, bei Alexander, sowie andererseits die von Pseudokallisthenes (2, 41) berichtete Inschrift Alexanders selbst: Wer in das Land der Seligen eingehen will, wandere zur Rechten, d. h. nach Süden — alles dieses weist auf den Zug Alexanders in die libysche Wüste zum Sonnenquell in der grünen Oase Siwah.[1]) Dieser Teil der Sage ist eine Erinnerung an die Wallfahrt Alexanders zum Tempel des Juppiter Ammon.[2])

Hier ist wohl der Ort, der beiden vor vier Jahren gemachten Versuche zu gedenken, Namen und Wesen Chidhers zu erklären. Der eine Versuch knüpft an die altbabylonische Izdubarsage an, der andere an die griechische Glaukosmythe; jener an die Reise Izdubars, den man mit Nimrod identifiziert, zu Chasisadra, der „an der Mündung der Ströme“ wohnt, dieser an die griechische Sage, daß Alexanders Koch

1 Nach einer anderen Version erhielt Alexander den Becher des Lebens nicht, weil er zu gierig danach griff, d. h. er mußte früh sterben, weil er zu ruhmbegierig war.

2) Vergl. zum folgenden auch die Zeitschrift „Das Ausland“ 1869 S. 985, 1018, 1065.

Andreas vom Wasser des Lebens stahl und zum Meeresdämon (Glaukos) wurde. S. Bezold, Ztschr. für Assyriologie Bd. 7 (1892) S. 104 flg. und S. 319 flg. — Allein dort ist die Ähnlichkeit nur äußerlich, und es bleibt unbegreiflich, wie die Sage der längst vom Erdboden verschwundenen Babylonier zu den Arabern gedrungen sein kann. Bei dem Versuche Dyroffs (S. 319 flg.), der in chidhr eine arabische Übersetzung von γλαυκός, grünlich, sieht, bleiben die wichtigsten Fragen — wie der Meergeist Glaukos mit Alexander, der doch nur die „Rolle des Statisten spielt", zusammenhängt und wie die „unsterbliche Quelle" selbst zu erklären ist — unbeantwortet. An solchen Mängeln leidet die folgende Erklärung nicht.

An den Grenzen von Mittelägypten, jedoch schon außerhalb Ägyptens, liegt die Oase Siwah neben dem Tempel des Juppiter — Ammon (ägyptisch Amun.[1]) Es ist wahrscheinlich, daß Alexander der Große seinem Lehrer Aristoteles die merkwürdige Beobachtung mitteilte, daß das ganze ammonische Land niedriger sei als selbst Unterägypten. Aristoteles vermutete mit dem ihm eigenen Scharfsinn, das Land sei durch Austrocknen der Meeresflut entstanden. Zweitausend Jahre später fand man durch Barometermessungen bestätigt, daß die Oase Siwah oder, wie die alten Ägypter sagten, „die Oase des Palmengefildes" in der That hundert Fuß unter dem Spiegel des Mittelmeeres liegt. Die griechischen Geographen Eratosthenes und Strabon neigten zu der Annahme, daß der Tempel selbst einst am Meere gelegen habe, weil, wie der erstere bemerkt, um den Tempel und auf dem Wege dahin viele Schnecken, Muscheln und Salzlager, ja sogar Salzsümpfe sich befanden. Noch jetzt ist der Geschmack des Siwahquellwassers salzig.

Wer gedächte bei dieser Beschreibung nicht der merkwürdigen Natur und Entstehung des Salzsees in Palästina, dieser ungemein tiefen Einsenkung der Erdoberfläche (Konrad Furrer, Wanderungen durch das heilige Land, 1891, S. 190), von dem ein Teil höchstwahrscheinlich durch vulkanische Kräfte entstanden ist, wie die Steinsalzlager, die Asphaltbildung u. a. beweisen (Karl Ritter, allgemeine Erdkunde; Schramm, Geographie von Palästina 1876 S. 34) — übrigens neben dem ammonischen Land ein weiteres Beispiel für die im ersten Teil unserer Abhandlung besprochenen Erdveränderungen.

Diese Veränderungen gaben in Verbindung mit den noch viel merkwürdigeren Veränderungen des benachbarten Sonnenquells vermutlich

---

1) Amun, der Gott der Zeugung und des Lebens; sein Tier der gehörnte Widder. Roscher, Lexikon der griechischen und römischen Mythologie. 1884. I, S. 283 flg.

dem ganzen Chidhermythus den Ursprung, der, wie schon Sprenger erkannte, entschieden nicht-semitischen Ursprungs ist (Leben Mohammeds II, 470).

Ebenso berühmt wie der Tempel des Jupiter Ammon war im Altertum der Sonnenquell. Er hat freilich nicht davon den Namen, daß er der Sonne geheiligt war, sondern von seiner Wechselbeziehung zur Sonne. Aber erst wenn wir die Darstellung des Sonnengottes Ammon mit Widderhörnern hinzunehmen, wird uns die orientalische Bezeichnung „im Horn der Sonne“ (oben S. 296) ganz verständlich. Und diese Wechselbeziehung war dem ganzen Altertum und Mittelalter unzweifelhaft. Ovid (Metamorphosen 15, 309. 310) erwähnt sie zwar nicht unmittelbar, wohl aber die Erscheinung selbst und den Ammon, den ägyptischen Sonnengott:

> Medio tua, corniger Ammon,
> Unda die gelida est ortuque obituque calescit.

Nicht nur diese Stelle, sondern auch alle ähnlichen Stellen in den griechischen und römischen Klassikern über den „Sonnenquell“ gehen wahrscheinlich samt und sonders auf die Beschreibung bei Herodot 4, 181 zurück: „Über der libyschen Wüste sind Hügel von Salzstücken.[1]) Das andere Quellwasser ist frühmorgens lau, zur Stunde, da der Markt voll wird, kälter, mittags ist es schon ganz kalt . . . Wie sich aber der Tag neigt, nimmt seine Kälte wieder ab bis Sonnenuntergang, wo es schon lau ist, und nun steigt seine Wärme immer höher und höher bis Mitternacht: da siedet es und sprudelt hoch. Mitternacht geht vorüber, da kühlt es sich wieder ab bis zum Morgen. Und die Benennung dieser Quelle ist Sonnenquelle.“ — In der That ist dies Wasser noch jetzt für die Empfindung der Haut nachts wärmer als am Tage. Vielleicht gaben die Blasen, die man aufsteigen sieht, Anlaß zu der Sage, das Wasser koche um Mitternacht. Ringsumher standen Palmen, Ölbäume u. a. Gewächse.

Jener wunderbare periodische Wechsel, den die Naturforscher der Jetztzeit aus dem Kontrast der Hautempfindung in den Händen mit der Tageshitze der Luft einerseits und der Nachtausstrahlung anderseits erklären würden, mußte den meisten Heiden des Orients als Wirkung eines übermenschlichen Wesens, den südarabischen Muslimen, die davon hörten und denen der Glaube an Geister nie abhanden gekommen war, als Wirkung eines mächtigen Geistes erscheinen.

1) Es dürfte interessant sein zu hören, daß die Benennung des Salmiak (Sal Ammoniacum) wahrscheinlich auf jene Stelle zurückgeht. Das ammonische Salz war im Altertum berühmt und der König der Perser gebrauchte es allein von allen Salzen.

Ebenso ferner, wie bei den Ägyptern der periodische Durchgang des Planeten Merkur durch die Sonne zur Vorstellung des sich selbst verbrennenden und sich selbst verjüngenden Vogels Phönix sich gestaltete, ward der inmitten der Wüste wunderbar erfrischende und belebende Quell zum Lebensquell, der unaufhörliche Wechsel zur Person des rastlosen Wanderers. „Überall", schreibt ein Orientalist, „wo man in den Erzählungen des Ostens eines Wandersmannes bedarf, erscheint dieser Chidher, und diese Rolle spielt er bei Rückert auch." Daß Chidher innerhalb des entwickelten Islam übermenschliches Wissen beigelegt ward, ist ebenfalls leicht begreiflich; ebenso daß sich an die Vorstellung der leiblichen Erneuerung die der moralischen anschloß, sodaß die berühmte Stelle im Schah-nâma des Firdusi leicht erklärlich wird: „Im Land der Finsternis ist das Lebenswasser, das aus dem Paradiese strömt. Jeder, der davon trinkt, ist unsterblich, und wer seinen Leib darin badet, aller Sünden ledig." Selbst die Angabe, daß Chidher am Zusammenstoß beider großen Gewässer, des Süß- und des Salzwassers, im Lande der Finsternis wohne, erklärt sich: der Nil, el bahr d. h. Meer genannt, verliert sich seinem Ursprung nach in dem Dunkel der Wüsten; daneben war einst ein großes Salzwasser, das noch jetzt Spuren im ammonischen Land hinterlassen hat. Sogar der immer wiederkehrende Zug der Sage, daß Chidher ein Greis gewesen, erklärt sich aus dem vorgeschichtlichen Dasein des Salzmeers. Die nackte Thatsache: Das uralte Meer ward zuletzt ein ewig sprudelnder Quell in einer grünen Oase der Wüste, dessen Wasser bald kalt bald heiß wird, wurde mythisch so aufgefaßt: Ein Greis an der Verbindung zweier Meere hütet ein verjüngendes Wasser im Lande der Finsternis; er ist mit grünem Kleide angethan u. s. w. Sekundär ist die Rolle, die dieser Greis als Führer oder Wanderer, als Weiser oder Prophet spielt.[1])

Neu ist bei dem deutschen Dichter vor allem die dichterische Form, die in keiner orientalischen Quelle sich findet, neu aber auch manche einzelne Züge, die Rückerts Phantasie entsprungen sind. Nur scheinbar neu ist die regelmäßige Wiederkehr Chidhers nach 500 Jahren an denselben Ort. Diese fand Rückert in einer Erzählung des Qazwini, die dem Chidher selbst in den Mund gelegt ist, bereits vor, ebenso den Lehrgehalt der Erzählung. Dieser ist freilich nicht, wie Rückert anfangs annahm, der Kreislauf der irdischen Dinge. Vom Kreislauf der Stoffe

1) Idun, die Göttin der Verjüngung bei den Germanen, ist nach Felix Dahn eine andere Gestalt der Erdgöttin Nerthus. Es ist leicht zu verstehn, weshalb dem vor Hitze und Durst verschmachtenden Orientalen nicht, wie dem alten Germanen, die Äpfel, sondern das Wasser der Oase Mittel der Verjüngung wurde.

dem ganzen Chidhermythus den Ursprung, der, wie schon Sprenger erkannte, entschieden nicht-semitischen Ursprungs ist (Leben Muhammeds II, 470).

Ebenso berühmt wie der Tempel des Juppiter Ammon war im Altertum der Sonnenquell. Er hat freilich nicht davon den Namen, daß er der Sonne geheiligt war, sondern von seiner Wechselbeziehung zur Sonne. Aber erst wenn wir die Darstellung des Sonnengottes Amun mit Widderhörnern hinzunehmen, wird uns die orientalische Bezeichnung „im Horn der Sonne" (oben S. 296) ganz verständlich. Und diese Wechselbeziehung war dem ganzen Altertum und Mittelalter unzweifelhaft. Ovid (Metamorphosen 15, 304. 305) erwähnt sie zwar nicht unmittelbar, wohl aber die Erscheinung selbst und den Ammon, den ägyptischen Sonnengott:

> Medio tua, corniger Ammon,
> Unda die gelida est ortuque obituque calescit.

Nicht nur diese Stelle, sondern auch alle ähnlichen Stellen in den griechischen und römischen Klassikern über den „Sonnenquell" gehen wahrscheinlich samt und sonders auf die Beschreibung bei Herodot 4, 181 zurück: „Über der libyschen Wüste sind Hügel von Salzstücken.[1]) Das andere Quellwasser ist frühmorgens lau, zur Stunde, da der Markt voll wird, kälter, mittags ist es schon ganz kalt . . . Wie sich aber der Tag neigt, nimmt seine Kälte wieder ab bis Sonnenuntergang, wo es schon lau ist, und nun steigt seine Wärme immer höher und höher bis Mitternacht: da siedet es und sprudelt hoch. Mitternacht geht vorüber, da kühlt es sich wieder ab bis zum Morgen. Und die Benennung dieser Quelle ist Sonnenquelle." — In der That ist dies Wasser noch jetzt für die Empfindung der Haut nachts wärmer als am Tage. Vielleicht gaben die Blasen, die man aufsteigen sieht, Anlaß zu der Sage, das Wasser koche um Mitternacht. Ringsumher standen Palmen, Ölbäume u. a. Gewächse.

Jener wunderbare periodische Wechsel, den die Naturforscher der Jetztzeit aus dem Kontrast der Hautempfindung in den Händen mit der Tageshitze der Luft einerseits und der Nachtausstrahlung anderseits erklären würden, mußte den meisten Heiden des Orients als Wirkung eines übermenschlichen Wesens, den südarabischen Muslimen, die davon hörten und denen der Glaube an Geister nie abhanden gekommen war, als Wirkung eines mächtigen Geistes erscheinen.

---

1) Es dürfte interessant sein zu hören, daß die Benennung des Salmiak (Sal Ammoniacum) wahrscheinlich auf jene Stelle zurückgeht. Das ammonische Salz war im Altertum berühmt und der König der Perser gebrauchte es allein von allen Salzen.

Ebenso ferner, wie bei den Ägyptern der periodische Durchgang des Planeten Merkur durch die Sonne zur Vorstellung des sich selbst verbrennenden und sich selbst verjüngenden Vogels Phönix sich gestaltete, ward der inmitten der Wüste wunderbar erfrischende und belebende Quell zum Lebensquell, der unaufhörliche Wechsel zur Person des rastlosen Wanderers. „Überall", schreibt ein Orientalist, „wo man in den Erzählungen des Ostens eines Wandersmannes bedarf, erscheint dieser Chidher, und diese Rolle spielt er bei Rückert auch." Daß Chidher innerhalb des entwickelten Islam übermenschliches Wissen beigelegt ward, ist ebenfalls leicht begreiflich; ebenso daß sich an die Vorstellung der leiblichen Erneuerung die der moralischen anschloß, sodaß die berühmte Stelle im Schah=nâma des Firdusi leicht erklärlich wird: „Im Land der Finsternis ist das Lebenswasser, das aus dem Paradiese strömt. Jeder, der davon trinkt, ist unsterblich, und wer seinen Leib darin badet, aller Sünden ledig." Selbst die Angabe, daß Chidher am Zusammenstoß beider großen Gewässer, des Süß= und des Salzwassers, im Lande der Finsternis wohne, erklärt sich: der Nil, el bahr d. h. Meer genannt, verliert sich seinem Ursprung nach in dem Dunkel der Wüsten; daneben war einst ein großes Salzwasser, das noch jetzt Spuren im ammonischen Land hinterlassen hat. Sogar der immer wiederkehrende Zug der Sage, daß Chidher ein Greis gewesen, erklärt sich aus dem vorgeschichtlichen Dasein des Salzmeers. Die nackte Thatsache: Das uralte Meer ward zuletzt ein ewig sprudelnder Quell in einer grünen Oase der Wüste, dessen Wasser bald kalt bald heiß wird, wurde mythisch so aufgefaßt: Ein Greis an der Verbindung zweier Meere hütet ein verjüngendes Wasser im Lande der Finsternis; er ist mit grünem Kleide angethan u. s. w. Sekundär ist die Rolle, die dieser Greis als Führer oder Wanderer, als Weiser oder Prophet spielt.[1])

Neu ist bei dem deutschen Dichter vor allem die dichterische Form, die in keiner orientalischen Quelle sich findet, neu aber auch manche einzelne Züge, die Rückerts Phantasie entsprungen sind. Nur scheinbar neu ist die regelmäßige Wiederkehr Chidhers nach 500 Jahren an denselben Ort. Diese fand Rückert in einer Erzählung des Qazwini, die dem Chidher selbst in den Mund gelegt ist, bereits vor, ebenso den Lehrgehalt der Erzählung. Dieser ist freilich nicht, wie Rückert anfangs annahm, der Kreislauf der irdischen Dinge. Vom Kreislauf der Stoffe

---

1) Idun, die Göttin der Verjüngung bei den Germanen, ist nach Felix Dahn eine andere Gestalt der Erdgöttin Nerthus. Es ist leicht zu verstehn, weshalb dem vor Hitze und Durst verschmachtenden Orientalen nicht, wie dem alten Germanen, die Äpfel, sondern das Wasser der Oase Mittel der Verjüngung wurde.

den deutschen Namen trägt. Und auch die Mittel, mit denen wir dieses Ziel zu erreichen suchen und die allein uns den Segen des Herrn zu unserer Arbeit verschaffen mögen, seien dieselben wie die, mit denen jene beiden untrennbaren Großen ihr Lebenswerk geschaffen: Gottesfurcht und Vaterlandsliebe! Die Gottesfurcht aber schließe aus alle Menschenfurcht, damit wahr werde des gewaltigen Kanzlers erhabenes Wort: „Wir Deutschen fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt!“ Und die Vaterlandsliebe schließe aus alle Eigenliebe, der das kleine Einzelne höher gilt als das große Ganze, damit an jedem von uns wahr werde des Dichters herrlicher Mahnruf:

„Ans Vaterland, ans teure, schließ' dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!“

Und so sei denn unsere Arbeit, wie das Leben überhaupt, ein Kampf und zwar ein doppelter: einmal gegen Menschenfurcht, also ein Kampf nach außen; und zum andern gegen Eigenliebe, also ein Kampf nach innen.

a) Ein Kampf braucht nicht immer ein Krieg zu sein. Seit einem Vierteljahrhundert hat Gott uns nun Frieden geschenkt; aber war unser Arbeiten in dieser Zeit nicht auch ein Kampf? War es nicht ein Kampf um eine unseres Volkes würdige Stellung unter den führenden Staaten Europas, um das einer so großen und tüchtigen Nation gebührende Ansehen, das sich gründen sollte auf die Achtung und das Vertrauen der andern Völker, ein Kampf um die erste Stelle in dem Wettstreite um die Palme der Zivilisation? — Lange genug haben wir Deutschen zurückstehen müssen hinter den andern, schwer genug haben wir geseufzt unter der Willkür fremder Mächte, unter der Herrschaft des Auslands, tief genug sind wir gebeugt worden von Ludwig XIV. und Napoleon I., schmerzlich genug haben wir die Herz- und Verständnislosigkeit undeutscher Herrscher empfunden — mit alledem hat endlich in einem einzigen Jahre Balmung, das deutsche Siegfriedschwert, in kräftigen Streichen aufgeräumt. Aber mit den Thaten des Schwerts war keineswegs die ganze Arbeit gethan, die Pforte nur war geöffnet, die uns bisher den Weg versperrt; jetzt aber bedurft' es der Thaten des Geistes, damit das in den Sattel gehobene Deutschland auch wirklich reiten könne. Und was wären wir heute ohne den Geist jenes gewaltigen Mannes, dem das Erstaunliche gelungen, den Haß der Welt in die glühendste Liebe zu wandeln, und der uns heute und in alle Ewigkeit neben Siegfried und Armin als der dritte und größte Nationalheros der Deutschen steht, was wären wir heute ohne des deutschen Volkes deutschesten Sohn, ohne Bismarck? Ein Nichts, ein ohnmächtiges Nichts, wie wir es gewesen jahrhundertelang! Und darin vor allem besteht die Größe Wilhelms I., daß er den Mann erkannte, daß er ihn auf den rechten Posten stellte und dort

behauptet hat durch alle Stürme der Zeiten bis zu des eignen Lebens letztem Hauch. Und wollen wir wissen, was uns obliegt zu thun, so mögen wir auf Bismarcks Arbeit schauen, mit seinen Gesinnungen uns erfüllen, mit seinem Empfinden unsere Seelen befeuern und nach seinem Vorbild kämpfen für des Vaterlandes Größe, ein jeder an seinem Teile, daß Deutschland blühe und gedeihe unter den Segnungen des Friedens, den Gottes Gnade uns erhalten möge!

Soll's aber wieder einmal gelten, das Schwert aus der Scheide zu ziehen, dann finde uns die schicksalsschwere Stunde so stark und mutig wie 1870 und wie damals mit dem Glauben im Herzen: „Gott wird mit uns sein!"

b) Daß dies aber möglich sei, dazu bedarf es eines inneren Kampfs in dreifacher Gestalt.

1. Zunächst gilt es den alten Charakterfehler unseres Volkes, auf den schon der Römer seine Pläne gebaut, endgiltig und für immer zu überwinden: die Uneinigkeit, das Parteiwesen. Gewiß, der Menschen Meinungen werden ewig verschieden sein wie die Blumen des Feldes und die Früchte der Bäume; nicht daran wollen wir rütteln, das hieße die Natur verwandeln wollen. Aber das kann man fordern und das erreichen, daß die Glieder eines Volkes, so verschieden auch jedes einzelnen Meinung von der des andern sei, nichts Höheres kennen als das Wohl des Ganzen und jederzeit bereit sind, auf die Erfüllung eigner Wünsche zu verzichten, wenn es das Heil des Vaterlandes gilt. Darum sei es uns heilige Pflicht, zu kämpfen gegen den Sondergeist und den parteiischen Eigenwillen, und unser Wahlspruch laute überall: „Das Vaterland, nicht die Partei!"

„Denn dieses ist der Freien einz'ge Pflicht:
Das Reich zu schirmen, das sie selbst beschirmt!"

2. Und derselbe Sondergeist muß noch in anderer Gestalt bekämpft werden, in der des Partikularismus. Oder wollen wir, daß unser mit dem teuersten, edelsten Blute unserer Väter errungenes neues deutsches Reich, das die schönen Träume so vieler längst entschwundener Geschlechter nun so herrlich erfüllt hat, wieder zerfalle, daß das Lebenswerk Wilhelms I. und Bismarcks wieder in Stücke gehe? Soll die Sehnsucht von sechs Jahrhunderten, die gläubige Zuversicht der edlen Luise, der Siegespreis eines Kampfes ohnegleichen nur ein Trugbild gewesen sein? Haben wir 40000 treue Söhne unseres Volkes auf der Walstatt gelassen für ein Phantom? Nein, beim Allmächtigen! nein! Das Gut, für dessen Erringung die Väter ihr alles eingesetzt haben, soll nicht wieder verloren gehen durch die Thorheit und den Frevel der Söhne! Denn Frevel wär' es am Lenker der Welt, wollte das Volk, dem er einen

Wilhelm, einen Bismarck, einen Moltke und noch so viele andre große Männer gegeben, die Fülle seiner Gnaden so vergelten. Und darum treffe des Himmels Zorn und Strafe jeden, der auch nur ein einzig Wörtlein spricht für die Pest des Partikularismus! Wir aber, die Kinder der Wilhelminischen Epoche, wollen nicht mehr fragen: „Was ist des Deutschen Vaterland? Ist's Preußenland, ist's Bayerland?", wir wollen allezeit jubelnd rufen: „Das ganze Deutschland soll es sein!"

3. Aber noch eine Pest gilt's zu bekämpfen, schlimmer als diese, die Vaterlandslosigkeit. Traurig genug, daß es eine Rotte von Menschen giebt im deutschen Lande, die nicht wert sind, Deutsche zu heißen, die den Umsturz alles Bestehenden predigen und das eigene Vaterland mit ihrem Hasse begeifern. Es sind dieselben Menschen, aus deren Gesinnungen einst die verruchten Mordanschläge auf das Leben des ehrwürdigen Kaisergreises hervorgingen und die noch heute das Andenken dieses dem deutschen Volke so teuren Herrschers zu entehren sich nicht entblöden. Kampf gegen diese Rotte ist jedes Deutschen heilige Pflicht, ist — um es mit den Worten unseres erhabenen Kaisers Wilhelms II. zu sagen — „eine Aufgabe für uns alle, mögen wir sein, wer und wo wir wollen." Und stärken möge uns in diesem Kampfe des Kaisers mächtiger Mahnruf: „Diejenige Partei, die es wagt, die staatlichen Grundlagen anzugreifen, die gegen die Religion sich erhebt und selbst nicht vor der Person des Allerhöchsten Herrn Halt macht, muß überwunden werden!" Hier gilt es den Kampf für unsere heiligsten Güter, und nur zwei Mittel giebt es, den Sieg zu erringen: Gottesfurcht und Vaterlandsliebe. Darum wollen wir Gott fürchten und ehren, wie Wilhelm der Große ihn geehrt, und unser Vaterland lieben, wie er es geliebt, mit der flammendsten Glut unseres begeisterten Herzens und, was es auch Hohes und Teures für uns auf Erden geben mag, durch unser ganzes Leben, unser Streben und Denken, unser Reden und Handeln den Ruf bethätigen: „Deutschland über alles!"

Und in diesem Geiste neu gestärkt und gefestigt zu sein, darin bestehe der Gewinn dieser erhebenden Gedenkfeier, mit dem wir wieder hinausgehen an unsere Arbeit, an den Kampf, den wir zu kämpfen berufen sind. Und wie wir Vaterlandsliebe und Gottesfurcht als die einzigen Mittel zum Siege erkannt haben, so klinge auch in diesen beiden unsere festliche Betrachtung aus mit einem Gelübde und einem Gebete.

Das Gelübde fassen wir in die eben ausgesprochenen drei Worte zusammen: „Deutschland über alles!", das soll hinfort unsere Losung sein. Denn an dir, o Vaterland, hängen wir mit ganzer Seele heute und allezeit und rufen mit dem Dichter:

„Vaterland, du kühnes, wo eichenlaub=umkränzt
Noch Hermanns Schild nicht rostet, wo neu geschärft erglänzt
Das Heldenschwert der Väter und wo deutsche Hand
Weiß beides noch zu führen — Gott segne dich, du kühnes Land!

Vaterland, du heil'ges — wohlauf im Morgenrot!
Für dein Banner geh'n wir freudig in den Tod,
Wenn es allgemeinsam weht am Nordseestrand
Und von den Alpen flattert — Gott segne dich, du heil'ges Land!"

Aber nicht mit heißen Wünschen allein wollen wir an die Arbeit gehen, sondern auch mit dem festen Entschlusse, überall und allezeit unser ganzes Wesen und Vermögen einzusetzen im Dienste unseres Vaterlandes, dem all unsere Kräfte gehören.

Und damit dieser Entschluß und unsere Arbeit von Gott gesegnet werde, erheben wir die Herzen zum Gebete:

„Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für! Du hast unser Volk lange geführt im finsteren Thale; aber wir haben uns nicht gefürchtet, denn du warst unser Stecken und Stab, und dein Wort hat den Weg uns erleuchtet hinauf zu der Höhe der Freiheit, da jetzt wir steh'n. Wir waren zersplittert, und du hast uns geeinigt; wir waren geknechtet, und du hast uns befreit; wir waren verachtet, und du hast uns erhoben. Das rühmen wir laut und bekennen in Ehrfurcht: Herr, du hast Großes an uns gethan! O laß uns deiner Gnade auch würdig sein und mache uns stark und fest, daß wir erhalten, was du uns gegeben. Gieb uns den rechten Mut gegen die Welt und die rechte Demut gegen dich; mache uns frei von der Furcht vor Menschen, aber bewahre uns die Furcht vor dir. Erhalte uns in der Treue gegen unsere Väter und unser Vaterland, gegen uns selbst und gegen dich, damit wir fest stehen in Glück und Macht nicht minder als in Sturm und Wetter auf dem Grunde deiner Gnade und damit unser geliebtes Vaterland, das deutsche Reich, immerdar blühe in Freiheit und Einigkeit als des Friedens gewaltigster Hort!

„Sieh herab vom Himmel droben,
Herr, den der Engel Zungen loben,
Sei gnädig diesem deutschen Land.
Donnernd aus der Feuerwolke
Sprich zu den Fürsten, sprich zum Volke,
Vereine sie mit starker Hand.
Sei Du uns Fels und Burg!
Du hilfst uns wohl hindurch,
Halleluja!
Denn dein ist heut
Und allezeit
Das Reich, die Kraft, die Herrlichkeit!"

Der geologische und litterarische Hintergrund in Rückerts Parabel „Chidher."

Von **G. Zart** in Königsberg Nm.

Der Boden, auf dem Menschen, Tiere und Pflanzen leben, verdankt nicht der Festigkeit, sondern der Vergänglichkeit der Felsen seine Entstehung. Nicht bloß das Holz der Bäume wird morsch, sondern auch die Felsen; nicht bloß das Gewässer der Ozeane schwankt und bewegt sich, sondern auch die Gesteine des Festlands, ja diese werden von dem Erdbezwinger, den niemand außer Gott bändigen kann (Hiob 38, 8—11), dem Ozean, beständig bespült, benagt und zerkleinert. Es giebt nicht bloß Stauungen der Flußwasser, sondern auch Stauungen der Gebirge im Erdinnern, welche Ursache verheerender Erdbeben werden können. Es giebt endlich Strandverschiebungen entweder nach oben, d. h. über den früher beobachteten Meeresspiegel, oder Strandverschiebungen nach unten, wobei oft ungewiß bleibt, ob die Küste sich gehoben oder der Meeresspiegel — was früher unglaublich schien, abgesehen von der Senkung der Ebbe — sich gesenkt hat. „Unaufhörlich", sagt ein Geologe (K. Martin), „schlägt die Welle mit dumpfem Klatschen gegen die felsigen Gestade des Landes, . . . die Gesteinswände beleckend, welche sie zersetzt und zerstört; unaufhörlich kehrt der durch Verdunstung gebildete Wasserdampf als Regen zur Erde zurück, um Bächen und Strömen Leben zu verleihen, welche ihre Thäler tiefen Runzeln gleich ins Angesicht der alternden Erde graben; unaufhörlich wandert das verwitterte und mechanisch zerkleinerte Gesteinmaterial der Gebirge als Sand und Schlamm den Ozeanen zu und verringert so die Höhe der Berge;[1]) aber unaufhörlich zuckt auch die Erde in krampfhaften Wehen, um mit titanischer

1) Genaueres s. in Otto Ule, die Erde und die Erscheinungen ihrer Oberfläche. Leipzig 1876, Teil II, S. 100 flg. und besonders F. Senft, Geognosie 1876, S. 83—322. Gerade der wichtigste Teil der bauenden Thätigkeit des Meeres ist unseren Augen verborgen: in der Tiefe setzt es Kieselerde, Kalk, Kreide und alle die Trümmer ab, die einen künftigen Erdteil bilden sollen. Aber auch an den Ufern ist seine Thätigkeit sehr erheblich.

Kraft wieder aufzutürmen, was das Wasser vernichtete und auszuebenen suchte."

Nur dem Kinde, das keine Vergangenheit kennt und dem die Zukunft sich ohne Grenzen ausdehnt, und dem Ungebildeten, der über seinen eignen Wohnort wenig hinausgekommen ist und über seine Gegenwart nicht viel hinausdenken kann, dünkt der gegenwärtige Zustand der Erdoberfläche „auf Ewigkeiten hinaus beständig und unveränderlich" (a. a. O.).

Der gelehrteste unserer Dichter, Friedrich Rückert, läßt in seinem Gedicht „Chidher" beide einander direkt entgegengesetzten Anschauungen aufeinander stoßen. Um sie zu veranschaulichen, führt Rückert Personen redend ein: die einen, welche die beschränkte Anschauung vertreten, haben keinen besonderen Namen; die Person jedoch, welche mit ihrem Geist ganze Jahrhunderte und Jahrtausende der Erdentwickelung umspannt, hat den Namen eines Geistes, also eines übermenschlichen Wesens, das über die Erde wandert, oder, wie Goethe sich ausdrückt, „die weite Welt umschweift": Chidher.

Vor oder nach der Besprechung dieser für jeden deutschen Leser rätselhaften Person müssen einzelne Thatsachen aus der Neuzeit dem Schüler mitgeteilt werden, die seinem Verständnis nahe liegen und die Richtigkeit der entwickelten allgemeinen Anschauung zu beweisen geeignet sind.

Aus der Geographie weiß der Tertianer, daß der Zuydersee ursprünglich ein Binnensee war. Es wird ihm mitgeteilt, daß im 13. Jahrhundert n. Chr. die offene See die trennende Landenge durchriß und so den Zuydersee zu einem Teil der Nordsee machte. Daher sagt man besser „der Zuydersee."

Es wird nun mitgeteilt, daß sogar alle Düneninseln an der friesischen und holländischen Küste Reste der ehemaligen Küste sind und die frühere Grenze zwischen Festland und Meer bezeichnen. Ule, a. a. O., S. 142. Auch Großbritannien ist von den Wogen, vielleicht unterstützt durch eine Erdsenkung, vom Festland losgerissen. Die australischen Inselgruppen sind Reste eines großen Kontinents. S. 142, 143. Andere Inseln sind durch Tiere gebaut oder durch Vulkane entstanden. S. Senft, a. a. O., S. 263 flg.

Daran schließt sich die Bemerkung, daß die Halligen, die nordfriesische Inselgruppe, ursprünglich große Inseln waren, aber durch grausige Stürme aus Westen und durch das aufgewühlte Meer zerrissen und zersplittert wurden. Noch jetzt ist die Gewalt der Elemente so groß, daß man daran geht, die Halligen durch Steine zu schützen und die dem Festland nächste Hallig mit diesem zu verbinden.

Wie Inseln aufsteigen und verschwinden, so heben und senken sich ganze Länder, wenn auch in weit längeren Zeiträumen. In Schweden bemerkte schon im vorigen Jahrhundert Celsius, der Erfinder des hundertteiligen Thermometers, eine langsame Hebung der Ostküste. Dagegen ist erst in neuester Zeit an der Südküste Frankreichs eine Senkung wahrgenommen, die zwar nur 3 cm im Jahre beträgt, aber doch hinreicht, nach vielen Jahren den schönen Küstenstrich unter Wasser zu setzen.

In vorgeschichtliche Zeiten führt die Betrachtung der Seemuscheln u. s. w., der erratischen Blöcke, von denen zwei bei Fürstenwalde (Spree) auf der Erde aufliegen. Die ganze Oberfläche der deutschen Tiefebene ist Bildung eines allmählich trocken gelegten Meeres. Daniel, Handbuch der Geographie, III, 436. Die noch jetzt vorhandenen Gletscher der Alpen sehen aus wie gefrorene Wellen und erinnern den Wanderer an das Urmeer, das einst Europa überflutete.

Mehr für den Lehrer als für den Schüler bestimmt ist die folgende Untersuchung des Chidhermythus.

Die Rückertsche Parabel „Chidher“ nimmt ihren Stoff nur zu einem Teil aus dem Menschenleben, zum andern Teil aus der orientalischen Mythologie.

Denn daß Chidher ursprünglich nicht ein „Prophet“, d. h. Verkündiger des Islam, gewesen ist, liegt auf der Hand. Dazu paßt schon der Name nicht, ebensowenig die Rolle, die Chidher meistenteils, so auch bei Goethe und Rückert, spielt.

Chidher, wie Rückert schreibt, lautet im Arabischen Chidhr oder Chadhir. Die erste Form wird von den Persern und Türken Chisr gesprochen (Vullers im persischen Lexikon I, 703 Khisr); daher schreibt Goethe gleich dem Orientalisten Hammer Chiser.[1]) Das Wort ist eigentlich ein echt arabisches Appellativ und bedeutet „grün“, von der Wurzel chadhira grün sein, frisch sein, fröhlich sein, z. B. von der Saat gesagt, Freytag, arabisches Lexikon I, 495; vergl. das hebräische הָאִיר châzîr Gras, Lauch, fast genau gleich dem arabischen Namen Chădhĭr — Chidhr. Die orientalischen Dichter kennen den „Grünen“ als eine Person mit grünem Haar und grüner Kleidung, unter dessen besonderer Obhut grünende Gefilde und lebendige Wasserquellen stehen. Die großen persischen Epiker des Mittelalters Dschami, Nisami und Firdusi bringen ihn mit einem einzelnen Quell, dem Quell des Lebens,

1) Der mittlere Konsonant ist ein sibiliertes, wie manche sich ausdrücken, ein intensives dh, etwa dem harten th der Engländer vergleichbar, der erste Konsonant ein aspiriertes k, dem ch im deutschen „ach“ zu vergleichen.

in Verbindung und der persische Lyriker Hafiz, aus dem Goethe schöpfte, wenn er zu Anfang des „West-östlichen Divans" sang:

Unter Lieben, Trinken, Singen
Soll dich Chisers Quell verjüngen,

verjüngt sich durch einen Becher aus Chisers Quell.[1])

Während die Lyriker nur im allgemeinen von einem verjüngenden Lebensquell reden, versetzt Nisami den Lebensquell in das Land der Finsternis, wie schon andere Epiker vor ihm gethan hatten, und bringt ihn in dem „Alexanderbuch" (Iskandar-nâma) mit dem Zuge Alexanders des Großen in jenes Land der Finsternis in Verbindung. Keine der vielen Chidhersagen beruht auf so vielfältigen Zeugnissen und keine von ihnen lebt so sehr im Gedächtnis der jetzigen Orientalen wie diese Chidher-Alexandersage. Vergl. Hammer, Rosenöl 1813. I, S. 120—121. Wir werden hier von dem Gebiet des Märchens, das auch sonst, d. h. bei anderen Völkern, einen Lebensquell und ein Wasser des Lebens kennt — wir erinnern nur an die Grimmschen Märchen —, auf das Gebiet der historischen Sage geführt. Denn dadurch hauptsächlich unterscheidet sich nach Jakob Grimm die Sage vom Märchen, daß sie sich an einen bestimmten Ort und an einen bestimmten Personennamen heftet.

Die Perser haben samt den Türken zugleich mit dem Islam die Chidhersagen von den Arabern überkommen, bei denen gar mannigfaltige Formen der Sage sich gebildet haben. Wir erwähnen nur Thalabis „Prophetengeschichten", in denen (S. 195) Alexander nach dem Quell des Lebens verlangt, der sich im Land der Finsternis und zwar im Horn der Sonne befinden soll. Wenn manche den Chider samt der Reise Iskandars schon im Koran Muhammeds finden, so ist dies ein Resultat ihres übergroßen Eifers. Die Kenner des Korans wissen, daß im ganzen Koran Chidher nicht genannt wird, fügen aber hinzu, daß schon arabische Kommentatoren ihn an mehr als einer Stelle des Korans vermuteten, z. B. bei einer Reise des Mose, Sure 18, 64. Die Araber gehen noch weiter und behaupten, Chidher habe ewiges Leben und lebe noch jetzt, wenn auch unsichtbar. Sie machen ihn zu einem der 28 Propheten des Islam und bringen ihn sogar mit der Wiederkunft Christi in Verbindung, weil er auch hier Führer sein soll. Ja

1) Goethe meint eine Stelle aus dem Ghasel LXX (bei Hammer S. 151) und ein Gedicht über Hafiz, in welchem ein Greis in grünem Mantel Hafiz erscheint und vom Quell des Lebens zu trinken giebt, ihm unsterblichen Ruhm verheißend.

sie scheuen sich nicht, eine Art Seelenwanderung anzunehmen, um nur die Überlieferungen, nach denen er bald zur Zeit Moses, bald zu Alexanders, bald in christlicher Zeit erscheinen soll, miteinander auszugleichen. Sie entwerfen eine genaue Beschreibung seines Aussehens und seiner Wirksamkeit in Natur und Menschenleben. Vergl. darüber Hammer, Rosenöl I, 117. 118. Wenn nun auch chidhr niemals „ewig jung" heißt, sondern höchstens „blühend", „frisch", und wenn auch Chidher in arabischer Überlieferung als Greis auftritt, z. B. in Erklärungen zum Koran, so trifft doch das Rückertsche Beiwort „der ewig junge" den tieferen, gemeinsamen Sinn aller Chidhererzählungen.

Offenbar ist hier wie in zahlreichen anderen Fällen vormuhammedanisches Heidentum mit jüdisch-christlichen Elementen des Islam gemischt. Wie z. B. der arabische Beiname Alexanders des Großen „Dhulqarnain" (der Zweigehörnte) auf einen altarabischen Helden, der so hieß, zurückweist, so hat sich in unserm Falle ein Quellgeist, den die Völker vor Muhammed verehrten, zu einem Führer und Schutzpatron der Reisenden, ja zum Propheten (d. h. geistigen Führer) umgewandelt, nachdem der Islam sich auf Afrika ausgedehnt hatte. Nicht allein die häufige Verbindung Chidhers und seines Quells mit Alexanders Zug in das Land der Finsternis, sondern auch einzelne Züge der Sage, wie z. B. das Horn der Sonne, die Wohnung Chidhers im Lande der Finsternis, wo das Süßwassermeer mit dem Salzmeer zusammenkommt, die wiederholten Besuche Chidhers, der hier wie sonst als guter, heilbringender Geist gedacht ist, bei Alexander, sowie anderseits die von Pseudokallisthenes (2, 41) berichtete Inschrift Alexanders selbst: Wer in das Land der Seligen eingehen will, wandere zur Rechten, d. h. nach Süden — alles dieses weist auf den Zug Alexanders in die libysche Wüste zum Sonnenquell in der grünen Oase Siwah.[1]) Dieser Teil der Sage ist eine Erinnerung an die Wallfahrt Alexanders zum Tempel des Juppiter Ammon.[2])

Hier ist wohl der Ort, der beiden vor vier Jahren gemachten Versuche zu gedenken, Namen und Wesen Chidhers zu erklären. Der eine Versuch knüpft an die altbabylonische Izdubarsage an, der andere an die griechische Glaukosmythe; jener an die Reise Izdubars, den man mit Nimrod identifiziert, zu Chasisadra, der „an der Mündung der Ströme" wohnt, dieser an die griechische Sage, daß Alexanders Koch

1) Nach einer anderen Version erhielt Alexander den Becher des Lebens nicht, weil er zu gierig danach griff, d. h. er mußte früh sterben, weil er zu ruhmbegierig war.

2) Vergl. zum folgenden auch die Zeitschrift „Das Ausland" 1869 S. 985, 1018, 1065.

Andreas vom Wasser des Lebens stahl und zum Meeresdämon (Glaukos) wurde. S. Bezold, Ztschr. für Assyriologie Bd. 7 (1892) S. 104 flg. und S. 319 flg. — Allein dort ist die Ähnlichkeit nur äußerlich, und es bleibt unbegreiflich, wie die Sage der längst vom Erdboden verschwundenen Babylonier zu den Arabern gedrungen sein kann. Bei dem Versuche Dyroffs (S. 319 flg.), der in chidhr eine arabische Übersetzung von γλαυκός, grünlich, sieht, bleiben die wichtigsten Fragen — wie der Meergeist Glaukos mit Alexander, der doch nur die „Rolle des Statisten spielt", zusammenhängt und wie die „unsterbliche Quelle" selbst zu erklären ist — unbeantwortet. An solchen Mängeln leidet die folgende Erklärung nicht.

An den Grenzen von Mittelägypten, jedoch schon außerhalb Ägyptens, liegt die Oase Siwah neben dem Tempel des Juppiter — Ammon (ägyptisch Amun.[1]) Es ist wahrscheinlich, daß Alexander der Große seinem Lehrer Aristoteles die merkwürdige Beobachtung mitteilte, daß das ganze ammonische Land niedriger sei als selbst Unterägypten. Aristoteles vermutete mit dem ihm eigenen Scharfsinn, das Land sei durch Austrocknen der Meeresflut entstanden. Zweitausend Jahre später fand man durch Barometermessungen bestätigt, daß die Oase Siwah oder, wie die alten Ägypter sagten, „die Oase des Palmengefildes" in der That hundert Fuß unter dem Spiegel des Mittelmeeres liegt. Die griechischen Geographen Eratosthenes und Strabon neigten zu der Annahme, daß der Tempel selbst einst am Meere gelegen habe, weil, wie der erstere bemerkt, um den Tempel und auf dem Wege dahin viele Schnecken, Muscheln und Salzlager, ja sogar Salzsümpfe sich befanden. Noch jetzt ist der Geschmack des Siwahquellwassers salzig.

Wer gedächte bei dieser Beschreibung nicht der merkwürdigen Natur und Entstehung des Salzsees in Palästina, dieser ungemein tiefen Einsenkung der Erdoberfläche (Konrad Furrer, Wanderungen durch das heilige Land, 1891, S. 190), von dem ein Teil höchstwahrscheinlich durch vulkanische Kräfte entstanden ist, wie die Steinsalzlager, die Asphaltbildung u. a. beweisen (Karl Ritter, allgemeine Erdkunde; Schramm, Geographie von Palästina 1876 S. 34) — übrigens neben dem ammonischen Land ein weiteres Beispiel für die im ersten Teil unserer Abhandlung besprochenen Erdveränderungen.

Diese Veränderungen gaben in Verbindung mit den noch viel merkwürdigeren Veränderungen des benachbarten Sonnenquells vermutlich

1) Amun, der Gott der Zeugung und des Lebens; sein Tier der gehörnte Widder. Roscher, Lexikon der griechischen und römischen Mythologie. 1884. I, S. 283 flg.

dem ganzen Chidhermythus den Ursprung, der, wie schon Sprenger erkannte, entschieden nicht-semitischen Ursprungs ist (Leben Muhammeds II, 470).

Ebenso berühmt wie der Tempel des Juppiter Ammon war im Altertum der Sonnenquell. Er hat freilich nicht davon den Namen, daß er der Sonne geheiligt war, sondern von seiner Wechselbeziehung zur Sonne. Aber erst wenn wir die Darstellung des Sonnengottes Amun mit Widderhörnern hinzunehmen, wird uns die orientalische Bezeichnung „im Horn der Sonne" (oben S. 296) ganz verständlich. Und diese Wechselbeziehung war dem ganzen Altertum und Mittelalter unzweifelhaft. Ovid (Metamorphosen 15, 304. 305) erwähnt sie zwar nicht unmittelbar, wohl aber die Erscheinung selbst und den Ammon, den ägyptischen Sonnengott:

Medio tua, corniger Ammon,
Unda die gelida est ortuque obituque calescit.

Nicht nur diese Stelle, sondern auch alle ähnlichen Stellen in den griechischen und römischen Klassikern über den „Sonnenquell" gehen wahrscheinlich samt und sonders auf die Beschreibung bei Herodot 4, 181 zurück: „Über der libyschen Wüste sind Hügel von Salzstücken.[1]) Das andere Quellwasser ist frühmorgens lau, zur Stunde, da der Markt voll wird, kälter, mittags ist es schon ganz kalt . . . Wie sich aber der Tag neigt, nimmt seine Kälte wieder ab bis Sonnenuntergang, wo es schon lau ist, und nun steigt seine Wärme immer höher und höher bis Mitternacht: da siedet es und sprudelt hoch. Mitternacht geht vorüber, da kühlt es sich wieder ab bis zum Morgen. Und die Benennung dieser Quelle ist Sonnenquelle." — In der That ist dies Wasser noch jetzt für die Empfindung der Haut nachts wärmer als am Tage. Vielleicht gaben die Blasen, die man aufsteigen sieht, Anlaß zu der Sage, das Wasser koche um Mitternacht. Ringsumher standen Palmen, Ölbäume u. a. Gewächse.

Jener wunderbare periodische Wechsel, den die Naturforscher der Jetztzeit aus dem Kontrast der Hautempfindung in den Händen mit der Tageshitze der Luft einerseits und der Nachtausstrahlung anderseits erklären würden, mußte den meisten Heiden des Orients als Wirkung eines übermenschlichen Wesens, den südarabischen Muslimen, die davon hörten und denen der Glaube an Geister nie abhanden gekommen war, als Wirkung eines mächtigen Geistes erscheinen.

---

1) Es dürfte interessant sein zu hören, daß die Benennung des Salmiak (Sal Ammoniacum) wahrscheinlich auf jene Stelle zurückgeht. Das ammonische Salz war im Altertum berühmt und der König der Perser gebrauchte es allein von allen Salzen.

Ebenso ferner, wie bei den Ägyptern der periodische Durchgang des Planeten Merkur durch die Sonne zur Vorstellung des sich selbst verbrennenden und sich selbst verjüngenden Vogels Phönix sich gestaltete, ward der inmitten der Wüste wunderbar erfrischende und belebende Quell zum Lebensquell, der unaufhörliche Wechsel zur Person des rastlosen Wanderers. „Überall", schreibt ein Orientalist, „wo man in den Erzählungen des Ostens eines Wandersmannes bedarf, erscheint dieser Chidher, und diese Rolle spielt er bei Rückert auch." Daß Chidher innerhalb des entwickelten Islam übermenschliches Wissen beigelegt ward, ist ebenfalls leicht begreiflich; ebenso daß sich an die Vorstellung der leiblichen Erneuerung die der moralischen anschloß, sodaß die berühmte Stelle im Schah-nâma des Firdusi leicht erklärlich wird: „Im Land der Finsternis ist das Lebenswasser, das aus dem Paradiese strömt. Jeder, der davon trinkt, ist unsterblich, und wer seinen Leib darin badet, aller Sünden ledig." Selbst die Angabe, daß Chidher am Zusammenstoß beider großen Gewässer, des Süß- und des Salzwassers, im Lande der Finsternis wohne, erklärt sich: der Nil, el bahr d. h. Meer genannt, verliert sich seinem Ursprung nach in dem Dunkel der Wüsten; daneben war einst ein großes Salzwasser, das noch jetzt Spuren im ammonischen Land hinterlassen hat. Sogar der immer wiederkehrende Zug der Sage, daß Chidher ein Greis gewesen, erklärt sich aus dem vorgeschichtlichen Dasein des Salzmeers. Die nackte Thatsache: Das uralte Meer ward zuletzt ein ewig sprudelnder Quell in einer grünen Oase der Wüste, dessen Wasser bald kalt bald heiß wird, wurde mythisch so aufgefaßt: Ein Greis an der Verbindung zweier Meere hütet ein verjüngendes Wasser im Lande der Finsternis; er ist mit grünem Kleide angethan u. s. w. Sekundär ist die Rolle, die dieser Greis als Führer oder Wanderer, als Weiser oder Prophet spielt.[1])

Neu ist bei dem deutschen Dichter vor allem die dichterische Form, die in keiner orientalischen Quelle sich findet, neu aber auch manche einzelne Züge, die Rückerts Phantasie entsprungen sind. Nur scheinbar neu ist die regelmäßige Wiederkehr Chidhers nach 500 Jahren an denselben Ort. Diese fand Rückert in einer Erzählung des Qazwini, die dem Chidher selbst in den Mund gelegt ist, bereits vor, ebenso den Lehrgehalt der Erzählung. Dieser ist freilich nicht, wie Rückert anfangs annahm, der Kreislauf der irdischen Dinge. Vom Kreislauf der Stoffe

1) Idun, die Göttin der Verjüngung bei den Germanen, ist nach Felix Dahn eine andere Gestalt der Erdgöttin Nerthus. Es ist leicht zu verstehn, weshalb dem vor Hitze und Durst verschmachtenden Orientalen nicht, wie dem alten Germanen, die Äpfel, sondern das Wasser der Oase Mittel der Verjüngung wurde.

handelt wohl die Chemie und die Physiologie, nicht aber die Geologie, und offenbar ist von geologischen Veränderungen, d. h. von Veränderungen der Erdoberfläche, zunächst der Form und Gestalt nach, in zweiter Linie auch dem Stoffe nach, in dem Gedicht die Rede. Darum hat Rückert die erste Überschrift „Kazwinis Parabel vom Kreislauf der irdischen Dinge" (1824) zurückgenommen. Um jene Lehre als Ergebnis der modernen Geologie darzustellen, braucht man nur, wie der gelehrte Silvestre de Sacy anmerkt, für die fünfhundert Jahre eine unbestimmt große Zahl (nombre indéfini) von Jahrhunderten zu setzen.

Qazwini, „der Plinius des Orients" († 674 der Flucht, d. h. 1295 n. Chr.), eigentlich Muhammed[1]) den Muhammed aus Qazwini im jetzigen Persien, schrieb im 13. Jahrhundert n. Chr. eine große Kosmographie (Weltbeschreibung), die er „die Wunder der Schöpfung" (adschaib al machlukat) nannte.[2]) Er handelt darin, der alten aristotelischen Einteilung der Welt folgend, zunächst von den superlunaren Dingen (êtres supérieures, wie de Sacy übersetzt), nämlich von den Gestirnen, vom Feuerhimmel (empyreum), von den Engeln, von Zeit und Zeiten. In den letzten Kapiteln dieses Teils spricht er von den Jahreszeiten, und daran schließt sich ziemlich unvermittelt ein Kapitel — als Schluß des ersten Hauptteils — über „einige wunderbare Erscheinungen, die sich an das ewige Wiederkehren der Jahre knüpfen." Hier steht die Parabel, die Chidher in den Mund gelegt ist, weil der Kosmograph als echter Orientale nicht umhin konnte, diesen abstrakten Gedanken (idée très-philosophique, wie de Sacy sagt) in parabolische Form zu kleiden.[3]) Offenbar tritt der Ewigjunge als Vertreter des Himmels, der schon dem Aristoteles als ewig galt, dem veränderlichen Erdenwesen gegenüber. Sehr unphilosophisch ist jedoch einmal, daß der Himmel als unveränderlich gilt, was besonders Laplace und andere Astronomen widerlegten; sodann die stillschweigende Voraussetzung, die besonders Kant widerlegte, daß die Zeit wirken könne. Doch die Hauptsache für uns ist die Erzählung selbst. Sie lautet bei Qazwini folgendermaßen:

„Ich ging eines Tages durch eine sehr große, überaus volkreiche Stadt. Wißt ihr, wann diese Stadt gegründet ist? fragte ich einen ihrer Bewohner. „„Oh,"" antwortete dieser, „„das ist eine sehr alte Stadt.[4]) Wir wissen nicht, seit wann sie da ist, und unsere Vorfahren

1) Nach andern Zakarija d. h. Zacharias.

2) Herausgegeben von F. Wüstenfeld, Göttingen 1848.

3) Einzelnes in der folgenden Untersuchung verdanke ich Herrn Hofrat Dr. Pertsch, einem großen Rückertkenner.

4) So ist nach der persischen Übersetzung und nach dem Zusammenhange zu lesen.

wußten es ebensowenig wie wir.““ Als ich fünfhundert Jahre später durch denselben Ort kam, bemerkte ich von dieser Stadt nicht die geringste Spur mehr und fragte einen Bauer, welcher auf ihrer ehemaligen Stätte Gras sammelte, seit wann sie verschwunden sei. „„Welche Frage!““ sagte er zu mir, „„diese Erde ist niemals anders gewesen, als sie es jetzt ist.““ Gab es hier nicht, sagte ich zu ihm, eine stolze Stadt? „„Niemals,““ antwortete er, „„haben wir sie gesehen, und niemals haben uns unsere Väter von ihr erzählt.““ Als ich 500 Jahre später dorthin zurückkam, fand ich an ihrer Stelle ein Meer und bemerkte an dessen Ufer eine Schar von Fischern, die ich fragte, seit wann das Land von Meer bedeckt sei. „„Wie kann ein Mann wie du eine solche Frage thun?““ antworteten sie. „„Dieser Ort ist immer gewesen, was er ist.““ Wie? sagte ich, dieses Meer war vor alters nicht festes Land? „„Wir haben davon keine Kenntnis,““ sagten sie, „„und wir haben unsere Väter niemals davon sprechen hören.““ Darauf kam ich nach 500 Jahren wieder dorthin. Da war es (das Wasser) vertrocknet, und ich begegnete dort einem, der Grünfutter schnitt.[1]) Den fragte ich, seit wann dieser Boden trocken sei, und er gab mir dieselbe Antwort, die ich vordem empfangen hatte. Endlich fand ich, da ich nach einem gleichen Zeitraum aufs neue dorthin zurückkehrte, eine blühende Stadt, die an Volk und schönen Gebäuden reicher war als die von mir zuerst gesehene. Als ich bei ihren Einwohnern mich nach ihrem Ursprung erkundigte, antworteten sie: „„Er verliert sich ins Altertum; wir wissen nicht, seit wann sie da ist, und unsere Väter waren in dieser Hinsicht ebenso unwissend wie wir.““

Woher hat aber der Plinius des Ostens die Grundgedanken seiner Erzählung? Ich vermute: aus der Meteorologie des Aristoteles, wenn auch nicht unmittelbar. Darauf führt schon der gleiche Name, den das Qazwinische Werk und die Naturbeschreibung des Aristoteles bei den Arabern führt: adschaib el machlukat d. h. die Wunder der Schöpfung. Am Schlusse des ersten Buches der Meteorologika, in welchem Aristoteles Kap. 1—13 von den eigentlichen μετέωρα: Sternen, Kometen, Schnee, Hagel und Winden, gesprochen hat — man vergleiche hierzu das erste Buch des Qazwini von den superlunaren Dingen —, hat der größte

1) Die Übersetzung bei de Sacy: qui était seul en cet endroit ist unrichtig. Joseph von Hammer hat richtiger: An der Stelle des Sees war trockenes Land mit Saat und Busch. Vermutlich ist in der Übersetzung de Sacys („seul“) in Verbindung mit der v. Hammers („Busch“) der Ursprung des Rückertschen Einsiedlers im Walde (Strophe 4 in „Chidher“) zu suchen. Doch will ich zugeben, daß auch ohne äußeren Anlaß Rückert gerade auf einen Einsiedler im Walde gekommen sein kann.

Naturforscher des Altertums ein langes Kapitel über die Veränderungen der Erdoberfläche und das Entstehen und Vergehen der Völker (meteor. I, 14 ed. acad. regia Boruss. I, p. 351 — 353. Berol. 1831): Nicht immer bleiben die nämlichen Orte der Erde bewässert oder trocken, sondern sie verändern sich je nach Entstehen oder Vergehen der Flüsse. Darum ändert sich die Umgebung des Festlandes und die des Meeres, und nicht immer bleibt das eine allezeit Erde und das andere Meer, sondern wo festes Land war, dort entsteht ein Meer, und wo jetzt Meer ist, da wird wiederum Erde sein. Man muß jedoch annehmen, daß dies nach einer gewissen Ordnung und in regelmäßiger Wiederkehr (περίοδον) geschieht... Weil aber der ganze irdische Vorgang (φυσικὴν γένεσιν) allmählich (ἐκπροσαγωγῆς) und in Zeiträumen geschieht, die im Vergleich zu unserem Leben sehr lang sind, so geschieht dieses unbemerkt und wird vergessen." Nachdem Aristoteles auf ähnliche Vorgänge im Leben der Völker hingewiesen, beruft er sich zum Beweise des Gesagten auf die Beschaffenheit des ägyptischen, argivischen und mycenischen Bodens, hebt aber auch die Geringfügigkeit solcher Veränderungen im Vergleich zu der Dauer des Weltalls hervor. „Es wäre lächerlich," sagt er, „wegen kleiner und geringfügiger Veränderungen das Weltall zu bewegen und die Masse und Größe der Erde ist doch wohl nichts im Vergleich zum ganzen Himmel." Sodann schließt er aus dem Wechsel der Jahreszeiten auf die regelmäßige Wiederkehr eines Weltwinters und entsprechender Weltzeiten. Dabei erwähnt er auch die Senkungen des ammonischen Landes, von welchen oben die Rede war (S. 297). Endlich steigt er zu den allgemeinen Sätzen auf: „Die Zeit fehlt niemals, und das Ganze ist ewig ... das Werk der Flüsse hat ein Ende, die Zeit aber nicht."

In diesen großartigen und scharfsinnigen Gedanken, welche Aristoteles als echter Naturforscher durch Analogie, Induktion und Abstraktion aus mehrfachen Beobachtungen des gesenkten und angeschwemmten Landes, der Flüsse und der Meere gewonnen hatte, finden wir ohne Mühe die Gedanken des Qazwini. Selbst die vorher ziemlich unerklärliche Anknüpfung der Chidhererzählung an das Kapitel von den Jahreszeiten bei Qazwini wird begreiflich, da wir sehen, wie Aristoteles die Jahreszeiten und Thätigkeiten auf Erden in scharfen Gegensatz zur Zeit überhaupt und zur Ewigkeit stellt. Doch hat der Araber die Klarheit des Stagiriten vermindert und alles ins Orientalische übersetzt: vor seiner Phantasie entstehen bewohnte Städte, Erde mit Gras, Boden mit Grünkraut, Menschen und deren Gespräche, — kurz, er belebt das Festland des Stagiriten. Aus der Ewigkeit des Weltalls wird bei ihm die ewige Jugend einer Person, die, wie er wußte, in der Zeit des Mosaismus

wie in der des Heidentums, im Zeitalter des Islam wie in dem des Christentums erschienen sein sollte. Den abstrakten Begriff der Ewigkeit veranschaulicht er so, daß er diese Person alle fünfhundert Jahre unverändert wiederkehren und doch alles verändert finden läßt. Er konzentriert alle lokalen Erscheinungen, welche der Grieche auseinander hielt, auf einen einzigen Ort der Erdoberfläche. Dabei bediente er sich einer Zahl, welche wie bei den Römern sescenti, an und für sich die Bedeutung des ungemein Großen hatte, der Zahl fünfhundert. In gleicher Weise hatte die arabische Sage (Kommentar des Wahb ibn Monabbih zu Sure 50,1) sich die Größe Gottes durch einen Raum von fünfhundert Jahren Länge und Breite außerhalb der unmeßbaren Erde veranschaulicht. So ergiebt sich als Grundgedanke der Qazwinischen Erzählung der Gedanke, welchen Hammer in allen Chidhersagen findet (Rosenöl I, 117. 118): Seit Äonen wandelt er (Chidher) auf der Erde in ewiger Jugend und Schönheit, indes Menschenalter und Naturrevolutionen ihren unaufhaltbaren Gang fortgehen.

Hat die bisherige Untersuchung überall das Richtige getroffen, so führt sie zu dem Ergebnis, daß weder die Hauptgestalt der Chidherparabel noch der Lehrgehalt der letzteren ursprünglich dem Islam angehört, sondern dem Heidentum, und daß den Anstoß zur Bildung des Chidhermythus wie zu den Erörterungen des Aristoteles der Zug Alexanders des Großen in das ammonische Land gegeben hat. Gewiß ein wunderbarer Zusammenhang.

Dieser Zusammenhang ist aber den Erklärern des Rückertschen Gedichtes unbekannt geblieben.

Überhaupt haben zu der Erklärung des tiefsinnigen und zum Nachdenken reizenden Gedichts die Kommentatoren wenig oder nichts beigetragen. Götzinger, der für manchen noch immer eine Fundgrube ist, erinnert (Bd. II, Nachtrag S. 96. 97. 5. Aufl. 1877) an die auf Erden umherwandernden Götter Buddha (!) und Wuotan und an den ewigen Juden. Die Ähnlichkeit ist eine äußerliche. Mit mehr Recht hätte er an Vishnu denken können, der, wie es schon in der Bhagavadgita heißt, „sich selbst geboren werden läßt, wenn in der Welt die Frömmigkeit sinkt und gottloses Wesen zunimmt," und der überdies ursprünglich Beschützer der Gewässer und Pflanzen auf Erden ist.[1])

Götzinger entgeht der Grundgedanke des Rückertschen Gedichts, der sich weder an die zehn Inkarnationen Vishnus noch an die Transfigu-

1) Goethe hat in seiner indischen Ballade „Der Gott und die Bajadere" bekanntlich Vishnu mit dem verderbenbringenden Siva, dem Maha-dêva d. h. großen Gotte, verwechselt.

rationen Buddhas knüpfen läßt. Die Folge davon ist, daß Götzinger von dem durchaus lehrhaften Gedicht verlangt, daß es das Gemüt des Hörers in Anspruch nehme, daß es mehr als „nackte Thatsachen" erzähle und daß es individuell sei. Ich möchte im Gegenteil, in Übereinstimmung mit anderen Erklärern, behaupten, daß die Personen, abgesehen von Chidher, der als Vertreter der höheren Erkenntnis schemenhaft auftritt und verschwindet, wie auch Geister, Orakel und andere Gottesstimmen z. B. in Bürgers Ballade „Der wilde Jäger" monoton sprechen, recht fein individualisiert sind, z. B. der Bewohner der großen Stadt und der der Kleinstadt. Offenbar will der Dichter, was Götzinger gar nicht beachtet hat, durch das Verhalten der einzelnen Erdbewohner zu Chidher ausdrücken, daß die Beschränktheit zu einer besseren Ansicht sich nicht bekehren läßt.

Ist aber eine noch tiefer gehende Aufklärung als die hier gegebene über die Grundlagen der Rückertschen Parabel möglich, so kann sie weder aus Indien, noch aus Babylonien, noch aus dem alten Deutschland, noch aus den späten Sagen vom ewigen Juden, sondern m. E. nur aus Ägypten kommen. Denn Ägyptens Priester belehrten den Herodot sowohl über den ammonischen Tempel als über den Sonnenquell und das ammonische Salz, diese drei im Altertum berühmten Dinge der Oase Siwah, deren Berühmtheit wohl auch für Alexander den Großen Anlaß zu der Reise nach jener Oase gewesen sein mag. Die Priestererzählungen mögen sich in irgend einer Gestalt bis in die Zeit der Eroberung Ägyptens durch die Muslims erhalten haben.[1]) Und über Amun können noch immer neue Aufschlüsse uns gegeben werden.

Aber auch schon bei dem jetzigen Stand der Frage wird es leichter sein, die Schönheiten des Rückertschen Gedichtes zu würdigen als bisher. An die Stelle der vielen Gedanken z. B., welche man darin gefunden hat (vergl. Polack in der Sammlung „Aus deutschen Lesebüchern" III, 586. 587) wird man einen einzigen Grundgedanken setzen müssen, eben den, welchen Joseph von Hammer so schön ausgesprochen hat. Man wird auch aufhören müssen, Chidher als den Feldherrn eines altpersischen Herrschers hinzustellen. Nicht die Araber haben ihre Chidhersage von den Persern entlehnt, sondern umgekehrt die Perser von den Arabern, und diese haben Chidher zwar als Weisen, als Führer und (religiös aufgefaßt) als Propheten gefeiert, aber als Feldherrn streng genommen niemals. Wenn Talabi in den „Prophetengeschichten" einmal erzählt,

1) Die ohne Begründung aufgestellte Hypothese Wahls (der Koran S. 249), Chidher sei eigentlich ein altarabischer Genius des Frühlings, hat C. Lang in dieser Zeitschrift 1896 S. 465 ohne Begründung wiederholt.

Chidher sei zum Kommandanten des Vortrabs von Alexander ernannt worden, so heißt das nur: er sollte damals ihm den Weg zeigen. Begreiflich ist, wie aus der Vorstellung eines mächtigen Quell- und Oasengeistes die eines Führers sowohl im körperlichen als auch im geistigen Sinne entstehen konnte, nicht aber das Umgekehrte.

Nunmehr hat auch der Vergleich unserer Parabel mit dem 90. Psalm ein Ergebnis von tieferer Bedeutung: dort eine geologische Wahrheit im Gewande des heidnischen Mythus, hier eine allgemein menschliche in der Form der wahren Religion; dort Veränderungen der Erdrinde, hier der Wechsel der Geschlechter auf Erden und die Vergänglichkeit und das Elend des menschlichen Lebens; dort die ewige Jugend und Schönheit einer Phantasiegestalt, hier die Ewigkeit des Urhebers aller Dinge, von der die unendliche Dauer irgend eines Wesens außer ihm nur Ausfluß und schwacher Abglanz ist. —

Schneller als vorauszusehen war hat sich erfüllt, was oben ausgesprochen war, daß jeder Tag über Juppiter Ammon und das Ammonium eine Enthüllung bringen könne. Der Ägyptologe Maspero hat an der Hand der ägyptischen Denkmäler und der griechischen Schriftstellen soeben die Frage behandelt, wie Alexander der Große in Ägypten zum Gott wurde. Sowohl er als sein Freund Georg Ebers sagen, daß die Beschreibung, welche die Griechen Strabo, Diodorus Siculus und Plutarch von Alexanders Zug nach der Oase geben, sich genau mit den Verhältnissen und Begebenheiten deckt, welche wir aus den Denkmälern kennen. (Ebers in einer brieflichen Mitteilung an den Verfasser vorstehender Untersuchung und Maspero in der Ecole pratique des hautes études Paris 1897 p. 8—11.) Letzterer liefert u. a. eine genaue Beschreibung des Tempels bei dem alten Sonnenquell (près de l'ancienne fontaine du Soleil).

Für die eine Quelle am Tempel des Juppiter Ammon ist zwar in den ägyptischen Inschriften bis jetzt der griechische Name Sonnenquell nicht nachgewiesen, vielmehr führte die Oase selbst den einfachen Namen „Palmengefilde." Doch ist ein Sonnenquell in der Sonnenstadt (On oder Heliopolis) gefunden. Eine Inschrift erwähnt, daß ein König in dem dortigen „Kühlungsgewässer" (še ḳb) das Antlitz säuberte, worin der Sonnengott Ra sein Antlitz wusch.

Bekanntlich sind Amun und Ra nur nach der Gegend verschiedene Bezeichnungen desselben Gottes. Es liegt nahe, was von dem ägyptischen König gesagt war, auch von Alexander zu vermuten, der sich zum Sohne des Ra-Amun ernennen ließ.

---

sie scheuen sich nicht, eine Art Seelenwanderung anzunehmen, um nur die Überlieferungen, nach denen er bald zur Zeit Moses, bald zu Alexanders, bald in christlicher Zeit erscheinen soll, miteinander auszugleichen. Sie entwerfen eine genaue Beschreibung seines Aussehens und seiner Wirksamkeit in Natur und Menschenleben. Vergl. darüber Hammer, Rosenöl I, 117. 118. Wenn nun auch chidhr niemals „ewig jung“ heißt, sondern höchstens „blühend“, „frisch“, und wenn auch Chidher in arabischer Überlieferung als Greis auftritt, z. B. in Erklärungen zum Koran, so trifft doch das Rückertsche Beiwort „der ewig junge“ den tieferen, gemeinsamen Sinn aller Chidhererzählungen.

Offenbar ist hier wie in zahlreichen anderen Fällen vormuhammedanisches Heidentum mit jüdisch-christlichen Elementen des Islam gemischt. Wie z. B. der arabische Beiname Alexanders des Großen „Dhulqarnain“ (der Zweigehörnte) auf einen altarabischen Helden, der so hieß, zurückweist, so hat sich in unserm Falle ein Quellgeist, den die Völker vor Muhammed verehrten, zu einem Führer und Schutzpatron der Reisenden, ja zum Propheten (d. h. geistigen Führer) umgewandelt, nachdem der Islam sich auf Afrika ausgedehnt hatte. Nicht allein die häufige Verbindung Chidhers und seines Quells mit Alexanders Zug in das Land der Finsternis, sondern auch einzelne Züge der Sage, wie z. B. das Horn der Sonne, die Wohnung Chidhers im Lande der Finsternis, wo das Süßwassermeer mit dem Salzmeer zusammenkommt, die wiederholten Besuche Chidhers, der hier wie sonst als guter, heilbringender Geist gedacht ist, bei Alexander, sowie anderseits die von Pseudokallisthenes (2, 41) berichtete Inschrift Alexanders selbst: Wer in das Land der Seligen eingehen will, wandere zur Rechten, d. h. nach Süden — alles dieses weist auf den Zug Alexanders in die libysche Wüste zum Sonnenquell in der grünen Oase Siwah.[1]) Dieser Teil der Sage ist eine Erinnerung an die Wallfahrt Alexanders zum Tempel des Juppiter Ammon.[2])

Hier ist wohl der Ort, der beiden vor vier Jahren gemachten Versuche zu gedenken, Namen und Wesen Chidhers zu erklären. Der eine Versuch knüpft an die altbabylonische Izdubarsage an, der andere an die griechische Glaukosmythe; jener an die Reise Izdubars, den man mit Nimrod identifiziert, zu Chasisadra, der „an der Mündung der Ströme“ wohnt, dieser an die griechische Sage, daß Alexanders Koch

---

1) Nach einer anderen Version erhielt Alexander den Becher des Lebens nicht, weil er zu gierig danach griff, d. h. er mußte früh sterben, weil er zu ruhmbegierig war.

2) Vergl. zum folgenden auch die Zeitschrift „Das Ausland“ 1869 S. 985, 1018, 1065.

Andreas vom Wasser des Lebens stahl und zum Meeresdämon (Glaukos) wurde. S. Bezold, Ztschr. für Assyriologie Bd. 7 (1892) S. 104 flg. und S. 319 flg. — Allein dort ist die Ähnlichkeit nur äußerlich, und es bleibt unbegreiflich, wie die Sage der längst vom Erdboden verschwundenen Babylonier zu den Arabern gedrungen sein kann. Bei dem Versuche Dyroffs (S. 319 flg.), der in chidhr eine arabische Übersetzung von γλαυκός, grünlich, sieht, bleiben die wichtigsten Fragen — wie der Meergeist Glaukos mit Alexander, der doch nur die „Rolle des Statisten spielt", zusammenhängt und wie die „unsterbliche Quelle" selbst zu erklären ist — unbeantwortet. An solchen Mängeln leidet die folgende Erklärung nicht.

An den Grenzen von Mittelägypten, jedoch schon außerhalb Ägyptens, liegt die Oase Siwah neben dem Tempel des Juppiter = Ammon (ägyptisch Amun.[1]) Es ist wahrscheinlich, daß Alexander der Große seinem Lehrer Aristoteles die merkwürdige Beobachtung mitteilte, daß das ganze ammonische Land niedriger sei als selbst Unterägypten. Aristoteles vermutete mit dem ihm eigenen Scharfsinn, das Land sei durch Austrocknen der Meeresflut entstanden. Zweitausend Jahre später fand man durch Barometermessungen bestätigt, daß die Oase Siwah oder, wie die alten Ägypter sagten, „die Oase des Palmengefildes" in der That hundert Fuß unter dem Spiegel des Mittelmeeres liegt. Die griechischen Geographen Eratosthenes und Strabon neigten zu der Annahme, daß der Tempel selbst einst am Meere gelegen habe, weil, wie der erstere bemerkt, um den Tempel und auf dem Wege dahin viele Schnecken, Muscheln und Salzlager, ja sogar Salzsümpfe sich befanden. Noch jetzt ist der Geschmack des Siwahquellwassers salzig.

Wer gedächte bei dieser Beschreibung nicht der merkwürdigen Natur und Entstehung des Salzsees in Palästina, dieser ungemein tiefen Einsenkung der Erdoberfläche (Konrad Furrer, Wanderungen durch das heilige Land, 1891, S. 190), von dem ein Teil höchstwahrscheinlich durch vulkanische Kräfte entstanden ist, wie die Steinsalzlager, die Asphaltbildung u. a. beweisen (Karl Ritter, allgemeine Erdkunde; Schramm, Geographie von Palästina 1876 S. 34) — übrigens neben dem ammonischen Land ein weiteres Beispiel für die im ersten Teil unserer Abhandlung besprochenen Erdveränderungen.

Diese Veränderungen gaben in Verbindung mit den noch viel merkwürdigeren Veränderungen des benachbarten Sonnenquells vermutlich

---

1) Amun, der Gott der Zeugung und des Lebens; sein Tier der gehörnte Widder. Roscher, Lexikon der griechischen und römischen Mythologie. 1884. I, S. 283 flg.

dem ganzen Chidhermythus den Ursprung, der, wie schon Sprenger erkannte, entschieden nicht-semitischen Ursprungs ist (Leben Muhammeds II, 470).

Ebenso berühmt wie der Tempel des Juppiter Ammon war im Altertum der Sonnenquell. Er hat freilich nicht davon den Namen, daß er der Sonne geheiligt war, sondern von seiner Wechselbeziehung zur Sonne. Aber erst wenn wir die Darstellung des Sonnengottes Amun mit Widderhörnern hinzunehmen, wird uns die orientalische Bezeichnung „im Horn der Sonne" (oben S. 296) ganz verständlich. Und diese Wechselbeziehung war dem ganzen Altertum und Mittelalter unzweifelhaft. Ovid (Metamorphosen 15, 304. 305) erwähnt sie zwar nicht unmittelbar, wohl aber die Erscheinung selbst und den Ammon, den ägyptischen Sonnengott:

> Medio tua, corniger Ammon,
> Unda die gelida est ortuque obituque calescit.

Nicht nur diese Stelle, sondern auch alle ähnlichen Stellen in den griechischen und römischen Klassikern über den „Sonnenquell" gehen wahrscheinlich samt und sonders auf die Beschreibung bei Herodot 4, 181 zurück: „Über der libyschen Wüste sind Hügel von Salzstücken.[1]) Das andere Quellwasser ist frühmorgens lau, zur Stunde, da der Markt voll wird, kälter, mittags ist es schon ganz kalt . . . Wie sich aber der Tag neigt, nimmt seine Kälte wieder ab bis Sonnenuntergang, wo es schon lau ist, und nun steigt seine Wärme immer höher und höher bis Mitternacht: da siedet es und sprudelt hoch. Mitternacht geht vorüber, da kühlt es sich wieder ab bis zum Morgen. Und die Benennung dieser Quelle ist Sonnenquelle." — In der That ist dies Wasser noch jetzt für die Empfindung der Haut nachts wärmer als am Tage. Vielleicht gaben die Blasen, die man aufsteigen sieht, Anlaß zu der Sage, das Wasser koche um Mitternacht. Ringsumher standen Palmen, Ölbäume u. a. Gewächse.

Jener wunderbare periodische Wechsel, den die Naturforscher der Jetztzeit aus dem Kontrast der Hautempfindung in den Händen mit der Tageshitze der Luft einerseits und der Nachtausstrahlung anderseits erklären würden, mußte den meisten Heiden des Orients als Wirkung eines übermenschlichen Wesens, den südarabischen Muslimen, die davon hörten und denen der Glaube an Geister nie abhanden gekommen war, als Wirkung eines mächtigen Geistes erscheinen.

---

1) Es dürfte interessant sein zu hören, daß die Benennung des Salmiak (Sal Ammoniacum) wahrscheinlich auf jene Stelle zurückgeht. Das ammonische Salz war im Altertum berühmt und der König der Perser gebrauchte es allein von allen Salzen.

Ebenso ferner, wie bei den Ägyptern der periodische Durchgang des Planeten Merkur durch die Sonne zur Vorstellung des sich selbst verbrennenden und sich selbst verjüngenden Vogels Phönix sich gestaltete, ward der inmitten der Wüste wunderbar erfrischende und belebende Quell zum Lebensquell, der unaufhörliche Wechsel zur Person des rastlosen Wanderers. „Überall“, schreibt ein Orientalist, „wo man in den Erzählungen des Ostens eines Wandersmannes bedarf, erscheint dieser Chidher, und diese Rolle spielt er bei Rückert auch.“ Daß Chidher innerhalb des entwickelten Islam übermenschliches Wissen beigelegt ward, ist ebenfalls leicht begreiflich; ebenso daß sich an die Vorstellung der leiblichen Erneuerung die der moralischen anschloß, sodaß die berühmte Stelle im Schah-nâma des Firdusi leicht erklärlich wird: „Im Land der Finsternis ist das Lebenswasser, das aus dem Paradiese strömt. Jeder, der davon trinkt, ist unsterblich, und wer seinen Leib darin badet, aller Sünden ledig.“ Selbst die Angabe, daß Chidher am Zusammenstoß beider großen Gewässer, des Süß- und des Salzwassers, im Lande der Finsternis wohne, erklärt sich: der Nil, el bahr d. h. Meer genannt, verliert sich seinem Ursprung nach in dem Dunkel der Wüsten; daneben war einst ein großes Salzwasser, das noch jetzt Spuren im ammonischen Land hinterlassen hat. Sogar der immer wiederkehrende Zug der Sage, daß Chidher ein Greis gewesen, erklärt sich aus dem vorgeschichtlichen Dasein des Salzmeers. Die nackte Thatsache: Das uralte Meer ward zuletzt ein ewig sprudelnder Quell in einer grünen Oase der Wüste, dessen Wasser bald kalt bald heiß wird, wurde mythisch so aufgefaßt: Ein Greis an der Verbindung zweier Meere hütet ein verjüngendes Wasser im Lande der Finsternis; er ist mit grünem Kleide angethan u. s. w. Sekundär ist die Rolle, die dieser Greis als Führer oder Wanderer, als Weiser oder Prophet spielt.[1])

Neu ist bei dem deutschen Dichter vor allem die dichterische Form, die in keiner orientalischen Quelle sich findet, neu aber auch manche einzelne Züge, die Rückerts Phantasie entsprungen sind. Nur scheinbar neu ist die regelmäßige Wiederkehr Chidhers nach 500 Jahren an denselben Ort. Diese fand Rückert in einer Erzählung des Qazwini, die dem Chidher selbst in den Mund gelegt ist, bereits vor, ebenso den Lehrgehalt der Erzählung. Dieser ist freilich nicht, wie Rückert anfangs annahm, der Kreislauf der irdischen Dinge. Vom Kreislauf der Stoffe

---

1) Idun, die Göttin der Verjüngung bei den Germanen, ist nach Felix Dahn eine andere Gestalt der Erdgöttin Nerthus. Es ist leicht zu verstehn, weshalb dem vor Hitze und Durst verschmachtenden Orientalen nicht, wie dem alten Germanen, die Äpfel, sondern das Wasser der Oase Mittel der Verjüngung wurde.

handelt wohl die Chemie und die Physiologie, nicht aber die Geologie, und offenbar ist von geologischen Veränderungen, d. h. von Veränderungen der Erdoberfläche, zunächst der Form und Gestalt nach, in zweiter Linie auch dem Stoffe nach, in dem Gedicht die Rede. Darum hat Rückert die erste Überschrift „Kazwinis Parabel vom Kreislauf der irdischen Dinge" (1824) zurückgenommen. Um jene Lehre als Ergebnis der modernen Geologie darzustellen, braucht man nur, wie der gelehrte Silvestre de Sacy anmerkt, für die fünfhundert Jahre eine unbestimmt große Zahl (nombre indéfini) von Jahrhunderten zu setzen.

Qazwini, „der Plinius des Orients" († 674 der Flucht, d. h. 1295 n. Chr.), eigentlich Muhammed[1]) ben Muhammed aus Qazwini im jetzigen Persien, schrieb im 13. Jahrhundert n. Chr. eine große Kosmographie (Weltbeschreibung), die er „die Wunder der Schöpfung" (adschaib al machlukat) nannte.[2]) Er handelt darin, der alten aristotelischen Einteilung der Welt folgend, zunächst von den superlunaren Dingen (êtres supérieures, wie de Sacy übersetzt), nämlich von den Gestirnen, vom Feuerhimmel (empyreum), von den Engeln, von Zeit und Zeiten. In den letzten Kapiteln dieses Teils spricht er von den Jahreszeiten, und daran schließt sich ziemlich unvermittelt ein Kapitel — als Schluß des ersten Hauptteils — über „einige wunderbare Erscheinungen, die sich an das ewige Wiederkehren der Jahre knüpfen." Hier steht die Parabel, die Chidher in den Mund gelegt ist, weil der Kosmograph als echter Orientale nicht umhin konnte, diesen abstrakten Gedanken (idée très-philosophique, wie de Sacy sagt) in parabolische Form zu kleiden.[3]) Offenbar tritt der Ewigjunge als Vertreter des Himmels, der schon dem Aristoteles als ewig galt, dem veränderlichen Erdenwesen gegenüber. Sehr unphilosophisch ist jedoch einmal, daß der Himmel als unveränderlich gilt, was besonders Laplace und andere Astronomen widerlegten; sodann die stillschweigende Voraussetzung, die besonders Kant widerlegte, daß die Zeit wirken könne. Doch die Hauptsache für uns ist die Erzählung selbst. Sie lautet bei Qazwini folgendermaßen:

„Ich ging eines Tages durch eine sehr große, überaus volkreiche Stadt. Wißt ihr, wann diese Stadt gegründet ist? fragte ich einen ihrer Bewohner. „„Oh,"" antwortete dieser, „„das ist eine sehr alte Stadt.[4]) Wir wissen nicht, seit wann sie da ist, und unsere Vorfahren

1) Nach andern Zakarija d. h. Zacharias.

2) Herausgegeben von F. Wüstenfeld, Göttingen 1848.

3) Einzelnes in der folgenden Untersuchung verdanke ich Herrn Hofrat Dr. Pertsch, einem großen Rückertkenner.

4) So ist nach der persischen Übersetzung und nach dem Zusammenhange zu lesen.

wußten es ebensowenig wie wir."" Als ich fünfhundert Jahre später durch denselben Ort kam, bemerkte ich von dieser Stadt nicht die geringste Spur mehr und fragte einen Bauer, welcher auf ihrer ehemaligen Stätte Gras sammelte, seit wann sie verschwunden sei. „„Welche Frage!"" sagte er zu mir, „„diese Erde ist niemals anders gewesen, als sie es jetzt ist."" Gab es hier nicht, sagte ich zu ihm, eine stolze Stadt? „„Niemals,"" antwortete er, „„haben wir sie gesehen, und niemals haben uns unsere Väter von ihr erzählt."" Als ich 500 Jahre später dorthin zurückkam, fand ich an ihrer Stelle ein Meer und bemerkte an dessen Ufer eine Schar von Fischern, die ich fragte, seit wann das Land von Meer bedeckt sei. „„Wie kann ein Mann wie du eine solche Frage thun?"" antworteten sie. „„Dieser Ort ist immer gewesen, was er ist."" Wie? sagte ich, dieses Meer war vor alters nicht festes Land? „„Wir haben davon keine Kenntnis,"" sagten sie, „„und wir haben unsere Väter niemals davon sprechen hören."" Darauf kam ich nach 500 Jahren wieder dorthin. Da war es (das Wasser) vertrocknet, und ich begegnete dort einem, der Grünfutter schnitt.[2]) Den fragte ich, seit wann dieser Boden trocken sei, und er gab mir dieselbe Antwort, die ich vordem empfangen hatte. Endlich fand ich, da ich nach einem gleichen Zeitraum aufs neue dorthin zurückkehrte, eine blühende Stadt, die an Volk und schönen Gebäuden reicher war als die von mir zuerst gesehene. Als ich bei ihren Einwohnern mich nach ihrem Ursprung erkundigte, antworteten sie: „„Er verliert sich ins Altertum; wir wissen nicht, seit wann sie da ist, und unsere Väter waren in dieser Hinsicht ebenso unwissend wie wir.""

Woher hat aber der Plinius des Ostens die Grundgedanken seiner Erzählung? Ich vermute: aus der Meteorologie des Aristoteles, wenn auch nicht unmittelbar. Darauf führt schon der gleiche Name, den das Qazwinische Werk und die Naturbeschreibung des Aristoteles bei den Arabern führt: adschaib el machlukat d. h. die Wunder der Schöpfung. Am Schlusse des ersten Buches der Meteorologika, in welchem Aristoteles Kap. 1—13 von den eigentlichen μετέωρα: Sternen, Kometen, Schnee, Hagel und Winden, gesprochen hat — man vergleiche hierzu das erste Buch des Qazwini von den superlunaren Dingen —, hat der größte

1) Die Übersetzung bei de Sacy: qui était seul en cet endroit ist unrichtig. Joseph von Hammer hat richtiger: An der Stelle des Sees war trockenes Land mit Saat und Busch. Vermutlich ist in der Übersetzung de Sacys („seul") in Verbindung mit der v. Hammers („Busch") der Ursprung des Rückertschen Einsiedlers im Walde (Strophe 4 in „Chidher") zu suchen. Doch will ich zugeben, daß auch ohne äußeren Anlaß Rückert gerade auf einen Einsiedler im Walde gekommen sein kann.

Naturforscher des Altertums ein langes Kapitel über die Veränderungen der Erdoberfläche und das Entstehen und Vergehen der Völker (meteor. I, 14 ed. acad. regia Boruss. I, p. 351 — 353. Berol. 1831): Nicht immer bleiben die nämlichen Orte der Erde bewässert oder trocken, sondern sie verändern sich je nach Entstehen oder Vergehen der Flüsse. Darum ändert sich die Umgebung des Festlandes und die des Meeres, und nicht immer bleibt das eine allezeit Erde und das andere Meer, sondern wo festes Land war, dort entsteht ein Meer, und wo jetzt Meer ist, da wird wiederum Erde sein. Man muß jedoch annehmen, daß dies nach einer gewissen Ordnung und in regelmäßiger Wiederkehr (περίοδον) geschieht... Weil aber der ganze irdische Vorgang (φυσικὴν γένεσιν) allmählich (ἐκπροσαγωγῆς) und in Zeiträumen geschieht, die im Vergleich zu unserem Leben sehr lang sind, so geschieht dieses unbemerkt und wird vergessen.“ Nachdem Aristoteles auf ähnliche Vorgänge im Leben der Völker hingewiesen, beruft er sich zum Beweise des Gesagten auf die Beschaffenheit des ägyptischen, argivischen und mycenischen Bodens, hebt aber auch die Geringfügigkeit solcher Veränderungen im Vergleich zu der Dauer des Weltalls hervor. „Es wäre lächerlich,“ sagt er, „wegen kleiner und geringfügiger Veränderungen das Weltall zu bewegen und die Masse und Größe der Erde ist doch wohl nichts im Vergleich zum ganzen Himmel.“ Sodann schließt er aus dem Wechsel der Jahreszeiten auf die regelmäßige Wiederkehr eines Weltwinters und entsprechender Weltzeiten. Dabei erwähnt er auch die Senkungen des ammonischen Landes, von welchen oben die Rede war (S. 297). Endlich steigt er zu den allgemeinen Sätzen auf: „Die Zeit fehlt niemals, und das Ganze ist ewig ... das Werk der Flüsse hat ein Ende, die Zeit aber nicht.“

In diesen großartigen und scharfsinnigen Gedanken, welche Aristoteles als echter Naturforscher durch Analogie, Induktion und Abstraktion aus mehrfachen Beobachtungen des gesenkten und angeschwemmten Landes, der Flüsse und der Meere gewonnen hatte, finden wir ohne Mühe die Gedanken des Qazwini. Selbst die vorher ziemlich unerklärliche Anknüpfung der Chidhererzählung an das Kapitel von den Jahreszeiten bei Qazwini wird begreiflich, da wir sehen, wie Aristoteles die Jahreszeiten und Thätigkeiten auf Erden in scharfen Gegensatz zur Zeit überhaupt und zur Ewigkeit stellt. Doch hat der Araber die Klarheit des Stagiriten vermindert und alles ins Orientalische übersetzt: vor seiner Phantasie entstehen bewohnte Städte, Erde mit Gras, Boden mit Grünkraut, Menschen und deren Gespräche, — kurz, er belebt das Festland des Stagiriten. Aus der Ewigkeit des Weltalls wird bei ihm die ewige Jugend einer Person, die, wie er wußte, in der Zeit des Mosaismus

wie in der des Heidentums, im Zeitalter des Islam wie in dem des Christentums erschienen sein sollte. Den abstrakten Begriff der Ewigkeit veranschaulicht er so, daß er diese Person alle fünfhundert Jahre unverändert wiederkehren und doch alles verändert finden läßt. Er konzentriert alle lokalen Erscheinungen, welche der Grieche auseinander hielt, auf einen einzigen Ort der Erdoberfläche. Dabei bediente er sich einer Zahl, welche wie bei den Römern sescenti, an und für sich die Bedeutung des ungemein Großen hatte, der Zahl fünfhundert. In gleicher Weise hatte die arabische Sage (Kommentar des Wahb ibn Monabbih zu Sure 50,1) sich die Größe Gottes durch einen Raum von fünfhundert Jahren Länge und Breite außerhalb der unmeßbaren Erde veranschaulicht. So ergiebt sich als Grundgedanke der Qazwinischen Erzählung der Gedanke, welchen Hammer in allen Chidhersagen findet (Rosenöl I, 117. 118): Seit Äonen wandelt er (Chidher) auf der Erde in ewiger Jugend und Schönheit, indes Menschenalter und Naturrevolutionen ihren unaufhaltbaren Gang fortgehen.

Hat die bisherige Untersuchung überall das Richtige getroffen, so führt sie zu dem Ergebnis, daß weder die Hauptgestalt der Chidherparabel noch der Lehrgehalt der letzteren ursprünglich dem Islam angehört, sondern dem Heidentum, und daß den Anstoß zur Bildung des Chidhermythus wie zu den Erörterungen des Aristoteles der Zug Alexanders des Großen in das ammonische Land gegeben hat. Gewiß ein wunderbarer Zusammenhang.

Dieser Zusammenhang ist aber den Erklärern des Rückertschen Gedichtes unbekannt geblieben.

Überhaupt haben zu der Erklärung des tiefsinnigen und zum Nachdenken reizenden Gedichts die Kommentatoren wenig oder nichts beigetragen. Götzinger, der für manchen noch immer eine Fundgrube ist, erinnert (Bd. II, Nachtrag S. 96. 97. 5. Aufl. 1877) an die auf Erden umherwandernden Götter Buddha (!) und Wuotan und an den ewigen Juden. Die Ähnlichkeit ist eine äußerliche. Mit mehr Recht hätte er an Vishnu denken können, der, wie es schon in der Bhagavadgita heißt, „sich selbst geboren werden läßt, wenn in der Welt die Frömmigkeit sinkt und gottloses Wesen zunimmt," und der überdies ursprünglich Beschützer der Gewässer und Pflanzen auf Erden ist.[1])

Götzinger entgeht der Grundgedanke des Rückertschen Gedichts, der sich weder an die zehn Inkarnationen Vishnus noch an die Transfigu-

1) Goethe hat in seiner indischen Ballade „Der Gott und die Bajadere" bekanntlich Vishnu mit dem verderbenbringenden Siva, dem Maha-dêva d. h. großen Gotte, verwechselt.

rationen Buddhas knüpfen läßt. Die Folge davon ist, daß Götzinger von dem durchaus lehrhaften Gedicht verlangt, daß es das Gemüt des Hörers in Anspruch nehme, daß es mehr als „nackte Thatsachen" erzähle und daß es individuell sei. Ich möchte im Gegenteil, in Übereinstimmung mit anderen Erklärern, behaupten, daß die Personen, abgesehen von Chidher, der als Vertreter der höheren Erkenntnis schemenhaft auftritt und verschwindet, wie auch Geister, Orakel und andere Gottesstimmen z. B. in Bürgers Ballade „Der wilde Jäger" monoton sprechen, recht fein individualisiert sind, z. B. der Bewohner der großen Stadt und der der Kleinstadt. Offenbar will der Dichter, was Götzinger gar nicht beachtet hat, durch das Verhalten der einzelnen Erdbewohner zu Chidher ausdrücken, daß die Beschränktheit zu einer besseren Ansicht sich nicht bekehren läßt.

Ist aber eine noch tiefer gehende Aufklärung als die hier gegebene über die Grundlagen der Rückertschen Parabel möglich, so kann sie weder aus Indien, noch aus Babylonien, noch aus dem alten Deutschland, noch aus den späten Sagen vom ewigen Juden, sondern m. E. nur aus Ägypten kommen. Denn Ägyptens Priester belehrten den Herodot sowohl über den ammonischen Tempel als über den Sonnenquell und das ammonische Salz, diese drei im Altertum berühmten Dinge der Oase Siwah, deren Berühmtheit wohl auch für Alexander den Großen Anlaß zu der Reise nach jener Oase gewesen sein mag. Die Priestererzählungen mögen sich in irgend einer Gestalt bis in die Zeit der Eroberung Ägyptens durch die Muslims erhalten haben.[1]) Und über Amun können noch immer neue Aufschlüsse uns gegeben werden.

Aber auch schon bei dem jetzigen Stand der Frage wird es leichter sein, die Schönheiten des Rückertschen Gedichtes zu würdigen als bisher. An die Stelle der vielen Gedanken z. B., welche man darin gefunden hat (vergl. Polack in der Sammlung „Aus deutschen Lesebüchern" III, 586. 587) wird man einen einzigen Grundgedanken setzen müssen, eben den, welchen Joseph von Hammer so schön ausgesprochen hat. Man wird auch aufhören müssen, Chidher als den Feldherrn eines altpersischen Herrschers hinzustellen. Nicht die Araber haben ihre Chidhersage von den Persern entlehnt, sondern umgekehrt die Perser von den Arabern, und diese haben Chidher zwar als Weisen, als Führer und (religiös aufgefaßt) als Propheten gefeiert, aber als Feldherrn streng genommen niemals. Wenn Talabi in den „Prophetengeschichten" einmal erzählt,

---

1) Die ohne Begründung aufgestellte Hypothese Wahls (der Koran S. 249), Chidher sei eigentlich ein altarabischer Genius des Frühlings, hat C. Lang in dieser Zeitschrift 1896 S. 465 ohne Begründung wiederholt.

Chidher sei zum Kommandanten des Vortrabs von Alexander ernannt worden, so heißt das nur: er sollte damals ihm den Weg zeigen. Begreiflich ist, wie aus der Vorstellung eines mächtigen Quell- und Oasengeistes die eines Führers sowohl im körperlichen als auch im geistigen Sinne entstehen konnte, nicht aber das Umgekehrte.

Nunmehr hat auch der Vergleich unserer Parabel mit dem 90. Psalm ein Ergebnis von tieferer Bedeutung: dort eine geologische Wahrheit im Gewande des heidnischen Mythus, hier eine allgemein menschliche in der Form der wahren Religion; dort Veränderungen der Erdrinde, hier der Wechsel der Geschlechter auf Erden und die Vergänglichkeit und das Elend des menschlichen Lebens; dort die ewige Jugend und Schönheit einer Phantasiegestalt, hier die Ewigkeit des Urhebers aller Dinge, von der die unendliche Dauer irgend eines Wesens außer ihm nur Ausfluß und schwacher Abglanz ist. —

Schneller als vorauszusehen war hat sich erfüllt, was oben ausgesprochen war, daß jeder Tag über Juppiter Ammon und das Ammonium eine Enthüllung bringen könne. Der Ägyptologe Maspero hat an der Hand der ägyptischen Denkmäler und der griechischen Schriftstellen soeben die Frage behandelt, wie Alexander der Große in Ägypten zum Gott wurde. Sowohl er als sein Freund Georg Ebers sagen, daß die Beschreibung, welche die Griechen Strabo, Diodorus Siculus und Plutarch von Alexanders Zug nach der Oase geben, sich genau mit den Verhältnissen und Begebenheiten deckt, welche wir aus den Denkmälern kennen. (Ebers in einer brieflichen Mitteilung an den Verfasser vorstehender Untersuchung und Maspero in der Ecole pratique des hautes études Paris 1897 p. 8—11.) Letzterer liefert u. a. eine genaue Beschreibung des Tempels bei dem alten Sonnenquell (près de l'ancienne fontaine du Soleil).

Für die eine Quelle am Tempel des Juppiter Ammon ist zwar in den ägyptischen Inschriften bis jetzt der griechische Name Sonnenquell nicht nachgewiesen, vielmehr führte die Oase selbst den einfachen Namen „Palmengefilde." Doch ist ein Sonnenquell in der Sonnenstadt (On oder Heliopolis) gefunden. Eine Inschrift erwähnt, daß ein König in dem dortigen „Kühlungsgewässer" (še ḳb) das Antlitz säuberte, worin der Sonnengott Ra sein Antlitz wusch.

Bekanntlich sind Amun und Ra nur nach der Gegend verschiedene Bezeichnungen desselben Gottes. Es liegt nahe, was von dem ägyptischen König gesagt war, auch von Alexander zu vermuten, der sich zum Sohne des Ra-Amun ernennen ließ.

Zur Würdigung Martin Greifs.

Von **Ernst Henschke** in Memmingen.

II.

Der zweite und dritte Band der gesammelten Werke Greifs enthalten seine Bühnendichtungen, über die in den folgenden Zeilen berichtet werden soll. Die bekannte Unart berufsmäßiger Beurteiler von Geisteswerken, deren Schöpfer nach ihren ersten Leistungen einem bestimmten Schaffenskreise für immer einzuordnen, hat oft genug schon zur blinden Verwerfung von Dichtungen geführt, weil dieselbe der vorgefaßten Meinung über die Grenzen der Befähigung des Künstlers nicht entsprachen. Greif ist nicht der erste gewesen und wird leider voraussichtlich auch nicht der letzte sein, der auf diesem Gebiete bittere Erfahrungen gesammelt hat, aber die zähe Ausdauer, mit der ihm Jahrzehnte hindurch jedes neue Stück mit Ermahnungen begleitet worden ist, bei dem lyrischen „Leisten" zu bleiben, läßt ihn als ein besonders lehrreiches Muster dieser Opfer anmaßlicher Beschränktheit erscheinen. Die meisten der Bühnendichtungen Greifs sind zur Aufführung gelangt, und einsichtige Berichterstatter, die von Voreingenommenheit frei waren, haben bei jeder die tiefgreifende Wirkung auf die Zuschauer bezeugt. Auch sonst sind immer wieder ernsthafte Stimmen nachdrücklich laut geworden, die auf die Bedeutung dieser Stücke hinwiesen: aber in den weiteren Kreisen, die überhaupt für dichterische Erzeugnisse eine Art Teilnahme zeigen, gilt der Dichter immer noch als anerkennenswerte lyrische Kraft, während seine Bühnenwerke über die Achsel angesehen werden. In vielen Fällen allerdings aus mangelnder Kenntnis; denn wie wenige Menschen giebt es in unserer abgehetzten Zeit, die sich noch die Muße nehmen, eine ernsthafte dichterische Schöpfung mit stiller Vertiefung zu genießen. Und vollends eine für die Bühne bestimmte Dichtung! Und anderseits ist bei den Bühnenleitungen, oft aus nackten Geschäftsrücksichten, wenig Neigung vorhanden, auf den inneren Wert eines Stückes Gewicht zu legen, man geht der Mode nach und füttert die Zuschauer mit klügelnd aufgebauschten Nichtigkeiten und wenig oder gar nicht verhüllten Schlüpfrigkeiten. Unter so unerfreulichen Verhältnissen bleibt nichts übrig, als daß jeder, der durch eingehende Beschäftigung mit den Werken unsres Dichters deren Vortrefflichkeit erkannt hat, immer wieder für die Anerkennung derselben eintritt, in der Hoffnung, daß endlich doch einmal das Gute siegen muß, weil es die Bürgschaft der Dauer in sich trägt.

Zwei Hauptforderungen sind an ein Bühnenstück zu stellen, wenn dasselbe den Anspruch erhebt, mit strengem Maßstabe gemessen zu werden: den Bedingungen der Dichtungsart entsprechend angelegte, stetig fortschreitende Handlung und mit sicherer Hand gestaltete, lückenlose Kennzeichnung der Handelnden. Beide Forderungen finden wir in Greifs Stücken erfüllt. Die Gabe, glaubhafte Gestalten zu schaffen, die schon bei den Gedichten hervorgehoben wurde, zeigt sich auch hier vollauf bewährt; das kommt vor allem daher, daß der Dichter nur Stoffe behandelt, die ihn innerlich erfaßt haben, daß er selbst an seine Menschen glaubt und nicht bloß Puppen in ihnen sieht, die nach Willkür hin- und hergezogen werden können. Darum gelingt es ihm auch, selbst bei Helden, deren Wesen und Thun an sich nichts Gewinnendes hat, eine Seite mit herauszukehren, die das Gemüt des Zuschauers mit reiner Teilnahme erfüllt neben der Erschütterung, die ein gewaltiger Schicksalsturz erweckt. Eine Ausnahme hiervon bildet nur Nero in gewissem Sinne, da sein freiwilliger Tod und das Mitleid der von ihm verstoßenen Akte doch gegenüber den furchtbaren Greueln zu leicht ins Gewicht fallen. Doch klingt auch in dieses Bild einer schauderhaft entarteten Zeit der Ton der Versöhnung durch die verzeihende, opferwillige Liebe, welche die Anhänger der jungen Lehre zeigen, die eben ihre Weltherrschaft still zu erwerben beginnt.

Den Aufbau der zwölf Stücke, welche die beiden Bände enthalten, im einzelnen zu zergliedern, würde weit mehr Raum erfordern, als hier in Anspruch genommen werden kann. Zudem wird jeder in Lyons und Prems Schriften über Greif das Nötige finden, ganz abgesehen davon, daß in diesen Blättern verschiedene Dichtungen Greifs eingehend gewürdigt worden sind. Die folgenden Bemerkungen werden deshalb mehr überschauend die gesamte Thätigkeit des Dichters im Auge behalten mit Hervorhebung besonders kennzeichnender Züge und Entwickelungsmerkmale. Ein näheres Eingehen wird sich rechtfertigen lassen bei der Betrachtung des Schauspieles „Liebe über Alles“, das erst jetzt an die Öffentlichkeit kommt und insofern auch eine eigenartige Stellung einnimmt, als es sich nicht wie die übrigen Stücke auf streng geschichtlichem Untergrund aufbaut, sondern unter Wahrung einer gleichmäßigen Zeitstimmung „in Dichters Landen“ spielt. Sonst lassen sich die Bühnendichtungen Greifs ihrem Stoffe nach scheiden, indem er mit solchen aus fremder Geschichte beginnt, um sich bald ausschließlich der Behandlung vaterländischer Gegenstände zuzuwenden.

Unter den der Fremde entnommenen Stoffen treten uns die beiden ersten Trauerspiele, Corfin, Ulfeld und Nero, als mächtige Schöpfungen großen geschichtlichen Stiles entgegen. Ulfeld, der hochstrebende Mann

voll rücksichtslosen Ehrgeizes, der sein Vaterland aus der Erniedrigung wieder aufgerichtet hat und den Beruf in sich fühlt, dasselbe der Unfähigkeit des Königs und dem selbsüchtigen Streben des Adels entgegen nicht minder, wie dem falschen Spiel des schwedischen Gesandten Schlippenbach zum Trotz zu erhöhter Macht zu führen, sieht sich durch das zu frühe Kundwerden seiner Absichten infolge der spionierenden Thätigkeit des Höflings Sehstedt, der mit Hilfe Schlippenbachs den eifersüchtigen Stolz der herrschbegierigen Königin geschickt zu benutzen weiß, seines Anhanges beraubt und greift, um sein Ziel nicht verloren zu geben, nach der Hilfe der Schweden, die er noch einmal zu täuschen hofft. Aber sie benutzen ihn nur zur Demütigung seines Vaterlandes, und als er dem Gipfel der Macht sich ganz nahe glaubt, ereilt ihn sein plötzlicher Fall. Er muß eilends aus dem schwedischen Lager fliehen und giebt sich dann, um nicht den dänischen Schergen in die Hände zu fallen, selbst den Tod.

Dem in gedrängter Handlung sich unaufhaltsam entwickelnden Stücke geht ein Vorspiel voraus, das einmal dazu dienen soll, das Ansehen der Machtstellung Ulfelds als Reichshofmeister im Auslande zu kennzeichnen, wo er gleich einem Fürsten geehrt wird, anderseits darauf vorbereiten, daß sein Thun, durch Späher belauert, seinen Feinden nicht unbemerkt bleibt und deren Gegenwirken bereit finden wird. Wenn auch der strengen Kunstforderung widerspricht, daß die Einführung in die Voraussetzung der Verwickelung zum Teil so vor das eigentliche Werk gelegt wird, so ist das Vorspiel doch an sich in Gestaltung der belebten Auftritte und sicherer Zeichnung der Auftretenden so gelungen, daß man das Außergewöhnliche einmal hinnimmt.

Nur zu loben ist die musterhafte Gestaltung der im Stücke selbst Handelnden. Der schwache, bestimmbare, vor starken Entschlüssen zurückschreckende König, seine Gemahlin, erfüllt von unbändiger Herrschsucht und von leidenschaftlichem Hasse gegen den selbstbewußten Reichshofmeister und dessen Frau, in der sie, von sich selbst aus schließend, die Anspornerin seines Ehrgeizes sieht; der glatte Höfling Sehstedt, der mit Schmeicheleien und Schleichereien dem gewaltigen Nebenbuhler den Fallstrick legt, um, in dessen Amt gelangt, in ernster Zeit kläglich seine Unfähigkeit zur Ersetzung jenes zu erweisen; der ruhig und sicher beobachtende Schwede Schlippenbach, der bei jeder Änderung der Verhältnisse mit allen Mitteln die Sachlage für den Vorteil seines Landes auszunützen vorbereitet ist; der ehrenhafte Juel, welcher, obwohl geborener Norweger, für das Wohl seines zweiten Vaterlandes lebt und Ulfeld mannhaft entgegentritt bei seinem Vorgehen gegen den König, auch beim Einfall der Schweden unter Ulfelds Führung der einzige ist, der tapfer kämpfend

aushält, bis er tödlich verwundet wird und sterbend noch den Versuch macht, den alten Freund, der ihn einst hart von sich gestoßen, von der Bekämpfung des Vaterlandes abzubringen; dann Uhlfelds Gattin, die ganz aufgeht in der Liebe zu ihrem Manne und ihren Kindern, der die angefeindete hohe Stellung ihres Gatten trübe Ahnungen weckt, die gern bereit wäre, fern vom Hofe in aller Stille mit ihm zu leben, ja, obwohl selbst eines Königs Tochter, mit demütiger Bitte vor die hochmütige Königin treten würde, um Ulfeld den Streit mit dem König zu sparen, die den teuren Mann warnt vor der List des Schweden, dann aber, als er sich diesem in die Hände gegeben hat, sich nicht entschließen kann zu einer Trennung und mit in die Fremde geht; und auch zuletzt noch, nachdem alles gescheitert ist, keine Erniedrigung und Beschimpfung scheut bei dem Versuch, vielleicht noch den Zorn des Gerichtes aufhalten oder mildern zu können, zugleich aber aus ihrem Schmerz sich aufrafft, um die beschimpfenden Hohnworte der Königin über ihren Sohn, der, nachdem er Sehstedt in erzwungenem Kampf getötet, durch eigene Hand gefallen ist, in würdigster Weise zurückzuschlagen. Ihre Gefangensetzung erträgt sie mit ruhiger Fassung, der treue Kjels soll dieselbe Ulfeld verheimlichen, damit dieser sich nicht von der Flucht ins Ausland mit den Kindern abhalten lasse ihrer Befreiung wegen. Diesen Wunsch gewährt ihr das Schicksal freilich nicht, da Ulfeld, in den herannahenden Seinen Häscher vermutend, Hand an sich legt, aber er zeigt sich ihrer würdig, indem er noch im Tode darauf bedacht ist, die Seinen vor Verfolgung zu sichern dadurch, daß er nicht sich ins Meer stürzt, sondern sich auf dem Lande ersticht, sodaß die Feinde die Gewißheit seines Todes haben. Dadurch gewinnt dieser selbsüchtige harte Mann an menschlicher Teilnahme, die schon seine zu späte Erkenntnis anregte, wie verkehrt er handelte gegenüber dem voreiligen, treugesinnten Wind, den er in der Gewalt der Königin untergehen ließ, und dem ehrlich trotzigen Juel, dessen Mahnung er höhnisch abwies.

Ohne jede künstliche Mache ergeben sich aus dem Handeln dieser Hauptpersonen nach ihrer Eigenart eine Reihe von bühnenwirksamen Auftritten, ergreifend, spannend und teilweise von seltener dichterischer Größe. Schon aus diesem Stücke wäre das Urteil berechtigt, daß in Greifs Adern das Blut eines geborenen Bühnendichters rollt.

Noch gewaltigere Wirkung übt das Trauerspiel Nero aus, in welchem die dichterische Kraft Greifs am höchsten gesteigert erscheint. Das Widrige, das der Stoff an sich hat, ist durch vornehme künstlerische Behandlung überwunden, die Entwickelung des in Sinnenlust schwelgenden jungen Herrschers mit übermäßigem Selbstgefühl zum Ehebrecher, Bruder- und Muttermörder, sein unstetes Mißtrauen bis zum Ausbruch des

Wahnsinns tritt uns anschaulich glaubhaft und doch nicht unser sittliches Gefühl unheilbar verletzend entgegen. Der Abscheu, der uns ergreifen müßte vor einem solchen Scheusal, wenn er allein stünde unter besser gearteten Menschen, erweitert sich zu einer erschütternden Bewunderung, da wir über dieses ganze in Lastern sich wälzende Geschlecht den Untergang hereinbrechen sehen, während in wenigen stilldulbenden und doch glaubensmutigen Gestalten eine reinere Zukunft sich dauerverbürgend anzeigt. So gewinnt der Fall Neros eine weltgeschichtliche Höhe, er ist zugleich der Zusammenbruch des an seinen Göttern verzweifelnden Römertums, auf dessen Trümmern eine neue Welt, durchseelt vom Geiste der Liebe, zu erstehen beginnt.

Die Sprache des Stückes erinnert in ihrer ruhigen Klarheit bei aller Bewegtheit des Inhalts, in der packend anschaulichen Bildlichkeit an die besten Werke der griechischen Bühnendichter, deren Kunst in der spielend leichten Gesprächführung völlig erreicht wird.

Tiefe Seelenkunde beweisen außer dem Helden selbst und besonders die Gestalten der Poppäa und Agrippina, und der Auftritt, in dem die beiden unversöhnlichen Gegnerinnen in maßlosester Erregung miteinander abrechnen, ist von furchtbarer Großartigkeit. Ebenso unfehlbar gewaltig zeigt sich die Kunst des Dichters in der Darstellung des Abschiedes Neros von der Mutter, deren Tod er schon beschlossen hat, seines Verhaltens während der Ausführung des geplanten Unternehmens und nach dem Scheitern desselben, sowie nach der Ermordung Agrippinas, die auf ihre Rettung aus dem Meere unmittelbar folgt. Aber auch in der Zeichnung der übrigen Gestalten ist kein falscher Strich, klar und scharf treten alle hervor vom schwarzen Höllensohn Tigellinus bis zur fromm ergebenen Akte.

Das nächstfolgende Trauerspiel behandelt die Verschwörung des Dogen Marino Falieri. Hier ist es nicht sowohl hochfliegender Ehrgeiz, der den Held zum Umsturz der bestehenden Verhältnisse antreibt, als der Schimpf, der seiner Ehre zugefügt wird, indem die Inquisitoren Steno, den frechen Belästiger und Anschuldiger seiner jungen Gemahlin, mit ganz gelinder Strafe davon kommen lassen. Da er sich ihnen gegenüber vom Zorne hinreißen läßt, suchen diese sich durch bestellte Auskundschaftung den Beweis für die Untreue der Dogin zu verschaffen, um Falieri durch denselben ganz außer Fassung zu bringen und so zu einem Vorgehen zu veranlassen, das ihnen das Recht giebt, gegen ihn vorzugehen, da sie erkennen, daß er ihnen unbequem werden wird. Falieri selbst kommt durch die Aussage des vom Edlen Dandolo mörderischen Anfalls angeklagten Arsenalotten Israel, daß er sich nur der Angriffe auf seine Frau von seiten Dandolos erwehrt habe, zu dem Entschlusse,

der herrschenden Sittenlosigkeit ein Ende zu machen, indem er sich mit dem Volke verbündet, um den verkommenen Adel zu stürzen und so zugleich seine eigene Ehre zu rächen. Seine Tochter aus erster Ehe, Pinola, verrät in der Nacht vom Balkon aus, in der Absicht Giovanni, den Verlobten der Schwester Luigia, zu warnen, das Geheimnis dem lauernd in der Gondel vorbeifahrenden Steno, den sie für Giovanni hält, dessen Gesang vorher schon vernehmbar war. So wird, da die Inquisitoren für alle Fälle dafür gesorgt hatten, die Dalmatiner von der Flotte wegzulocken, die Verschwörung im Keime erstickt, der Doge giebt sich, schon willens sich mit dem Schwert zu durchbohren, lebend in die Hand der Bewaffneten, in der Hoffnung so für seine Anhänger Begnadigung zu erwirken. Nach bewegtem, aber männlichem Abschied von seiner treuen Gemahlin, die in ein Kloster gehen will, wird ihm Steno vorgeführt, der nach Feststellung der Falschheit seiner Anschuldigung gegen Annunziata zu ewiger Verbannung verurteilt ist; er bestätigt dies Urteil, seine Würde zum letzten Male ausübend, nimmt von den Mitgefangenen Abschied und hört dann seinen Spruch an, der auf Enthauptung lautet. Mit einem Lebewohl an Venedig und einer letzten Bitte für seine Anhänger geht er mutig zur Hinrichtung, deren Vollzug gleich darauf verkündet wird. Falieris erprobter Freund Badoer, der auch die Sorge für dessen Familie übernommen hat, schließt das Stück mit dem Ausdruck der Überzeugung, daß noch späte Zeiten mit Rührung an das Schicksal des Helden denken werden.

Den Helden begleitet unsere Teilnahme von Anfang an, wir sehen den geraden, an festes Durchgreifen gewöhnten Kriegsmann von empfindlichem Ehrgefühl, der leidenschaftlich trotz seiner Jahre, wenn er gereizt wird, losfährt, in eine Umgebung gestellt, die einer solchen Natur nicht angemessen ist. Belauert von den auf ihre Machtstellung eifersüchtigen Inquisitoren, die seine rücksichtslose Thatkraft mit argwöhnischer Abneigung beobachten, muß er durch die giftige Verhöhnung seiner Ehe mit einer jugendlichen Frau um so tiefer getroffen werden, als sein Verlangen auf Bestrafen des Schuldigen in einer Weise erfüllt wird, die schlimmer ist als Ablehnung. Das so erweckte unausrottbare Gefühl des Hasses gegen die ganze sittlich verderbte Adelsgesellschaft führt dann folgerichtig die weitere Entwickelung herbei.

Eine haltbare Grundlage konnte der Aufbau des Stückes nur gewinnen, wenn sowohl Falieri als seine Gemahlin derartig vom Dichter geschildert sind, daß sie sich in keiner Beziehung berührt zeigen von dem Hauche der Verderbnis, deren Herrschaft bei dem Adel mehrfach bedeutsam hervorgehoben ist. Falieri hat als langjähriger Witwer und Vater erwachsener Töchter einen Ehebund geschlossen mit einem ganz jugend-

lichen Weibe; ward er dabei nicht etwa auch von einem Sinnenrausch gemeistert? Nur nach reiflicher Überlegung und auf Zureden seines klugen Freundes Badoer hat er sich entschlossen, die Waise, der er schon, als sie noch ein Kind war, dem letzten Wunsche ihres im Kampfe gefallenen Vaters gehorsam, seinen Schutz gewährt hat, zu seiner Gemahlin zu machen, weil sie von aufrichtiger Neigung zu ihm sich erfüllt zeigt, nachdem der junge Held, dem ihre erste Liebe galt, aus dem Leben schied. So erklärt sich auch, durch die Gefühle der Dankbarkeit und Bewunderung hervorgerufen, diese treue Hingabe des stillen, weltunerfahrenen Mädchengemütes an den schon bejahrten Helden, dem sie die Sorgen fern zu halten bemüht ist. In der unbefangenen Reinheit ihres Wesens wird ihr nicht einmal klar, was Steno eigentlich beabsichtigt, als er sich dreist an sie drängt, daß sie genötigt ist, ihren Gemahl anzurufen. Deshalb ist ihr auch das gemeine weitere Vorgehen Stenos schwer begreiflich, daß sie statt an Vergeltung zu denken, Falieri mahnt, er möge jenem vergeben; die böses thun, seien so schon elend genug.

Mit dem nächsten Stücke betritt der Dichter zum erstenmale den vaterländischen Boden, auf dem er sich dann bald dauernd ansiedelte und bewegt sich in der ruhigern Bahn des Schauspieles. Prinz Eugen, der berühmte Schlachtenlenker, dessen Volkstümlichkeit schon zu seiner Zeit in dem prächtigen Liede vom edlen Ritter Prinz Eugenius gefeiert worden ist, steht in der Mitte der Dichtung. Gegen ihn arbeiten beim Kaiser die Spanier am Hofe und auf seinen Ruhm mißgünstige Generäle, die Nichtbeachtung des kurz vor der Schlacht bei Belgrad eingetroffenen kaiserlichen Befehles zum Rückzug, die den Herrscher verletzt hat, scheint einen Bruch herbeiführen zu müssen. Da Eugen sich mit selbstbewußtem Stolze verteidigt, findet der Kaiser in vornehmem Entgegenkommen den rechten Weg, den verdienten Feldherrn zu halten, während seine Gegner unzweifelhafte Abweisung empfangen. Die Verwickelung im Stück ähnelt der in Kleists Prinzen von Homburg; dasselbe ist aber sonst so durchaus selbständig aufgebaut und durchgeführt, daß es in keiner Weise gerechtfertigt erscheint, von einem schwachen Homburg zu reden, wie das geschehen ist. Prinz Eugen ist eine der liebenswürdigsten und vollendetsten vaterländischen Bühnendichtungen, die wir besitzen.

Das Schicksal Franzeskas von Rimini, das schon Dantes ernsten Geist mächtig rührte und nach ihm mehr als einmal von der Dichtung gefeiert worden ist, führte Greif wieder in die Fremde. Auf geschichtlicher Grundlage sich aufbauend wird das Stück zu einem hohen Liede reiner Liebe, die alle auferlegten Schranken des Zwanges und mühsamer Selbstbeherrschung durchbrechend nach kurz aufflammendem Glücke mit dem

Tode der Liebenden endet. Das menschlich Rührende des Stoffes verliert in der meisterhaften Gestaltung des Dichters allen fremdartigen Beigeschmack, der in Zeit und Ort der Begebenheiten liegen könnte. Darum hat diese Bühnendichtung auch bei allen Aufführungen vor ganz verschiedenen Zuschauern stets eine unwiderstehliche Wirkung ausgeübt. Das bestätigen alle Berichte und beweisen damit, daß ein schwerer Teil der Schuld an der angeblichen Teilnahmlosigkeit der Zuschauer gegenüber ernsteren Dichtungen den Bühnenleitungen zufällt, weil diese der Menge fast ausschließlich mit gehaltloser Stümperarbeit aufwarten und so den Geschmack verderben.

Als romantisches Schauspiel bezeichnet der Dichter „Liebe über alles", dessen Zeit nicht fest bestimmt ist; wir befinden uns im Anschauungskreise des Rittertums. Der Schauplatz wechselt zwischen Savoyen und Spanien. Maria, die Tochter des Herzogs Amadeus von Savoyen, stellt sich krank, um der Bewerbung des Grafen Pancalieri, die ihr Vater nicht ungern sieht, zu entgehen. Donna Isabella, die von einer Pilgerfahrt nach Rom in ihre Heimat Spanien zurückkehren will, erweckt durch die Erzählung von der Tapferkeit ihres Bruders Rodrigo und die Vorzeigung seines Bildes in Maria heftiges Verlangen nach diesen jungen Helden. Diese setzt mit Hilfe ihres Leibarztes Appiano, des Geliebten ihrer Hofdame Julia durch, daß ihr der Vater erlaubt, Isabella nach Spanien zu begleiten als Pilgerin nach Compostella, dessen Heiliger San Jago ihr vorgeblich im Traume erschienen ist und ihr Hilfe gegen die Krankheit versprochen hat. Pancalieris Anerbieten, sie als Schützer zu begleiten, wird von ihr abgewiesen, derselbe läßt ihr deshalb zwei als Bettler verkleidete Diener folgen, weil er mißtrauisch ist. Der Herzog ist durch fehdelustige Nachbarn und sein Alter vom Mitziehen abgehalten. Nur die Hoffnung, die geliebte Tochter bald genesen und dann vermählt zu sehen, läßt ihn in die Trennung willigen. (I. Akt.)

Die Pilger sind, immer von den zwei anscheinenden Bettlern verfolgt, in Spanien angelangt. Während einer Rast in der Nähe der Burg Rodrigos trifft dieser beim Jagen die schlafende Maria. Ihr Anblick bezaubert ihn, und als sie erwacht, erkennt sie sofort den von ihr Gesuchten. Die Leidenschaft beider wächst im Zwiegespräch, die Einladung Rodrigos in seinem Schlosse zu rasten, weist Maria ab, doch will sie ihn nach zwei Tagen am Thor der nahen Stadt treffen. Herzog Amadeus ist inzwischen auf Pancalieris Betreiben zu Schiffe nach Spanien gefahren und stößt an der Domthür zu Compostella auf Maria, die aufs tiefste erschreckt wird, als sie Pancalieri auch erblickt; diesen haben inzwischen seine Späher von der Zusammenkunft Marias mit Rodrigo im Walde Kunde gegeben; er triumphiert deshalb im stillen, weil er jetzt

eine wuchtige Waffe gegen das Widerstreben Marias in seinen Händen hält. (II. Akt.)

Diese denkt, nachdem sie durch ihre schleunige Rückkehr mit dem Vater um das Wiedersehen Rodrigos gekommen ist, mit trauriger Sehnsucht desselben, als der Vater mit Pancalieri naht, um die Einwilligung zur Vermählung aus ihrem Munde zu vernehmen. Da sie sich weigert, droht ihr der Vater mit Enterbung und Verstoßung, will ihr aber noch kurze Zeit zur Überlegung lassen. Pancalieri versucht noch einmal allein bei Maria durchzudringen und greift, da das ohne Erfolg ist, zu schnöder Verleumdung, Maria habe unterwegs mit Rittern zuchtlos verkehrt, die beiden Späher, jetzt als Pilger auftretend, wollen dies bezeugen. Der Herzog ist außer sich und Maria, sowie der Arzt und die Hofdame sollen streng gerichtet werden. Maria will, wenn es sein muß, Rodrigo Treue wahren, auch wenn Tod ihr drohe. Vor Gericht machen die zwei Späher ihre verleumderischen Aussagen, Maria schweigt erst, berichtet aber dann auf die Fragen des Vaters hin den wirklichen Vorgang, ohne Glauben zu finden. Das Urteil lautet auf Feuertod, wenn nicht binnen Jahresfrist ein Ritter für sie im Kampfgericht auftritt. Da Maria alle Schuld an der Fahrt auf sich nimmt, wird Appiano und Julia eine Strafe nicht zuerkannt; ersterer will Rodrigo benachrichtigen, Maria giebt ihm als Pfand ihren Ring mit. (III. Akt.)

Appiano, von Räubern viele Monate gefangen gehalten, wird am beschneiten Bergpasse ermattet von einem Klosterbruder unterstützt, während ein Föhn zu wehen beginnt. Auf die beiden stößt Rodrigo, der die Geliebte aufsuchen will. Aggiano erkennt ihn und richtet seine Botschaft aus. Als dann die zwei eilig auf dem Wege sind, um noch zur rechten Zeit zur Rettung Marias zu kommen, verscheuchen sie durch ihr Nahen die zwei Werkzeuge Pancalieris, die eben im Begriff sind, den frommen Klausner Bonaventura, den Beichtiger Marias im Kerker, zu ermorden, weil er sich weigert, auf die Gefangene einzuwirken, daß sie noch in letzter Stunde Pancalieri zum Manne nimmt, denn morgen ist der letzte Tag. Rodrigo, nachdem er die Lage der Dinge erfahren, ist frohbereit zum Kampfe, möchte aber Maria noch diesen Abend im Kerker sehen. Bonaventura will ihn im Ordensgewand des Bruders mitnehmen, der ihn die heiligen Geräte trägt, da er die Gefangene auf den letzten Gang vorzubereiten hat. Rodrigo gelobt nach vollbrachter Rettung an Stelle der Klause eine Kapelle, geweiht der heiligen Jungfrau Maria, zu stiften. (IV. Akt.)

Julia, die ausgegangen war, um vielleicht Kunde von der Ankunft des Retters zu erhalten, kommt in den Kerker, wo Maria im Traume zu Rodrigo spricht. Appiano erscheint und mahnt die Schlafende nicht zu wecken, er will Julia geheim unterrichten, damit nicht bei der arg-

wöhnischen Überwachung durch Übereilung noch alles scheitere. Pancalieri, den der Herzog zum Nachfolger bestimmt hat, macht noch einen Versuch, die eingekerkerte Maria durch den Hinweis auf den drohenden Tod umzustimmen, aber vergeblich, und wütend geht er ab. Bonaventura in Begleitung des verkleideten Rodrigo, den er mehrfach zur Selbstbeherrschung mahnen muß, nimmt den letzten Wunsch Marias entgegen, einen Brief nach Spanien an Rodrigo durch Pilger befördern zu lassen. Auf dem Kampfplatz, den das aufgeregte Volk umgiebt, legt der Herzog die Krone ab und empfiehlt Pancalieri das Herrscherrecht der Gnade, von dem er selbst nicht Gebrauch machen kann, da er sich durch einen ihm von jenem abgedrungnen Schwur gebunden hat. Pancalieri, der sich zum Kampfe rüsten muß, ersucht ungerührt Amadeus, noch den Vorsitz des Gerichtes zu übernehmen, was dieser schmerzvoll erregt thut. Marias Anblick erhöht noch seinen Kummer. Auf den dritten Heroldsruf erscheint, vom Jauchzen des Volkes begrüßt, ein Ritter mit geschlossenem Visier, den der Herzog freudig bewillkommt. Pancalieri will den Kampf mit einem Fremden nicht annehmen, aber der Brauch des Landes ist gegen seine Weigerung. Nach kurzem Gefecht fällt er und bekennt sterbend auf des Ritters Mahnung Marias Unschuld. Vater und Tochter sinken sich in die Arme und Maria erkennt in dem nun enthelmten Ritter ihren Rodrigo. Amadeus reicht als Morgengabe für das Paar die Krone. Auch Julia und Appiano werden vereint und die Helfershelfer Pancalieris, die dieser zu Vögten machen wollte, aus dem Lande gestäupt. (V. Akt.)

Wie sich aus der Inhaltsangabe leicht ersehen läßt, ist der Aufbau des Stückes ein durchaus sicherer und die Entwickelung schreitet kunstgemäß zwingend fort. Im ersten Akt lernen wir vollkommen die zu Grunde liegenden Verhältnisse kennen, Marias Plan kommt zur Ausführung, aber auch das Gegenspiel Pancalieris beginnt. Der zweite Akt bringt die Zusammenkunft Marias mit Rodrigo, aber auch die Verhinderung des Wiedersehens durch das Treiben Pancalieris, der auch den eigentlichen Beweggrund zur Pilgerfahrt von seinen Spähern erfährt, wovon er im dritten Akt in rücksichtslos verleumderischer Entstellung Gebrauch macht und so das Unheil über Marias Haupt heraufbeschwört. Aber schon winkt ein Strahl der Hoffnung durch die Sendung Appianos an Rodrigo. Im vierten Akt hält die Spannung auch nach Rodrigos Ankunft noch an, zunächst wegen der Ungewißheit, ob Maria nicht schon tot ist und dann wegen der Möglichkeit, daß bei der mit allen Mitteln arbeitenden Tücke Pancalieris, von der sein Versuch bei Bonaventura wie bei der eingekerkerten Maria erneut Zeugnis ablegt, noch im letzten Augenblicke die Rettung scheitern könne. Und der letzte Akt bringt dann die glückliche Lösung.

Romantisch genug sind die Vorgänge gewiß, und einigemale scheint der Zufall recht wunderbar zu spielen, als ob er vom Dichter eigens bestellt sei. Aber wir finden nirgends etwas nach Lage der Verhältnisse und Willensanlage der handelnden Menschen Unmögliches oder nur Unwahrscheinliches. Hier zeigt sich eben die sichere Hand des Meisters, der seine Gestalten von vornherein so hinstellt, daß ihr Wirken mit- und gegeneinander auf Grund der gegebenen Umstände gleichsam von selbst den Gang der Handlung vorwärts treibt.

Daß diese Dichtung auf der Bühne wirken müsse, scheint mir unzweifelhaft. Und zwar wird die vornehme Durchführung auch den Beifall des anspruchsvollen Kenners wecken, während die fesselnde Übersichtlichkeit der Entwickelung des spannend belebten Stoffes auch volkstümlicher Wirkung sicher ist.

Das weitere Schaffen Greifs auf dem Felde der Bühnendichtung bewegt sich in den Grenzen vaterländischer Geschichte. Den drei Hohenstaufendramen hat der Dichter in der Gesamtausgabe einen Prolog vorausgeschickt, in welchem er vornehmwürdig die hohe Stellung der geschichtlichen Bühnendichtung gegenüber der Schilderung des Alltagsjammers und die besondere Berechtigung der Wahl deutscher Stoffe in gedankenvollen Versen hervorhebt.

„Soll nur des Daseins kümmerliche Not,
Kein groß Geschick mehr unser Herz bewegen
Und würdig sein des vollen Mitgefühls,
Das Leid aus Schuld geboren, uns erweckt?
. . . .
Ist's nur das Jagen nach dem Sinnenglück,
Dem Unbefriedigung als Frucht erwächst,
Und wenn zu trostlos uns die Öde dünkt,
Des Alltagtreibens seelenmatt Gemälde,
Das noch den Geist in uns beschäftigen kann
Und weg uns über seine Leere täuschen?

Und wenn wir noch fähig sind und begierig, gewaltiges Schicksal staunend zu betrachten, warum zu andern Völkern gehen?

Wo wohnt ein Volk, das uns an Ruhm erreicht,
Wo eines, das an Ruhm uns überbietet.
Nicht Frankreich, nicht Britannien geht uns vor,
Und selbst Italien muß den Sieg uns lassen.

Wo aber findet sich die sinnende Betrachtung der Vergangenheit mehr gefesselt, als bei den Zeiten der Hohenstaufen

„Die der Dichtung hold,
Uns selber nun in ihrem seeligen Zauber
Nicht anders denn als ein Gedicht erscheinen,
Das wundersam zu unserm Innern spricht?"

Der Rotbart und Heinrich der Löwe, die Aussöhnung von Welfen und Staufen durch den Ehebund Heinrichs des Langen mit der Staufin Agnes und Konradins erschütterndes Schicksal, lebendig steht alles vor uns da, wir fühlen mit diesen großen Gestalten, was sie innerlich bewegte, denn sie alle durchmessen die verhangene Bahn des Lebens im wechselvollen Laufe als Menschen gleicher Art, wie wir. Indem wir so Gegenwart und Vergangenheit verknüpfen, werden wir gemahnt, ernst in unser Inneres zu schauen.

„Denn nimmer zieht das Nahe leicht uns an;
Erst wenn die Sterne ihren Duft gewoben
Um alle, die zu einer Zeit gelebt,
Und sie gemeiner Deutlichkeit entrückt,
Läßt sich das Hohe von dem Niedern scheiden,
Und truglos tritt das Ragende hervor.“

Da die vaterländischen Stücke Greifs alle in dieser Zeitschrift schon behandelt worden sind — ich selbst versuchte in dem Rudolf Hildebrand gewidmeten III. Ergänzungsheft auf das Volkstümliche in denselben hinzuweisen —, so wird es möglich sein, verhältnismäßig kurz von ihnen zu sprechen, ohne ihrer großen Bedeutung wehe zu thun.

Heinrich der Löwe, das umfangreichste aller Greifschen Stücke, hat in der jetzt vorliegenden Gestalt einige Abänderungen erlitten, mit welcher der Dichter berechtigten Ausstellungen nachgegangen ist. So ist aus der schon etwas breit sich entfaltenden Anfangsscene des zweiten Aktes die Erzählung von der mutigen That des Ritters Hartmann von Siebeneichen weggeschnitten worden, weil sie dem großen Gange der Handlung zu fern steht und unnötig dehnt. Auch eine weitere Änderung ist für die Wirkung des Stückes nur vorteilhaft. Die Belehnung Otto's von Wittelsbach mit Bayern, die in der früheren Fassung nachschleppte, ist jetzt vor die Ächtung des Löwen gestellt worden, so daß nun diese den wirkungsvollen Schluß macht. Der Vorwurf, den man gegen den Aufbau des Stückes erhoben hat, der Bruch der Lehnstreue, den sich Heinrich zu schulden kommen läßt, sei für unser Empfinden nicht mehr wirksam, außerdem aber berechtigt wegen des Erbvertrages mit Welf, der Barbarossa schwer belaste, scheint mir ohne Halt zu sein. Ganz abgesehen davon, daß die Lehnstreue die Grundlage des mittelalterlichen Staates in Wirklichkeit war, wird deren Berechtigung im Stücke allgemein als herrschend angenommen und anerkannt. Heinrich selbst fordert sie in der schroffsten Weise von seinen Vasallen, er selbst wagt nicht sie ohne weiteres zu versagen, weil er ihre Geltung zugeben muß, trotzdem sein Sinnen längst mit dem Gedanken der Selbständigkeit spielt, Ekbert flieht, weil er glaubt sie verletzt zu haben, Otto von Wittelsbach tritt mehr als einmal mit vollster Entschiedenheit für sie ein und auch Heinrichs

ehrlichster Anhänger, der biedere Gunzelin ist von der Heiligkeit derselben so überzeugt, daß er im voraus fürchtet, ein Lossagen vom Kaiser werde Heinrichs Verderben sein. Was schon die Römer an unsern Vorfahren so bemerkenswert fanden, dies unerschütterliche Festhalten der Treue, ist auch uns noch nicht fremd geworden trotz aller taglebigen Gedankenspalterei und Gefühlsdeutelei: denn was ist der seit einem Jahrhundert in den Deutschen mächtige Ruf zur Pflicht anders als ein neu erstarktes Treuegefühl gegenüber den sittlichen Forderungen? Und daß Barbarossa als Kaiser die Pflicht hat, sich zu wehren gegen weitere Anmaßung des schon ungeberdig werdenden Vasallen, indem er einem Machtzuwachs desselben vorbeugt, dürfte mit unserem Empfinden durchaus im Einklang stehen.

Die Pfalz am Rhein hat nur an einer Stelle berechtigten Tadel gefunden, nämlich bei dem Traumgesicht, das Pfalzgraf Konrad hat, als er nach seiner Rettung vor dem Ertrinken durch Heinrich, den Sohn des Löwen, in Schlaf gesunken ist. Diese Traumerscheinung, die für die Entwickelung des Stückes nicht unbedingt erforderlich wäre, ganz zu beseitigen, hat der Dichter seinem bayerisch-vaterländischen Gefühle nicht abgewinnen können. Aber er hat es wesentlich gekürzt und so von zu eingehenden geschichtlichen Hinweisen befreit, die störend wirkten. Für den fünften Akt ist noch die Anweisung gegeben, den Bericht über den Tod Barbarossas, den sich Heinrich der Löwe von einem Pilgrim wiederholen läßt, wegfallen zu lassen, wenn die Pfalz am Rhein für sich gegeben wird. Das ist auch zu billigen, da das Stück ja für sich verständlich ist, anderseits aber, wenn es nach Heinrich dem Löwen gegeben wird, die erwähnte Erzählung wirksam zurückweist auf den gewaltigen Kampf der beiden großen Männer, dessen versöhnlich endendes Nachspiel die Pfalz am Rhein bildet.

Konradin schließt sich zwar nicht der Zeit seiner Handlung nach an die andern zwei Stücke an, gewährt aber in höherm Sinne einen Abschluß, indem er den Untergang des letzten Sprossen aus dem Heldenstamme darstellt. Das Werk ist noch ganz besonders eine Verherrlichung deutschen Wesens, da deutsche Treue und deutsches Vertrauen in fortlaufenden Gegensatz gebracht ist zu romanischer Tücke und Hinterlist. Auch in dieser Dichtung, deren Vortrefflichkeit von den urteilsfähigsten Stimmen anerkannt worden ist, hat der Dichter eine Änderung angebracht, die gewiß bühnenwirksam ist. Er läßt nämlich, nachdem Konradin das Todesurteil im Kerker angekündigt ist, diesen noch einmal auf die Bühne kommen beim Zuge zur Hinrichtung, hier wirft sich ihm Violante zu Füßen, um Verzeihung flehend, die ihr Konradin auch gewährt. Erst dann folgt das Zusammentreffen Violantes mit Elisabeth, deren Ver-

zeihung sie auch erlangt. Der Dichter hat so eine Steigerung gewonnen, auch einen Grund mehr für Elisabeths Sinneswandlung — an dichterischer Größe steht die frühere, einfachere Gestaltung meiner Empfindung nach höher.

Ludwig dem Bayer, der bekanntlich zu Kraiburg am Inn ein eigenes Schauspielhaus gefunden hat, ist der Prolog beigegeben, der bei den dortigen Volksaufführungen gesprochen wird und in klarverständlichen, würdigen Worten auf die Dichtung vorbereitet. Dieselbe hat dort in vielen Aufführungen ihre zugkräftige Wirkung bewährt, was durch Berichte der verschiedenartigsten Zeitungen und Zeitschriften ja allgemein bekannt ist.

Auch Agnes Bernauer hätte der Dichter gern als Volksstück aufgeführt gesehen, in Straubing schien es auch dazu kommen zu sollen, aber Uneinigkeiten in der Bürgerschaft wegen der Ausführung des Unternehmens ließen schließlich das Ganze scheitern. Infolgedessen verhielten sich dann auch die größeren Bühnen ablehnend, weil Greif eine andere Aufführung vor der in Straubing nicht gewünscht hatte. Das ist außerordentlich bedauerlich, da das Werk auch auf einer großen Kunstbühne eines tiefen Erfolges gewiß wäre.[1]) Auch hat der Dichter selbst schon angedeutet, was er nur für Volksaufführungen bestimmt hat und sonst fallen lassen will. Es ist fraglich, ob hierzu von großen Bühnen nicht auch die Erscheinung des Engels mit der Lilie gerechnet werden wird, der für den Gang des Stückes nicht in Betracht kommt, sondern nur eine volkstümlich wirksame Andeutung des Anteils sein soll, den der Himmel an der Heldin nimmt. Die Zeichnung des Wüstlings Rem sowohl als der Agnes ist verstärkt worden in dem neuen Abdruck des Werkes dadurch, daß Rem, nachdem er den Besuch der Agnes bei der Hexe Lintrud erspäht, noch einen Versuch macht, Agnes zu gewinnen, indem er für ihre gewährte Gunst zu schweigen verspricht. Diese aber, obwohl geängstigt, bleibt fest. Dann hat der Dichter den früher etwas langgedehnten ersten Auftritt mit der Abführung der Agnes aus dem Kerker schließen lassen. Der Bericht des Rates Aresinger über den Tod der Agnes und die Empörung des Volkes, bei der Agnes' Pflegebruder Jörg den verruchten Vizedan erschießt, erfolgt dann später, während der Ohnmacht Albrechts, in die er nach Anhören der furchtbaren Kunde von Agnes' Ertränkung versunken ist.

Auch dieser Dichtung ist ein mit warmen Worten auf das rührende Schicksal der Heldin hinweisender Prolog vorausgeschickt, ebenso der letzten, dem Hans Sachs, den außerdem eine Widmung an den Leser begleitet, in welcher der Dichter sein Schicksal mit dem Sachsens in gedankenvolle

1) Die Münchener Hofbühne bereitet jetzt endlich die Aufführung vor.

Beziehung bringt. Der Prolog wird von dem Ehrenhold des alten deutschen Schauspiels gesprochen. Verwundert blickt derselbe auf die ganz veränderte Umgebung. Aber eins verbindet ihn mit derselben und ermöglicht eine Verständigung: Die Sprache, welche Glauben, Sitte und Recht getreu von einem Geschlecht aufs andre bringt. Und ihr Wardein ist der Dichter „Der sinnend lebt

Und was er fühlt, zu äußern strebt,
Wie nichts ihm vor dem Blick erscheint,
Was er nicht wahrnimmt und vereint.
Er, der im Seherwort sogar
Uns stellt den Plan der Schöpfung dar.
So klein die Hand, so groß die Macht,
Bleibt er auf seinen Zweck bedacht,
Und schweift er nicht verderblich aus
Ein fremder Gast im eignen Haus.
Doch mit sich selbst in Einigkeit
Gedeihet zur Besonderheit.

An diese sinnige Darstellung schließt sich dann eine feine Kennzeichnung des eigenartigen Schaffens des großen Nürnbergers. „Hans Sachs" ist als Festspiel in München, Weimar und Nürnberg anläßlich des Jubelfestes seines Helden aufgeführt worden, ist aber keineswegs als solches ursprünglich beabsichtigt. Das Stück stammt schon aus jüngeren Jahren Greifs, ist aber dann noch zweimal umgearbeitet und verdiente als ein lebensvolles bürgerliches Schauspiel mit breitem geschichtlichen Hintergrunde wegen seines hohen dichterischen Wertes dauernd auf der deutschen Bühne zu bleiben. Daß Greif auch in diesem Stücke bessernde Hand angelegt und bei den Gestalten der dichtersüchtigen Goldschmiedstochter und ihres handwerksmäßigen Bewerbers den Zug spießbürgerlicher Hausbackenheit nachträglich verstärkt hat, beweist wiederholt, wie gewissenhaft er es mit seiner Kunst meint.

Greifs Bühnendichtungen sind sämtlich bühnengerecht und nicht bloß äußerlich so zugeschnitten, sodaß sie bei der Aufführung enttäuschten. Alle die bisher über die Bretter gegangen sind, haben sich bewährt. Dabei gewähren sie auch beim stillen Lesen hohen Genuß, weil sie durchaus kunstgemäß angelegt sind und weil in der Zeichnung der Handelnden, mag dieselbe ins Einzelne durchgeführt oder nur leicht umrissen sein, kein falscher Strich zu finden ist. Keine seiner Gestalten redet oder thut etwas ihrer Anlage nicht Entsprechendes, keine ist aber auch so redegewaltig, wie wir es bei Schillers Menschen vielfach finden. Nur das Nötigste, was sich aus der Lage ergiebt, klingt in Worten aus, höchstens daß eine Stimmung in etwas volleren Tönen Ausdruck findet. Greif stellt sich in der ruhigen Gegenständlichkeit seiner Gestaltenbildung zu Shakespeare und Kleist.

Die Sprache seiner Bühnendichtungen ist anfangs reich an Bilderschmuck, in den späteren Stücken wird sie einfacher, schlichter, immer aber bleibt sie würdig und angemessen und hält sich ebenso frei von verstiegenem Schwulst als von glatter Alltäglichkeit. Wie Greifs ganzes Schaffen trägt sie das Dauergepräge dessen, was man Stil zu nennen pflegt, zu reiner Kunst geläuterter Eigenart.

Es wäre von Herzen zu wünschen, daß die gesammelten Werke Greifs, die bei tadellosester Ausstattung außerordentlich billig zu erstehen sind, die ausgedehnte Verbreitung fänden, die nach ihrem Werte ihnen gebührt. Die dadurch unfehlbar wachsende Anerkennung auch des Bühnendichters Greif dürfte, entsprechend oft und nachdrücklich in der Öffentlichkeit ausgesprochen, schließlich auch dazu führen, seine Werke dauernd auf der Bühne heimisch zu machen.

Menschenleid.

Dramatische Handlung von Silvio Pagani.[1])

Von **Otto Lyon** in Dresden.

„Es ist kein Unterschied zwischen lang leben und lang leiden" sagte schon Nieremberg in seinen „Klugen und fürsichtigen Betrachtungen", die 1673 in Frankfurt erschienen. Und kein Geringerer als Goethe that den Ausspruch: „Wir leiden alle am Leben." Seitdem hat die Philosophie des Pessimismus, wie sie namentlich durch Schopenhauer ausgebildet wurde, diese Anschauung zum Grundgesetz menschlicher Existenz erhoben, und ihr A und O ist es, das Menschendasein als leiderfüllt und schmerzdurchtränkt hinzustellen. Goethe hatte aber die gerade entgegengesetzte Anschauung, daß auch das Leid nur der göttlichen Freude am Dasein dienen müsse und daß das Menschenglück nicht in einer Reihe ununterbrochener Freudentage bestehe. Eine solche unablässige Folge froher Tage lasse uns vielmehr ihrer wechsellosen Eintönigkeit wegen unbefriedigt und führe zur Verflachung, während das wahre Menschenglück einzig und allein aus dem Wechsel von Leid und Freude, von Weh und Wonne erblühe. Und die eigentliche Ursache des Menschenleids, den Tod, faßt Goethe nicht nach Art der philosophischen Theoretiker als einen Übergang in das leere Nichts, sondern als einen Augenblick,

1) Menschenleid (Lo specchio della dolorosa esistenza). Dramatische Handlung in fünf Abteilungen von Silvio Pagani. Autorisierte Übersetzung von G. Locella. Dresden und Leipzig, Carl Reißner 1897. 104 S.

der uns die Erfüllung unseres innersten Strebens und Sehnens bringt, der uns daher höchste Lust und Vollendung unseres Seins giebt. Kein Wesen kann nach Goethes Anschauung zu nichts zerfallen, sondern der Tod ist nur ein Übergang zu neuen Formen des Daseins; der zerfallende Stoff, aus dem unser Ich sich zusammensetzte, gestaltet sich allmählich wieder zu einem neuen Ich, und so lebt der Mensch wiederum auf, um aufs neue „zu lieben und zu freuen sich."

Dieses dunkle Gebiet, das die tiefsten Rätsel unseres Daseins einschließt, mußte natürlich den denkenden Dichter wieder und wieder reizen, um so mehr, je schwerer es war, auf diesem Gebiete zu lichter, klarer, plastischer Gestaltung durchzudringen. Aber der dichterischen Phantasie war dabei der weiteste Spielraum gegeben, ja, sie konnte hier fast unbegrenzt schaffen. Man denke nur an die Totentänze unserer Maler, an die zahllosen Lieder und Sagen von dem Knochenmann, dem Sensenmann, dem Gespenst mit Stundenglas und Hippe u. a., und man wird sofort erkennen, wie sich hier der dichterischen Phantasie ein fast unerschöpflicher Stoff darbietet, der dabei zugleich eine Frage einschließt, die jedem Menschen ohne Ausnahme von hohem Interesse sein muß und das menschliche Gefühl zweifellos und sicher ergreift. Es war daher kein Wunder, daß sich ganz besonders die romantische Dichtung, die klarer, plastischer Gestaltung abhold, dagegen unbegrenztem, philosophischem Träumen sehr zugethan war, dieses Stoffes bemächtigte. Um Bekanntes beiseite zu lassen, will ich nur auf das Phantasiestück „Der Herr von Rumpelmeier" von Weisflog, einem längst verschollenen Dichter, hinweisen, der unter dem „Herrn von Rumpelmeier" den Tod darstellt, wie dieser sich, ohne daß es die Betreffenden ahnen, seine Opfer mitten aus frohem Kreise heraus holt. Und auch die neueste und jüngste Dichtung sucht das gleiche Problem in immer wechselnder, immer neuer Gestaltung zu behandeln. Zu wunderbarer poetischer Wirkung hat Konrad Ferdinand Meyer in seinem schönen Gedicht „Über einem Grabe" diese tiefsinnige Menschheitsfrage verklärt. Am Grabe eines Knaben bricht er in die Worte aus:

Dort! ich seh es aus der Erde steigen!
Unterm Rasen quillt hervor es leise,
Flatterflammen drehen sich im Kreise,
Ungelebtes Leben zuckt und lodert
Aus der Körperkraft, die hier vermodert,
Abgemähter Jugend letztes Walten
Letzte Glut verraucht in Wunschgestalten,
Eine blasse Jagd.
Voran ein Zecher,
In der Faust den überfüllten Becher,
Weh'nde Locken will der Buhle fassen,

Die entflatternd nicht sich haschen lassen,
Lustgestachelt rast er hinter jenen,
Ein verhülltes Mädchen folgt in Thränen.
Durch die Brandung mit verstürmten Haaren
Seh ich einen kühnen Schiffer fahren.
Einen jungen Krieger seh ich toben,
Helmbedeckt, das lichte Schwert erhoben.
Einer stürzt sich auf die Rednerbühne,
Weites Volksgetos beherrscht der Kühne.
Ein Gedräng, ein Kämpfen, Ringen, Streben!
Arme strecken sich und Kränze schweben —
Kränze, wenn du lebtest, dir beschieden,
Nicht erreichte!
Knabe, schlaf in Frieden!

Wer sähe in diesem Gedicht nicht schon den Grundgedanken zur blonden Kathrein von Richard Voß enthalten? Gerade die realistische und naturalistische Dichtung, die doch als voller Gegensatz zu jeder romantischen und phantastischen Richtung auftrat, hat den Tod in mannigfachster Gestalt in das Bereich ihrer Gestaltung gezogen. Der stille Tod in Hauptmanns Hannele mit seiner ergreifenden stummen Sprache, der junge Tod in der blonden Kathrein in seiner lieblichen Erscheinung, der Gestaltenwandel in Wilbrandts Meister von Palmyra u. a. zeigen uns, wie verschiedenartig die jüngste Dichtung sich dieses Problems zu bemächtigen gesucht hat.

Auch der begabte junge italienische Dichter Silvio Pagani geht mit seinem Menschenleid auf der Bahn, die wir hier kurz gekennzeichnet haben. Eine ernste philosophische Veranlagung, die mit Schopenhauer wohl vertraut ist, aber zu ihrem Glück Nietzsche noch nicht näher kennt, läßt ihn in seinem Stoffe kühn gleich nach dem Höchsten greifen. Das leiderfüllte Menschendasein, von dem Übersetzer kurz und treffend als Menschenleid bezeichnet, will er in einer dramatischen Handlung darstellen. In der Ausführung ist er wie Gerhard Hauptmann Realist, Romantiker und Symbolist zugleich. Freilich ein Drama im eigentlichen Sinne des Wortes ist sein Werk nicht. Es sind vielmehr tiefsinnige und gestaltenreiche philosophische Bilder aus dem Menschenleben, intime, stark subjektive Betrachtungen über das Menschendasein, die uns aber in lebendigen Symbolen als wirkliche Ereignisse vorgeführt werden. In jeder der fünf Abteilungen treten daher ganz andere, neue Personen auf; sie haben keine gemeinsame Handlung, keinen gemeinsamen Helden, gemeinsam ist ihnen nur das Problem, das in jeder der fünf Abteilungen von einer anderen Seite beleuchtet wird. Es sind fünf lebende Bilder, deren Gestalten vor uns einen philosophisch und poetisch inhaltreichen Dialog führen. Ihren schönsten und tiefsten Reiz gewähren daher diese

feinen und zarten Stimmungsbilder beim Lesen; bei der Darstellung auf der Bühne würde vielleicht, wenn eine solche Darstellung durch eine großartige Wandeldekoration ermöglicht würde, das Dekorative eine starke Wirkung thun, aber der eigentlich poetische Gehalt des Werkes würde sich verflüchtigen, eine wirklich dramatische Wirkung aber überhaupt nicht herbeigeführt werden, da alle Gesetze des künstlerischen dramatischen Aufbaus von dem Verfasser unbeachtet gelassen worden sind. Es wird daher wohl auch niemals zu einer Aufführung dieses Werkes kommen.

Aber das ist auch nicht nötig, ja nicht einmal zu wünschen. Denn das Werk Silvio Paganis entfaltet, wie schon gesagt, seine packendsten Reize beim Lesen. Die erste Abteilung: „Die reinen Toten" schildert den Tod eines Kindes. Die Szene führt uns in ein Zimmer im Erdgeschoß neben dem Sterbezimmer. Ein lärmender Schwarm von Mädchen und Knaben wartet auf Einlaß, um die Leiche des Kleinen sehen zu können. Jedes Kind bringt ein Blumensträußchen. Die Lehrerin führt zuerst die Mädchen in das Sterbezimmer, damit sie am Sarge ihre Blumen niederlegen. Vor dem Eintritt in das Sterbezimmer unterhalten sich die Mädchen; sie haben, ebenso wie die Knaben, deren Unterhaltung dann folgt, keine Ahnung von der Majestät des Todes. Hüpfend, schwatzend und lachend kommen sie wieder aus dem Sterbezimmer heraus. Im Hofe stehen Mädchen und Frauen vor einem offenen Fenster des Erdgeschosses. Sie blicken neugierig in das Sterbezimmer. Ein alter Mann hinter ihnen hebt sich auf die Fußspitzen, um auch etwas sehen zu können. Ausdrücke der Neugier und des Bedauerns mischen sich. Als ein junges Mädchen über die Kinder im Sterbezimmer und deren Verhalten lacht und eine andere äußert: „Was wissen die? Sie verstehen nicht einmal, was Sterben heißt," antwortet der Alte: „Sie sind größere Philosophen als wir. Sie nehmen die Dinge, wie sie sind." Und als die Frauen beim Weggehen, nachdem sie alles gesehen haben, sich fragen: „Wann wird an uns die Reihe kommen?" ist es wiederum der philosophische Alte, welcher klagt: „Ja wir ... Bis wir sterben ... Bei uns geht' das nicht so schnell ... Und was für Sorgen! Wieviel Thränen, wieviel Qual! ... Die Frau! Die Verwandten! Die Hinterlassenschaft ... Der Kuckuck soll das alles holen! Es wäre so schön, wenn wir auch so könnten ... wenn wir auch so könnten! ..." — Dann folgt der Leichenzug auf der Straße und zuletzt die Szene auf dem Friedhofe: Männer, Frauen, Kinder sind um ein Grab versammelt, das ein Totengräber im Begriff ist zuzuschütten.

Einige Frauen
(Blumen ins Grab werfend).

Requiescat in pace!



Ein Knabe
(zu seinem Nachbar).

Sieh die vielen schönen Obstbäume! Dort . . . dort, jenseits der Mauer.

Ein anderer Knabe.

Es ist der Obstgarten meines Onkels. Holen wir uns ein paar Äpfel, die schmecken so gut!

Dritter Knabe.

Ich will auch mit, ich will auch mit!

Zweiter Knabe.

Reißen wir von dieser Seite aus! (Entfernen sich verstohlen und lachend.)

Ein Alter.

Die schöne Sonne, wie ringsum alles herrlich und fröhlich blüht!

Ein junger Mann.

Dieses arme unschuldige Kind hat seinen Lebenslauf schon vollendet.

Der Alte.

Es hat kaum die Erde berührt wie die Schwalben, die in ihrem Fluge zuweilen die Erde streifen, es hat manche Freude erlebt und hinterläßt nur einen vorübergehenden Kummer, ein schwaches Andenken im Herzen anderer.

Ein anderer junger Mann.

Sein Leichenzug hatte etwas von einem Feste.

Der Alte.

So sollte jedermanns Tod sein.

Der erste junge Mann.

Es ist wahr! Ruhig, ohne langen und schmerzvollen Todeskampf.

Der zweite junge Mann.

Ohne Vorahnung und Scheu vor dem Jenseits . . .

Der Alte.

Nichts, nichts . . . um ihn keine Trauer, keine Thränen, seinetwegen kein Streit. So sollte jedermanns Tod sein!

Eine Frau
(sich bekreuzend).

O, könnten wir alle so rein enden wie er!

(Das Grab ist zugeschüttet und alle entfernen sich.)

Diese erste Abteilung von Paganis Werk hinterläßt eine tiefe Wirkung; wir empfinden, daß ein echter Dichter zu uns gesprochen hat. Die durchaus realistische Gestaltung des Stoffes, die hier an Hauptmanns Hannele erinnert, und die Sehnsucht nach Reinheit, auch nach einem reinen Tode, die durch diese kleinen Szenen geht, schafft einen Gegensatz von Wirklichkeit und idealem Sehnen, der uns in seinen wunderbaren Stimmungszauber hineinzieht.

Die zweite Abteilung: „Das höchste Heil“ geht noch einen Schritt weiter: Der reine Tod soll durch Schuld herbeigeführt werden. Ein Elternpaar beklagt die soeben erfolgte Geburt eines Kindes. Das höchste

Heil für das Kind ist der sofortige Tod. Die Eltern selbst und die gesamte Familie (Mutter, Brüder und Schwestern des Gatten und der Gattin) haben daher beschlossen, das Kind zu töten, um es so von vornherein von allem Menschenleid zu befreien. Dann wollen sie es des Nachts bei Vollmond im Walde bestatten. „Im Walde, in dem blühenden Walde, bei dem trauten Rauschen der Blätter, in einer klaren Frühlingsnacht ... Es wird wie ein wonniger Traum sein ... Seine Stimme wird sich verschmelzen mit den Liedern der Nachtigallen. Nahe an einem duftenden Rosenstrauch, wenn es möglich ist ... Kennst du eine solche Stelle? Ja, nahe an der Quelle. Ach ja! Die Quelle ... Ja! ... Dort versenkt ihn, in jenem klaren, immer rauschenden Wasser, worin der Mond sich spiegelt, und wo der Abendwind die Blätter der Rosen hinweht! Seine Seele wird wie Weihrauchduft zum Himmel emporsteigen ... Und laßt das alles in sanfter Weise geschehen und dann ... dann werden wir nichts mehr für ihn fürchten ... Nichts mehr ... Dann wird er gerettet sein!" Und doch schaudert der Gatte davor zurück, sein Kind zu töten. Seine Verwandten reden ihm wieder zu und suchen seine Bedenken zu zerstreuen. „Wir werden," sagt die Schwester der Gattin, „ihm die Thore des Paradieses leise öffnen, und er wird sich froh emporschwingen in die freien Regionen der ewigen Ruhe. Könnte er denken, so würde er selbst diesen Weg jetzt wählen. Später ... da ist es nicht mehr so leicht ... da fesselt uns eine unendliche Scheu mit aller Gewalt an das Leben." Mitten in diese Verhandlungen, bei denen uns die Frage: Wird die Herrschaft eines theoretischen Wahns soweit gehen, daß Eltern ihr eigenes Kind töten? immer schwerer bedrückt, tritt plötzlich befreiend, erlösend die Nachricht: „Das Kind ist tot." Es ist unterdessen eines natürlichen Todes gestorben. Der Gatte umarmt sein Weib mit den Worten: „Wir sind beide der Schuld entronnen."

In dieser Abteilung wird der Gedanke, daß das Denken, das sich vom Leben entfernt, das leere Philosophieren der ärgste Feind des Lebens werden, ja das Leben, das doch erst da sein muß, ehe jemand zu denken vermag, vernichten kann, mit erschütternder Gewalt zu plastischer Anschaulichkeit gebracht. Aber noch weiter vermag sich das Denken, das Theoretisieren und Philosophieren zu verirren. Die dritte Abteilung: „Mitleidswahn" schildert die Hochzeit von Olda und Leonardo. Aber nachdem die Gäste fort sind, schwören beide, sich nicht zu berühren, sondern eine reinere, unlöslichere Gemeinschaft einzugehen. Sie wollen überhaupt nicht neue Wesen in dieses Dasein rufen und so das Menschenleid nicht vermehren. Statt dessen wollen sie die Menge der unglücklichen Menschen mitleidsvoll betrachten und ihr opferfreudig zu Hilfe eilen. Dieses heilige Werk wollen sie als treue Gefährten vollbringen, nicht aber einen unkeuschen Ehebund

stiften. Sie wollen unten im Thale ein großes Haus bauen lassen, und das soll das ersehnte Heim werden für alle Unglücklichen, die sich an ihren Garten drängten. Zum Schlusse fragt Olda: „Glaubst du nicht, daß unsere Handlungsweise den Hochzeitsgästen wie Wahnwitz erscheinen wird?“ Und Leonardo antwortet: „Gewiß wird sie das, denn sie ist ungewöhnlich wie die plötzliche Entwickelung unserer Geisteskraft. Seit diese ihrer demütigen Bestimmung, die Instinkte zu leiten, entwachsen ist, fühlt sich der Mensch beengt innerhalb der dem einzelnen zugemessenen Grenzen. Seine Seele überschreitet diese engen Grenzen, erweitert sich und strebt mit andern eins zu werden im Mitgefühl und in Werken der Barmherzigkeit. Jeder von uns ist nicht mehr ein einzelner Mensch, sondern die ganze Menschheit.“

Man wird bei dieser Abteilung unwillkürlich an Tolstois Kreuzersonate erinnert, und doch ist bei Pagani das Problem anders gewendet, wie denn bei ihm alles durchaus selbständig und originell ist. Er verkündigt symbolisch die Lehre, daß wir unser eigenes Ich aufgeben müssen, um dem Ganzen zu dienen, daß im Mitgefühl, in der Barmherzigkeit und Liebe unser Menschentum zur höchsten und reinsten Entfaltung kommt. Dies ist allerdings der vollste und schroffste Gegensatz zu Nietzsche, der den grausamsten Egoismus zur höchsten Form menschlicher Entwickelung erheben möchte. Die rechte Mitte zwischen dem von Pagani so treffend geschilderten Mitleidswahn und der Theorie Nietzsches hat uns schon längst Herder gegeben in den Worten: „Vergiß dein Ich, dich selbst verliere nie!“

Während uns die ersten drei Abteilungen an den Anfangspunkt der Menschenwanderung versetzen, führen uns die letzten beiden an den Endpunkt. Die vierte Abteilung „Am Ziel“ zeigt uns das Scheiden einer alten Mutter von ihren beiden lebensfrohen Töchtern, die fünfte Abteilung: „Der Zug des Todes“ schildert uns die Reise von drei Wanderern und zwei Spielleuten, die als Gefährtin ein nacktes Mädchen, die Freude, mit sich führten, das sie aber zuletzt verließ, um ins Land des Menschentreibens zurückzukehren. Sie finden einen Alten am Wege, es ist der Tod, und dieser führt sie immer tiefer in den Wald hinein, aus dem niemand zurückkehrt. Das biblische Gleichnis von dem Hochzeitsfest, zu dem alle Menschen geladen sind, findet hier eine ergreifende Verwendung. Und während Hoffnung und Glaube ein neues Morgenrot und blumenreiche Gärten sehen, findet der prosaische, verstandesnüchterne Wanderer nichts als Finsternis und verflucht den dunkeln Wald, in dem alle zu Grunde gehen.

Die Dichtung ist von Anfang bis zu Ende andeutend und symbolisch. Wir glauben daher auch nicht, daß Pagani sich mit diesem Bande

begnügen wird. Wir hoffen und erwarten, daß weitere Teile folgen werden, die das Problem weiterführen. Einen ähnlichen Tod wie die Kinder sterben auch die hochbetagten Leute, die ein einfaches, thätiges, nicht durch Überkultur verwirrtes Leben geführt und von ihren Eltern einen gesunden Körper ererbt haben. Und so ließe sich noch mancher weiterführende Gedanke hier anknüpfen. Doch das zu thun, müssen wir dem Dichter selbst überlassen. Unsere Aufgabe ist es, hier auf die bedeutsame Dichtung Silvio Paganis hinzuweisen; seine Auffassung der höchsten Menschenfragen, seine dichterische Gestaltungskraft und seine charakteristische, feingeschliffene Sprache machen sein Werk zu einer wirklich fesselnden Gabe, die wir jedem zur Lektüre in stillen Stunden angelegentlich empfehlen. Die wohlgelungene Übersetzung Locellas, die in gewählter Sprache und feinsinniger Ausdrucksweise uns den lebendigen Hauch des Originals überall empfinden läßt, wird zur Verbreitung dieser italienischen Dichtung in Deutschland ganz wesentlich beitragen, und wir wünschen nur, daß die Verehrer wahrer Kunst in Deutschland, deren Zahl sich täglich mehrt, an dem genialen Werke Paganis, eines uns Deutschen so verwandten Geistes, nicht vorübergehen.

Für eine neue Auflage der Übersetzung wünschen wir folgende Änderungen: S. 10: Jetzt läßt die Lehrerin die Knaben das Zeichen des Kreuzes machen (statt des unrichtigen: den Knaben); S. 81: Wir thun es (statt des falschen: Wir thuen es).

Das Bismarck-Jahrbuch.

Von **Otto Lyon** in Dresden.

Bismarck=Jahrbuch, herausgegeben von Horst Kohl. Vierter Band. Erste Abteilung. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung. 1897.

Das Bismarck=Jahrbuch ist in einen neuen Verlag übergegangen, d. h. mit anderen Worten: Sein Weiterbestehen war gefährdet; der alte Verlag wollte keine Opfer für das Unternehmen mehr bringen. Es ist kaum zu glauben, daß einem so ausgezeichnet geleiteten, für die Geschichtswissenschaft und für unser gesamtes nationales Leben so überaus wichtigen Unternehmen überhaupt die Gefahr drohen konnte, aus Mangel an Abonnenten einzugehen. Wo sind denn die zahllosen Bismarckverehrer, wenn es gilt, ein geringes Geldopfer zu bringen, um ein des großen Namens Bismarck so durchaus würdiges Werk, das mit der hellen Fackel der Wissenschaft und Wahrheit in die dunklen Höhlen der Legendenbildung hineinleuchtet und der weltgeschichtlichen Stellung Bismarcks die selbst

für den grimmigsten Gegner unantastbare urkundliche Beglaubigung aus allen nur denkbaren Archiven und Quellenvorräten herbeischafft, zu unterstützen und dadurch der Geschichte und dem Weiterbestehen des deutschen Reiches und unseres Volkes einen wichtigen Dienst zu leisten? Hier kann jeder mit der That beweisen, daß ihm daran liegt, das Andenken an Bismarcks gewaltige Thaten in unserm Volke in seiner vollen Reinheit und geschichtlichen Wahrheit zu erhalten. Um so dankbarer und freudiger begrüßen wir den Mut des Herausgebers, dem es gelang, einen neuen Verleger zu finden, und die Thatkraft des neuen Verlegers, von dem wir wohl erwarten können, daß er das Werk, das er einmal unter seinen Schutz genommen, nicht zu Falle kommen lassen wird. Der Name Göschen hat einen guten Klang in der Geschichte des deutschen Buchhandels; er ist unlösbar mit der Entwickelung unserer klassischen Litteratur verknüpft; er wird sich nun auch untrennbar mit unserer nationalen Entwickelung verbinden.

Wie das Bismarck-Jahrbuch überall klärend und berichtigend und so in echt wissenschaftlichem Sinne fördernd wirkt, dafür möchte ich an einer sprachlichen Kleinigkeit, die aber doch für den Kenner unseres Geisteslebens und unserer Volksentwickelung gar keine Kleinigkeit ist, den Beweis erbringen. Seit einiger Zeit ist ein ganz besonders beliebtes Citat ein Wort aus Bismarcks Briefen an Roon geworden: „Ich bin meinem Fürsten treu bis in die Waden.“ Fast in allen Festreden, die am achtzigsten Geburtstage Bismarcks gehalten wurden, kam es vor, in Bismarckanthologien und Abreißkalender ging es über, und kunstgewerbliche Gegenstände, die eine patriotische Färbung erhalten und einmal etwas anderes als: „Wir Deutsche fürchten Gott u. s. w.“ bringen sollten, wurden mit diesem willkommenen Bismarckworte geschmückt. Ästhetische Erörterungen über die volkstümliche Kraft der Rede Bismarcks wurden an dieses Wort geknüpft — es begann schon ein festgerammeltes Heiligtum in dem Herzen vieler Verehrer und Freunde der gesunden, kräftigen und volkstümlichen Art des Fürsten Bismarck zu werden. Aber es stammt nicht, wie die Tägliche Rundschau und mit ihr der Kunstwart fälschlich meinten, aus einem Abreißkalender, sondern es hat eine gute Beglaubigung. Das Wort: „Ich bin meinem Fürsten treu bis in die Waden“ findet sich nämlich in den „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des General-Feldmarschalls Kriegsministers Grafen von Roon“ 2. Auflage II. Band, S. 29 Z. 3 v. u. Diese Denkwürdigkeiten erschienen zuerst in R. Fleischers Deutscher Revue über das gesamte nationale Leben der Gegenwart. Auch da steht im Jahrgang 1890 II, S. 143: „treu bis in die Waden.“ Von da übernahm das Wort Horst Kohl in seine Bismarck-Regesten I, S. 171. Es findet sich in einem Briefe Bismarcks an Roon aus Peters-

burg vom 2. Juli 1861. Daher ging es nun auch in die „Bismarckbriefe, Neue Folge“ Band III, S. 18 (Berlin, Karl Heymanns Verlag 1891) über. So schien das Wort wissenschaftlich hinreichend belegt, und weil es die Kundigen überall gebrauchten, so sprachen es die Unkundigen nach. Und dennoch war das Wort falsch. Horst Kohl, der durch neue Vergleichung mit den Originalen schon von so vielen Bismarckbriefen den authentischen Text festgestellt und zahllose Irrtümer berichtigt hat, verglich auch die Briefe Bismarcks an Roon aufs genaueste mit den Originalen und veröffentlichte die zahlreichen Berichtigungen und Ergänzungen, die sich nötig machten, in der 3. Lieferung vom III. Jahrgange des Bismarck-Jahrbuchs. Da stellte es sich denn heraus, daß Bismarck gar nicht geschrieben hatte: „treu bis in die Waden“ sondern: „Ich bin meinem Fürsten treu bis in die Vendee.“ (Bismarck-Jahrbuch III, S. 304.) So war durch eine einzige unscheinbare Zeile im Bismarck-Jahrbuche eine bereits fest im Volke eingewurzelte sprachliche Legende beseitigt und berichtigt. Horst Kohl ist denn auch der erste, der das Wort in seiner neuen Form citiert hat in seinem viel bemerkten Trinkspruche auf Bismarck, den er bei der Hundertjahrfeier am 22. März in Leipzig ausgebracht hat und der als Sonderausgabe der Leipziger Neuesten Nachrichten erschienen ist.

Recht fesselnd ist, um noch einmal auf den dritten Band zurückzugreifen, unter vielem andern auch ein Trinkspruch, den der Redakteur H. Jacobi (Berlin) bei der Gedenkfeier der Kriegsfreiwilligen des Garde-Korps am 19. Januar 1896 ausbrachte. „Ohne den Fürsten Bismarck“, heißt es da, „hätte es wohl nie einen 18. Januar in Versailles gegeben. Wie in der Geschichte der Hohenzollern, wie in der Geschichte unseres jungen Reiches, so ist auch in der Geschichte der amtlichen Wirksamkeit unseres glorreichen Kanzlers der 18. Januar 1871 der höchste Glanz- und Ehrentag. Denn was kann es Glänzenderes und Ehrenvolleres für einen Staatsmann geben, als den Preis teurer und blutiger Kämpfe seinem Könige in Gestalt der Kaiserkrone darzubringen: das Zeichen der Erfüllung des Sehnens und Ringens ganzer Geschlechter, das Symbol der Vereinigung von Nord und Süd, der Weltmachtstellung der deutschen Nation! Aber die Geschichte, die Lehrmeisterin der Völker, ist mitunter etwas sarkastisch. So war denn auch dieser höchste Glanz- und Ehrentag äußerlich für den Fürsten Bismarck nichts weniger als ein solcher. Er war an diesem denkwürdigen Tage in vollster Ungnade bei seinem alten Herrn, und Aufzeichnungen von Augenzeugen bestätigen, daß unser alter König in jenen weltgeschichtlichen Stunden mit sehr vielen Anwesenden gesprochen und ihnen dankend die Hand gereicht hat — nur seinem Kanzler nicht, ja, daß diese Ungnade mehrere Tage anhielt. Der Grund lag in der Titel-

frage. Unser hochseliger Herr war dem Kaisertitel, dem Kaiserbegriff an sich sehr abgeneigt, er bezeichnete ihn in jenen Tagen als „Charakter-Major." Er sah in der der durch so große Erfolge gehobenen realen Machtstellung des Königs von Preußen erheblich mehr. Wenn die preußische Königswürde für die höchste Leistung, die deutsche Oberfeldherrnschaft in einem so erfolgreichen Kriege, genügt habe, weshalb sollte sie für fernere friedliche Aufgaben dem Kaisertitel Platz machen, der ihm, dem Könige, von wesentlich geringerem Gehalt schien? Erst die Bemerkung des Kanzlers, daß der König nicht ein Neutrum, „das Präsidium", bleiben könne, der Hinweis auf die nationale Schwungkraft, die in dem Kaisertitel liege, bestimmte den König zur Annahme des letzteren. Aber dann ward dieser Titel selbst wieder Gegenstand der Erörterung. Der Titel „Deutscher Kaiser" schien dem Könige nicht ausreichend, er verlangte die Bezeichnung Kaiser von Deutschland. Die Differenzen darüber kamen noch am 17. Januar nicht zum Austrag; sie erstreckten sich bis in die Eröffnungsstunde der Feierlichkeit, und die Berichte über die letztere besagen denn auch, daß der Großherzog von Baden, der sich zwischen dem Willen des Königs einerseits, dem Briefe des Königs von Bayern und den Beschlüssen von Bundesrat und Reichstag anderseits in einer schwierigen Lage befand, das Hoch auf den Kaiser in die Form kleidete: „Seine Kaiserliche und Königliche Majestät, Kaiser Wilhelm lebe hoch!" So ist denn auch in der Proklamation vom 18. Januar und der voraufgegangenen Ansprache wohl von der deutschen Kaiserwürde und dem Kaiserlichen Titel die Rede, aber eine bestimmte Form dafür ist vermieden. Ebenso wird in dem Armeebefehl nur von der Stellung „eines deutschen Kaisers", nicht „des" deutschen Kaisers gesprochen. Nun, Kaiser Wilhelm I. selbst hat den Titel „Deutscher Kaiser" noch zu den höchsten Ehren gebracht und sich im Laufe der Jahre vollkommen mit ihm ausgesöhnt, aber diese kleine historische Reminiscenz wirft ein zu bezeichnendes Licht auf den Werdegang der deutschen Geschichte, auf Bismarcks mühevolle Arbeit, die große Frucht in die Scheuern zu bringen, als daß sie völlig übergangen werden könnte in einer Huldigung, die gerade in diesen festlichen Tagen und in diesem Kreise ihm gelten soll." (III, S. 326 flg.)

Die erste Abteilung des vierten Bandes ist wieder reich an urkundlichen Mitteilungen. Außer fünfunddreißig Briefen Roons an Bismarck, einer Nachlese zu den Briefen Bismarcks an Roon und einem Briefe des Kronprinzen Friedrich Wilhelm an Graf Bismarck enthält dieses Heft vor allem siebzehn Briefe König und Kaiser Wilhelms I. an Bismarck, drei Schreiben Bismarcks an den Prinzen von Preußen und fünfunddreißig Briefe Bismarcks an König und Kaiser Wilhelm I. Das Fesselndste

sind zweifellos die Briefe Wilhelms I., die noch dazu in der Schreibung der Originale gegeben sind. Wir heben daraus einige Stellen aus. Am 20.7.1879 schreibt Kaiser Wilhelm an Bismarck:

„Vor allem aber muß ich Ihnen nun noch nachträglich Glück wünschen zu dem Siege, den Sie im Reichstag erfochten haben![1]) Zu den vielen Siegen im Aeußeren tritt nun zu denen im Innern überhaupt noch dieser auf dem Finanz Gebieth. Sie unternahmen es, in ein Wespen-Nest zu stechen, wobei ich Ihnen aus Ueberzeugung beitrat, wenn auch mit Bangigkeit, ob der erste Wurf gelingen würde. Ein ähnlicher Umschwung der öffentlichen Meinung ist wohl selten in so kurzer Zeit errungen worden, und man siehet, Sie trafen, nach ungeheurer Arbeit und Anstrengung den Nagel auf den Kopf, und wenn derselbe auch Etwas beim Einschlagen brökelte, so ist doch die Majorität von 160 Stimmen ein Triumph, der Ihnen manche schwere Stunde der Vorarbeit und des Kampfes versüßen wird. Das Vaterland wird Sie dafür segnen — wenn auch nicht die Opposition!

Ihr
dankbarer König
Wilhelm."

In einem Briefe vom 1. April 1881, in dem Kaiser Wilhelm seinem Kanzler zum Geburtstage gratuliert, heißt es:

„Sie können denken, daß meine Wünsche immer nur darauf gerichtet sind, daß die Vorsehung Ihnen Gesundheit und mit dieser Kraft und fernere Ausdauer in Ihrem so schönen wie beschwerlichen Berufe verleihen möge, damit Sie mir und dem Vaterlande erhalten bleiben zur Aus- und Durchführung noch so vieler und großer Pläne, die Ihr Genius Ihrer schöpferischen Kraft eingiebt. Das walte Gott!"

Am 10. 5. 1882 schreibt Wilhelm I. an Bismarck:

„Für Ihre lieben Wünsche bei der Geburt eines Urenkels sage ich Ihnen meinen herzlichsten Dank. Dies so glückliche Familien-Ereigniß ist aber auch geschichtlich von hoher Wichtigkeit. Denn wenn die Vorsehung dem kleinen Ankömmling Leben und Gedeihen schenkt, so ist seine Zukunft eine bestimmte, und somit wären meine drei Nachfolger in der Krone lebend vor mir! Ein mächtiger Gedanke!"

Wichtig ist auch der Brief an Bismarck vom 30. 10. 1882, in dem Kaiser Wilhelm I. äußert:

„Ich kann nur in Ihren Beifall einstimmen, über die bessere politische Temperatur, die sich im Lande bei den Wahlen gezeigt hat, und theile ich ganz Ihre Ansicht, daß die Erlasse vom letzten November

1) In Sachen der Zolltarifreform.

und Januar[1]) — allein Ihr Werk großer Voraussicht — diesen Umschwung in denkenden politischen Männern, endlich herbeigeführt haben. Möge nur in den Debatten auch die volkswirthschaftliche Politik endlich siegen, die im vorigen Jahr schon zu erwarten war, aber nicht glückte!"

Besonders herzlich ist auch der Brief Wilhelms an Bismarck vom 1. April 1883 gehalten:

„Wie immer bringe ich Ihnen meine herzlichen Wünsche zum heutigen Tage, den der Allmächtige in Seiner Weisheit und Gnade, Sie der Welt und — mir schenkte!! ...... Da Ostern so nahe noch liegt, sende ich Ihnen als Andenken an dieses heilige Fest und an den heutigen Tag ein unausweichliches Ey, das den Adler trägt, den Sie neu geschaffen haben! Möge sein Flug in den nächsten Tagen ein glücklicher sein!

Ihr
treu ergebener
dankbarer
Wilhelm.

Denkwürdig ist vor allem der Brief, den Wilhelm I. aus Baden-Baden am 4. 10. 1883 an Bismarck schrieb:

„Ihren so lieben Brief, in welchem Sie mir leider, wenn auch nicht unerwartet, Ihr Ausbleiben von der Festlichkeit der Enthüllung des Denkmals auf dem Nieder-Wald anzeigten, konnte mich nur schmerzlich berühren, noch mehr aber ist dies der Fall nach dem Gelingen dieser Feier. Dieselbe ist eine der gelungensten, die ich je erlebt, durch Anordnung, Durchführung, Grandiosität des Denkmals an sich, der unerwarteten Aufklärung des Wetters und vor Allem durch die Gefühle, die namentlich diejenigen durchdrangen, die thätigen Antheil an den Kämpfen und Erfolgen nahmen, denen das Gebilde geweihet ist! Zu diesen gehörten nun hauptsächlich Sie als Herbeiführer dieser mächtigen Ereignisse und Leiter derselben zum grandiosen Frieden. Ihnen hierfür öffentlich von Neuem meinen Dank und meine Anerkennung auszusprechen, wäre meinem Herzen ein dankbares Bedürfniß gewesen! Es sollte nicht sein, aber gedacht ist Ihrer vielfach geworden!"

Wie die Briefe Kaiser Wilhelms I. überall in ihrer einfachen Größe den Stempel herzgewinnender Güte tragen und durchdrungen sind von herzlicher Dankbarkeit gegen seinen treuen Berater, so geht durch Bismarcks Briefe an seinen Herrn der große Zug hingebender Treue, der diesem weltgeschichtlichen Charakter das Gepräge der reinsten und schönsten

---

1) 17. November 1881 und 4. Januar 1882.

Menschlichkeit verleiht. So ist dieser Briefwechsel zwischen König und Kanzler ein herrliches Erinnerungszeichen an jene große Zeit, ein Denkmal köstlicher als ein erzgegossenes Gestaltenwerk, und die Veröffentlichung gerade in diesen Tagen macht ihn zur wertvollsten litterarischen Gabe, die zur Hundertjahrfeier erschienen ist.

Sprechzimmer.

1.

„Drei Lilien, drei Lilien."

Einem Mädchen war der Geliebte in die Fremde gewandert. Lange wartete sie auf sein Wiederkommen, keinem andern wollte sie angehören, und wenn sie vor Harm ins Grab sänke, sollte der Geliebte, wenn er heimkäme, an den auf ihrem Grabe blühenden Lilien erkennen, daß sie sich ihm bewahrt hätte.

Da erschien im Orte ein stolzer Reitersmann, der ihre Vorsätze brach und die sich Sträubende seinem Willen unterwarf.

Als es geschehen, erfassen Reue und Verzweiflung die Verführte, und sie beschließt, ihr Leben selbst zu enden.

Den Rückblick auf das Erlebte, den Vorblick auf das letzte Ende thut sie in dem bekannten, bisher noch nicht befriedigend gedeuteten Volksliede, an welchem ich nur die ganz leichte Änderung vornehme, daß ich für „Feinsliebchen" einsetze „herzliebster Schatz".

1. Drei Lilien, drei Lilien, die pflanzt' ich auf mein Grab,
   Da kam ein stolzer Reiter und brach sie ab.
2. Ach Reitersmann, ach Reitersmann, laß doch die Lilien stehn;
   Sie soll ja mein herzliebster Schatz noch einmal sehn.
3. Und sterbe ich noch heute, so bin ich morgen tot;
   So begraben mich die Leute um's Morgenrot.

Die Lilien auf dem Grabe bezeichnen die Jungfräulichkeit des darunter Ruhenden; selbst pflanzt sie auf sein eigenes Grab, wer jungfräulich stirbt. Die Beerdigung um's Morgenrot ist „unehrlich", wird u. a. dem Selbstmörder zu teil.

München. **Ferdinand Schöntag.**

2.

Zu Goethes „Zauberlehrling."

Nach Leimbachs trefflichen Erläuterungen ausgewählter deutscher Dichtungen, Bd. II.3, S. 181, teilt Viehoff (Goethes Gedichte) neben anderen Belegen zur Ballade auch die normannische Sage „vom Pfarrer und Küster" mit, in welcher der letztere durch das Lesen im Zauberbuche

des ersteren den Teufel citiert, diesen aber nach seinem Erscheinen nicht wieder loswerden kann. Erst der zurückgekehrte Pfarrer rettet den bedrängten Küster.

Hieran anknüpfend teile ich eine ähnliche ostfriesische Sage mit, und zwar nach „Ostfriesisches Monatsblatt für provinzielle Interessen" (hg. von Zwitzers, Emden; jetzt eingegangen) vom Mai 1874, S. 211. Hin und wieder erwähnen noch alte Leute in Ostfriesland eines alten Zauberbuches, welches sie „Swart-Saxterbook" nennen. Bei der Citation mußten wie auch sonst die darin enthaltenen Formeln vor- und beim Verschwindenlassen rückwärts gelesen werden. Ein Knecht nun auf dem großen Buschhause bei Schott (Kreis Norden) besaß auch ein solches „Swart-Saxterbook." Als er einst zur Kirche war, hatte er vergessen dasselbe beizuschließen. Auf diese Weise geriet es dem übrigen Gesinde in die Hände, welches auch gleich anfing darin zu lesen. Sofort erschienen ganze Rudel wilder Schweine, welche alles verzehrten, was in der Küche war. Schon wollten sie sich über die Hausgenossen, welche die „gerufenen Geister" nicht wieder loswerden konnten, hermachen, als plötzlich der Knecht zurückkehrte. Er nahm eiligst das Buch, las die betreffende Zauberformel rückwärts, und die Schweine verschwanden.

Ein solches Zauberbuch konnte jemand nur durch Erbschaft, Schenkung oder Diebstahl an sich bringen. Hierüber erzählt man sich noch folgendes. Einst wollte ein Besitzer sein „Swart-Saxterbook" los sein, um nicht mehr die Sünde des Zauberns zu begehen. Zu diesem Ende ließ er sich eine silberne Troddel an das Buch machen und sich dann dasselbe an einem Markttage im Gedränge bei der Troddel, welche er klugerweise sehen ließ, aus der Tasche ziehen, d. h. stehlen.

Weener in Ostfriesland. **Aug. Andrae.**

3.

Zu dem Aufsatze „Die Wacht am Rhein" im 1. Hefte dieses Jahrganges gestatte ich mir auf verschiedene Anregungen hin einige Nachträge und Berichtigungen. Durch die Güte des Herrn Rektor Dr. Weitzel in Ulm erlangte ich nicht nur einen Abdruck des Liedes mit dem Mendelschen Tonsatz aus den bei Wyß in Bern 1875 erschienenen Männerchören Mendels nebst dem in der Schweiz noch viel gesungenen, später untergelegten Text: Der Rütlischwur von J. J. Sprüngli, sondern auch einen kleinen Aufsatz Mendels: Das Geschichtliche zu dem Liede Nr. 1a und 1b (das ist eben der Tonsatz mit den beiden Texten). Für meine Verwandten und Freunde niedergeschrieben. Darin heißt es u. a.:

Es war in der letzten Woche Novembers 1840(,) als mir Max Schneckenburger seine Dichtung mit dem Wunsche sandte, ich möchte sie

in Musik setzen. Daß er sich dafür an mich wandte, hat seinen Grund darin, weil er meine damals zunächst in der Stadt und dem Kanton Bern gern gesungenen Männerchöre liebte, denn er schrieb mir, er möchte im Tone dieser Lieder seine Wacht erklingen hören. Die Dichtung erfaßte mich gewaltig, denn so wie Max Schneckenburger, so glaubte auch ich und manch' junger Deutscher damals, es sei die Zeit gekommen, wo das geeinte Deutschland die französischen Anmaßungen — die Gelüste nach der Rheingrenze — wuchtig heimschicken solle! Rasch, ohne Suchen erklang eine Melodie in mir — tönte aber merkwürdigerweise über die erste Strophe der Dichtung hinaus und bildete zwei Melodiezeilen ohne Worte — und so entstand nun statt der vierzeiligen Strophe die sechszeilige; die Melodie selbst schuf sich, was der Dichtung fehlte — einen Refrain! An die Stelle der zum Refrain erhobenen dritten und vierten Verszeile der sechsten Strophe schuf ich die Verszeilen „Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein, Wir alle wollen Hüter sein!" und auch in der dritten Strophe änderte ich die Verszeilen „Auf blickt er, wo der Himmel blaut, Manch deutscher Held herniederschaut" in folgende: „Auf blickt er in des Himmels Blau'n, Wo tote Helden niederschau'n." Indem ich mit diesen Änderungen das Gedicht an Max Schneckenburger zurücksandte, erlaubte ich mir die Anfrage, ob, da ich die Veröffentlichung des kleinen Opus beabsichtige, er sich nicht noch zu folgenden Änderungen entschließen könne: Weglassung der vierten Strophe, als etwas gar zu siegesgewiß lautend; Weglassung des Wortes „Welscher"; statt „Jüngling fromm und stark" setzen „Deutsche Mann frei, fromm und stark." Max Schneckenburger schrieb mir zurück: „... Der von Ihnen beigefügte Refrain ist, da ihn die Melodie verlangt, gerechtfertigt. Für Ihre zwei Verszeilen in der sechsten Strophe wüßte ich nichts Besseres zu sagen, auch die zwei Verszeilen in der dritten Strophe notiere ich; aber zu andern Änderungen als die hier vorgemerkten könnte ich mich nicht verstehen — sie würden in der Dichtung das Charakteristische, was ich beabsichtige, abschwächen! ..." Indem er mir noch schließlich für die Komposition dankte, bat er mich hingegen, seinen Namen auf dem Titelblatt nicht zu nennen. Mit Ausnahme des Wortes „Tröpfchen", für welches ich „Tropfen" setzte, unterblieben nun die von mir gewünschten ferneren Änderungen, aber den Wunsch, Weglassung seines Namens betreffend — befolgte ich nur teilweise, indem ich seinen Namen durch die Buchstaben „M. Sch." kennzeichnete, so daß seine Freunde in Bern und Burgdorf, sowie auch draußen in Württemberg, ihren Max daran erkannten.

Der Abdruck im Grenzboten vom 18. Dezember 1840 zeigt denn auch in der dritten Strophe die vorgeschlagene und gebilligte Änderung, aber keinen Kehrreim.

In diesem Aufsatze Mendels war auch auf ein mir unbekanntes Werk verwiesen: Die Wacht am Rhein, das deutsche Volks- und Soldatenlied des Jahres 1870, von Georg Scherer und Franz Lipperheide. Berlin, Franz Lipperheide. 1871. Nicht ohne einige Mühe (es ist anscheinend vergriffen) bin ich vor kurzem in seinen Besitz gelangt. Es giebt u. a. eine Geschichte der Entstehung des Liedes, enthält aber weder die Fassung desselben im Grenzboten noch die von Schneckenburgers letzter Hand in der Gerokschen Ausgabe. Zudem weicht der vorgedruckte Text wieder in etwas von dem in meiner „Betrachtung" erwähnten ab. Dieses Werk enthält ein Faksimile des Liedes aus Schneckenburgers Tagebuch und ein gleiches aus einem Briefe des Dichters an F. Räuber in Murten vom 8. Dezember 1840 mit dem Mendelschen Kehrreim. Das erste zeigt die Überschrift: Die Rheinwacht, das letztere: Die Wacht am Rhein. Die Abweichungen vom Abdruck in der Gartenlaube sind:

Str. 1^4 Hüter, Str. 2^4 beschirmt, Str. 3^{12} (korrigiert) in des Himmels Blaun, wo tote Helden niederschaun.

Wenn nun das Gedicht, wie Scherer mit Recht annimmt, in die letzte Novemberwoche, Mendels Komposition in die erste Dezemberwoche 1840 fällt, so muß der Gartenlaubentext, den Hundeshagen an jenem „Samstagabende" hatte singen hören, und in dessen Besitz er nach seines Sohnes Angabe damals gekommen, fast gleichzeitig mit dem Tagebuchtext entstanden sein.

Weiter berichtet Scherer, aber ohne urkundlichen Beleg, daß die Änderungen in Str. 2: Der Deutsche, bieder, fromm und stark, in Str. 3: Er blickt hinauf in Himmelsau'n, wo Heldenväter niederschau'n, in Str. 5: Betritt kein Feind hier deinen Strand, in Str. 6: Die Fahnen flattern hoch im Wind, und die Weglassung der vierten Strophe von Greef herrühren.

Zu berichtigen ist noch: Der Gartenlaubenabdruck hat, wie ein Vergleich mit den beiden andern Faksimiles bei Scherer ergiebt, allerdings auf den ersten Blick nicht erkennbar, hinter: Wer will des Stromes Wächter sein ein ?! nicht bloß ! Es ist dieses das von Herrn Kohlmann als „schief geraten" bezeichnete Fragezeichen. Dieser Vers enthält also zweifellos eine Frage. Sodann empfiehlt es sich, der jetzigen Zeichensetzung entsprechend, im Text der Gerokschen Ausgabe hinter: Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein nicht ein Komma, sondern ein Ausrufzeichen zu setzen. Endlich kann hinter: Die Woge rinnt das Komma (statt Semikolon) beibehalten werden.

Crimmitschau. **Albrecht.**



Die Kaiserproklamation. Mit einem Vorspiel: Am Kyffhäuser und Staufen. Dichtung von **Hermann Unbescheid.** In Musik gesetzt von **Waldemar von Baußnern.** Dresden, G. A. Kaufmann 1897. 20 S.

Es war ein glücklicher Gedanke, die Kaiserproklamation von Versailles zum Gegenstand dichterischer Gestaltung zu machen. Anton von Werners berühmtes Gemälde ist allen bekannt, die geschichtlichen Prosaberichte der Kaiserfeier zu Versailles sind in aller Händen, aber noch kein Dichter hatte sich an die Aufgabe gewagt, dieses Ereignis in einer entsprechenden poetischen Form zu verherrlichen. Man muß gestehen, daß, wie der Gedanke ein glücklicher war, auch die hier gebotene Lösung der schwierigen Aufgabe eine wohlgelungene ist. Unbescheid läßt Abschnitte, die für die Deklamation bestimmt sind, mit Liedern wechseln und stellt so das Ganze in den Rahmen einer musikalischen Aufführung. Der Gefühlsreichtum, den die Erinnerung an ein so großes Ereignis erzeugt, kann sich nicht mit dem bloßen Wort begnügen, er verlangt in der That musikalische Gestaltung. Und daß der Dichter dieser Forderung gerecht wurde, erklärt vor allem mit den großen Erfolg, den die Dichtung bei der Aufführung zur Hundertjahrfeier hier in Dresden errungen hat. Ganz besonders wirksam erweist sich auch die geschichtliche Treue, mit der der Dichter die Ereignisse geschildert hat, sowie der tiefpoetische Gedanke, die Hörer zuerst an den Kyffhäuser, dann von diesem an den Staufen und von da nach dem hohen Zollern und nach Versailles zu führen. Der Verfasser hat dadurch für seine Dichtung einen weiten, welthistorischen Hintergrund gewonnen, von dem sich nun das Bild der Kaiserproklamation in gigantischer Größe abhebt. Dazu kommt die beredte Schilderung des Zeitalters Ludwigs XIV. und der gewaltige Gegensatz, der in den Ereignissen des 18. Januar 1871 zu jenem Zeitalter deutscher Schmach liegt und den der Verfasser in wirkungsvoller Weise ausgestaltet hat, sodaß dadurch wie von selbst alle nationalen Gedanken und Gefühle, die uns bei solchen Betrachtungen ergreifen, in harmonischer Weise ausgelöst werden. Die schöne Dichtung Unbescheids ist ein bedeutsames Kunstwerk, das zur Aufführung für Schulfeiern und patriotische Festlichkeiten in Vereinen nicht angelegentlich genug empfohlen werden kann.

Es sei uns gestattet, hier zwei Proben aus der Dichtung anzufügen:

In dem hohen Spiegelsaale zu Versailles, im Königsschloß,
Wandelt mit geschäft'gen Händen noch der Diener flinker Troß,
Letzte Arbeit zu verrichten zu dem herrlichsten der Feste:
König Wilhelm zu empfangen in der Zahl der hohen Gäste.

Denn die Stunde ist gekommen, wo die Freudenthräne quillt,
Wo die Sehnsucht deutscher Männer endlich, endlich wird gestillt,
Mehr als sechzig bange Jahre blickten zu verwaistem Throne
Ihre Augen, voll Verlangen nach der deutschen Kaiserkrone!

Manchmal schien's, als ob schon früher diese Stunde sei genaht --
Aber dunkel und verworren lag zum höchsten Ziel der Pfad,
Denn zersplittert und zerstückelt durch die Kämpfe der Parteien
Hörten nicht die Stammesbrüder auf, im Streit sich zu entzweien.

Ward lebendig auch Begeist'rung, schlugen Herzen noch so warm,
Eines fehlte — mit ihm alles, eines Mannes starker Arm.
Kühn im Wollen, deutsch im Herzen und ein Haupt mit klaren Sinnen,
Nur von solchem Helden wollte sich Germania lassen minnen.

Nun hat er den Bau gefüget, des Jahrhunderts größter Sohn,
Keiner stand wohl jemals näher eines Königs hehrem Thron,
Und kein König hat so neidlos seines Dieners Rat ergriffen,
Für die Stunde der Entscheidung je so scharf das Schwert geschliffen.

Heil'ger Krieg, der diese Stunde in der Schlachten Glut gebar,
König Wilhelm, führe selber ein die stolze Heldenschar.
Schon im Mittag steht die Sonne, rühr' die Hand zum letzten Werke,
Wohlbereitet, festgefüget, als ein Zeichen deutscher Stärke.

Einen Blick noch prüfend sendet jetzt zurück der Diener Troß,
Und in zauberhafter Stille liegt der Saal im Königsschloß.
Aus den Ecken Geister huschen, schauen sich ringsum mit Zagen,
Schweben auf und schweben nieder und beginnen leis zu fragen:

„Welch ein Schauspiel wird bereitet in dem hohen Königssaal,
Wo inmitten seiner Großen Ludwig saß beim Siegesmahl?
Wo er nach des Festes Ende, mit von Wein erhitzten Sinnen
Flammend rief: Es kann von neuem nun der Waffentanz beginnen.

Waffen rauschen wohl von ferne — aber Ludwigs Waffen nicht,
Horch! der Donner der Geschütze an der Marmorwand sich bricht.
Freudestrahlend frohe Scharen sammeln sich zum hehrem Feste,
Heißt du nicht, du stolzer König, jetzt willkommen deine Gäste?

Schau dich um in deinen Räumen: wieder stehen sie geschmückt!
Feierlich das Kreuz von Eisen von des Altans Decke blickt;
Nicht zur Tafel goldgezieret wollen diese Gäste treten,
Nein, zu Gott die Herzen heben, danken wollen sie und beten.

Dorthin, sieh, auf der Estrade steht kein goldgeschmückter Thron!
Denn nicht Glanz und eitles Prunken liebet Zollerns großer Sohn,
Wird in seiner Heldengröße vor den tapfern Scharen stehen
Und die Schwerter werden klirren und die Siegesfahnen wehen."

Horch! es schmettern laut Fanfaren — schnell entflieht die Geisterschar,
Über der Estrade schwebet plötzlich auf der Kaiseraar,
Des Portales weite Bogen hat der Zug schon aufgenommen,
Und nun schallt es tausendstimmig: Heldenkönig, sei willkommen!

O wenn ein Volk in seiner tiefsten Not
Den Höchsten ruft, nicht andern Ausweg sieht,
Als anzustimmen angsterfülltes Flehn,
In Reu' bekennt, daß seines Unglücks Grund
Die Strafe ist von seines Gottes Thron,
Weil fremd geworden ihm der Geist der Wahrheit,
Ein Anblick ist's, der selbst ein steinern Herz
Ergreifen kann mit rührender Gewalt.
Doch wenn ein Volk so sichtbar ward gesegnet
Und frei von falschem Stolz und Übermut
Das heiße Dankgebet zum Himmel sendet
Und laut bekennt: „Der Segen kam von Gott",
Dann fällt ein Tropfen von der Ewigkeit
Hernieder auf den sel'gen Augenblick —
Da standen sie im Halbkreis um den König,
Die Paladine und die edlen Fürsten,
So viel sah nie ein Tag hochedles Blut,
Aus deutschem Stamm gezeugt, an einem Ort:
Hoch eines Hauptes Länge ragte vor
Des Volkes Liebling und des Lagers Abgott,
Der Held von Weißenburg und Zollerns Stolz,
Und neben ihm der Sieger von Beaumont,
Sein Kampfgenoß auf Sedans blut'gem Feld.
Und in des greisen Schlachtendenkers Näh',
Gleich wie sich Kinder drängen um den Vater,
Der fest sie führt und sicher jeden Pfad,
Die edlen Sprossen fürstlichen Geblüts,
In Jugendschönheit, kühn und ritterlich.
Da standen sie, die sturmerprobten Führer,
Die Sterne Deutschlands, herrlich, groß und stark,
Die zwanzig Schlachten heldenhaft geschlagen,
Unsterblich schon im sterblichen Gewand.
Nun stieg empor aus ihrer Heldenbrust
Der heiße Dank zum ewig güt'gen Gott:
„Sei Lob und Ehr' —"
Und als des Priesters Hand sich segnend hob,
Als feierlich der Psalmen Lobgesang
Verkündet ward der Majestät des Königs:
„Du überschüttest ihn mit gutem Segen,
Du setzest eine goldne Krone auf
Sein Haupt" — ein Zucken, Beben, freudig Zittern
Auf aller Antlitz, und vergebens war's,
Zurückzuhalten in dem Aug' die Thräne,
Von feuchter Wimper schlich sie doch zu Thal.
Und aus der tiefbewegten Brust empor
Stieg auf das Lied: Nun danket alle Gott.

O wer ihn sah nun schreiten durch die Reih'n
Den feuchten Glanz in seinem Herrscherblick,
Erfüllt von seiner gottgewollten Pflicht,

Der fühlte wohl, Erhabneres würde sehn
Niemals sein sterblich Aug' auf dieser Welt.
Und vor die Fahnen trat der Heldengreis,
Gedacht in Liebe Bayerns Majestät,
Die ihm zuerst, was längst schon aller Wunsch,
Der deutschen Fürsten und der freien Städte,
Was seit Jahrhunderten das Volk bewegt,
Zur rechten Zeit den Kaisergruß geboten.
Und als er drauf gelobt die heil'ge Pflicht,
Ihm übertragen und des Thrones Erbe,
Treu zu erfüllen mit des Himmels Beistand,
Trat vor des deutschen Kaisers Majestät
Des Reiches Kanzler ernst und feierlich.
Und alle Blicke suchten den Gewalt'gen
Und alle dachten: Seht den neuen Siegfried!
Der ist es, der mit drei gewalt'gen Schlägen
Den Lindwurm schlug, bei Düppel, Königgrätz —
Bei Sedan stieß er ihm das Schwert hinein
Bis in den Bug — drauf gings im scharfen Ritt
Bis vor Paris. Brünhild — Germania lag
Verzaubert von der Waberlohe Glut,
Doch ob zum Himmel auch die Flamme schlug,
Er sprengte doch hinein und küßt' sie wach.
Und weil der Held so Herrliches gethan,
Spricht jetzt durch ihn auch seines Königs Mund
Zu unsrem Volk. Drauf ward es still. Sie lauschten
Verhaltnen Atems auf des Kanzlers Wort.
Und eingesenkt ward in derselben Stunde
Ins Herz des deutschen Volks auf ew'ge Zeit
Urkundlich, daß das neue Deutsche Reich
Erstanden sei in alter Herrlichkeit
Als Lohn des heißen, opfermüt'gen Kampfs.
Doch als des Kanzlers Brust sich höher hob,
Verkündend laut das kaiserliche Wort:
„Uns aber und der Kaiserkrone Erben
Verleihe Gott, Mehrer des Deutschen Reichs
Allzeit zu sein, nicht an Eroberungen
Des Krieges, sondern an des Friedens Gütern,
Auf dem Gebiet der vaterländ'schen Wohlfahrt,
Der Freiheit und Gesittung" — mächtig drang
Aus jeder Brust hervor die laute Freude.
Entfesselt ward gewalt'ger Jubelsturm,
Als der erlauchte Fürst von Baden rief:
„Hoch, Seine Majestät der Kaiser Wilhelm!"
Und „Heil dem Kaiser!" scholl es nah und fern,
Und tausend Arme hoben sich zugleich,
Auf zum Gewölbe brausend steigt der Ruf,
Und von den Spiegelwänden hallt es wieder:
„Heil dir o Kaiser!" — Hände küssend sinken
Sie hin an der Estrade Stufen, sehen

Aus ihres Kaisers Augen Thränen fließen
Und hinter ihm die Siegesfahnen wehn --
Und ein Gefühl durchzuckt aller Brust
So warm und lind gleich wie des Frühlings Odem,
Als rief zur Heimfahrt schon der große Tag,
Als ob schon nahe sei das Friedensfest --
Ob laut auch der Geschütze Donner hallt,
Wenn todesröchelnd stöhnt die Riesenfeste,
Von dieses großen Augenblicks Gewalt
Bemeistert, enden muß der opferreiche Krieg!
Auffliegen wird der deutsche Kaiseraar
Voran dem Zug zum freien deutschen Rhein —
Dann schlägt die Trommel sanften Friedensmarsch,
Auf blanken Helmen prangen grüne Reiser
Und in den Herzen zuckt's vor tiefer Rührung:
„Willkommen uns, willkommen Heldenkaiser!
Welch eine Wendung doch durch Gottes Führung."

Dresden. **Otto Lyon.**

Goethes Gespräche, herausgegeben von Woldemar Freiherrn von Biedermann. 10. Band: Nachträge, 1755—1832. Leipzig, F. W. von Biedermann. 1896. IX, 267 S. Preis geh. M. 5.

Zu den neun Bänden des wichtigen Unternehmens tritt hier der zehnte, reichlich mit Nachträgen gefüllte, der wiederum des Fesselnden und für Goethes Lebens- und Kunstauffassung Charakteristischen sehr viel bietet. Sehr lesenswert ist z. B., um aus der Fülle des Gebotenen nur einiges herauszuheben, ein Zusammentreffen Schönborns mit Goethe um den 11. Oktober 1773, von dem Schönborn berichtet: „Gleich des Abends nach meiner Ankunft habe ich auch H. Goethe, den Verfasser des „Götz" gesprochen, und das ging so zu. Es saß ein Mann in der Stube des Gasthofs, wo ich logierte, in der Ecke, der eine Pfeif Tabak rauchte. Der Wirt frug ihn, ob er mit bei Tische zu Abend essen wollte. Er antwortete: Nein, ich will es mir auf meiner Stube ausbitten; H. Doktor Goethe wird bei mir diesen Abend sein. Ich frug ihn, ob er den Doktor Goethe meine, der neulich ein Drama herausgegeben? er antwortetete: Ja. Ich sagte ihm, daß ich einen Brief an ihn habe von H. Boie . . . Dieser Mann ist ein junger Professor Juris in Gießen, welches drei Meilen von hier ist; sein Name ist Höpfner. Kurz darauf kam Goethe selbst, und wir wurden gleich bekannt und gleich Freunde. Es ist ein magerer junger Mann ohngefähr von meiner Größe. Er sieht blaß aus, hat eine große, etwas gebogene Nase, ein länglichtes Gesichte und mittelmäßige schwarze Augen und schwarzes Haar. Wir sind alle Tage beisammen. Seine Miene ist ernsthaft und traurig, wo doch komische, lachende und satirische Laune mit durchschimmert. Er

ist sehr beredt und strömt von Einfällen, die sehr witzig sind. Inderthat besitzt er, soweit ich ihn kenne, eine ausnehmend anschauende, sich in die Gegenstände durch und durch hineinfühlende Dichterkraft, sodaß alles lokal und individuell in seinem Geiste wird. Alles verwandelt sich gleich bei ihm ins Dramatische. Er freute sich ungemein, da ich ihm sagte, daß Sie (von Gerstenberg) sehr mit seinem Stück (Götz von Berlichingen) zufrieden gewesen. Ihr und Klopstocks Urteil habe er längst gern vernehmen mögen, und es solle ihn anfeuern, es noch besser zu machen; denn er wisse sehr wohl, wie weit er unter seinem Ideal geblieben." Über Jung-Stilling äußerte Goethe zu F. H. Jacobi: „Der wunderliche Mensch glaubt eben, er brauche nur zu würfeln, und unser Herr Gott müsse ihm die Steine setzen." Friedrich Wilhelm Gotter schreibt an J. Lenz: „Goethe war vorige Woche (28. Dezember 1775) hier (in Gotha), aber wie kurz! Er kam nach Mitternacht auf der Redoute an, brachte den folgenden Tag bei Hofe zu und reiste sodann mit der Weimarschen Herrschafe wieder zurück. Ich hab ihn in allem kaum eine Viertelstunde gesprochen. Er weiß noch nicht, wie lang' er in Weimar bleiben wird, wo er den Günstling in bester Form und Ordnung spielt und den ihm eigenen vertraulichen, nachlässigen, hingeworfenen Ton überall eingeführt hat." Der schwedische Konsistorialrat Baron Gyldenstubbe erzählt im Winter 1847/48 in Rom: „Bei meinem ersten Aufenthalt in Rom lernte ich Goethe kennen, und wir schlossen uns sehr eng aneinander an; denn wir harmonierten wunderbar miteinander. Eines Abends stiegen wir zusammen vom Monte Testaccio herab und lagerten uns neben die Pyramide des Cestius auf dem Kirchhofe, wo schon damals die Protestanten begraben wurden. Goethes Abreise stand bevor (April 1788); er war in höchstem Grade ergriffen und konnte den Gedanken noch gar nicht fassen, sich von Rom trennen und nach Deutschland zurückkehren zu müssen. O, rief er, hier tot zu liegen, das wäre ja schön, unendlich schöner, als in Deutschland zu leben. Höre, Wolfgang, sprach ich zu ihm, du hast noch eine große Aufgabe zu erfüllen, darum mußt du leben, aber was hindert dich, hier neben der Pyramide des Cestius deine letzte Ruhestätte zu suchen? Du hast recht, rief er aufspringend, das will ich, aber du mußt es auch thun! dann vereinigt auch uns beide der Tod wieder. — Schwöre mir, daß wir beide im Tode hier wieder zusammentreffen werden. Ich schwöre es dir, sprach ich; dann schlossen wir einander lange und fest in die Arme. Am folgenden Tage reiste er ab — und ich habe ihn nicht wieder gesehen." Zu Wilhelm Grimm äußerte sich Goethe im Dezember 1809 sehr schön über den Simplicissimus, unter andern meinte er: es sei zwar viel Poesie darin, aber kein Geschmack. Als Goethe 1814 in Wiesbaden verweilte, erregte er dadurch Anstoß,

daß er trotz der damaligen Verfemung alles Napoleonischen den Orden der Ehrenlegion angelegt hatte. Jemand unternahm es, ihm von der allgemeinen Mißstimmung Kenntnis zu geben, worauf Goethe mit den Worten: „Das Pentagramma macht dir Pein?“ den Orden abnahm und in die Tasche steckte. Einst saß er, im Jahre 1814, lange Zeit schweigend vor dem großen Bilde Johanns von Eyck, das in fortschreitender Folge Christi Verkündigung, Geburt und Darstellung im Tempel schildert, und redete auch nachher kein Wort darüber, aber nachmittags beim Spaziergange sagte er mit einem Male zu Wilhelm Grimm: „Da habe ich nun in meinem Leben viele Verse gemacht, darunter sind ein paar gute und viele mittelmäßige; da malt der Eyck ein solches Bild, das mehr wert ist als alles, was ich gemacht habe.“ Über Ottilie von Goethe, in deren wirtschaftliche Talente er kein rechtes Vertrauen setzte, sagte er scherzend (um 1820): „Ich hatte mir so eine kochverständige Tochter gewünscht, und nun schickt mir der liebe Gott eine Thekla und Jungfrau von Orleans ins Haus.“ Auch nannte Goethe sie, da sie von allen Fremden, die sich um den Zutritt zu dem großen Dichter bewarben, mit Vorliebe die Engländer unter ihren Schutz nahm, scherzweise „den englischen Konsul in Weimar.“ Im September 1831 führte Goethe bei einer Abendgesellschaft in seinem Hause darüber Klage, daß die Politik und der Realismus jegliche schöne Litteratur und Kunst töteten, und daß diese letzteren, die in ihrer gegenwärtigen Lage keine Möglichkeit hätten, weder die Menschen direkt zu ändern, noch sich den zeitweiligen Forderungen derselben zu unterwerfen, einen höheren Standpunkt zu erringen suchen müßten, daß sie der Menschheit eine andere, neue Welt eröffnen oder weisen und sie durch die Kraft neuer Ideen sich unterjochen müßten.

Mit diesem Ausblick auf unser politisch-realistisches Zeitalter schließen wir diesen knappen Überblick, der nicht mehr als eine dürftige Skizze der Fülle des in diesem neuen Bande Dargebotenen sein kann. Goethes Gespräche in der vorliegenden Ausgabe gehören in jede Schul- und Hausbibliothek. Sie enthalten für den Unterricht, wie für das Leben so außerordentlich Wertvolles, daß ihre Anschaffung allen Gebildeten dringend empfohlen werden muß.

Dresden. **Otto Lyon.**

Zwölf Jahre deutschen Unterrichts auf der Oberstufe der zehnklassigen höheren Mädchenschule. Von Professor Dr. Ernst Regel. Leipzig, R. Voigtländers Verlag 1897. 147 S.

Der Verfasser will in der vorliegenden Schrift dem Unterricht im Deutschen in den beiden oberen Klassen der zehnklassigen Mädchenschule bei den jetzigen preußischen Bestimmungen für die höheren Mädchen-

schulen einen bis ins einzelne durchgeführten Plan zu Grunde legen und dabei alles Material an die Hand geben, das er seit zwölf Jahren gesammelt hat. Der Verfasser hat denn auch die Aufgabe, die er sich gestellt hat, vortrefflich gelöst, und seine Arbeit bietet allen Fachgenossen reiche Belehrung und beherzigenswerte Winke für die Praxis. Für die zweite Klasse (das neunte Schuljahr) bietet er eine eingehende Behandlung von Uhlands Leben und Dichten; er will die Persönlichkeit Uhlands für den ersten Teil des Sommers in den Mittelpunkt des deutschen Unterrichts der zweiten Klasse gestellt wissen. Dabei wird überall die beste Litteratur der Wissenschaft und Praxis herangezogen. Hieran schließt er bei dem Abschnitt „Uhland als Forscher" eine eingehende Behandlung der altgermanischen Mythologie, die sich im wesentlichen auf E. Mogks Darstellung in Pauls Grundriß der germanischen Philologie stützt. Dann geht Regel zu einer sehr geschickten Behandlung des deutschen Minnesanges und Walthers von der Vogelweide über, und zu unserer ganz besonderen Freude schließt er auch eine nähere Behandlung von Wolframs Parzival in das Pensum dieser Klasse ein. Das Volkslied, Hans Sachs, Luther, Martin Opitz werden in kurzen Bildern vorgeführt, und Regel geht dann zu Goethe über, dessen Jugendzeit im Anschluß an Dichtung und Wahrheit behandelt wird. Außerdem wird im Winter Lessings Minna von Barnhelm und Goethes Hermann und Dorothea gelesen. Die Betrachtung von Goethes Leben bietet ganz naturgemäß die Gelegenheit dar, näher auf Klopstock, Lessing und Herder einzugehen.

Für die erste Klasse (zehntes Schuljahr) stellt Regel Schiller in den Mittelpunkt; er soll zwei Drittel des Jahres beanspruchen, das letzte Drittel soll wieder Goethe gehören, und dessen klassische Zeit nach der lyrischen und dramatischen Seite hin soll hier zur Behandlung kommen. Regel giebt besonders eine eingehende Behandlung von Schillers Leben (nach Wychgram und Minor) und Werken, während naturgemäß von Goethe nur weniges zu näherer Betrachtung gelangt. Die Mädchen werden vor allem auf das Naturgefühl, wie es sich in Goethes Lyrik und im Werther ausspricht, hingeführt; einige der Sesenheimer Lieder, Seefahrt, Ilmenau, Mahomets Gesang, Adler und Taube, Prometheus, Grenzen der Menschheit, Gesang der Geister über den Wassern, Wandrers Nachtlied, Das Göttliche, Meine Göttin werden zur Besprechung empfohlen, Götz wird der Privatlektüre zugewiesen, das Gedicht „Kennst du das Land u. s. w." dient zur Einführung in die italienische Reise, und den Schluß bildet eine Besprechung von Goethes Iphigenie. „Die Iphigenie ist für die Mädchen die höchste Blüte Goethischer Muse wie der Wallenstein die der Schillerschen." Ein kurzer Hinweis auf einige

nachgoethische Dichter, wie Rückert, Geibel, Chamisso, und die Mahnung, daß der Lehrer stets Anknüpfung an die neueren Dichter suche, bildet den Schluß des Regelschen Werkes.

Es wäre zu wünschen, daß Regel auch die Dichtung nach Goethes Tode eingehender behandelt hätte, denn gerade hier dürften viele ganz im Dunkeln tappen. Die Art aber, wie Regel seine Aufgabe im allgemeinen gelöst und wie er namentlich Uhland, Goethe und Schiller behandelt hat, verdient unsere lebhafte Anerkennung. Das Buch Regels gehört zu den besten praktischen Ratgebern auf diesem Gebiete und steht auch wissenschaftlich durchaus auf der Höhe.

Dresden. **Otto Lyon.**

Böttcher und Kinzel, Geschichte der deutschen Litteratur mit einem Abriß der Geschichte der deutschen Sprache und Metrik. Zweite, verbesserte Auflage. Halle a. S. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1896. XII, 178 S.

Die erste Auflage ist von Felix Hartmann in unserer Zeitschrift besprochen worden, und wir verweisen hier auf diese Anzeige. In der zweiten Auflage ist zu den zahlreichen Analysen klassischer Dramen noch die Behandlung Shakespeares hinzugekommen, dessen Dramen Cäsar und Macbeth gleichfalls übersichtlich dargestellt werden. Das treffliche Werk Böttichers und Kinzels sei allseitiger Beachtung empfohlen.

Dresden. **Otto Lyon.**

Heinrich Leonhard, Der deutsche Aufsatz auf der Mittelstufe. Aus der Praxis für die Praxis. Bochum, Wilhelm Stumpf 1897. 40 S. Preis 50 Pf.

Hier haben wir endlich einmal eine Schrift, die auf wenigen Seiten mehr wirklich Brauchbares und Praktisches in Bezug auf den deutschen Aufsatzunterricht bringt als sonst ganz dicke Bücher, die sich gewöhnlich im Theoretischen verlieren und dadurch unfruchtbar, ja wertlos werden. Ich kann jedem Lehrer des Deutschen das wirklich ausgezeichnete Büchlein Leonhards nur aufs lebhafteste empfehlen.

Dresden. **Otto Lyon.**

Eduard Heydenreich, Prof. Dr. Aus großer Zeit. Historische Festreden. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagshandlung 1897. 130 S. 8°. Preis M. 2.—.

In dieser Schrift veröffentlicht der besonders durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der sächsischen Bergbaugeschichte bekannte Verfasser acht

Reden, welche bei festlichen Gelegenheiten zumeist an den Gymnasien von Freiberg und Schneeberg von ihm gehalten worden sind. Es sind Schulreden, und von diesem Gesichtspunkte aus wollen sie auch beurteilt sein. Neue wissenschaftliche Ergebnisse eigner Forschung bringen sie nicht, auch eine neue Gruppierung bekannten Stoffes oder neue Gesichtspunkte wird man in ihnen nicht finden. Dagegen bieten sie eine geschickte Verarbeitung des historischen Stoffes in ansprechender Form. Besonders möchten wir an dieser Stelle die reichliche Benutzung der Volkspoesie erwähnen. Am besten haben uns die auf König Albert und das Haus Wettin bezüglichen Reden gefallen. Außerdem enthält die Schrift zwei Reden über Kaiser Wilhelm II., sein Leben und seine Politik, je eine Rede über den Tag von Sedan und Fürst Bismarck und zwei Reden über Generalfeldmarschall Graf Moltke, seinen Lebensgang und seinen Charakter. Ganz besonders dankenswert sind die Litteraturnachweise Seite 127—130, welche das Buch auch denen brauchbar machen, denen die Reden selbst etwas Neues nicht bieten. Den Schülern des Verfassers an den Gymnasien zu Leipzig, Freiberg und Schneeberg, denen die Reden auch gewidmet sind, sowie Volks- und Schülerbibliotheken können sie zur Erweckung und Stärkung patriotischer Gesinnung empfohlen werden.

Freiberg i. S. **Paul Knauth.**

Zur Neujahrszeit im Pfarrhause von Nöddebo. Erzählung von (Henrik) Nicolai (Scharling). Erste deutsche Ausgabe aus dem Dänischen übersetzt von W. Reinhardt. Sechste neubearbeitete Auflage von L. Freytag. Dresden. Verlag von Gerhard Kühtmann 1897. — 362 S.

Unter dem bescheidenen Namen einer „Erzählung" wird uns hier ein nach Inhalt und Form vollendetes Werk geboten, das manchen Roman mit viel versprechendem Titel himmelhoch überragt. Nur in aller Kürze sei hier der Kern der Erzählung enthüllt: Drei Brüder, von denen der älteste, Christoph, Kandidat der Theologie, der zweite, Friedrich, Jurist und der jüngste, Nicolai — der Verfasser — Studiosus der Theologie ist, unternehmen in den Weihnachtsferien von Kopenhagen aus eine Fahrt nach dem Pfarrhause von Nöddebo, wo ein alter Jugendfreund ihres Vaters des Pfarramtes waltet. Ihm zur Seite steht die Frau Pfarrerin mit den beiden Töchtern Emmy und Andrea Margarete, die alle in echt germanischer Gastfreundschaft bemüht sind, den Musensöhnen ein angenehmes Heim zu bereiten. Und nun lernen wir hier diese drei Personen im trautesten Verkehr untereinander in einer Weise kennen, als ob wir selbst mitten unter ihnen stünden und mit ihnen

jene beneidenswerte Häuslichkeit teilten, deren sich nur wahrhaft edle Menschen zu erfreuen haben. Wir blicken diesen lieben Menschen in die geheimsten Falten ihres Herzens und fühlen uns innigst beglückt, ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Neben ernsten Lebensfragen, die gelegentlich berührt werden, lacht uns besonders bei dem ehrwürdigen Pastor ein so köstlicher Humor entgegen, der auch die übrigen Personen unwillkürlich ansteckt und beseelt. Man sieht sich allzufrüh am Ende der Erzählung, die mit einer Verlobung zwischen den beiden älteren Brüdern und den beiden lieblichen Pfarrerstöchtern ausklingt, während Nicolai auf dem Hausballe im Pfarrhause seine „blauäugige Tänzerin“ nach bestandenem Staatsexamen zu freien hofft. Hier haben wir ein Buch, das für jedes Alter und Geschlecht eine herzerquickende Kost bietet und das man immer wieder von neuem lesen wird, da es Herz und Gemüt zu erfrischen und uns eine ideale Weltanschauung im Alltagsleben zu bewahren im stande ist. Die geschmackvolle Ausstattung macht außerdem das Buch zu einem Juwel jeder Bibliothek. Dank sei daher den Übersetzern dieses Werkes, dessen neueste Auflage Professor Dr. L. Freytag in Berlin besorgt hat, der auch bei dieser Gelegenheit sein hervorragendes Talent, die Worte fremdländischer Autoren geschmackvoll zu verdeutschen, auf das schönste bewiesen hat.

Halberstadt. **Robert Schneider.**

Schneider, R., Sagen der alten Griechen. Der reiferen Jugend erzählt. Dritte, mit zwei Holzschnitten versehene Auflage. Leipzig, Wilhelm Opetz. 1896. 164 S. 8°. 1 M. 50 Pf., geb. 1 M. 80 Pf.

Die Schneidersche Behandlung der altgriechischen Sagen gehört zu den besten, welche für die unteren Klassen höherer Lehranstalten geschrieben sind, und eignet sich gleichmäßig für Schule und Haus. Obwohl der Verfasser sich besonders eng an Ovid anschließt, hat er doch seinen Stoff höchst dezent behandelt, dies gilt auch von den Geschichten der Jo, Europa, des Meleager und des Herkules-Cyklus. Für die Ödipus-Sage ist die Sophokleische Trilogie zu Grunde gelegt und kommt auch hier der Duft der antiken Sagenwelt, dank der einfachen, schlichten und doch poetischen Darstellung des verstorbenen Verfassers, zur Geltung. Alle unnötigen Verwickelungen und alles Anstößige ist gemieden. Die Sprache ist der Jugend verständlich und doch lebendig. Gerade wegen der in parataktischer Einfachheit anmutig dahingleitenden Sprache hält Referent das Büchlein auch für ein vortreffliches Hilfsmittel zur Heranbildung eines guten deutschen Stiles und damit für eine sehr schätzenswerte Stütze des deutschen Unterrichtes. Trotzdem auch in dieser dritten Auflage die trojanischen Sagen leider noch immer fehlen, kann daher das Buch aufs

wärmste empfohlen werden. Die Rechtschreibung ist nach den neuen, für die Schulen getroffenen Bestimmungen eingerichtet Kenntnis einer der antiken Sprachen wird nicht vorausgesetzt, sodaß das Buch auch für lateinlose Schulen sehr gut geeignet ist. Besonders zu rühmen ist der große auf Schonung der Augen berechnete Druck Wir wünschen dem Buch die weiteste Verbreitung besonders in den Bibliotheken unterer und mittlerer Gymnasialklassen, dann aber überhaupt in Schüler- und Volksbibliotheken. Es eignet sich auch sehr für den Weihnachts- oder Geburtstagstisch unsrer Jugend

Marburg. **Eduard Heydenreich.**

Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie 1897, Nr. 2. Februar: Johann Christian August Heyses Deutsche Grammatik oder Lehrbuch der deutschen Sprache. 25. Auflage der Schulgrammatik Heyses. Vollständig umgearbeitet von Otto Lyon, besprochen von K. von Bahder (der Herausgeber hat in dankenswerter Weise die neuesten Forschungen auf grammatischem Gebiet verwertet und dem Werke noch mehr als früher den Charakter einer Einführung in das geschichtliche Studium der deutschen Sprache gegeben). — W. W. Valentine, New High German; H. Lichtenberger, Histoire de la langue Allemande, besprochen von K. von Bahder. — V. E. Mourek, Zur Syntax des althochd. Tatian; Derselbe, Weitere Beiträge zur Syntax des althochd. Tatian; Karl Förster, Der Gebrauch der Modi im althochd. Tatian, besprochen von Carl Dietz. — Karl Reuschel, Untersuchungen zu den deutschen Weltgerichtsdichtungen des XI. bis XV. Jahrhunderts, besprochen von Karl Helm (Reuschels Arbeit, welche die gestellte Aufgabe aufs beste löst, verdient schon als zusammenfassende Arbeit unsern Dank, aber sie bietet auch manche neuen Ergebnisse). — L. Voß, Überlieferung und Verfasserschaft des mittelhochd. Ritterromans Friedrich von Schwaben, besprochen von K. Helm. — Die schöne Magelone, aus dem Französischen übersetzt von Veit Warbeck 1527. Nach der Originalhandschrift herausgegeben von Johannes Bolte, besprochen von G. Klee (dieses schmucke Büchlein bildet den ersten Band einer von August Sauer herausgegebenen „Bibliothek älterer deutscher Übersetzungen“, die jeder Litteraturfreund mit Freude begrüßen wird). — Quellenschriften zur neueren deutschen Litteratur- und Geistesgeschichte, herausgegeben von Albert Leitzmann. Band I: Briefe von Wilhelm v. Humboldt an G. H. L. Nicolovius, herausgegeben von R. Haym. Band III: Tagebuch Wilhelm v. Humboldts von seiner Reise nach Norddeutschland im Jahre 1796, herausgegeben von A. Leitzmann, besprochen von Franz Muncker. — Hennecke, Beiträge zur Geschichte der Emigranten in Hamburg. I. Das französische Theater, besprochen von R. Mahrenholtz.

— — Nr. 3. März: Karl Müllenhoff, ein Lebensbild von Wilhelm Scherer, besprochen von E. Mogk. (Über die Berliner Schulen sagte Müllenhoff: „Die Menschen werden hier alle abgerichtet, Selbsterziehung und Selbstbildung kommt kaum vor; alle bringen es bis zum Referendar oder Assessor, aber darüber hinaus niemand, auch wenn er Geheimrat heißt“.) — El. Stein-

meyer und Ed. Sievers, Die althochdeutschen Glossen. 2. und 3. Band, bearbeitet von El. Steinmeyer, besprochen von P. Piper. — A. E. Rosendahl, Untersuchungen über die Syntax der Sprache Albrechts von Eyb. I. Der zusammengesetzte Satz, besprochen von H. Reis. — Bernh. Schmidt, Der Vokalismus der Siegerländer Mundart, besprochen von Wilhelm Horn. — Alfred Biese, Lyrische Dichtung und neuere deutsche Lyriker, besprochen von K. Groos.

Zeitschrift für deutsche Philologie XXIX, 3: H. Hirt, Die Stellung des Germanischen im Kreise der verwandten Sprachen. — Fr. Kauffmann, Beiträge zur Quellenkritik der gotischen Bibelübersetzung. I. Die alttestamentlichen Bruchstücke. — F. Bech, Zur Kritik und Erklärung des von H. Paul herausgegebenen Gedichts: Tristan als Mönch. — J. W. Bruinier, Untersuchungen zur Entwickelungsgeschichte des Volksschauspiels vom Dr. Faust II. — A. Pick, Zum Zeitwort eichen.

Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. Neue Folge X, 5. u. 6.: Abhandlungen. Die Sigurdar saga þogla und die Bevis saga. Von Eugen Kölbing. — Lenz' Übersetzungen aus dem Englischen. Von Karl H. Clarke. II. III. (Schluß). — Wieland als Dramatiker. Ein Beitrag zur Geschichte des Dichters. Von Edward Stilgebauer. II. Der Dichter des Singspiels. III. (Schluß.) Wielands Einfluß auf Goethe und Schiller. — Neue Mitteilungen. Unbekannte und vergessene Autographen. Von Otto Günther. — Gottsched, Schönäich und der Ostpreuße Scheffner. I. Von Gottlieb Krause. — Vermischtes. Noch einmal eine deutsche Zeitung in Frankreich. Von Ludwig Geiger. — Besprechungen. Arturo Farinelli: Grillparzer und Lope de Vega, besprochen von Wolfgang von Wurzbach. — Ludwig P. Betz: Pierre Bayle und die Nouvelles de la République des Lettres, besprochen von Max Koch. — Wilhelm Streuli: Thomas Carlyle als Vermittler deutscher Litteratur und deutschen Geistes, besprochen von Bruno Schnabel. — H. St. Chamberlain: Richard Wagner, besprochen von Wolfgang Golther. — XI, 1: Abhandlungen. Greppis Lustspiel „Witwe Teresa" und seine Beziehungen zu Ugo Foscolos Roman „Jacopo Ortis". Von Franz Zschech. — Gemeinsamkeit der Quellen für Goethes Paralipomena zur Walpurgisnacht und Heines Faust. Von Roderich Warkentin. — Zwei Dichtungen von Hans Sachs nach ihren Quellen. Von August Wünsche. — Neue Mitteilungen. Die zweite Verdeutschung des 12. Lukianischen Totengesprächs durch Ringman. Von Theodor Distel. — Zu den Schwankstoffen im Meisterliede. Von Johannes Bolte. — Gottsched, Schönäich und der Ostpreuße Scheffner. II. (Schluß.) Von Gottlieb Krause. — Besprechungen. Alexander Wesselofsky: Boccaccio, seine Zeit und seine Altersgenossen, besprochen von Theodor Batiouschkow. — Eugen Kölbing: Byrons Werke in kritischen Texten mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben, besprochen von Bruno Schnabel. — Richard Weißenfels: Goethe im Sturm und Drang. I. Band, besprochen von Franz Muncker.

Steinhausens Zeitschrift für Kulturgeschichte. IV, 6: Zur Kalenderkunde. Von Sigmund Günther in München. — Die Wehrverfassung einer kleinen deutschen Stadt im späteren Mittelalter. II. Von Eduard Otto in Darmstadt. — Die deutschen Humanisten und das weibliche Geschlecht. II. Von A. Bömer in Münster. — Ein Schloßinventar des 17. Jahrhunderts. Von L. Gerbing in Schnepfenthal. — Eine Sammlung Odenwälder Sagen. Von

Joh. Moser in Dietersdorf. — Mitteilungen und Notizen. — Besprechungen.

Euphorion, Zeitschrift für Litteraturgeschichte. IV, 2: Aufsätze. Die innere Form. Von Jakob Minor in Wien. — Strichreim und Dreireim bei Hans Sachs. Von Jakob Minor. II—V. Mit Beiträgen von Karl Drescher in Bonn, Adolf Hauffen in Prag, M. H. Jellinek und Karl Kraus in Wien, Albert Leitzmann in Jena, Franz Muncker in München und M. Rachel in Dresden. — Fischart-Studien. Von Adolf Hauffen. III. Der Malleus maleficarum und Bodins Démonomanie (Schluß). — Tobias Fleischer. Von Leonhard Neubaur in Elbing. — Kritische Untersuchungen zu Goethes Faust. Von Johannes Niejahr in Halle a. S. I. Älteste Gestalt. — Goethes Faust und Agrippa von Nettesheim. Von Anton Reichl in Saaz (Böhmen). — Goethe und Diderot: Über Schauspieler und die Kunst des Schauspielers. Von C. A. Eggert in Vermillion (South Dakota, U. S. A.). — Ein Antixenion. Mitgeteilt von Woldemar Freiherrn von Biedermann in Dresden. — G. Reinbeck als Vorbild von W. Hauff. Von Ernst Müller in Tübingen. — Lenaus Gedicht Anna. Mit Benutzung von Reinhold Köhlers Kollektaneen von Johannes Bolte in Berlin. — Miscellen. Amor und Tod. Von J. Minor. — Zu Hoffmannswaldau. Von J. Minor. — Schiller und Egmonds letztes Schreiben an Philipp. Von Theodor Distel in Dresden. — Recensionen und Referate. Wukadinović, Prior in Deutschland (Ludwig Wyplel in Wien). — Devrient, Johann Friedrich Schönemann und seine Schauspielergesellschaft (Rudolf Schlösser in Jena). — Ellinger, Friedrich Nicolais Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften (Richard Rosenbaum in Berlin). — Altenkrüger, Friedrich Nicolais Jugendschriften (Richard Rosenbaum).

Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins. XII, 3: Paul Pietsch, Sammlung deutscher Volkswörter durch den allgemeinen deutschen Sprachverein. — 4: R. Jahnke, Johann Lauremberg und die Fremdwörter. O. Weise, Die Übertreibung. — K. Scheffler, Schriftsprache und Mundart. — Zur Schärfung des Sprachgefühls. — Th. Gartner, Die Fortschritte Wustmanns.

Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik. 1896, 12. Heft: Ernst Schwabe, Zur Geschichte der deutschen Horazübersetzungen. — Paul Vogel, Stoffe zu deutschen Aufsätzen.

Die Mädchenschule. X, 1 u. 2: K. Hessel, Gedanken und Erfahrungen über die Anforderungen an ein deutsches Lesebuch für höhere Mädchenschulen.

Neue Bahnen (seit dem Beginn des 8. Jahrgangs herausgegeben von Scherer und Joh. Meyer). VIII, 2: Joh. Meyer, Der litteraturkundliche Unterricht auf der Oberstufe der mittleren und höheren Mädchenschule. — 3: H. Scherer, Praeceptor Germaniae. Ein Gedenkblatt zur 400jährigen Jubelfeier des Geburtstages Ph. Melanchthons. — Derselbe, Zur Dittes-Biographie des Herrn Rud. Dietrich in den Neuen Bahnen, Heft XII, 1896.

O. Knoop und A. Haas, Blätter für pommersche Volkskunde V, Nr. 7.

Leipziger Lehrerzeitung IV, 24: W—rt, Wer soll noch Lehrer werden?

Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Litteratur 41, S. 177: S. M. Prem, Ein Spottlied auf die Bauern aus dem 16. Jahrhundert.

Karl Landmann, Goethe und die Festvorträge der Goethe-Gesellschaft. Sonderabdruck aus dem Pädagogischen Archiv 39. 1897, Nr. 3.

Neu erschienene Bücher.

L. Cholevius, Ästhetische und historische Einleitung nebst fortlaufender Erläuterung zu Goethes Hermann und Dorothea. 3., verbesserte Auflage von Gotthold Klee. Leipzig, Teubner. 1897.

B. Ritter, Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Mädchenschulen. Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger 1897. 490 S.

Karl Reuschel, Untersuchungen zu den deutschen Weltgerichtsdichtungen des XI. bis XV. Jahrhunderts. I. Teil: Gedichte des XI. bis XIII. Jahrhunderts. Chemnitz, Gebrüder Heyde. 1895. 45 S.

Schöninghs deutsche Schulausgaben:
Adolf Weinstock, Ausgewählte Gedichte Schillers.
Joseph Hense, Sammlung deutscher Musterdichtungen für Schule und Haus. Paderborn, F. Schöningh. 1897.

K. Knabe, Kinderschauspiele, Schul-Dramen, -Komödien, -Festspiele, -Aufführungen. Sonderabzug aus dem Encyklopädischen Handbuch der Pädagogik, herausgegeben von W. Rein.

Velhagen und Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben:
Gotthold Klee, Deutsche Mythologie.
Derselbe, Die deutsche Heldensage.

A. Wichmann und A. Lampe, Fibel auf Grundlage der Schreiblese- und Normalwortmethode. Bielefeld und Leipzig. Velhagen und Klasing. 1894.

E. Stutzer, Zum deutschen Unterricht. Jahresbericht des Realgymnasiums in Halberstadt. 1897.

H. Paul, Über die Aufgaben der Wortbildungslehre. Aus den Sitzungsberichten der k. bayer. Akademie d. Wiss. 1896. Heft IV. München 1897.

H. Hildebrandt, Rechtschreibschule für Unter- und Mittelklassen. Gera, Theodor Hofmann. 1897. Preis 1 M. 20 Pf.

Alb. Klinge, 44 Interpunktions-Diktate. Gera, Theodor Hofmann. 1897. Preis 40 Pf.

Friedrich Drohsihn, Deutsche Kinderreime und Verwandtes. Neu herausgegeben von Carl Bolle und Friedrich Polle. Leipzig, Teubner. 1897.

Bötticher und Kinzel, Denkmäler der älteren deutschen Litteratur u. s. w. II. Die höfische Dichtung des Mittelalters. 1. Walther von der Vogelweide und des Minnesangs Frühling von Karl Kinzel, 5. Auflage. — III. 2. Martin Luther von Richard Neubauer. 2. Auflage. Halle a. S. Buchhandlung des Waisenhauses. 1897.

Friedrich Polack, Was dem Lehrerstande und der Schule noch fehlt. A. Drei Lebensfragen des Lehrerstandes. Bonn, F. Soennecken. Preis 50 Pf.

Emil Brenning, Wilhelm Herbsts Hilfsbuch für die deutsche Litteraturgeschichte. 7. Auflage. Gotha, Andreas Perthes.

Emil Kraepelin, Zur Überbürdungsfrage. Jena, Gustav Fischer.

Fr. Wegener, Schillers Lied von der Glocke. Gotha, Andreas Perthes. 1897.

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher 2c. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Ludwig Richterstr. 2 II.

Briefwechsel Gottscheds mit Bodmer und Breitinger.

Nach den Originalen der Züricher Stadtbibliothek und der Leipziger Universitätsbibliothek[1]) herausgegeben von **Eugen Wolff** in Kiel.

S. T.

Hochedler ꝛc.

Hochgelahrter Herr!

Ueberbringer dieses Mr. Heidegger ein junger mensch von gutem hause und artigen qualitäten vermeinte desto leichter einen Zutritt bey Denselben zu erhalten, wenn er Ihnen einige Zeilen von mir überbrächte; nachdem er aus der verbindlichen manier, mit der Sie in der vorrede zu Ihrer Critischen Dichtkunst meiner gedenken, geschlossen, daß ich bey Denselben in einiger Hochachtung stühnde. Ich habe Ihm desto fertiger hierinne willfahret, weil ich mich dieses Anlases bedienen wollen, Ew. HochEdl. ein Exemplar von meiner übersetzung des verlohrnen paradieses zu übersenden. Ich bitte daß Sie dieses werck gütig aufnehmen, und glauben, daß ich die unvollkommenheit desselben wol erkenne. Dieselbige war schon 1724 verfertiget, aber bliebe biß auf letztern Herbst liegen, da ich sie einigen hiesigen Freunden zu gefallen wieder übersehen und an das Licht gegeben.

Ich werde mit Vergnügen den ersten besten anlas ergreiffen Ew. HochEdl. zu erkennen zu geben, daß ich mit vieler Hochachtung bin

Zürich d. 5 Febr. 1732.

Ew. HochEdel
Ergebenster
Joh. Jacob Bodmer.

Hochedler und Hochgelahrter
insonders Hochzuehrender Herr Professor
hochgeschätzter Gönner

Ich bin Eurer Hochedlen die Antwort auf Dero geehrte Zuschrift, die mir Hr. Heidegger eingehändiget, und die Danksagung vor den zugleich überschickten D[eutschen] Milton, etwas lange schuldig geblieben. Die Ur[sache] meines Verzugs aber ist keine andre gewesen, al[s] daß ich zugleich den Theil von unsern Beyträgen zur Critischen Historie der

1) Die Briefe Gottscheds sind bis auf verstreute Citate ungedruckt, die von Bodmer und Breitinger teilweise im Auszug bei Danzel (Gottsched und seine Zeit) veröffentlicht. Beim Lesen der Korrekturbogen sind die Abschriften von Michael Bernays bezw. Johannes Crüger verglichen worden. — Nur wenige offenbare Schreibfehler sind stillschweigend verbessert.

deutschen Sprache mitschicken wollte, darinn von Dero Ubersetzung Meldung geschehen wäre. Dieses hat sich nicht eher als itzo thun lassen, da das andre Stück davon fertig geworden; welches ich hiermit Dero gründlichen Beurtheilung unterwerfe. Vermuthlich wird der Verfasser des Auszuges aus Dero Miltonischen Ubersetzung genugsame Spuren seiner Hochachtung, vor die Verdienste Eurer Hocheblen, und eine wohlgesitteten Leuten anständige Bescheidenheit haben blicken lassen. Hat er sich indessen auch einiger critischen Freyheit in Entdeckung seines Urtheiles bedienet: So werden E. Hochedl. solches der Absicht des ganzen Werkes geneigt zuschreiben, und ihn selbst dergestalt vor entschuldigt halten.

Was mich selbst betrifft, so schätze ich mirs vor eine Ehre in E. Hochedl. Bekanntschaft, und Briefwechsel gerathen zu seyn. Es ist mir lieb, daß Selbige die Proben meiner Hochachtung gegen Dero Schriften, in den meinigen hin und wieder wahrgenommen. Haben meine Tadlerinnen aber zuweilen mit dem Patrioten zugleich leiden müssen: So erkenne ich zwar in gewissen Stücken, daß ihnen zu viel geschehen; in andern aber habe ich auch ihre Unvollkommenheit erkannt, und werde nicht ermangeln bey einer neuen Auflage manches zu bessern. Gleichwohl ist es mir lieb gewesen zu sehen, daß selbige E. Hochedl. nicht überall mißfallen haben.

Es wird E. H schon bekannt seyn daß D. Hudemann ein Hamburger das Capitel von Opern in meiner Critischen Dichtkunst angegriffen und seine musicalisch-poetische Misgeburten einer regelmässigen Tragödie vorgezogen. Ich habe zu dem Ende meinen sterbenden Cato drucken lassen, der ihm einiger massen dienen soll die Falschheit mancher Beschuldigungen einzusehen, womit er die Trauerspiele verhaßt zu machen suchet. Ehestens werde ich ihm in unsern Critischen Beyträgen gerade zu antworten und seinen Theodosium nach den Regeln der Schaubühne untersuchen. Ich überschicke itzo auch meinen Cato zu geneigter Durchblätterung, und bitte mir Dero vernünftiges Urtheil davon aus, sonderlich, wo ich von dem [Eng]lischen und Französischen Cato abgegangen bi[n.]

Ubrigens wünsche ich ehestens das versprochene Werk zu Vertheidigung des Miltons zu sehen. Ich gestehe, daß ich begierig bin die Regeln zu wissen, nach welchen eine so regellose Einbildungskraft, als des Miltons seine war, entschuldiget werden kan.

Ich bin übrigens mit aller Hochachtung

Eurer Hochedlen

Meines hochgeschätzten Gönners

ergebenster und gehorsamster Diener

Leipzig d 7 October 1732. Gottsched.

HochEdler und Hochgelahrter ꝛc.

Insonders Hochzuehrender Herr;

Ich finde in Dero neulichen Zuschrift und beygeschlossenen Büchern neue Spuhren sowohl von Ihrem glücklichen Fleiße in der verbesserung des geschmackes, als auch von Ihrer Gefälligkeit gegen Ihre Freunde: Und ich werde mich befleißigen in diesen beyden Stüken mit Ihnen zu eifern; und Ihnen sowohl meine begierde den regierenden übeln Geschmak zu bestreiten, als auch meine aufrichtige Freundschaft zu bewähren.

Der Auszug aus der Miltonischen übersetzung ist sehr höfflich und günstig; Ich wünsche, daß er eben so unpartheiisch sey. Ich hatte absonderliche Exempel von glüklich oder unglüklich übersetzten Stellen erwartet, und bekenne gern, daß ich im übersetzen viele Stellen angetroffen habe, in welchen ich hinter dem Englischen zurück geblieben und die gehörige Redens-Art im teutschen nicht finden können, wiewohl ich versichert ware, daß sie in dieser Sprache nicht mangelte. Aber ich muß glauben, daß man mir zum besten keine solche genaue Vergleichung des Originales und der Copie hat anstellen wollen. Ew. HochEdl. bezeugen ein Verlangen die Regeln zu sehen, nach welchen eine so regellose Einbildungskraft, wie Miltons war, entschuldiget werden kan. Nachdem mir die Zeit, so ich auf dergleichen Arbeit mit Vergnügen anwendete, von minder angenehmen Geschäften weggeraubet wird, daß ich sobald mit der Ausfertigung derselben nicht zu stande kommen werde, habe ich nur die vornehmsten Grund-Sätze, nach welchen ich die Vertheidigung des verlohrnen Par. einzurichten gedenke, obenhin zu papier gebracht und Hrn. Clauder meinem werthesten Freunde übersandt, der sie Ew. HochEdl. gerne mittheilen wird. Ich bitte diesen großen Poeten so lange nicht zu verurtheilen, biß ich die Rettung desselben werde ausgearbeitet haben.

Ew. HochEdl. können die Opern nicht besser wiederlegen, als mit Trauer-Spielen von der vollkommenen Art. Was ich eine vollkommene Tragödie heiße, können sie aus dem Paragone della Poesia Tragica wahrgenommen haben; denn der Verfasser dieser Critik hat mich zu einem Proselyten von seiner Lehre gemacht, statt daß ich von dem Exempel des Corneille und anderer verführt, zuvor gantz andere Gedanken von dieser Art Gedichte gehabt hatte. Als ich ihm einst Addisons Cato als ein Muster der vollkommenen Tragödie angepriesen, gab er mir Folgendes zur Antwort: Jo non saprei affermare che il Catone dell' Addison sortisca pienamente il suo effetto o riguardisi il terrore, o la pietà; il primo è inutile, perche patisce un innocente; e rispetto alla seconda quanto il merito della persona e la gravezza della calamità vagliono

a muoverla, tanto la reprime l'intrepidezza del suo animo: avvegnache non desti perfettamente l'altrui dolore, chi non lo mostra. Nondimeno s'io paragono il Catone dell' Addison col Catone di M. Deschamps trovo appresso l'Inglese maggiore artifizio nel render compassionevole la calamità di si grande uomo, che appresso il Francese; percioche quegli nel dar maggior luogho all' esercizio della sua costanza lascia apparir meglio il peso della calamità. Ein Grundsatz meines vornehmen Freundes ist, daß das Trauerspiel poema populare und vor die Burgerschaft gewiedmet sey; zumahlen die Zuhörer aus allerley Leuten bestehen. Übrigens, weil ich höre daß Master Popes Dunciade in Hamburg aufgeleget worden, so ersuche E. HE. mir ein Exemplar davon in billigem preise zu verschaffen, und hingegen zu befehlen, der ich mit sehr vieler Hochachtung verbleibe Ew. HochEdlen schuldig gehorsamer

Joh. Jacob Bodmer.

Sub finem 1732.

P. S. Nuper reddita mihi est Tabula Peutingeriana, munus Cl. viri J. G. Lotteri, cui plurimum me hoc nomine debere profiteor — Raptim.

Hochedler und Hochgelahrter
insonders hochzuehrender Herr Professor
Hochgeschätzter Gönner

Ich habe meine Antwort auf das letztere Schreiben damit mich E. H. beehret fast gar zu lange ausgesetzet. Ich bin den ganzen Winter durch, wegen der Veränderung die mit mir vorgegangen, mit allerley Reisen und Geschäften so überhäufet gewesen, daß ich fast an meine auswärtige Gönner und Freunde nicht habe denken können. Zu dem kam noch, daß ich den andern Theil meiner Weltweisheit diese Oster Messe fertig liefern muste, welches mir denn alle noch übrige Zeit wegnahm. Ich schweige andrer zufälligen Arbeiten, davon beyliegende Proben ein Zeugniß ablegen werden. Dieses alles wird mich verhoffentlich bey einem billigen Richter von dem Laster der Unachtsamkeit frey sprechen können: Zumal wenn ich itzo die Versicherung hinzufüge, daß E. H. unter derjenigen kleinen Anzahl gewesen, an die ich am öftesten gedacht, und derenthalben mir mein Stillschweigen am sträflichsten geschienen. Indessen habe ich mich vergnüget, daß mir Herr Clauder zuweilen einige mündliche Nachrichten von E. H. zu geben gewust, auch das noch fortwährende gute Andenken meiner Wenigkeit zu verschiedenen malen bezeuget hat. Wo mir recht ist; so hat er mir einmal den Beyfall E. H. wegen meiner Ode auf unsern hochseligen König, und den itztregierenden Herrn, zu verstehen gegeben, und mich in Dero Namen aufgemuntert lieber bey der

Dichtkunst zu bleiben als mich in die Philosophie zu vertiefen. Ist dieses alles auf Dero Befehl geschehen: So danke ich vor die gute Meynung von meinen Gedichten. Das Lob solcher Kenner kan niemanden, und am wenigsten mir gleichgültig seyn. Allein ein Poet und weiter nichts zu seyn nährt bey uns seinen Mann nicht. Wir können nicht alle Professoren der Poesie werden; und der Ausgang hat es letzlich gewiesen, daß ich die Logick und Metaphysick zu lehren bestimmet gewesen. Ich habe also nicht vergeblich mein philosophisches Buch herausgegeben: Denn hält es gleich viel besondres in sich, so hat es doch bey Hofe seine Wirkung gehabt, wo man auf solche Proben sieht. Doch kan ich nicht leugnen, daß die freyen Künste mir allezeit sehr nahe am Herzen liegen werden, weswegen ich denn auch den Titel eines Prof. Poeseos nicht habe fahren lassen, wie ich wohl hätte thun können. Die Erhaltung der Deutschen Gesellschaft schien solches auch einiger massen zu fordern, als welche mir grossentheils oblieget, und um derentwillen es mir sonderlich lieb ist, daß ich hier endlich einen festen Fuß bekommen habe. Ferner hat mir Herr Clauder im Namen E. H. zugemuthet, des Hn. Muratori Tractat della perfetta Poesia zu übersetzen. Vors erste kenne ich das Buch noch nicht, denn in ganz Leizig hat es niemand. Könnte ich es aber auch irgend durch Vermittelung E. H. bekommen: So sehe ich doch noch keine Zeit dazu übrig. Ich muß itzo meine Redekunst neu auflegen lassen, und da denke ich das ganze Buch auf den Fuß meiner Critischen Dichtkunst zu setzen. Haben nun E. H. an meinen oratorischen Begriffen etwas auszusetzen: So bitte mir solches je eher je lieber zu melden: Denn ich versichere, daß ich mich gern darnach richten will. Wir haben hier mit vielen Leuten zu fechten, die die Beredsamkeit in schönen Ciceronischen Redensarten und gültigen lateinischen Wörtern suchen: Daher in den neufränkischen Zeitungen auch vielmals solche Artikel mit untergelaufen, die solchen Irrthum bestreiten. Ein gutes Lexicon würde also die fruchtbarste Rednerquelle dieser Leute werden. Wie E. H. an einem Orte ihrer Schriften sehr wohl erinnert haben. In soweit dächte ich also wohl, daß unsre Begriffe mit einander übereinkommen. Doch ich wünschte, daß es überall so seyn möchte. Indessen wollte ich zur Übersetzung des Italieners, schon durch andre Mittel Anstalt machen. Es fehlt uns hier an Leuten nicht, die beyder Sprachen mächtig genug sind, und die man nur wegen der Sachen in einiger Aufsicht haben muß. Itzo wird hier des Abts von Aubignac Pratique du Theatre durch den Hn. von Steinwehr, ein Mitglied unsrer Gesellschaft, übersetzt: Denn wir wollten gern daß die Deutsche Schaubühne ins Geschicke käme. Hr. M. May übersetzt auch des Riccoboni Dissertation sur la Tragedie moderne, und die Briefe an und von den Hn. Rousseau dazu. Die

Italienische Critic des französischen Theaters Paragone della Poesia tragica etc. hat auch einen Übersetzer gefunden, der meinen Anfang den ich dazu gemacht, fortsetzen wird. Ich hatte auch einmal angefangen die Reisen des Cyrus in Verse zu übersetzen, aber itzo ist mir ein ander zuvorgekommen: Doch soll das Buch auf Michael mit meiner Vorrede herauskommen. Was Eurer Hochedl. von dieser neuen Ausgabe des Swifts dünket, das bitte ich mir zu melden, imgleichen wie Ihnen beygelegte Ode gefällt. Ich hatte sie anfänglich ohne Reime gemacht; auf vielfältiges Wiedersprechen meiner Freunde aber muste ich sie wieder damit verbrämen. Ich will aber jene doch einmal drucken lassen. Ich wünsche bald die andre Hälfte Miltons von E. H. zu sehen darauf wir schon so lange hoffen. Übrigens verharre ich mit aller Hochachtung

E. H.

ergebenster und gehorsamster Diener

Leipzig d 3 Jun. 1734. Joh. Chr. Gottsched.

HochEdler und Hochgelahrter

Hochgeehrtester Herr und Freund.

Ich hoffe die Menge von nützlichen Arbeiten womit Ew. HochEdl. zum Aufnehmen der Wohlredenheit und Poesie auf eine so ruhmwürdige Weise überhäufet sind, werde mich bei Ihnen so wohl entschuldigen, daß anstatt sich über mein langes Stillschweigen zu beklagen, sie mir vielmehr Danck davor wissen werden. Indessen muß ich gestehen, daß ich sie mit meiner Zuschrift öftere wohl beunruhigen würde, wenn die Entlegenheit des Ohrtes einen fleißigen und schleunigen Briefwechsel zwischen uns gestattete. Diesen Mangel müssen wir inzwischen die artigen und gründlichen Schrifften ersetzen, womit sie das publicum zu bereichern niemahls müde werden. Ihnen haben wir etliche vollkommen-gute grammaticalische Untersuchungen und Critische Aufsätze in den Beyträgen rc. zu danken; von Ihnen hat die teutsche Gesellschaft ihr Wesen und Leben; von Ihnen dörfen wir die Einführung der teutschen Tragödie hoffen. Haben wir einmahl diese, so wird die Oper von sich selbst fallen. Ew. HochEdl. lassen sich nur die Widerspenstigkeit derjenigen nicht erschrecken, welche die Oper nicht vertheidigen würden, wenn sie in ihrer Jugend nicht selbst dergleichen verfertiget hätten. Bey dieser Gelegenheit kan ich mich nicht enthalten, Ihnen zu sagen, daß nach meinem Urtheile die Trauerspiele, welche nach den Grundsätzen des paragone della poesia tragica verfasset sind, einen weit schnellern und gewissern Eindruck auf die Zuseher thun werden, als solche, welche nach dem Muster des Corneille eingerichtet sind. Jedermann aus dem vornehmen und schlechten Pöbel ist fähig durch den Schrecken und das Mitleiden in heftige Bewegungen gesetzet

zu werden; hingegen braucht es schon hohen Verstand und Großmuth dazu die erhabenen und oft mehr als menschlich scheinenden Entschlüsse und Gedanken von Sertorius, Nicomedes, Antiochus u. a. nur zu begreiffen. Jüngst ist mir Lazzarini Ulysses il giovane vor Augen gekommen. Man lasse dieses Trauerspiel nebenst Corneille Horatii aufführen; die Zuhörer von Ulysses werden von der Traurigkeit überwältiget sich gezwungen ergeben müssen: hingegen werden die meisten, so den Horatiis zusehen werden, nicht wissen, was sie gedencken, noch was sie fühlen sollen. Zudem ist es vor den Poeten ein leichteres Werck, die Bewegungen von Leid und Schreken nach ihrem Anfang, Mittel und Ende in gehörigen Graden durch fünf Handlungen aus einander zu legen, als ein Werck von dieser Größe mit erhabenen Reden und Meynungen allezeit empor zu halten, also daß es von der Höhe niemahls herunterfalle. Die Exempel von Traurigen und Nothleidenden sind auch weniger rar, als Exempel von Helden, welche sich über die Sphäre der Menschen hinaufschwingen.

Ew. HochEdl. begehren mein Urtheil von der Ode auf den Doctor-Hut des Herrn Grafen von Oetingen. Diese Ode, sowohl als die Ode, der wahre Held August, gefällt mir so wohl, daß ich in mein Exemplar von dem Character der Teutschen Gedichte, nach Heräus und Pietschen, diese Zeilen eingeschoben habe:

Mit ihnen im Begleit seh ich auch Gottsched gehen
Der mir nicht kleiner daucht, und nicht darf schamrot sehen
Wann er bey ihnen sitzt, wiewohl er sie verehrt
Sein wahrer Held August ist Opitzs Schreibart wehrt
Ist alles dessen wehrt, was Gottsched sonst gesungen
Soweit ists ihm durch Fleiß und Biegsamkeit gelungen.

Ich sah mich jüngst genöthigt, auf eine hiesige Wahl ein Gedicht zu schreiben, von diesem sende Ihnen hierbey einige Exemplare. Das Blättgen von Nachtheiligkeit des Geistes hat Herrn D. Haller zum Verfasser; ein gantzes Werck von dieser Art würde uns keine Ursache übrig lassen, den Engl. Spectator mit mißgünstigen Augen anzusehen. Ich habe vor Ew. HochEdl. auch ein Exemplar der Helvetischen Bibliotheck beygelegt.

Neulich ist mir ein zerrissenes Blatt von Pergament in die Hände gefallen, auf welchem ich hier beygelegte Zeilen gelesen habe. Ich setze es über Friederich des II. Zeiten hinaus. Man siehet leicht, daß es ein Stück von einem Romanze ist, mit welchem Nahmen man die poemata Epica derselben Zeit belegete. Ich wünschte, daß ich ein gantzes Werck von dieser Art zu sehen bekäme; damit ich die Regeln eines solchen daraus erkennen könte. Ist nichts dergleichen in Sachsen dem Untergange entronnen? Ich entsinne mich, daß in der königlichen Bibliotheck zu Paris

etliche Codices Mssc. von dergleichen poetischen Ritterbüchern noch vorhanden sind; und zweifle nicht, daß die Erlaubniß leicht zu erhalten wäre, eine Abschrift davon am Ohrte selbst zu nehmen. Vielleicht könten Ew. HochEdl. einen geschickten jungen Menschen, der seiner Lust halben nach Paris gienge, schon dazu bereden, daß er sich Mühe gäbe, einen von diesen Codicibus abzuschreiben. Dadurch würde gewiß dem studio Etymologico, Grammatico, und insgemein der Teutschen Sprache und Poesie ein vielfältiger Nutzen zuwachsen. Mit diesem verbleibe in stets wachsender Hochachtung Ew. HochEdl. &c. gehorsamst-ergebenster Diener

Joh. Jacob Bodmer.

Zürich den 28. Martij 1735.

P.S. In dem Exemplar von Herrn Schwaben Antilongin, womit Ew. HochEdl. mich beschencket haben, ist mir der Bogen b von der Vorrede verlohren gegangen. Ists möglich, daß sie mir diesen Defect ersetzen können, so bitte solches mit Gelegenheit nicht aus der Acht zu lassen.

HochEdler

Hochgeschätzter Hr. und Freund.

Ich habe die Zeitung von Dero Verheirathung mit Mle Kulmus mit empfindlicher Freude vernommen: Ich wünsche daß Ihnen aus dieser Verbindung eben dasjenige Vergnügen zufließe, und auf eine lange Reyhe Jahre beständig bleibe, welches ich noch vor einem halben Jahre in Besitz hatte, und nach einem kurtzen Genuß durch den frühzeitigen Tod eines eintzig geliebt. Sohnes unwiderbringlich verloren habe! Die Verbindung eines so gleich gesinneten Paares scheint mir lauter Glückliches vor die Verbesserung der Poesie und des Geschmackes zu prophezeyhen. So oft denn etwas von Ew. HochEdl geschickten Muse sowohl als Me. Gottsched an das Tageslicht kommen wird, bitte mich damit zu beehren. Ich habe eine ziemliche Zeit rechten Mangel an neuen Gedichten, so etwas erhebliches wären, leiden müssen; es sey daß die besten Köpfe alldar unfruchtbar geworden, oder daß ihre Geburten von kurtzem Leben seynd, oder daß sie sich scheuen die gräntzen ihrer geburtsstatt zu verlassen. Von unserm schweitzerischen Poeten Hrn. D. Haller haben wir weiters nichts bekommen, als beygelegte Ode. Indessen arbeitet er an einem großen Gedicht, wovon ich Ew. HochEdlen Nachricht ertheilen werde, wann es erst etwas weiter ausgeführt seyn wird.

Beyliegende Critische Schrift ist mir durch einen Unbekannten auf der Bernerischen Post zugeschickt worden. Dabey waren etliche Zeilen geleget, worinne Er mich bittet, dieselben an Ew. HochEdlen zu übersenden, nachdem ihm bekannt sey, daß ich mit Ihnen einigen Brief-

Wechsel unterhalte. Ich machte mir zwar einiges Bedenken, diesem Unbekannten Folge zu leisten. Ich fürchtete, so fern Hr. Geh. Rath König innen würde, daß Ew. HochEdlen diese Crit. Untersuchung durch meinen Canal bekommen hätten, würde er mirs verargen, und mir vielleicht aufbürden, daß ich belieben trüge, den Feinden seiner poetischen Verdienste Vorschub zu thun. Ich wollte mich nicht gerne seinem Zorn bloß geben, von welchem ich schon vordem öffentliche, wiewohl nicht gesuchte Proben empfangen hatte. Jedennoch weil die Critick mit aller gelindigkeit geschrieben ist, und der Verfasser die gebührende Hochachtung gegen den H. König nicht aus Augen setzet, habe ich beschlossen, sie nach seinem Begehren an Ew. HochEdlen zu übersenden und aber dieselben zu ersuchen, daß sie gegen H. König verborgen halten, daß sie solche durch mich erhalten haben. Eine wohl ausgeführte Critische schrifft, welche nicht nur tadelt, sondern auch lobet, ist nach meinem Sinn bequemer den Ruhm eines Poeten zu vermehren, als ein nackendes unerwiesenes Lob.

Zugleich sende E. HE. Gravinen Trauerspiele zu einem anständigen Geschenck vor Sie. Sie werden in der Vorrede zu Maffei Italienischen Theatro die geschicht von diesen Tragödien finden. Das Werck ist so rar, daß ich allerdings beglaubet bin, es finde sich daselbst kein Exemplar davon.

Ich erinnere mich, gehört zu haben, daß daselbst Hrn. Priors Gedichte Alma oder Progress of the Mind genannt, von jemanden übersetzt werde; deßgleichen daß Popes Dunciade zu Hamburg nachgedruckt worden; Bitte mir darüber gewißere Nachricht mitzutheilen. Und mit diesem, nächst Göttl. Empfehlung und gehors. Gruß habe die Ehre zu verbleiben

E. HE.

gehorsamst Ergebenster

Zürich den 28. August 1735. Joh. Jacob Bodmer.

Postscriptum.

Das Angedencken der geliebten person, mit welcher Absterben mir der beste Theil von meinem irdischen Vergnügen entzogen worden, daucht mir etwas so wichtiges und theures, daß ich jede Gelegenheit ergreiffe, dasselbe zu unterhalten und fortzupflantzen. Dieserwegen habe nicht umhin gekont, E. HE. das gedicht: die Trauer eines Vaters; im Beyschluß zu übersenden; welches der väterlichen zärtlichkeit zu verzeyhen bitte.

Es haben sich orthographische Fehler im Abschreiben eingeschlichen, welche mir nicht beyzumessen bitte. Diejenige Fehler, welche aus hiesiger provincial-Sprachart übrig geblieben, gebe Ew. HochEdl. volle Macht, nach Dero Einsicht zu verbessern, sofern es Ihnen der Mühe wehrt zu seyn dünckt.

Hochedler &c.

Hochgeschätzter Herr und Gönner.

Ich hoffe E. HE. werden auf der Ostermesse des vergangenen Jahres das Blättgen von Nachtheiligkeit des Geistes; das Gedicht: Die Wohlthäter der Stadt Zürich; und die Helvetische Bibliotheck; dann ferner auf der Michaelis-Messe die Hallerische Ode; die Critische Untersuchung des Gedichtes: August im Lager; die Elegie: Trauer eines Vaters; und Gravinen Trauerspiele; wohl empfangen haben; welches mich durch Überbringer dieses zu vergewissern bitte. Dieser ist ein nicht ungelehrter junger mensch, welcher vor E. HE. eine ungemeine Hochachtung heget, und mich etlichemahl ersucht hat, ihm mittelst meiner Zuschrift bei Ihnen einen freyern Zutritt zu verschaffen. Ich wünschte, daß E. HE. die mühe nehmen möchten, ihm die geschicktesten von den neuern poet. Schrifften, sowohl einzeln Stücken, als Sammlungen, wie auch die besten prosaischen bekannt zu machen, weil ich ihm aufgetragen habe, mir einen guten Vorrath von dgl. aufzukauffen. Die Bemühung, welche hiermit verursache, bitte fleißigst ab, und verbleibe mit sonderbahrer Hochachtung

E. HE. gehorsamst ergebenster Diener

Zürich den 3. April 1736. Joh. Jac. Bodmer.

Überbringer dieses wird ihnen einige Curiose Nachrichten von einer allhier verfertigten Übersetzung der Wercke von Flavius Josephus, und einer andern, so zu Tübingen zu einer Zeit gemacht worden, mittheilen. Er hat eine Vergleichung beyder geschrieben, und sähe gern, daß solcher in den Beyträgen ein Platz eingeräumt würde. E. HE. werden auch mich verbinden, wenn sie ihm hierinn willfahren werden.

Hochedler und Hochgelahrter

insonders hochzuehrender Herr

hochgeschätzter Gönner

Ich bin ganz beschämt, da E. H. mich abermal einer Zuschrift würdigen, da ich doch höre, daß Denenselben meine letzte Antwort, die ich an der vorigen Michaelmesse, durch den Cottischen Buchhandlungsdiener aus Tübingen bestellet habe, nicht eingelaufen ist. Am meisten verdrüßt mich die üble Meynung, die E. H. von meiner Grobheit und Unempfindlichkeit bekommen müssen, wenn ich soviele schöne Sachen, so ich von Denselben zu erhalten das Glück gehabt, mit einem frostigen Stillschweigen angenommen zu haben scheine. Allein ich bitte mir das Recht wiederfahren zu lassen, daß ich gelehrter Männer, sonderlich von

der Art E. H., Briefwechsel nach Werthe zn schätzen, und ihre Gewogenheit gegen mich zu erkennen wisse. Dieses zu bezeugen habe ich damals ein ganzes Päckchen neuer Sachen, darunter der von meiner Liebsten übersetzte Cato war, an Dieselben beygelegt; auch an des Hn. D. Hallers Hochedl. gleichfalls ein Päckchen geschickt. Bey dem allen weis ich nicht wie es zugeht, daß beydes nicht abgegeben worden, da ich von dem letztern auch noch keine Antwort erhalten habe: und gleichwohl von dem obgedachten Factor des Hn. Cotta diese Messe noch versichert worden, daß beydes richtig nach Zürch und Bern bestellet worden. Vielleicht ist es noch möglich dort auf die Spur zu kommen, und dadurch von meiner Unschuld überzeugt zu werden.

Indessen wiederhole ich nochmals meinen Dank für alle mir zugefertigte Sachen überhaupt und ins besondre: Und versichere, daß ich die Schweiz glücklich schätze, indem sie itzo solche Geister besitzt, die ganz Deutschland trotzen können. Mir sind diese Messe die Caractere deutscher Gedichte von E. H. zu Handen gekommen, darinn ich die scharffinnige Art der Beurtheilung, sowohl als die critische Einsicht loben muß, daraus sie geflossen. Ich bin dabey sehr verbunden, daß E. H. mich, da ich keinen rühmlichen Caracter haben konnte, auch keines verwerflichen werth geschätzt haben. Es ist mir leid, daß ich die neuliche Untersuchung des Werkes, August im Lager, nicht habe in die Beyträge der D. G. bringen können. Mein Censor D. Jöcher, ist ein Freund des Hn. Königs und wollte diese Schrift nicht drucken lassen. In der Schweiz würde dieses nicht zu besorgen seyn, und es wäre gut, daß der Welt die Augen aufgethan würden. Vielleicht kan ich sie noch in Hamburg, wo dieser Dichter zum Könige der Poeten gekrönet worden, an jemanden befördern, der sie ans Licht stellet.

Was den Josephus betrifft, so habe ich mit Vergnügen die Anmerkungen angehöret, die Dero gelehrter Freund mir darüber gemacht hat. Ich will in dem nächsten Stücke, dem Hn. Prof. Cotta, der sonst mein Freund ist, zwar sein Lob nicht entziehen; aber doch auch die Wahrheit nicht verhelen, die mir lieber als alles ist.

Vor itzo bitte ich mit den Kleinigkeiten vorlieb zu nehmen, die ich Dero Freunde mitgegeben habe. Es ist meine ausführl. Redekunst und mein Carl der Friedensstifter, darüber ich mir Dero Urtheil ausbitte. Hernach sind es einige poetische u. prosaische Stücke von andern, so diesen Winter mir in die Hände gefallen, darunter auch einige von meinen Zuhörern vorkommen. Hier möchte es mit H. Hallern heißen:

Ganz Leipzig quillt von nüchtern Schreyern,
Die Gasse thönt von feilen Leyern,
Davon der beste Name stinkt.

Mehr kan ich itzo der Eil halber nicht schreiben, bitte aber schlüßlich nochmals, fest zu glauben, daß ich mit besondrer Hochachtung sey

E. H.

Meines hochgeschätzten Gönners
verbundenster und ergebenster Diener
Gottsched.

Leipzig d 10 May
1736.

P. S. Die beyden Stücke unsrer Beyträge, die zum vierten Bande gehören, habe ich auch mit beygelegt. Ich bitte zu vergeben, daß ich den gestäupten Leipziger Spectateur mit eingerücket: Wozu ich mir in dem neulichen Schreiben die Erlaubniß ausgebethen hatte.

HochEdler, Hochgeschätzter Hr. Prof.

Herr Teubner wird E. HE. ein Exemplar des Tractätgens von der Natur des Geschmackes übergeben haben. Ich wünschete, daß ich für so viele artige mir überschickte sachen mit etwas tüchtigern hingegen aufwarten könnte. Den Anlaß zu diesem Werckgen gab das Vorhaben alle Theile der Wohlredenheit nach den verschiedenen Kräfften der Seele, auf welchen sie beruhet, zu durchgehen. Eine solche Arbeit wäre allerdings vergeblich, wenn das schöne nur geschmecket und nicht erkennet würde. Dieses Vorhaben ist seither gantz ins stecken gerathen, nachdem ich nebst meinem Mitarbeiter dem Hn. Profess. Breitinger in hundert andere Geschäffte verwickelt worden, welche uns des stillen und müssigen lebens beraubet haben, wovon die Anklage des falschen Geschmacks und das Werckgen von dem Einfluß der Einbildungskraft etc. entsprungen sind. Die Haupt-Wahrheiten, so in diesen Plan gehören, sind zwar würcklich erfunden, und in ein kurtzes Systema verfasset, aber zu der critischen Ausführung wird mehr Zeit erfodert, als wir übrig haben.

Der H. Füßlein, der nicht müde wird, die Höflichkeit zu rühmen, welche er von E. HE. und Dero geschickten Frau liebsten empfangen hat, hat ein Exemplar von seinen Nachrichten über die Josephischen Übersetzungen beygeleget, er wünschet, daß die Kenner beyder Sprachen den von ihm angewendeten Fleiß nicht vor überall unglücklich ansehen.

Daß die Critische Untersuchung des Gedichtes von August unterdrücket wird, ist mir mehr lieb als leid um Hn. Königs willen, den ich allezeit als einen der grösten ietztlebenden poeten hochschätze, und dessen Zärtlichkeit in dem punct des poetischen Nachruhmes mir aus unangenehmen Proben schon bekannt ist. Der unbekannte Verfasser davon mag sie selbst bekannt machen, wenn ers gut findet.

Ich war willens, dem Hn. Verfasser dasiger gelehrten Zeitungen, welchem auch ein Exemplar des geschmackes und der Nachrichten habe zustellen lassen, einige Zeilen deßwegen zuzuschreiben, weil es mir dießmahls an der Zeit gebricht, so nehme die Freyheit E. HE. zu bitten, daß Sie ihm in meinem Nahmen ein höfliches Compliment machen.

E. HE. haben dem gestäupten Leipziger Diogenes mehr Ehre angethan, als er verdienete; das war eine unzeitige geburt, welche von den Verfassern weggeworfen und ihrem eigenen Stern überlassen worden.

Ich verbleibe mit beständiger Hochachtung

E. HE.
gehorsamst und ergebenster
Zürich d. 6. Sept. 1736. Joh. Jac. Bodmer.

Hochedler und Hochgelahrter,
insonders Hochgeschätzter Herr Professor,

Dero wehrteste Zuschrift vom vierten Januar[1]) giebet mir durch so viele höffliche Ausdrücke neue Proben von Deroselben hochgeschätzten Freundschaft. Wiewohl mir nun diese an sich selbst überaus schätzbar ist, so wird sie mir doch dadurch noch schätzbarer gemachet, daß sie mir die Freundschaft und Wohlwollen vieler munterer Köpfe von Deroselben bekantschaft zuwege bringet. Das postscriptum ihres Schreibens scheinet mir zu sagen, daß ich unter diejenigen, die mich ihrer Freundschaft würdigen, die berühmte Deutsche Gesellschaft mitzehlen dörffe. Da ich mir nun keiner Verdienste bewußt bin, welche mir die gewogenheit so geschikter Männer hätte zuwege bringen können, und vielmehr in denen Schriften, welche mir den Beyfall derselben haben erhalten sollen, so viele unvollkommenheit wahrnehme, daß ich wünschete, dieselben biß zu mehrerer Zeitigung zurücke behalten zu haben; So muß ich daher abnehmen, daß ich solchen meistentheils dem Vorwort E. HE. zu dancken habe. Ich werde es vor ein Werck eben Deroselben anzusehen haben, wenn E. HE. verfügen wollen, daß ich mit obgedachter ruhmwürdiger Gesellschaft auf eine nähere Art verbunden werde.

Da ich dieses durch Einschluß zu übersenden gedencke, darff ichs nicht weitläuftiger machen. Ich schließe mit der Versicherung, daß ich mit aller Hochschätzung verbleibe

E. HE.
Meines Hochgeschätzten Herren Professoris
ergebenster Diener
Zürich den 5. Martius 1737. Joh. Jac. Bodmer.

1) Fehlt unter den in Zürich aufbewahrten Briefen Gottscheds an Bodmer.

HochEdelgebohrner,

Hochgeschätztester, Hochgelahrter Herr.

Ich zweifele nicht, Dieselben werden mein letzteres wohl empfangen haben; da iezo Hr. Conrad Orell, mein naher Anverwandter auf dasige Messe gehet, habe nicht umhin gehen können, ihm diese wenigen Zeilen an E. HE. mitzugeben, damit ich mich durch Ihn des Zustandes Ihrer Gesundheit und Wohlergehens Dero wehrtesten Hauses erkundigte; sie werden mir vieles Vergnügen verursachen, wenn Dieselben mich bey der Rükreise besagten Herrn Orellen mit Ihren Befehlen beehren werden; derselbe wird Ihnen übrigen von Mund zu sagen wissen, was ich hier mit wenigen nicht ausdrücken könte, wie ich mit ausnehmender Hochschätzung verbleibe E. HE. Meines hochgeschätztesten Herren gehorsamst-Ergebenster Diener

Zürich den 8. April 1737. Johann Jacob Bodmer.

Hochedler und Hochgelahrter

insonders hochzuehrender Herr Professor

hochgeschätzter Gönner.

Ich bin E. H. die Antwort auf ein paar angenehme Briefe schuldig, weil H. Orell, der mir von seiner Abreise Nachricht zu geben versprochen, nicht Wort gehalten. Da sich indessen itzo eine so bequeme Gelegenheit äußert, Dieselben schriftl. meiner Ergebenheit zu versichern: So kan ich dieselbe unmöglich vorüber lassen, ohne E. H. meine und der Deutschen Gesellschaft besondre Hochachtung zu verstehen zu geben. Denn nachdem mir Dieselben in Dero letztern geehrten Schreiben durch ein höfliches Compliment zu verstehen gegeben, daß mein neulicher Antrag Denenselben nicht misfallen hätte: So habe ich solches der sämmtlichen Gesellschaft neulich in einer zahlreichen Versammlung zu verstehen gegeben. Diese sah nun solches mit Vergnügen als eine Erlaubniß an, einen so gelehrten, Deutschliebenden und berühmten Mann unter die Zahl ihrer Freunde, Gehülfen und Mitglieder aufzunehmen. Dieses geschah nun mit einhälligen Stimmen, und ich habe hiermit die Ehre solches E. H. vorläufig zu berichten, bis die förmliche Erklärungsschrift von unserm Präsidenten unterschrieben seyn wird. Ich erfreue mich über diesen neuen Gewinst unsrer Gesellschaft um soviel mehr, je mehr ich allezeit die besondre Critische Einsicht E. H. hochgeschätzet habe. Zu gleicher Zeit bitte ich mir von Denenselben bey Gelegenheit einigen Beytrag zu unsrer critischen Monatschrift aus: In der vollkommenen Versicherung, daß dergleichen Aufsätze von einer so geschickten Feder unsrem Werke viel Ansehn und Stärke ertheilen werden.

Nebst E. H. ist noch ein geschickter Doctor der Arzneykunst aus Schlesien zum Mitgliede aufgenommen worden, von dem ich beyliegendes Gedichte beylege. Daß H. D. Haller neulich auch zum Mitgliede aufgenommen worden, wird E. H. ohne Zweifel schon bekannt seyn, und wir hoffen, daß unsre bevorstehende neue Sammlung von eigenen Schriften und Übersetzungen mit den Schriften solcher Meister nicht wenig prangen wird.

Nach gehorsamster Empfehlung von den sämmtlichen Mitgliedern unsrer Gesellschaft, habe ich die Ehre mit besondrer Hochachtung zu seyn

Leipzig d 23 Jun. 1737. E. H Meines hochgeschätzten Gönners gehorsamster und verbundenster Diener

Gottsched.

HochEdler, Hochgelahrter Hr. Professor
Insonders hochgeschätzter Hr. und vornehmer Gönner.

Sie mögen mir wohl glauben, daß ich die Nachricht von meiner Aufnahme in die gelahrte Deutsche Gesellschaft in ihrem geehrtesten vom 23.sten Juni mit empfindlichem Vergnügen gelesen habe, ich erkenne auch meine Schuldigkeit bey besagter l. Gesellschaft mit einem ehrerbiethigen Danck=Schreiben einzukommen, und werde solches nicht unterlassen, wenn erst die förmliche Erklärungs=Schrift von dem Herren Präsidenten wird eingelanget seyn. Inzwischen bitte E. HE. solches in meinem Nahmen vorläuftig auf das nachdrücklichste zu bezeugen. Mithin bin ich besorget, wie ich dem gütigen Urtheil, das E. HE. nebst ihren hochgeschätztesten H. Gesellschaftern dadurch öffentlich von mir abgeleget haben, ein genügen thun könne.

Hiesiger Hr. Profess. Breitinger arbeitet an einem weitleuftigen Wercke von den Quellen des Ergetzens in poetischen Schriften, er hat ungefehr zween Drittel davon vollendet, es wird im gedrukten wenigst 40 bogen ausmachen. Da er mein vertrautester Freund ist, pfleget er mir seine Arbeit von stück zu stück vorzulesen, so wie sie nach und nach anwächset; wobey wir Anlas nehmen, uns über viele stücke genau und ausführlich gegen einander zu erklären. Daneben erlaubet er mir seinem Werck einige Aufsäze von meiner Arbeit beyzufügen. Ich hoffe daß ich E. HE. auf künftige Ostermesse die summarien von jedem Capitel nebst den ersten Bogen des Werckes gedruket werde überschiken können. Ohne Zweifel wird dieses Werck viele Materien auf das Topet stellen, worüber dieselben auch dero gedancken in einer neuen Auflage der Critischen Dichtkunst zu entdecken gelegenheit haben werden.

Ich bin gesonnen vornehmlich eine ausführliche Widerlegung der Anklagen, welche von Le Magny, Voltaire und andren gegen Miltons Paradis gemachet worden, beydrucken zu lassen; auch soll Hrn. Heiniken auf etliche Säze, die er in seinem Longin behaupten will, geantwortet werden. Ich wünsche, daß die Deutsche Gesellschaft, welche ich noch nicht unsere heißen darf, etwas darinn finden möge, welches ihre Wahl meiner person bey der Critischen Welt einiger maßen rechtfertigen mag. Ich bitte meine gehorsame Empfehlung an die sämtlichen Mitglieder derselben und verbleibe mit gebührender Hochachtung

E. H E. meines Hochgeschätzten Hrn. und Göners

gehorsamst-Ergebenster Diener

[O. O. u. J. — December 1737.] Joh. Jac. Bodmer.

Hochedler Herr.

Wiewohl ich ohne Antwort von E. HE. bin, zweifle ich doch nicht, daß sie nicht mein Schreiben vom December vergangenen Jahres wohl werden bekommen haben; ich hatte damahls gehoffet, Ihnen auf diese bevorstehnde Leipziger Oster-Messe den Inhalt der Bücher und Capitel des poetisch-Critischen Werckes von den Quellen des Ergetzens in poetischen Schriften überschiken zu können, alleine es ist nicht möglich gewesen; theils weil der Verfasser diese Arbeit wegen andrer Geschäfte allzu oft hat unterbrechen müssen, theils weil die Arbeit weitläuftiger geworden, als man sich anfänglich vorgestellet hatte. Ich glaube inzwischen, daß das Publicum durch diesen Verzug mehr gewinnen, als verliehren werde. Der geschikte Freund, der das Vergnügen haben wird, E. HE. diese Zeilen zu übergeben, wird ihnen weitere Nachrichten davon mittheilen können. Mir bleibet nichts übrig, als mich Denselben in Dero fortwährende Freundschaft und Gewogenheit zu empfehlen, als

E. HE.

Ergebenster Diener

Zürich den 1. Mertz 1738. Johann Jacob Bodmer.

P. S. Ich wünschte sehr durch ihre Vermittelung des Hrn. Wernike, ehmahligen dänischen Residenten, poetischen Versuch in einem Helden- und Schäfer-Gedichte zur Hand zu bringen; desgleichen wäre mir mit einigen Nachrichten zu einer Historie der Critik der deutschen Redner und Poeten trefflich wohl gedienet.

Hochedler und Hochgelahrter,
insonders hochzuehrender Herr Professor,
sehr werther Gönner,

Wenn ich bisher in meinen Antworten saumselig geschienen, so bitte ich dieses keiner strafbaren Nachläßigkeit, oder Geringschätzung so werther Zuschriften, sondern der Begierde zuzuschreiben, womit ich immer gewünscht habe die beygehende Versicherungsschrift von unsrer D. Gesellschaft mitzusenden. Es war dieselbe schon im vorigen Jahre nach Helmstädt zur Unterschrift gesandt worden; wir haben sie aber itzo allererst wieder zurücke bekommen. Daher habe ich denn itzo das Vergnügen und die Ehre selbige als ein Zeugniß des Beyfalls zu überschicken, den die critischen Schriften E. H. sich bey einer ziemlichen Anzahl von Kennern erworben haben. Ich statte dazu meinen erfreuten Glückwunsch ab in der gewissen Hoffnung, daß E. H. so geschickte als gründliche Feder künftig um soviel weniger ruhen werde, die Ausbreitung des guten Geschmackes, und die Aufnahme unsrer Muttersprache, wie auch der freyen Künste zu befördern.

Derjenige gelehrte Freund, den mir E. H. gütigst zugewiesen, ist mir seiner Belesenheit und Einsicht wegen überaus angenehm gewesen. Ich habe gehofft, daß er mir noch einmal die Ehre seines Besuchs gönnen würde: Allein es ist nicht geschehen; und ich muß fürchten, daß er schon davon gereiset. Ich kan versichern daß ich mir dergleichen scharffinnigen Umgang oft wünschen wollte. Wir haben viel von dem Milton, und von dem critischen Werke, darinn E. H. diesen Dichter rechtfertigen werden, gesprochen. Ich bin sehr begierig diese Vertheidigung zu sehen, und bin versichert, daß viele gleicher Meynung mit mir seyn werden. Wir haben den Pope mit seinen Erfindungen dagegen gehalten, sonderl. in dem lustigen Heldengedichte, so er die geraubte Haarlocke genannt hat. Wir waren beyde eins dieses Gedichte zu bewundern, und es sowohl dem Pulte des Boileau, als dem Hudibras des Buttlers vorzuziehen. Gleichwohl wünschten wir auch beyde daß E. H. sich die Mühe nicht dauren ließen dieses letztere Gedichte ganz zu verdeutschen. Es ist nicht zu hoffen, daß ein andrer Deutscher geschickter seyn werde diesen Poeten zu verdollmetschen, als eben Dieselben; und die itzigen Zeiten, da auch Religion und Philosophie wieder einander zu Felde liegen, könnte dieses Buch viel Nutzen haben.

Wir geben nächsten Sommer einen neuen Band von eigenen Schriften und Uebersetzungen unserer Gesellschaft heraus. Ich wäre wohl willens E. H. Charactere Deutscher Gedichte mit einzurücken, wenn Dieselben es bewilligten, daß Dero Namen davorgesetzt werden dörfte. Wollten Die-

selben auch irgend etwas ändern oder auslassen, oder verbessern; so könnte es dadurch geschehen. Solche kleine Stücke verlieren sich, wenn sie nicht in größere Sammlungen kommen. Hätten E. H. auch sonst noch etwas an Dero Euergeten zu ändern, so bitte ich mir solches in Zeiten aus. Denn auch dieses, und das Gedichte auf Dero verstorbenes Söhnchen werde ich mir zu Nutze machen. Ja ich ersuche Dieselben auch um einige kleine prosaische Aufsätze, die sich zu unsern Absichten schicken.

Dero Freund wird ein Exemplar von den Oden und Cantaten unsrer Gesellschaft, nebst einigen kleinen Schriften auf unsers Churprinzen Königl. Hoheit, überbringen, die E. H. zu gütiger Beurtheilung gewidmet sind. Ich höre H. D. Haller verbessert seine Gedichte, und will sie vermehrter ans Licht stellen. Ohne Zweifel werden sie in der Mundart etwas gelinder, zum Vorscheine kommen, und folglich mehr Beyfall erhalten als bisher. Man kan in unsern Gegenden über das Urtheil der Ohren schwerlich siegen, wenn man nicht über viel Vorurtheile weg ist. Die Zahl solcher Leser ist aber allemal sehr klein. Ein wohlklingendes Nichts findet also gemeiniglich mehr Beyfall, als ein rauhtönendes Or[iginal.]

Ich empfehle mich in fernere Gewogenheit und [Freund]schaft, und verharre mit aller Hochachtung und Aufrichtigkeit,

E. H.

Meines hochzuehrenden Herrn Professoris
und werthen Freundes
ergebenster und verbundenster
Diener
Leipzig d 9 May 1738. Gottsched.

Hochedler und Hochgelahrter
Insonders Hochzuehrender Herr Professor.

Da ich meine Aufnahme in die deutsche Gesellschaft als eine Würckung Dero persönlichen Wohlgewogenheit gegen mir ansehen muß, so habe ich desto mehr Ursache, mir angelegen seyn zu lassen, daß ich mich dieser Wahl würdig mache. Ich erwarte von der Kraft, welche das Exempel geschickter Vorgänger auf die Gemüther hat, da ein Geist den andren mit seinem Feuer anstecket, daß die Ansicht und Nachfolge der muntern Köpfe in besagter Gesellschaft dasjenige bey mir ersezen werde, was mir an Gaben des Geistes und an Fleiß abgehet. Mithin ersuche E. HE. derselben meine schuldige Danksagung für diesen mir auf so höfliche Art vergönneten Platz bey ihr, in den verbindlichsten Worten zu erklären und mein Unvermögen etwas zur Verbesserung des Geschmakes

ihren Absichten gemäß beyzutragen, mit der Begierde zu entschuldigen, die ich hierzu in mir empfinde.

Meine Vertheidigung des Miltonischen Paradieses ist zwar seit geraumer Zeit vollendet, weil sie aber so eingerichtet ist, daß sie gewisse Capitel in der Critischen Dichtkunst ausmachet, die hiesiger Professor Breitinger in Arbeit hat, so muß sie liegen bleiben, bis dieses Werck ausgearbeitet ist. Nun gehet es damit desto langsamer zu, weil dieser geschikte mann noch neulich den Plan von demselben in so weit geändert hat, daß ers in drey Theile eintheilen wird. Der erste soll eigentlich eine Critische Dichtkunst seyn, und von dem Wahrscheinlichen, der Fabel, dem Verwundersamen etc. handeln. Der andere wird von allen Arten der Beschreibungen, der dritte von den Gleichnissen auf das ausführlichste und aus dem Grund Unterricht geben. — Weil Ew. Hochedlen melden, daß sie gesonnen sind, den Charactern der deutschen Gedichte ꝛc. einen Platz in dem folgenden Bande der eigenen Schriften der Gesellschaft einzuräumen, so habe diese Stücke überlesen, und einige Sachen darinn geändert. Da ich aber wohl erkenne, daß sie einer weit mehrern Ausputzung vonnöthen haben, so werden dieselben mich verbinden, wenn sie in dieser Absicht einige Mühe darauf wenden wollen. Sie werden sehen, daß ich in vielen veränderten Stellen für die Befriedigung des Ohres gesorget habe. Ich hätte dieses noch an mehrern Orten gethan, wenn meine hartgewöhnten Ohren mich daran erinnert hätten. Ich wollte gerne eine solche Verbesserung mit der Übersetzung des Verlustes des paradieses vornehmen, worinn ich selbst viele rauhthönende Wörter und Wortfügungen erblike, alleine die Mühe der Arbeit schrecket mich davon ab und zum theil auch der Zweifel, der noch in ansehn vieler übrig bleibet, da einige lehren, daß sie weh in den Ohren thun, andere behaupten wollen, daß sie sanft flissen. Wenn ich unter andern betrachte, was für einen unterschied selbst benachbarte Nationen in dem Wohl- oder Übelklang ihrer eigenen und anderer Mundarten finden, da den Italiänern die französische, den Franzosen die Englische, den Engelländern die deutsche, den Sachsen die fränkische als hart und rauh vorkommen, so muß ich gedenken daß die Werkzeuge der Ohren bey diesen verschiedenen Nationen gantz verschiedene Faltungen und Biegungen gewonnen haben, welches macht, daß jede die Mundart, an welche sie gewöhnet ist, für die sanfteste hält. Zu entscheiden, welche ihre fibras ꝛc. die zu dem gehöre dienen, in der ersten und natürlichsten Conformation behalten habe, würde schwer fallen, wohl wird jede Nation sich selber dessen rühmen, wiewohl es keine anderst, als mit dem urtheil ihrer eigenen Ohren wird beweisen wollen. Wenn nun das Ohr fähig ist, unendlich verschiedene Faltungen an sich zu nehmen, wie ungleich und

wie verändert muß sein Urtheil von dem harten und sanften seyn! Also ist man nicht sicher, daß das meißnische Ohr lange in der jezigen Conformation bleiben werde, folglich auch nicht, daß es noch lange bey seinem dißmahligen urteil von dem wohlklingenden verharren werde. Dieses ist fürwahr für einen Scribenten, der für das gegenwärtige Ohr wohlklingend schreibet, verdrüßlich zu gedenken. Ich wünschte dennoch daß ein geschikter mann sich die müh nehmen wollte, denen Ohre zum besten dgl. Verbesserung mit dem verlohrnen paradiß zu unternehmen. Ich erinnere mich hier daß der Titel Miltons verlust des paradises getadelt worden, weil er zu verstehen gebe, daß Milton das paradiß verloren habe. Mich dünkt dennoch daß dgl. kleine zwydeutigkeiten zu dulden sind, wo auch der kleinste verstand sich vor Betrug in acht zu nehmen weiß. Ich sage Boileaus Pult, Popes Haarlocke, Tassoni Siegel, Brocksen Kindermord, wer wird sich aber so übel betriegen und diese Sachen für dieser poeten pult, Haar, Siegel und Kinder ansehen?

Ich überlasse Ew. HochEdl. in den Charactern die sechs Zeilen, darinn ich ihrer Muse Meldung thu,

> Mit ihnen in begleit seh ich auch Gottsched gehen,
> Der mir nicht kleiner daucht, und nicht darf schamroth stehen,
> Wenn er zu ihnen kömmt u. s. f.

nach der Zeile auf dem neunzehnten Blatte

> Mit bleiern Armen auf. Nun stockt sich sein Gesang

beyzusetzen.

Bl. 26. zweifele ich ob die Nahmen Eck, Wilckens, Richey, Zell, der Hoffnung, die da von ihnen erwecket wird, ein genügen thun werden. Wären mir andere von einer gründlichern Hoffnung bekannt gewesen, so hätte ich jene ausgelöschet. — Ich weiß nicht, ob E. HE. nicht nothwendig finden mögten, vor dem Gedichte, die Trauer eines Vaters betitelt, zu erinnern, daß es eine Klagschrift, und nicht ein Trostgedicht ist, daher darinn nur die Leidenschaft so vorgestellet worden, wie es dieselbe mit sich gebracht.

Weil dieselben es erlauben, dörfte wohl mit nächster Gelegenheit einige prosaische Aufsätze zu ihrer Beurtheilung übersenden. Für das Exemplar der Oden 2c. bin sehr verbunden. Ich empfehle mich in derselben und der gelehrten Gesellschaft freundschaft und gewogenheit und verharre mit aller hochachtung

E. HE. Meines Hochzuehrenden Hn. Professoris

Zürich den 30. Julius 1738.

ergebenster und verbundenster Diener

Bodmer.

Hochedler

Hochgeschätzter Herr Professor.

Wiewohl ich durch einen jungen Herren von Berlin, der im vergangenen Winter hier durchgereiset, schon etliche Stücke von dem Inhalt der Abhandlung von den Gleichnissen an meinen hochgeschätzten Herren übersandt, so habe doch bey gelegenheit dieser Ostermesse noch etliche überschicken wollen, weil ich nicht versichert bin, daß die erstern sicher überbracht worden. Ich hätte zugleich etwas in prosaischer Rede von meiner Arbeit für die deutsche Gesellschaft hinzugeleget, wenn mich nicht hundert kleine Geschäfte an dessen Ausarbeitung gehindert hätten. In der benachbarten Stadt Bern hat sich eine gesellschaft von gar guten köpfen, unter dem Titel einer deutschen gesellschaft, formirt, von der man künftig etwas rechtschaffenes hoffen kan. Ich verbleibe mit beständiger hochachtung E. HE. meines hochgeschätzten Herrn professors gehorsamst ergebener

Johann Jacob Bodmer.

Zürich den 1. April 1739.

P.S. Diesen Augenblick kömmt mir ein Prob-Bogen meiner Schutzschrift für das verlohrne Paradiß, welchen ich aus mangel wichtigerer Neuigkeiten habe beylegen wollen.

Hochedler und Hochgelahrter

insonders hochzuehrender Herr Professor

sehr werther Gönner.

Dero Schreiben und die jedesmal beygelegten Sachen sind mir zwar allezeit richtig bestellet worden; es ist mir aber wegen des in dem verflossenen Winter geführten Academischen Rectorates nicht eher möglich gewesen, mich dafür zu bedanken, als anitzo. Ich bin indessen für die Fortsetzung einer mir so werthen Freundschaft, E. H. von Herzen verbunden, und werde meinestheils nichts unterlassen, wodurch dieselbe unterhalten werden kann. Die Charactere der Deutschen Gedichte, sind nach den eingesandten Verbesserungen in dem XX St. der Crit. Beyträge eingerücket worden; und die übrigen Verbesserungen andrer Gedichte habe ich dem itzigen Secr. der Deutschen Gesellschaft übergeben um sich derselben zu bedienen. Seit dem ich die Aufsicht über diese Gesellschaft, als eine Last, die bey ihrer Beschwerde keinen Dank sondern Haß und Verdruß nach sich zog, niedergelegt habe, weis ich nicht mehr was darinn vorgeht. Die Beyträge aber, als mein eigen Werk, werde ich fortsetzen. In wenigen Wochen wird das XXI Stücke fertig seyn.

Für die Anfangsbogen sowohl von der Vertheidigung Miltons, als des Tractats von den Gleichnissen bin ich gleichfalls sehr verbunden; zumal da ich aus beyden viel Gutes zu Beförderung des guten Geschmackes

hoffe. Ich höre, daß in der Schweiz eine neue Ausgabe der Canitzischen Gedichte herausgekommen, die man hier gar nicht bekommen kann. Dörfte ich mir aber von E. H. eins, durch bequeme Gelegenheit, und wenn es auch auf die Michaelmesse erst wäre, ausbitten; so wäre ich bereit auf andre Art zu dienen. Daß ich mit einer Ausgabe von Opitzen schwanger gehe, das wird wohl bereits bekannt seyn. Wollten mir aber E. H. Dero Gutachten, was etwa zum Besten dieser Ausgabe gereichen könnte, ertheilen, so würden Sie mich sehr verbinden. In Dreßden hat jemand Popens Satiren über den Menschen zu übersetzen unternommen, und die etwas davon gesehen haben, loben das Werk. H. Hofr. Drollinger hat seinen Versuch über die Critick unterhänden. Und von diesem hoffe ich nichts gemeines. Es scheint als wenn die Engländer die Franzosen bald aus Deutschland verjagen wollten. Es möchte immer seyn, wenn nur nicht eine eben so blinde Hochachtung gegen sie einreißt, als gegen die ersten bey allen unsern Hofleuten und großen Herrn herrschet.

E. H. werden es nicht übel nehmen, daß ich in Dero Charactern die Namen junger Poeten, die noch berühmt werden sollen, nicht in andre verwandelt, wie mir Dieselben erlaubet hatten, sondern einen allgemeinen Ausdruck dafür gesetzet. Es schien mir schwer die Besten zu treffen. An H. Brocks und König sind die ihnen zugedachten Blätter bestellet worden. In unsern Gel. Zeitungen sollen beyde Werke verkündiget werden, und in den Beyträgen auch. Ich verharre übrigens mit gebührender Hochachtung

E. H.
Meines hochzuehrenden Herrn Professoris
und werthen Gönners
ergebenster Diener
Gottsched.

Leipz. d II May 1739.

Hochedler hochgelahrter
Insonders Hochzuehrender Herr und wehrtester Freund.

Aus Ihrem wehrtesten vom 2ten Maji habe mit vielem Vergnügen erkannt, daß Sie in ihrer Freundschaft gegen mir fortfahren, wovon sie mir zugleich durch die beygelegten Sachen ein angenehmes Zeichen zugestellet haben. Die Character der deutschen Gedichte sind von E. HE. als von einem neuen Vater besorget worden, und ich zweifele nicht, daß nicht die an Sie übersandte Elegie, die Trauer eines Vaters betitelt, in eben so geschickte Hände werde gefallen seyn. Mithin bitte mir bey gelegenheit zu melden, ob nicht die Ursache daß sie den Vers

Bis sich die müden Füß' im Sternen-Estrich stellten

Bl. 628 in folgenden verändert haben:

Bis sie die müden Füß' im Sternenstriche stellten;

keine andere gewesen sey, als weil das Wort Estrich in Sachsen unbekannt oder ungewohnt ist. Wenn sonst das Wort Estrich so viel heißt als das französische Pavé, so dünkt mich nicht übel gesagt: die Füße haben sich endlich auf dem Sternen Estrich, das ist, auf dem gestirnten Boden gestellet. Hingegen scheinet etwas hart: die Flügel haben die Füsse im Sternenstriche gestellt. Allein ich unterwerfe dieses Ihrem Ausspruch. Bl. 656 sind ein paar Drukfehler eingeschlichen. Die vierte Zeile soll heissen: Die längst dem Meere hin und auf den Inseln wohnen und die ein und zwanzigste Zeile: Denn deine Muse liebt Vielfältigkeit und Menge. Ich höre gerne, daß E. HE. mit einer Ausgabe von Opitz umgehen. Ein hiesiger Gelehrter hat sich schon eine geraume Zeit mit gleichmässigen gedanken getragen, und weil mir bekannt worden, wie er seine Ausgabe einzurichten gedenket, habe Ihnen solches ohne Anstand überschreiben wollen, damit sie sich darnach verhalten können. Denn es wird niemand verdriessen, wenn wir gleich auf einmahl zwo Ausgaben von Opitz, die beyde durch so geschickte Kenner besorget werden, bekommen sollten. Erstlich ist er gesonnen, die Übersezungen von den eigenen Wercken des Poeten zu sondern. Unter den eigenen Wercken findet er zwo Classen, oder Abtheilungen, die Lobgedichte und die Lehrgedichte. Die poetischen Wälder will er stehen lassen wie sie stehen, und denselben noch diejenigen kleinen Gedichte beygesellen, welche noch keinen Plaz haben. In einer jeden Classe will er den ersten Rang dem besten Stücke geben, es mag von geistlichem oder weltlichen Inhalt seyn. Vor einem jeden Gedichte will er eine Beurtheilung setzen, da er die Natur und den eigentlichen Character desselben untersuchet, bestimmet, die Absicht des Poeten anzeiget, und die absonderlichen Mittel aussezet, welche er zu Beföderung derselben angewendet hat; also daß er uns die ganze Kunst des Poeten vor Augen legen will. Vornehmlich will er anmercken, wie dem Poeten die Series seiner Erfindungen und gedanken nach und nach hat in den Sinn kommen müssen; ferner wird er entdecken, wo der poet etwa das Auge auf eine Stelle eines alten scribenten gerichtet hatte, und beides mit einander vergleichen. Er wird auch die Metaphoren, Tropen und andern lumina orationis, welche Opitz so geschickt aus der Römischen Sprache in die Deutsche eingeführet hat, und die von seinen Nachfolgern so übel nachgeahmet, und von einigen Kunstrichtern gar verworfen worden, zu retten trachten. Ich sage nichts von den ächten Lesarten, die er aus den ersten und besten Ausgaben herstellen will; da z. E. in dem Gedicht an den Freyherrn von Burghausen in den meisten Ausgaben die 3. Zeile mangelt. Der Rythmus Teutonicus, Commentarius in Catonis Disticha, liber variarum lectionum, Sylvae carminum lat. serm. Memoria Opitiana, Elogia amicorum, die prosodie, sollen sämtlich weg-

bleiben, hingegen die Übersezungen in der Argenis und der Arcadia unter Opitzen übrige poetische Übersezungen gestellet werden. Des Poeten Leben gedenkt er von neuen aufzusezen. Er will nicht vergessen die Ursachen zu untersuchen, warum Opitz, der in seinem Leben, und etliche lustra nach seinem Tod, jedermanns Bewunderung auf sich gezogen, nachgehends so übel hintangesezet, und von weit schlechtern, ja von abgeschmackten Poeten verdrungen worden, bis er erst zu unsern Zeiten den ihm gehörigen Rang wieder bekommen hat, und da wird er einige unzeitige Urtheile, die wider ihn gefället worden, wiederlegen.

Es ist wahr, daß Canitz in dieser Stadt wieder aufgeleget worden, doch hat diese Ausgabe nichts besonderes, als die Eintheilung der Gedichte und die Vorrede, in welcher die Art derselben entdecket, und der Grund ihrer Annehmlichkeit angezeiget wird. Sonst hat der Ausgeber Königs Lesarten behalten, und auch seine historischen Anmerkungen, jedoch ganz abgekürzet, beydrucken lassen. Jezo ist er gesonnen, noch ein paar Bogen critische Anmerkungen hinzuzusezen, da unter andern die neuen Lesarten, die König hat, gegen die Lesarten der ersten Ausgaben erwogen werden sollen. Ich will mit erster gelegenheit mit diesem Werckgen aufwarten. Hier ist vor etlichen Wochen von einigen jungen Herren euer HE. Cato mit grosser Geschicklichkeit und jedermanns Beyfall aufgeführet worden. Mir würde ein großer Gefallen geschehen, wenn E. HE. jemand von ihren Untergebenen vermögen wollten, ein ausführliches Verzeichniß von allen denen moralischen Wochenschriften, die seit dem Patrioten nach der Art des Zusehers geschrieben worden, zusammenzutragen, da die Haupt-Absicht einer jeden, ihr Unterschied von den übrigen, der Character, den der Verfasser angenommen, die Zeit da er geschrieben, der Ort, die Anzahl seiner Blätter, der Beyfall, den er erhalten und dgl. ein wenig fleissig ausgesezet wären. Ich habe diese Nachrichten für einen Freund nöthig, der gesonnen ist, einen schweizerischen Zuseher herauszugeben. Wenn sie mir damit bedient seyn könnten, so dörfften sie die Schrift nur an Hn. Gleditsch übergeben, der mit Orell in Briefwechsel steht, und öfters Anlas hat, Packe an disen Buchhändler zu schicken; durch disen Canal wird mir alles richtig bestellet werden. Ich verharre übrigens mit vieler Hochachtung

E. HE.

Meines hochzuehrenden Herren und wehrtesten Freundes

Zürich d. 16. May 1739. gehorsamer und ergebenster Diener

Bodmer.

Hochedler Herr

Nach meiner Zurükkunft von den Appenzelerischen Bergen, wo ich um der Schotten-Cur willen einige Wochen inter semivirosque boves, semibovesque viros zugebracht habe, sagte mir H. prof. Breitinger, daß er durch eine gewisse gelegenheit sein Werck von den Gleichnissen an E. HE. überschickt habe, die letztern Bogen ausgenommen. Dise sende iezo den erstern nach, und zugleich ein vollständiges Exemplar für die Deutsche Gesellschaft, welches derselben nebst meinem höflichen Gruß zu übergeben bitte. Ich habe ferner ein Exemplar der Gedichte des Hn. Canitz von hiesiger Ausgabe für E. HE. beygeleget. Wie ich vernehme, wird dieses Werck in dasigen Buchläden schwerlich zu bekommen seyn, es wären denn Exemplare von Frankfurt dahin geführt worden, alldieweil dasige Buchhändler sich damit, als mit einem Nachdruk, nicht haben beladen wollen. Könten sie den Verleger mit jemand, der nicht so furchtsam wäre, bekannt machen, so würden sie ihm dadurch ein wichtigen Gefallen thun. Ich an meinem Ort verbleibe mit beständiger Hochachtung

E. HE.

gehorsamst-ergebenster Diener

Zürich d. 4.[1]) Jul. 1739. Joh. Jac. Bodmer.

Hochedler und Hochgelahrter
Insonders hochzuehrender Herr
sehr werther Freund,

Sowohl Dero geehrtes vom 16 May, als das vom 14[2]) Jul. ist mir wohl eingehändiget worden. Ich bin aber auf allerley Art gehindert worden eher als itzo zu antworten. Das erste hat mich hauptsächlich durch die Nachricht von der im Werke begriffenen opitzischen Auflage, das andre aber durch die letzten Bogen des Breitingerischen Werkes, und der Canitzischen Gedichte verbindlich gemacht. Doch ich will ordentlich gehen.

Daß E. H. mit dem Nachdrucke der Charactere bis auf einige wenige Stellen zufrieden sind, ist mir sehr lieb. Was aber das Wort Estrich betrifft, so ist es mir sehr wohl bekannt, auch in Niedersachsen und Preußen ganz gewöhnlich. Allein hier in Meißen will man es theils für unbekannt, theils für niedrig halten; weil man dergleichen nur in schlechten Bauerhütten antrifft. Darum habe ich es geändert. Ein Estrich

1) So!
2) So!

heißt auch hier nicht ein jedes Pavé, sondern nur ein solches, das von Thone geschlagen, und ganz glatt geebnet worden, als ob es ein großer Stein aus einem Stücke wäre. Und ein Estrich von Stein oder Holz, das würde ein Sideroxylon scheinen. Pavé heißt hier ein Fußboden, oder Boden schlechtweg. Die beyden Druckfehler sind mir leid, und sollen mit unter die künftigen Verbesserungen kommen.

Der dasige Gelehrte der Opitzen herausgeben will, wird ohne Zweifel H. Breitinger seyn, oder H. Prof. Bodmer selbst. Die ausführl. Nachricht von Einrichtung dieser Ausgabe überredet mich davon. Allein das gestehe ich, daß ich mir eine so weitläuftige Mühe mit Opitzens Werken nicht gemacht haben würde, als ich höre, daß man sich in Zürich machen will. Zwar was das 1. nemlich die Absonderung der eigenen Schriften von den Uebersetzungen anlangt, so war dieses mein Vorsatz auch; nur, daß ich die geistlichen Sachen von den weltlichen absondern und die prosaischen beyder Sprachen, von allen poetischen auch noch in einen besondern Theil versparen wollte: Denn ich war willens, nichts, was wir von ihm haben, weg zu lassen; damit man keinen Vorwandt hätte die letzte Ausgabe von 1690 der itzigen vorzuziehen. In dem 1. Bande dachte ich die Lehrgedichte, nach ihrem Range voran, hernach die Lobgedichte auf den Kaiser, König Wladisla, p. sodann die poetischen Briefe an Zinkgräfen, Nüßlern p. hernach die Elegien, darauf die Oden, und endlich die Sinngedichte die er selbst gemacht, folgen zu lassen. In dem allen aber war ich willens die Poetischen Wälder, als ein verwirrtes Wesen nicht zu schonen, sondern alles in mein Systema umzuschmelzen. Im II. Bande dachte ich die Uebersetzungen weltlicher Gedichte, als die Antigone, die Trojanerinnen p. die Pibrackischen und Catonischen Sinngedichte pp. Heinsii Gedichte pp. zu werfen. In den III. Band dachte ich die geistl. Gedichte und Uebersetzungen zu bringen und in den IV. die prosaischen Sachen nach ihren Sprachen: Nemlich die Deutschen zuerst, und die Lateinischen zuletzt, dahin auch der Rythmus de S. Annone gekommen wäre. Ich schreibe dieses alles mit Bedacht, ob nicht vielleicht dieser mein Vorschlag noch bey dem dasigen Herausgeber, seiner natürlichen Einfalt wegen Beyfall finden möchte: Wo er nur nicht schon zu spät kömmt.

Allein was die übrigen gelehrten Zusätze anlangt, so gestehe ichs, daß ich mir so viele Mühe nicht genommen hätte, ob sie gleich zum Theil sehr nützlich werden kann. Die Schönheiten der Opitzischen Gedichte müssen einem jeden Verständigen ins Auge fallen, wenn er halbigt einigen Geschmack hat. Und man weis es aus der Erfahrung, daß die großen Noten über alte Scribenten, den Lesern nur die Scribenten selbst aus den Augen und Händen gebracht haben. Die Allwissenheit traut man auch

keinem Ausgeber fremder Gedichte zu, daß er es werde wissen können, wie der Poet auf diesen oder jenen Gedanken habe kommen können oder müssen; da er es oft selbst nicht weis, wie er darauf gekommen. Die Stellen aus alten Poeten die er nachgeahmet, oder übersetzet hat, sind für manchen Leser noch angenehmer. Das Leben des Poeten ist auch gut, wenn es nur nicht nach Art des Canitzischen oder Besserischen gemacht wird, welches letztere seinen Helden mehr zu beschimpfen als zu beehren geschickt ist. Ich habe mir verschiedenes dahin gehöriges gesammlet, welches ich, wenn es begehrt wird, beytragen kann. Auch sein Bild und Wappen wird aus den Beylagen zu brauchen seyn. Sollte aber die schweizerische Ausgabe zu groß und theuer werden, so stehe ich nicht dafür, daß sie nicht bey uns eben das Schicksal habe, was Canitz in der Schweiz gehabt: daß man nemlich den bloßen Text aufs sauberste abdrucke, und ihn desto mehr in die Hände junger Leute bringe. Solche critische Speculationen, wovon ich oben gedacht, gehören mehr in besondre Abhandlungen, und in critische Monatschriften, als in die Auflagen der Poeten. Zu dem so ist weder Homer, noch Virgil jemals auf die Art den Leuten angepriesen worden, und dennoch haben sie Beyfall gefunden. Doch ich sage dieses nicht, andre zu tadeln, oder etwas gutes zu stören. Der kleine Canitz hat mir auch wegen der neuen Eintheilung viel besser, als der hiesige gefallen. Es ist derselbe schon ganz aus der Nachfrage gekommen, würde auch vielleicht ganz vergessen werden, wenn die kleine Auflage hier verkaufet werden dörfte. Was die Königsche Lesart anlangt, so wäre es an manchen Stellen auch besser gewesen, wenn der Text nach der alten Art wieder wäre hergestellet worden; einige wenige glückliche Versetzungen in der Satire vom Hofleben ausgenommen, welche der sel. Prof. Krause allhier erfunden hat. Ueberhaupt haben wir diesem alles gute an der Königschen Ausgabe, und sonderlich das zu danken, daß der Poet nicht öfter und schlimmer gemishandelt worden; wovon ich oft ein lebendiger Zeuge gewesen. Ich muß abbrechen, und das übrige auf ein andermal sparen, damit ich nicht ein Buch zu schreiben scheinen möge. Ich bin mit aller Hochachtung

E. H. Meines sehr werthen Freundes
ergebenster Diener

Leipz. d 30 Oct. 1739. Gottsched.

P.S. Es ist hier wohl jemand, der viele Nachrichten von den wöchentlichen Sittenschriften gesammlet hat; der aber auch selbst die Ehre haben will, selbige ans Licht zu stellen. Es ist M. Schwabe, einer meiner gewesenen Lehrlinge.

Von Breitinger.

Ueberbringer dieses hat mich veranlasset, an Ew. HochwohlEdl. ein paar Zeilen Eigenhändig zu wagen, da ich sonst unter stiller Verehrung Dero Verdienste, wie um die ganze Gelehrsamkeit, so vornehmlich um die deutsche Beredsamkeit und Dicht-Kunst, die geschickte Feder und den Nahmen meines wehrten Freundes Herrn Prof. Bodmers gebraucht habe, einen beständigen Briefwechsel mit Ihnen zu unterhalten. Und da ich Ihnen letzthin von der Geburth meines Crit. Werkes von den Gleichnissen durch eben diesen verborgenen Canal die gewisse Zeitung einzusenden die Ehre gehabt habe; So habe ich mich nicht entbrechen können, den Anlaß zu ergreifen, und Ew. HochwohlEdl. das Werk selbst, welches bis auf 5 Bogen (die seiner Zeit nachfolgen werden) fertig ist, durch diesen Freund einhändigen zu lassen und solches Dero freymüthigen Beurtheilung vorzulegen. Ich habe erachtet, daß mich dieses zugleich berechtigen werde, Ew. HochwolEdl. diesen Freund Herrn Johannes Schad, der sich einige Zeit in Leipzig niederzulassen gedenket, bestens zu empfehlen und Sie angelegentlich zu bitten, Dero klugen Rath und gütige Beyhülfe Ihm in keiner Vorfallenheit zu versagen. Ich zweifle keineswegs Er werde Sich Dero Wolneigung auf alle Weise würdig zu machen befliessen, und dadurch nicht alleine die herausnehmende Freiheit genugsam entschuldigen, sondern auch meiner Empfehlung das beste gewicht und Nachdruck geben. In welcher Zuversicht ich E. HwhlE. der göttlichen Gnaden-Leitung erlasse, und die Ehre habe mich zu nennen

E. HwhlE. ganz ergebner Diener

den 1. Juni 1739. Prof. J. Jac. Breitinger.

P. S. Herr Professor Bodmer ist für einige Wochen in secessu und mit ihm Musae nostrae elegantiores.

An Breitinger.

Hochwohlehrwürdiger und Hochwohlgelahrter
insonders Hochzuehrender Herr,

Das durch den jungen Menschen mir übersandte Schreiben ist mir nebst dem beygelegten Buche richtig eingehändigt worden. Der große Fleiß der in dem letztern auf die Untersuchung eines einzigen poetischen Zieraths verwandt worden, nebst der Einsicht womit solches geschehen ist, verdient ohne Zweifel viel Aufmerksamkeit und Lob. Für den Beyfall und Tadel, dessen mich E. Hochwohlehrwürden wegen verschiedener Stellen aus meinen Gedichten werth geachtet, bin ich Denenselben verbunden, und werde mich bestreben des ersten immer würdiger zu werden. Es ist eine Ehre und ein Vergnügen für mich gewesen, auch ohne mein

Wissen mit einem so patriotisch gesinnten Manne in Briefwechsel zu stehen, und ich werde mir die Fortsetzung desselben, auch nach abgelegter Larwe ausbitten. Darf ich aber vorläufig etwas von dem Inhalte des critischen Werkes melden, so wird es nur in dem bestehen, was hier andre Kenner der Poesie davon sagen. Diese verwundern sich fast einhällig, daß H. Brockes und H. König, auch in den Augen E. Hochehrwürden, als eines so tiefsinnigen Kunstrichters für die größten Dichter Deutschlands gehalten werden: Da doch der erste hier nur bey andächtigen Matronen, unstudirten Bürgern und Landleuten; der letzte aber gar bey niemanden Beyfall findet. Sein August im Lager ist ihm zu Maculatur geworden, und in Leipzig, wo doch zu vermuthen war, daß er aus allerhand Ursachen am meisten abgehen würde, sind über 3 Exemplare nicht verkauft worden. Der H. Verfasser hat also auch aus diesem Grunde ein Bedenken tragen müssen, die angefangne Arbeit fortzusetzen, da er schon bey dem ersten Gesange sich in merklichen Schaden gestürzet; und sich noch kein Verleger finden wollen, der es auf seine Gefahr wagen wollen, die folgenden zu übernehmen. Doch was mich betrifft, so leugne ich es nicht, daß nicht der unangenehmen und rauhen Verse ungeachtet, womit er seine Sachen schreibt, hin und wieder poetische Schönheiten vorkommen sollten: Und ich hoffe, daß es ihm einmal, wie de la Motte und Perrault vom Chapelain geurtheilet, bey der Nachwelt gelingen kann, ein Homer der Deutschen zu heißen; wozu gewiß Eure Hochehrwürden durch Dero Lob den Grund legen werden; wie Addison den Milton den Engländern erträglich gemacht und in die Hände gebracht hat.

Der junge Mensch, der sich nur ein einzig mal bey mir sehen lassen, ist seit der Zeit nicht wiedergekommen, und ich habe ihm also mit nichts dienen können, welches mir leid ist. Er wollte eine Information haben; und diese konnte ich ihm so augenblicklich nicht schaffen: zu geschweigen daß seine Sprache hier ein großes Hinderniß gewesen seyn würde, wenn man ihn hätte anbringen wollen. Kann ich sonst angenehme Dienste erweisen, so soll es mir ein Vergnügen seyn. Beygehende Rede unterwerfe ich Dero geneigtem Urtheile, und verharre mit vieler Hochachtung

Eurer Hochwohlehrwürden
Meines hochzuehrenden Herrn
Dienstverbundenster
Diener

Leipzig d 30 Oct. 1739. Gottsched.

Aus Staatsschriften und Fürstenbriefen des 16. Jahrhunderts.

Von **R. Le Mang** in Dresden.

Durchblättert man die Akten und Briefe der Reformationszeit, liest man die Schreiben der Männer, welche auf die Entwickelung unserer Geschichte einen wichtigen und oft so entscheidenden Einfluß ausgeübt haben, sieht man, wie die Räte und Gesandten der Fürsten mit diesen und wie diese selbst untereinander brieflich verkehren, so fällt einem besonders dreierlei auf, das einem Leser dieses Jahrhunderts teils fremd, teils aber auch anheimelnd aus den alten Blättern entgegentritt. Das Erste ist die große, fast allgemeine Schwerfälligkeit und Ungeschicklichkeit. Man merkt es jetzt noch den Schreibern ordentlich an, daß ihnen das Abfassen eines Briefes eine Arbeit war. Mancher Fürst stand da nicht höher als heutzutage etwa ein alter Bauer in einem abgelegenen Dorfe oder ein Tagelöhner, der seit seiner längstverflossenen Schulzeit keine Feder mehr in der Hand gehabt hat. Die Schrift bei vielen war derart, daß sie oft selbst der Geheimschreiber nicht entziffern konnte; Christoph von Württemberg schrieb nicht „nit mit eigener Hand“, wie Steinhausen[1]) sagt, „dann ich wahrlich der federn nit so mächtig.“

Das Andere, was uns auffällt, ist das Vorherrschen des Kanzleistiles. Jeder Brief fängt mit bestimmten Wendungen an und schließt auch mit stehenden Formeln, ebenso enthält er eine Menge Phrasen und tautologischer Redensarten, um so dem Ideale der Kanzlei, alles möglichst umständlich auszudrücken, nahe zu kommen. Aber trotzdem tauchen — und das ist das Dritte, Anheimelnde — aus diesen Phrasen und mühsam eingelernten Ausdrücken, die so fremdartig dahersteIzen, gute deutsche Worte, volkstümliche Redensarten, Sprichwörter und treffende Bilder auf, in denen uns deutsche Biederkeit, deutscher Humor und deutsche Kernhaftigkeit entgegentreten, aus denen uns der Hauch einer gesunden Kraft, aus denen uns Lebenslust und Waldesduft entgegenweht. Mitten in einem Berichte über Religionsverhandlungen, in einer Denkschrift über das politische Verhältnis der einzelnen Staaten oder einem hochwichtigen, eigenhändigen Briefe eines deutschen Fürsten an einen anderen findet sich ein klares, treffendes Bild.

1) Steinhausen, Geschichte des deutschen Briefes. Berlin 1889. Dies Werk führe ich an, um darauf noch besonders hinzuweisen, sonst habe ich die Citate weggelassen, da sie doch nur störend wirken.

Zu jener Zeit, da die Tiere dem Menschen viel näher standen als jetzt, sei es nun als jagdbares Getier, sei es als Helfer und Hausgenossen, nahmen sie auch im Bilderschatze der Sprache einen größeren Platz ein.

Von der Jagd, von den reißenden Tieren des Waldes wurde daher manches Bild entlehnt. So giebt Erasmus von Könneritz, des Kurfürsten Moritz Gesandter beim Kaiser, sein Urteil über den Reichsrat und den Rat des Kaisers so ab: „aber weil der meiste Teil im Reichsrath und in des Kaisers Rath Pfaffen sind, so heulet ein Wolf wie der andere.“ Über einen Vergleichsentwurf und die etwaige Rückkehr der Bischöfe schreibt Philipp von Hessen an den Kurfürsten Johann Friedrich: „das mann aber denn Bischoven sovil sol einreumen, und also den wolffen die schafe bevehlenn, das ist warlich etwas unnd ein schwers.“ In einem anderen Schreiben sagt er: „man will die underthanen, so ein mahl zur religion pracht seinn, widerumb dem Wolf bevelhenn, das die religion eingezeunet werde.“ Kurfürst August sucht sich gegen den Vorwurf, daß er nach der Schlacht bei Sievershausen den Albrecht von Kulmbach durch sein Land habe ziehen lassen, mit dem Worte zu rechtfertigen: müssen bisweilen geduldet, daß uns ein Wolf durchs Land trabt. An Bucer, der sich bei dem Landgrafen Philipp für die Sickinge verwendete, schreibt dieser: darumb will es auch noth thun, das Ir mit euer vorbiet nit aus schafen wolff machet.“ Vom Markgrafen Hans von Küstrin, der vom Fürstenbunde zurückgetreten war, schreibt einer der vertrauten Räte an einen anderen: „sonderlich der markgraf Hans ist ein fuchs.“ Drastischer noch drückt sich Albrecht von Brandenburg-Kulmbach über die leeren Versprechungen des Kaisers aus: „so denken darnach die großen hern: wir haben dem narn das maul abermals mit einem schmalzigen erpieten voller gnaden aufgesperrt, und er meint nun, es habe in ein has geleckt.“ Den Kaiser Karl V. nennt Moritz einen schweren Vogel oder er schreibt an seinen Schwager, den Landgrafen Wilhelm von Hessen: „so ist raffzan (das war der Name für Karl) ein solcher fogel, der sich in 4 ader 5 maneten nit ausbeißen lest.“ Und Wilhelm von Hessen meint, auf den Gesundheitszustand und das Alter des Kaisers anspielend: „Raffenzan sei oder wird kein hagelgans (Birkhuhn), hab ziemliches alter auf sich.“ Auch Jagdausdrücke finden sich. Wenn man vielleicht zweifeln kann, ob das Wort hierher gehört, das Philipp von Hessen in einem Schreiben an seinen Kanzler betreffs der Ratschläge für den Herzog Christian von Holstein gebraucht, er sagt nämlich da, er solle ein Gutachten für den Herzog so aufstellen „das sein Lieb ein Loch behielte, dadurch sein Lieb hernachmals zu einer christlichen vollkommenen

Ordnung und enderung kommen mucht": so ist aber die Bezeichnung der Jägersprache entlehnt, mit welcher der Rheingraf Johann Philipp den Kurfürsten Moritz vor den ernestinischen Räten warnt: „welche dan den Raffzan itz gar ins loch schliffen wollen."

Von den Haustieren sind es besonders Pferd, Hund und Katze, die im Bilde Verwendung finden.

So ruft Philipp von Hessen seinem Schwiegersohne warnend zu: „Was aber Anthoni von Schonbergs handlung betrifft, dunket uns Er reite ein falsch pferdt." Von dem schon erwähnten Markgraf von Küstrin, der sich von den Fürsten getrennt hatte, schreibt Wilhelm von Hessen, es ärgere ihn, „daß Doktor Spies" — so hieß der Markgraf bei den Verbündeten — „also schimpflich aus dem geschirr gefallen sei." Vom französischen Könige sagt einer der Unterhändler, er werde die Fürsten nicht verlassen, „er wurde plessen und rappen vorspannen." Der Bischof von Naumburg sagt in einer Denkschrift an Moritz: es sei viel besser und ratsamer unsere Pferde an frembde zeume zu binden, dann zu gestatten, das er seine an die unseren binden mag. Als Moritz die Regierung seines Herzogtums antrat, gab ihm sein Schwiegervater eine Menge Verhaltungsmaßregeln. Vor allem solle er selbst auf die Räte und Finanzbeamten gut aufpassen; „dan es warlich, wie teglich auch zum teil In unserer selbst regierung befinden, dassals der knottel beim Hund zu halten sein." Wie der schmalkaldische Krieg drohte, meinte er, einen Grund, um die Protestanten anzugreifen, werde man schon finden: „Wenn man aber den Hund henken will, hat er leber gefressen." An Moritz schreibt er und der Kurfürst Johann Friedrich, der Kaiser gehe zuerst gegen die Fürsten, denn „wurde, wie die Fabel saget, die hunde zum theil von den hurden genohmen, so werde das Evangelium um so leichter unterdrückt werden können." Vom Könige von Frankreich, der die Verhandlungen verzögerte, heißt es, er wolle den Hund hinken lassen. In einem Briefe, in dem sie ihren Sohn vor den Räten Georgs von Sachsen warnt, die Moritz unter allerlei Versprechen auf ihre Seite ziehen wollten, schreibt Katharina von Sachsen: „das heißt, dem Kätzlein Brei ums Maul gestrichen." Sehr beweglich schildert Hans von Ponikau den Zustand seines Gutes, wo er sorgen müsse „daß die Katze nicht sein bestes Vieh sei", und Markgraf Hans von Küstrin verteidigt sich gegen den Vorwurf sich heimlich entfernt zu haben: „das wir aber one segen und abschied weg gezogen sein solten, wie die Katze von der böne, zeugt das werk an ime selbst ein anders." In einem seiner Briefe an Bucer berichtet der Landgraf Philipp über einen Mord, jedenfalls aus religiösem Hasse geschehen: „das der gute

Man Doktor Ludwig herter(!) daselbst Jemerlich erstochen worden, darnach nicht ein Han gekreet hatt." Auch der Sperling wird genannt in dem Berichte des sächsischen Gesandten Kram: „man will den sperling nicht aus der faust lassen." An den Kurfürsten selbst berichtet er über Versuche und Schritte, die er betreffs Magdeburg beim Kaiser unternommen habe und zu wiederholen gedenke und sagt dabei von Granvella: „Gehet der Bock recht an," d. h. geht er darauf ein. Von eben diesem Tiere nimmt Kurfürst Moritz selbst ein überaus treffendes Bild, wenn er von der plötzlichen, allgemeinen Fürstenerhebung spricht und sagt: „Wir wollen den bock recht an die Horner greifen."

Einen großen Raum in der Unterhaltung nahm in jenen Tagen das Spiel, vor allem das Kartenspiel ein. Auf den Reichstagen wurde viel und hoch gespiel. Konnte doch Bucer dem Landgrafen darüber einen Vorhalt machen und dieser sich verteidigen: „Wenn auch sonst niemants spielt, so können wir uns dasselbigen auch messigen, dann wir daß keynen gewinst sondern gemeynlich verlust haben." So kommt es auch, daß wir in den Briefen viele Wendungen vom Spiel hergenommen finden.

So schreibt Landgraf Philipp an Bucer über die Streitigkeiten zwischen Luther und Zwingli: und vernehmen nichts „unliebers, dan das Luter und die Züricher andere Leute mit Ins spiel ziehen und pringen wolten." An das beliebte Brettspiel denkt wohl Elisabeth von Rochlitz, wenn sie von Karlowitz sagt: er werde wieder ans bret kummen. Vom Würfelspiel nimmt der Landgraf ein Bild, indem er ausruft: „Greif dem vernunfftigen, weldtweysen verzagten ich darf nit wol mer sagen, Philippo (Melanchthon) in die würffel." Am meisten war aber das Kartenspiel gebräuchlich, es liefert daher auch die meisten Bilder. Albrecht von Kulmbach warnt den Kurfürsten Moritz vor den Franzosen: „ist sich wohl furzusehn, daß sich keiner in kein Spiel bereden lassen wol, er wiß dann den ausgang desselben fast gewiß." Moritzens Gesandter Franz Kram schreibt seinem Herrn: „Die Kais. Maj. solt ein gewiß Spiel nicht ungewiß machen." Wenn der König von Frankreich sich auf die Pläne der verbündeten Fürsten einläßt, sagt Albrecht von Kulmbach, „so hatte er ein halbgewunnen spil in der Hand." „Ich hab gut hoffnung zu unser Sach", schreibt Moritz an seinen Schwager nach Hessen, „allein wir lugen wol zu, das wir das spiel nit selber verterben," denn, wie er sich in einem anderen Briefe ausdrückt, „man die hendel wunderbarlich kartet." Ebenso warnen zwei hessische Räte den Kurfürsten Moritz, „dan kam Raffezan (Karl V.) vor uns uf, so sei das spil über die helft übersehn." Der Rheingraf Philipp, der als Unterhändler bei dem französischen König war, drängt zum Abschlusse des Bündnisses, „dan", so schreibt er

an den Hessen Hans von Heideck, „so im die kart ein mol in die hent gegeben, wirt viel er (eher) doppel zusetzen, dan das spil zergehen lassen," oder, wie er sich auch ausdrückt, „wirdet di kart einmal umgegeben und Hildebrand (König Heinrich II. von Frankreich) sehe, das am einsatz wolt mangeln, er wurde plessen und rappen vorspannen."

Auch das Bad, das ja bei unseren Vorfahren eine viel größere Rolle spielte, hat zu den Bildern der Sprache reichlich beigetragen. Eine gebräuchliche Redensart war, jemandem das Bad segnen, d. h. jemandes feindliches Vorhaben schnell zu nichte zumachen. Moritz braucht sie auch ein-einmal in anderer Bedeutung in einem Briefe an seine Gemahlin, die eine Badekur durchmachte, mit der Anspielung auf den lang gewünschten Erben. Als durch das Zögern Frankreichs die Lage für die verbündeten Fürsten schwierig wurde, schrieb Moritz an seinen Schwager: „ich sitz eben recht im bad" oder auch „ich sitz wust im bad." Von dem Unterhändler aber meint Moritz zu Wilhelm von Hessen: „er rat Ewer Lieb-den und mir in ein bat (!) das wir werden wider schwimmen noch watten konen." Von den Verhandlungen heißt es, das Bad für den Kaiser sei bereit, und der Rheingraf Philipp hegt Besorgnisse, „das der Raffezan dem bat entgee." Über die Gesinnung der katholischen Geistlichkeit drückt sich Markgraf Hans von Küstrin so aus: „Die Pfaffen wollten lieber, daß wir alle auf den köpfen ständen, und sie in unserem christenblute wie in einem lustigen wildbad bis an die ohren baden möchten." Auch die Bademägde kommen einmal vor. Moritz schreibt über die Schmähschriften, die von der Seite Johann Friedrichs gegen ihn ausgingen, daß er auf eine Antwort im gleichen Tone verzichte, denn solches „gehort mer alten weibern und bademeiden und dergleichen zu, die das schwert im maul führen".

Hier haben wir noch ein anderes Bild, vom Kriegswesen hergenommen. Natürlich mußte das bei den ewigen Fehden auch in der Sprache einen großen Raum einnehmen. An Spiel und Wette erinnert uns dabei der Ausdruck, den Moritz einmal braucht: „der erst streich soll fünf patzen wert sein." An seinen Schwiegervater, Georg von Sachsen, schreibt Philipp von Hessen: E. Lieb kann nicht laugkenen, das sich E. L. jegen die Luterische Seit und leer verbunden hat ußzureuten und da auch teglich jegen fecht." Derselbe Philipp schreibt an seine Räte nach Augsburg (1530): Wenn die Katholiken auf allem bestehen, „so solt Ir nit umb ein Haar weichen." Sehr hübsch ist auch das Bild, das er in einem Briefe an Melanchthon anwendet. „Nun wurd er wol wissen, daß Gott der Herr ein großen scharmutzel des vergangenen und dies jetzigen Jar under den grossen Potentaten gehalten hatte, den deren viel mit todte abgangen weren . . . Daß nun unser

Herr Gott so selzsam unter den großen Herrn rumort, glaubten wir daß es eine strafe Gottes sei, weil sie so tirannisch die armen Christen verfolgten." An Heinrich von Frankreich schreiben die verbündeten Fürsten: Sie würden ihn nicht verlassen, „dieweil S. M. mit dem keiser zu hantgriffen geraten." Der schon öfters erwähnte Gesandte Kram warnt den Kurfürsten Moritz, er solle sich betreffs der Rückgabe der geistlichen Güter nicht zu sehr einlassen, damit man nicht „E. Kf. G. (Ewer Kurfürstlich Gnaden) mit irem eignen schwert schlagen möcht." Kurfürst August von Sachsen schreibt an Karlowitz über einige tadelnde Bemerkungen: „man renne ihn scharf an." Der ewig streitlustige Albrecht von Kulmbach, der sich mit dem umwohnenden Pfaffen tief verfeindet hatte, berichtet demselben Fürsten: „sonsten stehen meine sachen, daß ich fur kain thor hinaus reythen darf."

Das Feuer, das bei der damaligen Bauweise der Städte so verheerend wirkte, spielte auch eine große Rolle. So schreibt Philipp von Hessen an den sächsischen Kurfürsten über den Abendsmahlsstreit: „Konnt nun E. L. diesen span hinlegen, unnd das wider angezundet feuer außleschenn, so theten E. L. ein groß nützlich wergk." Als es galt gegen den unruhigen Albrecht von Kulmbach vorzugehen, stellte Moritz von Sachsen dem Kaiser vor: es „ist zu vermuten, das aus einem kleinen feuer ein grosseres gezundet werde."

Vom Bauwesen nahm besonders Philipp von Hessen seine Bilder gern her. An einen zelotischen Geistlichen schreibt er: „Und haben viel leuthe sorg, das ever bauen mehr brechen dan uffbawen mocht." Über den schmalkaldischen Bund klagt er: „An diesen allem nun habt Ir zusehen unnd zu ermessen, wie baufellig dj ding Inn unnser verstentums stehen." Von Moritz sagt er einmal: Dieser „habe nicht gefeirett dem werk gut underbauung zu thun."

Vom Handel entlehnt man auch Ausdrücke und Wendungen. Sowohl der Kaiser als auch Philipp von Hessen sagen: „Der Markt wird den Kauf lerenn", ganz nach dem Gesetze von Nachfrage und Angebot. In einem ähnlichen Bilde hält Philipp seinem Schwiegervater in einem gereizten Briefe vor: „was ich hinwidder gethan hab nemen E. L. auch zu hertzen, wan wirs zugleich uff ein wage legen ich weiß nicht welchs das ander überwieget." Von einem, der gern für sich einen Vorteil haben will, schreibt der Rheingraf Ludwig Philipp, daß er „heftig zu seinem markt ziehen möcht."

Das Essen war für jene Zeiten eine wichtige Beschäftigung, auch waren die Fürsten der Küche meist schon räumlich näher, und der Duft aus ihr stieg wohl auch ins Arbeitszimmer des Schloßherrn. Wie deutlich zeigt uns das der Ausruf Philipps von Hessen beim Beginne des

schmalkaldischen Krieges: „Diesen Braten haben wir lang gerochen!“ die Katholiken, so meint er zu Bucer, würden eine Religionsvergleichung die ihnen nun schädlich sein könnte nicht zulassen, sondern „den praden schmecken.“ Im nämlichen Briefe spricht er sein Urteil über die Stellung seines Schwiegersohnes Moritz zu den Protestanten aus: „so halten wirs dafür es werd seiner liebten ein beinlein in mund geworffen sein, mit einem stifft vor Irem bruder Herzog August.“ Ferner meint er, die anderen protestantischen Stände sollten auch etwas thun, „das wir nit allein in der brue stecken.“ Über den Augsburger Religionsfrieden äußerte sich nach des sächsischen Gesandten Könneritz Bericht der König Ferdinand: „Es hat ein jeder Teil unserer Religion und die der anderen an dem Artikel (18) geflickt, dazu und davon gesetzt, und hätten also die Suppen gekocht, die hätten alsdann ihre Majestät austrinken müssen.“ Ähnlich sagt Philipp von Hessen einmal: „hierzu gehören viel koch die machen selten eyn gute Suppen.“ Die Stadt Nürnberg nennt Friedrich der Mittlere „ein grundsup alles bosen.“ Von der Küche hergenommen ist auch der Ausdruck, den Moritz seinem Schwager gegenüber braucht: „E. L. mogen mir glauben, das der Kaiser etwas reucht“, und ebenso: „Mein Diener weis von unser sach gar nicz, doch reucht er etwas.“ An seine Gemahlin schreibt er einmal: „und darfft wol leut, die mir hulffen kochen, auch wol sieden, bratten und raten, das ichs gut mach, ab aber eine solche speis wurd vor dich und die deynen, die du bey dir hast, wurd zu kochen sein; das wirst du am besten konen ausrechnen.“ Ein der Küchenstube verwandtes Bild wendet Kurfürst August an, wenn er schreibt: er müsse viel Brod backen, wenn er jedermann das Maul stopfen wolle.

In dieser Zeit, da die religiöse Frage alle Gemüter beherrschte, da Laien wie Philipp von Hessen und Georg von Sachsen in langen, gelehrten Briefen mit einander über das Evangelium stritten, da die Bibel dem Volk zum ersten Male zugänglich gemacht wurde, in dieser Zeit mußten natürlich religiöse Gedanken und bei den Protestanten vor allen biblische Wendungen auch im vertrauten Briefverkehr wie in Staatsschriften sich zahlreich finden.

An ihnen mangelt es auch nicht. Vor allem fürstliche Frauen, die meist eine höhere Bildung hatten als die Männer, wenden sie gern an. So schreibt Katharina von Sachsen, als sie ihrem Sohne Moritz ihren Leibarzt schickt: „Er wird dir mit göttlicher Hilfe helfen, so du ihm folgen willst, daß ich hoffe, daß du thun wirst, denn ein gut Regiment ist besser den alle Kasteiung.“ Nach der Heirat, zu der Moritz ja gegen den Willen seiner Eltern geschritten war, sagt sie ihm, daß er

seinem Vater sehr betrübt habe, und wie zu besorgen dadurch In die gruben unter die Erde brengen wurdet. Landgraf Philipp wirft dem Herzoge Georg vor, seine Prediger hätten unter Hinweis auf Luthers Lehre gesagt: „di Axt ist schonn an den baum gehauen er wirdet balde umfallen." In seinem Briefe an die Landgräfin Elisabeth von Rochlitz bedient sich auch Moritz der biblischen Wendung, daß „der baum von den Fruchten mit der zeit je lenger, je mehr erkent werde." Besonders der Teufel hatte es den Leuten angethan. Katharina warnt Moritz, denn „der Teufel sucht jetzt seltsame Wege." Philipp von Hessen hat sich geweigert, sein Kind „lateinisch tauffen" zu lassen „und des Teuffels Salbe, wie man sonst nennet Cresam, mit schmeren." Er rät seinem Schwiegersohne Moritz zur Vorsicht beim Regierungsantritte „derwegen so prauch E. L. allewege raths und gehe nichts ein, es mach auch Anthonius von Schönberg gleich teuffel oder teuffelin daraus." Wie die Verhandlungen unter den Fürsten nicht vorwärts gingen, berichten die hessischen Räte ihrem Herrn: „der Teufel hat, wo er gekonnt oder gemöcht, sein hinderung nit allein, sondern wol tausendfaltig ingeworfen." Moritz aber und der Kreis um Moritz citieren den schwarzen Herrn sehr gern. An seine Gemahlin schreibt er: „Ich bit auch, du wollest alle von meinetwegen grußen, die mir guts gunnen; die andern aber, die des Gemuts nit sein, die sol der zotigete tufel nemen." Seinem Schwager sagt er: „Ich hab nit sorg, daß der Teufel so schwarz als man in mocht" (ihn macht), und seinem Bruder kurz vor der Entscheidung: „Ich denk aber mir werden ausfaren wie der teufel, das lest allemal ein geschrei hinter sich." Wie oft ihn der wilde Markgraf Albrecht im Munde führte, zeigt uns ein Brief an Herzog August von Sachsen, wo es heißt: „die Spanier ligen nuhn umb Anspach herumb — ich darf gohn Neustadt nith, der teufl mocht sie mit mir holen," und von einem Pfaffen: ich darft in wol zum teufl zaigen — so muß ich patientia sagen."

Gern wurden auch Sprichwörter angeführt, unter denen wir manches bekannte finden, aber auch manches verschollene und doch so schlagende Wort. In seinem Gesandtschaftsbericht schreibt Franz Kram an Kurfürst Moritz, er solle „wie man sagt schmieden, dieweil das eißen heiß ist." Andere derartige Worte, die wir teilweise schon getroffen haben, sind: „Viele Köche kochen selten eine gute Suppe." „Einen leffel ufheben und ein Schussel zerbrechen." Wenn man den Hund henken will, hat er Leder gefressen" (Philipp von Hessen). „Wenn ein ding bis ufs schreiben verglichen, so ist es erst halp gefertigt." (Wilhelm von Schacht an Kurfürst Moritz). „Wer

sich gern furchten will, der furcht sich." „Es drückt keinen der schuh, dan der in an hat." (Moritz von Sachsen).

Besonders häufig finden wir aber in den Briefen und Aktenstücken jener Zeit die sogenannten volkstümlichen Redensarten und Ausdrücke, die mit einem kurzen, oft derben Worte das Kind beim rechten Namen nennen und uns den Brief so lebendig und anschaulich wie ein gesprochenes Wort werden lassen.

Das verstanden auch die Fürstinnen sehr gut — um die Damen vorangehen zu lassen. So beklagt sich Elisabeth von Rochlitz über Herzog Heinrich und dessen Gemahlin, indem sie sagt: „das seyn heylige leut dey dunt neymen nischt gutz." Ebenso braucht Katharina von Sachsen gern Volksausdrücke. An ihren Sohn schreibt sie: „Ich befehle dich und dein liebes Gespons." Kräftig sagt sie einer Mutter ihre Meinung, der sie ihre ungeratene Tochter wieder zuschickt: „Sie hat ein erlogen, unverschämt Maul," „hat sich gegen die Edelleute viel Ungeberden erlaubt, auf Narrenart die Zunge herausgesteckt."

Erasmus von Könneritz berichtet an den Kurfürsten Moritz vom Kaiserhofe: „die Spanier wollten ihren Herrn gern noch mehr erhöht sehen, was aber hoffentlich und so Gott wolle über ihren Hals hinausgehe." „Zur widererledigung des alten Churfürsten und Landgrafen," sagt der Hesse Heideck, „wollte er rippe und bauch darstrecken." Christoph von Carlowitz bittet seinen Onkel Georg von Carlowitz um Aufschluß über eine angebliche Verpflichtung, die Moritz gegen den Kaiser habe, denn „man reibt mir so oft die Oren damit." Er solle es ihm genau schreiben, „damit ich doch etlichen das maul zustopfen mochte." In seinem Kriegsplane gegen den Kaiser rät Johann Friedrich der Mittlere: „sie sollen die bischof mit allen pfaffen und munchen, was des geschwirmes ist, todtschlagen." Sein Vater, der gefangene Kurfürst schreibt seinem vertrauten Rate Dr. Brück: „das mir auch unsere notturft, als dan der schuh drücken thut anzeigen." Ein andermal meint er über einen Vorschlag des Landgrafen von Hessen, die Sache „wäre mit halben Munde geraten" und sie würden „Mehl im Maule behalten haben." Der feurige und lebensfreudige Philipp von Hessen nimmt gern einen Volksausdruck, um seine Stimmung recht zu bezeichnen. Als endlich der Krieg ausbrach, vor dem er immer gewarnt hatte, da schreibt er an den Kurfürsten Johann Friedrich: Wir haben uns wol lang besorgt, es werd also zu gehen, und man werd dis theils zu lang schlafen", und im Jahre darauf, wie er sich zur Demütigung in Halle entschlossen hatte: „das mir vergeblich unsere armen Underthanen gantz in Grund

und Boden verderben solten lassen." Dem Herzog Georg, mit dem er in einen heftigen Briefwechsel geraten war — sie hatten sich gegenseitig „ein fast spitzig Schreiben" geschickt — hält er einmal vor: „wie freuntlich es aber von E. L. zu versteen ist, das mir E. L. gern viel kleger uff den Halß schickt," oder: wan er allein (nur) des Evangeliums abstunde das man luterisch lere nennet so were er gefatter Jakob. Über seinen Schwiegervater faßt er sein Urteil später so zusammen: „So haben wir herzog Jorgen also kent, da er sahe, das sein Land müst luterisch werden, das er ehr das oberst zu unterst hatte gehen lassen." Von Moritz Stellung zu den Protestanten und zu den Katholiken sagt er: „das aber sein liebten solten die spitz gegen die pfaffen abbeißen", das glaube er nicht, wenn ihm auch ein beinlein im mund geworfen sei, mit einem stiffte vor Jren bruder Herzog August." Als die Protestanten in Augsburg (1530) recht verzagt waren, schrieb er an seine Räte: „Zeiget den Stetten dise meine handtschrifft und sagt Jnen, das sie nicht Weyber seyn sonnder Menner, es hat kein Not, Gott ist auf unser seiten, wer sich gern furchten will, der furcht sich." Vor dem Ausbruche des Krieges meldet er seinem Verbündeten, er habe erfahren „das der Kaiser ein gehorsam im Reich haben, und die Zehn blicken wolte und einen beissen." Da es im Kriege selbst zu keiner Schlacht im Oberlande kam, urteilt er über das Fußvolk: „finden nit das die Knecht noch große beum außgerissen haben." Seinen Kriegsräten, die kein Geld bewilligen wollten, wirft er vor: „wir befinden, das Jhr sehr willig seit von dem unnseren auszugeben unnd geld intzunemen zu evern besten. Wenn aber Jhre die tapferenn Hansen auch etwas dem Vatterlandt unnd dem gemeinen nutzen zu guttem zu steuer gebenn sollet, seit Jhr dickhorig und stecken ever einsteils voll boser wordt." Mit dem Vorgehen des Kurfürsten gegen Herzog Moritz, vor allem mit dem Niederbrennen und Plündern ist er nicht einverstanden. Moritz habe des Kurfürsten Land auch geschont, habe „seinen eigenen habern Jn des Churfürsten heussern geetzet." Diesem, seinem Schwiegersohne, rät er, daß er auf keinen Fall das Testament Heinrichs, das gegen die alte Erbordnung war, anerkennen solle: „Es zorn oder lache gleich darumb, wer da wölle." Sich selbst charakterisiert er sehr hübsch in einem Briefe an August von Sachsen: „Auch wir nit gewandt sein zu fuchßschwentzen oder zu Schmeicheln, Sondern wie es unnß Jm Hertzenn ist, antzutzeigenn."

Diese Neigung scheint vom Vater auf den Sohn Landgraf Wilhelm von Hessen übergegangen zu sein, denn auch dieser bevorzugt solche Wendungen sichtlich. Seinen Räten, die mit des Kurfürsten Moritz Vorsicht und Zögern den Franzosen gegenüber unzufrieden waren, schreibt

er: „So kannten auch J. L (Moritz) die Franzosen wol, das sie nit weiters hielten, dan die kalbshaut (das Pergament) ausweist," man müsse vorsichtig sein, „damit man nit zwischen zweien stulen niedersitze." Er wird aber treu zu Moritz halten: „Und stehet die Summe, Es krach gleich Riep und Bauch darüber." Als Moritz in Passau zur Verhandlung war, sagt er: „Wir wollten ein finger von der faust schlagen lassen, das E. L. uff dieser stundt wider wolfarendt bey uns wehren", es würde alles besser gehen: „Wo wir dem gegentheil einmahl den Pelz recht zerklopften." Wie sich aber die Verhandlungen hinzogen, drängt er auf Abbruch und Vorrücken, denn „Nun will das Kriegsvolk zu Leben und zu schaffen haben, den hende und fueß kennen sie nit fressen."

Auch die anderen Fürsten drücken sich sehr deutlich aus. Markgraf Hans von Küstrin sagt, er müsse eben die Menschen reden lassen, denn ich „Kann den leuten das maul nicht zubinden." Und ein andermal, er hätte sich gefreut, „hett Ich Jme (dem Kaiser) auch kuntt ein blath über die fueß welgern." Albrecht von Kulmbach mahnt Moritz zur Vorsicht, „dan E. L. mehr dan uns allzumal daran gelegen ist, da der karn umbfallen solt." Er meint, der Franzose werde helfen, denn sonst werde er „der erst hernach, so in sack muß, sein." An Moritz schreibt er einmal: „wer alle mengel und gebrechen an einem menschen erzehlen wollt, muste oft eine ganze kuehaut dazu haben." Er rät „greif es an dem ort an da es hendt und füs haben kann, und spann die geul voran und nit hinten oder uf der halb an den wagen."

Auch der Rheingraf Johann Philipp unterbricht gern den langweiligen Kanzleistil durch ein Wort, frisch von der Leber weg gesprochen. So schreibt er an Heideck, er wünsche, „das dem fas der boden ein mal gar ausgestoßen werd;" oder er sei bereit „zu einer ewigen freuntschaft, haut und har bei einander zu lassen." Dem Kurfürsten Moritz meldet er: daß der französische Unterhändler zum festen Abschlusse ermächtigt und bereit sei, in diesen Worten: „und ist auch gemelter faktor der entlich entschlossen, kein blat fürs maul zu nemen." Moritzens Bruder, Kurfürst August macht seinem Herzen in einem Briefe an Carlowitz in folgender Art Luft: Er werde nur das thun, was er selbst fürs beste halte, denn „wolle er so gern tanzen als treulich wol etliche Leute dazu pfiffen," so wüßte er gar nicht, was er thun solle; er sei nicht Jedem „zum Wetzstein gesetzt, damit er seine unnütze Barthe an ihm abschleife" und wolle ihm jeder „die Finger ins Maul legen, der dürfe darüber gebissen werden."

Am besten aber verstand es der geniale Moritz, aus der Sprache

des Volkes gut geprägte Ausdrücke zu nehmen. So schreibt er einmal: „Es wehre die notturft das Frankreich auch stattlich den ruckenn darhinder thette.“ Seinem Schwager sagt er: „So gilt es mir auch nit ein rimlein, sondern die ganze haut.“ Von den Reitern, die er auf Wartegeld angenommen hat, heißt es: „Werden sie nit gefordert vor der zeit, so behalten sie das gelt und lassen mir den seckel.“ Seinem Bruder schreibt er: „Doringisse (Thüringische) hunner essen wir auch gerne.“ Vom Kaiser sagt er: „Raffzan aber hieb mit beiden sporen drein, wan er nur des unlusts vor Magdeburg los wer.“ Als Markgraf Hans von Küstrin und Moritz über eine Verbindung gegen den Kaiser sich verständigen wollten, keiner aber den anderen recht traute, da heißt es, sie „hatten sich also lang geehrt umbs anfahen.“ Besonders tritt das in den Briefen an seine Gemahlin hervor. Als er einen Ausdruck von ihr mißverstanden hat, ist er ganz Feuer und Flamme. Sie soll, so schreibt er, „den das antzeigen die das wie oben gemelt von mir sagen, ist es ein man, das er solchs liege, als ein beswicht, ist es ein weib das sie solchs liege wie eine hure“ und fährt dann fort „das ich so heiß schreib ist meyn notorft, und kan mein gemut nit zufrieden stellen, ich erfar dan die forlogene meuler.“ In einem anderen Briefe ruft er aus: „ich bin der grossen herren dinst fast mudt und beger nit mer, als Rug und fried.“ Ähnlich klingt ein anderes Wort: „ich wolt fil lieber daheim bey dir bleiben und gutte tag haben, dan da in der ir umher sthuermen,“ „doch mus ich noch ein trub wetter helfen klar machen.“ In einem anderen Schreiben teilt er ihr mit: „so stat mich die underhaltung des krigsfolks (vor Magdeburg) nichts, sonder es sein eitel paffen gulden.“ „In soma: Ich will diesen Winter bey dir bleiben und wollen mit einander birn braten; wan sie czussen, so wollen wir sie aus nemen, und wollen mit Gottes Hulffe ein guts mutlein haben.“

Diese letzten Worte führen uns auf das Gebiet des Humors, der sich auch in der Fürsten Briefe in gut deutscher Weise findet.

Eben Moritz schreibt seiner Gemahlin in einem anderen Briefe: „das ich so lang mit meynem schreyben vertzogen hab, ist das die ursach, das ich gehofft, es kem der Gruß von hoff. auch in sonderheit, weil nuhn mehr der brauch auffkomme, das die weiber der menner hofmeyster worden. Derhalben haben sie auch billig den fortzog in schrifften und anderem, und ich wil hinfoder meines Hofmeysters schrifft erwarten und in zu idertzeit beantworten.“ Nach dem unglücklichen Ausgange des Krieges schrieb der Landgraf Philipp an den Kurfürsten: „Wir müssen thuen wie die Kinder,

wen man sie hauget müssen sie sagen Ich habs wol verdienet unnd ist nit allwege verdienet sonnder Vater und Mutter hauget wol dernach sie der Zorn ankommet." Voll grimmen Humors ist der Brief, mit dem Albrecht von Kulmbach dem Bayernherzoge gleichen Namens sein Fernbleiben von dem Reichstage (1550) begründet: „demnach ich jungsten reichstag noch nit verdaut hab, da ich doch merers nit gewertig bin, wens wol gereth, dan das man mir gnedigt zuspricht und tet ein gnedigs erpieten; davon essen ich und meine pawern ubel dohaimen, und zieh darnach wider davon, so denken dernach die grossen hern: wir haben dem narn das maul abermals mit einem schmalzigen erpieten voller gnaden aufgespert, und er meint nun, es habe in ein has geleckt." Der kursächsische Gesandte Franz Kram berichtet seinem Herrn über das Auftreten des Herzogs Erich von Braunschweig, der den Spaniern nachäffte: die Spanier loben ihn sehr, sagen, sie wollens dahin bringen, „das er noch im Königreich Arragonia, ich hätt schier Narragonia geschrieben, viceroy werden solt — aber," setzt er vorsichtig hinzu, „von dem gnug, dan es ist nicht gut von herren schreiben."

Reizend und schalkhaft aber ist der Brief Georgs des Bärtigen, in dem er dem Kurfürsten Johann Georg mitteilt, daß er beim Besuche des Schloßneubaues mit dem Gerüste in die Tiefe gerissen worden, aber dem Tode heil und glücklich entgangen sei. Es heißt da: „ich will aber denoch al gewarnt haben, wan E L. uff ewern bau geet, E. L. wol sich vorsehen, den dy felle graten nicht alweg als mir der iczt graten ist. Es war ein alter ritter, der hat jung sone bey im im hause, dy ubeten den narren, das der nar vor in zcu einem fenster nawsz sprang; do er uff dy erde quam, want er sich und schreig, ir jungen hern seet auch (euch) vor, ir wißt der schliche nicht, also wil iczt och gethan haben."

Derartige Erzählungen, wie sie hier Georg zum besten giebt, brachte man gern mit an. In dem wichtigen Briefe, in dem Philipp dem neuen Herzoge Moritz kluge und staatsmännische Ratschläge für die Regierung giebt, sagt er betreffs der Belohnung geleisteter Dienste: „Nun ists nit unbillich Sondern geburlich, wer treulich dienet, das auch demselbigen erbarlichen gelonet werde, doch ist masse in allen dingen zu halten und also zu geben, das man was behalten und andern auch geben möge — — Wir hatten einen alten rath und treven diener gnant Schrautenbach, derselbige leret uns In unser Jugent Wir solten die beume nit, Sondern nur die Aepffel oder frucht derselbigen hinwegk geben, So konnten wir der Beume uber ein Jar widerumb geniessen."

Zuletzt sei mir noch gestattet ein Wort des Markgrafen Albrecht von Kulmbach anzuführen, das streng genommen nicht hierher gehört, das sich aber von sich selbst rechtfertigt und das uns an den Ausspruch des Fürsten Bismarck erinnert. Er sagt vom französischen Könige: „er mus sich darhin schicken, was er bei Teutschen erhalten will, das er solchs mit lieb von inem zu wege bring und nit mit forcht und gewalt, denn das Teutschland ist nie durch gewalt oder forcht lange jare geregiert worden, sondern allein durch gunst und guten willen."

Alle diese Bilder und Wendungen, die sich leicht ums vielfache vermehren ließen, verdienen nicht nur deshalb unsere Aufmerksamkeit, weil sie uns die Männer, die wir nur im Staatskleide auf der großen Weltbühne zu sehen gewohnt sind, auch einmal menschlich nahe, im Hausgewande zeigen — und das ist auch ein Gewinn für uns —, sondern sie sind uns besonders wertvoll, weil sie uns das rege Leben in unserer Muttersprache, das Wachsen und Werden, Entstehen und Absterben, Auftauchen und Versinken der Wörter und ihrer Bedeutungen darlegen. Wie reich ist unsere Sprache, daß sie so viele dieser Wendungen entbehren kann, daß sie so manches Wort, das damals eines Fürsten Mund ohne Anstoß brauchen konnte, nur noch im Munde des Bettlers fortleben läßt, ohne auch den Sprachgewaltigsten in irgend einer Weise Mangel empfinden zu lassen!

Sprechzimmer.

1.

Zu Mörikes Schön Rottraut.

In einem von R. Krauß (Blätter für litterarische Unterhaltung 1894 Nr. 10) mitgeteilten Briefe Mörikes an Schwind (Lorch 18. Juli 1868) schildert der Dichter selbst die Entstehung der Ballade: „Ich stieß einmal — es war in Cleversulzbach — zufällig in einem Fremdwörterbuch auf den mir bis dahin ganz unbekannten altdeutschen Frauennamen. Er leuchtete mich an als wie in einer Rosenglut, und schon war auch die Königstochter da. Von dieser Vorstellung erwärmt, trat ich aus dem Zimmer zu ebener Erde in den Garten hinaus, ging einmal den breiten Weg bis zur hintersten Laube hinunter und hatte das Gedicht erfunden, fast gleichzeitig damit das Versmaß und die ersten Zeilen, worauf die Ausführung auch wie von selbst erfolgte."

Stand wirklich in dem „Fremdwörterbuch" nichts als der Name — und das werden wir dem Dichter glauben müssen — so hat Mörike,

ohne es zu wissen, eine historische Persönlichkeit, und zwar eine schwäbische Landsmännin verherrlicht. Hruodtrud (Hruodthrud) war die älteste Tochter Karls des Großen von der Schwäbin Hildegard (praecipuae nobilitatis femina, Einhard vita Karoli imperatoris Cap. 18). Sie ward vermählt mit dem griechischen Kaiser Konstantin 781 (Annal. Lauresham. Mon. Germ. I 32) oder 787 (Einhard. Fuldens. annal. Mon. Germ. I 350) und starb 810. Auf ihre Heirat beziehen sich die interessanten Verse des Petrus von Pisa an Paulus Diakonus: Scriptor. Langob. p. 18:

> Haud te latet quod iubente Christo nostra filia,
> Michaele comitante, sollers maris spatia
> ad tenenda sceptra regni transitura properat.
> Hac pro causa Graecam doce(s) clericos grammaticam
> nostros, ut in eius pergant manentes obsequio
> et Graiorum videantur eruditi regulis.

Auch die Antwort des Paulus, der die Thatsache bestätigt und im übrigen die ihm angedichteten Kenntnisse in der griechischen Sprache bescheiden ablehnt, ist noch erhalten. Etwas anders lautet der Bericht des Chronographen Theophanes I p. 705 der Bonner Ausgabe, wo sie Ἐρυθρώ heißt. Diese geschichtliche Thatsache bildet den Hintergrund zu Mörikes Versen:

> Es jauchzt der Knab in seinem Sinn:
> Und würdst Du heute Kaiserin,
> Mich sollts nicht kränken.

Ja sogar die Jagdlust der Mörikeschen Königstochter und ihr junger Begleiter lassen sich aus der Geschichte belegen: adequitabant ei (dem Könige Karl) filii, filiae vero pone sequebantur, quarum agmen extremum ex satellitum numero ad hoc ordinati tuebantur (Einhard Kap. 19). Das Zusammentreffen im Namen und in den einzelnen Zügen ist so auffallend, daß ich an keinen Zufall zu glauben vermag. Vielleicht findet jemand noch das „Fremdwörterbuch", aus dem der Dichter den Namen entlehnt haben will. Schön Rottraut ist 1837 entstanden.

Stettin. **Georg Knaack.**

2.

1. Der kroatische Schlafkreuzer. 2. Blasinabäume. 3. „Kosch" Kalk.

Der Jahresbericht des k. k. Obergymnasiums in Rudolfswert vom Jahre 1892 bringt aus den Akten des Rudolfswerter Stadtarchivs unter dem Titel: „Ein Defraudationsprozeß aus dem Jahre 1782" einen anschaulichen Beitrag, der zeigt, wie schlimm es im vorigen Jahrhundert mit der Rechtspflege aussah. In dieser von Prof. Joh. Vrhovec verfaßten Abhandlung kommen die obgenannten Begriffswörter vor.

1. Der kroatische Schlafkreuzer war das Quartiergeld, welches eigentlich verschiedene Parteien in der Stadt und den nächsten Dörfern für die Unterbringung eines längere Zeit dortselbst in Garnison liegenden Regimentes gebührt hätte. Dieser Schlafkreuzer hätte schon vor Jahren flüssig gemacht werden sollen; da jedoch die Finanzen des Staates dies nicht zuließen, so wurde, nachdem die Auszahlung desselben schließlich doch angewiesen wurde, dieser Schlafkreuzer nicht an die einen Anspruch darauf Habenden, von denen vielleicht einige gestorben, andere weggezogen sein mochten, verteilt, sondern mit Zustimmung der Bürgerschaft einfach der Stadtkasse zugesprochen. (S. VI.)

2. Von den Blasinabäumen heißt es S. XIV: „selbst 90jährige Greise hätten sich erinnern sollen, wie viel Blasinabäume, Spreitzen, Trambäume, Bodenbretter u. s. w. jahraus jahrein bei Brückereparaturen verbraucht wurden.“ Der damalige Protokollführer merkt zu näherem Verständnis an: „Notandum. Blasinabäumer sind dicke Bäumer, auf welche die Bretter der Brücke gelegt werden.“ Auf Seite XVI ist ersichtlich, daß solche Balken aus dem Holze der Eiche sein konnten: „3 Blasinaeichbäumer, 12 Stück Spreizen und 6 Stück eigentliche Trambäumer (sind) verbraucht worden.“

3. Die Zeugen hatten festzustellen, wie viel „Kosch“ Kalk aufgegangen waren. (S. XV.) Dieses Wort Kosch, erklärt der Verfasser durch das Wort: Fuhren. Im eigentlichen Sinne bedeutet es, die in einem Leiterwagen, der zum Kalkführen verwendet wird, befindliche Flechte. Diese gleicht einem großen Korbe, der aus den Ruten der Korbweide geflochten ist. Ein Kosch Kalk ist eine Maßeinheit, ein den Flechtkorb eines Kalkwagens füllendes Quantum Kalk. — „Der Bartel, eine typische Figur in Krain, die dem Krampus, dem Knecht Ruprecht entspricht, trägt nach der Sage und der heute noch üblichen Darstellung einen „Kosch“ auf dem Rücken, in den er die Kinder steckt. Kosch ist ein anscheinendes slavisches Wort, das in einer Menge von Dialekten auch im albanischen vorkommt. Man versteht darunter ein Geflecht von Zweigen. Infolgedessen bedeutet es einen geflochtenen Rückenkorb, einen geflochtenen Wagenkorb, Bienenkorb; aber auch die Baumkrone heißt koš — jedenfalls wegen der dünnen, geschmeidigen Äste.“ (Brief des Herrn Prof. Julian Schmiedt aus Laibach vom 21. Dezember 1895.) — Dieses Wort „kosch“ lebt noch in einem Vulgärnamen fort, der die Korbweide bezeichnet. Über salix viminalis L. schreibt Dr. A. Treichel, Volkstümliches aus der Pflanzenwelt, in der altpreußischen Monatsschrift 32. Bd. S. 267: „Korbweide: Koslinke, Bindweide (Kr. Lauenburg. K.); Mrongovius hat nach dem Zeugnisse eines alten Kassuben kožlina, also

Korbweide, da kosz, Korb. Dies auch Name von Ortschaften, z. B. im Kr. Tuchel."

Wien. **Franz Branky.**

Karl Theodor Kriebitzsch †, Direktor der höheren Töchterschule in Halberstadt: Zum Lesebuch. Poetische und prosaische Lesestücke mit Erläuterungen für den Schulgebrauch. I. Heft. Dritte verbesserte Auflage mit einem Gesamtregister zu allen vier Teilen des Kommentars herausgegeben von Dr. Paul Kriebitzsch, Oberlehrer am Königl. Gymnasium zu Spandau. Gotha, Verlag von E. F. Thienemann, 1897, VIII u. 186 S.

Des Vaters verdienstvolles Werk erscheint hier von des Sohnes Hand in dritter, verbesserter Auflage nach denselben Grundsätzen, nach denen im Jahre 1891 das zweite Heft in zweiter Auflage bearbeitet worden ist. Daher sind auch diesmal die Bemerkungen über Leben und Schriften der betreffenden Verfasser gestrichen; dafür ist an diesen Stellen auf die „Deutsche Litteraturgeschichte" verwiesen, die 1889 in 6. Auflage bei Velhagen u. Klasing von Dr. Paul Kriebitzsch erschienen ist. Wenn trotzdem dieser Band an Umfang gewonnen hat, so liegt dies an den nicht unerheblichen Zusätzen und Verbesserungen, von denen ich hier die wichtigsten hervorheben möchte. So ist zur „Bürgschaft von Schiller" die Bemerkung über Hygin (S. 8) genauer gefaßt und für das geflügelte Wort „der dritte im Bunde" die eigentliche Quelle (S. 10) angegeben. Ebenso wird im „Lied vom braven Manne" (S. 15) die ursprüngliche Erzählung mitgeteilt und (S. 19/20) die in den meisten Lesebüchern fehlende 6. Strophe des Liedes „Des Deutschen Vaterland" im Text richtig gestellt. In der Charakteristik des Cajus Julius Cäsar (Mommsen) wird (S. 42) dessen Geburtsjahr chronologisch begründet und dazu (S. 43) dessen unvergleichliches Gedächtnis nach Plinius quellenmäßig belegt. Hierher gehören ferner die genauere Angabe über das Schloß Edenhall (S. 57), der Zusatz über die Scylla und Charybdis (S. 100) und die Bemerkung zu dem Ausdruck „Kaiserpracht" in Schillers „Rudolf von Habsburg" (S. 120). Als willkommene Beigabe nennen wir noch den Abdruck des Aufsatzes von Gude (S. 11) über „Möros im Gefängnis" und die Erwähnung des letzten der Lützower, des alten Werny, der über 100 Jahre alt 1892 in Halberstadt gestorben ist (S. 76). Gelegentlich (S. 9, 11, 78, 99 und 137) ist auch auf lehrreiche Bemerkungen und Abhandlungen in der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" von Lyon hingewiesen, während die Verbesserungen der etymologischen Bemerkungen

aus den Wörterbüchern von Grimm, Weigand und zum Teil aus dem von Moriz Heyne geschöpft sind. Der philologisch gebildete Leser wird außerdem noch viele schätzenswerte Anmerkungen für das tiefere Verständnis der einzelnen Lesestücke finden. In solcher Gestalt dürfte diese neue Auflage allen willkommen sein, die unsere Litteraturschätze mit gründlicher Einsicht in den inneren Zusammenhang der Gedanken erfassen und verstehen wollen, wozu in erster Linie die Schule berufen ist.

Halberstadt. **Robert Schneider.**

Friedrich Maximilian Klinger: Sein Leben und seine Werke dargestellt von M. Rieger. Nebst einem Briefbuche. 2 Bände. Darmstadt, A. Bergsträßer, 1896.

Ein für die Geschichte unserer neueren Litteratur sehr bedeutendes Werk, dessen erster vor geraumer Zeit erschienener Teil „Klinger in der Sturm- und Drangperiode", sich ehrenvollster Anerkennung zu erfreuen hatte, ist jetzt endlich mit dem zweiten Band und Briefen in anderm Verlage zu glücklichem Abschlusse gelangt. Der Verfasser, ein Nachkomme Klingers, beginnt sein Vorwort mit der bescheidenen Bemerkung: „Als ich vor 16 Jahren den ersten Teil dieses Werkes vorlegte, geschah es mit dem angenehmen Bewußtsein, einem regen Interesse der mit dem Ausbau unserer neueren Litteratur beschäftigten Kreise entgegenzukommen. Dieses Interesse bezog sich auf den Klinger der 1770er Jahre, den litterarischen Revolutionär in Goethes Gefolge, dem man etwa noch von späteren Erzeugnissen den Faust zuschreiben zu dürfen glaubte; bei wenigen schien sich das Interesse viel weiter zu erstrecken. Ob ich mit dem gegenwärtigen Buche einigem Interesse an dem selbständig und einsam entwickelten Klinger der späteren Jahrzehnte begegne, ist mir, der ich selbst vereinsamt arbeite, völlig dunkel. Was mich dennoch an diese Arbeit fesseln konnte, war der Wunsch und die Hoffnung einem seiner Zeit berühmten Verwandten, den ich von früher Jugend an verehren gelernt, ein Denkmal zu errichten, an dem wenigstens keiner, dem es um eine vollständige Kenntnis der bedeutenderen Erscheinungen unserer klassischen Litteraturepoche zu thun wäre, achtlos vorbeigehen dürfte. — Eine das Urteil befreiende Darstellung desselben zu liefern, schien mir nicht möglich, ohne die ihr zu Grunde liegenden Briefe als Urkunden mitzuteilen. Deren bloße Benutzung mit Aushebung einzelner Stellen hätte, wie mir schien, auch im besten Falle ein dem Verdacht subjektiver Auffassung und unwillkürlicher Färbung (nicht) offenstehendes Bild versprochen." Damit begründet Rieger die Hinzufügung des Briefbuches, woran sich eine Entwickelung der Grundsätze schließt, die ihn bei der Auswahl der in seine

Hand gelangten Klinger'schen Briefe geleitet habe. Manche dieser Briefe sind an sich von hohem Werte. Die meisten sind an Morgenstern, L. Nicolovius und W. von Wolzogen gerichtet, zahlreiche an seine Freunde Goethe, Kayser, Schleiermacher, mehrere an die Gräfin K. von Egloffstein und Fanny Tarnow; ein Anhang bringt manche amtlichen Briefe. Das Werk beginnt mit einigen willkommenen Berichtigungen und Nachträgen zum ersten Bande.

Auch in Rußland blieb Klinger von Herzen ein Deutscher von geradem, unbeugsamem Sinne, rastlosem Triebe zu wirken und seine Kraft zu bewähren, glühendem Hasse jeder Lüge. „Alle widrige Erfahrung an Welt und Menschen," schrieb er im Revolutionsjahre an seinen innigsten Jugendfreund Schleiermacher, „hat keinen Funken des Alten in mir ausgelöscht, noch immer halte ich für das einzige Glück, wahr zu sein und einfach zu empfinden. Es ist keine große Entdeckung, aber wenn sie zur Empfindung in uns wird, die einzige Quelle menschlicher Weisheit." Wie weit er auch in der Welt herumgeflogen sei, habe er immer mehr in sich gelebt als in allen Verhältnissen, bekennt er ein Jahr später. Glänzendes Glück habe er sich entwischen lassen, aber seinen Charakter erhalten, für nichts den Nacken gebeugt, und das stolze Bewußtsein sich immer gleich geblieben zu sein, wiege wahrlich den Tand des übrigen auf. Daß es ihm gelungen, bei dem russischen Militär sein Glück zu machen, mußte dem Flüchtling schmeicheln, der sich endlich dem Zufalle in die Arme geworfen hatte, um zu irgend einer Aussicht bietenden Thätigkeit zu gelangen. Nicht ohne Selbstgefälligkeit berichtet er Schleiermacher im angeführten Briefe, er sei Premier-Major und Kapitain beim adeligen Landcadettenkorps, das im Range zwei Stufen höher als die Armee stehe, und hoffe, schon im Winter Oberstlieutenant zu werden. Aber trotz dieser Aussichten wollte er schon damals nicht in Rußland bleiben. Am Anfange desselben Jahres hatte er sich mit einer Tochter des russischen Obersten Alexander Alexejef, der Schwester der Gattin des Obersten und Flügeladjutanten von Buxhövder, verlobt, die durch ihre persönlichen Vorzüge ihn äußerst glücklich machte. Aber sie war und blieb eine Russin, der deutsche Sprache, deutsches Denken und Fühlen zuwider war, sodaß sie eine zweite Scheidewand vom Vaterlande bildete; nur die Notwendigkeit hatte ihn veranlassen können, sich mit einer Fremden zu verbinden. Sie hatte ihm auch ein Gut zugebracht, dessen Ertrag man auf 14000 Gulden schätzte. Diese war auch nicht abgeneigt, mit ihm nach Deutschland überzusiedeln; das einzige Hindernis war, daß er, wenn er den russischen Dienst aufgab, noch eine Anstellung in der deutschen Heimat haben mußte. So war denn schon jetzt die Rückkehr nach Deutschland der dringliche Wunsch seines Wachens und Träumens.

Und bereits hatte er sich deshalb an den treuen Freund J. G. Schlosser gewandt, der deshalb den Koadjutor Dalberg in Anspruch nehmen sollte. Goethe, der die Sonne seines Jugendlebens gewesen war, für seine Wünsche zu gewinnen, wagte er nicht, da der Schwindler Christoph Kaufmann, der unterdessen bei den Herrenhutern seine Unterkunft gefunden, ihn bei diesem niederträchtig verleumdet und Klinger nicht gewagt hatte, dem Lumpen offen entgegenzutreten, als welchen Goethe selbst ihn unterdessen erkannt hatte. Und auch als er in Rußland festen Boden gefunden, wagte es Klinger nicht, seine Versöhnung zu erwirken, da so vieles in dieser Zeit zwischen sie getreten, auch Gerüchte von Goethes Stolz ihren Weg zu ihm gefunden hatten, sodaß er fürchten mußte, dieser sei ein anderer geworden, den das Schicksal seines armen Freundes aus dem Frankfurter Rittergäßchen, das er wie sein eigenes in der Seele getragen hatte, nicht mehr kümmere. Freilich hatte ihm Schleiermacher diesen Verdacht gründlich benommen, aber er kannte auch dessen festen Sinn, und seinen Widerwillen gegen die, welche durch ihre tolle Nachahmung seinen Namen in Verruf gebracht hatten. Was ihn abhielt, sich persönlich an den früheren Abgott seines Herzens zu wenden, spricht er im zweiten Briefe an Schleiermacher aus. Wie er damals zu stolz gewesen, sich gegen Goethe über Plackereien zu erklären, so war es ihm jetzt unmöglich, an ihn zu schreiben, da er nicht wußte, ob nicht die Zeit ihn ganz in seinem Geiste getötet habe. Wolle er ihm sagen, es sei ihm unbegreiflich, wie er einem Menschen wie Kaufmann mehr als ihm glauben gekonnt, so würde er ihn bitter beleidigen, und thue er dies auch nicht, so habe er doch zu fürchten, er werde ihm, wie er es verdient habe, nicht antworten, und das würde einen düsteren Firnis über seine heiteren Tage ziehen, wie schon jetzt jede Erinnerung an ihn eine Melancholie über die angenehmsten Stunden verbreite. Wäre es möglich, so möge Schleiermacher ihm von seiner Stimmung berichten, nur aber ja nicht verraten, daß er ihm diesen Wunsch geäußert, denn vorderhand könne er ihn noch nicht dazu auffordern, und er möchte es auch nie.

Noch immer war die Schriftstellerei der tiefste ihn beglückende Trieb seiner Seele, wie er es Schleiermacher bekennt. „Die produktive Kraft meines Geistes gewährt mir einen Genuß, der mir unbezahlbar ist, und hilft mir das Leben tragen auf diesem kalten Boden. Übrigens wenn ich's abgeschickt habe, so ist's als hätt' ich's in Ocean geworfen; denn nie hör' ich weiter davon." Also nicht der Schriftstellerruhm reizte ihn, sondern der innere Drang, die ihn bewegenden Gedanken zu dichterischer Verkörperung zu bringen und dadurch zu wirken, wobei er, wie er einmal äußert, mehr auf die Zukunft als auf die Gegenwart

rechnete. Freilich gelangte kaum eine Stimme der deutschen Lesewelt zu ihm, aber dies hemmte den Geist nicht, der ihn immer zu neuen Schöpfungen trieb, und dadurch die Last ermüdender Geschäfte und die getäuschte Sehnsucht nach der Heimat ertragen ließ. Selten kam eine geistig angeregte Natur in die Sphäre des wilden Landkadettenkorps, wo Klinger aushalten und dabei seinem Drange zur Bewährung seiner stürmischen Kraft im Felde entsagen mußte. Aber er fand hier die Muße, sein in Riga begonnenes „Theater" zu vollenden. Diese dichterische Thätigkeit freute ihn um so mehr, als er sonst von deutscher Sprache und deutschem Leben ganz geschieden war. Für seine Sammlung arbeitete er eine Reihe von Stücken in antikem Stile, auf den ihn die gleichzeitigen Versuche der Grafen Stolberg gebracht hatten. Bei einem dieser Stücke vermutet Rieger, daß er damit auf den Großfürsten Paul habe wirken wollen. Der Versuch, durch Ramler zwei seiner Dramen auf die Berliner Bühne zu bringen, scheiterte. In der heiteren Stimmung seiner jungen Ehe versuchte er auch eine Komödie, worauf ihn die Eifersucht zweier Petersburger Hoffräulein brachte, die er in seinem „neuen Theater" nebst anderen erscheinen ließ. Den guten Lustspielstoff seiner „Zwei Freundinnen" hatte er bei allen einzelnen Feinheiten durch den plumpen Entwurf der Handlung verdorben. Ein anderes Drama „Orianteś" wagte Klinger nicht unter seinem Namen erscheinen zu lassen, da er fürchten mußte es werde ihm nachteilig sein, wenn er als Verfasser eines Stückes genannt werde, dem die Geschichte des unglücklichen Sohnes Peters des Großen zu Grunde lag. Er ließ sich sogar trotz seiner Wahrheitsliebe verleiten, dieses Stück und sein Märchen „Der goldene Hahn" selbst vor seinem Freunde Schleiermacher abzuleugnen, dem er sie zum Lesen empfahl. Wir müssen Rieger vollkommen beistimmen, wenn er in dem wichtigen 7. Kapitel bemerkt, Klingers Ruhm sei durch den Glanz Goethes und Schillers beeinträchtigt worden, da dieser sonst vor allen dramatischen Dichtern der Zeit geglänzt und es der Zeit sehr genützt haben würde, wenn diese ihn auch so wenig verstanden hätte, wie sie es wirklich that; sowohl der herbe Realismus der ersten, sowie der erhabene Idealismus und die ethische Tiefe der späteren Stücke würde der eingebrochenen Verweichlichung gegenüber die Idee des Guten in Bezug auf Stand, Vaterland und politische Meinung zu würdiger Geltung gebracht haben.

Seinem letzten Drama ließ Klinger zwei Romane folgen. 1790 lieferte er eine Neubearbeitung seines Orpheus, die sich gegen die Tyrannei der herrschenden Schulsysteme wandte. Im folgenden Jahre arbeitete er in zwei Monaten „Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt", keineswegs im Wetteifer mit Goethe, vielmehr wollte er die Volkssage in der Weise

des von ihm bewunderten Voltaire behandeln. An Nicolovius schreibt er, darin werde er „nebst einem tiefen Zwecke“, den er bei seinen meisten Dichtungen im Auge hatte, alles finden, was er über Wissenschaften, Menschen, Glück, Moral, Religion, Gott und Welt denke; nie sei eine heftigere Satire mit mehr Wahrheit und weniger Übertreibung geschrieben worden. Schon in diesem Briefe deutet er auf mehrere dazu gehörige neue Stücke: zwei Seitenstücke zu Faust hatte er schon entworfen, aber auch mit diesen war seine philosophisch-dichterische Thätigkeit nicht erschöpft; eine Reihe anderer Werke folgte bis 1798. Von diesen ist „Weltmann und Dichter“ nach Riegers Urteil nicht allein in ausgleichender Milde, sondern auch in formeller Hinsicht das ausgezeichnetste; es trägt das Gepräge der Klassizität und verdiente vor allen der Vergessenheit entrissen zu werden, besonders wegen der lebhaften Schilderung des Staats- und Hoflebens bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts.

Leider sollte sich immer deutlicher herausstellen, wie schwer es für den in russischem Dienste so hoch gestiegenen Deutschen werden würde, in Deutschland eine entsprechende Stelle zu finden. Doch hoffte er, im Sommer 1791 oder 1792 einen längeren Urlaub zum Besuche der Heimat zu erhalten, nach dem der auch körperlich leidende Mann lechzte. Doch die Hoffnung täuschte ihn wieder und 1793 trat gar der Krieg ein. Aber seine Vermögensverhältnisse schienen ihm bald günstiger, er hoffte, wenn er sein ganzes Besitztum verkaufte, ein Kapital von 30000 Gulden zu haben. Eine schwere, ihn im Mai 1795 befallende Krankheit und das starke Sinken des Kurses traten der Möglichkeit, Rußland zu verlassen, entgegen. Als Schriftsteller hatte er seine entschiedene Gestaltungskraft und das beredsame Feuer seiner Darstellung bewiesen, wenn auch seine Dichtungen wenig verstanden worden waren. Auch seine Aussöhnung mit Goethe war nicht gelungen; daß er scheinbar wetteifernd sich an den Faust gewagt hatte, mußte ihm dieser verdenken. Freilich hatte er noch im Frühjahr 1790 durch Schleiermacher ein Briefchen an Goethe zu bringen gesucht, worin er seiner Sehnsucht, die Heimat wiederzusehen, gedacht zu haben scheint. Aber Goethe wird darauf gar nicht geantwortet haben, wenn anders Schleiermacher es für zweckmäßig gehalten hatte, den Wunsch des Freundes zu erfüllen. Die Art, wie sich in der nächsten Zeit das Zusammenwirken Goethes mit Schiller entwickelte und besonders die dichterische Thätigkeit des ersteren in dieser mußte Klingers Neigung erkälten. In seiner dienstlichen Stellung wurde er 1798 Oberst, nach elf Monaten General-Major. Besondere Gunst genoß er bei dem neuen Oberkommandeur, dem jugendlichen Großfürsten Konstantin, dagegen entwickelte sich der früher mit Klinger auf freundlichem Fuße stehende Großfürst Paul als Kaiser bald zu einem finstern Tyrannen, doch gegen

Klinger behielt dieser sein früheres Wohlwollen. Als endlich seine düstere Wut gegen den Jakobinismus in Wahnsinn ausbrach, mußte auch Klinger sich von Schauder ergriffen fühlen. Eine seiner letzten Verfügungen war die Erhebung seines Günstlings Sutow zum Chef der Landkadetten, neben dem Klinger ohne Erhöhung seines Gehaltes zum Direktor ernannt wurde. Aus Unmut über Pauls Wüten, zog er sich vom Leben zurück. Von der mit Genehmigung der Kaiserin und des Großfürsten Alexander unternommenen Verschwörung zur Entthronung des Despoten, deren brutale Ausführung zur Ermordung führte, wußte Klinger nichts. Beim abendlichen Besuche eines Bekannten traf er zufällig die Verschworenen zusammen, die durch hitzige Getränke und die Rufe: „Nieder mit Paul! Tod dem Tyrannen!“ zur Ausführung sich anfeuerten. Entsetzt floh er von dem Schreckensorte.

Wie ganz Rußland, fühlte auch Klinger sich durch den Fall des neuen Nero wie von einem schweren Alpdrucke befreit. Den neuen Kaiser, den milden Alexander, feierte Klinger mit jugendlicher Begeisterung, wenn auch die Blutthat ihn mit Entsetzen erfüllte. Wegen der Entziehung des Direktorgehalts beantragte er eine Entschädigung durch Krongut, wie dies in Rußland Gebrauch war; sollte ihm diese nicht zu teil werden, so wollte er im Frühjahr seine Entlassung nehmen, die er jetzt mit einer guten Pension zu erhalten hoffte. Goethe hatte sich unterdessen bei Gelegenheit der Gesandtschaft wegen der erhofften Verbindung des Weimarischen Erbprinzen mit der russischen Großfürstin Maria freundlich an ihn gewandt. Vom Kaiser erhielt Klinger jetzt eine dauernde Zulage, auch die Stelle des Chefs der Landkadetten, einen hohen Orden, die Aufsicht über das Pagencorps und die beiden Stifte der Kaiserin Maria. So hatten sich seine Geschäfte sehr gehäuft, die er aber, gehoben durch das Zutrauen der kaiserlichen Majestäten, mit frischer Leichtigkeit bewältigte. Als man im Januar 1803 bei der Anordnung der russischen Lehrbezirke Kuratoren ernannte, erhielt Klinger die Kuratel des Lehrbezirkes von Dorpat, die ihm viele noch ungewohnte Geschäfte aufbürdete; auch diesen unterzog er sich mit großer Gewissenhaftigkeit, doch fand er dabei vielen Widerstand und wenig Anerkennung, besonders in späterer Zeit. Leider gingen die glücklichen politischen Verhältnisse bald vorüber. Alexander verbündete sich mit Napoleon und ermüdete nicht in Verbindung mit diesem die Welt sich zu unterwerfen. Preußen wurde von Alexander verraten, Deutschland von Frankreich geknechtet und gemartert. Wie sehr mußte Klingers deutsches freisinniges Herz darunter leiden. Auch durch den Druck der massenhaften Geschäfte wurde Klingers Schriftstellerei nicht gehemmt. Seit 1801 schuf er ein ganz eigenartiges Werk, wie es England und Frankreich schon besaßen, seine Betrachtungen, denen er 1803 einen zweiten und 2 Jahre später einen

dritten Teil hinzufügte. Rieger hat sich ein besonderes Verdienst durch eingehende Würdigung dieses merkwürdigen Werkes erworben, das ein Ergebnis der schweren Schule des Lebens war, welche für ihn noch das Allerschmerzlichste in ihrem dunkeln Schoße trug. Sein jetzt einziger Sohn, den er Rußland als würdigen Nachfolger zu hinterlassen gehofft, der schon als Adjutant des Generals von Barclay heldenhaft sich bewährt hatte, wurde nach der Schlacht bei Borodino verwundet und mußte sich ein Bein abnehmen lassen; seinen im Hospital von Moskau erfolgten Tod erfuhren die Eltern erst nach längerer Zeit. Der Schmerz über seinen Tod brachte die Mutter dem Tode nahe, dem Vater hatte der Verlust den Zweck des Lebens geraubt. Eine Reise nach Deutschland war unter diesen Verhältnissen unmöglich. Dazu kam der Haß, den die Russen nach ihren erlittenen Leiden gegen alle Fremden, besonders die Deutschen, empfanden. Die dauernden Leiden seiner armen Gattin verleideten ihm das Leben. Er entschloß sich, seine Stellen niederzulegen, nur die beiden Stifte der Kaiserin Maria hielt er bei. Erst nach dem Tode dieser Gönnerin entsagte er auch ihnen, doch baten ihn die kaiserlichen Majestäten diese Anstalten noch wöchentlich zu besuchen. Klinger hatte seine gewaltige charakterfeste Natur in fremden Landen, wohin ihn die Not verschlagen, wo er später wider Willen festgehalten wurde, kräftig in rastlosem Wirken bewährt, auch in der Dichtung seinen Namen durch manche Leistungen von großer Kraft, sinniger Erfindung, reicher und ausgereifter Erfahrung verewigt. Rieger hat seinem unter den Schriftstellern seiner Zeit hervorragenden Verwandten, von dessen religiöser Überzeugung er himmelweit abweicht, eine in alle, auch die entferntesten Winkel leuchtende, liebevolle Betrachtung gewidmet, ein Werk von seltener Beherrschung des weitverzweigten Stoffes und glücklicher, wenn auch jedes aufgelegten Glanzes entbehrender Darstellung, und es trotz der Ungunst der Zeit an das Tageslicht gebracht. Viel, sehr viel ist hier geleistet, aber manche Fragen werden noch lange weiterer Forschung reichen Stoff bieten.

Köln a. Rh. **Heinrich Düntzer.**

Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Achte Abteilung, für Prima, von Professor Dr. Christian Muff, Direktor des Königlichen Wilhelms-Gymnasiums zu Kassel. Berlin, Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1895. 392 S. geb. Mark 2,80.

Wir haben es hier nicht mit einem litterarhistorischen Lesebuche zu thun, wie es z. B. das Hopf-Paulsieksche Lesebuch für Sekunda und Prima war, sondern mit einem rhetorisch-stilistischen. Nicht der berühmte Name der Verfasser war für die Auswahl maßgebend, sondern die Rücksicht

darauf, ob die Stücke nach Inhalt und Form für die Gesamtbildung der Schüler förderlich seien. Mit dem Ausschluß der klassischen Prosa kann man einverstanden sein. Nicht, als ob sie überflüssig wäre! Nein, unsere Klassiker müssen im Mittelpunkte des deutschen Unterrichts stehen bleiben, und das Wertvollste aus der Prosa Lessings, Schillers und womöglich auch Goethes ist nach wie vor in der Prima zu lesen; ihre Werke befinden sich jedoch in der Hand der Schüler oder sind leicht zu beschaffen. Aber unsere klassische Prosa allein reicht nicht mehr aus. Während im 18. Jahrhundert das litterarisch-ästhetische Interesse vorherrschte, ist jetzt das historische, politische und praktische mehr in den Vordergrund getreten. Und es gehört zu den Pflichten der höheren Schule, ihre Zöglinge auch mit dem wirklichen Leben und den Bestrebungen der Gegenwart bekanntzumachen und das Verständnis für die großen Fragen und die eigenartigen Aufgaben unserer Zeit in ihnen anzubahnen. Demgemäß bietet der Herausgeber in seinem Lesebuche nachgoethische Prosa dar und nimmt seinen Stoff aus den wichtigsten großen Gebieten, auf denen sich die theoretische und praktische Thätigkeit unserer Zeit abspielt.

Ich gebe zunächst eine Übersicht des Inhalts und verbinde damit sogleich einige Bemerkungen. Die Sammlung beginnt mit zwei Aufsätzen über die geistige Arbeit des Mannes der Wissenschaft und des Erfinders. Wäre die allerdings ziemlich lange Helmholtzsche Festrede über das Verhältnis der Naturwissenschaften zur Gesamtheit der Wissenschaften, aus der das erste Stück genommen ist, in ihrem ganzen Umfange abgedruckt, so würde sie sich vielleicht noch mehr als Einleitung des Ganzen eignen. Die folgenden Stücke beschäftigen sich mit der Sprache; Nr. 3 ist die bekannte, treffliche Anweisung Justus Mösers, wie man zu einem guten Vortrage seiner Empfindungen gelange, Nr. 4 und 5 handeln mehr theoretisch über den Ursprung der Sprache (Jakob Grimm) und über das Metaphorische in der Sprache (Alfred Biese). Dieser sinnige Aufsatz bildet den Übergang zu einigen Abhandlungen aus dem Gebiete der Ästhetik und Poetik. So enthält Nr. 6 die anziehende Auseinandersetzung Hanslicks, daß es im Gegensatze zu den anderen Künsten für die Musik (wie für die Baukunst) kein Naturschönes giebt, das sie unmittelbar als Stoff oder Vorbild für ihre Werke verwerten könnte. Wer in Nr. 8 „Was ist tragisch?" von Gustav Freytag eine erschöpfende Bestimmung des inhaltreichen und wichtigen Begriffes erwartet, wird sich enttäuscht sehen. Der erste Teil der Freytagschen Abhandlung ist nämlich etwas allgemein, insofern er sich überhaupt mit der Gesamtwirkung des ernsten Dramas, mit der sog. Katharsis beschäftigt, und der zweite Teil faßt den Begriff des Tragischen etwas äußerlich vom Standpunkte der dramatischen Technik und nicht nach dem wenigstens für mich maßgebenden Gesichtspunkte,

daß beim Tragischen einerseits ein Widerspruch und anderseits doch wieder ein Zusammenhang zwischen dem Leiden und dem Thun der Helden besteht. Fruchtbarer für das Verständnis des Tragischen als Freytags Erörterung scheint mir z. B. der betreffende Abschnitt aus der Einleitung des Bellermannschen Werkes über Schillers Dramen, woraus auch Nr. 7 „Das Drama" entnommen ist. Es sind nur wenige ästhetische Gegenstände, die hier besprochen werden; der Herausgeber meint ohne Zweifel, daß der Grundstock von Anschauungen und Kenntnissen in dieser Beziehung durch Lessings und Schillers ästhetische Schriften gewonnen werden müsse. Nr. 9—11 sind psychologisch-ethischen Inhalts. Gerade hier möchte man mehr wünschen, z. B. Stücke wie über die Temperamente von Lotze, über die Phantasie von Carrière über die Ehre von Lazarus, zumal die Prosalektüre nach dem jetzigen preußischen Lehrplane berufen ist, die als besondere Lehraufgabe ausgeschiedene philosophische Propädeutik zu ersetzen.[1]) Doch für das hier etwa Vermißte werden wir auf anderen Gebieten reichlich entschädigt.

Die folgende große Gruppe (Nr. 12—21) bietet zunächst einige kulturhistorische Aufsätze über den Ursprung des Staates, der Nationen, der Kultur. In Nr. 15 zeigt Peschel, daß man die Rückwirkung der Ländergestaltung auf die menschliche Gesittung nicht überschätzen dürfe. Die mit sicherem Takte ausgewählten Abschnitte, welche die Schüler über volkswirtschaftliche und gesellschaftliche Fragen der Gegenwart und über die Sozialpolitik der Staaten aufklären sollen, werden auch dem Geschichtslehrer als Hilfsmittel willkommen sein. Ausdrückliche Anführung und Widerlegung der sozialdemokratischen Lehren ist vermieden. Riehl erörtert in Nr. 18 mit einem Blick auf die sozialen Bewegungen früherer Zeiten das Mißverhältnis zwischen Arbeit und Kapital, schildert die auf der Arbeit beruhende Standesehre des vierten Standes im Gegensatz zu den besitzenden Ständen und führt so ganz natürlich in unsere sog. soziale Frage ein. Nr. 19 hebt hervor, daß die volkswirtschaftlichen Maßregeln des innigen Zusammenschlusses aller Einzelkräfte bedürfen, wie sie nur der große Nationalstaat zu bieten vermag. In Nr. 20 wird die Wichtigkeit des Handwerks neben dem Fabrikbetriebe betont. Nr. 21 weist auf das Herrliche der modernen Verkehrseinrichtungen, wie der Reichspost und der Weltpost hin, durch die der Deutsche dem Deutschen, aber auch der Mensch dem Menschen näher gerückt ist als je. Sodann kommt das religiöse Leben zur Darstellung, und zwar in drei Aufsätzen, die tiefer gehen und, wie mich dünkt, auch wärmer sind als es bisher in Lesebüchern auf diesem Gebiete üblich ist. Es sind dies

1) Ein schönes Beispiel einer Begriffsbestimmung bietet übrigens Nr. 13.

Nr. 22, worin der Herausgeber den echten Idealismus des Christentums nachweist, Nr. 23, worin der Gegensatz der christlichen und der buddhistischen Lehre von der Erlösung entwickelt wird, und Nr. 24, worin Uhlhorn die durch das neue Gebot Christi verlangte christliche Liebesthätigkeit würdigt.

Die folgenden geschichtlichen Betrachtungen, die sich übrigens auf das griechische und das deutsche Volk beschränken (Nr. 25—30) zeichnen sich aus durch große Gesichtspunkte und weiten Blick, so die liebevolle Charakteristik der alten Deutschen beim Eintritt in die Geschichte durch H. von Sybel, die Schilderung der weltgeschichtlichen Bedeutung Karls des Großen durch Lamprecht, das großartige Bild der politischen Weltlage, das Bismarck in seiner Reichtagsrede vom 6. Februar 1888 entworfen hat. Andere geben einen kennzeichnenden Überblick über bestimmte räumliche Bewegungen (Nr. 28) oder über einen bestimmten Zeitraum der deutschen Geschichte (Nr. 29). In Nr. 25 betrachtet E Curtius das ganze Leben der alten Hellenen, wie es in ihrer Geschichte vorliegt, geistreich unter dem Bilde eines Wettkampfes. In der Geschichte der Philosophie und Litteratur wird vier Männern die Ehre besonderer Besprechung zu teil: Sokrates, Aristoteles, Lessing und Goethe. Sehr erwünscht wäre auch eine Würdigung der Bedeutung Kants, zumal man bei dem Lesen der ästhetischen Schriften Schillers öfter auf dessen Philosophie zurückgehen muß. Daß S. 75 von Kants Sittlichkeitsgesetz die Rede ist, reicht nicht aus. Ferner bedaure ich, daß nicht irgend etwas über Shakespeare geboten wird. Auf mehrere Dramen wird genauer eingegangen, nämlich auf Schillers Wallenstein und Jungfrau von Orleans und auf Goethes Iphigenie. Leider nicht auf den Faust, den wir unseren Schülern doch irgendwie nahe bringen müssen, da er in der Klasse nicht gelesen werden soll.

Auf die Reihenfolge kommt ja in solchem Lesebuche nicht viel an, da die Stücke doch nicht der Reihe nach gelesen werden — ich meine, daß man jährlich etwa 6—10 Stücke in der Klasse behandeln würde —; aber weshalb Nr. 6—8 nicht zwischen 39 und 40 eingereiht sind, ist nicht recht ersichtlich. Dann würde an die Besprechung der Dramen der Aufsatz über das Drama und an die Ton- und Dichtkunst die bildende Kunst sich ungezwungen anschließen. Die anziehenden Analysen der Niobegruppe, des Apollo von Belvedere, der sixtinischen Madonna von Rafael und des Moses von Michelangelo tragen dazu bei, die Schüler die Kunst des Sehens zu lehren. Hierhin gehört der feinsinnige Aufsatz von Ernst Curtius über die antike Kunst in ihrer Beziehung zur modernen Bildung. Erwähnenswert ist besonders die klare und alles Wesentliche hervorhebende Übersicht über die verschiedenen Baustile. Mit Freuden begrüßt habe ich auch den Aufsatz Nr. 47 „Wir leben nicht auf der

Erde", in welchem J. Ed. Erdmann in der geistvollsten Weise über das Verhältnis von Kunst und Natur und den Vorgang des Idealisierens spricht und die beseligende Macht der Kunst preist, die uns über alles Irdische erhebt.

Sehr gut weggekommen ist die Naturkunde, auf die sich die elf Nummern der letzten Gruppe beziehen (48—58), in denen z. B. über die Entstehung unseres Planetensystems, die allgemeine Schwere, die Wellenbewegung des Wassers und der Luft, Vergiftung und Entgiftung, Vergangenheit und Zukunft des Weltalls Aufschluß gegeben wird. Obgleich die moderne Elektrotechnik sich riesig entwickelt, ist es wohl doch etwas zu viel, wenn sechs verschiedene Lesestücke die Elektrizität zum Gegenstande haben.

Dies der reiche Inhalt. Die Auswahl ist ganz selbständig. Nur wenige Aufsätze (Nr. 1, 3, 4, 25, 33, 42, 49) finden sich schon in anderen Sammlungen, nämlich bei Buschmann, Cauer, Hense oder Reinhold Biese. Folgende Namen von Schriftstellern erscheinen hier, soviel ich sehe, überhaupt zum ersten Male in einem deutschen Lesebuche für die Oberklassen: Barthelémy-Saint-Hilaire, Ernst Becker, Ludwig Bellermann, Alfred Biese, Karl Bücher, Charlotte Duncker, Leo Grätz, Rudolf Haym, Eduard Hanslick, Oskar Jäger, Ignaz Jastrow, Alfred Kirchhoff, Hermann Klein, Rudolf Kobert, Karl Lamprecht, Christian Muff, Friedrich Paulsen, Friedrich Ratzel, Anton Springer, Gerhard Uhlhorn, Georg Voigt, Georg Warnecke und Otto Willmann. Systematische Vollständigkeit des Inhalts war natürlich weder zweckmäßig noch möglich. Aus der Fülle des Wissens- und Lesenswerten konnte in jedem Gebiete nur einzelnes herausgegriffen werden. Mancher würde vielleicht andere Stücke ausgewählt haben. Aber das muß man anerkennen, daß hier fast durchweg passender Stoff ausgewählt ist, der nicht der Zersplitterung Vorschub leistet, sondern geeignet ist, im Anschluß an den Unterricht den Gesichtskreis der Primaner zu erweitern und ihre Gedankenwelt zu vertiefen. Die maßgebenden Unterrichtsbücher sind berücksichtigt; ein Teil der Lesestücke — die Zahl ist verhältnismäßig nicht gerade groß — knüpft an den eigentlichen Lehrstoff des deutschen Unterrichts an, vom klassischen Altertum kommt mit Recht besonders die bildende Kunst zur Geltung, während es sonst nicht so reichlich bedacht ist wie in anderen Sammlungen, der Religionsunterricht bekommt seinen Anteil, der geschichtliche und der physikalische sind geradezu begünstigt.

Das einigende Band fehlt nicht. Wenn auch, wie oben bemerkt, der eigentlich philosophische Lesestoff nicht sehr umfangreich ist, so lehren doch fast alle Stücke eine philosophische Art des Denkens und richten den Sinn vom Besonderen auf das Allgemeine, wodurch der immer

einseitiger werdenden Fachbildung unserer Zeit glücklich entgegengearbeitet wird. Allgemeine Gesichtspunkte, wichtige Begriffe und Fragen, große Männer, wertvolle Werke, bedeutende Erscheinungen sind es, über die gehandelt wird. Dabei regt sich fast in allen Stücken der kräftige Geist der modernen Zeit, aber dem realistischen Zuge hält ein immer wieder hervortretender Idealismus das Gleichgewicht. Der nationale Gedanke kommt in manchen Aufsätzen zum Ausdruck, am kräftigsten in der Bismarckschen Rede (Nr. 30), die mit den denkwürdigen Worten schließt: „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt.“

Einsichtige Pädagogen sind darin einig, daß unsere Primaner im deutschen Unterrichte nicht leichten Kaufes davonkommen dürfen. Es ist daher nur zu billigen, daß bei der Auswahl nicht nur darauf gesehen ist, daß die Aufsätze im Gesichtskreis der Schüler liegen, sondern auch darauf, daß sie der Kraft der Schüler etwas zumuten, sie zu ernstem Nachdenken zwingen und durch die Schwierigkeit der Durcharbeitung den Geist üben und das Können mehren. Daß manche Stücke dem Primaner ohne Anleitung des Lehrers nicht recht verständlich sein werden, ist kein Schade. Denn in jedem Falle wird ja auf die häusliche Vorbereitung die gemeinsame Besprechung in der Klasse folgen müssen. Nr. 29 erscheint mir allerdings etwas zu abstrakt, Nr. 32, das übrigens von keinem deutschen Verfasser herrührt, zu philologisch-gelehrt und Nr. 56 überhaupt zu schwierig, wenigstens würde es erst unter Leitung des physikalischen Fachlehrers zur Geltung kommen können.

Was die Form betrifft, so sind die einzelnen Abschnitte zwar meistens aus einer größeren Schrift herausgehoben, aber doch so, daß sie fast immer ein übersichtliches, in sich geschlossenes Ganzes bilden, an das sich praktische Anordnungsübungen anschließen lassen. Ich sehe es in dieser Beziehung als einen Vorzug an, daß viele Stücke ziemlich lang sind; selbst in dem umfangreichsten Stück (Nr. 40) leidet unter der Länge (35 Seiten) die Übersichtlichkeit nicht. Auch hinsichtlich der stilistischen Darstellung finden die Schüler hier gute Vorbilder für ihre schriftlichen Ausarbeitungen und mündlichen Berichte. Wichtig ist dabei, daß die Aufsätze in wirklich zeitgenössischer Prosa geschrieben sind. Von den 43 Verfassern, die zu Worte kommen, sind 27 jetzt noch am Leben. Aus älterer Zeit stammen nur Nr. 3 und 4, von Gustav Möser und Jakob Grimm; die meisten von den 58 Stücken sind in den letzten Jahrzehnten entstanden, mehr als 30 erst nach 1880, ja etwa 25 erst in der Zeit seit 1890. Nebenbei erwähne ich, daß mir S. 113 eine undeutsche Einschachtelung aufgefallen ist in dem Satze: „Georg Schweinfurth, indem er von einem Teile der Dinkasteppe am Bahr el Ghasal, dem Bezirke der Rek, spricht, nennt dieselbe ein steinloses Land.“ S. 151 steht die

„Vorstellung des Ich" und „die Existenz des Ich" ohne Bezeichnung der Beugung, S. 161 aber in derselben Abhandlung richtig „der Ausdruck meines eigenen Ichs."

Ein kurzes Schriftstellerverzeichnis macht den Beschluß.

Zu loben ist, daß die Schrift, aus welcher der Aufsatz entnommen ist, jedesmal angegeben wird. Zu wünschen aber wäre es, daß dabei nicht nur das Jahr der letzten Auflage, sondern auch das der Entstehung der Schrift angegeben würde. So steht bei Freytags Technik des Dramas (Nr. 8) 1894 und bei Riehls bürgerlicher Gesellschaft (Nr. 18) 1888, während diese 1853, jene 1863 entstanden ist. Oskar Jäger hat seine Sammlung Pro domo allerdings erst 1894 herausgegeben, Nr. 14 ist aber eine bereits 1865 gehaltene Königsgeburtstagsrede. Erdmanns „Psychologische Briefe" (Nr. 9) sind nicht erst 1882 erschienen, sondern 1851, seine „Ernsten Spiele" 1871, während bei Nr. 11 das Jahr der 3. Auflage (1875) und bei Nr. 47 das Jahr 1890 angegeben ist. Ähnlich ist es z. B. bei den Stücken 4, 31 und 41.

Wenn A. Matthias in der Zeitschrift für die Gymnasialw. 1889 meinte, die Frage, wie ein philosophisches oder rhetorisch-stilistisches Lesebuch eingerichtet werden solle, sei noch nicht völlig gelöst, aber des Schweißes der Edeln wert, so hat Chr. Muff durch sein deutsches Lesebuch für Prima diese Frage der Lösung erheblich näher gebracht. Sein Lesebuch, das einen ausgeprägt modernen Charakter trägt, ist mit Umsicht und Geschick bearbeitet und wird ein vorzügliches Bildungsmittel sein, das geeignet ist, zur Belebung des deutschen Unterrichts und zur Förderung der Zwecke des höheren Unterrichts überhaupt beizutragen. Das von Muff herausgegebene zehnbändige Werk, das den Schülern den Lesestoff von der Vorschule bis zur Prima nach einheitlichem Plane darbietet, und das nur insofern eine Lücke aufweist, als für die Ober-Sekunda kein besonderer Prosateil vorgesehen ist, dieses Werk findet mit dem vorliegenden Teile seinen würdigen Abschluß.

Wesel. **Heinrich Gloël.**

Alfred Stoeßel, Mutter und Tochter. Dreizehn Briefe und eine Postkarte. Kritik-Verlag. Berlin 1897. 45 S.

Die vorliegende kurze Novelle in Briefen gehört zu den besten Erzeugnissen der realistischen Kunst unserer Tage. In meisterlicher Weise hat der Verfasser die Erlebnisse eines armen Mädchens, das durch Verführung und durch Unbarmherzigkeit und Härte der Welt zum Selbstmord getrieben wird, künstlerisch gestaltet. Es ist ein erschütterndes Nachtstück aus dem modernen Leben, eine Tragödie, wie sie sich täglich und stündlich in unseren Großstädten abspielt, ohne daß auch nur ein

Hahn darnach krähte. Satzbau und Stil der hier in Frage kommenden Volksklassen sind von Stoeßel in vortrefflicher Weise behandelt, und die Novelle erweist sich daher auch für den Sprachforscher als recht interessant. Den Dialekt giebt Stoeßel nicht in voller Naturroheit, sondern läßt ihn mit großem Geschick überall nur anklingen. Obwohl die Schrift Stoeßels keinerlei moralische Tendenz verrät, so ist sie doch wie jedes echte Kunstwerk von tiefem Ernste erfüllt und enthält eine gewaltige sittliche Mahnung für alle, denen das Glück und Wohl unserer eigentlichen Volkskreise am Herzen liegt. Die Schilderung ist von ergreifender Wahrheit und künstlerisch klarer Einfachheit und Natürlichkeit. Wenn die Novelle auch nicht für „höhere Töchter" bestimmt ist, so ist sie doch Männern und allen Frauen, die in einem nackten Apollo nicht den Mann, sondern den Gott zu sehen vermögen, zur Lektüre zu empfehlen. Mit Ausnahme von S. 40, wo der Verfasser unkünstlerisch deutlich wird („Das wäre doch nicht so schlimm, daß mir das Kind gestorben wäre, er wolle gerne für Ersatz sorgen u. s. w."), ist das rechte künstlerische Maß überall eingehalten und die typische und charakteristische Ausgestaltung des schwierigen Problems wohlgelungen.

Dresden. **Otto Lyon.**

Hermann Paul, Deutsches Wörterbuch. Halle, M. Niemeyer, 576 S. Mark 8.—.

Ein kleineres deutsches Wörterbuch, das die Wortentwickelung, Wortausbreitung, Wortbedeutung und Wortverwendung knapp, aber doch in ergiebiger Gestalt behandelte, so wie etwa Kluge in seinem Wörterbuch die etymologische Seite der Sprache mustergiltig darstellt, blieb neben den größeren Wörterbüchern von Grimm und Heyne noch immer ein Bedürfnis. Paul hat dieses Bedürfnis in dem vorliegenden Werke in geradezu mustergiltiger Weise erfüllt. Mit sicherem Takte hat er alles Nebensächliche und Unwichtige oder nur der engeren Fachsprache Zugehörige ausgeschieden, auch Belege aus Schriftstellern nur da gegeben, wo es charakteristisch oder für die Wortverbreitung und Wortentwickelung als schlagender Nachweis zu wünschen war, die gelehrte Etymologie, die mit indogermanischen und gemeingermanischen Formen arbeitet, mit Glück beiseite gelassen, dafür aber die Entwickelung des Wortes innerhalb des deutschen Sprachgebietes um so treffender und klarer gekennzeichnet und alles Notwendige und Wichtige sicher und klärend behandelt. Wir können uns keinen besseren Ratgeber für alle einschlagenden deutschsprachlichen Fragen denken, der so kurz und sicher über alles Wissenswerte Auskunft giebt, als das vorliegende Paulsche Wörterbuch. Für Schule und Haus ist es daher warm zu empfehlen, für jeden Lehrer des Deutschen geradezu

unentbehrlich. Dazu kommt, daß es sich auch durch seine lesbare, fesselnde Darstellung als ein nach jeder Richtung hin anregendes und förderndes Werk erweist. Viele Artikel, wie ab, an, also, auf, ansehen, aus, ein, ent, fahren, gehen, Geist, Geselle, gewohnen, gut, halten, heim, Herr, in, kommen, machen, Maß, mit, nach und viele andere sind geradezu prächtige, wohl abgerundete Sprachbilder, die sich namentlich für den Unterricht trefflich verwenden lassen. Wir wünschen dem schönen Werke die denkbar weiteste Verbreitung.

Dresden. **Otto Lyon.**

Richard Vetter, Quellenbuch zur Einführung in das Verständnis der Entwickelung unserer neueren Litteratur. Zum Gebrauch an höheren Lehranstalten herausgegeben. Leipzig, Dürr 1897. II, 149 S.

Das Buch giebt eine Auswahl aus wichtigen kritischen Schriften des 17. und 18. Jahrhunderts, die sich auf die Gestaltung unserer deutschen Litteratur beziehen. So bringt es die wichtigsten Stücke aus Martin Opitzens Buch von der deutschen Poeterey, aus Gottscheds Versuch einer kritischen Dichtkunst, aus Bodmers Diskoursen der Mahlern, aus Bodmers Abhandlung „Von dem Wunderbaren in der Poesie", aus Breitingers „Kritischer Dichtkunst", aus Lessings „Laokoon" (dazu Winckelmanns und Goethes Urteil über die Laokoongruppe), aus Lessings „Hamburgischer Dramaturgie", Herders Aufsatz „Über Ossian und die Lieder alter Völker" und „Über Shakespeare" sowie Goethes Shakespearerede. Die Auswahl ist knapp, aber geschickt und mit wissenschaftlichem und pädagogischem Takte hergestellt; sie ist ein brauchbares Hilfsmittel für den deutschen Unterricht, namentlich an Seminaren und Realschulen, und wohl geeignet, den Schüler in den Werdegang unserer klassischen deutschen Litteratur einzuführen.

Dresden. **Otto Lyon.**

Rudolf Meringer, Indogermanische Sprachwissenschaft. Leipzig, Göschen 1897. Sammlung Göschen. 59. Bändchen. Preis geb. Mark 0,80.

Die indogermanische Sprachwissenschaft, die selbst für viele, sonst ganz gute Kenner der altklassischen oder der modernen Sprachen ein Buch mit sieben Siegeln ist, wird hier in einer knappen Behandlung für weitere Kreise dargeboten. Man kann wohl sagen, daß ein Einblick, wie man ihn hier in die indogermanische Sprachwissenschaft erhält, für die allgemeine Bildung notwendig ist. Der Verfasser giebt in trefflicher Weise Belehrung über den Anteil des Körpers und der Seele an der

darauf, ob die Stücke nach Inhalt und Form für die Gesamtbildung der Schüler förderlich seien. Mit dem Ausschluß der klassischen Prosa kann man einverstanden sein. Nicht, als ob sie überflüssig wäre! Nein, unsere Klassiker müssen im Mittelpunkte des deutschen Unterrichts stehen bleiben, und das Wertvollste aus der Prosa Lessings, Schillers und womöglich auch Goethes ist nach wie vor in der Prima zu lesen; ihre Werke befinden sich jedoch in der Hand der Schüler oder sind leicht zu beschaffen. Aber unsere klassische Prosa allein reicht nicht mehr aus. Während im 18. Jahrhundert das litterarisch-ästhetische Interesse vorherrschte, ist jetzt das historische, politische und praktische mehr in den Vordergrund getreten. Und es gehört zu den Pflichten der höheren Schule, ihre Zöglinge auch mit dem wirklichen Leben und den Bestrebungen der Gegenwart bekanntzumachen und das Verständnis für die großen Fragen und die eigenartigen Aufgaben unserer Zeit in ihnen anzubahnen. Demgemäß bietet der Herausgeber in seinem Lesebuche nachgoethische Prosa dar und nimmt seinen Stoff aus den wichtigsten großen Gebieten, auf denen sich die theoretische und praktische Thätigkeit unserer Zeit abspielt.

Ich gebe zunächst eine Übersicht des Inhalts und verbinde damit sogleich einige Bemerkungen. Die Sammlung beginnt mit zwei Aufsätzen über die geistige Arbeit des Mannes der Wissenschaft und des Erfinders. Wäre die allerdings ziemlich lange Helmholtzsche Festrede über das Verhältnis der Naturwissenschaften zur Gesamtheit der Wissenschaften, aus der das erste Stück genommen ist, in ihrem ganzen Umfange abgedruckt, so würde sie sich vielleicht noch mehr als Einleitung des Ganzen eignen. Die folgenden Stücke beschäftigen sich mit der Sprache; Nr. 3 ist die bekannte, treffliche Anweisung Justus Mösers, wie man zu einem guten Vortrage seiner Empfindungen gelange, Nr. 4 und 5 handeln mehr theoretisch über den Ursprung der Sprache (Jakob Grimm) und über das Metaphorische in der Sprache (Alfred Biese). Dieser sinnige Aufsatz bildet den Übergang zu einigen Abhandlungen aus dem Gebiete der Ästhetik und Poetik. So enthält Nr. 6 die anziehende Auseinandersetzung Hanslicks, daß es im Gegensatze zu den anderen Künsten für die Musik (wie für die Baukunst) kein Naturschönes giebt, das sie unmittelbar als Stoff oder Vorbild für ihre Werke verwerten könnte. Wer in Nr. 8 „Was ist tragisch?" von Gustav Freytag eine erschöpfende Bestimmung des inhaltreichen und wichtigen Begriffes erwartet, wird sich enttäuscht sehen. Der erste Teil der Freytagschen Abhandlung ist nämlich etwas allgemein, insofern er sich überhaupt mit der Gesamtwirkung des ernsten Dramas, mit der sog. Katharsis beschäftigt, und der zweite Teil faßt den Begriff des Tragischen etwas äußerlich vom Standpunkte der dramatischen Technik und nicht nach dem wenigstens für mich maßgebenden Gesichtspunkte,

daß beim Tragischen einerseits ein Widerspruch und anderseits doch wieder ein Zusammenhang zwischen dem Leiden und dem Thun der Helden besteht. Fruchtbarer für das Verständnis des Tragischen als Freytags Erörterung scheint mir z. B. der betreffende Abschnitt aus der Einleitung des Bellermannschen Werkes über Schillers Dramen, woraus auch Nr. 7 „Das Drama“ entnommen ist. Es sind nur wenige ästhetische Gegenstände, die hier besprochen werden; der Herausgeber meint ohne Zweifel, daß der Grundstock von Anschauungen und Kenntnissen in dieser Beziehung durch Lessings und Schillers ästhetische Schriften gewonnen werden müsse. Nr. 9—11 sind psychologisch-ethischen Inhalts. Gerade hier möchte man mehr wünschen, z. B. Stücke wie über die Temperamente von Lotze, über die Phantasie von Carrière über die Ehre von Lazarus, zumal die Prosalektüre nach dem jetzigen preußischen Lehrplane berufen ist, die als besondere Lehraufgabe ausgeschiedene philosophische Propädeutik zu ersetzen.[1]) Doch für das hier etwa Vermißte werden wir auf anderen Gebieten reichlich entschädigt.

Die folgende große Gruppe (Nr. 12—21) bietet zunächst einige kulturhistorische Aufsätze über den Ursprung des Staates, der Nationen, der Kultur. In Nr. 15 zeigt Peschel, daß man die Rückwirkung der Ländergestaltung auf die menschliche Gesittung nicht überschätzen dürfe. Die mit sicherem Takte ausgewählten Abschnitte, welche die Schüler über volkswirtschaftliche und gesellschaftliche Fragen der Gegenwart und über die Sozialpolitik der Staaten aufklären sollen, werden auch dem Geschichtslehrer als Hilfsmittel willkommen sein. Ausdrückliche Anführung und Widerlegung der sozialdemokratischen Lehren ist vermieden. Riehl erörtert in Nr. 18 mit einem Blick auf die sozialen Bewegungen früherer Zeiten das Mißverhältnis zwischen Arbeit und Kapital, schildert die auf der Arbeit beruhende Standesehre des vierten Standes im Gegensatz zu den besitzenden Ständen und führt so ganz natürlich in unsere sog. soziale Frage ein. Nr. 19 hebt hervor, daß die volkswirtschaftlichen Maßregeln des innigen Zusammenschlusses aller Einzelkräfte bedürfen, wie sie nur der große Nationalstaat zu bieten vermag. In Nr. 20 wird die Wichtigkeit des Handwerks neben dem Fabrikbetriebe betont. Nr. 21 weist auf das Herrliche der modernen Verkehrseinrichtungen, wie der Reichspost und der Weltpost hin, durch die der Deutsche dem Deutschen, aber auch der Mensch dem Menschen näher gerückt ist als je. Sodann kommt das religiöse Leben zur Darstellung, und zwar in drei Aufsätzen, die tiefer gehen und, wie mich dünkt, auch wärmer sind als es bisher in Lesebüchern auf diesem Gebiete üblich ist. Es sind dies

1) Ein schönes Beispiel einer Begriffsbestimmung bietet übrigens Nr. 13.

Nr. 22, worin der Herausgeber den echten Idealismus des Christentums nachweist, Nr. 23, worin der Gegensatz der christlichen und der buddhistischen Lehre von der Erlösung entwickelt wird, und Nr. 24, worin Uhlhorn die durch das neue Gebot Christi verlangte christliche Liebesthätigkeit würdigt.

Die folgenden geschichtlichen Betrachtungen, die sich übrigens auf das griechische und das deutsche Volk beschränken (Nr. 25—30) zeichnen sich aus durch große Gesichtspunkte und weiten Blick, so die liebevolle Charakteristik der alten Deutschen beim Eintritt in die Geschichte durch H. von Sybel, die Schilderung der weltgeschichtlichen Bedeutung Karls des Großen durch Lamprecht, das großartige Bild der politischen Weltlage, das Bismarck in seiner Reichtagsrede vom 6. Februar 1888 entworfen hat. Andere geben einen kennzeichnenden Überblick über bestimmte räumliche Bewegungen (Nr. 28) oder über einen bestimmten Zeitraum der deutschen Geschichte (Nr. 29). In Nr. 25 betrachtet E. Curtius das ganze Leben der alten Hellenen, wie es in ihrer Geschichte vorliegt, geistreich unter dem Bilde eines Wettkampfes. In der Geschichte der Philosophie und Litteratur wird vier Männern die Ehre besonderer Besprechung zu teil: Sokrates, Aristoteles, Lessing und Goethe. Sehr erwünscht wäre auch eine Würdigung der Bedeutung Kants, zumal man bei dem Lesen der ästhetischen Schriften Schillers öfter auf dessen Philosophie zurückgehen muß. Daß S. 75 von Kants Sittlichkeitsgesetz die Rede ist, reicht nicht aus. Ferner bedaure ich, daß nicht irgend etwas über Shakespeare geboten wird. Auf mehrere Dramen wird genauer eingegangen, nämlich auf Schillers Wallenstein und Jungfrau von Orleans und auf Goethes Iphigenie. Leider nicht auf den Faust, den wir unseren Schülern doch irgendwie nahe bringen müssen, da er in der Klasse nicht gelesen werden soll.

Auf die Reihenfolge kommt ja in solchem Lesebuche nicht viel an, da die Stücke doch nicht der Reihe nach gelesen werden — ich meine, daß man jährlich etwa 6—10 Stücke in der Klasse behandeln würde —; aber weshalb Nr. 6—8 nicht zwischen 39 und 40 eingereiht sind, ist nicht recht ersichtlich. Dann würde an die Besprechung der Dramen der Aufsatz über das Drama und an die Ton- und Dichtkunst die bildende Kunst sich ungezwungen anschließen. Die anziehenden Analysen der Niobegruppe, des Apollo von Belvedere, der sixtinischen Madonna von Rafael und des Moses von Michelangelo tragen dazu bei, die Schüler die Kunst des Sehens zu lehren. Hierhin gehört der feinsinnige Aufsatz von Ernst Curtius über die antike Kunst in ihrer Beziehung zur modernen Bildung. Erwähnenswert ist besonders die klare und alles Wesentliche hervorhebende Übersicht über die verschiedenen Baustile. Mit Freuden begrüßt habe ich auch den Aufsatz Nr. 47 „Wir leben nicht auf der

Erde", in welchem J. Ed. Erdmann in der geistvollsten Weise über das Verhältnis von Kunst und Natur und den Vorgang des Idealisierens spricht und die beseligende Macht der Kunst preist, die uns über alles Irdische erhebt.

Sehr gut weggekommen ist die Naturkunde, auf die sich die elf Nummern der letzten Gruppe beziehen (48—58), in denen z. B. über die Entstehung unseres Planetensystems, die allgemeine Schwere, die Wellenbewegung des Wassers und der Luft, Vergiftung und Entgiftung, Vergangenheit und Zukunft des Weltalls Aufschluß gegeben wird. Obgleich die moderne Elektrotechnik sich riesig entwickelt, ist es wohl doch etwas zu viel, wenn sechs verschiedene Lesestücke die Elektrizität zum Gegenstande haben.

Dies der reiche Inhalt. Die Auswahl ist ganz selbständig. Nur wenige Aufsätze (Nr. 1, 3, 4, 25, 33, 42, 49) finden sich schon in anderen Sammlungen, nämlich bei Buschmann, Cauer, Hense oder Reinhold Biese. Folgende Namen von Schriftstellern erscheinen hier, soviel ich sehe, überhaupt zum ersten Male in einem deutschen Lesebuche für die Oberklassen: Barthelémy-Saint-Hilaire, Ernst Becker, Ludwig Bellermann, Alfred Biese, Karl Bücher, Charlotte Duncker, Leo Grätz, Rudolf Haym, Eduard Hanslick, Oskar Jäger, Ignaz Jastrow, Alfred Kirchhoff, Hermann Klein, Rudolf Kobert, Karl Lamprecht, Christian Muff, Friedrich Paulsen, Friedrich Ratzel, Anton Springer, Gerhard Uhlhorn, Georg Voigt, Georg Warnecke und Otto Willmann. Systematische Vollständigkeit des Inhalts war natürlich weder zweckmäßig noch möglich. Aus der Fülle des Wissens- und Lesenswerten konnte in jedem Gebiete nur einzelnes herausgegriffen werden. Mancher würde vielleicht andere Stücke ausgewählt haben. Aber das muß man anerkennen, daß hier fast durchweg passender Stoff ausgewählt ist, der nicht der Zersplitterung Vorschub leistet, sondern geeignet ist, im Anschluß an den Unterricht den Gesichtskreis der Primaner zu erweitern und ihre Gedankenwelt zu vertiefen. Die maßgebenden Unterrichtsbücher sind berücksichtigt; ein Teil der Lesestücke — die Zahl ist verhältnismäßig nicht gerade groß — knüpft an den eigentlichen Lehrstoff des deutschen Unterrichts an, vom klassischen Altertum kommt mit Recht besonders die bildende Kunst zur Geltung, während es sonst nicht so reichlich bedacht ist wie in anderen Sammlungen, der Religionsunterricht bekommt seinen Anteil, der geschichtliche und der physikalische sind geradezu begünstigt.

Das einigende Band fehlt nicht. Wenn auch, wie oben bemerkt, der eigentlich philosophische Lesestoff nicht sehr umfangreich ist, so lehren doch fast alle Stücke eine philosophische Art des Denkens und richten den Sinn vom Besonderen auf das Allgemeine, wodurch der immer

einseitiger werdenden Fachbildung unserer Zeit glücklich entgegengearbeitet wird. Allgemeine Gesichtspunkte, wichtige Begriffe und Fragen, große Männer, wertvolle Werke, bedeutende Erscheinungen sind es, über die gehandelt wird. Dabei regt sich fast in allen Stücken der kräftige Geist der modernen Zeit, aber dem realistischen Zuge hält ein immer wieder hervortretender Idealismus das Gleichgewicht. Der nationale Gedanke kommt in manchen Aufsätzen zum Ausdruck, am kräftigsten in der Bismarckschen Rede (Nr. 30), die mit den denkwürdigen Worten schließt: „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt."

Einsichtige Pädagogen sind darin einig, daß unsere Primaner im deutschen Unterrichte nicht leichten Kaufes davonkommen dürfen. Es ist daher nur zu billigen, daß bei der Auswahl nicht nur darauf gesehen ist, daß die Aufsätze im Gesichtskreis der Schüler liegen, sondern auch darauf, daß sie der Kraft der Schüler etwas zumuten, sie zu ernstem Nachdenken zwingen und durch die Schwierigkeit der Durcharbeitung den Geist üben und das Können mehren. Daß manche Stücke dem Primaner ohne Anleitung des Lehrers nicht recht verständlich sein werden, ist kein Schade. Denn in jedem Falle wird ja auf die häusliche Vorbereitung die gemeinsame Besprechung in der Klasse folgen müssen. Nr. 29 erscheint mir allerdings etwas zu abstrakt, Nr. 32, das übrigens von keinem deutschen Verfasser herrührt, zu philologisch-gelehrt und Nr. 56 überhaupt zu schwierig, wenigstens würde es erst unter Leitung des physikalischen Fachlehrers zur Geltung kommen können.

Was die Form betrifft, so sind die einzelnen Abschnitte zwar meistens aus einer größeren Schrift herausgehoben, aber doch so, daß sie fast immer ein übersichtliches, in sich geschlossenes Ganzes bilden, an das sich praktische Anordnungsübungen anschließen lassen. Ich sehe es in dieser Beziehung als einen Vorzug an, daß viele Stücke ziemlich lang sind; selbst in dem umfangreichsten Stück (Nr. 40) leidet unter der Länge (35 Seiten) die Übersichtlichkeit nicht. Auch hinsichtlich der stilistischen Darstellung finden die Schüler hier gute Vorbilder für ihre schriftlichen Ausarbeitungen und mündlichen Berichte. Wichtig ist dabei, daß die Aufsätze in wirklich zeitgenössischer Prosa geschrieben sind. Von den 43 Verfassern, die zu Worte kommen, sind 27 jetzt noch am Leben. Aus älterer Zeit stammen nur Nr. 3 und 4, von Gustav Möser und Jakob Grimm; die meisten von den 58 Stücken sind in den letzten Jahrzehnten entstanden, mehr als 30 erst nach 1880, ja etwa 25 erst in der Zeit seit 1890. Nebenbei erwähne ich, daß mir S. 113 eine undeutsche Einschachtelung aufgefallen ist in dem Satze: „Georg Schweinfurth, indem er von einem Teile der Dinkasteppe am Bahr el Ghasal, dem Bezirke der Rek, spricht, nennt dieselbe ein steinloses Land." S. 151 steht die

„Vorstellung des Ich“ und „die Existenz des Ich“ ohne Bezeichnung der Beugung, S. 161 aber in derselben Abhandlung richtig „der Ausdruck meines eigenen Ichs.“

Ein kurzes Schriftstellerverzeichnis macht den Beschluß.

Zu loben ist, daß die Schrift, aus welcher der Aufsatz entnommen ist, jedesmal angegeben wird. Zu wünschen aber wäre es, daß dabei nicht nur das Jahr der letzten Auflage, sondern auch das der Entstehung der Schrift angegeben würde. So steht bei Freytags Technik des Dramas (Nr. 8) 1894 und bei Riehls bürgerlicher Gesellschaft (Nr. 18) 1888, während diese 1853, jene 1863 entstanden ist. Oskar Jäger hat seine Sammlung Pro domo allerdings erst 1894 herausgegeben, Nr. 14 ist aber eine bereits 1865 gehaltene Königsgeburtstagsrede. Erdmanns „Psychologische Briefe“ (Nr. 9) sind nicht erst 1882 erschienen, sondern 1851, seine „Ernsten Spiele“ 1871, während bei Nr. 11 das Jahr der 3. Auflage (1875) und bei Nr. 47 das Jahr 1890 angegeben ist. Ähnlich ist es z. B. bei den Stücken 4, 31 und 41.

Wenn A. Matthias in der Zeitschrift für die Gymnasialw. 1889 meinte, die Frage, wie ein philosophisches oder rhetorisch-stilistisches Lesebuch eingerichtet werden solle, sei noch nicht völlig gelöst, aber des Schweißes der Edeln wert, so hat Chr. Muff durch sein deutsches Lesebuch für Prima diese Frage der Lösung erheblich näher gebracht. Sein Lesebuch, das einen ausgeprägt modernen Charakter trägt, ist mit Umsicht und Geschick bearbeitet und wird ein vorzügliches Bildungsmittel sein, das geeignet ist, zur Belebung des deutschen Unterrichts und zur Förderung der Zwecke des höheren Unterrichts überhaupt beizutragen. Das von Muff herausgegebene zehnbändige Werk, das den Schülern den Lesestoff von der Vorschule bis zur Prima nach einheitlichem Plane darbietet, und das nur insofern eine Lücke aufweist, als für die Ober-Sekunda kein besonderer Prosateil vorgesehen ist, dieses Werk findet mit dem vorliegenden Teile seinen würdigen Abschluß.

Wesel. **Heinrich Gloël.**

Alfred Stoeßel, Mutter und Tochter. Dreizehn Briefe und eine Postkarte. Kritik-Verlag. Berlin 1897. 45 S.

Die vorliegende kurze Novelle in Briefen gehört zu den besten Erzeugnissen der realistischen Kunst unserer Tage. In meisterlicher Weise hat der Verfasser die Erlebnisse eines armen Mädchens, das durch Verführung und durch Unbarmherzigkeit und Härte der Welt zum Selbstmord getrieben wird, künstlerisch gestaltet. Es ist ein erschütterndes Nachtstück aus dem modernen Leben, eine Tragödie, wie sie sich täglich und stündlich in unseren Großstädten abspielt, ohne daß auch nur ein

Hahn darnach krähte. Satzbau und Stil der hier in Frage kommenden Volksklassen sind von Stoeßel in vortrefflicher Weise behandelt, und die Novelle erweist sich daher auch für den Sprachforscher als recht interessant. Den Dialekt giebt Stoeßel nicht in voller Naturroheit, sondern läßt ihn mit großem Geschick überall nur anklingen. Obwohl die Schrift Stoeßels keinerlei moralische Tendenz verrät, so ist sie doch wie jedes echte Kunstwerk von tiefem Ernste erfüllt und enthält eine gewaltige sittliche Mahnung für alle, denen das Glück und Wohl unserer eigentlichen Volkskreise am Herzen liegt. Die Schilderung ist von ergreifender Wahrheit und künstlerisch klarer Einfachheit und Natürlichkeit. Wenn die Novelle auch nicht für „höhere Töchter" bestimmt ist, so ist sie doch Männern und allen Frauen, die in einem nackten Apollo nicht den Mann, sondern den Gott zu sehen vermögen, zur Lektüre zu empfehlen. Mit Ausnahme von S. 40, wo der Verfasser unkünstlerisch deutlich wird („Das wäre doch nicht so schlimm, daß mir das Kind gestorben wäre, er wolle gerne für Ersatz sorgen u. s. w."), ist das rechte künstlerische Maß überall eingehalten und die typische und charakteristische Ausgestaltung des schwierigen Problems wohlgelungen.

Dresden. **Otto Lyon.**

Hermann Paul, Deutsches Wörterbuch. Halle, M. Niemeyer, 576 S. Mark 8.—.

Ein kleineres deutsches Wörterbuch, das die Wortentwickelung, Wortausbreitung, Wortbedeutung und Wortverwendung knapp, aber doch in ergiebiger Gestalt behandelte, so wie etwa Kluge in seinem Wörterbuch die etymologische Seite der Sprache mustergiltig darstellt, blieb neben den größeren Wörterbüchern von Grimm und Heyne noch immer ein Bedürfnis. Paul hat dieses Bedürfnis in dem vorliegenden Werke in geradezu mustergiltiger Weise erfüllt. Mit sicherem Takte hat er alles Nebensächliche und Unwichtige oder nur der engeren Fachsprache Zugehörige ausgeschieden, auch Belege aus Schriftstellern nur da gegeben, wo es charakteristisch oder für die Wortverbreitung und Wortentwickelung als schlagender Nachweis zu wünschen war, die gelehrte Etymologie, die mit indogermanischen und gemeingermanischen Formen arbeitet, mit Glück beiseite gelassen, dafür aber die Entwickelung des Wortes innerhalb des deutschen Sprachgebietes um so treffender und klarer gekennzeichnet und alles Notwendige und Wichtige sicher und klärend behandelt. Wir können uns keinen besseren Ratgeber für alle einschlagenden deutschsprachlichen Fragen denken, der so kurz und sicher über alles Wissenswerte Auskunft giebt, als das vorliegende Paulsche Wörterbuch. Für Schule und Haus ist es daher warm zu empfehlen, für jeden Lehrer des Deutschen geradezu

unentbehrlich. Dazu kommt, daß es sich auch durch seine lesbare, fesselnde Darstellung als ein nach jeder Richtung hin anregendes und förderndes Werk erweist. Viele Artikel, wie ab, an, also, auf, ansehen, aus, ein, ent, fahren, gehen, Geist, Geselle, gewohnen, gut, halten, heim, Herr, in, kommen, machen, Maß, mit, nach und viele andere sind geradezu prächtige, wohl abgerundete Sprachbilder, die sich namentlich für den Unterricht trefflich verwenden lassen. Wir wünschen dem schönen Werke die denkbar weiteste Verbreitung.

Dresden. **Otto Lyon.**

Richard Vetter, Quellenbuch zur Einführung in das Verständnis der Entwickelung unserer neueren Litteratur. Zum Gebrauch an höheren Lehranstalten herausgegeben. Leipzig, Dürr 1897. II, 149 S.

Das Buch giebt eine Auswahl aus wichtigen kritischen Schriften des 17. und 18. Jahrhunderts, die sich auf die Gestaltung unserer deutschen Litteratur beziehen. So bringt es die wichtigsten Stücke aus Martin Opitzens Buch von der deutschen Poeterey, aus Gottscheds Versuch einer kritischen Dichtkunst, aus Bodmers Diskoursen der Mahlern, aus Bodmers Abhandlung „Von dem Wunderbaren in der Poesie", aus Breitingers „Kritischer Dichtkunst", aus Lessings „Laokoon" (dazu Winckelmanns und Goethes Urteil über die Laokoongruppe), aus Lessings „Hamburgischer Dramaturgie", Herders Aufsatz „Über Ossian und die Lieder alter Völker" und „Über Shakespeare" sowie Goethes Shakespearerede. Die Auswahl ist knapp, aber geschickt und mit wissenschaftlichem und pädagogischem Takte hergestellt; sie ist ein brauchbares Hilfsmittel für den deutschen Unterricht, namentlich an Seminaren und Realschulen, und wohl geeignet, den Schüler in den Werdegang unserer klassischen deutschen Litteratur einzuführen.

Dresden. **Otto Lyon.**

Rudolf Meringer, Indogermanische Sprachwissenschaft. Leipzig, Göschen 1897. Sammlung Göschen. 59. Bändchen. Preis geb. Mark 0,80.

Die indogermanische Sprachwissenschaft, die selbst für viele, sonst ganz gute Kenner der altklassischen oder der modernen Sprachen ein Buch mit sieben Siegeln ist, wird hier in einer knappen Behandlung für weitere Kreise dargeboten. Man kann wohl sagen, daß ein Einblick, wie man ihn hier in die indogermanische Sprachwissenschaft erhält, für die allgemeine Bildung notwendig ist. Der Verfasser giebt in trefflicher Weise Belehrung über den Anteil des Körpers und der Seele an der

Sprache, über die Entwickelung der Sprachen, die indogermanischen Sprachen, die indogermanische Grundsprache (Betonung, Lautlehre, Formenlehre) und über die Kultur und Urheimat der Indogermanen. Das auf der Höhe der Wissenschaft stehende, sehr klar und praktisch-geschriebene Büchlein verdient warme Empfehlung.

Dresden. **Otto Lyon.**

Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie, 1897, Nr. 4. April: August Hartmann, Deutsche Meisterliederhandschriften in Ungarn, besprochen von Albert Leitzmann. — Rudolf Schwartz, Esther im deutschen und neulateinischen Drama des Reformationszeitalters, besprochen von Karl Drescher. — Sagen aus dem Lande Braunschweig, gesammelt von Th. Voges, besprochen von O. L. Jiriczek. — Richard Wülker, Geschichte der englischen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, besprochen von Ludwig Proescholdt. — Victor Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere. 6. Aufl. neu herausgegeben von O. Schrader, besprochen von Johannes Hoops.

——— Nr. 5. Mai: Ältere deutsche Grammatiken in Neudrucken: I. Das Büchlein gleichstimmender Wörter aber ungleichs Verstandes des Hans Fabritius, herausgegeben von J. Meier. III. Die deutsche Grammatik des Laurentius Albertus, herausgegeben von C. Müller-Fraureuth, besprochen von Friedrich Weidling. — Theatergeschichtliche Forschungen, herausgegeben von Berthold Litzmann. Bd. VI—IX, besprochen von Karl Drescher. — Johannes Bolte, Das Danziger Theater im 16. und 17. Jahrhundert, besprochen von Albert Leitzmann.

Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Litteratur 41, 2: Much, Die Städte in der Germania des Ptolemäus. — Lohmeyer, Pamphilus und Gliscerium, eine unedierte elegische Komödie. — Henning, Sceaf und die westsächsische Stammtafel. — Roethe, Wolfram Parzival 115, 21. — Seemüller, Lied auf König Friedrich und Christof Wolfsauer. — Prem, Ein Spottlied auf die Bauern aus dem 15. Jahrhundert. — R. M. Meyer, Der Urriese. — Scheel, Berliner Fragment aus Strickers Karl. — Tomaschek, Löwe, Die Reste der Germanen am Schwarzen Meer.

Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur XXII, 1: J. Lichtenstein, Zur Parzivalfrage. — E. Kück, Zu Wolframs Liedern. — S. Bugge, Die Heimat der altnordischen Lieder von den Welsungen und den Nibelungen. I. — K. Helm, Zu Heinrich von Mügeln. III. IV. — F. Saran, Zum Wigalois. — F. Jostes, Das Todesjahr des Ulfilas und der Übertritt der Goten zum Arianismus. — C. C. Uhlenbeck, Zur gotischen Etymologie. — Derselbe, Miscellen. — W. Vondrák, Althochdeutsches in den slavischen Freisinger Denkmälern. — K. Bohnenberger, Über gât | gêt im Bairischen. — W. Horn, Einige Fälle von Konsonantenschwund in deutschen Mundarten. — H. Hirt, Grammatisches und Etymologisches. — E. Wadstein, Zur germanischen Wortkunde. — E. Sievers, Grammatische Miscellen: 11. Agf. weorold : worold.

Litterarisches Zentralblatt 5: Kahle, Altisländisches Elementarbuch. — Holthausen, Altisländisches Lesebuch. — W. Str., Zupitza, Die germanischen

Gutturale. — M. K., Die Tagebücher des Grafen August von Platen. Herausgegeben von Laubmann und Scheffler. — 6: Ldw. Pr., Wülker, Geschichte der englischen Litteratur. — Die Jenaer Liederhandschrift. Faksimile-Ausgabe in Lichtdruck von K. K. Müller. — M. K., Briefwechsel zwischen Karoline von Humboldt, Rahel und Varnhagen, herausgegeben v. A Leitzmann. — 7: -gk., Küchler, Geschichte der isländischen Dichtung der Neuzeit. — W. V. Uhlenbeck, Etymologisches Wörterbuch der gotischen Sprache. — Al. T., Thimme, Lied und Märe. — 8: αλι, Panzer, Bibliographie zu Wolfram von Eschenbach. — Schubert, Die philosophischen Grundgedanken in Goethes Wilh. Meister. — 9: J. Schmidt, Geschichte der deutschen Litteratur von Leibniz bis auf unsere Zeit. — Hildebrand, Beiträge zum deutschen Unterricht. — 10: αλι, Die Sangesweisen der Kolmarer Liederhs. Herausgegeben von P. Runge. — -n-, Rieger, Klinger in seiner Reife dargestellt. — 11: -l., Schultze, Wege und Ziele deutscher Litteratur und Kunst; Bartels, Die deutsche Dichtung der Gegenwart. — Rabenlechner, Hamerling. — 12: Die Psalmenübersetzung des Paul Schede Melissus. Herausgegeben von Jellinek. — -s, Karl Immermann, Eine Gedächtnisschrift zum 100. Geburtstage des Dichters. — 13: αλι, Zimmermann, F. W. Zachariae in Braunschweig. — 14: -nn-, Schatz, Die Mundart von Imst. — Collin, Goethes Faust in seiner ältesten Gestalt.

Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen XCVIII, 1. 2: G. Schläger u. W. Cloëtta, Die altfrz. Prosafassung des Moniage Guillaume. II. Abhandlung. — G. Steffens, Die altfrz. Liederhs. der Bodleiana in Oxford, Douce 308. — Joh. Bolte, Die Wochentage in der Poesie. — E. Hausknecht, Das Glück von Edenhall. — E. Stumpff, Ungedruckte Gedichte von Thomas Chatterton. — G. Sarrazin, Kleine Beiträge zur engl. Syntax. — A. Englert, Zu dem Lied „Kleine Blumen, kleine Blätter". — F. Liebermann, ae. homola: Verstümmelter; orige unsichtbar. — Ders., Albani im Anglonormannischen: Fremde. — Fr. F. Furnivall, a confession of sins and a prayer for mercy. — A. Napier, Zum Archiv XCVII, S. 309 flg. — E. Hausknecht, Tycoon. — O. Glöde, Klint, Tysk Ordböjning.

Zeitschrift für das österreichische Volksschulwesen: VIII, 6: Franz Branky, „Im voraus" und „zum voraus" sollen nicht schriftdeutsch sein?

Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins XII, 5: H. Dunger, Heinrich von Stephan. — Ein leuchtendes Beispiel. — Clausius, Gesetze und Formulare. — H. Dunger, Herr von Pfister-Schwaighusen. — Zur Schärfung des Sprachgefühls.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen VIII, 7. 8: G. Holzmüller, Herr Professor Dr. Friedrich Paulsen und seine Stellung zur Reform- und Oberrealschule. — Scheffler, Der deutsche Unterricht in den beiden untersten Klassen der Berliner Realschulen.

Neu erschienene Bücher.

Ernst Regel, Zwölf Jahre deutschen Unterrichts auf der Oberstufe der zehnklassigen höheren Mädchenschule. Leipzig, R. Voigtländer. 1897. 147 S. 2 M. 40 Pf.

Joh. Aug. Eberhards synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache. 15. Aufl., nach der von Fr. Rückert besorgten 12. Ausgabe durchgängig umgearbeitet, vermehrt und verbessert von Otto Lyon. Mit Übersetzung der Wörter in die englische, französische, italienische und russische Sprache und

einer vergleichenden Darstellung der deutschen Vor- und Nachsilben unter erläuternder Beziehung auf die englische, französische, italienische und russische Sprache. Leipzig, Th. Grieben (L. Fernau). 1896. XLIV, 1011 S. geh. 12 M. 50 Pf.

Felix Reichardt, Das höhere Mädchenschulwesen in der französischen Schweiz. Jahresbericht der städtischen höheren Töchterschule in Dresden. Ostern 1897.

J. Hense, Deutsches Lesebuch für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Dritter Teil: Beschreibende und lehrende Prosa. 2. Auflage. Freiburg im Breisgau, Herder 1897. VII, 367 S. Pr. M. 3,70 geb.

F. W. Kaeding, Häufigkeitswörterbuch der deutschen Sprache, Lieferung 1 und 2. Steglitz und Berlin 1897. Selbstverlag des Herausgebers. 96 S. Pr. der Doppellieferung M. 3, des ganzen Werkes: M. 22,50.

Meyer-Markaus Sammlung pädagogischer Vorträge: Friedrich Polack, Was dem Lehrerstande und der Schule noch fehlt. Bonn, Soennecken 1897. 58 S. Pr. M. 0,75.

R. Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen. Erster Band: Rätsel. Wismar Hinstorff 1897. 372 S.

V. Kiy, Themata und Dispositionen zu deutschen Aufsätzen und Vorträgen. Dritter Teil. Berlin, Weidmann 1897. 202 S.

G. Teufel, Zur Konzentration des Unterrichts im Deutschen. Göppingen, Selbstverlag des Verfassers 1896. Pr. M. 0,55.

E. Martin, Mittelhochdeutsche Grammatik. 12. Auflage. Berlin, Weidmann 1896. 105 S. Preis M. 1.

Otto Lyon, Sammlung Göschen, Abriß der deutschen Grammatik und kurze Geschichte der deutschen Sprache. 3. Auflage. Leipzig, Göschen 1897.

H. Stickelberger, Die Kunstmittel in Konrad Ferdinand Meyers Novellen. Burgdorf, Langlois Cie. 1897.

Burckas, Die Ohrdrufer Familiennamen nach Herkunft und Bedeutung, Teil II, Jahresbericht des Gräflich Gleichenschen Gymnasiums in Ohrdruf 1897.

Heinrich Hart, Das Lied der Menschheit, Band III, Mose. Großenhain und Leipzig, Baumert und Ronge 1896.

Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich: 1. Schultheß: Die körperlichen Bedingungen des Sprechens. 2. Haggenmacher: Wahrnehmungen am Sprachgebrauche der jüngsten litterarischen Richtungen Zürich, Scheidel 1897.

Johannes Meyer, Lehr- und Übungsbuch für den Unterricht in der deutschen Rechtschreibung. 12. und 13. Auflage. Pr. M. 0,30. Hannover, C. Meyer 1897.

Wolfgang Kirchbach, Was lehrte Jesus? Berlin, Dümmler 1897. Pr. M. 5.

Albert Gombert, Beiträge zur Altersbestimmung neuhochdeutscher Wortformen, Jahresbericht des Gymnasiums zu Groß-Strelitz. Ostern 1897.

B. Kuttner, Homers Odyssee übersetzt von Voß, bearbeitet. Frankfurt a. M., Sauerländer 1897.

Schmeding, Die neuesten Forschungen über das klassische Altertum. Osterwieck (Harz), W. Zickfeldt 1897.

Julius Sahr, Benedix, Die Hochzeitsreise, zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Französische. 4. Auflage. Dresden, Ehlermann 1897.

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher zc. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Ludwig Richterstr. 2.

Bemerkungen zur Behandlung der Goetheschen „Iphigenie auf Tauris“ im Unterricht und im Aufsatz.[1])

Von **Johannes Rost** in Schweidnitz.

Mit vollem Rechte fordert man heute in Deutschland, daß die Schule den Sinn für unser Volkstum, für deutsche Art und Kunst wecke und wach erhalte, hege und pflege; denn hier liegen die starken Wurzeln unserer Kraft: Das Besinnen auf die germanische Eigenart wird uns zeigen, wodurch unser Volk einst in ferner Vergangenheit und wieder in neuerer Zeit mächtig und groß geworden ist, weshalb es von den anderen Nationen geachtet und gefürchtet wurde; es wird uns aber zugleich auch unsere nationalen Schwächen aufdecken, uns also offenbaren, wodurch wir diese Stellung unter den Völkern einbüßten, was uns in dem Streben nach Freiheit, Einigkeit und Größe hinderlich war. Vor allen aber haben die, welche einst das deutsche Volk berufen sind zu lehren, zu richten, zu führen und zu regieren, vor allen hat die Jugend auf unseren höheren Schulen sich zu versenken und zu vertiefen in dieses Studium deutschen Wesens und seiner Geschichte; wir Lehrer aber haben die heilige Pflicht, ihr beides nach all unseren Kräften zu erschließen, und das um so mehr, als es auch im geeinten Reiche leider immer noch Elemente giebt, die ihm nur dem Namen nach, nicht mit ganzem, vollem Herzen angehören, Leute, die ihre Blicke jenseits der Berge richten und die von dort kommenden Weisungen für ihr politisches Verhalten höher achten als die aus der pflichtmäßigen Erwägung der nationalen Interessen und Bedürfnisse sich ergebenden Gesichtspunkte, oder solche, die, dem trügerischen Ideal einer allgemeinen Gleichheit nachjagend, die Liebe zum Vaterlande belächeln oder verhöhnen als etwas Überwundenes und Veraltetes, des modernen Menschen Unwürdiges. Wir begrüßen daher die frischen Regungen nationalen Sinnes, die sich seit einigen Jahren bemerkbar machen, und zwar in immer stärkerem Grade und in wachsendem Umfange, mögen sie manchmal auch das Maß überschreiten oder

1) Der folgende Aufsatz ist bereits im August 1895 eingereicht worden; der Verfasser hat also die seit diesem Zeitpunkt erschienenen Arbeiten über die Goethesche Iphigenie nicht mehr benutzen können, u. a. auch nicht die „Themata und Dispositionen zu deutschen Aufsätzen und Vorträgen“ von Viktor Kiy, Weidmann, 1895. I. Teil.

seltsame Formen annehmen, mit wahrhafter Freude und den besten Hoffnungen für die Zukunft; denn

„Wenn sich der Most auch ganz absurd gebärdet,
Es giebt zuletzt doch noch 'nen Wein.“

Zweierlei scheint mir dabei jedoch beachtenswert: Erstens darf man von dieser Betonung der nationalen Eigentümlichkeit nichts befürchten für die Wertschätzung des Christentums und seiner Segnungen; Heißsporne mögen auch dies vielleicht als ein fremdes Element ausgemerzt sehen, bei der großen Mehrzahl national gesinnter Männer werden indes solche Bestrebungen keinen Beifall finden, weil sie wissen, daß christlich und germanisch keine sich ausschließenden Gegensätze, daß vielmehr aus der Verbindung dieser beiden Elemente die herrlichsten Früchte erwachsen sind. Zweitens ist mit dieser entschiedenen Hinwendung zum Deutschtum keineswegs das klassische Altertum einfach abgethan; seine Herrlichkeit ist unvergänglich, und immer wieder wird es wie in früheren Jahrhunderten befruchtend wirken auf die neuere Kultur, mag auch ihre Selbständigkeit immer größer werden. Geht nun auch vielleicht Jean Paul zu weit mit dem Ausspruch „die jetzige Menschheit versänke unergründlich tief, wenn nicht die Jugend durch den stillen Tempel der großen alten Zeiten und Menschen den Durchgang zu dem Jahrmarkt des Lebens nähme“, ein Hindurchgehen durch die antike, die griechische und römische Welt mit ihren einfachen, unschwer zu überschauenden und zu verstehenden Zuständen erscheint auch mir immer noch unentbehrlich, ja um so unentbehrlicher, je komplizierter und verwickelter die modernen Kulturverhältnisse sind; ich unterschreibe vollkommen, was jüngst ein tüchtiger Kenner der antiken und modernen Kultur ausgesprochen hat[1]): „Man sollte wähnen, es müsse bei der Kompliziertheit und Zerklüftung der neueren Kultur die Veranschaulichung einer geistigen Welt von größtem Werte erscheinen, in der alles noch einfacher und klarer ist, der Mensch unbefangener mit dem All verkehrt, ein kräftiges und freudiges Schaffen alle Mannigfaltigkeit des Daseins zusammenhält und mutig ein harmonisches Bild des ganzen Menschen in Angriff nimmt. Man sollte wähnen, es müsse der moderne Geist aus all der Unrast der Gegenwart wie zur ewig jungen, ewig verjüngenden Natur, so auch zu dem unversieglichen Brunnen voll Jugendkraft und Jugendlust, der in dem Hellenentum strömt, sich mit Begeisterung, ja mit Heimweh und Andacht hinwenden.“

---

1) Biese, Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik. 1895. II. Abt. S. 188.

Wollte man aber wirklich an der Bedeutung des klassischen Altertums für die Gegenwart zweifeln, das wird kein ruhig Überlegender in Abrede stellen, daß aus der Verschmelzung antiken, insonderheit hellenischen Geistes mit dem deutschen einige der herrlichsten Kunstwerke unserer Nationallitteratur hervorgegangen sind. Allerdings hat es nicht an Beurteilern gefehlt, die Werke wie Goethes „Hermann und Dorothea“ und „Iphigenie auf Tauris“ — von Schillers „Braut von Messina“ nicht erst zu reden — für heutzutage veraltet erklärt haben; das aber beruht auf einer Überschätzung des „reinen Deutschtums“ in Verbindung mit einer allzupeinlichen Berücksichtigung der Form. Denn freilich die Form ist in diesen Dichtungen in gewissem Sinne ungermanisch. Goethes „Hermann und Dorothea“ ist in dem antiken Versmaß des Hexameters abgefaßt, und manche homerischen Wendungen treten uns darin entgegen, „Iphigenie“ ist wie „Torquato Tasso“ deutsch im Versmaß, aber die abgeklärte, bei allen Personen der Dramen gleichmäßig auf idealer Höhe gehaltene Sprache in ihrem ruhigen Fluß erinnert entschieden an die antike Tragödie. So wünschenswert es nun vielleicht wäre, wenn Goethe für sein deutsches Epos auch eine grundgermanische Form gewählt hätte, so wird doch einerseits die Wahl des Hexameters durch einen Blick auf die Geschichte unserer Litteratur erklärlich und erscheint eigentlich von diesem Gesichtspunkt aus unvermeidlich, anderseits ist doch auch nicht zu verkennen, daß der große deutsche Dichter in glücklicher Nachfolge seines allerdings oft noch etwas hausbackenen und hölzernen Vorgängers Voß dieses antike Versmaß völlig germanisiert hat, so daß es uns kaum noch fremdartig anmutet, vor allem aber ist doch zu beachten, daß er in die antike Form deutschen Inhalt gegossen hat und der echt deutsche Geist des Ganzen durch die fremde Form nicht im geringsten beeinträchtigt wird. Ebenso möchte man der „Iphigenie“ wohl eine größere Individualisierung der Sprache wünschen, man hörte z. B. den als wortkarg und der Redegabe entbehrend charakterisierten Thoas (Vers 164 ff.) gern auch wirklich dementsprechend reden und natürlich noch mehr seinen Diener Arkas, man wird vom nationalen Standpunkt aus die fein individualisierenden Nüancierungen der Sprache im „Götz von Berlichingen“ und auch im „Egmont“ — trotz seiner Vollendung in Italien — als einen Vorzug gegenüber den genannten Werken betrachten und dies auch den Schülern, die für dergleichen Fragen Verständnis genug besitzen, einleuchtend machen; man wird ihnen aber auch erklären, wie es gekommen ist, ja kommen mußte, daß Goethe zu dieser Einkleidung gegriffen hat, indem man sie auf den Gang der litterarischen Entwickelung im allgemeinen und der persönlichen Goethes im besonderen

hinweist; man wird sie ferner auch die hohe formelle Vollendung dieser Dichtungen würdigen lehren, vor allem aber, indem man ihnen die tiefen, herrlichen Gedanken, die hier geborgen liegen, aufdeckt, das feine psychologische Geäder, das sie durchzieht, klar zu legen sucht, den Nachweis führen, daß der Geist, der diese Werke durchweht, trotz der antiken Einkleidung oder Grundlage ein echt germanischer und christlich moderner ist. Denn ist auch Schiller in der „Braut von Messina" die Verschmelzung antik-heidnischer und romantischer, christlich-germanischer Elemente nicht völlig gelungen, dagegen möchte auch ich, wie einst August Böckh gegenüber seinem Freunde Fr. v. Raumer, Protest einlegen, daß man antik-hellenisch und christlich-modern, klassisch und romantisch als unvereinbare Gegensätze auffaßt, wie dies Nerrlich in seiner Schrift „Das Dogma vom klassischen Altertum in seiner geschichtlichen Entwickelung" (Leipzig, 1894) thut; war doch die von Böckh herbeigeführte zweite Wiedergeburt des klassischen Altertums nicht wie die erste Renaissance ein Riß in die natürliche Entwickelung des deutschen Volkes, eine Spaltung der Volksgenossen, sondern eng verwachsen mit der Wiedergeburt unseres eigenen Volkes; sie beruhte nicht auf einer schwärmerischen Überschätzung der Vergangenheit, weil der große Gelehrte tief und beständig fühlte, welche Hilfsquellen unsere Zeit voraushabe; auch nicht auf ästhetischer Genußsucht, sondern sie war ihm eine männliche Erhebung von Geist und Gemüt, eine lebensvolle Vergegenwärtigung des für alle Zeit Denkwürdigen und Gültigen, was das Altertum hervorgebracht hat.[1])

Ich hoffe nun manchem Kollegen einen Dienst zu erweisen, wenn ich im folgenden einige Beispiele von Dispositionen und Aufsätzen über Goethes „Iphigenie auf Tauris" vorführe, um zu zeigen, in welchem Sinne ich meine Schüler in den tiefen Gedankengehalt des Dramas einzuführen und ihnen auch die Vorzüge des großen deutschen Dichters vor dem antiken klar zu machen suche. Sämtliche Themen sind im Verlaufe mehrerer Jahre in der Prima des hiesigen Gymnasiums bearbeitet worden; nach der Besprechung der einzelnen Fehler, die in den abgegebenen Aufsätzen gemacht worden sind, und zwar bald dieser, bald jener Kategorie, pflege ich unter Nachweis der schlimmsten Verstöße gegen eine vernünftige Anordnung eine bald mehr, bald weniger eingehende Disposition im Wechselgespräch mit den Schülern festzustellen; die hier gegebenen Beispiele solcher ausgearbeiteten Dispositionen sind nur etwas umfangreicher, weil hier manches hinzugesetzt werden mußte, was in der Schule bereits bei

1) Vergl. Curtius, Altertum und Gegenwart. Band III. (1895.) S. 137 und 151 f.

anderer Gelegenheit erörtert ist. Ich beginne die Besprechung jedes Dramas damit, daß ich mir von den Schülern die Vorfabel und Fabel des Stückes, wie sie diese durch häusliche Lektüre kennen gelernt haben sollen, erzählen lasse, ohne daß dabei natürlich gleich auf schwierige psychologische Prozesse eingegangen wird; ist dies bei der Iphigenie geschehen, so kann nach einem Hinweis auf die gleichnamige Tragödie des Euripides als Hauptquelle ohne weiteres an die Beantwortung der Frage gegangen werden: Was ist an und in dem Drama antik?, eine Frage, die schon des hellenischen Vorbildes wegen naheliegt, deren Erörterung aber notwendig ist, ehe man die Schüler zu dem wesentlich modernen Gehalt des Dramas führen kann. Oft habe ich sie nur in Vorträgen beantworten lassen, indem ich den einen die zu Grunde liegende Sage vom Atridenhause, wie sie Goethe erzählt, den andern die antiken Lebensverhältnisse und Anschauungen, einen dritten die antiken Elemente in der Form des Dramas darlegen ließ.

I. Aufsatz.

Einmal ist das Thema „Antike Sitten und Vorstellungen in Goethes Iphigenie" von allen Schülern in einem Aufsatze behandelt worden, und es wurde nach der Korrektur folgende Disposition festgestellt[1]):

A (= Einleitung). Da Goethes Quelle für seine „Iphigenie auf Tauris" Euripides' „Iphigenie bei den Tauriern" und daneben andere Dichtungen des Altertums waren, so ist anzunehmen, daß auch Sitten und Vorstellungen dieser Zeit in das deutsche Drama eingedrungen sind;

B (= Behandlung des Themas) eine eingehendere Betrachtung des Stückes ergiebt, daß in der That das Leben der Menschen und ebenso religiöse Gebräuche und Vorstellungen antike Züge tragen.

I. Das äußere Leben der Menschen und ihr Verhältnis zu einander.

1. Die Stellung der Völker zu einander.

a) Der Grieche verachtet jeden Nicht-Griechen als unter ihm stehenden und rechtlosen Barbaren[2]) (vergl. 862; 735; 1603 ff.; 1091 ff.; 1937 f.; auch 164—168, 500, 2102 f.),

1) Der Stoff ist bereits übersichtlich zusammengestellt bei Paul Klaucke, „Deutsche Aufsätze und Dispositionen", Berlin 1881, S. 266 ff., doch weiche ich in einigen Punkten von ihm ab.

2) Die Hauptstellen setze ich hier hinzu, um die Nachprüfung zu erleichtern; den Schülern werden sie natürlich nicht erst bei Aufstellung der Disposition diktiert; sie haben sie vielmehr selber zusammenzustellen.

b) und auch jedes Leben in der Fremde erscheint ihm als elend (vergl. v. 6, 9 ff., 15 ff., 455 ff., 804 ff., 941 ff., 1092 f. u. a.),
c) doch übt er nicht bloß den eigenen Landsleuten (942, 985 z. B.), sondern auch Barbaren gegenüber die heilige Pflicht der Gastfreundschaft (1835 f., 2054 ff., 2154 ff.).

2. Das Privatleben

a) außerhalb des Hauses:
  α) Jagd und Krieg ist die Hauptbeschäftigung des Jünglings und Mannes (25 ff., 668 ff.),
  β) kriegerischer Ruhm für ihn das höchste Glück (701 ff., vergl. 870 f., 2035 ff.; dazu die römische Sitte des Triumphes v. 873),
  γ) die Ruhmesthaten des Mannes verkündigt und verbreitet der Sänger (684 ff., 2068 ff.);
b) innerhalb des Hauses
  α) der Mittelpunkt des Hauses ist der häusliche Herd, der Sitz der väterlichen Götter (622, 942, 1613),
  β) seine Bewohner zerfallen in Freie und Sklaven (34, 941, 1787),
  γ) der Herr des Hauses ist der Mann (25; 30), während der Frauen Zustand beklagenswert ist (24 ff. vergl. auch 1857, 2070); bei der Geburt eines Kindes wird das Haus festlich bekränzt (459 ff.),
  δ) die Pflicht der Blutrache wird allgemein anerkannt (707), selbst von Iphigenie (977, 1015 ff.); und zwar erscheint sie als eine von der Gottheit gebotene That (Übergang!).

II. Mythologie, Kultus und religiöse Vorstellungen.

1. Die mythologischen Anschauungen.

a) Der Olymp. Die unsterblichen Götter führen im Olymp (764, 961, 1099, 1167, 1367, 1715) ein seliges Dasein (1040 f.) unter Jupiters Herrschaft (984, 311 u. a.) wie eine große Familie gedacht. [Neben dem Herrscher, dem „großen Donnerer" (321) spielt Diana, seine Tochter (43), Iphigeniens Retterin, die wichtigste Rolle, die jungfräuliche Göttin (200, 1203 f., 1323), die deshalb auch die Jungfrauen in ihre besondere Obhut nimmt (200), die Spenderin des nächtlichen (Mond-) Lichts (547, 1318 ff.), die Landesgöttin der Thracier, die „gute Göttin" (1514), die dem Flehenden Sieg, Ruhm, Reichtum und „alles Wunsches Fülle" gewähren kann

(220 ff. u. 47 ff.), „die entschloßne Göttin" (198), die liebende Schwester des sie innig liebenden Bruders Apollo (566, 1318 ff.), des „Delphischen" (v. 839), der zugleich Sonnengott ist (1318 vergl. mit 390) und Orakelgeber (z. B. 563 ff. u. oft); er ist sowie seine Schwester, die gütige Gottheit, die mit sanften Pfeilen die Menschen schnell ins Schattenreich sendet (1312 f.), die Felseninsel, die er bewohnt (1609), wohl Delos. Erwähnt wird ferner Lyäus = Bacchus (1188), Iris (1353) als Göttin des Regenbogens, die Parzen, die den Schicksalsfaden spinnen (1340) und als Freundinnen des gestürzten Tantalus den furchtbaren Gesang anstimmen (v. 1720 ff.). Auf Athene weist nur hin das Haupt der gräßlichen Gorgone, das versteinernd wirkt (1162 f.).]

b) Andere Gottheiten niederer Art bewohnen die Erde: so die schmeichlerisch lockenden schönen Nymphen (1201) und die Hausgötter (942, 1612); auch Herkules gehörte bis zu seinem Ende (1178 f.) der Erde an.

c) Die Unterwelt.

α) Der Orkus (636), auch „Hölle" genannt (1143, 1165, vergl. 1154 u. 629), auch mit römischer Anschauung (980) „Avernus".

αα) Aussehen und Örtlichkeiten: „ewig matte Nacht" (590), das „dunkle Reich" (1234), Schattenreich (z. B. 597), die „ew'gen Nebel" (1263); „graue Tage" dort (112) und „schwarze Nacht" (599), „Tummelplatz für Larven" (römische Vorstellung) (588), „Trauerland" (593). „Dämmerung" (1267) herrscht dort (vergl. 1317 ff.), „Gelispel in den Zweigen" (1266). — Dort Lethes Fluten, die Quelle des Vergessens (113, 1258 ff.), dort oder im Tartarus der Acheron (1062), von dem Dampf aufsteigt, der Totenfluß (1143), dessen matter Schein Orest durch Rauch und Qualm zur Hölle leuchtet.

ββ) Bewohner: Von Göttern wird erwähnt der Herrscher Pluto (1315); oft die „Schatten" (z. B. 1263), „leere Schatten" (1336), die „Trauerschar der Abgeschiedenen" (113 f.), die dort selbstvergessend ein Traumleben führt. V. 108 wird freilich der Schatten „um sein eigen Grab" trauernd gedacht.

β) Der Tartarus:

αα) Aussehen ähnlich dem Orkus, nur noch düsterer (1742), „nächtliche Tiefen" (1740), „Schlünde der Tiefe" (1749), „nächtliche Höhlen" (1763), mit ehernen Thoren verschlossen (1361).

ββ) Bewohner: Die herabgestürzten Titanen, die „alten Götter“, (1714) und ihre Nachkommen wie Tantalus (Parzenlied, vergl. auch 1302 ff., 325) und die Erinyen, auch „Eumeniden“ (1359) und „Furien“ (757, 837, 855, 1244, 1412, 1433, 1932, 2112) genannt, die „Unterirdischen“ (581, 727), die „Schreckensgötter“ (1160), die „immer Wachen“ (1126) mit Schlangenhäuptern (1136), und hohlem Blick (1057), der Nacht uralte Töchter (1054), durch einen alten Fluch von der Erde verbannt (1068); aber von dem Geist Ermordeter gerufen (1052 ff., 1243, 1164; auch 551 ff.), steigen sie wieder auf die Erde empor und verfolgen den Mörder (581 ff., 727, 757, 1126 ff. und oft).

Bemerkung. Von den göttlichen Wesen zu scheiden sind die allegorischen oder die metaphorischen Personifikationen, wie Zweifel und Reue als Gefährten der Erinyen (1060 ff.), die Überredung (Peitho 474), die Erfüllung, schönste Tochter des größten Vaters (1094 ff.), die Gefahr und die Furcht (1638 f., vergl. 1579), das Glück (1550), die Ungewißheit (1000), die Billigkeit (2030), das Elend (278 ff.); eher könnten die Winde (1558 f., 1608) und die Nacht (395, 1054) als wirklich göttliche Wesen angesehen werden.

2. Der Kultus.

a) Orakel, oft doppelsinnig (314, 2108, trotz 613) und Zeichen (447 f.; vergl. 1464, 1604, besonders auch 2085) thun den Menschen den Götterwillen oder die Zukunft kund.

b) Die Götter werden verehrt in Tempeln (oft), die von heiligen Hainen (vergl. Anfang u. a.) umgeben sind, an Altären, in Weihbildern (1563, 1709 f., 2100), an welche die Götter gebunden scheinen (vergl. z. B. 723); auch heilige Bilder werden erwähnt, an die „der Stadt unwandelbar Geschick durch ein geheimes Götterwort gebannt ist“ (2127 ff. Palladium).

c) Priester (2086) und Priesterinnen, unterstützt von Dienern und Dienerinnen (938, 1437), sind zum Dienste der Gottheit bestimmt, hoch angesehen; sie haben Zeichen zu deuten (2085), „des heil'gen Feuers Glut zu nähren“ (1044), zu beten und zu opfern: Abschneiden der Locken d. h. Stirnlocken zur Weihe (605 ff), Lösen der Fesseln vor Vollziehung des Opfers (926 ff.), Weihrauch (774, 1614); Menschenopfer gehören der Vergangenheit an.

d) Auf die Heiligkeit des Kultus und seiner Diener wird besonderes Gewicht gelegt (vergl. u. a. „O heil'ge Jungfrau“ [65], „Dein heilig Amt“ [499], „Der heilige Gebrauch“ [528]); daher

α) das **Geheimnis**, in das vieles gehüllt wird (178, 815 ff., 1439).

β) Die **Fernhaltung alles Profanen** von der Gottheit und die Notwendigkeit der **Entsühnung** des Götterbildes (1438) und des Tempels, wenn er befleckt ist (1204) durch Verbrechen (2000), durch Anwesenheit Fluchbeladener oder Wahnsinniger (1435 ff.); hierher gehört auch das Fernbleiben der Erinyen vom heiligen Hain (727 f., 1129 ff. u. ö.) und Thoas' Gebot, des Haines heil'ge Tiefen zu verschonen (1780); auch die Notwendigkeit der **Entsühnung eines anderen Hauses** (oft erwähnt z. B. 1702, 1610 ff., 1969, 2136 ff.) beruht auf der Heiligkeit des Herdes.

3. Die antiken Vorstellungen vom **Wesen** und **Walten** der **Gottheit** und **ihrem Verhalten zu den Menschen**.

a) Vorstellungen über das **Wesen der Gottheit an sich**.

α) Die Götter sind gegenüber den armen Sterblichen **selig** gedacht, aber dieses selige Leben ist **materieller Art** wie ein Wohlleben von Menschen (1735 f.; besonders 1745 ff.).

β) Sie sind, wenn auch allmächtig gedacht, doch wie die Menschen (1645, 1680, 1707) dem **Gesetze der Notwendigkeit** unterworfen, die als des ew'gen Schicksals unberat'ne Schwester erscheint (1680 ff.).

b) **Ihre Herrschaft über Welt und Menschen.**

α) Sie wachen **eifersüchtig** über der Erfüllung der ihnen gebührenden Pflichten (517 ff.) und sehen mit **Neid** auf das Glück der Menschen.

β) sind unzuverlässig und **hinterlistig** (Zweideutigkeit der Orakel s. o.), **hart**, **willkürlich** und **ungerecht**.

αα) **Im allgemeinen**: vergl. 1726 ff., 1743,

ββ) wohl **begünstigen** sie einzelne **Menschen**, auch das ein Akt der Willkür, **stürzen** sie aber beim geringsten Vergehen (vergl. Tantalus 309 ff., 499 ff., 1303, 1721, 1733 ff.),

γγ) mitleidslos und **schadenfroh** blicken sie auf die gestürzten Gegner und Günstlinge herab (1750 ff.),

δδ) furchtbar sind sie in ihrer Rache, da sie nicht bloß den Frevler selbst, sondern **sein ganzes Geschlecht verfolgen** (326, 710 ff., 1698, 1754 ff., vergl. auch 84 und 268).

c) Die daraus sich ergebende **Stimmung der Menschen gegen die Götter**:

α) die Grundstimmung ist knechtische Furcht (1726, 1732) und mißtrauisches Bangen vor ihrem Neide (1736 ff.), oft gesteigert zu Verzweiflung (vergl. Orest und Iphigenie) oder zu Haß und Auflehnung gegen sie (1713 ff.);

β) doch glaubt der Mensch sie durch Opfer günstig stimmen zu können (z. B. 45 ff.).

C (— Schluß). Indes werden im Verlaufe der Handlung die finsteren und niedrigen Anschauungen über die Gottheit von einer edleren, im Grunde modern-christlichen Auffassung überwunden, und im übrigen betrifft das Antike nur das äußere Leben, abgesehen von der nicht zu beseitigenden Pflicht der Blutrache.

II. Aufsatz.

„Welche beiden religiösen Anschauungen stehen in Goethes Iphigenie einander gegenüber?“

Das mit I Übereinstimmende wird hier — ebenso die entsprechenden Stücke bei den übrigen Aufsätzen — nicht noch einmal hergesetzt, sondern nur auf den früheren Aufsatz zurückgewiesen.

A. 1) Goethe hat sich von früher Jugend an gern mit Gedanken über die Gottheit und ihr Verhältnis zur Menschheit beschäftigt, davon zeugt außer seiner Selbstbiographie eine Reihe lyrischer Gedankendichtungen und der Faust; davon aber auch seine Iphigenie, und wie in jenen Dichtungen zwei einander entgegengesetzte Anschauungen erkennbar sind, so auch in der genannten Dichtung; oder

2) wie das Thema der ganzen Orestsage der Übergang aus ursprünglicher Grausamkeit zu rein menschlicher Milde und Gesittung, aus der uralt-wilden Schicksalsidee zu einer wahrhaft freien Gottesanschauung ist, so stellt auch Goethes Iphigenie den Sieg einer edleren religiösen Anschauung und daraus fließenden menschlichen Gesittung über eine uralte, finstere Auffassung von der Gottheit dar; oder

3) wie auf sittlichem Gebiete in Iphigenie die Wahrheit mit der Lüge streitet und sie besiegt, so kämpft auf religiösem Gebiete gegen eine falsche, finstere, antik-heidnische Auffassung von der Gottheit siegreich die richtige, freundlich-milde, christlich-moderne.

B. Eine nähere Betrachtung beider Anschauungen wird das Verständnis der edlen Dichtung vertiefen.

I. Die niedrige und finstere Auffassung von dem Wesen und Walten der Gottheit und dem Verhalten der Menschen zu ihr.

(Zu gliedern wie in Aufsatz I, Teil II, 3.)

II. Die edlere, freundliche Anschauung von dem Wesen und Walten der Gottheit und dem Verhalten der Menschen gegen sie.

1. Das Wesen der Gottheit an sich.

a) Sie ist auch nach dieser Auffassung selig, aber nicht in jener anthropomorphisch-materiellen Weise gedacht. (1039 f. „Unsterbliche, die ihr den reinen Tag auf immer neuen Wolken selig lebet"; vergl. 1098 ff.)

b) Sie ist wirklich allmächtig und auch erhaben über das Schicksal. (1343 ff., 305; Hauptstelle: 540 ff. Du hast Wolken, gnädige Retterin, ... dem eh'rnen Geschick sie aus den Armen über das Meer, Über der Erde weiteste Strecken, Und wohin es dir gut dünkt, zu tragen.)

2. Das Wesen und Walten der Gottheit in bezug auf die Menschheit.

a) Sie ist heilig und gerecht: Sie verabscheut Frevle (390 ff.), sie belohnt edle Thaten (2166); Diana, die Iphigenie in ihren heil'gen, sanften Arm genommen (42), fordert strenge Dienerinnen und rächet das entweihte Heiligtum (1203 f.), zürnt Agamemnon wegen eines Vergehens (420 f.) und bestraft ihn; überhaupt läßt die Gottheit keine Schuld unbestraft, so auch den Muttermord Orests (z. B. 836 f.), und streng ist ihr Gericht (322 f.); aber sie verfolgt nicht die Missethat der Väter an den Söhnen, zürnt nicht ganzen Geschlechtern, sondern „Ein jeglicher, gut oder böse, nimmt sich seinen Lohn mit seiner That hinweg" (713 ff.) (Übergang zu b) und legt dem Schuldigen schwere Thaten auf, durch die er sie sühnt (744 ff).

b) Sie ist also nicht grausam und rachsüchtig oder gar blutgierig, sondern gütig und versöhnlich: So ist Diana versöhnt durch Agamemnons Gehorsam und wollte nicht Iphigeniens Blut[1]) (426), sie straft jenen nur durch den Schein (442); der mißversteht die Himmlischen, der sie blutgierig wähnt u. s. w. (523 ff., vergl. 128 ff.). Die Gottheit ist hilfreich (1166), wacht über das Heil des Menschen, über die Seinigen und über seinen Besitz, wenn er

---

1) Vergl. Abraham und Isaak.

fern ist (45 ff., vergl. 546 ff.), wendet Unheil ab (802); segnet den Menschen, giebt ihm Sieg, Ruhm, Reichtum, das Wohl der Seinigen und jedes frommen Wunsches Fülle (220 ff.), die Unsterblichen lieben der Menschen weitverbreitete gute Geschlechter (554 ff.). Auch nach Thoas' Ansicht kommt der Segen von oben (283); die Gottheit giebt auch geistige Güter z. B. Festigkeit des Willens (490), Orest hat sie angefleht ihm „den Mut und Arm, das Glück des großen Königs zu verleihn und einen schönern Tod ihm zu gewähren“ (2037 ff.). Vergl. auch Ausdrücke wie 312 „ein güt'ger Gott“, die „gute Göttin“ 1514; 538 „gnädige Retterin“, 62 „Gnadenblick“. Oft sieht es so aus, als brächten sie Furchtbares, aber der Menschen „grausendes Entsetzen löst sich bald in Segen auf“ (1343 ff.), wie sich an Orests und Iphigeniens Schicksal deutlich zeigt.

c) Denn die Gottheit ist, während der Mensch kurzsichtig nur das Allernächste sieht, auch allweise: sie sieht das Zukünftige, und nicht vorüber ist ihr das Vergangene (544 f.); sie allein weiß, was uns frommen kann, und schaut der Zukunft ausgedehntes Reich (1105 ff.); man kennt die Götter an gesparten, lang und weise zubereiteten Geschenken (1103 f. u. 1107 ff.). Diese Weisheit zeigt sich auch in der Buße, die sie dem Schuldigen auferlegen, da er durch sie den Göttern selbst und der Welt dient (744 ff., vergl. auch 1379 ff.). Am deutlichsten aber legt dieses weise Walten der Gottheit über der Welt und den irrenden Menschen der Verlauf der Handlung selbst dar, wie die Handelnden selber immer deutlicher erkennen (vergl. 440, 1041 ff., 1146 f., 1327, 1700, 2108 ff., 2126 ff. „Schön und herrlich zeigt sich mir der Göttin Rat“ und Orests weitere Ausführung).

d) Die Gottheit ist endlich auch nicht unzuverlässig und hinterlistig, sondern wahrhaftig. Es gilt Pylades' Wort: Der Götter Worte sind nicht doppelsinnig, wie der Gedrückte sie im Unmut wähnt (613 f.), insofern, als ein Doppelsinn im schädlichen Sinne ausgeschlossen ist; das Orakel Apollos erweist sich allerdings als doppelsinnig, aber im guten Sinne; er erfüllt sein Versprechen nicht, wie es Orest anfangs versteht (569), sondern in voller Wahrheit; die Gottheit wird also nicht mit Unrecht als wahrhaftig gepriesen (1917 ff.) und verherrlicht durch Iphigeniens Sieg über die Lüge wirklich die Wahrheit.

3. Stimmung und Verhalten der Menschen gegen die Gottheit entsprechen durchaus diesen Anschauungen über das Göttliche.

Weil die Gottheit die Macht und den Willen hat, dem Menschen zu helfen, so wird er

a) nicht mit knechtischer Furcht, sondern mit vertrauensvoller Hoffnung zu ihr aufblicken im Gebet. So hat Iphigenie im Scythenlande stets zur Gottheit gebetet (130), hat stets gehofft auf sie, und thut dies trotz der Verzögerung der Heimkehr noch immer (39 ff.); ihre Gebete sind zahlreich: I, 1, 52 f.; Rette mich ...: I, 4, 538 ff.; Du hast Wolken ... O enthalte von Blut meine Hände! III, 1, 1114: O laßt das lang erwartete ... Glück nicht ... eitel mir und dreifach schmerzlicher vorübergehn! III, 1, 1215: O nehmt den Wahn ihm ... III, 3, 1317 ff. Geschwister, die ihr ..., rettet uns Geschwister! und ebenda an Diana, die Lichtgottheit, den Bruder nicht in der Finsternis des Wahnsinnes rasen zu lassen. IV, 1, 1382 ff.: O segnet, Götter, unsern Pylades ... IV, 5, 1716 ff.: Rettet mich und rettet euer Bild in meiner Seele! V, 3, 1916 ff.: Wenn ihr wahrhaftig seid ...; dazu die Gebetswünsche: I, 3, 220 ff., II, 2, 802. IV, 4, 1546. V, 6, 2166 und die ein Gebet enthaltenden Fragen III, 1, 1039 ff., 1166 ff. So betet auch Orest um Erhaltung des neuen Glückes III, 3, 1355 ff., wie er früher bereits gebetet hat um andere Güter: 563. 2037 ff. Freilich darf der Mensch von der heiligen Gottheit auch nur Gutes, Reines und muß es mit reinem Herzen erbitten, vergl. 223 jedes frommen Wunsches Fülle, 774 ff. ein reines Herz und Weihrauch und Gebet bringt sie den Göttern dar; 1166 „Soll nicht der reinen Schwester Segenswort hilfreiche Götter vom Olympus rufen?" vergl. auch 1701 ff. 1968.

b) Für die von der Gottheit stets bewiesene Gnade soll der Mensch dankbar sein: So dankt Taurien der Gottheit für die neuen Siege (57 ff.), Pylades fordert den Orestes auf, den Göttern zu danken, daß sie so früh durch ihn so viel gethan (699 ff.), Orest sagt, beim Gewitter verwandle sich der Menschen banges Staunen in Freudeblick und lauten Dank (1350) und er selbst will sein neues Glück mit vollem Dank (1357) genießen und behalten. Iphigenie empfindet es als Undank, daß sie ihrer göttlichen Rächerin mit stillem Widerwillen dient (35 ff.), sie dankt ihr für die Festigkeit des Willens (490), Jupiter für die Erhaltung von Orests und Elektras Leben (982 ff.), den Göttern überhaupt für die Erfüllung ihrer liebsten Hoffnungen (1094 ff.). Sie fühlt aber, daß der Dank in Worten nicht genügt, sondern in Thaten, in einem gottgeweihten Leben seinen Ausdruck finden müsse, vgl. besonders I, 3, 438 ff. „Hat nicht die Göttin, die mich rettete, allein das Recht auf mein geweihtes Leben?" und 37, „Mein Leben sollte zu freiem Dienste dir gewidmet sein."

c) Also soll der Mensch der Gottheit freudig gehorchen, auf ihren Wink achten und sich in ihren Willen still ergeben.

In diesem Sinne nennt sich Iphigenie 432 „der Göttin Eigentum" (vergl. 37. 438 ff.); sie hat sich dem hohen Willen der Gottheit ergeben (3) und rechtet mit den Göttern nicht (23), sie legt endlich ihre und der Ihrigen Rettung allein den Göttern auf die Kniee (1916 ff.). So erklärt Thoas (292): Auch sei ihr Wink noch künftig mein Gesetz! Pylades mahnt (721) „Thu, was sie dir gebieten, und erwarte," und Orest (2025) „Harret still, welch' Ende die Götter unsern Thaten zubereiten!" Besonders weil der Mensch selbst so kurzsichtig ist, so muß er „auf jener Willen droben achtend lauschen" (742 f. vergl. 601 ff.) und nicht vergessen, daß „sie nur durch unser Herz zu uns reden" (494).

C. Aus diesen Anschauungen über Gott und sein Verhältnis zur Menschheit ergeben sich weiter auch die Pflichten gegen die Mitmenschen; ist dem Menschen doch die Gottheit ein Vorbild (vergl. 1852 ff., 192 ff.). Die Grundzüge sind hier wie in B. II christlich-deutsch bis auf wenige nicht zu beseitigenden antik-heidnischen Reste (Pflicht der Blutrache, Polytheismus).

Zeigt eine solche Zusammenstellung Goethescher Gedanken einerseits, wie unsinnig es ist, den deutschen Dichter als einen Atheisten zu bezeichnen oder an seiner Religiosität zu zweifeln, so beweist sie anderseits die Vereinbarkeit antiker mit modernen Elementen auch dem Schüler und macht vor allem klar, daß dies Drama, von Wieland bei seinem Erscheinen als ein altgriechisches Stück begrüßt, viel eher mit Schiller als „erstaunlich modern und ungriechisch" bezeichnet werden kann. Nach jener Seite läßt sich das Wissen der Schüler noch vertiefen und zugleich weiter auch ihr religiöses Gefühl kräftigen, indem sie sehen, daß auch so große Dichter und Denker wie Goethe in dem Vollendetsten, was sie geschrieben, auf die Grundgedanken der christlichen Lehre hinauskommen, wenn man Gedankendichtungen hinzuzieht wie Prometheus, Mohamets Gesang, Ganymed, Wanderers Nachtlied, Seefahrt, Grenzen der Menschheit, Beherzigung, Harzreise im Winter, Das Göttliche u. a. Eine Zusammenstellung der Hauptgedanken dieser Dichtungen wird im wesentlichen dieselben Anschauungen ergeben, wie wir sie aus der Iphigenie kennen, nur daß noch einzelne Ideenreihen weiter geführt werden, andere mehr zurücktreten; jedenfalls ist sie für den Primaner eine sehr dankenswerte Aufgabe und wird von ihnen, wenn die Gedichte in der Klasse besprochen sind (etwa nach der das Studium erleichternden Ausgabe von Franz Kern, Goethes Lyrik ausgewählt und erklärt für die oberen Klassen höherer Schulen. Berlin 1889, Nicolai), auch gern in Angriff genommen und von vielen mit Liebe und mehr oder minder Geschick ausgeführt.

Nach der anderen Richtung aber wird das Verständnis des Dramas und Goethes überhaupt vertieft, wenn man die Schüler das Moderne an den Gestalten der „Iphigenie auf Tauris" in Betracht ziehen läßt; denn solche Züge sind nicht bloß Iphigenie und Orest in großer Zahl eigen, sondern fehlen auch bei Pylades, ja bei Thoas und Arkas nicht; doch verzichte ich hier darauf, Dispositionen zu derartigen Arbeiten mitzuteilen, weil Klaucke a. a. O. S. 271—296 hierfür das Material unter den richtigen Gesichtspunkten bereits zusammengestellt hat. Doch nicht bloß, wenn die Frage nach den modernen Elementen der Dichtung oder der einzelnen Charaktere so direkt gestellt wird, führt man die Schüler an den Kern und in den Mittelpunkt des Werkes hinein, sondern auch durch Aufgaben der folgenden Art, welche den Schüler nötigen, die seelischen Vorgänge sorgfältig zu verfolgen, die wesentlich die Handlung dieses Dramas bilden und deren meisterhafte Zeichnung erst bei tieferem Eindringen in die Einzelheiten so recht klar wird.

III. Aufsatz.

Hat Iphigenie recht mit ihrem Urteil:

„Ein unnütz Leben ist ein früher Tod;
Dies Frauenschicksal ist vor allen meins?"

A. Angabe des Zusammenhanges, in welchem die Stelle steht (I, 2, 115 f.), und kurze Erörterung der beiden allgemeinen in den Versen enthaltenen Urteile — wovon das erste, ein unnützes Leben sei nicht besser als früher Tod, keiner erheblichen Stütze bedarf, während das zweite, ein solches Leben zu führen, sei das Schicksal der Frau, allerdings eine kurze Begründung und Beschränkung erfordert.

Bemerkung. Es gilt nicht von der Frau im allgemeinen oder gar von der Frau der Gegenwart, aber auch nicht von der Frau in den heroischen Zeiten des Altertums, wohl aber von dem griechischen Weibe, besonders dem unverheirateten, in historischer Zeit, die Goethe offenbar vorschwebte. Diese kurze Erörterung ist in A. notwendig; damit ist aber der Vorwurf des Mangels der Einheit, der dem Thema vielleicht gemacht werden könnte, nicht begründet.

B. Die Goethesche Iphigenie aber hat unrecht, wenn sie sich dieses Frauenschicksal zuschreibt. Das beweist:

I. Ihre bisherige segensreiche Wirksamkeit im Scythenlande,

die schon Arkas in I, 2 zu ihrer Widerlegung ins Feld führt, und zwar

1. ihr Einfluß auf den König der Scythen, wie er sich zeigt
   a) in der Abschaffung der Menschenopfer,
   b) in der Veredelung seines ganzen Wesens,
2. auf das Volk der Taurier.

Übergang: Nur diese Wirksamkeit konnte Iphigenie bei ihrem Urteil in Betracht ziehen; daß es aber ihr Schicksal nicht war, ein unnützes Leben zu führen, wie sie im Unmut wähnte, das beweist noch in höherem Grade der weitere Verlauf der Handlung und zwar

II. Die hauptsächlich durch sie herbeigeführte Heilung Orests.

Vorbereitender Teil: Schilderung des Seelenzustandes Orests (es muß nämlich klar werden, was bereits zu seiner Heilung geschehen ist und was Iphigenie noch zu thun hat).

1. Sie wirkt auf das Gemüt des noch unerkannten Orest, wenn auch aufregend, so doch durchaus wohlthätig (III, 1, 926—1082).
   a) Ihre himmlische Erscheinung, die edle Auffassung ihres Priesteramtes, ihr herzlicher Anteil an dem Mitmenschen, dem Griechen, an den Helden Griechenlands und am Hause der Atriden (Steigerung!) sowie ihre Urteile über Orests Rächerpflicht und Rachethat und über Klytämnestra gewinnen sein Herz für sie und stimmen ihn milder und freundlicher.
   b) Die außerdem von vornherein hervortretende vertrauensvolle Offenheit Iphigeniens erweckt das gleiche Gefühl in Orests Herzen, so daß er sich
      α) durch die Erzählung seiner That, und
      β) dann auch durch die Schilderung ihrer Folgen, so schwer ihm beides wird, das Herz erleichtert.
   c) Der Gesamteindruck ihrer edlen Persönlichkeit, ihrer „großen Seele" (ihrer γενναιότης) bringt ihn schließlich zu dem Bekenntnis, daß er selbst der Muttermörder, der von den Furien Verfolgte, daß er Orest sei.

Ergebnis: So ist der erste Schritt zur Genesung gethan: Orest hat in tiefer Reue seine That gebeichtet[1]) und zugleich erfahren, daß er von der reinen Jungfrau, der „Himmlischen", der keuschen Priesterin, nicht verurteilt wird.

2. Iphigeniens liebevolle Versuche den Bruder auf das Wiederfinden der verlorenen Schwester vorzubereiten (III, 1, 1123—1172) und diese Entdeckung selbst haben zunächst zwar eine deutlich sichtbare aufregende und verdüsternde Wirkung, ja treiben Orests Wahnvorstellungen auf den Gipfel, dennoch bleiben neben diesen scheinbar üblen Eindrücken

---

1) Daß hier Goethe ganz auf dem Boden des Christentums steht, wird natürlich bei der Besprechung des Dramas schon betont sein. Daß er sich selbst nach einer Generalbeichte wie der des Werther erleichtert „froh und frei und zu einem neuen Leben berechtigt" fühlte, bekennt er in Wahrheit und Dichtung Bd. XIII, vergl. auch Klaucke a. a. O. S. 188.

a) auch andere wohlthätige in Orests Gemüt haften, deren Wirkung allerdings erst während der Vision (III, 2) an die Oberfläche tritt.[1])
b) aber auch jene dem Anschein nach üblen Wirkungen erweisen sich im Grunde als wohlthätig, da sie
α) zur Sühnung der Schuld notwendig sind,
β) die heilsame Krisis (1250 ff.) herbeiführen.

3. Iphigeniens, auch schon vorher wirksames, Gebet (in III, 3) ist es neben Pylades' Bemühen, was die Vollendung der Genesung herbeiführt, die sich offenbart
a) in Orests geläuterter Anschauung von der Gottheit und ihrem Verhältnis zur Menschheit,
b) in seiner Lebensfreude und seinem Thatendrang,
c) in seiner immer wachsenden Geistesklarheit,
d) in seinem edlen Heldentum, wie er es am Schluß der Dichtung bewährt.

III. Die Ermöglichung der Rückkehr in die Heimat ohne die Vernichtung des in Taurien gestifteten Segens und ihrer Hoffnungen auf die Entsühnung ihres Hauses.

1. Iphigenie, die zunächst auf Pylades' List eingegangen ist[2]), fühlt bald, daß die Lüge ihrer eigenen sittlichen Natur widerstrebt und ihre moralische Selbständigkeit zerstören würde; sie erkennt also in ihr eine Verletzung der Pflicht gegen sich selbst (erste Stufe der Läuterung).
2. Iphigenie, obwohl schon durch die Gedankenschuld ängstlich und unsicher gemacht (1411 ff.), erkennt weiter infolge von Arkas' Mahnungen (IV, 2), daß sie durch ihre Beteiligung an Betrug und Raub auch Pflichten gegen ihre Mitmenschen verletzen würde, und zwar
a) die gegen das Scythenvolk,
b) die gegen ihren Wohlthäter Thoas (zweite Stufe der Läuterung).
3. Wohl gewinnen sie Pylades' kluge, beredte und verlockende Worte auf einen Augenblick wieder, aber sofort kehren die alten Bedenken zurück, ja sein zunächst auch ihr schlagend erscheinender Hinweis auf ihre Verantwortlichkeit für des Bruders und sein Leben und auf den Zwang der Notwendigkeit führt sie

1) Vergl. hierüber Näheres Aufsatz IV.
2) Die Gründe vergl. Aufsatz V.

schließlich nach hartem Ringen zu der Erkenntnis, daß sie in Begriff ist in den Fluch des Tantalidenhauses nicht allein, sondern auch in den Gotteshaß desselben hineingezogen zu werden und so auch eine religiöse Pflicht zu verletzen (dritte Stufe der Läuterung).

4. Iphigenie kommt, indem sie sich vergeblich bemüht, Thoas umzustimmen, der Wahrheit immer näher, schneidet sich selbst (v. 1874) den Rückweg zu Pylades' listigem Plane ab und bekennt nach einem harten Seelenkampf und einem letzten Schwanken, unterstützt durch die Gottheit, die volle Wahrheit (vierte Stufe der Läuterung).

5. Dieses Bekenntnis und die nach ihm eintretende Seelenangst Iphigeniens überzeugen Thoas von ihrer Aufrichtigkeit; ihre Reinheit und Wahrhaftigkeit, ihre Demut und verehrungsvolle Dankbarkeit dem König gegenüber im Bunde mit der Geistesklarheit und dem edlen Heldenmut ihres Bruders — beide Iphigeniens Wirken zu verdanken — verhindern nochmals eine kriegerische Entscheidung und versöhnen Thoas vollständig.

Ergebnis: So ist dem Scythenlande die durch Iphigenie begründete und groß gezogene Gesittung, die bei einer durch List und Raub bewirkten Flucht verloren gegangen wäre (vergl. Teil I u. Akt V, 2), dauernd gesichert und (Übergang!) ebenso das noch zu vollendende Lebenswerk Iphigeniens.

IV. Die Entsühnung des Atridenhauses.

Diese aber wird in unserem Drama wohl eingeleitet

1. durch die Verbreitung einer edleren Gottesauffassung und darauf beruhenden Sittlichkeit in Taurien,
2. durch die Entsühnung Orests, deren wesentliches Moment eben wieder die Begründung einer geläuterten religiösen Anschauung ist, und
3. durch die dauernde Sicherung dieser beiden Erfolge (vergl. Teil III) durch Iphigeniens sittlichen Sieg, doch

C. vollendet werden sollte sie erst in Goethes „Iphigenie auf Delphi"; trotzdem ist Iphigeniens Leben auch bis dahin als ein überaus segensvolles zu bezeichnen.

Der im Aufsatz III behandelte Stoff liegt im wesentlichen auch den folgenden Aufsätzen zu Grunde, die ebenfalls wie die vorhergehenden in I bearbeitet sind. Ich gebe, um Wiederholungen zu vermeiden, nur das Abweichende oder näher Auszuführende.

IV. Aufsatz.

Wie wirkt die Goethesche Iphigenie im I. Auftritt des III. Aktes auf Orestes ein?

A. Kurze Darlegung der äußeren Verhältnisse und des Seelenzustandes des Orest bei seiner Ankunft in Taurien: Gewissensqualen, Mattigkeit, Schwermut und Trübsinn, Lebensüberdruß und Todessehnsucht, bittere Stimmung gegen die Gottheit.

B. Wie wirkt Iphigenie bei dem Zusammentreffen mit ihrem zunächst unerkannten Bruder auf diesen ein?

I. (Vorbereitender Teil): Beantwortung der Frage: Was ist bereits zu seiner Heilung geschehen?

1. Pylades' liebevolle Bemühungen haben wohl den Erfolg, den Freund vor vollkommener Verzweiflung und Selbstmord zu bewahren, so daß er lichtere, freundliche Augenblicke hat (II, 1, 643 ff., 667 ff.) und der von den Ahnen ererbte Heldensinn nicht erstickt, wenn auch zur Zeit unterdrückt, wird (666 flg.); doch vermögen sie, da er die Erinnerung an die Orest so schwer belastende That geflissentlich vermeidet, den Heilungs- und Läuterungsprozeß nur insofern zu fördern, als der Ausbruch einer gewaltsamen Krisis dadurch notwendiger wird.
2. Dagegen hat Orest selbst bereits einige wichtigeren Vorbedingungen der Genesung erfüllt: Er hat seine Schuld als solche erkannt, er bekundet anhaltende und tiefe Reue und das innigste Bedürfnis, seine That zu sühnen, auch hat er freiwillig die Strafe oder die sühnende That auf sich genommen.
3. Dagegen fehlt noch das offene Bekenntnis der That auch vor nicht an ihr Beteiligten, die Vollendung der Buße und vor allem der Glaube an seine Erlösbarkeit, das Vertrauen auf die Weisheit und Gnade der Gottheit.

Übergang: Dieser Glaube aber kann in ihm nur gewirkt werden durch den überwältigenden Eindruck eines thatsächlichen Gnadenerweises und zwar nur durch die Vermittelung einer Persönlichkeit die er als reine Offenbarung der Gottheit sowohl schlechthin als gerade für sich selbst anerkennen muß. Ein solcher Gnadenbeweis ist das Wiederfinden der verloren geglaubten Schwester in dem von Apollo bezeichneten Lande, eine solche Persönlichkeit Iphigenie, die innig liebende Schwester, die hehre Priesterin, das reine Weib.[1])

---

1) Es geht nicht an, in der Schule die hier sicher obwaltenden persönlichen Beziehungen aus Goethes Leben näher zu erörtern, doch darf der Hinweis auf den bedeutenden Einfluß, den Charlotte v. Stein auf Goethe geübt hat, nicht fehlen.

II. Iphigeniens Einwirkung selbst.

1. — Aufsatz III, Teil II, 1.
2. (Vergl. ebend. Teil II, 2, a, kürzer). Iphigeniens mit aller Macht schwesterlicher Liebe unternommene Versuche, den Bruder auf das Wiederfinden der verlorenen Schwester vorzubereiten und diese Entdeckung selbst

a) regen Orests Gemüt zunächst auf, verdüstern es und treiben seine Wahnvorstellungen auf den höchsten Gipfel.

α) Die Versuche, Orest vorzubereiten, mißglücken, da dieser immer nur das heraushört, was ihn an seine schreckliche That und ihre Folgen sowie an den Fluch seines Geschlechtes erinnert:

αα) Iphigeniens Gebet[1]) und erster Annäherungsversuch (1122) erinnern ihn an das angeblich von ihm ausgehende Verderben und an die lauernden Rachegöttinnen.

ββ) Ihre Frage (1139), ob er ein freundlich Wort vernehmen könne, mahnt ihn daran, daß er ein gottgehaßter Mensch, also Freundliches zu empfangen nicht bestimmt sei.

γγ) Das Licht der Hoffnung, das ihm Iphigenie in Aussicht stellt (1142), verwandelt sich ihm alsbald in den matten Schein des Totenflusses, der ihm zur Unterwelt leuchtet.

δδ) Die Erinnerung an „die zweite Schwester" (1144) erweckt den Gedanken an das Elend seines Hauses, an dessen Fluch und damit auch wieder die eigenen Gewissensqualen (1148 ff.).

εε) Aus ihren tröstenden, beruhigenden Worten (1156 ff.) hört er nur die Stelle vom Geleit der Schreckensgötter und die Stimme des vergossenen Mutterblutes; die Gewissensqualen werden immer stärker und er fühlt durch Iphigeniens wie einer Rachegöttin Stimme das Innerste in seinen Tiefen gewendet (1168 ff.).

β) Auch die Entdeckung selbst erreicht ihren Zweck nicht oder nur teilweise, denn

αα) zunächst glaubt er Iphigeniens Erklärung („Sieh Iphigenie! u. s. w.") nicht, sondern fühlt nur das eifrige Bestreben heraus, ihr Schicksal mit dem seinen zu verbinden; diese Annäherungsversuche erzeugen in ihm

α*) Entsetzen darüber, daß er auch sie ins Verderben stürzen könnte (1175 ff.),

1) Orest hört die letzten Worte noch.

β*) die Wahnvorstellung, daß sie eine sinnlich rasende Bacchantin,

γ*) die andere, daß sie eine schmeichelnde, schöne Nymphe sei, die ihn verlocken wolle;

ββ) als aber dann Iphigeniens neue Mahnungen (1211 ff.), ihr flehentliches Gebet (1215 ff.) und die kurze Darstellung ihrer Rettung und des neuen Gnadenaktes der Gottheit (1217 ff.) ihn endlich überzeugen, da steigert diese Wiedererkennung nur seine Verdüsterung und seine Wahnvorstellungen bis zum Höhepunkte, so daß er schließlich die gräßlichste aller Thaten des Tantalidenhauses, die Opferung durch die Hand der unschuldigen, liebenden Schwester an sich selbst zu erfahren glaubt.

b) Dennoch wirkt Iphigenie auch in diesem zweiten Teile der Szene heilsam auf Orest; denn

α) neben jenen scheinbar üblen Wirkungen liegen andere wohlthätige Eindrücke, die in Orests Gemüt haften, wie dies schließlich durch die Vision (III, 2) klar wird, aber auch schon im III, 1 erkennbar ist.

αα) Orest fühlt Iphigeniens Liebe heraus und merkt, daß ihre, der „Himmlischen“ (1127), Gegenwart die Furien seitwärts drängt;

ββ) er erkennt an, daß Iphigenie ihr gut Geschick dem Elend des Hauses entführt habe, nähert sich also der Erkenntnis des weisen Waltens einer gütigen Gottheit;

γγ) er fühlt, nachdem er die Schwester erst für eine Rachegöttin gehalten, doch immer deutlicher ihre innige Liebe, so daß er sie mit fortschreitender Milderung der Vorstellungen nachher für eine schwärmende Bacchantin und dann nur noch für eine schöne Nymphe hält, die ihn in ihre Netze ziehen wolle;

δδ) er duldet einen Augenblick ihre Umarmung (1205) und vergißt selig erschauernd darüber den von ihm angeblich ausgehenden Fluch.[1])

1) Hier scheint mir M. Evers „Goethes Iphiginie auf Tauris“ S. 24 etwas zu weit zu gehen, wenn er sagt „ein Ahnen muß ihm aufdämmern von einer Liebe, wie er sie nie vorher gekannt noch empfunden, die ihm, ihm selber gilt und nur ihn heilen, ihn versöhnen will u. s. w.“ Sonst kann ich Evers fast immer beipflichten.

εε) er erkennt sie endlich, ein Zeichen der noch bewahrten Geistesklarheit, als Schwester, empfindet ihr Mitleid und ihre Liebe (1239 und 1248) mit Wärme und sucht sie (1249) trotz des eigenen Leides zu trösten, ja spricht, wenn auch hypothetisch, seine innige Liebe zu ihr aus.

Ergebnis: Trotz aller Erregung und Verdüsterung muß jetzt das Gefühl in Orest haften, daß, wenn ein reines Weib voll zartester Empfindung, eine Priesterin der edlen, strengen Göttin Diana, die eigene Schwester, ein Glied der Familie, an deren Heiligkeit er aufs schwerste gefrevelt hat, ihn nicht nur freispricht von aller Schuld, sondern auch des herzlichsten Mitleids und der innigsten Liebe für wert hält, auch eine Versöhnung mit den übrigen Menschen und mit der Gottheit möglich ist.

β) aber auch (vergl. Aufsatz III, Teil II, 2, b) jene scheinbar üblen Wirkungen erweisen sich als heilsam, da sie

αα) zur vollen Sühne der Schuld notwendig sind; denn diese erfordert den Ausdruck der tiefsten Reue und eine Steigerung der Buße, die eben in dem Durchleben der entsetzlichen Qualen liegt[1]);

ββ) die heilsame Krisis herbeiführen, deren Wirkungen sich in III, 2 und 3 zeigen.

C. Hinweis auf den weiteren Verlauf des Heilungsprozesses und auf die — verborgene — Mitwirkung der Gottheit bei demselben.

Anmerkung. Diese Mitwirkung der Gottheit zu leugnen ist thöricht bei einem Drama, in welchem das Gebet eine so wichtige Rolle spielt (vergl. oben Aufsatz II) und das selbst als „ein hohes Lied von der Offenbarung göttlicher Gnade“ bezeichnet werden kann[2]); wird doch in ihm die „Wahrheit und Wirklichkeit der unsichtbaren Welt und der über der irrenden Menschheit gnädig waltenden Götter“ aufgedeckt (Frick a. a. O.). Freilich geht alles durchaus menschlich zu, und in der Dichtung heißt es selbst, daß die Götter „Menschen menschlich zu erretten pflegen“ (1463); aber sie selbst sind die Retter. Iphigenie erscheint bei genauerer Betrachtung nur als Werkzeug der Gottheit; was sie will, wird eigentlich, wenigstens im II. Teil der Szene III, 1, so scheint es, gar nicht erreicht, so daß sie am Schluß Hilfe bei dem treuen Freunde, dem „teuren Manne“ suchen muß; in Wahrheit aber wird doch weit mehr

1) Vergl. Evers a. a. O. S. 55.
2) Vergl. Frick Wegweiser durch die klassischen Schuldramen, I. Abt., S. 415.

erreicht, als sie beabsichtigte; es ist eben das den irrenden Menschen verborgene weise Walten der gnädigen Gottheit, was alles zum rechten Ziele führt. Was Iphigenie 1215 ff. erbeten hat:

> „O, nehmt den Wahn ihm von dem starren Auge,
> Daß uns der Augenblick der höchsten Freude
> Nicht dreifach elend mache!“

das erfüllt die Gottheit, indem sie zunächst den Wahn aufs höchste steigert, so daß Orest wirklich die Vollziehung des Urteils durch Iphigenie an sich zu erfahren glaubt, und ihn dann in wohlthuende Ermattung sinken läßt; die Vision bei dem Erwachen aus dieser Betäubung ist durchaus natürlich, da sie durch jene Wahnvorstellung hinlänglich vorbereitet ist, was die allgemeine (Phantasie-) Situation anbetrifft, während die Vorstellungen von der Versöhnung aller Glieder des Tantalidenhauses durch die Einwirkung Iphigeniens, wie sie oben dargestellt ist, möglich geworden sind. Daß sie aber wirklich eintreten, das ist der Gottheit Werk und ebenso weiterhin, daß der Übergang in die Wirklichkeit nicht ein Zurückfallen in den Wahnsinn wird; denn was soll sonst Iphigeniens Gebet (1317 ff.) an die Lichtgottheiten, an die liebenden Geschwister, den Bruder, den „Einz'gen, Spätgefundnen nicht in der Finsternis des Wahnsinns rasen“ zu lassen? Was soll sonst Orests gleich nach Pylades' kräftigem Zwischenwort einsetzendes Dankgebet zur Gottheit?[1])

V. Aufsatz.

Der Kampf gegen die Lüge im Herzen der Goetheschen Iphigenie.

Vorbemerkung: Dieser Aufsatz berührt sich wie der vorige mit dem dritten hier behandelten, doch ist hier zum Teil ein genaueres Eingehen auf einzelne Punkte nötig, das bei der Darstellung von Iphigeniens Wirksamkeit im allgemeinen entbehrlich schien; daher wird die Mitteilung der dazu gegebenen Disposition nicht als Wiederholung des oben Erörterten erscheinen.

A. Das Ziel der Handlung ist die Rückkehr Iphigeniens mit den Ihrigen in die Heimat; die äußerliche Art, wie sie Euripides herbeiführt (plumpe List, Machtgebot der Göttin), konnte Goethes tiefem, deutschem Gemüte nicht genügen; im Gegenteil zeigt er im II. Teil des Dramas die Unmöglichkeit solcher Lösung, indem er diese Iphigenie immer deutlicher erkennen läßt; so

---

1) Andere hier noch in Betracht kommenden Punkte sind erörtert von Frick a. a. O. S. 384 ff; vergl. auch S. 414 ff.

A. erfüllt denn den IV. u. V. Akt des Stückes fast ganz Iphigeniens Kampf gegen die Lüge.

I. Die Lage der Dinge bei Beginn des Kampfes.

1. Die äußeren Umstände.

a) Zunächst scheint jenes Ziel nur erreichbar durch Überlistung und Täuschung, da Gewalt gegenüber der scythischen Übermacht unanwendbar, anderseits eine gutwillige Herausgabe des Götterbildes von Thoas nicht zu erwarten ist, α) wegen des Wertes dieses Bildes für Taurien, β) wegen seiner leidenschaftlichen Erbitterung gegen Iphigenie.

b) Dazu scheint eine rasche Entschließung ohne vorhergehende Überlegung unbedingt erforderlich.

2. Die in Iphigenie selbst liegenden Momente.

a) Auf der einen Seite drängt sie alles zur Beteiligung an dem listigen Plane des Pylades: die nahe Aussicht auf Erfüllung ihrer sehnlichen Hoffnung, in die Heimat zurückkehren zu können, die alles andere verdrängende Freude über Orests Wiederfinden und Genesung, die Bewunderung der Thatkraft und Umsicht des neugewonnenen Freundes Pylades, die Gefahr der Ihrigen.

b) Auf der andern Seite aber muß sie von der Anwendung einer Lüge zurückhalten: α) die weitere Hoffnung auf Entsühnung ihres Hauses, da deren Grundbedingung Reinheit des Herzens ist, β) die in ihrem Charakter begründete Wahrheitsliebe, überhaupt ihr fein ausgebildetes Gewissen, ihr tiefes Gemüt und ihre echte Religiosität.

II. Der Kampf selber.

1. Erste Stufe der Läuterung. = Aufsatz III, Teil III, 1.

2. Zweite Stufe der Läuterung.

a) Iphigenie, durch die Gedankenschuld unsicher und ängstlich gemacht (1411 ff.), wird durch Arkas' rasche Fragen widerwillig, ehe sie sich's versieht, in die von Pylades ersonnene Wahrheit und Dichtung mischende Ausrede getrieben;

b) dennoch fühlt sie sich gedrungen, gegen den Plan erst des Königs Meinung zu hören, weil dies „recht und gut“ ist.

c) dann erschüttern sie Arkas' Mahnungen und erwecken in ihr die klare Erkenntnis, daß sie durch ihre Beteiligung an Betrug und Raub auch Pflichten gegen ihre Mitmenschen verletzen würde,

   α) die gegen die Taurier, indem sie die von ihr dort begründete Gesittung und edlere Gottesanschauung zerstören,

β) die gegen Thoas, indem sie sich höchst undankbar gegen ihren Wohlthäter erweisen würde.

d) dennoch sucht sie, als Arkas gegangen ist, ihr Gewissen aufs neue zu beschwichtigen.

3. Dritte Stufe der Läuterung.

a) Pylades' frohe Botschaft steigert zunächst ihre Verwirrung, und sie gesteht ihm als eine Schuld, daß sie in den Aufschub der Weihe gewilligt hat; sein Hinweis auf die drohende Gefahr, auf Apollos Befehl und Zeichen, auf des Scythenvolkes Unwürdigkeit, besonders seine begeisternde Ausmalung der Heimkehr und Entsühnung des Hauses wenden ihm und seinem Plane die Seele wieder zu;

b) die bald zurückkehrenden vom Gefühl hergenommenen früheren Bedenken (vergl. Teil 1 u. 2) werden auf Augenblicke zurückgedrängt durch die gewandt und beredt vorgetragenen Verstandesgründe des weltklugen Griechen;

c) aber erst, als er ihr und ihrer Selbstsucht die Schuld an dem unvermeidlichen Verderben der Ihrigen aufbürdet und auf die allbeherrschende Notwendigkeit hinweist, meint sie, sich zur Lüge verstehen zu müssen.

d) Doch, als sie mit sich allein ist, bricht sich neben den früheren Sorgen die neue Bahn, daß sie sich durch die Lüge in den Fluch des Tantalidenhauses verstricken, der alte titanische Haß gegen die Gottheit in ihr wieder erwachen, sie also unfähig werden würde, das Atridenhaus zu entsühnen; der Glaube also an die Weisheit, Gerechtigkeit und Güte der Gottheit droht ihr verloren zu gehen, und sie wendet sich deshalb in angstvollem Gebet an sie, ihr diesen Glauben zu erhalten: sie hat also erkannt, daß sie auch eine religiöse Pflicht verletzen würde.

4. Vierte Stufe der Läuterung.

a) Iphigenie sucht den leidenschaftlich erregten, mißtrauisch gewordenen Thoas zunächst zu ruhiger Betrachtung zurückzuführen, indem sie in ihrer Seelenangst seinen Fragen ausweicht und nur entschieden auf der Weigerung des Opfers beharrt.

b) Sie entdeckt, indem sie der Wahrheit halb unwillkürlich, halb bewußt immer näher kommt, offen ihr Mitleid mit den Gefangenen und sucht diese Empfindung auch in Thoas zu erwecken; da dies vergeblich ist, so appelliert sie an seinen Edelmut, indem sie zugleich die List als Waffe des Schwachen bezeichnet (1870), endlich schneidet sie sich den Rückweg zu ihr ganz ab, indem sie dieselbe als unnötig für eine reine Seele erklärt (1874).

c) Da sie sich aber nicht klar ist, wie sie weiter verfahren soll, in Anbetracht von Thoas' Erregung und der furchtbaren Gefahr der Ihrigen, so gerät sie infolge ihrer Seelenangst noch einmal ins Schwanken und giebt der Wahrheit nur erst teilweise die Ehre (1889).

d) Als Thoas endlich, nur den äußeren Zusammenhang durchschauend, nicht aber den inneren, Iphigeniens Motive schmählich verkennt, da gewinnt sie in nochmaligem heißem Ringen die volle innere Selbständigkeit und Freiheit zurück und deckt, indem sie zu der Kraft aus ihrer Seele Tiefen die Kraft der wahrhaftigen Gottheit zu Hilfe ruft, die volle Wahrheit auf, sich so zu der wahren Heldengröße des Weibes erhebend.

C. Hinweis auf den nach diesem gewaltigen Kampf eintretenden Rückschlag (Iphigenie ist trotz allen Heldentumes nur ein zartes, schwaches Weib und zittert nun wegen der Folgen ihres Thuns für die Ihrigen) und den weiteren Verlauf der Handlung, indem sie ebenfalls durch die Reinheit und Wahrheit ihrer Seele im Bunde mit dem ebenso heldenmütigen, edelgesinnten, wahrheitsliebenden Orest siegt; so ist Goethes „Iphigenie auf Tauris" eine Verherrlichung der Wahrheitsliebe.

(Schluß folgt.)

Lessings Emilia Galotti und Richardsons Clarissa.

Von **Gustav Kettner** in Schulpforta.

Lessings Emilia Galotti erwuchs nicht aus der antiken Verginiasage selbst, wie sie bei Livius und Dionysius uns überliefert ist. Seine Phantasie empfing, wenn nicht die erste Anregung, so doch sicher von Anfang an einen bestimmenden Eindruck durch Dramatisierungen jenes Stoffes in der Form des zur Manier erstarrten Klassizismus. Montianos Virginia (1750), von der er im 1. Stück der Theatralischen Bibliothek 1754 einen sehr ausführlichen Auszug gab, mag den Ausgangspunkt gebildet haben. Tiefer wirkte dann Campistrons Jugendwerk (1683) und vor allem Crisps Tragödie (1754), deren erste Szene er übersetzte. Den Spuren, welche die Beschäftigung mit diesen Dramen in Lessings Emilia zurückgelassen hat, sind W. A. Wagner[1]), L. Volkmann[2]) und G. Roethe[3]) sorg-

1) Zu Lessings spanischen Studien. Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Sophien-Realgymnasiums in Berlin 1883.

2) Festschrift des Realgymnasiums zu Düsseldorf 1888.

3) Weimarer Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte Bd. 2. 1889. S. 520 flg.

fältig nachgegangen; besonders hat letzterer den Einfluß Crisps auf die Darstellung der Katastrophe nachgewiesen.

Aber im ganzen ist doch die Abhängigkeit Lessings von seinen Vorgängern gering. Ja ich möchte annehmen, daß ihre Wirkung auf seine Auffassung des Stoffes sehr bald eine mehr negative war. Diese Römerdramen konnten ihn nur abschrecken von der Wiederholung des Experimentes, den tragischen Konflikt in antikem Kostüm und in den Formen der haute tragédie darzustellen. Er sah hier, wie das Pathos der heroischen Tragödie das tiefste tragische Interesse der Handlung zu ersticken drohte, wie die Staatsaktion den Herzenskonflikt überwucherte und dabei selbst doch äußerlich und unlebendig blieb. Seine neugewonnene Überzeugung von der poetischen Bedeutung des bürgerlichen Trauerspiels mußte gerade durch diese nachklassischen Dramen befestigt werden.

In der Zeit, aus der wir die ersten Nachrichten über seine Arbeit an der Emilia haben — Oktober und November 1757 — ist sein Bruch mit der „seelenlosen" französischen Tragödie bereits entschieden. „Kenntnis des menschlichen Herzens und die magische Kunst, jede Leidenschaft vor unseren Augen entstehen, wachsen und ausbrechen zu lassen" verlangt er in der Vorrede zu der 1756 erschienenen Übersetzung von Thomsons Trauerspielen von dem tragischen Dichter. „Nur die Thränen des Mitleids und der sich fühlenden Menschlichkeit sind die Absicht des Trauerspiels, oder es kann gar keine haben." Darum will er „unendlich lieber der Urheber des Kaufmanns von London als des Sterbenden Cato sein." Deshalb hat er auch keinen von den zeitgenössischen Dichtern, auch Klopstock nicht[1]), so uneingeschränkt anerkannt als Richardson. Eine 1757 veröffentlichte Übersetzung seiner Sittenlehre leitet er mit den Worten ein: „Wer wird sich einkommen lassen, etwas für mittelmäßig zu halten, wobei der unsterbliche Verfasser der Pamela, der Clarissa, des Grandisons die Hand angelegt? Denn wer kann es besser wissen, was zur Bildung der Herzen, zur Einflößung der Menschenliebe, zur Beförderung jeder Tugend das Zuträglichste ist, als er? Oder wer kann es besser wissen als er, wieviel die Wahrheit über menschliche Gemüter vermag, wenn sie sich die bezaubernden Reize einer gefälligen Erdichtung zu borgen herabläßt?"

In der Clarissa, die der Verfasser selbst wiederholt als eine Tragödie in Romanform hinstellt[2]), sah Lessing die von ihm geforderte tragische Wir-

---

1) Vergl. Muncker, Lessings persönliches und litterarisches Verhältnis zu Klopstock S. 201.

2) Z. B. Vol. VII p. 162, Let. LII (Ich citiere durchweg nach der Londoner Ausgabe von 1785): „What a fine Subject for Tragedy would the injuries of this Lady, and her behaviour under them, both with regard to her implacable friends, and to her persecutor, make!" Vergl. auch Vol. VIII p. 368 flg.

kung am vollkommensten erreicht. Im engsten Anschluß an diesen Roman hatte er 1755 sein bürgerliches Trauerspiel Miß Sara Sampson entworfen.

Mellefont und Sara sind blasse Abbilder von Lovelace und Clarissa. Wie in dem englischen Roman bildet die im Leiden sich vollziehende Läuterung und Erhebung der Heldin das Ziel der Handlung; auch Sara scheidet wie eine Heilige, auch hier ist die Sterbeszene unerträglich weit ausgesponnen. Dadurch, daß Lessing die Katastrophe als das, wie er meinte, tragisch Wirksamste herausgriff, gewann er zugleich für die sehr ausgedehnte, in schwerfälliger Brieftechnik sich hinschleppende Handlung des Romans die nötige dramatische Konzentration. Wenn nur diese Katastrophe selbst reicher an dramatischem Leben gewesen wäre! Lessing hat statt des schwindsüchtigen Ausgangs der Clarissa die Vergiftung durch eine Rivalin gesetzt. Medea schwebte ihm bei der Einführung der Marwood vor — er selbst deutet es in der 7. Szene des 2. Aktes an. Aber das antike Vorbild stattete er doch wiederum mit Zügen aus, die Richardson entlehnt sind. Die Schwierigkeit, die beiden Geliebten Mellefonts zusammenzubringen, löste er ohne viel Skrupel im engsten Anschluß an eine Szene im 4. Bande der Pamela. In der Gesellschaft einer leidenschaftlichen, geistreichen Gräfin scheint der Baronet die demütige Liebe seiner ebenso schönen als tugendhaften, aber mitunter gar zu verständigen und in letzter Zeit etwas larmoyanten Frau einen Augenblick vergessen zu wollen. Er kann der Dame den Wunsch, Pamela zu sehen, nicht abschlagen. Die Motive sind seltsam verschlungen, aber nicht unwahrscheinlich: im stillen wünscht er selber, daß die Reize der Unschuld die stolze Schönheit überwinden und zugleich seine Wahl in den Augen der Gräfin rechtfertigen werden. Wir sind ferner im Roman so daran gewöhnt, die Tugend und Schönheit der Heldin vor Freunden und Verwandten ausgestellt zu sehen, daß wir an der hier sich verratenden Gefühlsroheit keinen Anstoß nehmen.[1]) Bei Lessing aber bleibt es uns völlig unbegreiflich, wie Mellefont der gleichen Bitte der Marwood, ihr einen Besuch bei der Sara zu vermitteln, nachgeben kann.[2])

1) Ob diese Roheit damals überhaupt empfunden wurde? Noch verletzender erscheint es uns, wenn der Baronet in einem Gespräch mit der Gräfin ihre körperlichen Reize, Stück für Stück, mit denen seiner Gattin vergleicht — als ob es sich um die Abschätzung zweier Pferde handelte! Und doch hat Bürger in einer vor kurzem im Euphorion (Bd. III, S. 736 flg.) veröffentlichten Nachschrift zu einem Briefe seiner Dorette an eine Jugendfreundin vom Jahre 1774 ganz ebenso die Reize seiner Braut gegen die ihrer jüngeren Schwester Auguste, seiner späteren Molly, abgewogen!

2) Über das Ungenügende der Motivierung spottet mit Recht Kuno Fischer, Lessing als Reformator I², 79; daß aber hier die mechanische Übertragung und Fortspinnung eines Motivs aus Richardson vorliegt, ist bisher nicht bemerkt.

Erst wenn man sich Lessings Verhältnis zu Richardson in jenen Jahren, wo er die Dramatisierung der Virginiafabel begann, klar vergegenwärtigt, versteht man, weshalb er einen solchen Stoff aufgriff und wie daraus eine Emilia Galotti wurde.

Wie überhaupt in seinen Dramen nur spärlich eigene Erlebnisse und innere Erfahrungen zum Ausdruck drängen, so waren die Stimmungen, mit denen er an diesen Stoff herantrat, die Probleme, die er darin fand, litterarisch nach- und anempfunden.

In der Virginiafabel lag, wenn man von den historischen und politischen Voraussetzungen absah, derselbe Konflikt, den Richardson in der ersten Hälfte der Pamela hart vor seinem tragischen Abschluß abgebrochen, dann in der Clarissa unbarmherzig bis zu seiner letzten tragischen Konsequenz verfolgt und endlich noch im Grandison zu Anfang der Handlung und in einzelnen Episoden gestreift hatte: der Kampf weiblicher Unschuld gegen Verführung und Gewalt. Und in Lessings Phantasie, die in der Welt dieser Romane heimisch war, belebten sich die schattenhaften Gestalten der klassizistischen Römertragödien durch die Analogie mit den modernen Menschen Richardsons. Der historische Zusammenhang, in dem die Geschichte der Virginia stand, erschien ihm gleichgiltig, auch die furchtbare That des Vaters trat in ihrer Bedeutung zurück vor dem Schicksal der Tochter, und in diesem Schicksal erkannte er unter der antiken Hülle die Tragik der Clarissa. Hatte er in der Miß Sara an den mehr rührenden als erschütternden Ausgang des Romans angeknüpft, so unternahm er es jetzt, vor allem das Hereinbrechen des tragischen Verhängnisses nachzubilden.

2.

Das leidenschaftliche Interesse, das die Richardsonschen Romane bei den Zeitgenossen weckten, beruhte vor allem auf dem Ernst und der Gründlichkeit, mit der sich der Dichter in das Seelenleben seiner Personen versenkt hatte. Mag auch die Gewissenhaftigkeit, mit der er seine Helden alle Gemütsbewegungen unmittelbar nach dem Erlebnis, ja oft noch während des Erlebnisses buchen und beichten läßt, uns heute mitunter unerträglich sein oder uns ein Lächeln ablocken — es überwiegt doch auch jetzt noch die Bewunderung oder doch wenigstens die Achtung vor der in dieser Detailmalerei sich verratenden Freude an dem psychologischen Problem, vor dem Streben, dem wirren Gang der Empfindungen und Entschlüsse nachzugehen.[1])

---

1) Vergl. Goethes Urteil in Dichtung und Wahrheit, Buch 6. (Bd. 27 S. 23 der Weimarer Ausg.)

In der Clarissa steht Richardsons Gestaltungskraft auf ihrer Höhe. In der Titelheldin und noch mehr in Lovelace hat er Typen geschaffen, deren Wirkung auf die Phantasie der Zeitgenossen sich noch lange verfolgen läßt. Auch Lessing stand unter ihrem Bann. Ohne Lovelace ist kein Hettore Gonzaga und ohne Clarissa keine Emilia Galotti denkbar.

Mag auch der Prinz von Guastalla durch seine äußere Stellung dem Römischen Decemviru der Virginiafabel näher zu stehen scheinen, als dem Londoner Libertin, mag auch das Bild des Duodezfürsten der Rokokozeit — doch wohl erst in einer späteren, wenn nicht der letzten Phase in der Entwickelung des Dramas — durch manche charakteristische Züge nach einem lebenden Modell weiter ausgestaltet und abgerundet sein: die Grundzüge des Charakters zeigen doch noch unverkennbar den Lovelace-Typus der ursprünglichen Konzeption. Ja Lessing ist hier viel tiefer in den Kern dieses Charakters eingedrungen als bei seinem Mellefont, in dem er doch nur ein recht äußerliches und schwächliches Abbild desselben gegeben hatte. Freilich, so geistreich seine Nachschöpfung ist, dem Original kommt sie doch nicht gleich. Die kontrastierenden Züge, die in dem breiteren und langsameren Fluß des Romans sich verschleifen, sind hier dramatisch verschärft und treten oft schroff und unvermittelt hervor; ihr jäher Wechsel stellt mitunter ebenso starke Anforderungen an die nachhelfende Kunst des Schauspielers wie an den guten Glauben des Zuschauers. Was aber das Schlimmste ist: Während Richardson mit nie erlahmender Konsequenz den Charakter bis zu Ende durchführt, hat Lessing dem Prinzen nur im 1. Akte vergönnt, sein Wesen vor uns auszuleben; nachdem er den Anstoß zur Handlung gegeben hat, wird er von ihr völlig beiseite geschoben, er spielt seine Rolle gleichsam nur mechanisch weiter, nur selten und flüchtig gestattet uns der Dichter einen Einblick in sein Inneres.

Wie Lessings Hettore ist auch Lovelace[1]) eine durchaus sinnliche Natur, ein Wüstling, der ohne viel Gewissensbisse seiner Leidenschaft schon manches Frauenglück geopfert hat. Wie dieser ist er noch jung und von bestrickender Liebenswürdigkeit. Wenn auch längst in ihm jede Achtung vor der Ehre des Weibes erstickt ist, so weiß er doch sein zügelloses sinnliches Begehren in die Maske zartester Rücksicht und Ehrerbietung zu hüllen. In der Gesellschaft wahrt er stets die Lebensformen des vornehmen Mannes — im Gegensatz zu seinen Genossen —, er erscheint verbindlich, gewandt, geistreich; ja, er zeigt auch gelegentlich, wo seine Leidenschaft nicht ins Spiel kommt, eine oberflächliche, launenhafte Gutmütigkeit, z. B. in seinem Verhältnis zu his pretty Betsey, his Rosebud, die er freigebig ausstattet.

1) Beiläufig: auch Lovelace pflegt „früh Tag zu machen." Vol. I p. 69 (Let. 12).

Der Ruf ihrer Lasterhaftigkeit erweckt bei Hettore wie bei Lovelace in der etwas philiströsen Welt der Galotti und Harlowe ein Vorurteil, das doch nicht bei allen Gliedern der Familie sich zu einem entschiedenen sittlichen Urteil klärt. Sie wirken zugleich abstoßend und anziehend und sind der Gegenstand eines für Frauenherzen gefährlichen Interesses.

Zum ersten Mal ergreift beide nach einem wüsten Sinnentaumel gegenüber der sittlichen Reinheit und geistigen Hoheit eines edlen Weibes die Ahnung eines tieferen Glückes; beide meinen jetzt zum ersten Mal zu lieben. „Nun ja, ich habe die Orsina zu lieben geglaubt! Was glaubt man nicht alles!" ruft der Prinz aus. Und Lovelace bekennt seinem Jack[1]): „I have boasted that I was once in love before — And indeed I thought I was. It was in my early manhood . . . But upon recollecting what I was then, and comparing it with what I find myself now, I cannot say that I was ever in love before!" Aber hinter diesen Stimmungen lauert doch bei beiden nur das sinnliche Verlangen, und der Gedanke, diese unnahbare Tugend zu überwinden, ist nur ein Reiz mehr.

Dem lasterhaften Weltmann ist in beiden Dichtungen im schärfsten Gegensatz eine ganz weltfremde Unschuld gegenübergestellt. Auch Clarissa ist in der Abgeschiedenheit des Landlebens aufgewachsen. Ihre Eltern zeigen dieselben Typen wie die Emilias. Der Vater ist jähzornig, hart und schroff; der weichere, milde Sinn der Mutter hat in der liebeleeren Ehe sich ängstlich vor dem Willen des Mannes beugen und vorsichtig allen Konflikten aus dem Wege gehen gelernt. Doch abgesehen von diesem Verhältnis der Gatten zu einander konnte ihre Charakteristik bei Lessing nichts weiter aus Richardson entnehmen. Die kleinliche Selbstsucht, der Familiendünkel und die Habgier des englischen Gutsbesitzers fügten sich nicht in die Grundlinien der tragischen Fabel. Der Mann, der aus Liebe zur Tochter, aus Eifer für ihre Ehre zum Dolche greifen sollte, mußte die wesentlichen Charakterzüge seines römischen Urbildes bewahren. Dagegen folgt Lessing in der Entwickelung des Charakters der Heldin durchaus Richardsons Spuren.

Auch Clarissa ist zugleich „die Furchtsamste und die Entschlossenste ihres Geschlechts." „What a contradiction! Weakness of heart with such a strength of will!" ruft Lovelace bewundernd aus.[2]) Anfangs tritt wie bei Emilia wesentlich nur die erste Seite hervor. Unter dem Bann des Hauses hat ihr Wesen etwas Passives, eine gewisse Unselbständigkeit und Unbehilflichkeit nach innen wie nach außen angenommen.

1 Vol. I, p. 197, Let. 31.

2) Vol. IV, Let. 35, p. 204.

Zwar solange sie ohne Zwiespalt im ruhigen Gleichmaß der Tage dahinlebte, war sie nach den Worten ihrer Freundin[1]) „glücklich und beglückend, wo sie erschien“ und durch den Reichtum ihres Geistes „die Seele aller Gesellschaften.“ Aber sobald der Kampf mit der argen Welt beginnt, ist sie hilflos wie ein Kind. Um diesen Grundzug ihres Charakters aufs schärfste hervorzuheben, hat Richardson ihr die lebensfrohe, kecke Freundin zur Seite gestellt, die sich nicht viel Skrupel macht und resolut auftritt. Aber so dringend ihr Miß Howe wiederholt rät, durch ein klares und entschiedenes Vorgehen gegen ihre Eltern und Lovelace die Verwirrung zu lösen — Clarissa vermag diesen Weg nicht zu finden. Emilia zeigt dieselbe Mischung von jugendlicher Fröhlichkeit und Hilflosigkeit. Mit mütterlicher Eitelkeit gedenkt Claudia jener Vegghia, wo sie „den Prinzen durch ihre Munterkeit und ihren Witz bezauberte“, und Emilia selbst schlägt einen Augenblick im Gespräch mit Appiani diesen Ton an. Aber bei den Annäherungsversuchen des Prinzen erscheint doch auch sie völlig fassungslos und ratlos.

Auch die Sittlichkeit beider hat etwas Peinliches, Ängstliches, Unfreies. Jene übertriebene Empfindlichkeit, die durch die kleinste Antastung ihrer Reinheit in die schwersten Gewissenskämpfe gestürzt wird, hat die Heldin Lessings von ihrer englischen Schwester geerbt. Uns erscheint jetzt diese Neigung, über jede Versuchung, jede Gedankensünde und jeden leisen Fehltritt in selbstquälerisches Grübeln sich zu verlieren und die eigne Schuld maßlos zu vergrößern, durchaus krankhaft. Ein moderner Ästhetiker[2]) sah daher den Hauptfehler der Lessingschen Tragödie darin, daß die Handlung auf „dem ganz singulär Eigenartigen dieser hohen und edlen Mädchennatur“, auf „dem überspannten Gefühl der sittlichen Reinheit“ ruhe. Er ignoriert dabei völlig den Zusammenhang dieses Charakters mit den litterarischen Voraussetzungen der Zeit. Messen wir ihn an den damals herrschenden sittlichen Idealen, so verschwindet das Singuläre.

Meine Parallele der Emilia mit der Clarissa gerade nach dieser Seite hin mag zunächst überraschen. Clarissa erscheint förmlicher und reflektierter. Ihr Pflichtgefühl grenzt ans Pedantische. Ruhelos ist ihr Verstand geschäftig, ihre Empfindungen eingehend zu analysieren. Lessing hat den Charakter der Emilia leichter, einfacher, naiver gehalten, er läßt sie sich unmittelbarer geben. Einen Unterschied bedingte hier schon die Dichtungsart: was im Briefroman zulässig war, verbot sich im Drama von selbst. Wie undramatisch jene Richardsonsche Manier war,

1) Vol. IV, Let. 11, p. 62—63.

2) Hermann Baumgart, Poetik S. 486.

hatte Lessing an seiner Miß Sara zur Genüge erkannt. Seitdem hatte er die Kunst des Schweigens gelernt. Er übte sie in der Emilia Galotti fast zu virtuos. So tritt er in scharfen Gegensatz zu Richardson. Aber doch nur äußerlich. Die gelegentlichen Äußerungen, in denen er seine Heldin ihr Innenleben enthüllen läßt, sind offenbar der Abschluß langer, verschwiegener Gedankengänge. Und in ihnen verrät sich ein befremdendes Wissen um sich selbst, eine in ihrer Schärfe und Härte uns jetzt recht unjugendlich anmutende Selbstprüfung und Selbstbeurteilung.

Aber diese unermüdliche und unbarmherzige Reflexion gibt Clarissa so wenig als Emilia die volle Klarheit und Kraft in ihren inneren Wirrnissen. Schon Richardson, so sehr er zum Idealisieren seiner Heldin neigt, hat doch die Macht der dunkeln Empfindungen, der unwillkürlichen und unbewußten Triebe selbst bei dem reinsten Wollen nicht verkannt. Wenn auch nur in diskreter und etwas abstrakter Weise zeigt er, wie selbst in Clarissas unsinnlicher Natur die Sinnlichkeit leise geschäftig ist und die Leidenschaft mit einer dumpfen Gewalt sich regt, die der verständigen Überlegung zu spotten scheint. Ja Clarissa empfindet für Lovelace im Grunde dieselbe seltsame Mischung von Furcht und geheimer Neigung, die Emilias Verhältnis zum Prinzen für viele so rätselhaft macht.

Wider ihren Willen sieht sie sich zu ihm hingezogen. Sie fühlt sich getroffen von Miß Howes Warnung „that men of his cast are the men that our Sex do not naturally dislike“ (IV, 113 Let. 22.) Schwer ringt sich ihr das Geständnis los: „Let me tell you a secret which I have but very lately found out upon self-examination, altho' you seem to have made the discovery long ago“ (IV, 57 Let. 10). Sie klagt ihr „foolish eye“ an und möchte allen ihres Geschlechtes zurufen: „Guard your eye, 'Twill ever be in a combination against your judgement; if there are two parts to be taken, it will for ever, traitor as it is, take the wrong one.“ Und genau so wie Emilia in der Versuchung betet „daß ihr guter Engel sie mit Taubheit schlagen möge und wenn auch, wenn auch auf immer“ (II, 6), so beteuert Clarissa: „I can say (I think truly) that I would atone for my fault at any rate, even by the sacrifice of a limb or two, if that would do.“ Schon glaubt sie den Sieg errungen zu haben, aber bald beginnt der Kampf von neuem. „How lately did I think I hated him! But hatred and anger, I see, are but temporary passions with me ... My heart, I find, is not proof against kindness and acknowledgment of errors committed.“ Vergebens hält sie sich vor: „am I not guilty of a punishable fault, were I to love this man of errors? And has not my own heart deceived me, when I thought I did not? And what must

be that Love, that has not some degree of purity for its object?“ Zu tief hat sie bereits erkannt, daß die Leidenschaft im stande ist, „to lay level all the fences that a careful education has surrounded us by“, und verzweifelnd fragt sie: „what is meant by the doctrine of subduing our passions?“ (IV, 278-80 Let. 46.)

Ich glaubte wenigstens einige charakteristische Stellen (sie ließen sich leicht vermehren) im Originaltext anführen zu sollen, damit der Leser fühle, wie bereits in dem englischen Roman unter der abstrakten Sprache der Empfindung „der dunklen Gefühle Gewalt“ nach Ausdruck ringt. Und gerade diese fascinierende Wirkung einer solchen Lovelacenatur auf ein unschuldiges, unerfahrenes Frauenherz machte Lessing zum letzten entscheidenden Motiv. Das war die ganz moderne Wendung, die er in seiner bürgerlichen Virginia der Katastrophe der Römertragödie gab. Bei Crisp, mit dem er sonst gerade in diesem Punkte des Dramas vielfach sich berührt, findet sich noch keine Spur davon. Auf Richardsons Spuren war er dazu gelangt. Freilich mußte er diesen Zug in seiner Emilia, wenn er die Katastrophe darauf gründen wollte, viel schärfer herausarbeiten. Er hat ihn zugleich realistischer gestaltet. Er läßt die sinnlichen Regungen unmittelbarer, mit fast beängstigender Gewalt sich herzudrängen. Ein heißeres Blut fließt in den Adern seiner Italienerin als in denen ihrer englischen Schwester. „Eine Stunde im Hause der Grimaldi — und es regte sich so mancher Tumult in ihrer Seele!“ Sie fühlt es nur zu tief: „auch ihre Sinne sind Sinne.“ Nicht vor der Gewalt bebt sie zurück, sondern vor der Macht der Verführung.

Lessing hatte in der Hamburgischen Dramaturgie bei der Kritik von Corneilles Polyeucte — übrigens mit auffallender Verkennung der in den Hauptpersonen vibrierenden Leidenschaft — über die Heiligen der tragédie chrétienne gespottet. Und nach Vollendung der Emilia gestand er in dem Brief vom 10. Februar 1772 offen seinem Bruder, die jugendlichen Heroinen seien gar nicht nach seinem Geschmack. So hatte er den Charakter Clarissas, ohne die Grundelemente umzugestalten, irdischer, menschlicher zu machen gesucht und zu dem heißen Drang nach sittlicher Reinheit jene dumpfe, schwüle Sinnlichkeit gesellt. Freilich reichte seine Gestaltungskraft nicht aus, um den so gesteigerten Kontrast noch wirklich glaubhaft zu machen. Die Farben, über die er verfügt, sind etwas trocken und dürftig, und sie sind zu hart und unvermittelt neben einander gestellt.

3.

Indem Lessing den in Clarissas Charakter im Keime angedeuteten inneren Zwiespalt zu einem leidenschaftlichen Konflikt verschärfte, scheint

er auf dem Wege von der Dulbertragik des Romans zu einer Schuldtragödie. Diese Entwicklung scheint um so näher zu liegen, als bei Emilia zu dem Verlangen nach Reinheit und Heiligkeit noch die Pflicht gegen ihren Bräutigam tritt, während Clarissa durch keine sittlichen Bande an den ihr von den Eltern aufgedrungenen Freier geknüpft ist. So haben denn auch moderne Interpreten, namentlich wenn sie Dichter waren — ich nenne Goethe, Hebbel und Heyse — eine geheime sündige Neigung Emilias zum Prinzen angenommen, durch die sie sich in eine schwer auf ihrem Gewissen lastende Schuld gegen ihren Verlobten verstrickt.

Aber Lessing hat diese tragische Konsequenz nicht gezogen. Die Handlung seines Dramas besteht im wesentlichen aus einer Folge von Versuchungen und Leiden, die von außen her an die Heldin herantreten. List und Gewalt, die vor keinem Frevel zurückschrecken, führen ihr Schicksal herbei; widerstandslos, aber auch schuldlos, erduldet sie es, bis sie am Schluß seine Kette sprengt. So bleibt Lessing in den Schranken des Intriguendramas und der Leidenstragik. Die Handlung der römischen Virginia mußte von selbst in diese Bahnen einlenken, wenn von dem politischen Kampf grundsätzlich abgesehen wurde. Aber wie diese Umgestaltung des antiken Stoffes unter dem Einfluß Richardsons sich vollzog, so hat auch die Ausgestaltung der Handlung im einzelnen durch seine Clarissa die stärksten Impulse erhalten.

Gemildert wird in beiden Dichtungen das Peinliche des Schicksals dadurch, daß die Heldin selbst, wenn auch nicht schuldig, so doch schuld daran ist. Eine Unbedachtsamkeit, die in der Schwäche und Unselbständigkeit ihres Wesens wurzelt, giebt bei Emilia wie bei Clarissa den Anlaß. Wie jene gegen ihr richtigeres Empfinden durch ihre Mutter sich bestimmen läßt, die Begegnung mit dem Prinzen vor ihrem Bräutigam zu verschweigen, so läßt sich Clarissa halb wider ihren Willen zu der Unbesonnenheit hinreißen, sich Lovelace anzuvertrauen. Aber die hierin liegende Milderung der Tragik ist doch nur scheinbar. Der eine falsche Schritt reißt sie durch eine verhängnisvolle Verkettung der Begebenheiten unwiderstehlich ihrem Untergange zu. Goethe fand in der Clarissa „die strengen und unausbleiblichen Folgen eines Fehltritts auf eine grausame Weise zergliedert.“[1]) Wir haben dieselbe Empfindung der Emilia Galotti gegenüber.

Mit Bewußtsein wird in beiden Dichtungen der Zufall als ein tragisches Moment verwendet. Wenn Lessing ihn in berechneter Folge an allen bedeutenden Punkten der Handlung als Hebel eingreifen und namentlich in der zeitlichen Verknüpfung der Ereignisse — in dem ver-

1) Dichtung und Wahrheit Buch 13 (Bd. 28 S. 193 der Weimarer Ausg.).

hängnisvollen Zu früh oder Zu spät — sein Spiel treiben läßt[1]), so fand er diesen tragischen Pragmatismus bereits in der Clarissa vorgebildet. Ich greife einige charakteristische Beispiele heraus.

Kaum hat Clarissa zögernd und widerstrebend den Brief an Lovelace geschrieben, in dem sie in eine Zusammenkunft willigt, so muß der Zufall den halben Entschluß zur That gestalten. Fast sofort bereut sie ihren Schritt, sie will den Brief wieder zurücknehmen, aber sie sieht sich durch zufällige Hindernisse aufgehalten, und gerade diesmal wird er früher als sonst abgeholt. So fällt sie in Lovelaces Netze; er weiß sofort die Schlingen so um sie zusammenzuziehen, daß sie nicht wieder zurück kann. Und als sie endlich, nachdem sie seine wahren Absichten durchschaut hat, noch einmal ihm entflohen ist, muß wieder ein tückischer Zufall die halb gelungene Befreiung vereiteln. Der Bote ihrer Freundin, die ihr die rettende Hand bieten soll, muß gerade zu einer Zeit eintreffen, wo sie in der Kirche ist; so kann Lovelace ihn abfangen und die Rat- und Hilflose wieder in seine Gewalt bringen. „Ihre Sterne selbst sind gegen sie", frohlockt er, als er daran denkt, „an wie zarten Fäden das Schicksal hing."[2])

Aber nicht bloß der Charakter der Handlung, auch ihr äußerer Gang erscheint vielfach durch Richardson bestimmt. Die Szenen der römischen Tragödie, die Mittel, zu denen dort der Decemvir griff, ließen sich nur zum Teil auf moderne Verhältnisse übertragen. Ohne sich mechanisch an sein englisches Vorbild anzuschließen, hat Lessing doch eine Reihe von Situationen, die seine Phantasie lebendiger ergriffen hatten, aus dem Roman in sein Drama verpflanzt.

Wie Emilia ist Clarissa eine regelmäßige Kirchgängerin. Auch in London hält sie an dieser Sitte fest; ja selbst als sie nach ihrer Flucht alles aufbieten muß, um Lovelace verborgen zu bleiben, besucht sie doch regelmäßig die Frühbetstunde in einer benachbarten Kapelle. Lovelace kommt in die Dorfkirche bei ihrem väterlichen Gute, um sie dort zu sehen, und als er später ihre Ausgänge am Morgen ausgekundschaftet hat, sucht er mit ihr in der Kirche zu Lincolns-Inn zusammenzutreffen. So hat auch Lessings Prinz in Erfahrung gebracht, daß „das fromme Mädchen alle Morgen bei den Dominikanern die Messe hört", und scheut sich nicht, sie dort aufzusuchen. Was will gegen diese Analogien die Begegnung des Decemvirn mit der Virginia am Palilienfeste in Montionos Drama besagen, in der man den Keim zu jener Szene gefunden

1) Vgl. meine Ausführungen in der Pförtner Gratulationsschrift zum Jubiläum der Fürstenschule Meißen 1893 S. 10—18.

2) Auch Miß Howe hebt nachdrücklich das Wunderbare in diesem Zusammentreffen der Umstände hervor. Vol. VI Let. 48.

zu haben glaubte! „Mein Kind, was sind dem Laster Kirche und Altar!" in diesen Worten der Claudia klingt die Stimmung jener Richardsonschen Szenen nach.

Um sich Clarissas zu bemächtigen, entwirft Lovelace einen ähnlichen Plan, wie ihn Marinelli für den Prinzen ausführt. Wie dieser durch Pirro, wird auch er durch den ungetreuen Leman über alle Vorgänge im Hause genau unterrichtet; auch hier zeigt der Bediente schwächliche Anwandlungen von Reue. Lovelace denkt einen Augenblick daran, mit einigen Freunden die Kutsche, in der Clarissa reisen soll, zu überfallen und sie zu entführen — das damals beliebte Romanmotiv wird gerade von Richardson auch sonst, z. B. im Grandison, mehrfach benutzt. Statt der offnen Gewalt greift Lovelace dann zur List. In jener Zusammenkunft, zu der Clarissa widerstrebend durch einen Zufall sich hat bestimmen lassen, weiß er den Anschein zu erwecken, als ob sie verfolgt werde und im nächsten Augenblick ein blutiger Kampf sich entspinnen müsse. Fast besinnungslos vor Schreck flieht sie; er drängt sie zu seinem Wagen, der unmittelbar hinter der Mauer des Parks an der Straße hält, und entführt sie so auf sein Landgut. — Indem Lessing diese Elemente kombinierte und selbständig weiterbildete, schuf er jenen Überfall mit der Flucht und Entführung Emilias in das Lustschloß des Prinzen, aus dem paddock der Harlowes wurde von selbst der fürstliche Tiergarten.

Lovelace bringt dann Clarissa in das Haus der Sinclair in London. Das Schicksal, dem sie hier verfällt, das ist die Perspektive, die sich der Emilia bei den Grimaldi eröffnet. In dem Virginiastoff fehlt dieser Zug durchaus. Was Lessing seine Heldin sagen läßt: „Ich kenne das Haus der Grimaldi, es ist das Haus der Freude", trifft in dem Richardsonschen Romane buchstäblich zu. Der äußere Anstrich der Ehrbarkeit wird auch hier zunächst auf Lovelaces Geheiß peinlich gewahrt. Was der Prinz verspricht, daß man Emilia dort, wenn anders sein Wort etwas gelte, mit der äußersten Achtung begegnen werde, gilt auch hier. Aber auch Clarissa ist hier wie eine Gefangene, völlig von der Außenwelt abgeschnitten, aller Hilfe beraubt und allein auf ihre eigene sittliche Kraft angewiesen. Und die Versuchungen, die Emilia dort fürchtet, wo früher schon so mancher Tumult in ihrer Seele sich erhob, sie treten hier bald unmittelbar an Clarissa heran. Die „liebenswürdigen Töchter" jenes Hauses, an deren vergiftenden Einfluß Odoardo denkt, mag man in „the two devilish Nymphs" Sally und Polly wiederfinden. Jener Hinweis Odoardos bleibt so flüchtig, er wird so wenig zu einer lebendigen Vorstellung ausgearbeitet, daß hier die Annahme einer äußerlichen Herübernahme besonders nahe liegt.

Das Verhalten Clarissas auf dem Landgut Lovelaces und in jenem Hause entspricht im wesentlichen dem der Emilia, als sie sich in der Gewalt des Prinzen befindet. Es ist eine Mischung von hilfloser Angst und unerschütterlicher sittlicher Hoheit, die sich bis zu todesmutiger Entschlossenheit steigert. Auch sie weiß den Wüstling „in einer Entfernung zu halten, mit ihm in einem Tone zu sprechen", daß er nichts zu unternehmen wagt.[1]) Dann wieder sehen wir die Unschuld verzweifelnd dem Laster zu Füßen fallen und „in the anguish of her soul" mit thränenden Augen demütig bittend die gefalteten Hände zu ihrem Peiniger erheben (IV, 369). Lessing entging das theatralisch Wirksame der Szene nicht, er machte sie zum Höhepunkte des 3. Aktes. Und endlich, in der äußersten Verzweiflung ist Clarissa bereits im Begriff, ihr Leben mit eigener Hand zu enden. Sie ergreift erst eine am Boden liegende Schere, dann ein Federmesser, wie für Emilia „die Nadel zum Dolche werden soll". „I will instantly convince you, that my Honour is dearer to me than my Life" fügt sie hinzu — man glaubt Lessings Worte (in dem Brief an Nicolai vom 21. Januar 1758) von dem Vater, „dem die Tugend der Tochter werter war als ihr Leben" zu hören!

Nur geringe Anregung gewährte Richardson für die Orsina-Episode. Man mag in diesem Zusammenhang sich an Nicolais unbestimmte Notiz[2]) erinnern, daß „nach dem ursprünglichen Plan die Rolle der Orsina nicht vorhanden war, wenigstens nicht auf die jetzige Weise". In der Clarissa findet sich keine entsprechende Figur. Im Grandison begegnet uns zwar sogar zweimal die eifersüchtige Nebenbuhlerin, in der sanften, leidenden Clementina von Porretta und der leidenschaftlichen Olivia, und die Kritik, die sonst die Beziehungen zwischen der Emilia Galotti und den Richardsonschen Romanen übersah, hat schon früh in der letzteren das Urbild der Orsina erkennen wollen. Ich kann aber hier keine charakteristischen Züge finden, die Lessings Schaffen bestimmt hätten. Seine Orsina erscheint vielmehr als eine im wesentlichen selbständige Fortbildung des Medea-Typus der Marwood. Wohl aber hat Lessing, was bisher noch nicht beachtet ist, zur Einleitung des Gesprächs zwischen Orsina und Odoardo ein zwar theatralisch wirksames, für den Gang der Szene aber ganz unwesentliches Motiv aus der Clarissa entlehnt. Marinelli hofft die Gegnerin dadurch unschädlich zu machen, daß er sie für wahnsinnig ausgiebt. Durch dasselbe Mittel sucht Lovelace, als Clarissa zum ersten Mal ihm entflohen ist, ihren Anklagen gegen ihn bei ihren Wirtsleuten von vornherein die Spitze abzubrechen.

1) Vergl. Vol. VI p. 312 (Let. 73).

2) In der Anmerkung zu dem Brief vom 21. Januar 1758.

Und ihre Aufregung und Verwirrung, ihre leidenschaftlich-pathetische Sprache, „die aus der Tragödie entlehnt scheint", dienen zunächst dazu, seine Angabe zu bestätigen, bis nachher jene doch mißtrauisch werden.[1]) — Auch die Schilderung der geistigen Zerrüttung, in die Clarissa nach ihrem Fall gerät, mag Lessing bei Orsinas Auftreten vorgeschwebt haben. Beide sind innerlich gebrochen und stehen hart am Rande des Wahnsinns. Die typischen Züge dieses Zustandes, das Abspringen mitten im Gedanken, den jähen Wechsel der Empfindungen, das plötzliche Vergessen dessen, was gesagt werden sollte, die Zwischenrufe, darunter das bezeichnende „o my poor head"[2]) (V, 303, vergl. E. G. IV, 3 a. E.) — wo fand er dies alles so ausgeprägt, wie hier? Die Wahnsinnsszenen bei Shakespeare sind wesentlich anderer Art. Freilich ist anderseits der Unterschied zwischen der in hilfloser Verzweiflung sich verzehrenden Clarissa und der racheglühenden Orsina so groß, daß wir abgesehen von jenen Anregungen in letzterer eine ganz selbständige Schöpfung Lessings zu bewundern haben.

4.

Mit einer Rücksichtslosigkeit, die uns heute bei einem zur Familienlektüre bestimmten Roman fast unbegreiflich ist, wagt es Richardson seine Heldin in immer heiklere Situationen zu bringen, ein Bollwerk nach dem anderen zu zerstören, das die Unschuld gegen Verführung und Gewalt schützt, bis endlich die Tugend nur noch auf sich allein zu ihrer Verteidigung angewiesen ist. Er wagt es, um den Leser zu überzeugen, daß sie unter allen Umständen in sich selbst die Kraft besitze, sich rein zu erhalten. Noch in der Pamela hatte er das Gebet der Verfolgten erhören und sie vor dem Letzten, Äußersten durch eine wohlthätige todartige Ohnmacht bewahren lassen; Clarissa dagegen muß den Kelch leeren: „die Arme rettete kein Gott!" Aber selbst da, wo sie widerstandslos Lovelace preisgegeben ist, verliert sie doch nur ihre „anatomische Unschuld" — das bekannte schiefe Urteil Börnes über die Katastrophe der Emilia trifft hier buchstäblich zu —, ihre „Herzensreinheit" ist über jeden Zweifel erhaben. Was sich an Neigung zu Lovelace in ihr regte, war vorher schon immer mehr erloschen, je deutlicher sie hinter der glänzenden Maske die sinnliche Begierde erkannte. Selbst als er schließlich sie heiraten will und bereits den Trauschein besorgt hat, setzt sie diesem

---

1) Zu Odoardos Worten: „Bei Gott, so spricht keine Wahnsinnige" vergl. V, 124 Let. 10 „there is no phrensy here".

2) Vergl. noch p. 309 „My head is gone . . . What would I say! I forget what I was going to say . . ." und die formelhafte Wiederholung dieser Worte p. 311.

Verlangen erst einen zögernden, dann einen entschiedenen Widerstand entgegen: sie sieht darin mit Recht eine sittliche Erniedrigung. Jetzt ist jede irdische Schwachheit von ihr abgefallen. Gerade in dem äußeren Fall bewährt sie die ganze Erhabenheit ihrer sittlichen Natur. Nach dem, was sie erfahren mußte, hat das Leben jeden Wert für sie verloren. Zugleich lastet auf ihr, so unschuldig sie ist, der Gedanke an die Schuld, die sie gegen ihre Eltern auf sich geladen hat. So sehnt sie sich nach dem Tode. Ihr weiteres Leben ist gleichsam ein langsamer geistiger Selbstmord — so faßt es auch ihre Umgebung auf. Sie stirbt als Heilige.

Lessing hat in ganz eigentümlicher Weise bei der Katastrophe seiner Emilia in den äußeren Umriß der antiken Fabel eine Seelentragik im Sinne der Clarissa hinein zu zeichnen versucht.

Seine moderne Virginia stirbt wie ihr antikes Vorbild vor dem Fall; ihr erspart der Dolch des Vaters das schmachvolle Schicksal Clarissas. Aber von dieser fest gegebenen Grundlage aus und auf anderem Wege strebt die tragische Entwicklung der Lessingschen Emilia doch einem ganz ähnlichen, modern-christlichen Abschluß zu wie der englische Roman. Der Dichter hat das alte Virginiamotiv, an dem alle seine Vorgänger festgehalten hatten, fallen gelassen. Bloß um ihre „anatomische Unschuld“ zu retten, ihre jungfräuliche Ehre unverletzt zu bewahren, die Tochter in den Tod zu schicken, — diese Motivierung genügte dem Schüler Richardsons, dem Sohne einer rationalistisch-pietistischen Zeit nicht mehr. Clarissa hatte jenen Entschluß, der drohenden Gewalt sich durch den Selbstmord zu entziehen, später als „thoughts so sinful“ (VI, 378) verurteilt und war, auch als sie fiel, rein geblieben. So suchte auch Lessing nach einem innerlicheren, rein ethischen Motiv. Er knüpft an den Tod des Bräutigams, den ja er zuerst als völlig neues Moment in die Handlung eingefügt hatte, an: das auf Emilia lastende Bewußtsein, jenen Tod, wenn auch ahnungslos, verschuldet zu haben, macht ihr das Leben zur Qual und bereitet so den Boden für den Todesentschluß. Aber das entscheidende Motiv legte Lessing in das heiße Verlangen, sich innerlich rein zu erhalten, und die Angst, in der Versuchung sich selbst zu verlieren.

So trat er in einen doppelten Gegensatz zu Richardson. Auch nicht einen Augenblick weht Clarissa die Furcht an, innerlich zu erliegen. Wie Lessing seine Heldin von Anfang an schwächer, sinnlicher, kurz menschlicher bezeichnet hatte, so nahm er ihr auch bei der Katastrophe alles Heroische. Unlöslich verband er die sittliche Kraft mit der sinnlichen Schwäche, die Freiheit des Geistes mit der Naturbedingtheit. Nicht eine abstrakte Tugendheldin, die schon auf Erden verklärt wird,

sondern ein armes, verzagendes Menschenkind wollte er uns zeigen, denn nicht „kalte Bewunderung", sondern tragische Rührung wollte er wecken.[1]) Und so gewann er zugleich **zweitens** im Unterschiede zu dem schwindsüchtig-asketischen Ausgang des englischen Romans für sein Drama die rasche, leidenschaftliche, stürmische Katastrophe.

Aber so verschieden auch die äußeren Voraussetzungen für das Ende beider Dichtungen sind, und so weit auch der Weg, den Lessing einschlug, ihn von Richardson abzuführen scheint, das letzte Ziel ist doch hier wie dort die Erhebung über alle irdische Schwäche. Auch Emilia beweist in der strengen, ja grausamen Prüfung durch den Vater, daß keine Neigung zu „ihrem Räuber" in ihrem Herzen mehr lebt. Wenn sie sodann in grausamer Selbstzerfleischung dem Vater ihr Inneres bloßlegt und sich bereits als eine Verlorene ansieht, so wissen wir zu gut, daß diese extremen Konsequenzen nur an eine Gedankensünde sich knüpfen, um darin etwas anderes zu sehen, als den Ausdruck des peinlichsten sittlichen Rigorismus, dem vor dem absoluten Begriff innerer Reinheit die Grenzen zwischen unwillkürlichen Vorstellungen und bewußtem Thun sich verwischen. Und endlich wirft sie furchtlos in dem Gedanken an die Heiligen das Leben von sich, um die Seele zu retten; die „Furchtsamste ihres Geschlechts" beschämt durch ihre Entschlossenheit den im Kampf des Lebens gehärteten Mann und leitet die zögernde Hand des völlig Fassungslosen.

Es liegt auf der Hand, wie künstlich die ganze psychologische Entwicklung auf diesen Punkt hin zugespitzt ist. Diese Emilia, die in solchen Wahnvorstellungen von der eigenen Sündhaftigkeit sich abringt, ist um nichts gesunder und wahrer als die Tugendheldin Richardsons. Daß sie vollends, noch ehe die Versuchung selbst an sie herantritt, den Tod sucht und der Vater sich dazu drängen läßt, dies Verlangen zu erfüllen — dies Ungeheuerlichste uns begreiflich zu machen, reicht die Motivierung des Dichters nicht aus. Und alle die Hilfskonstruktionen, die mühsam die moderne Interpretation ersann, sind beim Anblick dieser Szene auf der Bühne wie Spinneweben hinweggeweht, und es bleibt uns nur die Empfindung:

weh, ich versteh' sie nicht,
Und werd' sie nie verstehn.

So ist der Versuch Lessings, die Katastrophe der Virginia im Sinne seiner Zeit ins Innerliche umzubiegen, im wesentlichen als gescheitert anzusehen.

---

1) Vergl. Laokoon I: „Sieht man ihn (den tragischen Helden) sein Elend mit großer Seele ertragen, so wird diese große Seele zwar unsere Bewunderung erwecken, aber die **Bewunderung ist ein kalter Affekt**, dessen unthätiges Staunen jede andere wärmere Leidenschaft ausschließt."



5.

In ihrer moralischen Innerlichkeit ist die Tragik der Emilia ebenso wie die der Clarissa völlig gleichgiltig gegen die banale Forderung, daß dem Leiden die Schuld entspreche. Richardson hat sogar seinem Roman noch ein langes postscript angehängt, in dem er unter Berufung auf den Spectator die Berechtigung der poetical justice, die nur in den Vorstellungen von humanity and good nature wurzele, aus religiösen und ästhetischen Gründen zu widerlegen sucht. Wenn Lessing auch schwerlich allen seinen Ausführungen zugestimmt haben wird, die Gesamtauffassung hat er jedenfalls geteilt. Wie die unerbittliche Härte seiner Tragik damals wirkte, zeigt Herders „Entsetzlich", als er die Perspektive zog, die sich am Schluß des Dramas uns aufthut.

Wenn die Tugend unter den Prüfungen, die über sie verhängt werden, ihre Erhabenheit entfaltet, so fragen beide Dichter nicht weiter danach, ob das Schicksal, das sie erleidet, ein verdientes sei, oder ob das Laster von der Nemesis ereilt werde. Wir sahen: weder bei Clarissa noch bei Emilia kann von einer wirklichen Schuld die Rede sein. Die Strafe des eigentlich Schuldigen aber ist in beiden Dichtungen ohne jede Bedeutung. Die Betroffenen selbst überlassen die Rache dem Himmel. Wie Odoardo voll Abscheu jede Gemeinschaft mit der Rachbegierde einer Orsina von sich weist, wie Emilia entsetzt ihrem Vater in den Arm fällt, als er ihr von seiner Absicht erzählt, den Prinzen zu töten, so beschwört Clarissa ihren Vetter, den Colonel William Morden, von jeder Verfolgung Lovelaces abzustehen, denn die Rache sei Gottes Werk. Es war von Lessing nur konsequent, wenn er überhaupt von einem Strafgericht über den Prinzen absah. Daß in der Clarissa Lovelace schließlich doch im Zweikampf mit Morden fällt, wirkt wie eine nachträgliche Konzession an das Publikum, die der Stimmung des Ganzen widerspricht. Die Erzählung seines Endes hat auch für die Komposition des Romans keine wesentlich andere Bedeutung, als der übliche Schlußbericht über das weitere Schicksal der Nebenpersonen.

Aber wenn beide Dichter auch die triviale poetische Gerechtigkeit verwerfen, so lassen sie uns doch in dem Gang der dramatischen Handlung eine tiefere Gesetzmäßigkeit und Zweckmäßigkeit ahnen; ja sie deuten mitunter das Walten einer höheren Macht an. Schon oben, wo ich die Handlung beider Dramen verglich, wies ich auf den fatalistischen Zug, der durch sie hindurchgeht, hin. Eine strenge Notwendigkeit bestimmt die That und ihre Folgen. Wenn auch Gewalt und List die Fäden knüpfen, erst das Verhängnis webt daraus das Schicksal. Ein Verhängnis ist es, wenn der Gedanke, kaum zum Entschlusse gereift, durch den Zufall zur unwiderruflichen That — richtiger sollte man es

ein Geschehen nennen — wird. Und die erste That zieht eine folgenschwere, unlösliche Kette von Thaten nach sich. Droht an einer Stelle diese Kette zu reißen, so muß der Zufall sie wieder zusammenschmieden. Fast scheint es, als ob diese Schicksalsfügung vor allem gegen die Guten sich kehre, sie in Schuld und Verderben stürze. Aber der Frevler, dessen Werk sie förderte, erfährt ebenfalls zu seiner Qual die Macht dieser tragischen Notwendigkeit. Er wird gleichsam mechanisch auf seiner Bahn weitergedrängt und gezwungen, alle Konsequenzen seines Entschlusses zu ziehen. So wird das Handeln selbst für ihn ein Leiden. Schmerzlich bäumt sich Lovelace gegen diesen Zwang auf: „How one evil brings on another! While I was meditating a simple robbery, here have I been guilty of murder! A bloody murder! ... So now I am a machine at last, and no free agent. Upon my soul, it is a very foolish thing for a man of spirit to have brought himself to such a height of iniquity, that he must proceed and cannot help himself, and yet to be next to certain, that this very victory will undo him.“ Die Empfindungen, denen im Roman der Held Ausdruck giebt, drängen sich dem Leser von selbst im 3. Akte der Emilia Galotti auf, wo der Prinz in dieselbe Situation verstrickt ist. Ebenso wie Lovelace kann Hettore klagen, er sei „compelled to be the wretch my choice has made me!“ (V, 222 Let. 21.)

Der Eindruck des Schicksalsschwangeren der Handlung wird bei Richardson wesentlich gesteigert durch die zahlreichen bedeutungsvollen Träume. Auch in Lessings Drama ist davon etwas übergegangen. Schon in der Sara hatte er dies Motiv, aber noch ganz mechanisch, verwendet: Die Heldin muß uns ein langes, nur aus Richardsonschen Reminiszenzen zusammengewobenes Traumerlebnis erzählen.[1]) Viel wirkungsvoller in seiner ahnungsvollen Kürze ist Emilias Hinweis auf den schwermütigen Traum[2]) von den Perlen, die sich in Thränen verwandeln. Und viel berechnender als Richardson weiß Lessing ihn gerade an dem Punkte der Handlung einzulegen, wo die Würfel für Emilia und Appiani fallen sollen.

Es ist der strenge Vorsehungsglaube der Zeit, der in diesen Formen, die an das Schicksalsdrama erinnern, seinen Ausdruck findet. Nicht als ein Schicksal, wohl aber als eine Schickung faßt man das Geschehende auf. Und die Gottheit, die diese Schickung sendet, ist nicht der Allgütige der Humanitätszeit. In unerbittlicher Gerechtigkeit verteilt

1) Der Traum der Sara Akt I Szene 7 ist kontaminiert aus den Träumen, die Clarissas und Lovelaces Katastrophe ankündigen (II, 264 Let. 39 und VII, 187 Let. 56).

2) Er stammt aus Gryphius; E. Schmidt, Lessing II, 202.

sie die Lose der Sterblichen. In dem Roman des schottischen Puritaners prägt sich diese Auffassung des Lebens mit einer solchen Härte aus, daß wir uns mitunter fast in den Gedankenkreis der antiken Schicksalstragödie versetzt glauben könnten.

Die leidenschaftslose, klare, unbefangene Miß Howe, deren Bemerkungen oft chorartig dem Leser vorempfindend die Handlung begleiten, muß auch bei dem tragischen Geschick, dem die Freundin verfällt, sie und uns auf den geheimen Ratschluß Gottes verweisen. Aus ihren Worten klingt uns, wenn wir von der christlichen Terminologie absehen, die düstere Lebensweisheit des Schlußchors in Sophokles' König Ödipus entgegen, ja man wird auch an das τὸ ϑεῖον πᾶν φϑονερόν des Herodot erinnert. „A strange fatality! As if it were designed to show the vanity of all human prudence!" In Clarissas „error, if it were an error", sieht sie „a kind of fate": gerade über die Glückliche und Beglückende, die Gute und Reine mußte ein solches Schicksal verhängt werden, damit sie sowohl selbst an die Schwäche, Hinfälligkeit und Sündhaftigkeit der menschlichen Natur erinnert würde, als auch andern zur Mahnung, zur Warnung und zum Vorbild dienen könnte.[1])

Mit derselben unerbittlichen Härte und Strenge, mit der die Vorsehung Glück und Unschuld in trial, temptation and misfortune verkehrt, rächt sie auch die Schuld des Verführers. Und wenn auf Erden ihre Rache zu zögern scheint, so verweist uns der Dichter auf die Todesstunde, in der die Schauer des Gerichts sich ankündigen, oder er deutet durch Prophezeiungen und Träume auf den Ausgleich im Jenseits hin. So tritt an die Stelle der poetical justice die divine justice.[2])

Die Personen in der Emilia Galotti verlieren sich nicht in jene Spekulationen über die letzten Gründe des tragischen Schicksals. Aber die Auffassung Richardsons entspricht durchaus dem Geiste von Lessings Tragik. Auch seine Tragödie ist getragen von der Vorstellung einer strengen, rächenden Gottheit. Und auch er läßt uns in der schicksalsvollen Verkettung der Begebenheiten „das Werk, wohl gar das unmittelbare Werk der allmächtigen Vorsicht" ahnen. „Nichts in der Welt ist Zufall . . . Das Wort Zufall ist Gotteslästerung." (Akt IV Szene 3.) Unmittelbar vor der Peripetie des Stückes, da wo die Fäden sich zu entwirren beginnen, muß Orsina sich in einer feierlichen Gebetsapostrophe zu dieser Deutung erheben. Die Halbwahnsinnige spricht wie eine ver-

1) Vergl. Vol. IV p. 60 flg. (Let. 11). Wenn am Schluß Miß Howe bemerkt: „It was therefore to be some man, or some worse spirit in the shape of one, that, formed on purpose, was to be sent to invade you", so erinnert diese Vorstellung auffallend an die Schlußworte des Prinzen.

2) Beide sind gegenübergestellt VIII, 376.

zückte Seherin. Dramatisch wirkt ihre Rede wie eine Parabase. — Dieselbe Orsina sieht in einer wilden Vision das Herz des Verräters von den Rachegeistern seiner Opfer wie von Furien zerrissen. (Akt IV Szene 7.) Und Odoardo muß am Schluß den Frevler, der der irdischen Gerechtigkeit entzogen ist, „vor den Richter unser aller“ laden — mit diesem Hinweis auf das Jenseits klingt das Drama aus.

So wurzelt Lessings Drama tief im Boden des Richardsonschen Romans. Ich verkenne die mannigfachen Einflüsse nicht, die außerdem auf seine Ausgestaltung gewirkt haben.[1]) Aber neben Richardson treten sie weit zurück. Er bestimmte den Grundcharakter des ganzen Werkes. Unter seiner Einwirkung wurde aus einer „Virginia“ eine „Emilia Galotti“. Als geschlossenes Kunstwerk ist das Drama dem Roman weit überlegen. Während dieser heute für das größere Publikum kaum in dem Auszug der Tauchnitz-Edition noch lesbar ist, gehört jenes als unsere erste klassische Tragödie noch jetzt zu dem Repertoire unseres Theaters. Und doch umwitterte es, schon ehe das vorige Jahrhundert zu Ende ging, ein Hauch von Altertümlichkeit. Die neue Dichtergeneration stand ihm bereits innerlich fremd gegenüber, so sehr sie seine Technik bewunderte, soviel sie von ihr lernte. Jene Richardsonsche Tragik, durch die Lessing den alten Stoff zu neuem Leben erweckt hatte, war inzwischen selbst wieder veraltet. Man sah in dem Konflikt der Leidenschaft nicht mehr bloß den Zwiespalt zwischen frommer Pflicht und sündigen Trieben, der mit der Ertötung der letzteren und dem tröstenden Ausblick in das Jenseits endete. Und heute? Was ist uns jetzt noch Emilia Galotti? Man braucht ihre Wirkung auf dem Theater nur mit der eines vielfach so verwandten Stückes, wie Schillers Kabale und Liebe zu vergleichen, um die Kluft zu ermessen, die uns von Lessings Tragödie trennt.

Sprechzimmer.

1.

Vom Hunsrücken.

Im Religionsunterricht an der hiesigen Kgl. Präparanden-Anstalt trug ein Schüler vor: „Jesus nahm die 3 Jünger mit in den Garten Gethsemane, um an ihnen ein „Geheignis“ zu haben. Um zu er-

---

1) Ich selbst habe in der S. 452 zitierten Gelegenheitsschrift auf die Einwirkung der Leibnizschen Psychologie hingewiesen und hoffe demnächst das ethische Fundament des Dramas noch weiter bloßzulegen.

fahren, ob und wie dies mir fremde Wort angewendet werde, erbat ich mir von Schülern und Erwachsenen schriftliche Sätze, von denen ich einige nachstehend mitteile:

1. Das Kind flüchtet sich bei jeder Gefahr in den Schoß der Mutter. Es hat das unbegrenzte Vertrauen, dort Schutz zu finden. Es sucht bei ihr Geheignis.
2. An das Bett gefesselt, fand die alte Frau an des Nachbars Töchterlein etwas „Geheignis", da das Mädchen seine ganze freie Zeit bei ihr verbrachte.
3. Der allein wohnende Mann findet an seinem Haustiere ein „Geheignis".
4. Die Witwe fand nach dem Tode ihres Gatten „Geheignis" an ihrem kleinen Mädchen.
5. Die aus dem Hafer gelöste Summe bildet ein kleines „Geheignis" für den Winter.
6. Im Winter sucht man „Geheignis" in der warmen Stube u. s. w.

Das Wort bezeichnet demnach wohl: Schutz, Hilfe, Trost, Rückhalt. Gebräuchlich ist es auf dem Hunsrücken, an der Nahe, dem Rhein und der Mosel; die dem rechten Rheinufer (Westerwald) entstammenden Schüler kannten es nicht. Dagegen bildete ein Präparand aus dem Kreise Mayen ganz gleiche Sätze, gebrauchte aber die Form „Gehöchnis".

Womit hängt das Wort zusammen?

Mit „behagen" oder mit „hegen"? Da letzteres mhd. hegen — pflegen, bewahren, nach der Grundbedeutung „mit einem Hag umgeben" heißt, so scheint nach den Sätzen Art. 1—5 „Geheignis" hierauf zurückzuführen sein: es bezeichnet den gewährten Schutz oder Frieden. Der sechste Satz weist allerdings mehr auf „Behaglichkeit, Wohlgefallen" hin. Wiegand führt (S. 785) die „Hége" — Fröhlichkeit, Vergnügen, Lust an, mhd. „die hage", abzuleiten von hagen — fröhlich stimmen, gefallen, woraus sich auch der Zusammenhang mit behagen vermitteln ließe.

Ich möchte bloß die Aufmerksamkeit kompetenter Männer auf das eigentümliche „Geheignis" lenken, um mich von ihnen unterrichten zu lassen.

Dem Hunsrücker Dialekt eigentümlich sind eine Anzahl von Dingwörtern mit abweichendem Geschlecht:

Der Brill (Brille), mhd. der berille;
der Butter, mhd. die und der buter;
der Dinte; der Fahne, mhd. der vane;
der Jacken,
die Rabe, die Floh, mhd. die vlô (Boner: ein ritte begegnet [einer vlô]);
die Platz, die Spate (Justus Möser: die Spade);

das Gau, mhd. das gou;
das West (Weste); der Bier, der Dach ꝛc.

Vielfach vertreten sind in verstümmelter Form Wörter französischen Ursprungs, z. B. der Hüsgen=Gerichtsvollzieher, aus le huissier.

Simmern, Reg.=Bez. Koblenz. **C. Weyrauch.**

2.

Über Schuldramen.

Mit einer Untersuchung über Schuldramen beschäftigt, kam ich wieder einmal auf die schönen Ausführungen von Heinrich Gloël in dieser Zeitschrift VII, 386 flg. und auf die zustimmenden Äußerungen in diesem und den folgenden Jahrgängen. Abermals habe ich mich darüber gefreut, daß man doch jetzt wesentlich andere Ansichten über die dramatischen Aufführungen in Schulen und durch Schüler hat, als sie z. B. im Jahre 1860 von Heiland in der Encyklopädie von Schmid ausgesprochen worden sind. Er findet, daß öffentliches Auftreten in dramatischen Produktionen nur geeignet sein kann, die Eitelkeit zu reizen und die Gefallsucht hervorzurufen; auch Neid und Mißgunst wird nach ihm in die jugendlichen Seelen geführt werden. — Hierzu möchte ich aus meiner mehrjährigen Erfahrung bemerken, daß es mir leicht erscheint, vor solchen Gefahren die betreffenden Schüler zu behüten; freilich muß der einübende Lehrer sorgfältig bei der Auswahl der Schüler verfahren. Ganz besonders dankbar erwiesen sich dramatische Aufführungen bei den Ausflügen der ganzen Schule am Sedantage, wie ich sie am hiesigen Realgymnasium zuerst gesehen hatte. Aber auch an privaten und öffentlichen Schulfeiern andrer Art haben sich solche Vorstellungen hier bewährt. Allerdings habe ich hierbei den Versuch noch nicht gesehen und gewagt, Frauenrollen zu verwenden. Von Damen sie darstellen zu lassen, wie L. Koch (IX, 214) mit Erfolg gethan hat, scheint mir nur in kleineren Städten ausführbar zu sein, und gegen eine Darstellung der Frauenrollen durch Schüler sträubt sich mein Empfinden ebenfalls. Darum habe ich mich bisher stets auf Stücke beschränkt, in denen nur männliche Rollen vorkommen. Als ein solches möchte ich ganz besonders Th. Körners „Joseph Heiderich“ empfehlen, das bei einer großen öffentlichen Schulfeier der hiesigen Oberrealschule vor zahlreicher Zuhörerschaft in bester Weise über die Bretter ging. An einer hiesigen höheren Mädchenschule sind nur neuere, meist allegorische Stücke von Frida Schanz u. s. w. aufgeführt. Auch an dem K. Friedrichs=Gymnasium hierselbst wird die Aufführung von neueren Festspielen mit gutem Erfolge eifrig gepflegt.

Damit komme ich auf die Stücke, deren Wahl ja nicht immer leicht ist. Wenn Heiland a. a. O. sagt: „Die Meisterwerke unserer Klassiker,

an denen die Nation eines ihrer kostbarsten Kleinode besitzt, und an denen die Jugend sich groß ziehen soll, muß man doch wohl höher halten, als daß man sie durch die jungen dramatischen Künstler zur Karikatur entstellen läßt", so können wir wohl heute über ein solches Urteil zur Tagesordnung übergehen. Es ist ja auch noch nicht allzu lange Zeit her, als man sich scheute, die klassischen Dichtungen in unseren Schulen unterrichtlich zu behandeln. „Und nun gar", fährt Heiland fort, „die eigens für diese Zwecke gedichteten Kinderschauspiele mit ihrem sentimentalen, altklugen und unnatürlichen Ton und ihren moralischen Brühen!" Auch Gloël hat unter den Schulfestspielen manche gefunden, in denen „der Patriot den Dichter totschlägt". Dagegen habe ich gesehen, daß manche dieser neueren, eigens für Schulzwecke geschriebenen Stückchen recht ansprechend sind. Leider findet man dieselben nur schwer, sodaß eine Zusammenstellung solcher Kinderschauspiele und Schulfestspiele sehr wünschenswert erscheint. Da ich hierzu schon manches Material[1]) gesammelt habe, so würde ich jedem Leser aufrichtig dankbar sein, wenn er mir die ihm bekannten Titel von dergleichen Stücken gütigst mitteilen wollte.

Kassel. **Karl Knabe.**

3.

Herzog Georg zu Sachsen über die Erziehung seiner Söhne.

In seinem ersten, bisher noch nicht veröffentlichten Testamente vom 19. Dezember 1510 bestimmte der gelehrte Herzog Georg zu Sachsen († 17. April 1539), betreffs der Erziehung seiner Söhne, daß dieselben bis zum erfüllten achten Lebensjahre bei der Mutter bleiben, alsdann auf weitere acht Jahre mit verständigen Zuchtmeistern versehen und zur Lehre der lateinischen Sprache gehalten werden.

Blasewitz. **Theodor Distel.**

4.

Sprachliches zu Gustel aus Blasewitz.

Es ist behauptet worden, Schillers Gustel aus Blasewitz habe schon aus sprachlichen Bedenken mit Justine Segedin[2]) etwas nicht zu schaffen. Ob der Schwabe g für j gebraucht, kann hier unerörtert bleiben; zwei Beispiele aus der sächsischen Mundart mögen genügen, um jenes Anführen zu entkräften: Gahrmarchd (Jahrmarkt) und Gärsche (Jerisau bei Glauchau).

Blasewitz. **Theodor Distel.**

---

1) Unterdessen ist von mir eine Zusammenstellung von Schulfestspielen seit dem Jahre 1870 zu dem Artikel „Kinderschauspiele u. dergl." in Reins Encyklopädischem Handbuche der Pädagogik, Band 4, Langensalza 1897 erschienen.

2) Vergl. Dresdn. Anz. 1896 Nr. 312.

5.

Zu VII, 836 flg.

Bernhardts Bemerkungen zu Wasserziehers „Flensburger Deutsch" laufen im ganzen darauf hinaus, daß eine große Zahl sprachlicher Erscheinungen, die W. als flensburgisch erklärt, als allgemein niederdeutsch oder wenigstens auch in anderen Gegenden Norddeutschlands vorhanden nachgewiesen wird. Einzelne dieser Erscheinungen sind aber auch bei uns im westlichen Mitteldeutschland (und wahrscheinlich auch in einem Teile Süddeutschlands) vorhanden.

1. Ausdrücke wie „er ist fort, ich bin um 4 Uhr fort, er ist zum N., er ist ins Wirtshaus" hört man hier jeden Tag; Bernhardts Vermutung, daß diese Auslassung des Partizips (gegangen oder gefahren) zu beiden Seiten des Mittelrheins üblich sei, ist ganz richtig.
2. Bord für Brett ist auch hier ganz gewöhnlich, besonders in der Fachsprache der Bauhandwerker und Holzhändler. Eine Bretterwand heißt Bordwand, das Zimmer ist gebord(e)t oder gedielt. (Das Verbum borten erwähnt auch v. Pfister in seinen Nachträgen zu Vilmars Idiotikon von Hessen S. 29 als „in südlichem Lande" gebräuchlich.)
3. Zu Mauermann wäre auch Schiffmann zu erwähnen, das am Mittelrhein (wenigstens in der Gegend von Mainz) das einzig gebräuchliche Wort für den Beruf des Schiffers ist.
4. Was statt was für ist hier ganz gebräuchlich, und zwar sowohl quantitativ mit folgendem Gen. partitivus (wos Schlissel sagt in der Darmstädter Lokalposse „Datterich" ein Zechkumpan des Helden, als dieser mit der Hand in seiner Tasche rasselnd sich den Anschein geben will, als habe er Geld), als auch qualitativ (für wie), z. B. was schöne Sachen, was ist heute das Wetter so schön u. s. w.

Darmstadt. **Rudolf Becker.**

6.

Er hilft uns frei aus aller Not.

Für diese Wortverbindung wünscht R. Bechstein (V, S. 165 flg.) weitere Beispiele, insbesondere solche, in denen der Objektskasus deutlich ist: er hilft mir frei, oder mich frei. In dem Liede von Martin Behm († 1622) „O heilige Dreifaltigkeit" (Nr. 460 des Sächsischen Landesgesangbuchs) beginnt die vierte Strophe:

> Mein Schöpfer, steh mir kräftig bei;
> O mein Erlöser, hilf mir frei;
> O Tröster wert, weich nicht von mir.

Der Sinn ist natürlich der gleiche wie in Luthers Liede: „Mitten wir im Leben", Str. 2:

> Wer will uns aus solcher Not
> Frei und ledig machen?
> Das thust du, Herr, alleine.

In dem letzteren Beispiele erklärt die Grammatik „frei und ledig" für Akkusative; vergl. Bechstein S. 168: „Jene Verba, wie machen, lassen, geben, haben doppelten Akkusativ bei sich: einen frei machen u. s. w. Also wird bei helfen auch der Akkusativ anzunehmen sein." Wenn nun aber M. Behm sagt „hilf mir frei", in welchem Kasus steht dann das Adjektiv? Hat hier das Zeitwort helfen einen doppelten Dativ bei sich, etwa wie necesse est und licet im Lateinischen: vobis necesse est fortibus viris esse? Diese lateinische (und griechische) Konstruktion ist unserem deutschen Sprachgefühle fremd; wenn sie aber in der lebendigen deutschen Sprache nicht vorhanden ist, sollen wir sie dann in die gelehrte deutsche Grammatik hineinbringen? Keine Grammatik wird es vermögen, dem deutschen Sprachgefühle diesen doppelten Dativ aufzuzwingen; aber auch den doppelten Akkusativ in der Wortverbindung „einen frei machen" zwingen wir ihm nicht auf. Wer hier einen doppelten Akkusativ herausfühlt, der läßt sich, fürchte ich, durch ein künstlich erworbenes lateinisch-griechisches Sprachbewußtsein irre leiten. Denn wenn deutsche Adjektive flexionslos gebraucht werden, dann sind sie für unser Bewußtsein weder nach dem Genus, noch nach dem Numerus, noch nach dem Kasus bestimmt; dann stehen sie in einer absoluten Form und einem absoluten Sinne, wofür der überlieferten vom Lateinischen hergenommenen Grammatik die Bezeichnung mangelt, im Status absolutus oder praedicativus. So ist es beim attributiven Verhältnis: Röslein rot, ein Knabe jung, und auch beim prädikativen: der Knabe ist jung, die Mädchen sind jung; frei ist der Bursch und frei ist das Lied; er macht uns frei, er hilft uns frei. Gewiß, nicht immer decken sich in der Sprache Form und Inhalt. Aber wo eine sprachliche Kategorie weder an der Wortform, noch an der Satzform, noch am Accente, noch an irgend einem Kontraste kenntlich wird, ist da die Kategorie überhaupt vorhanden? Genauer, ist sie da möglicherweise schon, oder noch vorhanden? Im Bewußtsein einzelner, in den Übergangsperioden, in denen sprachliche Kategorien entstehen oder verschwinden, allerdings. Aber als jene Kirchenlieder entstanden, da war die Übergangsperiode, in der sich der Status absolutus der deutschen Adjektive einbürgerte, seit Jahrhunderten vorüber.

Schneeberg. **R. Fritzsche.**



7.
Zu zwei Soldatenliedern.

Das Ztschr. VIII, 598 von Kugler mitgeteilte „Schweizerische Soldatenlied“ gehört auch zum festen Bestande der hier gesungenen Soldatenlieder, wenn auch mit folgenden unbedeutenden Abweichungen:

Str. 1 fehlt im Anfang „O“. Ferner „Rosengarten“ für „Röseligarten“; — „will ich deiner warten“ statt „da will ich warten.“

Str. 2 „meiner“ statt „auf mich“; — „geh zu den Reichen“ statt „zu einer Reichen.“

Str. 3 „thu ich mir erwählen“ statt „ists, die ich wähle.“

Str. 5 „Soldat zu sein, ja das heißt“ statt „Soldatenleben und das heißt“; — „so müssen wir“ statt „muß ich.“

Str. 7 (den echten Volksliedschluß) habe ich hier noch nie singen hören.

Ztschr. IX, 574 flg. bespricht Lyon die von E. R. Freytag gesammelten „historischen Volkslieder des sächsischen Heeres.“ Dabei wird ein Lied „Sachsen, das sind lust'ge Brüder“ erwähnt, dessen 2. Strophe Lyon in der heute noch in Dresden gesungenen derberen Form herstellt. L. fügt hinzu, die 4. Strophe laute ursprünglich: „Siegreich woll'n wir Preußen schlagen, Sterben als ein Held“; erst 1870 sei für Preußen Frankreich eingesetzt worden; dann werde auch die 5. Strophe „Kommt, wir wollen's Preußen zeigen, was wir Sachsen sein (sind)“ in ihrem ursprünglichen (vor 1870 feindseligen) Sinne erst verständlich. Das Lied ist nun auch hier eines der am meisten gesungenen Soldatenlieder. Der Anfang heißt natürlich nicht „Sachsen“, aber auch nicht überall „Hessen“, sondern auch nach dem Truppenteil z. B. „Füsilier“; die Stelle in der 4. Strophe: „Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen“; die 5. Strophe wird überhaupt nicht gesungen. Ich bezweifle, daß das Lied als „historisches Volkslied des sächsischen Heeres“ mit Recht bezeichnet werden kann; vielmehr glaube ich, daß es in den verschiedensten deutschen Gauen von verschiedenen Truppenteilen mit der jeweils nötigen Verwandlung des Anfangwortes gesungen wird. Jedenfalls müßte erst bewiesen werden, daß das Lied bei den Sachsen zuerst gebräuchlich war, daß also der Anfang „Sachsen“ der älteste war, wofür dann die anderen ihren Stammesnamen oder den ihres Truppenteils einsetzten.

Darmstadt. **Rudolf Becker.**

8.
lauern (zu VII, 565).

E. Hoffmann-Krayer weist zur Erklärung des dem trägen, schläfrigen Dachse im Volksmund beigelegten Namens Lurjan auf das altnordische lura = schlummern hin, das sich in der ursprünglichen Bedeutung mund-

artlich noch erhalten habe. Lauern in der Bedeutung „langsam, träge sein" wird von H.-Kr. (nach Woeste) aus der westfälischen Mundart belegt, während ähnliche Bildungen (lauen, lausern und mit präfigiertem s schlauren, sluren[1]) auch in anderen Mundarten vorkommen. Es kam mir, als ich dies las, ein kleines Spottgedicht auf die, wie es scheint, öfters zu beobachtende Trägheit der Maurer in den Sinn, das ich als Knabe oft gehört habe:

Die Mau(e)rer, die Mau(e)rer,
Das sind die rechten Lau(e rer,
Eine Stunde thun sie messen,
Eine Stunde thun sie essen,
Eine Stunde rauchen sie Tabak,
Damit vergeht der halbe Tag.

Ob diese Verse auf hiesigem Boden gewachsen sind, vermag ich freilich nicht zu sagen; der Reim Tabak — Tag scheint auf fremde Herkunft hinzuweisen. Vielleicht weiß ein Leser diese anzugeben.

Darmstadt. **Rudolf Becker.**

9.

Von wer geboren?

Diese Frage wagt Goethe in dem kleinen Gedichte Kore (Gedichte zu Bildern, Nr. 10):

Ob Mutter? Tochter? Schwester? Enkelin?
Von Helios gezeugt? Von wer geboren?
Wohin gewandert? Wo versteckt? Verloren?

Neben wem? ein weiblicher Dativ wer? nach Analogie von dem, der; eine gewagte, aber erwünschte Form.

Schneeberg. **R. Fritzsche.**

10.

Zu X, 501 flg.

An dieser Stelle behandelt R. Sprenger — wie mir scheint in ganz richtiger Weise — die Worte in Schillers Tell II, 2, 324 flg.:

Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenübersteht.

Er vermißt in der Ausgabe von Funke (Paderborn 1880) eine Erklärung dieser Worte und weist schließlich — mit Recht — Thorbeckes Bemerkung in der bei Velhagen & Klasing erschienenen Schulausgabe:

---

1) Hiervon wohl das volkstümliche Wort Schlurjan, auch abgekürzt Schluri, womit hierzulande nicht ein langsamer oder träger, sondern ein unordentlicher, vergeßlicher Mensch bezeichnet wird; auch diese Bedeutung ist von der Grundbedeutung „schlummern" leicht abzuleiten.

„Urstand — Kampf aller gegen alle“ als sprachlich unberechtigt zurück. Ich möchte nun darauf aufmerksam machen, daß in der 6. Auflage von Funkes Ausgabe (1893) sich folgende wunderliche Anmerkung zu V. 324 findet: „Urstand] der ursprüngliche Zustand der Gleichheit, der Kampf aller gegen alle.“ Der erste Teil dieser Erklärung des Wortes Urstand deckt sich mit Sprengers Erklärung, der zweite mit der von Sprenger bekämpften Ansicht. Die Gleichsetzung der beiden Begriffe „Zustand der Gleichheit“ und „Kampf aller gegen alle“ (anders ist doch Funkes Anmerkung in ihrer vorliegenden Form nicht zu verstehen) entbehrt meiner Ansicht nach jeder Begründung; der letzte Begriff ist erst künstlich hineingetragen und führt zu einer unnatürlichen, weder dem Zusammenhang noch dem Charakter Stauffachers entsprechenden Auffassung.

Darmstadt. **Rudolf Becker.**

11.

Ztschr. 11. Jahrg. S. 205 flg. weist R. Sprenger auf „eine eigentümliche Verwendung des Imperfektums statt des Präsens“ hin, die sich in der freieren Rede des Deutschen — und auch im Griechischen und Lateinischen — zuweilen findet in Sätzen wie: „Es war gottlob ein schöner Tag heute!“ Ich möchte hier eine analogische Erscheinung in der gewöhnlichen schwedischen Umgangssprache erwähnen, die die betreffende Frage vielleicht ein wenig erhellen könnte.

In dem oben angeführten Satze „Es war gottlob ...“ verwenden wir im Schwedischen in demselben Sinne am meisten auch das Präteritum, und dies ist eben das gewöhnliche Tempus in einer Reihe analoger Fälle, wie z. B.:

A. „Was kostet das Mittagsessen hier?“ B. „Zwei Mark.“ A. „Das ist teuer!“ (schw. = „det *var* dyrt!“). — A. „Herr N. läßt ihnen sagen, daß er nicht mitkommen kann.“ B. „Schade (Es thut mir leid), daß er nicht kommt!“ (schw. = „det *var* synd [det *var* ledsamt], att...“).

A. „Wie gefällt Ihnen dieses Gemälde?“ B. Es ist wirklich schön!“ (schw. = „den *var* verkligen vacker!“).

A. „Es ist eine herrliche Stimme, die sie hat“ (schw. = „det *var* en härlig röst, hon *har*!“).

Und in ähnlicher Weise: „Det *var* lustigt!“ (etwa = „Das ist spaßig!“), wenn uns etwas amüsiert — „det *var* sant!“ (= „Ja, das stimmt!“), wenn uns etwas wieder einfällt, was wir soeben vergessen hatten — „det *var* godt!“ (= „das ist gut!“), wenn uns etwas gut schmeckt, u. a. m.

Aus diesen Beispielen können wir einige Schlußfolgerungen über die Natur des fraglichen Phänomens ziehen. Wir werfen zuerst die

Frage auf: „Wann gebrauchen wir im allgemeinen eine solche Redeweise?“ Offenbar dann, wenn wir etwas ausdrücken wollen, was wir eben gedacht oder gefühlt (Affekt) haben, weshalb auch der Satz die Form eines Ausrufs annimmt. Wenn wir sagen: „det *var* roligt att få träffa dig“ (= „es freut mich dich zu sehen“) oder „det *var* roligt, att han kommer“ (= „es freut mich, daß er kommen wird“), so sind wir bei der Wahl des Tempus nicht von der präsentischen Fortdauer des Affekts, sondern vielmehr von der bereits der Vergangenheit angehörenden Ursache seiner Entstehung beeinflußt (d. h. im ersten Satze dem Zusammentreffen, im zweiten der Nachricht, daß er kommen wird).

Vergleiche noch folgende Sätze: „Det *var* (Impf.) roligt att få träffa en gammal vän en gång!“ und: „Det *är* (Präs.) roligt att få träffa en gammal vän ibland.“ Wenn ich mich wie im ersten Satze ausdrücke, beziehen sich die Worte auf einen konkreten Einzelfall; ich habe soeben einen gewissen alten Freund getroffen, und ich mache der Freude, die ich beim Zusammentreffen empfinde, in einem Ausruf Luft, und der Satz bedeutet also: „Es freut mich einen alten Freund (z. B.: wie dich) zu treffen!“ Im zweiten Falle dagegen spreche ich in der Form einer Behauptung nur eine allgemeine Thatsache aus, und ich meine: „Es freut Einen bisweilen einen alten Freund zu sehen.“

Vielleicht hat sich unser Sprachgebrauch stufenweise entwickelt. Wenn Einer von einem Bekannten sagt: „Er ist heftig erkrankt,“ antworte ich: „Det *var* ledsamt!“ (der Umstand war zu bedauern, als er erkrankte und ist noch bedauernswert); und späterhin kam man dazu, dieselbe Antwort auch auf eine Anrede geben zu können wie: „Er ist sehr krank“ oder „Er wird gewiß krank werden.“

In einem Satze wie dem von Sprenger aus Minna von Barnhelm erwähnten: „Aber daß wir uns schön glauben, war vielleicht notwendig,“ kann das Schwedische nicht Imperfektum verwenden. Es scheint mir übrigens, daß dieses Imperfektum mit dem oben behandelten nichts zu schaffen hat, und vielleicht steht war hier indikativisch anstatt des zu erwartenden Konjunktivs.

Upsala. **Fredrik Schmidt.**

Der Werdegang des deutschen Volkes. Historische Richtlinien für gebildete Leser von Otto Kaemmel. Erster Teil: Das Mittelalter. Leipzig, Grunow 1896. XX und 356 S. 8°. Preis gebunden 2,50 Mark.

Das Werden und die Wandlungen der deutschen Nation will der rühmlichst bekannte Verfasser in knappster Fassung und in einer jedem

Gebildeten verständlichen Weise darstellen, die großen „Richtlinien" möglichst scharf herausheben. Er hätte es nicht vermocht, dieser Aufgabe in so mustergültiger Weise gerecht zu werden, wie es ihm in dem vorliegenden ersten Teile für die Zeit des Mittelalters gelungen ist, wenn er nicht alle wünschenswerten Eigenschaften des volkstümlichen Geschichtschreibers: gründliche Sachkenntnis, tiefe Einsicht in die Entwickelung des Gewordenen, Größe und Klarheit der Gesichtspunkte, Kraft und Kunst der Darstellung und warmes vaterländisches Gefühl (ohne allen Chauvinismus) in sich vereinigte. Entspricht, woran nicht zu zweifeln ist, der zweite Teil, der die Neuzeit behandeln soll, an Tüchtigkeit diesem ersten, so werden wir ein Buch besitzen, dem in seiner Art keines an die Seite gestellt werden kann und von dem wir nur zu wünschen hätten, daß es von allen Gebildeten, zumal aber von jungen Geschichtslehrern und von Schülern oberer Gymnasialklassen recht fleißig studiert würde. Ich wenigstens gestehe, daß mir der „Werdegang" unseres Volkes von der Wanderzeit an bis zum Ausgange des Mittelalters noch nirgends in so reinen, sichern Umrissen und — bei solcher Kürze! — in so frischen Farben vor Augen getreten ist. Die geschickte Scheidung des Wesentlichen vom Nebensächlichen, die kunstvolle Gruppierung, die wohlabgewogene Berücksichtigung des persönlichen, politischen und Kulturlebens, die geschmackvolle Formgebung und — vor allem — der Umstand, daß der Verfasser wirkliche Erzählung, nicht nur nach berühmten Mustern, mehr oder weniger geistreiche Betrachtung giebt, machen dieses kleine, zierlich und gediegen ausgestattete Buch zu einer sehr wertvollen Bereicherung unserer auf weitere Kreise rechnenden Geschichtslitteratur. Dem Erscheinen des zweiten Teiles, das noch für dieses Jahr versprochen ist, sehen wir mit Verlangen entgegen.

Bautzen. **Gotthold Klee.**

Ernst Dahn, Vereinfachte Lehre der Zeichensetzung. Ein Leitfaden für jedermann. Zweite Auflage 1894, Osterwiek a. Harze, A. W. Zickfeldt. Preis 25 Pfennige.

Wer jemals den deutschen Unterricht erteilt hat, weiß, welche Schwierigkeiten die Lehre der Zeichensetzung in den unteren Klassen bereitet und wie unsicher in ihr die Schüler auch der mittleren und zum Teil der oberen Klassen sind. Die Regeln, welche die Grammatiken, z. B. diejenige von Bernhard Schulz geben, sind zwar anscheinend klar und ausreichend, lassen aber doch in vielen Fällen den Schreiber im Stich. Dazu kommt, daß es keine allgemein anerkannte Lehre der Zeichensetzung giebt. Eine einheitliche Zeichensetzung ist aber ein unabweisbares Bedürfnis,

wenn die alte Verwirrung und Unsicherheit nicht weiter fortdauern soll. Somit dürfen wir Dahns Leitfaden von vornherein willkommen heißen und zwar um so mehr, als das Büchlein den Anforderungen, die man an dasselbe stellen kann, in löblicher Weise genügt. Die Einfachheit und Klarheit der Darstellung berechtigt die Bezeichnung „Leitfaden für jedermann". Ein besonderer Vorzug sind die treffenden Beispiele, durch welche die einzelnen Regeln erläutert werden.

Gleichwohl möchte ich auf einzelne Punkte hinweisen, die bei der neuen Auflage vielleicht abgeändert werden dürften.

Für die Schulzwecke wäre es wohl besser, wenn der Verfasser eine mehr systematische Behandlung gegeben hätte. Darum dürfte es sich empfehlen, den Stoff, der jetzt in 13 aneinander gereihten Paragraphen behandelt ist, von denen 9 das Komma, die folgenden 4 das Semikolon, Kolon, Anführungszeichen und den Punkt enthalten, mehr zu gliedern und zu gruppieren; denn hierdurch gewinnt er an Übersichtlichkeit und dem Schüler wird dadurch das Lernen erleichtert. Die ersten neun Paragraphen lassen sich leicht in zwei Gruppen zerlegen: a) das Komma zur Trennung von Sätzen; b) das Komma innerhalb des Satzes. Für a würden sich dann folgende Unterabteilungen ergeben:

α) Zwischen mehreren Hauptsätzen = § 1;
β) zwischen Haupt- und Nebensätzen = § 2;
γ) zwischen den Gliedern zusammengezogener Sätze — § 5.

Die Unterabteilungen von b würden lauten:

α) Zur Trennung mehrerer Eigenschaftswörter bei einem Hauptworte — § 7;
β) zur Trennung mehrerer adverbialer Bestimmungen — § 6,2;
γ) zur Trennung der nachgesetzten Apposition vom erklärten Worte — § 8.
δ) zur Trennung des Infinitivs mit um zu, ohne zu, anstatt zu oder des Infinitivs mit zu und seinen Erweiterungen = § 8.

Die jetzige Fassung des § 8 giebt eigentlich keine Regel, sondern enthält nur einen Hinweis auf die Schwierigkeit, Apposition und Satzglied zu unterscheiden, worauf eine Reihe erläuternder Beispiele folgt.

Aus den folgenden Paragraphen ist besonders die einfache und klare Lehre vom Semikolon beachtenswert, sowie der verständige Vorschlag, das Anführungszeichen auf Hervorhebung einzelner Worte und auf wirkliche Zitate zu beschränken. Wünschenswert wäre noch je ein kurzer Paragraph über das Ausrufungs- und Fragezeichen gewesen.

Diese Aussetzungen, die vielleicht in der neuen Auflage berücksichtigt werden, beeinträchtigen nicht den Wert des Büchleins, dessen Anschaffung jedem Lehrer und Laien empfohlen werden darf, besonders da der Preis ein sehr geringer ist. Zum Schluß sei noch ausdrücklich bemerkt, daß

dasselbe aus dem Kommissionsverlage von E. Kallmeyer in Braunschweig in den Verlag von A. W. Zickfeldt in Osterwiek a. Harze übergegangen ist.

Grätz, Pos. **Dr. Stäsche.**

Der Wandel deutschen Gefühlslebens seit dem Mittelalter. Eine Jenaer Rosenvorlesung. Von **Georg Steinhausen.** 43 S. — **Vom deutschen Handwerk und seiner Poesie.** Ein Vortrag von **Theodor Ebner.** 51 S. — In: Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach. Nr. 225 und 227. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1895. 80 Pfg. bez. 1 Mk.

Nicht bloß weil diese beiden Schriften in der bekannten Sammlung öffentlicher Bildungsvorträge, die unsere entsprechenden Bedürfnisse getreu widerspiegelt und viel mehr gelesen werden sollte, kurz aufeinander Themata desselben Feldes bearbeiten, sollen sie in diesem knappen Berichte zusammengefaßt werden. Der Wunsch, dem Inhalte ihrer fesselnden Blätter die Rücksicht aller Gemüter zu verschaffen, die dem tiefgründigen Geistesleben der deutschen Vergangenheit behufs eigner und fremder Erziehung ernstere Aufmerksamkeit widmen, veranlaßt mich, an dieser Stätte die Hinweise auf zwei solch edlem Zwecke dienende Neuerscheinungen zu vereinigen, zumal gerade deren Zugehörigkeit zu einer allgemeinen Abhandlungen-Reihe sie leicht vernachlässigen lassen könnte. An das, was Steinhausen, der auch unsern Lesern wohlbekannte Jenenser Kulturhistoriker und erfolgreiche Neugründer eines sehr tüchtigen Organs für sein Fach, in Anlehnung an frühere eigene Studien und Skizzen zur Entfaltung des deutschen Gemüts und Verstandes um eine Kernfrage unserer nationalen Selbsterkenntnis konzentriert, braucht man nicht mit Vorsicht heranzutreten, wie sie gegenüber den gäng und gäben feuilletonistischen und Familienblatt-Ergüssen ähnlichen Stoffs unbedingt nötig ist; seine glänzende Einführung mit der „Geschichte des deutschen Briefes", auf die er auch hier mit erklärlicher Genugthuung anmerkungsweise gern zurückgreift, überhebt solcher Bedächtigkeit. Desgleichen trägt Th. Ebners einschlägige Schriftstellerei, woraus seine illustrierte „Geschichte Deutschlands" (1886 — 1888), fast alle Bilderbücher ihrer Anlage stark überragend, hervorgehoben sei, den Stempel gründlichen Eindringens in die deutsche Kulturwelt und würdiger Wiedergabe der gemachten Beobachtungen, so daß auch eine Anzeige seines buntfarbigen Bilderkranzes aus der Vergangenheit des deutschen Gewerbes und seiner, sei es versgeformten, sei es schlummernden Poesie auf eine herzliche Empfehlung hinauslaufen kann. In beiden Heften gelangt die Dichtkunst, überhaupt

der schriftliche Gedankenausdruck genugsam zum Worte, und wir haben fortwährend Gelegenheit, stolz über die Leichtig- und Selbstverständlichkeit zu staunen, mit denen sich schier jede Regung deutschen Seelenlebens, die sich nach der Luft des Alltags und Teilnahme am Schicksale des ganzen Volkes sehnt, einfaches und doch eindrucksvolles litterarisches Kleid zu erlangen weiß. Von der Urwüchsigkeit für Lust und Leid am Ausgange des Mittelalters bis zur Auferstehung natürlicher Gesundheit in unserem, gemach die Ketten der Nervosität abstreifenden Zeitalter leitet uns Steinhausen durch die lange Skala der Empfindungstriebe neudeutschen Charakters, am Schlusse mit sorgsam gewählten Noten zur Verfolgung seiner Andeutungen auffordernd. Und auf derselben Fläche lösen sich die fest und drall gezeichneten Menschen ab, die Ebner als Verkörperer des ruhmwürdigen deutschen Handwerks seit dessen spätmittelalterlicher Blüteära bis in die poetische Sphäre des Hans Sachs, worin die ganze Bewegung doppelt gipfelt, nacheinander vorführt, in der Regel mit einem hübschen Anfluge ungesucht dramatischen Stils. Bei beiden marschieren die echten Zeugnisse vaterländischer Art in reicher Fülle und Mannigfaltigkeit auf, und ich wüßte kaum, wo der deutsche Sprach-, Litteratur- und Geschichtsunterricht sich bequemer und kräftiger nähren kann, wenn er den Wechsel in unserer Nation innerer Civilisation, das Auf und Nieder unserer seelischen Gesamtstimmung erfassen und beleuchten will. Und das dünkt mich eine der hehrsten Aufgaben der Schule in einer Periode, die Gefahr läuft, die alten Ideale nationaler Größe entschwinden zu lassen, bevor die volle Einsicht für die Dinge aufgedämmert ist, die wir aus dem Kreise jener in den Neubau unserer Weltanschauung hinüberretten müssen. Das Verständnis für die Wichtigkeit eben der Weltanschauung verschiedener Geschichtsabschnitte soll der deutsche Unterricht thätig wecken, und die Keime dazu entnehme er am liebsten solchen warmblütigen und dabei doch vorurteilslosen, weil urkundlich sauberen Darstellungen, wie sie Steinhausen und Ebner darbieten. Deren schönstes Lob aber darf heißen, daß ein Gustav Freytag, der unvergeßliche Altmeister, seine helle Freude an solchen Früchten gehabt hätte: Steinhausen geht auch mit dem Anfange bewußt in dessen Fußstapfen.

München. **Ludwig Fränkel.**

Jung, Rudolf, Goethes Briefwechsel mit Antonie Brentano 1814—1821. Mit 2 Lichtdrucken. Weimar, H. Böhlau's Nachfolger, 1896, 8°. 66 S., Preis 2,40 M.

Das Erscheinen dieser schönen und interessanten Schrift hat mir jene glückliche Stunde in Erinnerung gerufen, da mir Frau Baronin

Rauch, die Enkelin der geistvollen Antonie Brentano, von dem Briefwechsel Goethes mit ihrer Großmutter erzählte; die hochherzige Frau gab mir auch später wertvolle Aufschlüsse über verschiedene Dinge, die damit in engem Zusammenhange stehen. Daher war ich in der Lage, in meinem „Goethe" zuerst davon Nachricht zu geben und zahlreiche neue Details über Goethes Verkehr mit den jüngeren Brentanos zu bieten. Nun sind die genannten Briefe, deren Originale jüngst versteigert wurden, selbst erschienen, 21 an der Zahl, davon 18 an Antonie, 2 an Franz Brentano, und 1 an Rat Fritz Schlosser gerichtet, den die Tageb. 5, 91 verzeichnen. An und für sich ragen diese Freundschaftsbriefe Goethes nicht durch bedeutenden Inhalt hervor, aber sie sind außerordentlich wichtig für die Geschichte der Goethe'schen Reisen am Rhein und Main 1814 und 1815 und der daraus entsprungenen herzlichen Beziehungen zu Franz Brentano, dem Sohne P. A. Brentanos aus der ersten Ehe mit Paula Brentano-Gnosso und dessen Gemahlin Antonie v. Birkenstock aus Wien (1780—1869). Der Vater dieser durch Schönheit ausgezeichneten Frau war der aus dem Eichsfelde — nach Goethe und R. Jung „aus den Rheingegenden" — gebürtige k. k. österreichische Hofrat J. M. v. Birkenstock, ein tüchtiger Beamter, Gelehrter und Kunstkenner; daß er „besonders auf dem Gebiete des Schul- und Erziehungswesens hervorragte", ist jedoch eine unzutreffende, aus Thayers Beethoven-Biographie geschöpfte Behauptung (Jung S. 5), die schon in einer Besprechung der vorliegenden Schrift in der „Frankfurter Zeitung" (1896) Nr. 283 mit dem Hinweise auf die (konfiszierten) Memoiren des Hofrats v. Bretschneider zurückgewiesen wurde. Antonie heiratete 1798 den Kaufmann und Senator Franz Brentano, ihr Bild von Stieler (1808) ist dem Büchlein Jungs in gelungener Nachbildung vorangestellt. Übel angebracht aber ist die Bemerkung S. 12, daß sich in den vom Maler Reiffenstein aufgeschriebenen Erinnerungen Antoniens „alle höheren geistigen Empfindungen verflüchtigt" hätten. Diese Erinnerungen stammen aus ihrem 85. Lebensjahre und sind einem immerhin fremden Manne anvertraut worden, der die hochbetagte Frau ausholte und dann zu Hause das Gespräch notierte. Wie sollte sie über Dinge, die vor einem halben Jahrhundert sich abgespielt, einem viel Jüngeren gegenüber „warm" werden! Reiffenstein hat übrigens nach dem Gedächtnisse aufgeschrieben und sich jedenfalls nur das „Gerippe" des Gesprächs und das ihm Interessante gemerkt; der Irrtum von dem Aufenthalte Christianens am Rhein (statt 1812 in Karlsbad) ist höchst wahrscheinlich bloßer Gedächtnisfehler Reiffensteins. In Jungs Anmerkungen und Erläuterungen begegnen uns auch sonst Flüchtigkeiten und Irrtümer, die aus mangelhafter Kenntnis der litterarhistorischen Quellen herstammen. So ist es irrig, wenn Goethes Bekanntschaft mit

Dumeix zu 1774 gesetzt wird; schon 1771 war Goethe bei diesem mit Merck zusammengetroffen, Goethe besuchte auch nicht 1796, sondern 1797 seine Vaterstadt, S. 2 soll es richtig Malcésine heißen, Sophie Mereau hieß mit ihrem Mädchennamen nach R. Steig Schubart, nicht Schubert. Die Eifersucht des Werther'schen „Gatten“ Albert ist jetzt nach Veröffentlichung der Blätter aus dem Wertherkreise durch E. Wolff nicht mehr so ganz dem alten Brentano allein zuzuschreiben, der allerdings Züge zu jener Romanfigur geliefert hat. Doch, das ist nur nebensächlich; wenn Jung S. 15 die Beziehungen zu Beethoven erwähnt, so hätte er außer dem Baerschen Kataloge und einem Feuilleton der „Frankfurter Zeitung“ (1896) doch die wichtigsten neuen wissenschaftlichen Nachweise anmerken sollen, so Koegels Aufsatz in der Festschrift für R. Hildebraud (1894) und Kalischers Ausführungen im „Euphorion“ (1. Erg.-H., 36). Eine sehr unglückliche Vermutung läßt Jung von den „Repräsentanten“ Goethes bei Antonie, durch deren „ungleiche und von manchen Menschen für unglücklich gehaltene Zahl“ sie sich nicht irre machen lassen möge, auf die Sendung von 3 Bändchen „Dichtung und Wahrheit“ schließen, obwohl noch das Tagebuch vom 23. November 1814 vermerkt: „Kästchen mit m. Werken Fr. v. Brent. Francf.“ Gemeint ist natürlich die 13bändige Cottasche Ausgabe von Goethes Werken (1806—1810, die nächste 20bändige Ausgabe begann erst 1815 zu erscheinen). Über den „braunlockigen Custode“ der Brentanoschen Kunstsammlung vermag Jung (S. 27) nicht einmal einen Anhaltspunkt zu geben; dürfte man nicht auch da an den kleinen Georg denken? Junge Berichterstatter liebte ja Goethe, wie wir von Hans Buff wissen. Vermutlich ist ferner bei der Nachschrift des Goetheschen Briefes an Franz Brentano der „Gedancke“, der „Beyfall“ finde, auf den Plan der Übergabe des Stammbuches an Antonie zu beziehen (S. 31); übrigens dürfte in der Tagebuchnotiz „Museum-Angelegenheit“ wohl auch an die rheinischen Museen gedacht werden, die ihm Stein ans Herz gelegt und worüber bei Steig, Goethe und die Brüder Grimm (1892) eine allgemeine Andeutung steht. Die Sache könnte nur durch den Brief Franz Brentanos entschieden werden, denn Goethes Andeutungen sind zu „geheimnisvoll“ und kurz. Das ist überhaupt bei diesen Briefen der Fall; in dem Schreiben vom 6. August 1815 steht direkt nichts, daß ihm die Anwesenheit höchster Personen in Wiesbaden „lästig“ gewesen sei, an Boisserée hatte es in Absicht auf die Kunststudien eine andere, entschuldigende Seite. Sehr hübsch und klar sind dagegen die 3 Briefe Antoniens an Goethe, von anderen hat Jung keine Kenntnis; dadurch erfahren wir auch Genaueres über das Rochusbild, von dem nach S. 48 eine gelungene Abbildung zu finden ist. Für die von Goethe beabsichtigte Anbringung des „frohen

Hündchens" auf dem Votivbilde, wodurch St. Rochus als Tierfreund gekennzeichnet werden sollte, findet sich eine Erklärung in dem grausamen Dachsmorde beim St. Rochusfest am 16. August 1814 in Gegenwart Goethes. Diese Briefstelle S. 46 scheint dem Verfasser nicht aufgefallen zu sein, wie ihm überhaupt mancher feine Zug in diesen bisher unbekannten Dokumenten völlig entging. Bei den „Quängeleien" (S. 54) ist zunächst wohl an die Sache Luden contra Kotzebue zu denken!

Dem Büchlein ist endlich auch eine Stammtafel beigefügt, die sehr erwünscht und recht gut ist, obwohl sie noch einige Fragezeichen übrig läßt. Daß Bettina 1785, nicht 1788 geboren ist, wird S. 3 gegen Steig berichtigt; hinzugesetzt hätte hier gleich der Aufsatz L. Geigers in der Beil. 135 der „Allg. Z." (1894) werden sollen, von Kreitens Stammbaum in den „Stimmen aus Maria Laach" 19, 476 (1880) weiß Jung nach seiner Anmerkung S. 3 gar nichts. In der Stammtafel fehlt der Sterbeort der Gundel (Berlin) und der Lulu Brentano (Würzburg) u. a., was wohl zu erfahren gewesen wäre, da Herr Archivar Jung sozusagen an der Quelle sitzt. S. 14 geht er über mein Buch, das 1893 erschien und viel Neues und Richtiges (so Goethes Verse „Frühlingsgarten" samt der Fertigung) brachte, mit einer oberflächlich ablehnenden Bemerkung hinweg. Als gewissenhafter Historiker, der sich auch durch die Herausgabe dieses Briefwechsels ein großes Verdienst erworben, hat er mein Buch hoffentlich nicht einfach nach dem Auktionskatalog also erwähnt, hoffentlich auch nicht nach gewissen Rezensionen, die es hochmütig abzuthun trachteten, ohne Positives beifügen zu können ....! Gedenk' ich dieser Sache, so fällt mir immer das Wort Goethes ein (G.-J. 15, 8): „Manche sind auf das, was sie wissen, stolz, gegen das, was sie nicht wissen, hoffärtig."

München. **S. M. Prem.**

Gräf, Dr. Hans Gerhard, Goethe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß d. j. Briefauszüge, in Tagebuchform zeitlich geordnet und mit Erläuterungen herausgegeben. Leipzig, Reclam.

Wahrhaftig, eine anmutigere Gabe ist den Litteraturfreunden und -lehrern, wie den Verehrern unserer beiden größten Klassiker lange nicht in den Schoß geworfen. Denn so darf man es ja wohl bezeichnen, wenn man mit einem zierlich gedruckten Büchlein für 40 Pf. (elegant gebunden für 80 Pf.) den unmittelbaren Eintritt gewinnt in die Studier- und in die Eßstube Goethes, wie in die Kinder- und in die Krankenstube Schillers und nach dem Lesen der 124 Seiten jene geweihten Stätten mit der beglückenden Überzeugung verläßt, daß die Herzensbildung unserer dichterischen Dioskuren wahrhaftig nicht weit hinter ihrer

Geistesbildung zurückgestanden habe. Goethe war dem jungen Voß jahrelang ein immer gütiger, ermunternder, väterlicher Freund, der sich zugleich oft und gern der Kenntnisse des wohl geschulten Philologen, Mythologen- und Metrikers, gelegentlich wohl auch des Übersetzers aus dem Englischen und Spanischen bediente, Schiller mehr wie ein älterer Verwandter, der den bescheidenen Freund an den Freuden der Kinderstube teilnehmen ließ und gelegentlich mit ihm und anderen jungen Genossen auf einer Maskerade oder Redoute harmlos zechte. Und diesen unerhörten Vorzug vor allen seinen Alters- und Zeitgenossen, wie seine frühzeitige Anstellung als Professor am Gymnasium und das Doktordiplom, verdankte der junge Gelehrte wohl zum Teil dem befestigten Dichterruhme seines Vaters, zumeist aber doch seinem harmlos kindlichen Charakter und seiner offenherzigen, jederzeit dienstbeflissenen Verehrung der beiden Geisteshelden. Nirgend zeigt er eine Spur von außergewöhnlicher Begabung des Geistes, der Phantasie oder des Charakters; vielmehr klagt der Herausgeber mit vollem Rechte über seinen „philiströsen Standpunkt den Dichtungen Goethes und Schillers gegenüber", über sein „beschränktes Verständnis für ästhetische Dinge" (S. 159), sogar über eine „eigentümliche Mischung von Bescheidenheit und Dünkel" (S. 57). Da ist es denn wenig zu verwundern, daß der bevorzugte Hausfreund aus den Gesprächen mit Schiller nirgend, aus denen mit Goethe nur fünfmal (S. 14, 40, 48 flg., 72, 112) den Empfängern seiner Briefe Mitteilungen macht, die sich annähernd mit den sinnigen Weisheitsworten vergleichen lassen, wie sie uns Eckermann und neuerdings vor allem W. Biedermanns schätzenswertes Buch (Goethes Gespräche) in reicher Fülle überliefert haben. Der kindlich treue, dem Vater bis zum gänzlichen Aufgeben eignen Denkens und Wollens gehorsame Sohn hat wie jener nur Auge und Herz für das Idyllische im Hause und für das Menschlich-Sittliche im Charakter. Mit Goethes blauem Überrock, seinem über der linken Schulter ein klein wenig zerrissenen wollenen Nachtjäckchen" (S. 32), seiner „bloßen Brust, den Strümpfen, über die Hosen gezogen" (S. 29), mit den harmlosen Scherzen an seinem Tisch, wenn abwechselnd Schläge und Küsse herumgeschickt wurden (S. 19), oder Christiane durch das dritte Gläschen Persiko „bis in den dritten Himmel gesetzt wurde" (S. 67), wie mit Schillers beständigem Tabaksfleckchen unter der Nase, mit seiner grünen Galauniform und seiner Freude an den lieben Kindern werden wir hinlänglich bekannt gemacht. Ebenso aber erfahren wir auch von Goethes Begeisterungsfähigkeit, seiner Neigung zu Thränen, seinem freundlichen Verhältnis zu Christiane, seinem jähen Schmerz über Schillers Tod und des älteren Voß Weggang, endlich von seinem Kummer nach der Schlacht bei Jena, desgleichen von Schillers rücksichtsvoller

Zärtlichkeit zu Frau und Kindern, seiner Standhaftigkeit in der letzten Krankheit, seinem Tode und Begräbnis. So ist denn doch der Gesamteindruck, den uns das anmutige Büchlein hinterläßt, ein überaus sympathischer. Für die kostbare Überzeugung, daß Goethe und Schiller, denen wir sonst soviel Erhebung und Vertiefung verdanken, uns menschlich näher gerückt sind, ohne etwas von ihrer idealen Größe zu verlieren, nehmen wir gern die Bekanntschaft mit dem braven Voß in den Kauf, der geschickt ist, nicht nur im Drechseln, Tapezieren, Tischlern und Klavierstimmen, sondern auch im Kochen von Chokolade und Kartoffelsuppe.

Uneingeschränkten Dank aber müssen wir zugleich der in jeder Beziehung mustergiltigen Arbeit des Herausgebers zollen. Ausgerüstet mit einer lückenlosen Kenntnis der einschlagenden Litteratur giebt er uns in 152 Erläuterungen auf jede nur mögliche Frage eine knappe, vollkommen aufklärende Antwort und erweitert zugleich vielfach den Blick in die interessante Welt, aus der jene Briefe herstammen. Nirgend verfällt er in den Fehler der meisten Spezialforscher, zumal der „Goethephilologen", daß ihnen Infusorien als Elefanten erscheinen, allein weil sie — und zumeist weil *sie* — sie in zu großer Nähe beschauen. In wenigen schlichten, warmen und zugleich sehr würdigen Worten stellt er am Schlusse des Vorwortes seine anmutige Gabe gerade an den Platz, wohin sie gehört, und erweckt in dem aufmerksamen Leser das lebhafte Verlangen nach der Lektüre des überaus geist- und geschmackvollen Aufsatzes, den er fast gleichzeitig über des jüngeren Voß Verhältnis zu Goethe und Schiller im Goethe-Jahrbuch für 1896 (S. 75 flg.) veröffentlicht hat.

Dresden. **G. Diestel.**

Zeitschriften.

Bismarck-Jahrbuch. IV, 2: 7. Zweiunddreißig Briefe Edwins v. Manteuffel an Bismarck. 8. Ein Brief Bismarcks an Edwin v. Manteuffel. 9. Ein Brief Bismarcks an die Redaktion der Kreuzzeitung mit Wageners Antwort. 10. Vier Briefe H. Wageners an Bismarck. 11. Ein Brief des Grafen R. v. d. Goltz an Bismarck. 12. Ein unvollendeter Brief Bismarcks an Graf R. v. d. Goltz. 13. Zehn Briefe des Grafen Thun an Bismarck. 14. Ein Brief des Grafen v. Seckendorff an Bismarck. 15. Ein Brief Bismarcks an Minister Dalwigk und Antwort Dalwigks. 16. Ein Brief Uhdens an Bismarck. 17. Ein Brief des Pastors Becker an Bismarck. 18. Ein Brief Bismarcks an Regierungsrath Rudloff und Rudloffs Antworten. 19. Ein Brief des Herrn v. Usedom an Bismarck. 20. Zwei Briefe des Herrn B. v. Unruh an Bismarck. 21. Zwei Briefe Leopolds v. Gerlach an Bismarck. 22. Zwei Briefe H. Leos an Bismarck. 23. Zwei Briefe Lassalles an Bismarck. 24. Vier Briefe Ottos v. Manteuffel an Bismarck. 25. Acht Briefe Ludwigs v. Gerlach an Bismarck. 26. Sechs

Briefe Bismarcks an Minister v. d. Heydt. 27. Zwei Briefe Bismarcks an Minister F. Eulenburg.

Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 1897, 3. Heft: P. Vogel, Drei Hilfsbücher für den deutschen Sprachunterricht. — K. Landmann, Deutsche Schulausgaben von H. Schiller und V. Valentin.

Der Kunstwart X, 16: Julius Sahr, Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen. Von Rudolf Hildebrand.

Hamburgische Schulzeitung V, 16: Schillers Glocke in einem Fabrikarbeiterdorfe.

Blätter für Pommersche Volkskunde V, Nr. 8: A. Haas, Volkstümliche Tänze und Tanzlieder aus Pommern. — O. Knoop, Neue Volkssagen aus Pommern. — Sprachliche Mitteilungen.

Monatsblätter für deutsche Litteraturgeschichte I, 8: Eduard Harder, Noch einmal Johanna Ambrosius. — Wilhelm Wilms, Eine wunderbare Kritik von F. W. Webers Dreizehnlinden. — Karl Ernst Knodt, Die Gefahr „Nietzsche“ und ihre Nachwirkung in der neuesten deutschen Lyrik.

Die Mädchenschule X, 4 u. 5: Johannes Heydtmann, Sollen unsere Lesebücher nach den Quellen abdrucken?

Münchner Neueste Nachrichten, 50. Jahrg. Nr. 205. 5. Mai 1897: Kahl, Das reine Dichterwort in unseren Lesebüchern (ein sehr lesenswerter Aufsatz, der die vielfach üblichen Änderungen von Dichtungen in Lesebüchern aus Gründen einer sogenannten „Moral“ mit Recht als „Dichterschändungen“ bezeichnet. Der Aufsatz bezeichnet das „Deutsche Lesebuch für höhere Mädchenschulen von Schmid und Speyer“ als sehr empfehlenswert, weil es die Dichtungen unverändert nach den Quellen giebt).

Neue Bahnen VIII, 5. Mai 1897: Horn, Die pädagogische Fakultät.

Neu erschienene Bücher.

Franz Söhns, Unsere Pflanzen hinsichtlich ihrer Namenserklärung und ihrer Stellung in der Mythologie und im Volksaberglauben. Leipzig, Teubner 1897.

Kleinschmidt, Übungsheft zur deutschen Sprachlehre. Leipzig, Brandstetter 1897. Pr. M. 0,40.

Nagl und Zeidler, Deutsch-Österreichische Litteraturgeschichte. 1. Lieferung. Wien, Karl Fromme. Preis M. 1.

Kleinschmidt, Briefe aus dem Kinderleben. Leipzig, Brandstetter 1897. Pr. M. 0,60.

Alfred Köpcke, Von der Wiege bis zur Kaiserkrone. Dichtung zu Kaiser Wilhelms I. Gedächtnisfeier in Altona am 22. März 1897. Jahresbericht der Realschule zu Altona-Ottensen, Ostern 1897.

Jakob Barth, Deutsche Lehnwörter. Saarbrücken, Gebrüder Hofer 1897.

Häbler, Der Aufbau des deutschen Satzes. 2. Auflage. Wiesbaden, Gustav Quiel 1897.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, Bücher ꝛc. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Ludwig Richterstr. 2.

Bemerkungen zur Behandlung der Goetheschen „Iphigenie auf Tauris" im Unterricht und im Aufsatz.

Von **Johannes Rost** in Schweidnitz.

(Schluß.)

Den Abiturienten habe ich einmal den folgenden Aufsatz gegeben, dessen Disposition also nicht in der Klasse festgestellt ist:

VI. Aufsatz.

Das Geschwisterpaar in Goethes „Iphigenie auf Tauris".

A. Geschwister stellen wohl gelegentlich einmal Gegensätze dar, und die Dramatiker haben solche oft behandelt (z. B. Schiller in den „Räubern" Franz und Karl Moor, Klinger in den „Zwillingen" Ferdinando und Guelfo, Leisewitz im „Julius von Tarent" Julius und Guido), das Häufigere und Natürlichere aber ist die Ähnlichkeit; daher wird auch der Dramatiker die Freude an seinem Werke erhöhen, wenn er Geschwister auch durch ihre Ähnlichkeit als solche erkennen läßt; vielleicht ist

B. Goethe mit der Schilderung des Geschwisterpaares in seiner Iphigenie in dieser Beziehung unübertroffen.

I. Äußeres.

Gemeinsam ist beiden die hohe, edle, königliche Haltung, wenn diese auch bei Iphigenie, dem zarten Weibe, durch die Lieblichkeit der Erscheinung gemildert ist. [Stellen für Iphigenie: (772) „ein fremdes, göttergleiches Weib", (811) „der herrlichen Erscheinung", vergl. die folgenden Worte, (823) „du Göttliche", (1201) „schöne Nymphe"; (nicht 1127); für Orest: (617) „ein Ebenbild des Vaters", (2092) „die Ähnlichkeit des Vaters", der überall als das Muster eines Helden auch im Äußern erscheint (z. B. 45, 403, 964) und (1540 ff.) Pylades' Schilderung.]

II. Anlage.

Auch im Wesen erweisen sich beide als Abkömmlinge von großen Helden und mächtigen Königen; als Erbteil ihres Stammes, des Titanidenhauses, ist ihnen gemein die leichte und tiefe Erregbarkeit

des Temperamentes[1]), dabei aber eine starke, dieses zügelnde Willenskraft, ein feines, edles, sittliches Gefühl und ein tiefes Gemüt.

III. Einwirkung der Lebensschicksale vor dem Beginn der Handlung.

Ist auch das Schicksal der Geschwister recht verschieden, so findet sich doch auch hier Gemeinsames: Beide werden früh vom Vaterhause getrennt und leben lange in der Fremde, der Fluchatmosphäre desselben entzogen, früh treten des Lebens Ernst und schwere Lebensaufgaben an sie heran (an Orest die Vollziehung der Blutrache und dann die eigene Entsühnung, an Iphigenie die Mission im Scythenlande und die Entsühnung ihres Hauses), so wird beider Willenskraft (vergl. Teil II) gestählt, Gefühl und Gewissen verfeinert, das Gemüt vertieft, die Lebensauffassung eine edle und ernste werden und dementsprechend auch die Grundstimmung ein schwerer Ernst sein.

IV. Im entwickelten Charakter treten daher als gemeinsame Züge hervor:

1. Die königlichen und heldenhaften Züge ihres Wesens:

a) Die echt königliche Würde, gepaart mit edlem Selbstbewußtsein.

[Stellennachweis: Iphigenie nennt sich (41) „des größten Königes verstoßne Tochter", (431) mit Stolz „Agamemnons Tochter", (1822) „nicht Priesterin, nur Agamemnons Tochter" d. h. unwürdig ist es mir, der Tochter Agamemnons, so gegenüberzutreten; es folgt „der Unbekannten Wort verehrtest du, der Fürstin willst du stolz gebieten?... Dem harten Ausspruch eines Mannes mich zu fügen, lernt' ich weder dort noch hier"; vergl. 1858 ff. „Ich bin so frei geboren als ein Mann. Stünd' Agamemnons Sohn dir gegenüber u. s. w."; sie spricht von ihrem Vater als „dem hohen Mann (43), „dem göttergleichen Agamemnon" (45), dem „großen Führer" der Griechen (421, vergl. auch 964), von ihrem Bruder als „des großen Stammes letztem Sohn" (976). Überhaupt ist ihr würdevolles Auf-

---

1) Die gleichmäßig edle und ruhige Sprache der Dichtung täuscht gerade über diesen Zug an Iphigenie leicht hinweg; aber auch bei ihr tritt er dem aufmerksamen Leser entgegen, so gleich im ersten Monologe besonders in den Schlußworten: „Und rette mich, die du vom Tod errettet, auch von dem Leben hier, dem zweiten Tode!" (vergl. dazu II, 2, 115 f.); aber überhaupt finden wir bei ihr den raschen Wechsel der verschiedensten Stimmungen: Schwermütiges Heimweh, jauchzende, überquellende Freude, schauderndes Entsetzen, herzzerreißende Klage, tiefsten Schmerz und höchste Seelenangst, fast verzweifelnde Ratlosigkeit und heldenmütigen Schwung der Seele u. s. w. (vergl. Evers a. a. O. S. 115).

2) Der Ausdruck bei Evers a. a. O. S. 118.

treten hier in Betracht zu ziehen, so I, 2, 60. „Wir sind bereit sie würdig zu empfangen u. s. w. I, 3, Anfang Thoas gegenüber; II, 2, 815 ff. vor Pylades; besonders V, 3, 1805 ff., auch V, 4, 1999 ff.; alles Stellen, die gleichzeitig allerdings auch priesterliche Hoheit bekunden. Auch Orest hat den Stolz auf seine Ahnen, besonders auf den Vater: (625) „von unserm hohen Vater“, (670) „dem hohen Ahnherrn gleich“, (1269 ff.) „Wer ist die Schar, die herrlich miteinander wie ein versammelt Fürstenhaus sich freut? ... göttergleich ... scheinen die wandelnden Gestalten. Ja, sie sind's, die Ahnherrn meines Hauses.“ (2039) Das Glück des „großen Königs“. Mit edlem Stolz gesprochen sind die Worte (2042) „stelle mir den Besten gegenüber“ (vergl. 2041; auch 2139 „mir auf das Haupt die alte Krone drücke“). Für Iphigenie ist auch zu beachten die wiederholte Berufung auf den Adel der Gesinnung, die fürstliche Stellung und königliche Pflicht des Thoas (I, 2, 192 ff., I, 3, 270 ff., 475, 498, V, 3, 1812 ff., 1864, 1966 f., 1970 ff., 1983 ff. V, 4, 2003 f. V, 6, 2029 f., 2146 ff.).

b) Das Verständnis für das Heldentum des Mannes wie des Weibes, das Sehnen nach Bethätigung der eigenen heldenhaften Gesinnung und die Bewährung derselben im Verlauf der Handlung.

  α) Verständnis für das Heldentum;

    αα) bei Iphigenie: für das des Mannes I, 1, 25 ff., 47. I, 3, 220 f., 228 f., 351 ff., 403, 413 ff., II, 2, 864. III, 1, 945 f., 958 ff., 977. IV, 1, 1383 ff. V, 3, 1892 ff. V, 6, 2067 f.), für das des Weibes entwickelt sich dies Verständnis erst allmählich: (vergl. I, 1, 24, 39 und I, 2, 115 f. mit I, 3, 481 ff., besonders 490 ff. [dazu 791] und dann V, 3, 1892 ff., 1908 ff.);

    ββ) bei Orest: für das des Mannes: II, 1, 625, 666 ff., 701 ff., 768. V, 6, 2035 ff.; für das des Weibes: anfangs fehlend II, 1, 785; dann entwickelt (vergl. oben Iphigenie) V, 6, 2142 ff.

  β) Sehnen nach Bewährung der heldenhaften Gesinnung;

    αα) bei Iphigenie: I, 1, 24 ff., I, 2, 106 ff., 194 f. IV, 3, 1519. V, 3, 1892 ff.

    ββ) Bei Orest: II, 1, 574 f. 627, 677 ff., 706, 749. III, 3, 1362 ff. IV, 4, 1540 ff. V, 6, 2037 ff.

  γ) Bewährung des Heldentums

    αα) durch Orest und zwar eines Heldentums des Duldens (Akt II und III) und der That (Akt IV und V; vergl. besonders V, 4, 1993 ff. V, 6, 2041), sein Erbieten zum

Zweikampf mit dem besten der Helden, zumal „soweit die Erde Heldensöhne nährt",... und die Anerkennung seines Heldensinns durch Thoas 2058 f., besonders aber durch die Annahme der Herausforderung für seine Person (2061 ff.),

ββ) durch Iphigenie: Auch hier ein Heldentum des Duldens: Opferung in Aulis und Aufenthalt im Scythenlande, der Vergangenheit angehörig, dann aber in der Gegenwart: Thoas' Werbung (vergl. z. B. 154: Du ängstest mich mit jedem guten Worte u. s. w., 174, besonders 490 flg., 501 f.), Offenbarung ihrer Abkunft vor ihm (300 ff., 351 ff.), Opferung der Fremden (I, 4; III, 1), Kunde von dem Unheil ihres Hauses (II, 2; III, 1), Bekämpfung von Orests Wahnsinn (III, 1 und 3), und in Akt IV und V Umwandlung dieses duldenden Heldentums in ein solches der erhabensten That (vergl. Aufsatz V.).

(Übergang zu 2: Dieses Heldentum Iphigeniens liegt in der Behauptung ihrer sittlichen Reinheit gegenüber der verlockenden Versuchung, in dem Siege ihrer Wahrhaftigkeit über List und Lüge; maßgebend ist dabei ihr empfindliches Gewissen, ihr sittliches Zartgefühl; diese Züge aber sind wieder beiden Geschwistern gemeinsam.)

2. Die tief-sittliche Gewissenhaftigkeit, das zart ausgebildete Gewissen in Verbindung mit der angeborenen vertrauensvollen Offenheit und Wahrheitsliebe.

a) Die angeborene Wahrheitsliebe, die Scheu vor der Lüge und Unehrlichkeit, wie sie hervortritt

α) an Iphigenie und Orest sich selbst gegenüber, indem beide sich selber die eigenen Schwächen und Fehler nicht verhehlen (vergl. für Iphigenie besonders I, 1, 35 ff., III, 1, 1094 ff., besonders 1109 f. IV, 1, 1370 ff., 1404 ff. IV, 3, 1525 ff. IV, 5. V, 3. V, 5, 2142 ff.); für Orest Akt II und III; vergl. besonders auch seinen Ausspruch „Ich schätze den, der tapfer ist und grad" II, 1, 768);

β) andern gegenüber und zwar an Iphigenie im Gespräch mit Orest (vergl. Aufsatz IV) und mit Thoas, wo ihre Wahrheitsliebe Pylades' List zu schanden macht (vergl. Aufsatz V), auch I, 3 kommt in Betracht; vergl. besonders Iphigeniens Aeußerungen 266 f., 453, 476, 501 f. und des Thoas 350, an Orest im Gespräch mit Iphigenie, wo seine Wahrhaftigkeit ebenfalls Pylades'

List durchkreuzt (vergl. Aufsatz IV; besonders 1076 ff.) und mit Thoas, in dem sein herzliches Vertrauen deutlich hervortritt.

b) Das fein ausgebildete Gewissen.

Beide quält ihr Gewissen aufs äußerste, selbst bei geringer Schuld,

α) so den Orest wegen des doch auf den Wink der Gottheit und aus Liebe zum Vater vollbrachten, von der alten Pflicht der Blutrache gebotenen Muttermordes,

β) so Iphigenie 1) wegen des Widerwillens, mit dem sie der Gottheit, ihrer Retterin, dient, der doch ihr Leben zu freiem Dienste bereit sein sollte (I, 1), 2) wegen der von ihr geforderten Beteiligung an dem listigen Plane des Pylades (vergl. Aufsatz V). Übergang: Klar ist, daß hierbei auch das tiefe Gemüt Iphigeniens mitspricht.

3. Das tiefe Gemüt, wie es sich zeigt

a) der Natur gegenüber: in dem beiden eigenen (übrigens durchaus modernen) tiefen Naturgefühl.

Nachweis der Stellen: Das Iphigeniens tritt hervor schon I, 1: „Heraus in eure Schatten, rege Wipfel des alten, heil'gen dichtbelaubten Haines" und zwar werden sie angeredet; Meer (10—14; auch 19 f., zu vergl. mit I, 3, 390 f.) I, 4: Du hast Wolken... und auf Winden... über das Meer, über der Erde weiteste Strecken zu tragen (vergl. IV, 3, 1511 ff.); besonders 546 ff. Und dein Blick ruht über den Deinen, wie dein Licht, das Leben der Nächte, Über der Erde ruhet und waltet; vergl. III, 3, 1317 ff. Geschwister, die ihr an dem weiten Himmel das schöne Licht bei Tag und Nacht herauf den Menschen bringet und den Abgeschiedenen nicht leuchten dürfet, rettet uns Geschwister! Du liebst, Diana, deinen holden Bruder und wendest dein jungfräulich Angesicht Nach seinem ew'gen Lichte sehnend still. O laß den einz'gen... nicht in die Finsternis des Wahnsinns rasen! III, 1, 968 ff. Aussaat des Fluches durch „Tantals Enkel" 982. „Gold'ne Sonne, leihe mir die schönsten Strahlen..." 1094 ff. So steigst du denn, Erfüllung, schönste Tochter... die Hände mit Frucht und Segenskränzen angefüllt...; 1106. Schaut der Zukunft ausgedehntes Reich, Wenn jedes Abends Stern- und Nebelhülle die Aussicht uns verdeckt...; aber eure Hand Bricht unreif nie die goldnen Himmelsfrüchte"... 1197. „Es quillet heller nicht vom Parnaß die ew'ge Quelle sprudelnd Von Fels zu Fels ins goldne Thal hinab, Wie Freude mir vom Herzen wallend fließt und wie ein selig Meer mich rings um-

fängt“; womit zu vergl. IV, 1506 ff., denn wie die Flut mit schnellen Strömen wachsend die Felsen überspült, die in dem Sand am Ufer liegen: so bedeckte ganz ein Freudenstrom mein Innerstes“; dazu 1520, 1527 ff. IV, 4, 1619 ff. „Vernehm' ich dich, so wendet... Wie sich die Blume nach der Sonne wendet, die Seele, von dem Strahle deiner Worte Getroffen, sich dem süßen Troste nach.“ 1635 ff. Wie leichte Wolken vor der Sonne, So zieht mir vor der Seele leichte Sorge Und Bangigkeit vorüber. V, 3, 1816 ff. Er sinnt den Tod in einer schweren Wolke und seine Boten bringen flammendes Verderben auf des Armen Haupt hinab; Er aber schwebt durch seine Höhen ruhig, Ein unerreichter Gott, im Sturme fort... auch Metaphern wie 395, 975; vergl. 1001, 496, 81 ff. — Das Orests II, 1, 573 dem schönen Licht der Sonne zu entsagen..., das Licht des Tags soll euch nicht sehn noch mich. Der Erde schöner grüner Teppich (vergl. III, 1, 1067) soll kein Tummelplatz für Larven sein..., dort bindet Alle dann Ein gleich Geschick in ew'ge matte Nacht. 646 ff. Die halb erstarrte junge Blüte pflegte; Da du, ein immer munterer Geselle, Gleich einem leichten, bunten Schmetterling Um eine dunkle Blume, jeden Tag Um mich mit neuem Leben gaukeltest u. s. w.; dann 678 die schöne Schilderung von dem Streifen in Berg und Thälern und dem Abend am See... „Und künft'ge Thaten drangen wie die Sterne Rings um uns her unzählig aus der Nacht.“ 779 ff. ihr lichtes Reich verlor die Kraft durch des Verbrechers Nähe, den der Fluch wie eine breite Nacht verfolgt und deckt.“ III, 2 1258 ff.: Noch Einen! reiche mir aus Lethes Fluten den letzten kühlen Becher der Erquickung!... Bald fließet still mein Geist, der Quelle des Vergessens hingegeben, Zu Euch, ihr Schatten, in die ew'gen Nebel u. s. w.... Verlosch die Rache wie das Licht der Sonne? Die schönste Stelle V, 3 Ihr Götter, die mit flammender Gewalt u. s. w. (Gewitter, Regen, Sonnenschein, Regenbogen); die Erde dampft erquickenden Geruch... V, 6, 2120 ff. in deinen Armen faßte das Übel mich mit allen seinen Klauen... und schüttelte das Mark Entsetzlich mir zusammen; dann entfloh's wie eine Schlange zu der Höhle. Neu genieß ich nun durch dich das weite Licht des Tages.“ Vergl. auch 1172 ff., 1058. — Metaphern wie 753 ff. 1254, 615.[1])

1) Dieser Zug des tiefen Naturgefühls wird leicht übersehen; freilich ist es fraglich, ob Goethe hier beabsichtigt hat, eine Geistesverwandtschaft der Geschwister zu zeichnen. Ich habe die wichtigsten Stellen mitgeteilt, damit man sich selbst darüber ein Urteil bilden kann. Übrigens wäre es für Primaner nicht zu schwer, das Naturgefühl in der Iphigenie in einem besonderen Aufsatze zu behandeln.

b) Dem Vaterlande gegenüber: in der herzlichen Liebe zur Heimat, bei Iphigenie natürlich mehr hervortretend (I, 1, 6 ff., 18 ff., 31 ff. I, 2, 74, 76, 78 ff., 106 ff. I, 3, 276, 445, 457 ff. III, 1 941 ff. IV, 5, 1706 u. a.) als bei dem Manne Orest (III, 1, 1092. V, 4, 2009). Übergang zu c: Kaum von dieser Liebe zur Heimat zu trennen ist die Liebe zu den nächsten Angehörigen, das führt also zu den Menschen.

c) Den Menschen gegenüber:

α) in dem in beider Herzen ausgebildeten Familiensinn, der Liebe zu den nächsten Angehörigen

αα) im allgemeinen (vergl. für Iphigenie I, 1, 10 ff., 15 ff., 50. I, 2, 74, 80 ff. I, 3, 274. II, 3, 454 ff., für Orest III, 2, 1273 ff. V, 6, 2130 ff.); damit zusammenhängend die auf beiden Geschwistern schwer lastende Trauer um den Fluch des Hauses, den beide zu sühnen trachten und wirklich sühnen helfen (vergl. für Iphigenie hauptsächlich I, 3, 265 ff. 351 ff. 390 ff. III, 1, 967 ff., 1041 ff. IV, 5, 1694 ff.; für Orest II, 1, 710 ff. III, 1, 1145 ff., 1233 ff., III, 2, 1296 ff.);

ββ) in dem schönen Verhältnis zu einzelnen Gliedern dieses Hauses:

α*) zum Vater Agamemnon: bei Iphigenie Bewunderung I, 1, 41, 43, 45. I, 3, 400 ff. III, 1, 964 ff., Liebe: I, 3, 441 ff. II, 2, 867 (jubelnde Freude über seine vermeintliche Rettung), II, 2. III, 1, 967 ff. (Trauer um seinen Tod); bei Orest: Bewunderung II, 1, 670. V, 6, 2035 ff. verbunden mit der Sehnsucht nach ihm: II, 1, 625 ff. III, 2, 1290; Liebe zu ihm, sich zeigend in der Begier seinen schmachvollen Tod zu rächen III, 1, 1015 ff. und in der Trauer um seinen Tod II, 1, 576 ff. 628. 636 f. III, 1, 1025 ff.;

β*) zu den Geschwistern: bei Iphigenie: im allgemeinen I, 1, 21, 49. III, 3, 1317 f.; zu Elektra III, 1, 981 ff. 994; zu Orest: I, 3, 410. III, 1, 977, 981 ff., 994, 1049 f., 1072, 1094 u. s. w. den ganzen Akt hindurch. IV, 1, 1390 ff., 1412 ff., IV, 3, 1516 f. IV, 5, 1689 f. V, 3, 1946 ff.; bei Orest: zu Elektra II, 1, 620 ff. III, 1, 1010, 1225 ff. III, 3, 1311 ff., zu Iphigenie III, 1, 1145 ff., 1248 ff. III, 3, 1342, 1355. V, 6, 2119, 2142 ff.;

γ*) in der **zurückhaltenden Scheu** bei der Erwähnung der **Mutter**, deren That wohl von beiden verurteilt wird, ja einmal mit demselben Ausdruck (vergl. 903 u. 709; dazu III, 1, 996. V, 3, 1965; II, 1, 615 f.), ohne daß deshalb in Iphigenie das Interesse für ihr Schicksal ganz getilgt ist (998 Vergoß sie reuig wütend selbst ihr Blut?); in Orest aber kommt die Pietät bei ihrer Ermordung zur Geltung (II, 1, 707. III, 1, 1024 ff.); nach ihrer Ermordung belastet ihn das Gefühl der Schuld schwer (II, 1, 707 ff., 750 ff. III, 1, 1003 ff., 1051 ff., 1240 ff.) und der Wunsch nach Versöhnung wird rege (III, 2, 1291 ff.);

δ*) in der **Pietät vor den Ahnherren** des Geschlechtes, besonders vor Tantalus; (vergl. für Iphigenie I, 3, 315 ff. IV, 5, 1721 f., für Orest III, 2, besonders die Schlußverse) aber auch vor den übrigen, wie sich dies in der Milde zeigt, mit der Iphigenie über ihre Verbrechen in I, 3 urteilt, und ganz ähnlich äußert sich Orest in III, 2.

β) in der **Liebe zu den Freunden**, die bei beiden wurzelt in einem tiefen **Bedürfnis nach Liebe und Hilfe** und in dem Gefühl der **Dankbarkeit**: So bedarf Iphigenie des Freundes (Pylades), wo die Ruhe ihrer eigenen Seele gestört ist (III, 1, 1255 ff. vergl. IV, 1, 1269 ff., IV, 3, 1518. IV, 4, 1619 ff.), wie Orest in seiner qualvollen Seelenunruhe (besonders II, 1); so haben beide das Gefühl **inniger Dankbarkeit und Verehrung** dem Freunde gegenüber und zwar **Iphigenie** gegen Thoas (I, 1, 83. I, 2, 93, 211, 217. I, 3, 253 f. IV, 3, 1524 vergl. mit IV, 2, 1494 ff. IV, 4, 1590, 1640 ff. 1670 f. IV, 5, 1707 ff. V, 3, 1964. V, 4, 2003 f. V, 6, 2073 ff., 2155 ff.) wie gegen Pylades (IV, 1, 1269 ff., 4, 1546 ff., 1619 ff.), **Orest** gegen Pylades (II, 1, 591 ff. 643 ff. III, 1, 1013 ff., 1086, 1092 f., 1206 ff. III, 2, 1314. IV, 4, 1545, 1356. V, 5, 2024, dessen Vater Strophius (II, 1, 643. III, 1, 1013 ff.) und gegen Thoas (V, 6, 2145).

γ) in der **allumfassenden Menschenliebe**, die sich in Iphigenie während des Verlaufes der Handlung noch vertieft (I, 2, 139 ff. I, 4, 549. II, 1, 775 f. III, 1, 926 ff. IV, 2, 1475 ff. IV, 3, 1524. V, 3, 1852 f. 1939 ff. V, 6, 2153 ff.), während Orest, der anfangs trotz seiner Menschenliebe, wie sie sich besonders in der Angst offenbart, andere mit ins Verderben zu ziehen, in dem echt

griechischen Vorurteil gegen die Barbaren befangen ist (III, 1, 1089 ff.), diese nach seiner Heilung auf die ganze Menschheit ausdehnt; beide wollen dem Barbarenlande edle Menschlichkeit und Milde bringen und erhalten; Iphigenie hat die Begründung menschlicher Gesittung in Taurien erreicht und erhält sie dem Lande durch ihren Sieg über die Lüge (vergl. Aufsatz V), Orest möchte, indem er sein Leben im Zweikampf aufs Spiel setzt, die Heiligkeit des Gastrechts in Scythien begründen und trägt in der That durch seinen edlen Heldenmut dazu bei.

d) Der Gottheit gegenüber.

α) Beiden Geschwistern ist von Haus aus (Parzenlied!) eine niedrige und finstere Anschauung von der Gottheit mitgegeben (vergl. Aufsatz II), während in ihnen kraft ihres tiefen Gemütes und edlen Sinnes das Bedürfnis nach einer edleren Auffassung wurzelt.

β) Beide erheben sich, und zwar infolge entscheidender Ereignisse ihres Lebens, Iphigenie infolge ihrer Opferung in Aulis und ihrer wunderbaren Errettung, Orest infolge seiner in der Phantasie durchlebten Opferung durch die liebevolle Schwester und seiner Rettung durch sie, zu einer höheren Gottesanschauung (vergl. Aufsatz II); doch gerät diese auch bei Iphigenie noch einmal ins Schwanken und wird erst im Verlaufe der Handlung gereinigt und befestigt. Daß sie auch in den einzelnen Zügen ihrer Religiosität einander ähnlich sind, zeigt Aufsatz II.

C. Hinweis auf die wesentlich in dem Unterschied der Geschlechter begründeten Unterschiede zwischen Orest und Iphigenie und auf das Fehlen jeder Aufdringlichkeit in der Schilderung der Ähnlichkeit.

Als eine Art Ergänzung zu dem voranstehenden Aufsatze kann man den folgenden betrachten:

VII. Aufsatz.

Welche Gegensätze sind in den Gestalten des Orestes und Pylades bei Goethe ausgeprägt?

A. Zu wahrer Freundschaft ist wohl eine Ähnlichkeit der edlen Bestrebungen erforderlich, nicht aber Gleichheit des Charakters; im Gegenteil ist bei Verschiedenheit, ja Gegensatz der Charakterzüge eine willkommene Ergänzung vorhanden; so ist auch

B. das sprichwörtlich gewordene Freundespaar Orest und Pylades von Goethe bei aller Übereinstimmung im allgemeinen doch in einen

gewissen Gegensatz zu einander gebracht. Dieser Gegensatz tritt hervor schon

I. In den Lebensschicksalen vor Beginn der Handlung.

1) Orests zerstörtes Familienleben, Verwaistheit, Aufwachsen in der Fremde gegenüber Pylades' glücklicher Jugend unter der Eltern Obhut.

2) Orests Rückkehr in die Heimat, Muttermord und seine Folgen: Verbannung und innere Qualen, Pylades' freiwillige Teilnahme an diesen Thaten und Leiden ohne eigenes Verschulden und innere Qual (Übergang zu II).

II. In der Stimmung beider beim ersten Auftreten im Stücke (III, 1—3).

1) Bei Orest furchtbar lastendes, niederdrückendes Schuldbewußtsein gegenüber Pylades' reinem Gewissen.

2) Bei Orest Groll gegen die Götter und das Schicksal gegenüber Pylades' Vertrauen auf sie.

3) Schwermütiger Pessimismus Orests gegenüber Pylades' hoffnungsfreudigem Optimismus.

4) Lebensüberdruß und Todessehnsucht, Mattheit und Unfähigkeit zum Handeln bei Orest, bei Pylades Lebenslust und Thatendrang. (Dies bildet wieder den Übergang zu III.)

III. in dem Charakter der Freunde.

1) Im Temperament sind beide Gegensätze: Orest eine ernste, das Leben nicht leicht nehmende, Pylades eine heitere, leichtlebige Natur.

2) In den Grundzügen des Charakters:

a) Orest ein ideal gesinnter Mensch, fast schwärmerisch angelegt, Pylades ein praktisch denkender und handelnder, das Nächste ins Auge fassender Grieche.

b) Orest erfüllt von Abscheu vor allem Unehrlichen, überhaupt aber vor allem Unedlen, voll sittlichen Zartgefühls und feiner Gewissenhaftigkeit, Pylades ein Ränkeschmied, zu List und Trug geneigt ohne das zarte Gewissen des Freundes, ja mit laxen sittlichen Grundsätzen.

c) Orest, anfangs noch auf beschränkt griechischem Standpunkt, sich dann über das Vorurteil der Barbaren erhebend, Pylades durchdrungen von diesem Vorurteil.

d) Orest in religiöser Beziehung weit tiefer als der auch hier oberflächlichere Pylades.

C. Hinweis auf die künstlerische Bedeutung der Kontrastierung beider.

Ich setze hier einmal den ausgearbeiteten Aufsatz hinzu, wie ich solche gelegentlich anzufertigen und vorzulesen pflege, wenn keiner der Schüleraufsätze dazu geeignet erscheint, also die Sache nicht in der richtigen Weise angefaßt worden ist.

A. Wenn auch wahre Freundschaft nur unter edlen Menschen, nur auf der Grundlage der Tugend denkbar ist, so ist für ihr Bestehen doch keineswegs völlige Gleichheit oder auch nur große Ähnlichkeit der Charakterzüge erforderlich; vielmehr beruht die innige Zuneigung zweier Menschen oft gerade auf dem Gegensatze hervorstechender Züge ihres Wesens, und beide finden ineinander die wünschenswerte Ergänzung. So hat Homer dem stolzen, leidenschaftlichen, hochfahrenden Achilleus den bescheidenen, ruhigen, immer freundlichen und milden Patroklus zugesellt; so hat auch Goethe in seiner „Iphigenie" die längst vor seiner Zeit sprichwörtliche Freundschaft des Orest und Pylades hauptsächlich auf eine Verschiedenartigkeit ihres Wesens begründet, und dem aufmerksamen Leser wird der Gegensatz nicht entgehen, in welchem der Dichter schon ihre Lebensschicksale, sodann besonders ihre Stimmung beim ersten Auftreten und wesentliche Charakterzüge gehalten hat.

B. I, 1. Über Pylades' Leben hat von Anfang an die Sonne des Glückes gelächelt. Er durfte in seiner Heimat unter der liebevollen Leitung trefflicher Eltern, besonders eines edlen Vaters, heranwachsen, und damit die Jugendzeit sich noch schöner gestaltete, ward ihm in jungen Jahren ein etwas älterer Knabe, Orest, zum Gespielen gegeben; mit diesem in inniger Freundschaft verbunden, die ihm erst das Leben lebenswert erscheinen ließ, durchstreifte er mit froher Jugendlust Berg und Thal und saß abends an der weiten See, des Freundes Träume von der Zukunft und ihren Heldenthaten teilend, und nur einen leichten Schatten warf auch in seine Kinderzeit des geliebten Freundes trauriges Geschick.

Die Freundschaft des heiteren Pylades und die natürliche Güte des Strophius waren die einzigen Lichtblicke in Orests Kindheit. Er hat die verständige Leitung durch einen edlen Vater völlig entbehren müssen, ja er hat den seinigen kaum gekannt; denn als der große Agamemnon nach Troja auszog, war Orest noch ein kleines Knäblein; und mit seinem Weggange war für lange Zeit alle Jugendfreude dahin, dahin auch die Liebe der Mutter zu dem unglücklichen Knaben. Denn tiefer Haß hatte sie erfaßt gegen ihren Gatten, der ihr die älteste Tochter listig ins

achäische Lager gelockt hatte, um sie zur Sühne eigener Schuld auf Dianas Altar zu opfern, und so war es ihrem Verwandten Ägisth ein Leichtes gewesen, sie zum Ehebruch zu verleiten. Orest aber, der als des Vaters Ebenbild heranwuchs, war ihr und ihrem Buhlen mit seinem „stummen Blick" ein steter Vorwurf. Oft drängte sich der Knabe, wenn seine Schwester Elektra traurig am Feuer in der tiefen Halle saß, „beklommen an ihren Schoß und starrte" die bitter Weinende „mit großen Augen an." Ihre Erzählungen von dem „hohen Vater" steigerten des Kindes Sehnsucht nach ihm; wirklich kehrt er nach zehnjähriger Abwesenheit zurück, aber nur um alsbald unter den Händen der eigenen Gattin und ihres Liebhabers in schnödem Meuchelmorde zu verbluten. Der Knabe Orest aber entgeht selbst dem wütenden Schwerte der Mutter nur, indem er durch Elektra verborgen und zu des Vaters Schwager gerettet wird, wo er „das Brot der Fremde" genießt, schwermütig, nur durch den Freund zuweilen erheitert.

I, 2. Freilich soll er die Heimat wiedersehen; aber nur verkleidet, Rache- und Mordgedanken im Herzen, kehrt er zurück; denn die Begier, des Königs Tod zu rächen, ist mit den Jahren gewachsen und auch die alte Sitte, des Gottes Wink, fordert die entsetzliche Blutrache. Über die erdichtete Nachricht vom Tode Orests sieht er der unnatürlichen Mutter Auge freudig aufleuchten; doch ihre „heil'ge Gegenwart" scheucht den schrecklichen Gedanken des Muttermordes noch einmal zurück; da bläst Elektra der Rache Feuer in ihm auf und endlich durchbohrt, ob auch der Mutter Blicke um Erbarmen flehn, der von der Schwester ihm aufgedrungene Dolch, „der schon in Tantals Hause grimmig wütete," ihre Brust. Seitdem schweift der Mörder, von seinen Landsleuten in den Bann gethan, überall umher, ohne Ruhe zu finden vor den Qualen seines Innern, um endlich Apollos Orakel in Delphi aufzusuchen, wo er den Auftrag erhält, „die Schwester" aus dem Scythenlande nach Hellas zurückzuführen, und zugleich das Versprechen, dort Rettung zu finden; aber kaum hat er das fremde Gestade betreten, als er sich schon gefangen sieht, um wie ein Opfertier an der Göttin Altar „im Jammertode zu bluten."

Zwar soll dies Geschick auch Pylades teilen, wie er bisher des Freundes Geschick geteilt hat; ist er doch mit ihm nach Mycene gewandert und bei der Mordthat dort zugegen, ja hilfreich gewesen und hat ihn auf seinen rastlosen Wanderungen begleitet. Doch kein böser Fluch, kein harter Zwang hat ihn aus Phocis, seiner Heimat, vertrieben, freiwillig ist er dem Freunde gefolgt aus aufopfernder Liebe, in der Hoffnung ihm nützlich sein zu können, von keiner Schuld gegen die nächsten Angehörigen befleckt.

II, 1. Weil aber seine Seele rein und schuldlos ist, sein Gewissen nicht beschwert durch einen so entsetzlichen Frevel, wie es der Mord an der eigenen Mutter ist, so hat er sich denn auch jetzt im Angesicht des Todes „der Ruhe heil'ges, unerschöpftes Gut" bewahrt und fühlt sich leicht und frei. Auf Orests Gemüt dagegen lastet niederdrückend jene grause That, die er sich nun, wo er sterben soll, immer wieder mit peinigender Selbstanklage vor die Seele ruft. „Die ewige Betrachtung des Geschehenen wälzt sich verwirrend um sein Haupt": die einzelnen Umstände der Schreckensthat treten vor sein geistiges Auge, er fühlt den Blick der Mutter anklagend auf sich gerichtet, sieht sie brechenden Auges dahinsinken und in ihrem Blute vor seinen Füßen liegen. Ihn beflecke, so klagt er, ewig die Quelle, die aus der Mutter Wunde ihm entgegensprudele; die Zweifel und die Reue lassen ihn nicht los, die Gefährten der uralten Rachegöttinnen, der Töchter der Nacht, die aus der Unterwelt wieder auf die Erde emporgestiegen sind, von der sie ein alter Fluch in den Tartarus gebannt hatte. In seiner aufgeregten Phantasie glaubt er die schlangenhaarigen Erinyen fortwährend hinter sich zu vernehmen, ihr gräßliches Gelächter schallt beständig an sein Ohr; wie losgelass'ne Hunde spüren sie ihm nach, von dessen Schritten „Blut herniederträufelnd seinen Pfad bezeichnet." Lassen sie ihn eine Weile frei, weil er sich auf geweihtem Boden befindet, so harren sie doch auf ihn, „wie Wölfe um den Baum, auf den ein Reisender sich rettete", um dann, wenn er den Hain verläßt, „die Schlangenhäupter schüttelnd, von allen Seiten Staub erregend aufzusteigen und ihre Beute vor sich herzutreiben. Es ist nichts als die Verkörperung seiner Gewissensqualen, seines eigenen quälenden Schuldbewußtseins; daher auch kein Zweifel an ihrem Rechte ihn zu verfolgen, der Schuldbeladene verdient es ja, aufs äußerste gequält und dann in einen schmachvollen Tod getrieben zu werden: der Mutter Geist steigt „gärend aus der Erschlagnen Blut" und ruft selbst die Furien auf: „Laßt nicht den Muttermörder entfliehn! Verfolgt den Verbrecher! Euch ist er geweiht!" „Die Stimme des vergoßnen Mutterblutes ruft ihn zur Höll' hinab mit dumpfen Tönen."

II, 2. Und doch hatte er die Pflicht den Vater zu rächen, die alte, geheiligte Sitte legte ihm diese Pflicht auf, die Mutter zu töten, „des Gottes Wink" hat ihn dazu getrieben. Wie sollte da nicht ein bitteres Gefühl gegen die Götter in ihm erwachen? Des Tantalus ganzes Haus sei ihnen verhaßt von jeher, klagt er, und so wollten sie denn auch seinen letzten Sproß in Schuld und Schmach stürzen und zu Grunde gehen lassen; ihn hätten sie deshalb „zum Mörder seiner doch verehrten Mutter auserkoren" statt zu frohen Thaten, nach denen sein Herz so sehnlich verlangte; sie hätten ihn „eine Schandthat schändlich rächend zu Grunde

gerichtet.“ Eine Götterhand, so meint er, drücke ihm das Herz zusammen und lege ihm den betäubenden Schwindel um die schwere Stirn, der ihn auf dem schlüpfrigen, von Mutterblut besprengten Pfade zu den Toten reiße. Wohl habe Apollo ihm in hoffnungsreichen, gewissen Götterworten in Tauris Hilfe und Rettung versprochen, und nun finde er diese Erlösung dort — durch den Tod; und als er endlich erkannt hat, wie nahe ihm die Priesterin der Diana steht, da wähnt er, die Gottheit habe den höchsten Greuel im Tantalidenhause gerade an ihm verwirklichen wollen, die Opferung des eigenen geliebten Bruders durch die Hand der unschuldsvollen, liebenden Schwester.

Je größer aber und düsterer dieser Haß gegen die Götter in Orests Brust ist, desto heller strahlt des Freundes Vertrauen auf sie. Nicht die Götter seien es, die des Tantalus Haus in Frevel und Fluch gestürzt hätten, meint er, sondern die eigenen Thaten seiner Mitglieder; auch zweifelt er nicht daran, daß sie „zu irgend einer frohen Flucht Rat und Wege zubereiten“, und vertraut auf Apollos Rettung verheißendes Wort, das wie die Götterworte überhaupt nicht doppelsinnig sei; nicht zum Verderben seien sie also nach Tauris geführt, sondern zu schöner Sühnethat; denn die Gottheit lege eben dem edlen Manne, der viel verbrochen, auf, was ihm unmöglich scheine, um ihm Gelegenheit zur Sühne seines Verbrechens zu geben und gleichzeitig Segen zu stiften; ja alle Zeichen, die Apollo sende, seien günstig für sie; kurz das Vertrauen des Pylades in die Absichten der Gottheit ist ebenso groß als des Freundes Mißtrauen und Bitterkeit gegen sie.

II, 3. Aber überhaupt sieht jener alles in günstigstem Lichte, wo Orest nur finsteres Unheil erblickt oder wenigstens nur die dunkle Kehrseite wahrnimmt. Dieser beklagt es, daß er nicht alsbald dem sterbenden Vater in den Tod hat folgen können, Pylades dagegen hält dies nur für ein Zeichen, daß die Gottheit noch auf den Sohn gezählt habe, da sie ihn zu ihrem Dienst brauche; auch für ihn selber hätten dadurch die Götter gesorgt, da sie ihm so einen lieben Freund an die Seite gestellt hätten. Während Orest der Umstand niederdrückt, daß sie beim ersten Schritt im fremden Lande gefangen werden, betrachtet es Pylades als eine glückliche Fügung, daß sie sogleich in den Bezirk des Tempels, also an das Ziel ihrer Reise, gelangt sind. Ebenso ist ihm das Zurückweichen der Erinyen, das dem schwermütigen Freunde nur ein Hinweis auf den baldigen Tod ist, ein glückbedeutendes Zeichen; wenn der eine ein schlimmes Vorzeichen darin sieht, daß ein Weib des Priesteramtes waltet, weil es seiner Schwäche wegen dem wilden Sinn des zürnenden Königs nicht Widerstand leisten werde, ruft der andere aus: „Wohl uns, daß es ein Weib ist!“ und weiß das darin liegende Urteil geschickt zu

begründen. Der Muttermörder versenkt sich in den Gedanken, daß alle blühenden Gesichter durch seine Gegenwart bald „den Schmerzenszug langsamen Todes“ annähmen, daß er wie ein Verpesteter seiner ganzen Umgebung Verderben bringe, wie er auch jetzt dem „lichten Reiche der Priesterin die Kraft zu nehmen scheine“, sein Freund ist ganz anderer Ansicht, ist er doch selber der beste Gegenbeweis gegen Orests Wahnvorstellung. „Der Nächste wär' ich diesen Tod zu sterben, wenn je dein Hauch, Orest, vergiftete. Bin ich nicht immer noch voll Mut und Lust?“

II, 4. Und in der That, er ist selbst jetzt, wo ihnen der Tod sicher scheint, noch hoffnungsfreudig und thatenlustig; noch nicht bereit „in jenes Schattenreich hinabzusteigen“, sinnt er „durch die verworrnen Pfade“, die zu der Finsternis des Grabes zu führen scheinen, „sich zu dem Leben wieder aufzuwinden“; ja, wenn die Priesterin bereits die Hand erhebt, um ihnen zur Todesweihe die Stirnlocke abzuschneiden, wird des Freundes und die eigene Rettung sein einziger Gedanke sein; so geht ihm selbst in der größten Gefahr die Hoffnung nicht verloren; aber er legt auch ohne Zögern Hand an, um diese Hoffnung in frohe Wirklichkeit zu verwandeln: schon hat er „das Geschehene mit dem Künftigen verbunden und im Stillen ausgelegt“ und dann von den Wächtern „gar vieles ausgelockt“, entschlossen jeden günstig scheinenden Umstand auf der Stelle auszunutzen. Aber wo er den Stern der Hoffnung blinken sieht, da sieht der Freund durch Rauch und Qualm den matten Schein des Totenflusses leuchten; dieser Gedanke an den Tod läßt ihn nicht los; es dünkt ihm leicht dem schönen Licht der Sonne zu entsagen, da ihm eine Götterhand das Herz zusammendrückt; sein schuldiges Haupt „senkt nach der Grube sich“; „der Erde schöner, grüner Teppich soll kein Tummelplatz für Larven sein“, deshalb ist ihm der Tod in jeder Gestalt willkommen; am besten wäre es, so meint er, wenn er gleich mit dem Vater ins dunkle Reich der Nacht hinabgestiegen wäre. Iphigenie bittet er, als sie die Götter um der Griechen Rettung anfleht, ihn selbst unerwähnt zu lassen, und wie freundlich sie ihm auch zuredet, die düstere Todessehnsucht reißt sie ihm so bald nicht aus dem Herzen; schon vorher hat er einen Augenblick daran gedacht, sich vom Felsen ins Meer hinabzustürzen, jetzt fordert er in der Verwirrung seiner Sinne gar die Schwester auf, ihm den Dolch ins Herz zu stoßen, damit seinen Qualen ein Ende gemacht werde. Eben diese sind es, die ihm die frische Thatenlust nehmen, ja ihn unfähig machen zu jeder Thätigkeit; ehe nicht ein Gott den Schwindel hinwegnimmt, der ihm die schwere Stirn umhüllt, den Sinn betäubt und auf dem schlüpfrigen, mit Mutterblut besprengten Pfade fort zu den Toten reißt, ehe

er nicht die Quelle trocknet, die aus der Mutter Wunden ihm entgegensprudelt und ihn ewig befleckt, vermag er nicht „zu leben und zu handeln“; die Zeit, wo er große Thaten plante, ist für ihn, dem die Götter keine frohe, sondern eine gräßliche That auferlegt haben, längst entschwunden.

III. Doch wäre es verfehlt, wollte man nach diesen Stimmungen Orests Charakter beurteilen und ihn etwa für einen finsteren, träumerischen, schlaffen Menschen ohne Thatkraft halten; blickt er doch, als er von seinen Wahnvorstellungen befreit ist, mit festem Auge der Gefahr entgegen, bereit und fähig zu handeln, zu kämpfen. Jener Lebensüberdruß, jene Mattigkeit und Thatenunlust, die durch des Freundes Lebenslust und frischen Thatendrang nur noch schärfer beleuchtet wird, ist eben nur die Folge der furchtbaren Lebensschicksale Orests; freilich nicht jeder Mensch wäre durch diese Schicksale so tief erschüttert und so verdüstert worden, zum Beispiel ein Pylades nicht; davon aber liegt der Grund im Temperament und Charakter, denn auch hier finden sich tiefgehende Gegensätze zwischen beiden Freunden.

III, 1. Orest ist, wie seiner Schwester Iphigenie, schon von Natur ein tiefer Ernst eigen, während Pylades von heiterer, fröhlicher Sinnesart ist. Wie leicht setzt sich sonst ein Kind über die schwersten Unglücksfälle hinweg, die seine Eltern getroffen haben; wie gern verscheucht es die Gedanken an ernste Pflichten, die ihm die Zukunft auferlegt! Nichts davon bei Orest; nicht nur in Gegenwart der weinenden Schwester Elektra, an der Mordstätte in Mycene empfindet er des Hauses Leid traurig mit, sondern auch in der Nähe des kindlich frohen Pylades, in dem freundlichen Hause des Strophios gedenkt er daran, und alsbald weicht die Fröhlichkeit des Kindes trüber Schwermut; die Pflicht aber, den Vater einst zu rächen, steht ihm fortwährend vor den Augen und stimmt ihn ernst. Seine Sorgen teilt der Freund, auch er begehrt immer lebhafter, den Mord des ihm verwandten Agamemnon zu rächen; aber er läßt sich dadurch nicht abhalten von den fröhlichen Spielen der Jugend. Wie ein leichter, bunter Schmetterling um eine dunkle Blume gaukelt, so umgaukelt er, „ein immer munterer Geselle“, den ernsten Sohn Agamemnons und sucht ihm die eigene Lust in die Seele zu spielen.

III, 2. Diese Gegensätze, die Neigung zu ernster Lebensauffassung und Leichtlebigkeit, Tiefgründigkeit und eine gewisse Oberflächlichkeit, treten uns auch in dem ausgebildeten Charakter entgegen.

III, 2, a. Pylades müht sich nicht mit schweren oder schwärmerischen Gedanken an die ferne Zukunft, nur das Nächstliegende faßt er mit klugem, praktischem Sinn ins Auge, seinem Vorbild Odysseus gleich; wie dieser beobachtet er mit scharfem Blick und erfaßt mit gesundem Urteil die augenblickliche Sachlage, um sofort alles auszunützen, was ihm und

seinen Lieben Vorteil bringen könnte; wie geschickt hat er sich alles zurecht gelegt, als sie in Tauris gefesselt und der Priesterin zum Opfer dargestellt sind! Nicht bloß, daß er die Wächter ausgeforscht hat, auch des Weibes gütige, versöhnliche Natur hat er alsbald in Rechnung gezogen und auf sie seinen Rettungsplan gebaut. Vorsichtig verbirgt er zunächst seinen und des Freundes Namen, weiß aber durch schmeichelnde Worte, durch Erregung des die Priesterin und die Fremden verbindenden Heimatgefühles und durch eine rührende Erzählung ihre Teilnahme und Wertschätzung zu gewinnen. Mit wie beredter Zunge weiß er die seinen Absichten günstigen Stimmungen zu erwecken, wie verlockend Iphigenien die Rückkehr in die Heimat und die Entsühnung des Hauses zu schildern, sodaß sie sich ihm wieder zuwendet! Wohl ist auch er thatenlustig, aber das Schwärmen für ideale Thaten ist jetzt nicht mehr seine Sache. Weiß er doch, daß das, was die Ahnherren vollbracht haben, auch nur Stückwerk war, mit schwerer Mühe erreicht, und daß nur der Dichtermund es mit der Zeit mehr und mehr vergrößert hat; es erscheint ihm thöricht unerreichbaren Schatten nachzujagen und „des Weges nicht zu achten, den wir treten.“ Ganz anders Orest. Als Knabe und Jüngling denkt er nicht nur an die auf ihn gelegte Verpflichtung, dereinst des Vaters Meuchelmord an den Schuldigen zu rächen, er schwärmt auch von einstigen Großthaten, begierig es „dem hohen Ahnherrn“ gleich zu thun; als er mit Pylades des Abends an dem Ufer der weiten See saß, da „drangen künft'ge Thaten wie die Sterne ringsum sie her unzählig aus der Nacht“; Heroen wie Herkules und Theseus, welche die Welt von Räubern und Ungeheuern säuberten, sind seine Vorbilder; einst das Unheil von den Seinigen abzuwenden, die Grenzen zu sichern, das Reich zu mehren, die Feinde zu töten oder in die Flucht zu jagen, das ist seine Lebenshoffnung. Und dementsprechend zeigt er sich auch im Verlaufe der Handlung: kein Gedanke etwa daran, durch schlau berechnetes Benehmen wie Pylades die fremde Priesterin gewinnen zu wollen, wohl aber die edle Idee, sich selbst zu opfern, damit der Freund und Iphigenie vom Fluche befreit werden und nach dem schönen Griechenland zurückkehren können; und als er dann vor Thoas steht, da fordert er in seiner idealen Gesinnung den Besten von den Edlen seines Volkes zum Zweikampf heraus, der nicht nur über die eigene und der Seinen Rettung entscheiden, sondern auch dauernden Segen für alle Zukunft stiften, das heilige Gastrecht im Scythenlande begründen soll.

III, 2, b. Tritt schon in diesen Zügen die ideale Grundlage seines Wesens deutlich hervor, so wird uns diese doch noch anschaulicher gemacht durch seinen tiefen Abscheu vor aller Unehrlichkeit, vor allem Unsittlichen oder sittlich Zweifelhaften, durch seine peinliche Gewissenhaftigkeit, be-

sonders da hier die entgegengesetzten Züge in des Freundes Charakter den Orests noch schärfer beleuchten. Während Pylades zum Helden, dem er die Wege zum Olymp hinauf sich nacharbeiten möchte, den Odysseus gewählt hat, den schlauen Ränkeschmied, in der Meinung, daß List und Klugheit nicht den Mann schände, „der sich kühnen Thaten weiht,“ ist Orest eine gerade und offene Natur und schätzt den, „der tapfer ist und grad“; er ist in diesem Haß gegen alle Falschheit und Lüge der Bruder Iphigeniens, der die Lüge so schwer fällt. Der Freund hat sie ohne Bedenken getäuscht durch eine Erzählung von seinem und des „Bruders“ Schicksal, die in gewandter Weise Wahrheit und Lüge verbindet; Orest vermag, als sie ihm mit so vertrauensvoller Offenheit entgegengetreten ist und er nun sehen muß, daß sie belogen ist, ihre reine Seele nicht länger zu hintergehen; er deckt mit rascher Entschlossenheit den Betrug auf, den Pylades „sinnreich und der List gewohnt zum Falle vor die Füße“ geknüpft hat, und giebt sich als den Muttermörder Orest, als den von den Furien verfolgten Unglücklichen zu erkennen, ohne Rücksicht darauf, daß er dadurch vielleicht sein Verderben herbeiführt. Wie dann Iphigenie dem König alles entdeckt hat, da hat er kein Wort, keinen Blick des Vorwurfs für sie, vielmehr tritt er selbst dem Thoas mit ähnlicher Offenheit entgegen wie die Schwester selbst; er versteht auch alsbald die edlen Beweggründe ihres Herzens und weiß die Wahrheit dieser hohen Seele, ihr reines kindliches Vertrauen voll zu würdigen. Von einem solchen Verständnis ist sein Freund weit entfernt. Für Heimlichkeit und Ränke geschaffen und darin geübt, hat er der Priesterin fein berechnete Worte in den Mund gelegt, welche die Scythen täuschen sollen, und langsam die heimliche Flucht und den Raub des Götterbildes vorbereitet. Erstaunt vernimmt er dann aus ihrem Munde, daß sie in die Aufschiebung der Weihe gewilligt hat, die doch seinen Plan durchkreuzt; er versteht es nicht, weshalb sie sich nicht „ins Priesterrecht weislich eingehüllt hat,“ es als Hülle nicht gebrauchen will, wo doch so Großes auf dem Spiele steht. Ihre schweren sittlichen Bedenken gegen die Lüge, die ihre bisherige Reinheit aufheben und sie auch zu einer That schnöder Undankbarkeit zwingen würde, weiß er nicht zu würdigen. Seine Meinung ist, das Leben lehre uns weniger mit uns und andern strenge sein; das menschliche Geschlecht sei so wunderbar gebildet, so vielfach verschlungen, daß keiner sich ganz rein und unbefleckt erhalten könne; der Mensch habe nicht den Beruf, sich selbst zu richten und könne dies auch in den seltensten Fällen; zu strenge Forderung erscheint ihm als „verborgner Stolz“; er begreift nicht, daß Iphigenie, wo es doch gilt „einem großen Übel zu entgehen“, „ein falsches Wort nicht einmal opfern“ will; die unerbittliche Notwendigkeit scheint ihm solche Mittel zu ent-

schuldigen; er selbst hat nicht die geringsten Bedenken sie anzuwenden. Das ist ein niedriger moralischer Standpunkt. Wie viel höher steht da Orest mit seinem zarten, fein ausgebildeten Gewissen! Nur aus seinem Widerwillen gegen alles Unheilige und Unreine erklärt sich ja seine fürchterliche Gewissensangst, wie sie oben geschildert ist. Ein Pylades konnte sich wohl damit begnügen, die Schuld an der Ermordung Klytämnestras auf die alte Sitte, auf die Notwendigkeit, auf die Gottheit zu schieben; erwecken doch seine Worte: „Allein, o Jüngling, danke du den Göttern, daß sie so früh durch dich so viel gethan!" geradezu den Glauben, daß er auch gegen diese That kein sittliches Bedenken hat; nicht so Orest mit seinem sittlichen Zartgefühl, welches ihn das Empörende, das trotz all jener und anderer Entschuldigungsgründe in der Ermordung der eigenen Mutter liegt, vor, während und nach der That aufs lebhafteste empfinden läßt; mochte ihm auch der doppelte Frevel an seinem geliebten und bewunderten Vater noch so schwer erscheinen, mochte ihm diese That an dem Ort, wo sie einst geschehen war, wo noch „eine alte leichte Spur des frechvergoßnen Blutes oft gewaschnen Boden mit blassen ahnungsvollen Streifen färbte," und durch die Schilderung, die Elektras „Feuerzunge" davon gab, noch so lebhaft vor die Seele treten, mochte ihn auch der Übermut der glücklichen Verräter, durch dieselbe Feuerzunge dargestellt, empören und ihm die Gefahren, „die nun der Geschwister von einer stiefgewordnen Mutter warteten", noch so drohend erscheinen: die That rechtfertigen konnte vor Orests Gewissen alles dies nicht; immer wieder steigt der Rachegeist der Mutter vor ihm auf, immer wieder fühlt er ihren Erbarmen erflehenden Blick auf sich gerichtet, kurz er ist sich seiner Schuld trotz aller nahe liegenden Entschuldigungen bewußt und wird durch sie aufs äußerste beschwert wie seine Schwester Iphigenie durch die ihr auferlegte Lüge.

III, 2, c. Ihr ist er auch darin ähnlich, daß er schließlich alle Menschen, auch die „Barbaren" mit seiner Liebe umfaßt, sich von dem beschränkt griechischen Standpunkt zu einer freieren Höhe vorurteilsloser Beurteilung erhebt. Hat er, ehe er durch seine Wiedergenesung die volle geistige Klarheit zurückerhielt, durch seine Selbstaufopferung „dem Ufer der Barbaren" Fluch bringen wollen, damit die Seinigen, die Griechen, in ihr schönes Land heimkehren können, so gilt ihm jetzt, wo er von seinem „Schwindel" erlöst ist, der Scythe für gleichberechtigt mit dem Sohne Griechenlands; nur von dieser Auffassung ausgehend, kann er Thoas auffordern, ihm den Besten aus den Edlen seines Heeres zum Zweikampf gegenüberzustellen; und dieser Kampf soll von ihm, dem Fremden, ausgefochten werden für alle Fremden; siegt er in ihm, so soll „kein Mann dies Ufer betreten, dem der schnelle Blick hilfreicher Liebe nicht be-

gegnet, und getröstet scheide jeglicher hinweg"; damit stimmt es überein, daß er auch den Scythenkönig nicht wie einen tiefer stehenden Menschen, sondern wie einen edlen Mann und Fürsten aus seinem eigenen Vaterlande behandelt, ihm mit Scheu und Verehrung, ja mit demütiger Bitte entgegentritt. Ein so freier, vorurteilsloser Blick fehlt dem sonst so klugen Pylades ganz, und von einer späteren Erhebung auf einen höheren Standpunkt ist nicht die Rede. Er meint, die Gottheit selbst möge an „diesem rauhen Ufer der Barbaren" nicht länger weilen, sie wünsche von einem Volke verehrt zu werden, „das edel denkt," er, der stolz darauf ist, daß er ein Grieche ist, versteht es nicht, weshalb Iphigenie Bedenken hat, „dem rauh unwürd'gen Volk" das Götterbild zu entwenden und den Barbarenkönig zu betrügen und zu berauben.

III, 2, d. Eine ähnliche Beschränktheit, ja eine gewisse Oberflächlichkeit macht sich auch in seinen religiösen Anschauungen bemerkbar. Zwar scheint es auf den ersten Blick, als ob Orest in seiner Verbitterung gegen die Gottheit tiefer stehe als Pylades mit seinem schönen Gottvertrauen. Sieht man indes näher zu, so gewahrt man, daß alles, was der kluge Freund in dem Gespräche mit dem schwermütigen Orest hervorhebt, nur darauf berechnet ist, den Freund zu trösten, also nicht auf der innersten Überzeugung des Herzens zu beruhen braucht; aber selbst wenn man dies annimmt, nirgends gehen doch seine Äußerungen über die Gottheit in die Tiefe; immer entsprechen sie durchaus seinem leichtlebigen Naturell, seiner optimistischen Lebensauffassung. Er meint, der Götter Worte seien nicht doppelsinnig, weil dadurch des Freundes trübe Auffassung von der nächsten Zukunft hinfällig wird, während sich Apollos Orakel in der That als doppelsinnig erweist; wenn er behauptet, die Götter rächten der Väter Missethat nicht an dem Sohn, so erscheint dies mehr als ein Ausfluß seiner Freundesliebe und seines Optimismus als einer hohen Vorstellung von der Gerechtigkeit der Gottheit; fügt er doch auch hinzu: „Es erbt der Eltern Segen, nicht ihr Fluch"; und gewiß streift es an Leichtfertigkeit, auch den Muttermord als eine That hinzustellen, für die der Freund den Göttern zu danken habe, da sie so früh so viel durch ihn gethan. So flicht überhaupt Pylades „mit seltner Kunst der Götter Rat und seine Wünsche klug in Eins zusammen." Ist es nicht ferner recht menschlich, um nicht zu sagen kindisch, gedacht, wenn man, wie Pylades, die Gottheit gebunden wähnt an ihr Kultusbild und mit dessen Versetzung in ein schöneres Land oder unter ein edleres Volk ihr eine Wohlthat zu erweisen glaubt? Auch von der Wahnvorstellung ist er befangen, daß die Notwendigkeit, des „ew'gen Schicksals unberatne Schwester", über die Götter selbst gebiete, daß diese also beschränkt seien in ihrer Macht und wohl auch wie die Menschen sich vom Schicksal

oder der Not befehlen lassen müßten, etwas Unsittliches zu thun; zweifelt er doch nicht daran, daß Undank, den die Not gebiete, vor den Göttern entschuldigt sei. Nun ist zwar auch Orest anfangs von der nach des Dichters Ansicht richtigen Auffassung des göttlichen Wesens und Wirkens weit entfernt, aber nie wird er leichtfertig und oberflächlich; er traut der Gottheit wohl Haß gegen einen einzelnen Menschen oder ein ganzes Haus zu und ihren Worten bösen Doppelsinn, er findet einen furchtbaren Widerspruch zwischen dem, was sie dem Menschen auferlegt, und dem, was sie ihm dafür als Lohn zu teil werden läßt, er glaubt sogar, daß die Götter den Sterblichen, eine Schandthat schändlich rächend, verderben: nie aber benutzt er diesen Glauben, um sich selbst mit leichtem Sinne von Schuld freizusprechen. Er durchschaut trotz seiner Geistesumnachtung die Willkür, mit der sein Freund sich der Götter Ratschluß zurecht legt; vor allem aber, sobald er geheilt ist, da sind auch jene niedrigen, trüben Vorstellungen hinweggefegt: er hat es in seinem tiefsten Herzen erfahren, daß die Gottheit, mag sie auch oft furchtbar auftreten und durch ihre Gewalt den Menschen erschüttern, doch herzliche Liebe zu ihm hegt; er hat auch ihre Weisheit, die über der kurzsichtigen Menschheit waltet, klar erkannt und erhebt sich deshalb sogleich in innigem Dankgebet, in einem begeisterten Preis ihres segenvollen Wirkens zu ihr; er ist es, der nachher, als sich das Kriegsglück auf die Seite der Scythen gewendet und Thoas seinem Volke Stillstand geboten hat, zu stillem Harren, zu vertrauensvoller Ergebung in den Willen der Gottheit mahnt, er endlich auch, der die irrtümliche Deutung des Orakels zuerst erfaßt und damit auch den Heilsweg, den die weise Gottheit ihn und die Seinen hat einschlagen lassen.

C. So sind denn in der That Orest und Pylades durchweg in einen gewissen Gegensatz zu einander gestellt; doch wäre es gewiß verkehrt, wollte man annehmen, Goethe habe die beiden Gestalten so geschildert, weil er den Satz habe veranschaulichen wollen, daß eine innige Freundschaft zwischen entgegengesetzten Charakteren am leichtesten möglich sei; vielmehr leiteten ihn dabei künstlerische Gesichtspunkte. Zunächst mußte der halb wahnsinnige Orest einen gesunden Begleiter auf seiner Fahrt erhalten und es mußte dies ein entschlossener, praktischer Freund sein, da Orest, so lange er von den Furien, den Gewissensqualen, verfolgt war, keines Handelns fähig war; es galt endlich den Charakter des ideal gehaltenen männlichen Haupthelden zu heben durch einen weniger ideal denkenden Nebenspieler, und dies war um so mehr nötig, als eine deutlichere Hervorhebung der einzelnen Züge bei einer Handlung, die wesentlich im Innern der handelnden Personen fortschreitet, kaum entbehrlich war.

Höchst fruchtbar ist mir ferner immer die Vergleichung unserer Kultur und Kunst, besonders unserer Poesie mit der hellenischen erschienen. Lassen wir einen solchen Vergleich nur bei wahrhaft klassischen Werken unserer Litteratur eintreten, so wird er keineswegs dazu führen, daß wir die Schüler das Unsrige gegenüber dem Griechischen, das Eigene dem Fremden gegenüber verachten lehren. Eine Nebeneinanderstellung des Nibelungenliedes oder der Gudrun mit den homerischen Gedichten wird unzweifelhaft im allgemeinen einen Vorrang in der Form für die antike Dichtung ergeben, nimmermehr aber in dem geistigen und sittlichen Gehalt; im Gegenteil werden die Schüler, richtig angeleitet, die größere Tiefe des deutschen Volksgemütes und die außerordentliche Zartheit der Empfindung und des Gewissens allmählich erkennen und so gerade den Wert des eigenen Besitzes gegenüber der fremden Art schätzen lernen. Ein ähnliches Ergebnis wird man bei einer Vergleichung etwa der Goetheschen Lyrik mit den herrlichen Resten der altgriechischen erzielen, und nicht anders ist es bei einer Vergleichung der Goetheschen Iphigenie mit der des Euripides. Diese ist bisher schon auf der obersten Stufe des Gymnasiums mit Recht beliebt gewesen und ebenso die des deutschen Dramas mit des Sophokles Philoktet; es finden sich auch in den verschiedenen Dispositionssammlungen manche Aufsätze, die Vergleiche einzelner Charakter aus ihnen, wie der Euripideischen und der Goetheschen Iphigenie oder dieser mit dem Neoptolemos oder des Pylades und Odysseus zum Gegenstande haben; auch ich habe gelegentlich solche Themen bearbeiten lassen und meist gefunden, daß die Schüler mit Lust und Eifer an die Arbeit gegangen waren. Wenn man sich aber dazu verstiegen hat, von Primanern in einem Aufsatze eine Vergleichung der beiden Stücke zu verlangen, wenn auch nur der wesentlichsten Punkte, so ist das doch wohl eine Aufgabe, die über das Können eines heutigen Oberprimaners weit hinausgeht; ist es doch den Verfassern der zahlreichen dies Thema behandelnden Programmarbeiten keineswegs immer gelungen, eine klare Anschauung der wesentlichen Unterschiede zu geben. Damit ist nicht gesagt, daß man bei der Besprechung von Goethes Stück in der Klasse nicht das des Euripides heranziehen dürfte; im Gegenteil wird dies für die bessere, tiefere Erfassung des deutschen Dramas sehr förderlich sein. Ich gebe schon im Anfang seiner Besprechung der Klasse auf, das griechische Stück wenigstens in einer Übersetzung durchzulesen und überzeuge mich davon, daß dies geschehen ist, durch einzelne gelegentlich eingestreute Fragen; an wichtigen Stellen der deutschen Dichtung werden Parallelen aus der griechischen herangezogen, endlich werden, wenn die Erklärung des deutschen Stückes zu Ende geführt ist, zur Vertiefung des Verständnisses, nachdem von einem Schüler oder von

einigen die Fabel der Ἰφιγένεια ἐν Ταύροις erzählt ist, von mir in lebendiger Wechselwirkung mit der Klasse die Hauptunterschiede erörtert, eine höchst anregende und fruchtbare Stunde. Aber auch zu Aufsätzen wird das antike Stück bisweilen benutzt; ein Beispiel möge noch zeigen, in welcher Weise. Während die Unterprimaner — beide Klassen sind hier vereinigt — das Thema zu bearbeiten hatten: „Welche Bedeutung hat die erste Szene des ersten Aktes in Goethes Iphigenie auf Tauris für das Stück?", erhielt die Oberprima die Aufgabe: „Der erste Monolog der Euripideischen und der Goetheschen Iphigenie auf Tauris, ein Vergleich." Da der zweite Aufsatz den ersten gewissermaßen voraussetzt, so teile ich hier die Dispositionen von beiden mit.

VIII. Aufsatz.

Welche Bedeutung hat die erste Szene des ersten Aktes in Goethes „Iphigenie auf Tauris" für das Stück?

A. Die Bedeutung der ersten Szene eines Dramas im allgemeinen und bei Goethe im besonderen; das Eigentümliche unseres Dramas ist, daß sie die Form eines Selbstgespräches hat, was doch undramatisch scheint.

B. Dennoch erfüllt dieser erste Monolog vollkommen, was man von der Eingangsszene eines Dramas verlangt, ja leistet mehr als dies; seine Bedeutung liegt

I. darin, daß die **wichtigsten thatsächlichen Voraussetzungen** des Stückes mitgeteilt werden, indem wir Andeutungen erhalten

1. über Ort und Zeitpunkt der Handlung,
2. über die Vorgeschichte und zwar
   a) über Iphigeniens Abkunft,
   b) ihre Opferung und Rettung,
3. über ihre Stellung in Taurien
   a) zu Thoas, b) zu Diana;

II. darin, daß er uns einen **Blick in das Innere der Hauptheldin** thun läßt, und zwar

1. in ihre augenblickliche Stimmung:
   a) auf der einen Seite α) Gefühl des Fremdseins in Scythien, β) Heimweh, γ) schwermütiger Gram, δ) Widerwille gegen den ihr auferlegten Dienst.
   b) auf der andern Seite: Hoffnung auf Errettung aus der Verbannung durch die Gottheit.
2. in wesentliche Grundzüge ihres Charakters,
   a) in ihr tiefes Gemüt, das besonders hervortritt:

α) in ihrer Religiosität (Dankbarkeit, fromme Scheu, kindliches Gottvertrauen und Gottergebenheit),

β) in ihrem Familiensinn, besonders ihrer Kindesliebe,

γ) in ihrer Anhänglichkeit an die Heimat;

b) in ihr feines sittliches Gefühl:

α) klares Gerechtigkeitsgefühl (in dem Urteile über Thoas) und

β) Wahrhaftigkeit gegen sich selbst und gegen die Gottheit;

c) in ihren königlichen Heldensinn:

α) stolzes Selbstbewußtsein,

β) Verständnis für männliches Heldentum, aber auch

d) in eine gewisse Leidenschaftlichkeit als Erbteil des Tantelidenhauses[1]) und

e) in ihre bei aller sonstigen Geistesklarheit wahrnehmbare allgemeine menschliche Kurzsichtigkeit.[2])

3. auch indem ein Konflikt im Innern Iphigeniens angedeutet wird, der für die Handlung wesentlich ist.[3])

III. darin, daß der erste Monolog zugleich den charakterisierenden Accord darstellt, da er

1. den durch das ganze Drama gehenden Zug der Innerlichkeit

a) durch seine Form (Selbstgespräch!),

b) durch seinen Inhalt andeutet,

2. den sittlich-religiösen Grundton des ganzen Dramas anschlägt,

3. endlich das Tempo der Handlung (ruhiges, maßvolles Fortschreiten mit verhaltener Bewegung) kennzeichnet.

C. So wird die erste Szene mit meisterhafter Kunst zu einem Spiegelbilde des ganzen Dramas gestaltet.

IX. Aufsatz.

Der erste Monolog der Euripideischen und der Goetheschen Iphigenie auf Tauris, ein Vergleich.

A. Ähnlichkeit der beiden Dramen in der ganzen Grundlage der Handlung, im Ziel derselben, in einzelnen Zügen und Versen; ja Goethe scheint Euripides auch in der Anlage gefolgt zu sein, wenn wir auf den Anfang blicken: Beginn beider Dramen mit einem Monologe.

1) Vergl. Aufsatz VI.

2) Besonders deutlich in der Einkleidung des Gebetes V. 45 ff.

3) Vergl. Frick a. a. O. S. 359 f.

B. Ein Vergleich beider Monologe indes wird bei großer Ähnlichkeit im einzelnen und in den mehr äußerlichen Zügen eine bedeutende Verschiedenheit in wesentlichen Dingen ergeben.

I. Die Mitteilungen über die äußeren Verhältnisse betreffend.

1. der Ort der Handlung ist

a) wohl der gleiche, wird aber bei Euripides nur genannt, von Goethe aber geschildert und über ihn eine charakteristische Stimmung gebreitet.

b) beide Dichter α) verknüpfen den Schauplatz der gegenwärtigen Handlung (Tauris) mit dem der Vorfabel (Aulis, Vaterhaus), β) doch Goethe nur andeutend und doch in die Tiefe gehend, Euripides zum Teil ausmalend und doch äußerlicher.

2. Die Motive des Auftretens auf der Bühne sind ähnlich.

3. Vom Schicksal der Heldin berichten beide a) zunächst übereinstimmend α) von der Abkunft, β) der Opferung, γ) der äußeren Stellung Iphigeniens in Taurien, doch b) auch wieder abweichend:

α) in thatsächlichen Momenten: $\alpha\alpha$) Umgebung Iphigeniens mit griechischen Frauen bei Euripides, bei Goethe mit taurischen Dienerinnen, $\beta\beta$) Thoas' Stellung zu Iphigenie betreffend.

β) in der Form: Euripides meist breit episch erzählend, durchaus undramatisch, Goethe durchaus dramatisch: nur gelegentlich das Thatsächliche andeutend und diese Andeutungen aufs engste mit der Darlegung von Iphigeniens Innenleben verknüpfend.

II. **Die Persönlichkeit der Heldin** betreffend.

1. Die Stimmung:

a) gemeinsam ist beiden das Gefühl des Fremdseins und der Sehnsucht nach der Heimat, doch legt Goethe diese Gefühle mit größerer Tiefe dar,

b) gemeinsam ist beiden der Widerwille Iphigeniens gegen den Dienst Dianas in der Fremde, doch wendet sich diese ihre Stimmung bei Goethe nicht wie bei Euripides gegen die Göttin selbst,

c) eine Folge dieser Stimmung ist α) das Fortleben der Hoffnung auf Errettung bei Goethe, β) die Hoffnungslosigkeit bei Euripides,

2. Der Charakter Iphigeniens;
   a) gemeinsame Züge:
      α) das königliche Selbstbewußtsein als Tochter Agamemnons und das Verständnis für das Heldentum des Mannes; doch ist letzteres nur von Goethe mit vollem Bewußtsein hervorgehoben und der engen Gebundenheit des Weibes gegenüber gestellt,
      β) die innige Liebe zu den Ihrigen, doch bei Goethe wieder vertieft,
      γ) der Zug der Leidenschaftlichkeit und die menschliche Kurzsichtigkeit;
   b) Unterschiede:
      α) der Euripideischen Iphigenie fehlt das Gerechtigkeitsgefühl und die Wahrheitsliebe der Goetheschen,
      β) ebenso deren tiefe Religiosität, die sich zeigt
         αα) in der stillen Ergebung in den Willen der Gottheit gegenüber der innerlichen Auflehnung und doch äußerlichen Fügsamkeit der Euripideischen Gestalt,
         ββ) in dem vollen Vertrauen auf die göttliche Macht, Güte und Weisheit gegenüber den Zweifeln der griechischen Iphigenie.
3. Goethe wie Euripides läßt einen Konflikt ahnen, doch Euripides nur einen äußerlichen, Goethe einen seelischen.

III. **Der Monolog als charakterisierender Accord.**
1. Bei Euripides ist diese Aufgabe fast ganz vernachlässigt, man müßte denn aus der Äußerlichkeit des Prologs auf eine gewisse Oberflächlichkeit des Ganzen schließen wollen;
2. bei Goethe ist gerade diese Aufgabe aufs feinste gelöst: (weitere Gliederung wie im Aufsatze VIII, B. III).

C. Das Ergebnis ist günstig für Goethe und ist im allgemeinen auch giltig für das ganze Drama: Armut bei Euripides, Reichtum bei Goethe, Äußerlichkeit bei Euripides, Innerlichkeit bei Goethe; doch ist hinzuweisen
1. auf die Lässigkeit, mit der Euripides seine Prologe bearbeitet hat,
2. auf seine Gebundenheit an gewisse geschichtlichen und lokalen Verhältnisse.

Jütting und Weber in neuer Bearbeitung.[1])

Von **Georg Heydner** in Nürnberg.

Zu den besten Lesebüchern, die aus der durch die Falkschen Bestimmungen ermöglichten, freieren Bewegung der Pädagogik hervorgegangen waren, gehörten die von Jütting und Weber. Der allgemeine Jubel, mit dem sie begrüßt wurden, war denn auch wohl berechtigt. Die reiche und größtenteils geschmackvolle Auswahl aus dem Besten unserer Litteratur, die Einführung neuer, wertvoller Stücke, der eigenartige, vielfach wohlbegründete Plan in der Anordnung der Stoffe, der nationale Grundzug der Bücher mußten auch dem Anhänger des Regulativ-Lesebuches Achtung abnötigen. Freilich stellten sich im Laufe der Jahre Mängel der Bücher heraus, die eine Umarbeitung dringend wünschenswert machten. Die geringfügigen Änderungen, die die Verfasser im Jahre 1880 selbst an ihren Büchern vornahmen, waren nicht geeignet, den Ruf nach Umarbeitung zum Schweigen zu bringen, trotzdem die Verfasser glaubten, damit „die letzten Wünsche“ befriedigt zu haben, und der Freund dieser Bücher mußte es mit Bedauern kommen sehen, daß die Bücher (deren Verfasser inzwischen gestorben waren) dem Lose alles Irdischen, das sich nicht entwickeln will, verfallen, daß sie veralten würden. Pietät gegen die Verfasser eines guten Buches ist etwas Löbliches; aber höher steht die Rücksicht auf die Jugend, auf den Erziehungszweck.

Es war deshalb klug von der Verlagsbuchhandlung, den kritischen Stimmen Gehör zu schenken und eine Neubearbeitung ihrer Lesebücher zu veranlassen. Klug war der Verleger auch darin, daß er für seine Lesebücher geeignete Bearbeiter zu gewinnen wußte. Der eine der Bearbeiter hatte als Mitherausgeber eines Lesebuches, des Neuen Berliner Lesebuches, eine reiche Erfahrung und wahrscheinlich auch die Kenntnis der einschlägigen Litteratur für sich, und von dem andern, der sich als feinsinniger Kinderpsycholog längst eines wohlverdienten Rufes erfreut, konnte man zum voraus erwarten, daß er einen besonders fühlbaren Mißstand der Lesebücher, die oft nicht zu rechtfertigende Verteilung der Stoffe auf die einzelnen Altersstufen, abstellen werde.

Die Aufgabe, die den Bearbeitern oblag, war ihnen vor allem durch die Mängel der Bücher vorgezeichnet. Als solche hatten sich besonders bemerkbar gemacht: die unglückliche, wiewohl zeitgeschichtlich

1) Durch Dr. K. Lange in Plauen und H. Schillmann in Berlin. Lesebücher für das 2., das 3. und das 4. Schuljahr: Wohnort I (W I), Wohnort II (W II) und Heimat (H). Leipzig, Julius Klinkhardt.

begründete, Verquickung des Lesebuches mit einem Lehrbuch, die den Büchern so manches nüchtern-belehrende Stück als wertlosen Ballast aufhalste und die schon erwähnte unpsychologische Verteilung vieler Stoffe auf die verschiedenen Altersstufen. Auch befanden sich nicht wenige Erzählungen und Gedichte in den Büchern, die nichts weniger als wertvoll waren, wie anderseits manches Stück vermißt wurde, das man heutzutage in einem guten Lesebuche zu suchen berechtigt ist. Weiter war die Behandlung vieler Texte nicht einwandfrei, Titel waren ungeschickt oder unnötig geändert, und nicht jedes Stück war seinem rechtmäßigen Verfasser zugeschrieben. Auch das konnte man hören, daß bei der gar zu systematisierenden Anordnung allenthalben die Nähte platzten.

Diesen Ausstellungen entsprechend, wird sich unsre Besprechung um folgende Fragen drehen:

1. Welche Stücke haben den Beifall der Bearbeiter nicht mehr gefunden?
2. Welche Stücke sind besser verteilt?
3. Wo wurden Änderungen am alten Texte, d. i. an der alten Ausgabe, vorgenommen?
4. Welche Stoffe wurden neu eingeführt?

Im Anschluß an jeden einzelnen dieser Punkte werde ich bescheiden meine Wünsche aussprechen. — Wer diese Art der Würdigung etwas sonderbar, etwas zu scherenmäßig finden sollte, dem gebe ich zu bedenken, daß der Kritiker einer Neubearbeitung gegenüber in anderer Lage ist als einem ganz neuen Buche gegenüber; er ist in einer ähnlichen wie der Neubearbeiter eines Buches diesem gegenüber. Beide, der Kritiker und der Neubearbeiter, können das ursprünglich Gegebene nicht einfach auf die Seite setzen, beide haben — „Rechnung zu tragen", um eine moderne Kaufmannsphrase zu gebrauchen.

1. Die ausgeschiedenen Stücke bringe ich unter drei Rubriken: nüchtern-belehrende, an sich geringwertige oder doch zweifelhafte und verfrühte.

Der Standpunkt, den die Bearbeiter gegen die erste Art eingenommen haben, geht bezeichnenderweise schon aus der Titeländerung hervor. Sie wollen mit dem Buch nicht mehr ein Lehr- und Lesebuch, sondern einfach ein Lesebuch bieten.[1]) Diesem Standpunkt entsprechend mußten natürlich alle Stücke fallen, die die Belehrungsabsicht gar zu

1) Etwas ist am Titel doch zu beanstanden. Die Angabe der Auflage findet sich (in der Ausgabe für achtklassige Schulen) nicht nach dem Schuljahr, wohin sie gehört, sondern nach dem Haupttitel. Die Ausgaben B und C bringen das richtig.

offen zur Schau trugen, die nüchtern-referierend verfuhren, die zu fleisch- und farblos waren. So z. B.: das Lesebuch erzählt seine Geschichte; Tafel, Stift und Schwamm; die Heimat; die Reflexionen über die Natur von Vater Wiedemann, welches Stück den darin aufgestapelten Fürwörtern und Ein Sommertag, von demselben Verfasser, das den vielen Mittelwörtern seine Aufnahme verdankte; des Hauses Bau; was das Mädchen an sich und bei sich hat u. a. m. Die dürren heimatkundigen Anhänge der alten Ausgabe, die im Lehrbuch für den Anschauungsunterricht und für die Heimatkunde von Jütting und Weber ganz am Platze sein mögen, sind mit Recht gefallen. Dafür bietet die neue Ausgabe für Sachsen (das gleich hier zu sagen möge gestattet sein) einen Anhang: „Bilder aus Sachsen". Sonst kein Freund derartiger Beigaben, kann ich den Bearbeitern doch nicht das Zeugnis versagen, daß sie das Mögliche geleistet haben — soweit dies ein mit der Landeslitteratur nicht Vertrauter überhaupt zu beurteilen vermag. — Von Hermann Wagner, der nicht so bedingungslos gepriesen werden darf, wie ich es im Jahre 1891 noch gethan habe, haben sie nur das Beste behalten und manches Gute neu aufgenommen. Überall scheinen sie nach dem Grundsatze verfahren zu sein, daß eine Beschreibung nur in der Form einer Handlung, einer „Geschichte" zulässig ist. Musterhaft sind in dieser Beziehung die Hummelkönigin (H 66), das Eichhörnchen (H 79), der Specht (H 81) und der Löwenzahn (W II 27). Auffallen muß darum Wagners Brief über eine Reise mit der Eisenbahn (H 111). Die Beschreibung der Lokomotive ist nicht nach dem ewig giltigen Muster Homers organisch in die Erzählung verflochten, sondern die Lokomotive ist abgesondert beschrieben. Die Briefform macht die Sache nicht besser. Überhaupt diese unwahren Briefe, die niemand schreibt (was die Kinder wohl fühlen) und die nur verraten, daß der Verfasser der Sache allein keine rechte Zugkraft zutraut. Hübsch wäre der Brief Wagners, in dem das Leben eines Geißbuben beschrieben wird. Zu der Beschreibung der Lokomotive im 4. Schuljahre bemerke ich noch folgendes: Wird diese zu einer Zeit geboten, wo die nötigen physikalischen Kenntnisse jedenfalls nicht geboten werden können, dann muß dies einen oberflächlichen Eindruck und die Lähmung des Interesses für später zur Folge haben, und wenn einmal lehrplangemäß die Dampfmaschine zur Behandlung zu kommen hat, dann mag der Lehrer sehen, wie er dem Halbwissen begegne. Doch solche Dinge brauche ich den Bearbeitern gar nicht zu sagen. — Unter das Messer müssen sie auch nehmen „Alle Menschen müssen arbeiten" (W I 236) — ein wahrer Tummelplatz für grammatische Kunststückchen und recht wohl geeignet zur Pflege der Langeweile, aber nicht zur Pflege nationaler Bildung. Tous les genres

sont permis, hormis le genre ennuyant. Wegen einiger kleiner Beschreibungen (Morgen, Abend, Mond, Sonne, Wiese; aber Dorf und Stadt!) will ich mit den Bearbeitern nicht rechten, und daß sie „besondere Übungen für Lesen und Schreiben" (WI) beizugeben für nötig hielten, auch dieses kleine Zöpfchen sei ihnen verziehen.

Wir dürfen eben nicht vergessen, daß die Herausgeber von Volksschullesebüchern von Haus aus einen schwereren Stand haben als die Herausgeber von Lesebüchern für höhere Lehranstalten. Alle möglichen Vorurteile, Wünschchen und Meinungen auf der einen, unzugängliche Machtgebote auf der andern Seite hindern sie an der freien Bewegung.

Von an sich geringwertigen oder ganz unbrauchbaren Stücken „in dichterischer Form" wurden beseitigt: sehr viele Fabeln von Hey, wie die von dem Ochsen mit dem gelehrten Gesicht; Stücke von Enslin, Wiedemann und besonders von Ch. Schmid. Von diesem: die Singvögel, das unsern städtischen Kindern die Bekanntschaft mit einer ihnen sonst unbekannten Roheit vermittelt; die zur Altklugheit erziehenden Kornähren; der Jahrmarkt; die sieben Stäbe. Nicht mehr freut sich das Auge des Wanderers über die Bettler, die im Sommer nicht frieren (Jean Paul, das Leben im Sommer), und die eheliche Verbindung vom Peter mit der Silie (bewerkstelligt von der Thekla von Gumpert) findet nicht mehr statt. Ein blutiger Stich in mein Herz! Der salbungsvolle Krummacher ist nur mehr mit einer Erzählung vertreten, dem Rotkehlchen, das man sich noch am ersten gefallen lassen kann, dessen Stoff aber durch Heys „An das Fenster klopft es" (WI 184) genügend vertreten sein dürfte. In der alten Ausgabe fanden sich: Blumen als Sinnbilder, Sechzig Ernten, Angebinde u. a. In Krummacher „zu schwelgen", überläßt man billigerweise dem Herausgeber einer „Musterprosa". — Ein Beweis für den gesunden Sinn der Bearbeiter ist es, daß sie das schwächliche Lied eines Armen von Uhland[1]) nicht mehr gebracht haben.

Von Stücken, die in dieses Kapitel fielen, nenne ich noch: Curtman, Hahn, Hund und Fuchs (WI 52), wozu Th. Kirchbergs Urteil in der Frankfurter Schulzeitung (1890 Nr. 4) zu vergleichen ist. Von Ch. Schmid ist noch zu entfernen WI 37 mit seiner jämmerlichen Philosophie und die köstlichen Gewürze (WI 125) von ihm, die für Kinder lange nicht so köstlich sind, wie der wackere Domherr glaubte. Wie sagt doch Herbart? „Schon die Absicht, zu bilden, verdirbt die Kinderschrift." In Anbetracht ihrer löblichen Grundsätze werden die Bearbeiter mit sich reden lassen, wenn ich ihnen empfehle, es mit den Schöpfungen der Tante Amanda (WI 64) und der Elise Polko (WII 75) zu machen,

1) Vergl. Franz Kern, Zur Methodik des deutschen Unterrichts. 1886.

wie sie es mit dem lieblichen Märchen der Tante Thekla gemacht haben. „Legts zu dem übrigen!“ Solche Märchen, wie sich eins im 2. Schuljahre unter Nr. 88 findet („die Schwalben rächen sich“) beruhen auf falschen Voraussetzungen, wie auch die bekannte Fabel von der Grille und Ameise. Die Grille braucht nicht für den Winter zu sammeln, einfach, weil sie im Winter keinen Bedarf hat. Und so dumm ist kein Spatz, daß er wartete, bis er eingemauert ist. Seine Klugheit ist immer noch größer, als seine Hartnäckigkeit, die doch wahrlich nicht gering ist. — Das Wölkchen (W I 99) ist zum mindesten sehr schwach.

Berechtigte Zweifel glaube ich gegen folgende Stücke haben zu dürfen. Das Waldlied von Hoffmann von Fallersleben (W II 117) setzt prächtig ein; aber gleich der 3. und 4. Vers sind für ein Kinderlied viel zu abstrakt, zu gouvernantenhaft: „Der Wald, der kann uns geben viel Lust und Fröhlichkeit.“ Und „Hirsch und Rehe springen so lustig wie zum Tanz,“ das ist keine der Wirklichkeit abgesehene, darum auch keine dichterische Anschauung und verdankt nur der Reimnot sein Dasein. Von Hoffmann von Fallersleben besitzen wir, enthalten auch die angezeigten Lesebücher soviele Perlen, daß man auf dieses Gedicht leichten Herzens verzichten mag. Von Schillers Schützenlied (W II 152) ist nur die erste Strophe gut. Die zweite, mag man über sie denken, wie man mag, verbietet sich schon durch die umständliche Erläuterung, die sie erfordert. Die Lyrik verträgt solchen Ballast nicht. Die dritte Strophe ist wieder zu hart für Kinder im 2. Schuljahr. Der Einwurf, man solle doch nicht so ängstlich sein, das Verständnis komme schon noch, scheint mir hier nicht am Platze zu sein. Wenigstens darf er nicht zu einem bei der Auswahl giltigen Grundsatze werden; denn sonst fehlt uns jede psychologische Richtschnur bei der Auswahl. Und dann: Auch bei peinlicher Befolgung des Grundsatzes, nichts zu bringen, wofür der apperzipierende Hintergrund fehlt, werden noch genug Samenkörner in die Seele des Kindes fallen, die erst später keimen werden. Das kann nur leugnen, wer nicht sieht, daß sich die Mannigfaltigkeit der Einwirkungen gar nicht übersehen läßt. Zu den „aufklärungswütigen Pedanten“[1]) lassen wir uns also wegen dieser Ablehnung nicht zählen; wir halten uns einfach an die auch von Krumbach angenommene Wahrheit: Was nicht apperzipiert wird, bildet auch nicht. In diesem Sinne stimme ich auch für die Ablehnung von Goethes wandelnder Glocke (W II 166). Die Idee ist absurd, der Spaß hölzern und die Tendenz — nicht nach meinem Geschmack. Und dann die vielen geschraubten, greifen-

---

1) Krumbach, Geschichte und Kritik der deutschen Schullesebücher. II. Tl. S. 40, Leipzig, 1896.

haften Ausdrücke: hin bequemen, ein Wie, und so ist dirs befohlen, hingewöhnt, seinen Husch, mit gewandter Schnelle, gedenkt es an den Schaden, in Person sich laden! Man verzeihe, daß sich auch einmal ein Kleiner an so Große wagt; aber schon die Alten wußten, daß auch Homer einmal schläft. — Bechsteins Hase und Fuchs (W II 156) ist, was den echten Märchenton betrifft, eines der wenigen guten Märchen in Bechsteins Fassung; aber ist beim Hasen eine solche Schlauheit und beim Fuchse, für den gerade die größte Geriebenheit charakteristisch ist, eine solche Tölpelhaftigkeit wahrscheinlich? Und wo in aller Welt, die Märchenwelt mit eingeschlossen, gehen Fuchs und Hase miteinander spazieren? In der echten Tiersage (siehe auch den 11. Gesang in Goethes Reineke Fuchs) ist es der Wolf, den seine nimmersatte Gefräßigkeit verleitet, dem Fuchs Gehör zu schenken und seinen Schwanz ins eben gefrierende Wasser zu hängen. Diese Überlegung, auf die ich durch einen geschätzten Schulmann geführt wurde, würde mich jetzt bestimmen, das genannte Stück nicht mehr in unsere Lesebücher aufzunehmen. Oder sollte man das Stück ändern und für den Hasen den Wolf einsetzen? Den Vorschlag, sich tot zu stellen, mußte dann der Fuchs nicht bloß machen, sondern auch selbst ausführen.

Etwas länger muß ich bei einem Schriftsteller verweilen, der, trotzdem er Ausländer ist, das Bürgerrecht in unsern Lesebüchern genießt, der es aber nach meiner Einsicht nicht wert ist, in eine Sammlung des Besten aufgenommen zu werden: dem Dänen Andersen. Ein Vergleich mit Grimm fällt sehr zu seinen Ungunsten aus. Wie erquickend ist die Lektüre der Grimmschen Märchen! Wie herzlich, unschuldig, schelmisch und fein sind sie — ein wahres Kinderparadies! Und Andersen? Nicht naiv, sondern reflektiert[1]); nicht gewachsen, sondern gesucht, gemacht; nicht schlicht, sondern gespreizt. In Grimms Märchen ist Waldesduft, sie sind gesund bis ins Mark, selbst in ihrer Derbheit. Andersen riecht nach Moschus, nach dem Salon. Bei Grimm kann man sehen, wie eine reiche, naive Phantasie schafft; bei Andersen, wie sich ein raffinierter Verstand abquält, zu dichten. Man merkt es jeder Zeile an, wie sich der Verfasser bemüht, sich zur „lieben Jugend“ herabzulassen. Im Jütting-Weber befinden sich nur noch 4 „Märchen“: Gänseblümchen, Buchweizen, Der große Hund, Des kranken Kindes Freude, sämtlich in W II. Aber auch diese wird man nach näherer Prüfung ablehnen müssen. Wie Andersen zu beseelen versteht, möge man folgender Stelle aus dem Gänseblümchen (W II 24) entnehmen:

1) Vergl. Westermanns Monatshefte. Januar 1890, S. 545 (Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Emil Kuh).

„Alle Kinder waren in der Schule; während sie auf ihren Bänken saßen und etwas lernten, saß sie auf ihrem kleinen Stengel und lernte auch (!) von der warmen Sonne und allem rings umher, wie gut Gott ist (!), und es schien ihr recht (!), daß die kleine (!) Lerche alles, was sie in der Stille fühlte (!), so deutlich (!) und schön sang. Und die Gänseblume nickte mit einer Art Ehrfurcht (Art ist gut) zu dem glücklichen Vogel, der singen und fliegen konnte, empor, war aber gar nicht (!) betrübt, daß sie es selbst nicht konnte." Das ist nicht Beseelung, wie wir sie im echten Märchen, in jeder echten Dichtung finden[1]), das ist nicht Poesie, das ist Blaustrumpfgesäusel und ganz geeignet, „aus natürlichen Kindern empfindsame Narren" (Kühner) zu züchten. Aus dem „großen Hund" (WII149): „Oben in der Dachkammer spielten drei Kinder im Mondenschein" — der Mondenschein darf natürlich nicht fehlen, das thut die gemachte Romantik nicht anders, und durch die Verlegung der Geschichte in die Dachkammer bekommt das Ding etwas „unendlich Rührendes." „Der kleinste Junge spielte mit seinem goldlockigen Köpfchen Verstecken in dem dichten, schwarzen Pelze" — wer nicht weiß, wie sich ein Schöngeist von einem Dichter unterscheidet, kann es hier lernen. „Es war allerliebst anzusehen" — wo die Dichterkraft fehlt oder nicht ausreicht, sollen Interjektionen nachhelfen, wie bei gewissen Talmidichtern, die soviel mit O! und Ach! operieren. „Du hättest sie sehen sollen, ihren lautlosen Schreck, das kreideweiße Gesicht, den halbgeöffneten Mund, die starren Augen!" — wahrlich, das könnte einem Schauerroman Ehre machen. Über den Buchweizen und über des kranken Kindes Freude denke ich wie Krumbach.[2])

Zu den zweifelhaften Stücken rechne ich Gleims Eiche und Kürbis (WI122), wo ad oculos demonstriert werden soll, wie weise Gott die Welt eingerichtet hat. Ich nenne eine solche Demonstration eine plumpe Demonstration. WI198 bitte ich einmal versuchsweise

---

1) Wie schön heißt's bei Rückert:

„Das Brünnlein sprach: Ich kann eben
Die Blättlein dir nicht geben;
Ich habe sie alle getrunken,
Sie sind in mich versunken."

Und:

„Die Sonne sprach: Nun eben
Kann ich sie dir nicht geben;
Die Blättlein sind längst verbrannt
In meiner heißen Hand."

2) A. a. O. S. 147, 158.

genau zu analysieren, und dann wird man sehen, daß man ein Machwerk vor sich hat.

Dann zu den Stücken, die man kurz verfrühte nennt. Aus richtigem Takte heraus haben die Bearbeiter alle Stücke von Hebel aus den Lesebüchern für das 2. und 3. Schuljahr ausgeschlossen. Aus den bis jetzt vorliegenden Bänden ferner: Geibel, Frühlingshoffnung; Honcamp, Nachbar Helm und seine Linde; Hauff, Reiters Morgenlied; Kerner, der reichste Fürst; Bechstein, Thassilo im Kloster (der sich in der alten Ausgabe doppelt vereinsamt vorkommen mußte); Storm, Abseits; Sturm, Der alte Gott lebt noch; Grimm, Die Boten des Todes und Meister Pfriem; Harms, Die Predigt der Garben; Rückert, Der betrogene Teufel. Doch hoffe ich, den meisten dieser Stücke in den späteren Schuljahren wieder zu begegnen.

2. Mit meinen nun folgenden Wünschen zu dem Abschnitte von den verfrühten Stücken greife ich eigentlich in den 2. Dispositionsteil meiner Untersuchung über, in dem an einigen Beispielen dargethan werden soll, welch anerkennenswerten Blick die Bearbeiter in Hinsicht der Verteilung gezeigt haben. Daß ich zuerst die Stücke namhaft mache, die ihrer Verteilung wegen einer Beanstandung unterliegen dürften und nicht, wie sichs gehörte, die Stücke, die dem psychologischen Takte der Bearbeiter Ehre machen, diese kleine Unhöflichkeit werden mir die Herren Lange und Schillmann zu gute halten. Im voraus muß ich bemerken, daß es ein nicht hoch genug zu schätzender Vorzug der Neubearbeitung ist, äußerst wenige Fehlgriffe zu zeigen, und selbst über manche von mir als solche bezeichnete wird sich streiten lassen. Die gewöhnlichen Mißgriffe finden sich nicht. Wir ärgern uns nicht über Dinge, wie: „Du liebes Schwesterlein, wir wollen immer recht artig sein“; „wenn ich habe heitern Sinn, dann ist in dem Herzen mein wunderbarer Sonnenschein“; „der Baum streckt seine Äste vor, zur Höhe strebt er kühn empor. Wachs wie der Baum im sonnigen Raum!“ Doch liebe ich auch nicht Titel, wie: Aus der Kinderstube in die Schule, oder: Wie das Kind bei einem Gewitter betet. Die Geburtstags-Reimereien bitte ich zu streichen. Daß die Aufnahme von Kinderliedern (aus der Simrockschen Sammlung) nicht geringen Bedenken unterliegt, haben sich die Bearbeiter wohl selbst gesagt. Die meisten vertragen einfach die Druckerschwärze nicht. Wenn ich zu diesem Punkte das Wort eines feinsinnigen Mannes und echten Kinderkenners citiere, so geschieht das nicht, um den Bearbeitern eins anzuhängen, ich treffe mich ja selbst damit, sondern nur, um die Aufnahme von Kinderliedern (eigentlich keine Verfrühung, sondern eine Verspätung oder noch besser — eine „Deplacierung“) einer ernsten Prüfung anheim zu stellen. Den „lustigen Klingklang und sonnigen Unsinn der

Kinderlieder, jene rührenden Grabdenkmale einer erstorbenen Kinderpoesie dem Kinde zum wohlbedächtigen Lesen zu geben, das ist nur eine Karikatur einer echten Erziehung."[1])

Eine ähnliche Erwägung ists, die uns Geroks Kindergottesdienst (WII48, allerdings sorgfältig gekürzt), Kerners Mutter im Grabe ablehnen heißt. Ich stelle den Gedanken axiomatisch hin: Die Naivetät des Kindes darf kein Unterrichtsgegenstand sein. Man sehe sich von dieser Seite einmal „Des deutschen Knaben Tischgebet" an! Das kranke Kind von Eichendorff (WII210) halte ich für zu wehethuend, zu erbarmungslos. Der Undank von Stöber (H197 a. A.), das Sujet der Lear-Sage, fehlt ja auch. — Die wohlthuend-altväterische, in der Beschränkung glückliche Weltanschauung, die aus Millers Zufriedenheit (H131) spricht, bringt Reflexionen zum Ausdruck, die Kindern im Alter von 9 bis 10 Jahren entschieden nicht gemäß sind: „Was frag ich viel nach Geld und Gut — da heißt die Welt ein Jammerthal und deucht mir doch so schön." So was nimmt sich immer komisch im Munde eines Kindes aus, wie auch der kleine Patriot, der deklamiert:

„Drum fragt man mich nach meinem Land,
Brennt mir das Herz zugleich,
Und stolz, dem Frager zugewandt,
Ruf ich: Das Deutsche Reich!"

nur die Zahl der komischen Figuren vermehren hilft. Hüten wir uns doch ja vor Heuchelei! Sturms Gedicht (H114) könnte man höchstens im letzten Schuljahr wagen. Doch da haben wir Auswahl unter weit besseren Gedichten desselben Inhalts. — Löwensteins traurige Geschichte vom dummen Hänschen (WI238), so schlicht das Gedicht im Tone ist, erfordert so viele Erklärungen, — was wissen unsere Stadtkinder im 2. Schuljahr vom Weber und Bergmann! — daß es frühestens im 3. Schuljahr, dort, wo Curtmans Bergwerk (WII173) gelesen wird, gebracht werden darf. — Arndts Gebet eines Kindes an den h. Christ (WII200) enthält nur eine Strophe, die dritte, die einem Kinderlied ansteht. Fast alles andere darin findet im Kinde keinen Widerklang.

Des Knaben Berglied von Uhland (H156) gehört in die Oberklasse, zum Aufstand der Tiroler (1809) etwa oder zu den deutschen Befreiungskriegen. Im 4. Schuljahr geht der großartige Schwung des Gedichts spurlos an den Kindern vorüber. Um die Seelenstimmung

---

1) Kühner in Schmids Encyklopädie, III, 819. Wörtlich spricht Kühner von einer Karikatur unserer verkünstelten Erziehung, was nicht richtig ausgedrückt ist. Will er das Genitiv-Attribut beibehalten, muß er statt Karikatur Abbild setzen.

dieses Jünglings, in dem das Ideal eines echten Mannes steckt, zu fassen, muß der Zögling dem Jünglingsalter möglichst nahe stehen. Dasselbe gilt von Uhlands gutem Kameraden (WII 235). Die Situation, die das Gedicht zu seinem Verständnis voraussetzt, kennen 7- bis 8jährige Kinder nicht, und sie ihnen künstlich zu vermitteln, das erlaubt der richtig verstandene konzentrierende Unterricht nicht. Das Gedicht wird auf dieser Stufe nicht empfunden, und unempfunden schleppen es die Menschen durchs Leben. Man hört diese „Tragödie in fünf Worten" immer nur als lustiges Marschlied singen, wie „Hinaus in die Ferne." Es ist lediglich die Melodie, die in diesem Alter wirken kann. Im Zusammenhang mit dem Stoff wirkt die kernige, den Schmerz überwindende Melodie ergreifend; für sich allein ist sie nur etwas Halbes, das den Kenner unbefriedigt läßt.

In der Blumenparade von Vogl (WII 23) wird der personifizierte Frühling mit Dingen verglichen, die den Kindern unbekannt sind. Wo kommt das noch vor, daß man Fremdes mit noch Fremderen verständlich zu machen sucht?

Grimms Sage vom Riesenspielzeug (WI 33) würde ich dem 4. Schuljahr zuteilen. Sagen kommen im 2. Schuljahr zu früh. Siehe auch Frau Hütt in WII 113! Im 4. Schuljahr böte die erste Sage eine schöne Gelegenheit zu einem Vergleiche mit Chamissos Riesenspielzeug. Vielleicht wäre dazu einzusetzen Wolfgang Müllers Schwert und Pflug (H 124 a. A.). — Veiths Teure Zeche (H 44), ein wohlthuendes Bild aus rücksichtslosen Kriegszeiten, stände besser im Oberklassenlesebuch. Die Bearbeiter haben ja auch Geroks Gedicht „Wie Kaiser Karl schreiben lernte" (WII 183 a. A.) und Webers Aufsatz „Im Hause der alten Deutschen" (H 28 a. A.) gestrichen. Aus demselben Grunde halte ich Hebels Friedrich der Große und sein Nachbar (H 149) für das 4. Schuljahr verfrüht. Auch noch aus einem andern: Kindern des 4. Schuljahres, die eben vom Märchen kommen und noch die Märchenvorstellung vom König haben, erscheint es wunderlich, daß auch zwischen dem König und einem Müller ein Rechtsverhältnis bestehen soll; sie haben auch noch kein Verständnis für den berechtigten Freimut des Müllers. Ich spreche aus Erfahrung. Meinen Schülern (das Stück steht auch in unserm Lesebuch für das 4. Schuljahr und wurde von mir aus Mangel an guten Stücken und aus psychologischem Interesse stets gelesen) kommt das Benehmen des Müllers immer „frech" vor, und ich habe stets zu thun, um diese falsche Vorstellung zu beseitigen. Warum haben denn die Bearbeiter Hebels gutes Rezept (WII 253 a. A. unter dem Titel: Kaiser Joseph als Doktor), das inhaltlich und sprachlich gar keine Schwierigkeiten bietet, gestrichen? Doch wohl wegen des Kaisers

Joseph. Ich gebe den Bearbeitern zu, daß den Kindern der alte Fritz näher steht, er ist ja so volkstümlich wie kaum eine lebende Person, weshalb ich nicht gerade gegen passende Erzählungen aus seinem Leben bin; aber bei dem genannten Stück Hebels sind es innere Schwierigkeiten, die das Stück auszuschließen fordern.

Ebenfalls zu früh kommt der prächtige Meister Hämmerlein von Schlez (H 43). Für gemeinnütziges Wirken sind Kinder des betreffenden Alters so wenig empfänglich, wie — die Bauern in dieser Geschichte. Reif dafür werden sie erst, wenn durch den mit dem 5. Schuljahr einsetzenden Geschichtsunterricht das Verständnis für soziale Ideen geweckt geworden ist, wenn des Knaben Gedanken auf seine Lehrlingszeit gerichtet sind. Dann dürfte die Erzählung auch ausführlicher gebracht werden, als gewöhnlich in den Lesebüchern. Wie bezeichnend für unsern Jakob Horn ist es, wie er zu seiner Frau kommt! Und so etwas dürfen doch unsre Kinder erfahren? — Auch hier reihe ich eine Frage an: Warum haben die Bearbeiter das Lebensbild Pestalozzis (H 213 a. A.) entfernt? Nicht aus demselben Grunde, aus dem ich für Verlegung des M. H. in ein späteres Schuljahr spreche?

Ich gebe zu, gravierende Beispiele einer verfehlten Verteilung sind das nicht, und ich freue mich, nun an einigen Beispielen zeigen zu können, wie wohlerwogen vielfach die Verteilung ist, an Beispielen, die die Gewissenhaftigkeit der Bearbeiter ins beste Licht setzen. Grimms Hirtenbüblein war in der a. A. dem 2. Schuljahr, jetzt ist es dem 4. zugeteilt. Dieses Geschichtchen setzt bei dem Leser voraus den Begriff der Ewigkeit, des Weltmeers und einer genügenden Zahl von Flüssen. Es ist klar, daß bei siebenjährigen Kindern eine solche Voraussetzung nicht am Platze ist.

Sturms liebe Gäste im Garten (jetzt in der H, in der a. A. in W I) setzt die Bekanntschaft mit sieben dort aufgeführten Vögeln voraus, wo doch im 2. Schuljahr bestimmt nur auf die Bekanntschaft mit zweien gerechnet werden kann. Eine Dichtung darf nicht, wenigstens in diesem Maße nicht, naturgeschichtliche Belehrungen erfordern. Das leichtbeschwingte Leben einer Dichtung wird dadurch erdrückt, und ohne die naturgeschichtlichen Kenntnisse, die auf anderem Felde erworben sein müssen, wird die Lektüre des Gedichts zu einem Spielen auf einem Instrumente, dem die Saiten fehlen, zu einem Klappern mit Worten, und dazu sollten wir eine Dichtung nicht erniedrigen. Vergl. aber W II 42!

Das Lied vom Monde (früher in W II) steht nun mit Recht in W I, Hebels Lied vom Kirschbaum (früher in W I) findet sich jetzt H 33,

und Rückerts Kinderlied von den grünen Sommervöglein (a. A. W II) sieht man lieber in der H.

3. Nun von den Änderungen an den einzelnen Stücken, durch die sich die a. A. von der n. unterscheidet.

Der Titel des Originals wurde hergestellt bei folgenden Stücken: Hoffmann von Fallersleben, Das Lied vom Monde W I 69 (a. A.: der Mond als Schäfer); Dieffenbach, Das Vöglein in der Wiege W II 43, (a. A.: des Vögleins Wiege — ein großer Unterschied!); Rückert, Vom Büblein, das überall mitgenommen hat sein wollen W I 104 (a. A.: Vom mitgenommenen Büblein); Rückert, Drei Paare und Einer W II 204 (a. A.: Einmal eins und dreimal zwei [= sieben, mit Verlaub!]); Rückert, Kinderlied von den grünen Sommervöglein H 104 (a. A.: Grüne Vöglein); Reinick, Deutscher Rat H 125 (a. A.: Sei wahr!); Hebel, Der Winter H 105 (a. A.: Der Schneefall).

Eine allgemein übliche und wohl auch zulässige Titeländerung findet sich bei Grimm, Die Königswahl der Vögel W II 41 (Orig.: der Zaunkönig). Einer Änderung bedürfte der Titel von W II 93. Kein Mensch würde auf diesen Titel verfallen, wenn man ihm bloß die Erzählung vorläse.

Mit inneren Änderungen waren die Bearbeiter sparsam. In Gedichten fand ich sie gar nicht, und in Grimms Märchen sind sie selten. Krumbach hätte sich sicher sehr darüber gefreut, daß die Bearbeiter selbst Wendungen beibehalten haben, die ängstliche Gemüter „verbessern" zu müssen glauben, wie: in dem Wolf seinem Leib, Jammer nach Hause gekriegt, daß der König ein großes Fest anstellte. Innere Änderungen, die man gelten lassen kann, wenn sie auch nicht alle notwendig sind, wurden u. a. vorgenommen in Schuberts Geiger in der Wolfsgrube W II 150 (so schon in der a. A.), in Hensels Abendlied W II 226, in Bechsteins Hochzeitsgästen W II 70, in Hebels fremdem Kind H 130. Nur weiß ich nicht, warum die Bearbeiter im letzten Stück den Satz weggelassen haben: „Jetzt hat ers schon viermal überwintert und viermal übersommert." Daß in der Frau Holle (W I 209) das Stiefmutterverhältnis umgangen ist, findet meinen Beifall. Hebt man aber dieses auf und läßt die Verteilung der Eigenschaften auf die beiden Mädchen wie im Original stehen (wie die B. gethan haben), dann klafft aus dem Märchen eine psychologische Unmöglichkeit. Daß eine Mutter ihre eigene faule und häßliche der, wenn auch schönen und fleißigen Stieftochter vorzieht, hat nichts Auffallendes, Blut ist Blut. Aber es ist nicht denkbar, daß eine Mutter die häßliche und faule Tochter lieber hat als die fleißige und schöne, wenn auch diese ihre wirkliche Tochter

ist."[1]) Aus der einen Änderung ergiebt sich notwendig eine andere. Krumbachs Behauptung[2]), daß dadurch die ganze Geschichte auf den Kopf gestellt werde, scheint mir nicht gerechtfertigt, und seine Frage „Wer soll denn an einer Faulen Anteil nehmen?" verstehe ich nicht. Damit verurteilt er ja gerade das Original, in dem eben die (Stief-)Mutter die Faule bevorzugt. — In Blüthgens „Ach, wer das doch könnte!" findet sich die Stelle: „Papachen, Mamachen, wie seid ihr so klein!" Die Empfindung, daß dies zu ändern sei, teile ich, wenn mich auch „Lieb Vater und Mutter" nicht befriedigt.

Nicht gut scheinen mir die Änderungen, die sich in Schmids gestohlenem Pferd WII 68 (so schon in der a. A.) finden. „Er kam auf einen Pferdemarkt ... und sah da" steht ganz unvermittelt da, wo doch das Original einfach motiviert: „Er reiste fünfzehn Stunden weit (die Entfernung ist nicht ohne Grund angegeben) auf einen Pferdemarkt, ein anderes zu kaufen." Die Lüge des Diebes, daß er das Pferd „schon über ein Jahr" besitze, steht in drastischem Gegensatz zu der Thatsache, daß er das Pferd gar nicht ordentlich angesehen hat und darf nicht fehlen. U. s. w.[3])

Gekürzt, und gut gekürzt, sind: Arndt, Sonne, Mond und Sterne WII 186; Eichendorff, der frohe Wandersmann, H 109; Claudius, Abendlied eines Bauersmannes WII 82. Einverstanden kann man sein mit der Kürzung von Rückerts Büblein WI 104. Der Schluß „das Kind fragt u. s. w." ist offenbar für ein jüngeres Alter berechnet.

Nicht entsprechend gekürzt ist das Mailied von Overbeck (WII 244). Zwei hübsche Strophen fehlen, und für die folgende:

Komm, mach es bald gelinder,
Daß alles wieder blüht:
Dann wird das Flehn der Kinder
Ein lautes Jubellied.

sähe man lieber:

Doch wenn die Vögel singen
Und wir dann froh und flink
Auf grünem Rasen springen,
Das ist ein ander Ding!

Daß Grimms Fischer und seine Frau (WII 162) und Bechsteins Wettlauf (WII 102) durch die Kürzung um ihre schöne epische Breite

---

1) Aus des Rez. „Theorie des Unterklassen-Lesebuches." Nürnberg 1895. S. 36.

2) A. a. O. Seite 107.

3) Übrigens verweise ich hinsichtlich der Zulässigkeit dieses Stückes in ein Unterklassen-Lesebuch auf das, was ich in meinen „Naturgemäßen Forderungen an das Lesebuch" (Nürnberg, 1891) S. 51 gesagt habe.

gekommen sind, dauerte mich. Das zweitgenannte Märchen bringt die a. A. vollständig.

Wieder hergestellt wurde das Original in Reinicks schlafendem Apfel (WII 90). Das Orig. hat „im grünen Bettchen"; die a. A. „in grünen Blättchen". Weiter Trojans Abenteuer im Walde (WII 120); das Lied vom Monde (WI 69), das Männlein im Walde (WI 115), beide von Hoffmann v. F. Von allen „Druck- und Nachlässigkeitsfehlern", die Krumbach aufführt[1]), steht im neuen Jütting und Weber nicht einer. Auf eins, was Kr. nicht anführt, muß ich aber doch aufmerksam machen. Rückerts Kinderlied von den grünen Sommervöglein (jetzt H 104) schloß in der a. A.:

Die bunten Vöglein girrten
Und ihrem Baum entschwirrten;
Wohin sie kamen, weiß man kaum.

Ein ganz unverantwortlicher Eingriff! In derselben Strophe lautete der 2. Vers der a. A.: Hub an, ihn stark zu schütteln. Die n. A. setzt: Und hub ihn an zu schütteln. Das Original: Und hub an, ihn zu schütteln.[2]) Ist hier den Bearbeitern ein Versehen unterlaufen, oder kommt es „auf Rechnung" des Setzers? Die kräftige alte Form „hub an" wird durch das dazwischen geschobene Pronomen nur verdorben.

Gefreut hat es mich, daß die Bearbeiter gewagt haben, die glasenen Blätter in Rückerts Bäumlein (WI 116), um die sich schon Hiecke[3]) angenommen hat, wieder herzustellen.

Der Autor des Junker Prahlhans (WII 154) ist nicht O. Sutermeister, sondern J. Staub, der Begründer der schweizerischen Jugendlitteratur, wornach auch eine frühere Bemerkung des Rezensenten zu berichtigen ist. Sutermeister führt im Anhange zu seinen Kinder- und Hausmärchen aus der Schweiz (2. Aufl. Aarau 1873) das 6. Heft von Staubs Kinderbüchlein als Quelle auf. Die kleinen Müßiggänger (WII 165) sind nicht von Pocci, sondern von Guido Görres und finden sich in dessen Gedichten. München 1844, S. 173 flg. Unter den Wettlauf zwischen Igel und Hasen wäre besser Grimm zu setzen, da Bechstein das plattdeutsche Märchen in der Grimmschen Sammlung nur übersetzt hat. Hund und Katze (WI 46), das allenthalben fälschlicherweise Güll zugeschrieben wird, ist ohne Autor aufgeführt. Von wem es ist, weiß ich auch nicht. Der alte Löwe, meistens Lessing zugeteilt, was auf einem Irrtum beruht, soll sich nach Angabe der n. A. in Simrocks

1) A. a. O. S. 126 flg.

2) Rückert, Gedichte. Auswahl des Verfassers. 21. Aufl. S. 72.

3) Gesammelte Aufsätze zur deutschen Litteratur. Hamm 1864, S. 49.

Verdeutschung Äsopischer Fabeln finden. Ich sage soll, weil ich diese Sammlung noch nicht in Händen hatte und weil ich nicht annehmen kann, daß Prof. H. Fechner in Berlin, der in den Pädagogischen Blättern[1]) nach der Quelle fragte, diese Sammlung nicht kennt. Die Bearbeiter gestatten mir schon diesen kleinen Zweifel.

4. Im letzten Abschnitt bringe ich, welche Stücke in der Bearbeitung, gegenüber der alten Ausgabe, neu sind. Nicht absolut neu, nicht neu eingeführt in die Lesebuch-Litteratur; denn da bringen die neuen Bücher außer den Kinderliedern und einem (nicht glücklich gewählten) Stück Roseggers (W II 218) nichts, und das — ist kein Mangel. Die Bestrebungen, den Unterklassen-Lesebüchern neue Stoffe zuzuführen, haben nach meiner Erfahrung sehr wenig Erfolg.

Das Gute ist schon längst gefunden,
Das alte Gute, faß es an!

Die Schwäche unserer Lesebuch-Litteratur liegt, soweit die unteren Stufen in Frage kommen, bei den oberen ist's ja vielfach anders, nicht darin, daß sie wenig Neues bringt, sondern darin, daß man unkritisch die vorhandenen Lesebücher durcheinanderschüttelt, alten Kram ausgräbt, gute Sachen aber liegen läßt, mit einem Wort: daß meistens ohne den nötigen Beruf die Zahl der Lesebücher vermehrt wird, daß man nichts gelernt hat.

Das heißt, wenn ich ihn recht verstand:
Ich bin ein — Meister auf eigne Hand!

(Wie wird's mir gehen, wenn einer, der mir nicht wohl will, dahinter kommt, daß ich mir nun schon zum zweiten Male einen „durch nichts gerechtfertigten Eingriff" in ein Dichterwort erlaube.)

Charakteristisch für die n. A. ist die Aufnahme einer Reihe Grimmscher Märchen, die merkwürdigerweise in der a. A. fehlten, so: Der Wolf und die sieben jungen Geißlein, Rotkäppchen, Schneeweißchen und Rosenrot, der Nagel, Fuchs und Katze. Der Name Grimm ist in den drei Bänden 35 mal vertreten. Angenehm berühren auch einige passend gewählte Schwänke, Fabeln und Volkslieder. Für die wehleidige Klage des Hasen von Curtman bot sich das treffliche „Gestern abend ging ich aus" von selbst an, und so haben es denn die Bearbeiter auch gebracht (W I 128). Von Hebel sind neu aufgenommen: das fremde Kind, der Maulwurf, Wächterruf, der kluge Richter, gewiß eine Bereicherung. Weiter führe ich an: die echt kindlich-volkstümliche Märchendichtung von Storm (H 89), einem der wenigen neueren Dichter, deren Märchen keinen unbefriedigenden Eindruck hinterlassen; Mosen, Kreuzschnabel (H 167;

1) 1889, S. 301.

nicht später?); Leander, Goldtöchterchen (W I 109); Jakobs, Mut zweier Knaben (H 138; darin ein falscher Superlativ, S. 163, Zl. 10 v. u.). Wenn Dinters Bär und Bienen (W II 148) aufgenommen wurde, so können die jetzigen Herausgeber wenigstens auf die freudige Zustimmung der Kinder rechnen. Das Stück von Dinter ist: ein guter Stoff in ungeschickten Händen, und der Stoff ist's ja, der die Kinder anzieht. Zum Glück sind die guten Stoffe fast stets den rechten Männern in die Hände geraten und wir darum selten in der Lage, einen guten Stoff um seiner mangelhaften Darstellung willen ablehnen zu müssen. Übrigens gestehe ich, daß ich nach Dinters Bär und Bienen stets wie nach verbotenen Früchten lüstern war. Ich habe es beim Lesen des Reineke Fuchs (Nürnberger Lesebuch für das 3. Schuljahr) immer als einen ärgerlichen Mangel empfunden, daß die Kinder noch nichts von der Honigliebhaberei des Meisters Petz wußten und deswegen den schlauen Reineke nicht sofort gehen hören, wie er den nach ihm abgeschickten Bären um Geduld bittet, da er noch nicht reisen könne, er habe „zu viel Honig gegessen" und könne ihn „nicht ertragen." Die Bekanntmachung damit der „Vorbereitung" zuzuweisen, das empfiehlt sich deswegen nicht, weil präparieren nicht bilden ist. Soll dieser feine Zug im Charakter Reinekes wirken, dann muß das Verständnis dafür aus dem verdeckten Untergrund der Seele unvermittelt aufsteigen. Ein Witz, dessen Pointe erst deutlich gemacht werden soll, ist verloren.

Die bedeutsamste Neuerung der neuen Lesebücher von Jütting und Weber ist die Aufnahme der Nibelungensage in das vierte Schuljahr. Daß sie weit ausführlicher erzählt ist als sonst in Lesebüchern, gereicht dem Buche nur zum Vorteil. Wer aber einmal die ganze Sage in einem vierten Schuljahr behandelt hat (nebenbei: sie ist für diese Stufe nicht verfrüht), der wird sich auch damit noch nicht zufrieden geben und die Bearbeitung durch R. Staude oder die im Lesebuch zu Reins Schuljahren vorziehen. Immerhin: Ich begrüße die Aufnahme dieses Stoffes in das 4. Lesebuch mit aufrichtiger Freude.

Wenn ich zuletzt noch angeben darf, welche Stücke ich in den Büchern vermisse, welche ich gern darin sehen möchte, so wären es etwa folgende: Dieffenbach, Frau Schwalbe (W I 103 a. A.), die Biene; Grimm, Sechse kommen durch die ganze Welt, Tischlein deck dich. Friedrich Güll ist für ein süddeutsches Lehrergemüt viel zu stiefmütterlich behandelt.[1]) Sein Hahn, sein Pelzmörtl sollten zum „eisernen Bestand" unserer Lesebücher gehören. Güll, der ja dem Wunderhorn so viel verdankt, hat den Sankt Niklas daraus (W II 198) bei weitem

1) Vergl. Ludwig Göhring, Güll. Prakt. Schulmann 1891.

übertroffen; auch Storms Knecht Rupprecht ist vorzüglich. Warum steht in der n. A. Gülls Häslein unterm Tannenbaum im Gras, das doch die a. A. (WI 148) schmückte, nicht mehr? Ungern wird man Blauls Kinder und der Wind (H 143 a. A.) vermissen, das in die Lesebuch-Litteratur überhaupt eingeführt zu haben ich Jütting und Weber als Verdienst anrechne. Auf die moralische Quintessenz am Schluß verzichtete man allerdings leicht. Uhlands Schwert ist wohl einem späteren Jahrgange zugedacht? Reinicks Fuhrmann und Fährmann (WI 199 a. A. mit falschem Autor) ist ganz köstlich und sollte nicht fehlen; ebensowenig Poccis Nußknacker (WI 139 a. A.) Gewundert hat mich, den Reineke Fuchs nicht gefunden zu haben, etwa, wie ihn die Verfasser der Schuljahre bringen.

Eine Gesamtdarstellung der Tiersage scheint mir wünschenswert, weil eine solche erst den zum Verständnis vieler Märchen und Sagen nötigen Hintergrund bietet, und das Lob, das Otto Frick[1]) der oben genannten Bearbeitung spendet, ist wohlverdient. Daß „der didaktische, allegorische, satirische Bestandteil des Tierepos" dabei vollständig unter den Tisch gefallen ist, wird der Schulmann nachsichtig beurteilen.

Über die Anordnung der Stücke bemerke ich nur kurz, daß sie in den zwei Bänden des Wohnorts zwar immer noch nach Jahreszeiten, also unbefriedigend, vor sich geht; aber „die gar zu systematisierende" Art der Anordnung ist geschwunden, die Stoffe bewegen sich freier in ihrer Umkleidung, die Nähte halten besser. Dabei sei mir ein Geständnis, eine Selbstkritik erlaubt: Ich habe gegen die in den Nürnberger Unterklassen-Lesebüchern eingehaltene Anordnung Bedenken, und zwar diese: Drängt diese Art der Anordnung (nach ethischen Ideen) nicht dem Schüler wieder auf, was wir durch sorgfältige Auswahl beseitigt zu haben glauben, die Absicht der Belehrung, der moralischen Ausnützung? Und ist es dem kindlichen Geiste nicht zuträglicher, wenn dieselbe Idee in größeren Zwischenräumen an die Kinder herantritt, als kurz nacheinander? Ich bin mir noch nicht klar darüber und möchte diese Bedenken der Diskussion unterstellt wissen. —

Die etwas aphoristisch, aber eben darum vielleicht nicht langweilig ausgefallene Besprechung der Lesebücher von Jütting und Weber, die hiermit an ihrem Ende angelangt ist, hat nicht alle Seiten der Bücher in Betracht gezogen, so die sehr wichtige nicht, welche Lehrplan-Ideen ihnen zu Grunde liegen[2]); aber ich glaube den Leser schon mehr als

---

1) Lehrproben und Lehrgänge. 29. Heft. S. 46.

2) Die treffliche typographische Ausstattung, was Papier und Schriftgröße betrifft, muß ich aber doch noch hervorheben.

zulässig in Anspruch genommen zu haben und überlasse darum das, was ich nicht berührt oder nur gestreift habe, anderen Beurteilern. Nur gegen eine Mißdeutung möchte ich mich noch sichern. Wer aus der Thatsache, daß meine Besprechung eine Reihe von Mängeln herausgehoben hat, schließen wollte, ich hielte die Bearbeitung nicht für wohl gelungen, der würde irren. Einmal liegt es im Wesen der Kritik, mehr auf das Fehlende zu sehen („ganz richtig, denn sie sieht es in sich" R. H.), Unlustschwingungen machen nun einmal mehr produktiv als sympathisierende, und dann ist es ein großer Unterschied, ob man eine Häufung von Bemängelungen oder die kritisierten Bücher selbst zur Hand hat. Überdies unterliegen, ebenso wie die kritisierten Bücher, auch die Ausstellungen des Kritikers der Kritik, und ich bin nicht so eigensinnig, in allem recht haben zu wollen. Zum andern will ich die Bücher fördern, und dies kann ich nur, wenn ich auf die Punkte verweise, wo es noch zu bessern giebt. Hielte ich die Bearbeitung nicht für eine sehr erfreuliche Erscheinung in unserer Lesebuch-Litteratur, dann hätte ich mich der wahrlich nicht geringen Mühe gar nicht unterzogen. Aus den Büchern blickt uns nie der engherzige, auf veraltete pädagogische Weisheit eingeschworene Pedant und fast nie der „übersorgliche Erzieher" entgegen, der in der Kinder ganzem Denken und Sein „nur eine Anweisung auf die Zukunft erkennen und sie nach diesem Gesichtspunkte behandeln" möchte; die Bücher verraten vielmehr allenthalben den liebevollen, auf die Natur des Kindes eingehenden Kinderfreund und -kenner, der insbesondere nicht vergißt, „daß die Kindheit an sich eine Berechtigung und einen Zweck hat."[1]) Allerdings ist es auch ein persönlicher Grund, der mir die Bücher wert macht. Läßt man ihn als sachlichen gelten, um so besser. Ich gestehe, noch keinem Lesebuche für Volksschulen begegnet zu sein, in dem ich so vieles verwirklicht sehe, wofür ich die Jahre her — wenn auch oft mit mehr Eifer, als vielleicht der guten Sache zuträglich war — meine schwache Kraft eingesetzt habe, das mich infolgedessen mit so hoher Freude und für die Zukunft mit solcher Hoffnung erfüllt, wie die verjüngten Lesebücher von Jütting und Weber.

Sprechzimmer.

1.

Ein Besuch bei Gustav Freytag.

Im Sommer 1882 wanderte ich als Student durch das Thüringer Land. Von Jena, wo ich damals meinen Studien oblag, ging's zunächst

1) Dr. Fr. Sachse, Zur Schulreform. Leipzig 1891, S. 187

mit der Bahn nach Eisenach, wo ich mich mit einem Freunde aus Marburg traf. Nachdem die Wartburg besucht, der Inselsberg bestiegen und alle die Herrlichkeiten zwischen Eisenach, Ruhla und Friedrichsroda genossen waren, trennten wir uns in Gotha, von wo mein Genosse westwärts, ich ostwärts fuhr. Bevor ich aber der alten Musenstadt Jena wieder zueilte, beschloß ich, noch einen halben Tag zu verweilen und zu einem Spaziergange nach Siebleben zu benutzen, in welchem der Dichter von Soll und Haben in stiller Muße seine Sommertage zu verbringen pflegte, während er im Winter in Leipzig wohnte. Dort war ich öfters an seiner Wohnung in der Nürnberger Straße vorübergegangen, mit dem Wunsche, den hochverehrten Mann persönlich kennen zu lernen, dessen Werke in ihrer ruhigen Vornehmheit und zugleich historisch-politischen Solidität uns als Muster moderner deutscher Prosa vorschwebten. Was in der rauschenden Großstadt nicht ausgeführt wurde, sollte nun in dem idyllischen Dorfe gewagt werden.

Auf der mit Bäumen bepflanzten Erfurter Landstraße ging es hinaus. Die Landschaft ist von mäßigem Reiz; der langgestreckte Seeberg zur Rechten bildet die einzige größere Erhebung in der ganzen Gegend. An seinen Nordfuß schmiegt sich das Dorf Siebleben, mit Obstbäumen umgeben und von freundlichem Aussehen. Freytags Haus war bald gefunden. Es liegt in einem Garten und ist mit Schiefer bedeckt, der an der Wetterseite einen gelben Anstrich von Oelfarbe hat, was mir auffiel, da ich dergleichen nie gesehen. Vom Gärtner angemeldet, wollte ich eintreten, als er mir schon entgegentrat und mich einfach und freundlich begrüßte. Ich sagte ihm, ich sei auf einer Gebirgswanderung begriffen und habe mir Siebleben ansehen wollen, den Ort, wo er so lange gelebt. Da ich im Gasthof erfahren, daß er anwesend sei, wolle ich mir erlauben, ihm meine Aufwartung zu machen und meine Verehrung zu bezeigen. Er erwiderte freundlich und geleitete mich in sein Arbeitszimmer, welches sehr einfach eingerichtet war. Er hörte mit Interesse zu, als ich von meinen Studien, meinen Verhältnissen und Absichten redete; als ich sagte, daß ein fester Beruf, das Lehramt, dem ich zusteuerte, nicht mein Ideal sei, sondern daß nur die freie litterarische Thätigkeit mich zu befriedigen vermöchte, versetzte er ernst: Ein fester Beruf ist notwendig, sowie wissenschaftliche Arbeit auch bei poetischer Produktion. Sie geben einen festen Halt und verschaffen das Selbstbewußtsein. — Aus dem Speziellen ging es ins Allgemeine, zunächst noch über dasselbe Thema: Seine Individualität unterdrücken, ist das Ziel. — Aber doch nicht das letzte, wandte ich ein, das Auswirken und Entwickeln der Individualität betrachte ich weit eher als Ideal. — Das Talent geht nicht unter, meinte er, das wirkliche Talent nicht. — Als

ich erwähnte, daß ich eine schwache Lunge hätte, sagte er: Ich habe mit 30 Jahren Blut gespieen und bin so alt geworden.

Da das Wetter dazu einlud, gingen wir in den Garten hinunter, und er zeigte alles Bemerkenswerte, seine Freude über sein schönes Besitztum nicht verbergend. Die Blumen, die Gartenhäuser, alles machte ihm sichtliches Vergnügen. Auch von einer Konchyliensammlung, die er zu vergrößern suchte, sprach er. Auf die Verhältnisse des Dorfes übergehend, zeigte er sich für alles teilnehmend und über vieles orientiert, wie ein Patriarch unter seinen Kindern. Er will dafür sorgen, daß Fremdenzimmer im Gasthofe eingerichtet werden. Einzelne Dorfbewohner charakterisiert er; er kennt viele persönlich, obgleich Siebleben mit seinen 2000 Einwohnern nicht zu den kleinsten Dörfern gehört. Wir sprachen über Berlin und Leipzig; das gab ihm Veranlassung, seine Übersiedelung nach Wiesbaden zu erklären: „Vorigen Winter hatte ich eine Lungenaffektion, daher habe ich mir auf den Rat der Ärzte ein Häuschen in Wiesbaden gekauft, obwohl ungern.“

Das Haus in Siebleben sei historisch, fügte er hinzu, Goethe habe auf seinen Thüringer Reisen oft darin übernachtet.

Von litterarischen Größen erwähnte er Auerbach, den ich auch einmal flüchtig kennen gelernt hatte; und von da war der Faden zur Tagesfrage, dem Antisemitismus, leicht gefunden. Ich war begierig, seine Meinung darüber zu hören; allein er sprach nur dieselbe Ansicht aus, die der Leser schon aus Soll und Haben kennt: er ist mäßig in seiner Zu- und Abneigung. „Die Juden haben manches verschuldet,“ sagte er, „besonders die Berliner.“

Als ich bemerkte, er wohne gerade zwischen Wirtshaus und Kirche, und scherzend fragte, ob er mehr in jenes oder in dieses ginge oder in keines, versetzte er: „Doch, zur Kirche; man muß den Leuten zeigen, daß man zu ihnen gehört.“

Mittlerweile war etwa eine Stunde verstrichen, und ich empfahl mich. Freytag hatte es dem jungen, frechen Studentlein wohl nicht übel genommen, daß er ihn gestört, ja, er schien ein gewisses Wohlgefallen daran zu finden, denn er war fast gerührt beim Abschied. „Leben Sie wohl, Herr Studiosus, arbeiten Sie ordentlich! Gehen Sie langsam, die Sonne wird Sie drücken.“ — Damit schieden wir; noch einmal blickte ich um und sah in der Gartenthür die kräftige Gestalt, die eher auf einen Landmann deutete, als auf einen der ersten geistigen Arbeiter der Nation.

Witten a. d. Ruhr. **E. Wasserzieher.**

2.

Zu Goethes „Zauberlehrling."

Im Anschluß an Ztschr. f. d. deutschen Unterricht, 11. Jahrg. 5. Heft, S. 334 sei noch auf folgendes hingewiesen. Wie der normannische Pfarrer, besaß vor langen Jahren ein Pastor Schmidt zu Holle im Oldenburgischen zauberkräftige Bücher. In Abwesenheit des Vaters fand der Sohn eins dieser Bücher und las darin. Sogleich erschien der Teufel. Zum Glück aber trat in diesem Augenblicke der zurückgekehrte Pastor ins Studierzimmer, merkte sofort was vorgegangen war und rief: „Min Soen, less torügge!" Der Sohn that es, und der Teufel verschwand (nach Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogthum Oldenburg, I 249). Ähnliche Sagen berichtet Otto Knoop, Volkssagen u. s. w. aus dem östlichen Hinterpommern, S. 91 und 139: Während ein Schneider in einem Zauberbuche, „das rote Buch" genannt, las, entstand ein starker Wind im Zimmer, welcher immer stärker wurde und alles durcheinander warf. Erst als der Besitzer des Buches, ein Schmied, dem Schneider das Buch aus der Hand gerissen hatte, hörte das Wehen auf. Ein anderer hatte vermittelst des Zauberwortes „die Geister im Wandspind" gerufen, aber das Wort vergessen, um sie wieder in den Spind zu bannen. Die Geister merkten nun, daß der Rufer keine Macht über sie hatte, und brachten ihn um. Mit dem bloßen Schrecken kam jener Bediente davon, welcher von seinem Herrn, dem Herzog Hans Adolf, nach Plön geschickt wurde, um eins seiner Zauberbücher zu holen, mit dem ausdrücklichen Verbot darin zu lesen. Der neugierige Bediente aber las doch in dem Buche, und sogleich erschienen viele Männer, die nach seinem Begehr fragten. Um sie los zu werden, wies er ihnen ein nahes Gehölz zum Ausreißen an. Diese Aufgabe hatten sie bald gelöst und verlangten eine neue. Da las der Diener in seiner Angst den vorher gelesenen Satz rückwärts, und die Männer verschwanden (vergl. die Halbmonatsschrift „Niedersachsen" vom 15. September 1896, S. 373). Die erste Aprilnummer 1897 brachte eine interessante niederdeutsche Sage in poetischer Fassung, „Worüm dat Seewater solt is," welche stark an den „Zauberlehrling" erinnert und wie dieser beide Motive in sich vereinigt, das „Rufmotiv" und das „Vervielfältigungsmotiv," wenn ich so sagen soll. Der Besen ist hier durch einen „verrußten Koffedreiher" (Kaffeemühle) ersetzt, welcher auf das richtige Zauberwort hin seine Dienste leistet, bez. wieder einstellt. So lieferte er einem Kapitän, welcher sich denselben auf gemeine Weise verschafft hatte, das gewünschte Salz — „Awer as de Möhl nu wedder Stahn schull, harr he 't Woort vergeten!" — Die Mühle mahlt weiter

und weiter, alles wird mit Salz angefüllt. In seiner Wut zerschlägt der Kapitän die Mühle in tausend Stücke — „Awer nu! — Gott's Wunner! — süh mal! Jedet Stück worr wedder 'n Soltmöhl Un mahlt Solt ... Un dat ganze Schipp worr vull von Solt ... Güng to Grund ... Ünnen an den Seegrund mahlt de Dusend Möhlen nu fiet hunnert Jahr all Solt, dat mi dat solte Nordseewater gar nich wunnert."

Aber nicht nur ein im Zauberbuchlesen oder im Entzaubern Unerfahrener bringt Unglück über sich, sondern auch, wer falsch gehörte Zauberformeln anwendet und z. B. statt „Auf und davon nirgends an" versteht und sagt „Auf und davon und allenthalben an." Eine solche volkstümliche Zauberformel hat August Kopisch humoristisch in seinem Gedicht „der Hexenritt" verwertet. In Ifflands „Verbrechen aus Ehrsucht" wird I, 2 ein liederlicher, leichtsinniger Mensch als „Oben hinaus und nirgend an!" bezeichnet; vielleicht stammt diese Redensart aus jenen Formeln, die ja von dergleichen hauptsächlich angewendet wurden.

Zu dem durch Diebstahl erworbenen „Swart-Saxterbook" (auch Saker-Book; hängt zusammen mit Sakker-lôt, unserm Sackerlot, dem franz. sacré nom [de Dieu], dem lat. sacer-sacrare) bemerke ich endlich noch, daß der Diebstahl auch sonst in der Zauberei eine Rolle spielt und daß z. B. nach einer Erzählung aus den Plain Tales from the Hills von Kipling (Tauchnitz), „the Bisara of Pooree," in welche ein Stück ostindischer Folklore verarbeitet ist, der auch so genannte Liebeszauber, ein silbernes Kästchen mit kleinem aus Holz geschnitzten augenlosen Fisch, dem Besitzer nur Macht verleiht, wenn er denselben durch Diebstahl an sich gebracht, dagegen zum Verderben wird, wenn er denselben geschenkt erhalten, gekauft oder gefunden hat.

Weener in Ostfriesland. **August Andrae.**

3.

Über „knebeln" in der seltenen Bedeutung „gehen".

Bei Goethe heißt es in der Schweizerreise von 1797 unter dem 29. September: Wir kehrten in einem einzelnen Hause ein. Als wir nach der Weite des Wegs fragten, sagte man uns, daß wir wol anderthalb Stunden brauchen würden. „Wir aber", fuhr der Mann fort, „knebeln ihn wol in einer Stunde hinunter". Wir hatten Ursache, uns dieses Ausdrucks zu erinnern; denn der Stieg war abscheulich, über schlüpfrige, feuchte Matten u. s. w.

Hildebrand, der die Stelle bei Grimm V, 1379 unter knebeln 3 erwähnt, giebt dazu keine rechte Erklärung; er sagt nur, knebeln erscheine hier schweizerisch in einer eignen Bedeutung.

Wie knebeln sich in der Bedeutung „knüffeln, puffen, stoßen, prügeln, grob behandeln“ (s. Grimm unter knebeln 2) an das Subst. knebel (11 bei Grimm) Knöchel, Finger, also eigentlich im Sinne von „mit den Knöcheln stoßen“, anlehnt (vergl. auch knöbeln kneten, ib. unter knöbel 1b), so schließt das schweizerische Wort sich an knebel in der Bedeutung „Knöchel an den Füßen“ (bei Stieler 1340, Kirsch Corn. 1, 263a, s. Gr. knebel 11) an, vergl. auch knübel Fußknöchel bei Stieler. Es bedeutet demnach „die Fußknöchel, die Füße bewegen, gehen“. Man vergleiche dazu ostfries. kneben, stoßen, drücken, kneten und treten, waten, sowie kneten (2 und 3 bei Grimm) mit den Füßen tretend kneten, als Kraftwort des 15. und 16. Jahrhunderts für tanzen, von dem schweren Auftreten und Heben der Füße beim Lehmtreten (schon mhd.), welches mit knoten 1 Knöchel, Finger verwandt ist. Zugleich liegt in jenem knebeln, wie die ganze Stelle zeigt, der Begriff des „Mühsamen, Angestrengten“, der so oft in den verwandten oder synonymen Stämmen zu Tage tritt. Vergl. schles. derknübeln mühsam erarbeiten, knaupeln mit spitzen Fingern mühsam arbeiten (Subst. knaupelei), schwäb. fränk. md. knöchen plagen, quälen, knöcheln (bei Bernd Posen 136) bis aufs Blut plagen, peinigen u. s. w.

Berlin. **Theodor Braune.**

Hubatsch, Oskar, Die Tragödien des Sophokles. In neuer Übersetzung. Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen und Klasing. 1896. X u. 456 S.

In der Sammlung Deutscher Schulausgaben (70./71. Lieferung) erschien vor einem Jahre in neuer Übersetzung von Dr. Oskar Hubatsch, Direktor des Realgymnasiums zu Charlottenburg, Sophokles' „König Ödipus und Antigone“, während soeben in demselben Verlage der ganze Sophokles zur Ausgabe gelangt ist. Hatte Hubatsch schon in seiner Übersetzung von Homers Odyssee (1892) und Ilias (1894) seine meisterhafte Befähigung für die schwierige Kunst des Übersetzens in glänzendster Weise offenbart, so ist ihm dies mit der vorliegenden Übersetzung der Tragödien des Sophokles nicht minder geglückt, obschon bei dieser Arbeit viel größere Schwierigkeiten sprachlicher und rhythmischer Natur zu überwinden waren als bei jenen. In seinem Vorworte beleuchtet und kritisiert Hubatsch die älteren Sophokles-Übersetzungen, die sich zu ihrem Schaden darum bemühten, neben treuer Wiedergabe des Textes auch die antiken rhythmischen Formen im Deutschen nachzuahmen, während andere darauf ausgingen, im Dialog den jambischen Fünffüßler und in den Chorliedern den Reim zur Anwendung zu bringen: Beide Versuche aber mußten an den ver-

schiedenen Betonungsgesetzen der griechischen und deutschen Sprache kaum zu überwältigende Hindernisse finden. In der vorliegenden Übersetzung ist nun für den Dialog der Fünffüßler gewählt; in den lyrischen Teilen ist ein Mittelweg eingeschlagen worden. Die antiken Rhythmen sind beibehalten, soweit sie ohne Zwang sich in unserer Sprache nachahmen lassen. Die künstlerischen Systeme jedoch, die sich mit den deutschen Betonungsverhältnissen nicht vereinigen lassen, sind unter möglichster Wahrung des Grundcharakters in ähnliche einfachere verwandelt; es sind in denselben Versen stets nur Trochäen mit Daktylen und Jamben mit Anapästen verbunden worden. Dagegen ist die genaue Übereinstimmung der Strophen und Gegenstrophen sorgfältig bewahrt geblieben. Hierdurch wird die Übersetzung in ein Gewand gekleidet, in welchem sie uns geschmackvoll erscheint und unseren vollen Beifall verdient. Dazu kommt, daß Hubatsch die drei Forderungen einer guten Übersetzung, Wahrheit, Klarheit und Schönheit in der schönsten Weise erfüllt hat: Treue Wiedergabe des Sinnes, deutlicher und verständlicher sprachlicher Ausdruck, gefällige Form und Wohllaut der Verse. In den Anmerkungen ist nur angegeben, was zum sachlichen Verständnis der betreffenden Stellen notwendig schien, da ein Kommentar nicht beabsichtigt war; auch wird kein Leser denselben bei der Übersetzung vermissen. Denn außer der allgemeinen Einleitung, die sich mit dem griechischen Theater, der griechischen Tragödie und den drei großen Tragikern Athens beschäftigt, sorgen die Einleitungen zu den einzelnen Stücken ausreichend für eine richtige Auffassung des Inhalts. So sind hier alle Forderungen erfüllt, die diesem Werke einen dauernden Platz in Schule und Haus sichern, zumal dasselbe durch die Verlagsbuchhandlung überaus geschmackvoll im Druck und Einband ausgestattet ist.

Halberstadt. **Robert Schneider.**

Quartalbericht des Vereins für meklenburgische Geschichte und Altertumskunde. LXII, 2. Januar 1897.

Außer geschäftlichen Mitteilungen berichtet L. Krause über Heinrich Kilian (Cylian), F. v. Meyenn über ein Rechnungsbuch des Herzogs Ulrich von Meklenburg (1575—1585). Als Beispiel der Rechnungsführung mögen dienen „die Ausgaben dieses anno 1579 jarres, angefangen den ersten Januarij.“

„Dies nachfolgende haben wir jn dissem vmschlag zue Gustrau gekaufftett: Item aus Luebeck von dem stattschreiber darselbst ein instrument, darjnnen zwo zensenenen[1]) vnde ein lieblich orgellwerck, abgekauft, darfur gegeben 800 taller vnde sonsten fur allerley vnkosten, hirher zubringen, 39 fl 25 ß.

---

1) Symphonien.

Item den denischen glassemacheren vereherett 12 taller.

Item Hans Tiemann, jubielierern, abgekaufft ein diemantt creutz, welches des hertzogen jn Preussen vnde markgraff zue Ansbaches gemalle zu Gustrau vereherett. Darfur geben 200 taller. Vnde dan noch ein rinck, darjnnen diemant vnde rubin gestanden, welchen der herzoginnen hoffmesterinnen vereherett, jme darfur geben vnde bezallet 30 taller, ist zusammen 230 taller, welche er zue Butzau den 4. Nouembris anno 1579 eintpfangen.

Item meister Philippen dem steinmetzen zue Wismar zuestellen lassen auff rechenschafftt zue vnserem begrebnus 200 taller, darfur Jochim von der Lue, Gabriell Bruckman, rentmester, vnde Melcher Danckwartt, secritarius, burge darfur geworden. Geschehen zue Butzau, den 16. Nouembris.

Item Jurge goltschmitt zue Butzau hat 6 neue comentelin gemachett, darzue hatt er entpfangen 51½ taller; dieselbigen taller haben gewogen 3 ℔ 6 lott vnde haben an der wiedergewicht jn der vberantwurtunge 1 lott mer gewogen, vnde ist das macherlon darvon furs lott 3 ß, tuet jn alles 12 fl 21 ß; ist jme beßzalett.

Item fur 2 ringe, welche der curfurstinnen zue Saxen junckfrauen verehert worden, geben 22 taller. Der junckfrauen seint 2 gewesen.

Item fur 6 schenkkruglin gegeben einem jubilierer, Cornelius von Dole von Antorff[1]), gekauft vnde fur das stuck 7 taller gegeben. Sint dem frauenzimmer vereherett.

Item vor ein klenott gegeben, welches dem markgraffen von Ansbach jn dem Krantz vereherett geworden, kostett 105 taller.

Item fur 3 ring, welche vnserer dochter hofmesterinne vnde 2 junckferen bekommen, haben geben 94 taller."

Zum Schluß macht Groth Mitteilungen über Wismarsche Akten im Reichs-Archiv zu Stockholm. In dem vom Vorstande des Reichs-Archivs zu Stockholm, C. Th. Odhner, an den König erstatteten Bericht über die Arbeiten im Reichs-Archiv (abgedruckt in Meddelanden fran Svenska Riksarkivet. XV. Stockholm 1896) wird eine bedeutende Ablieferung von Akten und Rechnungsbüchern aus den Jahren 1631 bis 1805 erwähnt, die Wismar und Schwedisch-Pommern betreffen. Die Ablieferung umfaßt 1591 Volumina.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

J. Stuhrmann, Das Mitteldeutsche in Ostpreußen. Progr. des Königlichen Gymnasiums zu Deutsch-Krone. Ostern 1896. Deutsch-Krone 1896. 33 S. 4°.

Der vorliegende Teil des Programms behandelt die sogenannte breslausche Mundart in Ostpreußen. Zu Grunde gelegt ist die Sprech-

1) Antwerpen.

weise der Dörfer des östlichen Teiles; die, allerdings nicht wesentlichen Abweichungen des westlichen Teiles hat der Verfasser noch nicht systematisch gesammelt. Im übrigen ist das Material mit annähernder Vollständigkeit zusammengestellt. Von Wörterbüchern ist besonders das von Schade und Kluge benutzt. Der Verfasser behandelt die Vokale und Konsonanten, nachdem er vorher die zur Transskription notwendigen Zeichen erklärt hat. Auch die palatale und velare Aussprache des n ist durch Zeichen unterschieden. Der Lautstand der Mundart ist stets mit dem mittelhochdeutschen verglichen. So wird â (der Zirkumflex bezeichnet die Länge) behandelt entsprechend mhd. a, mhd. ë und e, ebenso a (die Kürze ist unbezeichnet gelassen) entsprechend mhd. a, mhd. ë und e, sowie in Wörtern, die erst in neuhochdeutscher Zeit auftreten, wie barsch, mank, dewatsch, sache, hak, krag (pl. krage), kwab u. a. Mit derselben Genauigkeit werden die übrigen Vokale und die Diphthonge behandelt. Es folgt S. 33 flg. der Lautwandel im starken Zeitwort, und zwar die Änderungen der Stammvokale und der Konsonanten, dazu auf S. 25 die Anomalien. S. 25—33 incl. wird der Konsonantismus untersucht. Die beigegebenen überaus zahlreichen Beispiele werden dem Dialektforscher als gute Materialsammlung zum Vergleiche mit andern Dialekten willkommen sein.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

Kleiner Wegweiser durch die Schwankungen und Schwierigkeiten des deutschen Sprachgebrauchs, Leipzig, Richard Richter, 1896. 144 S. Preis Mark 1,25.

Aufsatzsünden. Warnende Beispiele zu Nutz und Frommen der deutschen Schuljugend und zur Ersparung vieler roter Tinte. Leipzig, R. Voigtländers Verlag, 1897. Preis 50 Pf. Beide Schriften von Dr. Theodor Matthias, Oberlehrer am Königl. Realgymnasium in Zittau.

In dem Entwurfe eines Lehrplanes für den deutschen Unterricht im Realgymnasium (vergl. den 10. Jahrgang dieser Zeitschrift, 10. Heft S. 700—706) heißt es bei Aufführung des grammatischen Pensums für Quinta: Bei den grammatischen Erörterungen sind allenthalben die Schwankungen im Sprachgebrauch besonders zu berücksichtigen; für Untertertia: Besonders zu berücksichtigen sind Schwankungen des Sprachgebrauchs und gangbare Sprachfehler; für Obertertia: Die grammatischen Stoffe der vorhergehenden Klassen werden gelegentlich wiederholt unter Hinweis auf die häufigsten Verstöße gegen die Sprachrichtigkeit; endlich für Untersekunda: Das Verständnis für Sprachrichtigkeit ist weiter zu schärfen, das Gefühl für die Sprachschönheit zu wecken.

Zur Erreichung dieser mit Recht aufgestellten Forderungen dienen nun nach dem Urteile des U. in ganz hervorragender Weise die beiden Bücher, deren Titel am Kopfe dieser Besprechung aufgeführt sind. Die erste Schrift behandelt auf 133 Seiten „Schwankungen und Schwierigkeiten des deutschen Sprachgebrauchs" in vier Abschnitten: I. Wortbeugung, §§ 1—29; II. Wortfügung, §§ 30—39; III. Wortbildung, §§ 40—42, IV. Satzfügung, §§ 43—67. Demnach bietet der Wegweiser einen übersichtlichen und alles Hauptsächliche enthaltenden Auszug aus dem umfangreichen Werke desselben Verfassers: Sprachleben und Sprachschäden, Leipzig, Richard Richter 1892, 465 S. Preis geb. 6 Mark.

I. In dem ersten Abschnitt des Wegweisers (S. 9—39) werden wir mit dem Wichtigsten über die Beugung der Hauptwörter unter Berücksichtigung der Eigen- und Personennamen, der Titel, Beinamen und Fremdwörter (S. 9—16) bekannt gemacht. Hieran schließt sich die Besprechung alles dessen, was der Schüler über Beugung und Steigerung der Eigenschaftswörter wissen muß, wobei auch sprachgeschichtliche Bemerkungen nicht fehlen, die ja auch nach oben erwähntem Entwurfe von Obertertia an dem deutschen Unterrichte gelegentlich eingefügt werden sollen. U. erinnert hierbei nur an die Umlaut bewirkenden Endungen aus althochdeutscher Zeit und an solche, welche keinen Umlaut bewirken (S. 17—21). Sodann folgen Zahl- und Fürwörter (S. 22—27), welch letztere ziemlich ausführlich behandelt sind. Wegbleiben konnte nach des Berichters Ansicht § 20,4: Ein ehedem weiter verbreiteter unveränderlicher Instrumentalis steckt in den dativischen Wendungen alledem u. s. w. Bezüglich der Fürwörter gefällt U. besonders das in § 91,10 über wer und was Ausgeführte, denn gar zu oft hat der Lehrer des Deutschen gegen die falsche Anwendung genannter Fürwörter zu kämpfen. So las Berichter erst kürzlich in einem Cäsaraufsatze: Die Helvetier besaßen im Verhältnis zu ihrer Einwohnerzahl ein sehr kleines Gebiet, was gänzlich von der umgebenden Außenwelt abgeschlossen war. Deshalb wird es recht nützlich sein, wenn man in Zukunft die Schüler eindringlich auf den angeführten Paragraphen des Wegweisers aufmerksam machen kann. Hierher gehört auch § 22, der sich mit den Pronominaladverbien beschäftigt, gegen deren Anwendung häufig verstoßen wird. So liest man namentlich öfter womit auf Personen bezogen, was ganz gegen den Sprachgebrauch ist. Eingehend ist nun weiter das Thätigkeitswort behandelt mit besonderer Berücksichtigung der Hilfszeitwörter und Mittelwörter (S. 27—29). Hierbei spricht U. den Wunsch aus, daß in die zweite Auflage des Werkchens, die sicherlich in Bälde nötig sein wird, für Thätigkeitswort

Zeitwort eingesetzt werde, denn diese Verdeutschung des lateinischen Wortes „Verbum“ hat doch die meiste Anerkennung gefunden, was ja auch die seiner Zeit vom allgemeinen deutschen Sprachvereine vorgenommene Abstimmung bewiesen hat, und es ist doch ein wesentlicher Fortschritt, wenn nur ein Ersatzwort für jeden fremden Kunstausdruck verwendet wird.

Verfasser spricht in dem angeführten Abschnitte über die schwache und starke Beugung der Zeitwörter, führt die hauptsächlichsten Ablautsreihen (neun Gruppen) an und macht auf die Konjunktivformen der Gegenwart und der Vergangenheit aufmerksam, insofern als diesen der Umlaut zukommt oder nicht. Hieran schließt sich §§ 24—25 ein alphabetisches Verzeichnis der wichtigsten Verben, die in der Bildung einzelner, hauptsächlich der Stammformen schwanken. Diese Aufstellung ist sehr zu begrüßen, da, wie die Erfahrung lehrt, namentlich gegen die in diese aufgenommenen Zeitwörter die Schüler manche Fehler machen, indem sie entweder das Imperfektum oder Partizipium falsch bilden. Es mag hierbei erinnert werden an die Zeitwörter fragen, genesen, hauen, laden, schaffen, erschrecken, hangen, löschen, quellen, schmelzen, wiegen und wägen. Vor allem beachtenswert und lehrreich ist die Behandlung der Mittelwörter der Gegenwart und Vergangenheit (S. 37—39), weil diese ganze Auseinandersetzung wohl geeignet ist, vor falscher Anwendung namentlich des zweiten Mittelworts zu warnen, das häufig genug von jung und alt gleichermaßen falsch gebraucht wird. Man achte nur auf Wendungen wie: der uns betroffene schwere Verlust (Tod des Vaters), die für meinen Sohn im verflossenen Vierteljahre stattgehabten Auslagen (Aufstellung einer Abrechnung) u. dergl.

Bezüglich dieses ganzen ersten Abschnittes dürfte wohl der Wunsch einer Kürzung nicht unangemessen erscheinen, denn für ein Schulbuch ist die Formenlehre noch zu umfangreich. Der Herr Verfasser wird sicherlich beim Gebrauch seines Werkes im Unterrichte gar bald erkennen, was er sowohl hier als auch in anderen Abschnitten entbehrlich findet. Das Buch soll ja eben ein Wegweiser sein, bestimmt, den Schülern bei ihren Stilarbeiten in die Hand gegeben zu werden. (Vergl. Vorwort.)

II. Die Wortfügung (S. 39—60) beschäftigt sich mit dem Gebrauche der Geschlechts-, Umstands-, Verhältniswörter, den Fügungen von Hauptwort zu Hauptwort (die Schöpfung des Gewerkvereines der Dockarbeiter, Rankes Geschichte der römischen Päpste; anstatt Genitiv die Umschreibung durch Verhältniswörter: die Pracht des Waldes im Mittelgebirge, die Verletzung des Freundes durch Matthieu; Sauerstoffverbindungen aber: die Verbindung des Sauerstoffes mit dem Schwefel, eine Stätte der Erinnerung an den großen Meister u. a.) und Eigenschafts-

wort zu Hauptwort (sie wurden des Dorfes ansichtig, des Todes schuldig, sei des Namens der Väter wert, voll des innigsten Mitleids u. a.). Hieran schließt sich die Besprechung des Eigenschaftswortes als Beifügung bei einem Hauptworte (schmückende und unterscheidende Beiwörter), wobei nicht selten Verstöße vorkommen, indem über örtliche, zeitliche und andere Verhältnisse Angaben gemacht werden, die keine Artbestimmung enthalten. Vergl.: Klopstockische Nachahmer statt: Nachahmer Klopstocks; die eidesstattliche Versicherung statt: Versicherung an Eides Statt; er erhielt seine unerwartete Entlassung statt: unerwartet s. E.; der 70jährige Geburtstag statt: der siebzigste G.; er hat sich ein großes, jedoch nicht immer anerkanntes Verdienst erworben statt: er hat sich ein großes Verdienst erworben, wenn es auch nicht immer anerkannt wird u. s. w. Es wird von großem Nutzen sein, wenn der Lehrer gerade diesen Paragraphen gelegentlich mit seinen Zöglingen bespricht, damit diese Fehler der oben angedeuteten Art möglichst vermieden werden. In gleicher Weise möge auf § 39 unseres Buches aufmerksam gemacht werden, wo über Zeitwörter mit verschiedenem Falle unter Beifügung einiger Verben mit schwankender oder mehrfacher Fügungsweise gesprochen wird. Solche Zeitwörter nun, die nicht selten falsch gebraucht werden, sind z. B. angehn, ankommen (= befallen), ekeln, heißen, lassen, lehren.

III. Wortbildung (S. 61—71). Dieser Abschnitt enthält das Wissenswerteste über die bei der Wortbildung beobachteten sprachlichen Vorgänge und festgesetzten Regeln. Wir werden unterrichtet über die Möglichkeit und Bedeutung der Ableitungen (§ 40: vergleichen: Vergleich; Subst. auf -ung, heit, keit, ei, er; Adj. auf -ig, lich, isch), über Veränderungen der Form bei der Ableitung (§ 41), Wortzusammensetzung (§ 42), welche in eigentliche und uneigentliche Zusammensetzungen geteilt ist (Lindenbaum, Königsthron, Ärztetag, säulengetragen). Dabei weist der Herr Verfasser mit Recht auf manche Verkehrtheiten in der Zusammensetzung von Wörtern und auf unnötige Neubildungen hin, wie wir sie namentlich häufig in den Zeitungen lesen: Sizilienforscher, Dombaugenossenschaftsfest, Ist-Einnahmen, Zeichnenkasten für Zeichenkasten, Rechnenheft für Rechenheft, Erstaufführung, Altreichskanzler, Jetztzeit — eine gesundkräftige Erscheinung für: eine gesunde und kräftige E., ein ernstfreundliches Wesen für: ein ernstes und freundliches W. Als geradezu tadelnswert werden bezeichnet solche unfertige Zusammensetzungen wie: Inhaftnahme, Zurdispositionsstellung, in einvierteljährigen Terminen. Ganz kürzlich erst sah U. in der Zeitung Wortgebilde wie „Inaußerstandsetzung und Auseinanderverständigungsaktion der Liberalen". Eine falsche Bequemlichkeit dagegen verraten Ausdrucksweisen wie: Gewerbeausstellung Leipzig

anstatt: G. zu L. oder Leipziger G., Hofbräu München anstatt: Münchner H. So bietet denn auch der dritte Abschnitt des Wegweisers vieles Beachtenswerte.

IV. Satzfügung (S. 71—139). Naturgemäß nimmt der letzte Abschnitt des Buches den größten Raum ein, da ja in Bezug auf den Satzbau so vielerlei Eigentümlichkeiten und so manche Einzelheiten in Frage kommen. Trotzdem glaubt U., daß auch hier gekürzt werden könnte. Der Herr Verfasser bespricht zunächst den einfachen (§§ 43—52), sodann den zusammengesetzten Satz (§§ 53—67). Auf Grund dieser Einteilung erfahren wir das Nötige vom Subjekt, Prädikat, Objekt, von der Übereinstimmung im Geschlecht, in der Zahl, wobei namentlich auf nicht selten vorkommende Abweichungen und Schwankungen aufmerksam gemacht wird. Doch wünscht Berichter, daß § 47, 4a und b 1—4 gekürzt werde, da nach seiner Ansicht so manches hier Verzeichnete der Schüler schon durch Gebrauch und Übung gelernt hat, sodaß es einer besonderen Berücksichtigung in einem Wegweiser nicht bedarf.

Alsdann folgen Besprechungen über Übereinstimmungen in der Person und im Falle, über die Apposition und die Hauptwörtersucht. Die beiden letzten Abschnitte (vergl. §§ 50 und 51) verdienen einer ganz besonderen Rücksichtnahme in der Schule; denn eine genauere Behandlung der gutgewählten Beispiele wird sicher die Schüler vor manchen Fehlern in ihren deutschen Aufsätzen bewahren. „Mehr Zeitwörter, weniger Hauptwörter" möge als eine goldene Regel bei Abfassung der Stilarbeiten allseitig beachtet werden! Dann werden gewiß manche Geschmacklosigkeiten in der Ausdrucksweise (Subst. auf -ung) beseitigt werden und auch viele Mißfügungen (außer der Bitte um Ausstellung einer Bescheinigung über seine Beschäftigung beim statistischen Amte anstatt: außer der Bitte, ihm seine Beschäftigung beim st. A. zu bescheinigen) verschwinden. Über diesen Punkt möge das gut gewählte Beispiel auf S. 83 des Wegweisers eingesehen werden, das uns in trefflicher Weise darüber belehrt, wie auch unsere liebe Muttersprache durch Einfachheit der Ausdrucksweise vieles sagen kann; denn die bessere Satzfügung weist bei weitem weniger Hauptwörter auf und anstatt sieben nur eins auf -ung. Vermieden müssen auch werden zu viele einem Zeitworte oder Hauptworte beigegebene Umstandsbestimmungen, eine Mißfügung, die man immer irgendwie umgehen kann. Sehr lehrreich und förderlich für die rechte Behandlung unserer Muttersprache sind in dieser Beziehung die jetzt regelmäßig in der Z. d. a. d. Spr. erscheinenden Besprechungen von Einzelsätzen mit der Aufschrift: Zur Schärfung des Sprachgefühls (Februarnummer enthält fünf Beispiele).

Nachahmenswert ist nach Th. Matthias' Ausführungen auch nicht der substantivierte Infinitiv (§ 52) in Verbindung mit mehreren

Beifügungen, Umständen, u. s. w., die besser durch einen Satz ausgedrückt werden. Als Beispiele hierfür mögen dienen: Die Zeit des täglichen Hierherkommens statt: Die Zeit, wo sie täglich hierher kommen; Zeugnis für ein früheres Bestiegensein des Gipfels statt: Zeugnis dafür, daß der Gipfel früher bestiegen worden ist.

Ferner lenkt der Herr Verfasser in diesem Paragraphen die Aufmerksamkeit des Lesers auf den Unterschied zwischen Nennform und Verbalsubstantiv. Hierüber in den deutschen Unterrichtsstunden zu sprechen, bietet sich oft Gelegenheit, namentlich bei Rückgabe der Aufsätze, welche genug Anlaß geben, die Schüler die Schönheit und Reichhaltigkeit ihrer Muttersprache erkennen zu lassen. Vergl.: Die Erscheinung — das Erscheinen, die Gabe — das Geben, die Empfindung — das Empfinden, die Einschließung — das Einschließen u. a. m.

Bei der Behandlung des zusammengesetzten Satzes hat Verfasser auch einige sinnverwandte Bindewörter wie „nachdem, indem, seit, wenn" besprochen (§ 54), sodann den Relativsatz (§ 55) und andere als relativische Zusammenziehungen (§ 56), ferner sich eingehender über die Nennform (§ 58), das Mittelwort (§ 59), über die Zeiten und Aussageweisen (§§ 60—63), die Wortstellung (§ 64) und Verneinung (§ 65) verbreitet und schließt den reichhaltigen vierten Abschnitt seines Werkes mit eingehenden Erörterungen über den vielfach zusammengesetzten Satz (§§ 66—67), wobei noch im besonderen auf die Sparsamkeit und Einfachheit im Ausdruck, die Deutlichkeit und Anschaulichkeit der Darstellung, auf den Bilderschmuck der Rede, auf Bild und Vergleich hingewiesen wird, und, wie bei den früheren grammatischen Auseinandersetzungen, die einzelnen Regeln durch passend gewählte Beispiele in verständlicher Weise erläutert werden. Übrigens hätte Berichterstatter gern gesehen, wenn der Herr Verfasser in § 67 seines Buches die auf Seite 421 des größeren Werkes (Sprachleben u. s. w.) treffend gewählte Aufschrift verwendet hätte: Schreibe sorgfältig und sauber, sparsam und einfach, natürlich und anschaulich!

Aus vorstehendem ist ersichtlich, daß Dr. Th. Matthias' „Kleiner Wegweiser" trotz dem geringen Umfange eine seltene Reichhaltigkeit des behandelten Stoffes bietet. Wenn nun auch die Anordnung desselben unbedingte Anerkennung verdient, so erscheint doch die sichtlich erstrebte Übersichtlichkeit dadurch beeinträchtigt, daß nicht selten in den einzelnen Abschnitten zu viele Unterabteilungen gemacht sind, infolgedessen es dem Schüler nicht immer sogleich gelingen wird, das Gesuchte zu finden. Berichter verweist in dieser Beziehung auf § 53, 1, 2, 3 a b c, 4 a—g, auf § 54 mit sieben Nummern und mehreren Unterabteilungen, desgl. § 55, § 59 und § 67, welcher sieben Seiten umfaßt. Sollten sich diese Para-

graphen nicht kürzen und vereinfachen lassen? Zu schwer für ein Schulbuch ist das in § 64 unter III und IV Vorgetragene: die dort gegebenen Regeln müssen vereinfacht und manche schwer verständliche Ausdrücke (psychologisches Grundgesetz, stilistisch-rhetorische Gesetze, logischer Accent, Bedeutungsfärbung des ganzen Satzes) durch andere ersetzt werden. Überhaupt sind U. manche eigentümliche und dem Schüler wohl nicht immer verständliche Ausdrücke aufgefallen. Einige von diesen mögen hier erwähnt werden: Bedeutungsspaltung (S. 9), unumgelautete Mehrzahlen (S. 11), forsch oder burschikos gefärbte Sprache (S. 13), Fallbezeichnung (S. 20), ein fester Begriff, ein aus der Handlung hervorgegangener Gegenstand (S. 40), eine Verhältnisbestimmung (S. 53), die auslandfreudige Gelehrtenwelt (S. 65), zusammengeschweißt (mancherorts S. 66), eine verschwommene und empfindelnd gefühlvolle Darstellungsweise (S. 70), aussonderndes Formwort (S. 76), zuständliche Verben (S. 79), gedeckte und reine Spitzenstellung (S. 86), bloßes Aneinanderrücken für **Anreihen** wegen der besonderen Art zusammengesetzter Sätze: **Satzreihen** (S. 86), uninteressierte Mitteilung (S. 102), launige oder bittere Ironie (S. 103), vollständige Fügungslosigkeit (S. 106), ein sinnlich wahrnehmbarer Zustand (S. 107), eine ziemlich junge Anwendung dieses . . . Konjunktivs (S. 114), die durch das Bild beabsichtigte Illusion (S. 137).

Das Inhaltsverzeichnis (S. 140—144) ist nicht ganz verläßlich. Hat z. B. der Schüler gegen die Anwendung der Fürwörter **wer**, **was** verstoßen und soll diesen Fehler zu Hause verbessern, so wird er im Inhaltsverzeichnis vergeblich nach jenen Fürwörtern suchen, über deren richtigen Gebrauch in klarer Darlegung S. 25 gesprochen wird. (Vergl. dagegen „Aufsatzsünden" S. 77 J.-B.) So fehlen weiter Stichwörter wie **womit**, **wovon**, **worunter**, **Kongruenz** (besprochen S. 74), **Apposition** (S. 80), **zusammengezogene Sätze** (S. 87) u. a. m. Ferner vermißt man ebendaselbst die reflexiven Verben **sich entpuppen**, **sich darstellen**, während doch andere wie **sich betrachten**, **sich gebärden**, **sich geben als** u. s. w. nicht fehlen. Dieser Hinweis mag genügen.

Druckfehler sind U. folgende begegnet: **Schaar** für **Schar** (S. 18), am **sündlichsten** gelegen für südl. g. (S. 21), einen **obliqueen** Kasus für einen obliquen K. (S. 24), du **schafft** für schaffst (S. 28), **vorsündflutlich** (? S. 63). Auf S. 92 heißt es unter Abschnitt 5: Vgl. zu c), obwohl bei Besprechung der Regeln nur a) und b)-Abteilungen aufgeführt sind. Vergl. so daß anstatt sodaß (S. 124).

Diese einzelnen Ausstellungen sollen den Wert des trefflichen Buches durchaus nicht beeinträchtigen, sondern dem Herrn Verfasser nur beweisen,

mit welch' reger Teilnahme Berichter den „Kleinen Wegweiser" durchgelesen hat. Dieser hegt daher die Ansicht, daß das Werkchen in den Händen der Schüler, namentlich der Mittelklassen höherer Schulen aller Gattungen, von großem Nutzen sein wird, wenn sie es fleißig bei ihren deutschen Schreibübungen benutzen werden. Doch über die Benützung selbst möchte noch ein kurzes Wort beigefügt werden. U. wünscht nicht, daß das Buch etwa systematisch im Unterrichte durchgenommen werde: es soll ja auch keine Grammatik sein. Derselbe denkt sich die Benutzung der Schrift vielmehr so: Für die Stunde, in welcher die Rückgabe der Aufsätze erfolgt, müssen die Zöglinge der betreffenden Klassen das Buch zur Hand haben. Der Lehrer wird aus seinen Aufzeichnungen über die einzelnen Stilarbeiten das Fehlerhafte zur Sprache bringen, etwa in der Reihenfolge: Verstöße gegen die Rechtschreibung, Grammatik, Zeichensetzung, Wahl des Ausdrucks, den Satzbau u. a. m. Die gleichartigen Fehler werden besonders hervorgehoben und gemeinsam besprochen. Sobald nun die Zöglinge gegen eine in den einzelnen Paragraphen des „Kleinen Wegweisers" behandelte Regel gefehlt haben, so wird, je nach der Schwierigkeit des einzelnen Falles, der Inhalt desselben entweder sofort in der Stunde besprochen oder den Schülern der betreffende Abschnitt zur sicheren Aneignung für eine der nächsten deutschen Unterrichtsstunden als Aufgabe gestellt.

Wird diese Art der Benutzung des Wegweisers regelmäßig wiederholt, so werden ohne Zweifel die Zöglinge allmählich mit dem Buche bekannt und in ihm heimisch. In der soeben angedeuteten Weise verfährt U. bei Verstößen gegen die Rechtschreibung: Auf dem Bruche des Schülerheftes wird nur der Paragraph der Regeln und des Wörterverzeichnisses für die deutsche Rechtschreibung (z. B.: RW. § 16) vermerkt, worauf der Zögling selbständig die Verbesserung vornehmen und eine sogenannte Gruppe dem falschgeschriebenen Worte beifügen muß. Ist beispielsweise „Thurm" geschrieben worden, so liest man am Rande des Heftes: RW. § 16; die Verbesserung lautet aber auf der rechten Seite des Heftes, welche zu diesem Zwecke stets frei bleibt: Turm, Wirt, Furt. Oder: etwas wichtiges; nach RW. § 21,3 erfolgt die Verbesserung: etwas Wichtiges, nichts Gutes, viel Schönes, allerlei Erfreuliches u. dergl. Beispiele mehr. In derselben Weise denkt sich nun Berichter die Verwendung des „Kleinen Wegweisers." So las U. kürzlich in dem Cäsaraufsatze eines seiner Schüler: In dem stattgefundenen Landtage der Gallier wurde beschlossen . . . Hier wird die Randbemerkung im Hefte lauten: Kl. W. § 29, 2a. Bei Rückgabe der Aufsätze wird der Lehrer die Gelegenheit ergreifen, seine Schüler unter Berücksichtigung des bereits angeführten Paragraphen sowie des § 59 eingehend über den Gebrauch der Mittel-

wörter unserer Muttersprache zu unterrichten. Die Hauptregeln hierüber sowie einige zur Erläuterung derselben dienenden Beispiele, deren ja das Buch eine reiche Auswahl bietet, müssen die Schüler für eine der nächsten deutschen Unterrichtsstunden sich fest eingeprägt haben. Kleinere Abschnitte können sie selbständig durchstudieren und darüber bei Gelegenheit in zusammenhängender Rede Bericht erstatten.

Wenn nun dieses Verfahren ungefähr zwei Jahre hintereinander genau beibehalten wird, dann dürfte wohl der Zögling mit dem Buche genugsam vertraut sein, ja es lieb gewonnen haben, da er es als einen zuverlässigen Ratgeber und sichern Führer bei seinen Schreibübungen schätzen gelernt hat. Gern wird er es dann auch später noch, selbst als Oberprimaner, zur Hand nehmen und aus ihm Belehrung schöpfen. Aber nicht nur Lehrer und Schüler, sondern auch alle Freunde unserer Muttersprache werden sich freuen, in Th. Matthias' Kleinem Wegweiser eine recht ansprechende, gründliche und wissenschaftliche Behandlung wichtiger sprachlicher Fragen zu finden. Darum begrüßen wir das Buch mit freudigem Danke und wünschen ihm die weiteste Verbreitung.

Denselben Wunsch hegen wir auch bezüglich der zweiten Schrift von Dr. Th. **Matthias**, welche den Titel führt: Aufsatzsünden. Man kann diese insofern einen Auszug des Kleinen Wegweisers nennen, als in ihr zahlreiche Mustersätze vorhanden sind, welche diesem entnommen sind. Das Werkchen enthält eine Ausstellung von Schülerfehlern, von Verstößen gegen die Muttersprache, die aber zugleich als unerschöpfliche Quelle reicher Belehrung dienen können. Denn sie sollen die Schüler anspornen, das Richtige bei Zeiten zu lernen, damit ihnen das Übel, einmal eingewurzelt, nicht auch zeitlebens anhaftet. Diese werden aber um so eher ihre Schreibweise verbessern und manche Fehler vermeiden lernen, je fleißiger sie das in so freundlich mildem und gar oft scherzhaftem Tone verfaßte Büchlein lesen werden. (Man vergleiche in dieser Hinsicht Nr. 22, 24, 28, 31, 35, 37, 41, 43, 45, 51, 58.) Dann werden sie auch nicht mehr vor dem Titel des Schriftchens zurückschrecken, sondern wiederholt den „offenherzigen Plaudergang durch diese Ausstellung der Aufsatzsünden" antreten. Haben sie doch seinen Verfasser als einen warmen Freund der lieben Muttersprache, aber auch der deutschen Jugend kennen gelernt.

Das Werk selbst besteht aus einer launigen Ansprache des Herrn Verfassers an sein Büchlein (anstatt eines Vorwortes), ferner aus 58 kürzeren und längeren Abschnitten über Verstöße gegen die Muttersprache (S. 7—74) und schließlich aus einem Inhaltsverzeichnis (S. 75—77). Die einzelnen Abschnitte sind so abgefaßt, daß am Kopfe derselben gewissermaßen als Aufschrift — und zugleich auch als Warnung — das

Fehlerhafte steht, aus dem der Herr Verfasser in stets geschickter Weise zum Richtigen überleitet und den Leser durch anregende Belehrung davon zu überzeugen sucht. Damit man sich aber ein rechtes Bild von dem reichen Inhalt der kleinen Schrift machen kann, dürfte es am Platze sein, eine kurze Übersicht desselben im folgenden zu geben. In Nr. 1—4 werden wir mit verfehlten Lautbildern bekannt gemacht (stürtzen, Gewinnst, entgiltig anstatt: stürzen, Gewinst, endgiltig), Nr. 5 handelt von der Weglassung oder Beibehaltung des Geschlechtswortes bei Eigennamen (Ermordung des Siegfried anstatt: Siegfrieds E., der Dichter des Parzival), Nr. 6 von Fehlern gegen Deklination. Nr. 7 eifert gegen die Verhimmelung solcher Fügungen, die fremden Sprachen (franz. oder engl.) entlehnt sind. Aus Nr. 8 hören wir die Leidensgeschichte des Buchstaben m, wobei mit kräftigen Worten die m-Trägheit gerügt wird (vor den König erscheinen anstatt: vor dem K. e.), während umgekehrt in Nr. 39 vor der Affenliebe für den Dativ nach nicht dativischem Beziehungsworte gewarnt wird (auf dem Kreuzzuge Konrads III., dem (anstatt: des) ersten Hohenstaufen. Der Buchstabe m bietet dem Verfasser zugleich Gelegenheit, über die starke und schwache Beugung der Eigenschaftswörter zu sprechen. Doch ist es besser, wie Berichter meint, den 8. Abschnitt mit der Mahnung zu schließen: „Ihr, die ihr mit m und n auf dem Kriegsfuße lebt, vertieft euch recht oft in diese Nummer und richtet euch nach den hier besprochenen Hauptregeln!“ Schwankungen im Sprachgebrauche bleiben jetzt noch besser weg und gehören in den „Kl. Wegweiser.“

Die nächsten Nummern (9—18) warnen zunächst davor, beim Schreiben den Mund voll zu nehmen und etwas massig aufzutragen (Napoleon, der größte Feldherr aller Zeiten), sodann vor den steifbeinernen Gewandstücken des Aktenstiles (die Inangriffnahme geschieht), weiter vor Verstößen gegen den Gebrauch der Fürwörter und Pronominaladverbien, während Nr. 19 die wohllautenden Zusammenziehungen (vom, im, aufs anstatt: auf das beste) und der formelhaften Ausdrücke wie ins Auge fassen, instand setzen für „in das Auge f., in den St. f.“ empfiehlt, wofern diese nicht durch eine Beifügung oder einen Satz näher bestimmt werden (vergl.: ein Schiff instand setzen, aber: seinen Vertreter in den Stand setzen, alle Entscheidungen selbst zu treffen). Nr. 20 giebt Aufschluß über die Fälle, in welchen das Geschlechtswort wiederholt werden muß und wenn nicht (hinter einem tiefen Graben und hoher Mauer anstatt: und einer hohen Mauer. Es war an einem heißen und einem aufregenden Tage für u. aufr. T.). Nr. 21—24 handeln von Zeitformen und -wörtern, die nicht selten falsch gebildet und abgelautet werden (dünken, hauen, erlöschen u. a.), Nr. 25 warnt vor der

Weglassung von worden in der 2. und 3. Vergangenheit, wenn die Entwickelung der Thätigkeit dargestellt werden soll, wie sie sich unter bestimmten Verhältnissen und zu bestimmter Zeit vollzogen hat. Nr. 26 beschäftigt sich mit den widersinnigen Ausdrucksweisen wie: ich habe es verboten bekommen, Nr. 27 mit der Regel, nach welcher weder Fügungs- noch Bedeutungsunterschiede verwischt werden dürfen: er hat nicht hören gewollt für: h. wollen; die Gebeine Napoleons wurden nach Paris überführt anstatt: übergeführt). Nr. 28 kämpft gegen sprachwidrige Fügungen beim Gebrauch von Partizipien (der ihn betroffene Verlust, die stattgefundene Versammlung) und tritt thatkräftig für das allein richtige, anschauliche Deutsch ein: der Verlust, der ihn betroffen hat, die abgehaltene Versammlung. Fertig mit seiner Sprachbildung ist nach Nr. 29 nicht, wer sagen oder schreiben kann „ein anständig junger Mann oder ein rechter braver Junge" anstatt: ein anständiger, junger Mann und ein recht braver Junge, denn er kennt nicht die Regeln: 1) Vor Eigenschafts- wort und Hauptwort tritt ein zweites Eigenschaftswort wieder in der gebeugten Form, wenn es zum Hauptworte gleich dem ersten gehört (Beiordnung) und 2) Eigenschaftswörter, die bloß den Grad einer Eigen- schaft bestimmen und nur zu dem vor einem Hauptworte stehenden Eigenschaftsworte gehören, müssen in der ungebeugten Form (als Adverbien) vortreten. — Die richtige Anwendung der Verhältniswörter zugleich mit Berücksichtigung des Subjekts- und Objektsgenitiv lernen wir aus den Nrn. 30—35 kennen, indem auch hier der Verfasser den Leser aus der vorangestellten Mißfügung in verständlicher Weise zum Richtigen leitet. Im folgenden (Nr. 36—38) werden erwähnt falsch gebrauchte Beifügungen (Schillerscher Verehrer anstatt: V. Schillers), Zeitwörter mit falschem Kasus (einem etwas lehren), Prädikatsadjektive in gebeugter Form (die Entfernung war eine sehr große für: war s. groß) u. a.

Zu beachten sind ferner die über die einfache Apposition geltenden Regeln sowie die mit als verbundene Apposition (Nr. 39—40), welche ebenso wie das mit als verbundene Aussagewort in den nämlichen Fall wie das Beziehungswort kommen [Bis nach Paris, der (nicht die) Hauptstadt Frankreichs. Die Griechen wählten Philipp als Feldherrn (nicht Feldherr) gegen die Perser. Meine Kinderjahre verflossen mir als Berliner Schusterjungen (nicht Schusterjunge)]. Könnte nicht der Zusatz zu Nr. 39 und 40 (S. 48) in den Kl. W. aufgenommen werden, in dessen 49. und 50. Paragraphen die Regeln über die Apposition, auch die Abweichungen, im Zusammenhange besprochen werden? U. würde sich zunächst auf den dritten Fall der Abweichung von den Regeln der Apposition beschränkt haben.

Hiernach folgen in Nr. 41—50 Besprechungen über die Fügungen im Vergleichssatze (— Zusammenstellung ungleichartiger Dinge muß vermieden werden —), über den Gebrauch von anstatt und außer, über die Wortstellung im Deutschen, womit sogleich Nr. 55 verglichen werden kann, wo vor der Nachahmung lateinischer oder französischer Wortstellung gewarnt wird, so wie Nr. 57, wo eine einfache und natürliche Wortstellung empfohlen wird. Es mag ferner noch hingewiesen werden auf die Besprechungen der Verknüpfung von Relativsätzen mit Berücksichtigung des oft falsch angewendeten Bindewortes und, über den Satzbau, der nicht selten Mißverständnis bewirkt dadurch, daß ein Relativsatz falsch angefügt ist (vergl.: Der Weidmann tötete lieber den Hund, seinen treuen Begleiter, welchen er feierlich begrub anstatt: D. W. t. d. tr. Hund und begrub ihn feierlich. Der Blitz warf einen Arbeiter, der in das Krankenhaus gebracht werden mußte, nieder anstatt: Der Bl. w. e. A. n., der daher ins Krankenhaus gebr. w. m.), über die Nennform mit „um zu“ zur Bezeichnung des Zweckes. In Nr. 51 wird der verkehrte Gebrauch des zweiten Mittelwortes infolge falscher Beziehung desselben gerügt, in Nr. 52 vor dem Wechsel der Zeiten in ein und demselben Satze gewarnt, in Nr. 53 auf das Gesetz der abhängigen Rede aufmerksam gemacht und in Nr. 54 für die Erhaltung der Konjunktive des Imperfektums eine Lanze gebrochen und die Einschmuggelung der oft schwerfälligen Umschreibung mit würde zurückgewiesen. In den Schlußnummern 57 und 58 rügt Verfasser insbesondere diejenige Schreibweise, in welcher der Wohlklang und die Übersicht durch Häufung von Beifügungen zu einem Hauptworte, durch Schachtelsätze und oft klumpenweise zusammengeballten Verben beeinträchtigt werden.

Vorstehender kurzer Rundgang durch die Ausstellung der Aufsatzsünden wird den reichen Inhalt der kleinen Schrift bezeugen. Sein Wert besteht vor allem darin, daß der Herr Verfasser mit Klarheit und Bestimmtheit aus dem Fehlerhaften zu dem Richtigen hinüberleitend alsdann die feste Regel aufstellt. Diese ganze Art der Durchführung läßt darum auch den erfahrenen Schulmann erkennen, dem wir unsern Dank für seine treffliche Arbeit dadurch am besten zollen, daß wir sein Büchlein der lernenden Jugend, vor allen unsern Quartanern und Untertertianern — auch Bürgerschüler und -schülerinnen werden viel aus ihm lernen können — zur fleißigen Benutzung angelegentlichst empfehlen. Doch wird es auch nichts schaden, wenn der Lehrer seine Zöglinge gelegentlich in die Geheimnisse des launigen Büchleins einweiht und ihnen hier und da das Verständnis für das in einzelnen, namentlich umfangreichen Abschnitten Vorgetragene durch eingehende Erläuterungen erleichtert. Bei dieser Gelegenheit wird sich zugleich herausstellen, welche Abschnitte der

Schrift ganz oder teilweise geändert oder verkürzt werden können, auch was vollständig wegbleiben kann. Denn es ist eine feststehende Thatsache, daß man über den Wert eines Schulbuches erst dann ein endgiltiges Urteil fällen kann, wenn man es wenigstens zweimal in der Klasse mit den Schülern durchgenommen hat.

So verhält es sich auch mit den beiden im vorstehenden besprochenen Büchern des Herrn Amtsgenossen Dr. Th. Matthias, deren Gesamtwert und Vorzüglichkeit man rückhaltlos anerkennen muß.

Darum rufen wir beiden Schriften aufrichtigen Herzens ein Glückauf zu ihrer Rundreise durch das engere und weitere Vaterland zu. Sie werden gewiß überall freundliche und willige Aufnahme und die verdiente Anerkennung finden. Hat sich dieser unser Wunsch erfüllt, dann ist auch der Zweck obiger Besprechung erreicht.

Döbeln. **W. Poetzsch.**

Neu erschienene Bücher.

Bismarckbriefe 1836—1872. Sechste, stark vermehrte Auflage, herausgegeben von Horst Kohl. Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing 1897. XX, 357 S.

Theodor Echtermeyer, Auswahl deutscher Gedichte für höhere Schulen. 32. Auflage, herausgegeben von Ferdinand Becher. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1897. XXVIII, 950 S.

Ernst Linde, Persönlichkeits-Pädagogik. Ein Mahnwort wider die Methodengläubigkeit unserer Tage. Mit besonderer Berücksichtigung der Unterrichtsweise Rudolf Hildebrands. Leipzig, Richard Richter. 1897. 170 S.

Freytags Schulausgaben:

Herder, Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit (Auswahl), herausgegeben von Ernst Naumann Preis geb. M. 1.

Tacitus, Germania, übersetzt und herausgegeben von Friedrich Seiler. Preis geb. M. 0,40. Leipzig, G. Freytag 1897.

Rudolf Lehmann, Der deutsche Unterricht. Eine Methodik für höhere Lehranstalten. Zweite Auflage. Berlin, Weidmann 1897. XIX, 460 S. Preis M 9.

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher rc. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Ludwig Richterstr. 2.

Griechische und römische Skulptur im deutschen Unterricht.

Von Julius Sahr in Dresden.

I. Einleitung; Allgemeines.

Im Jahre 1893 trat ich in dem Aufsatze „Das Bild im deutschen Unterricht" (vergl. diese Zeitschrift VII, 651—669) warm für die Verwendung des Bildes im Unterricht überhaupt und im deutschen insbesondere ein und konnte auf zwei ausgezeichnete Hilfsmittel dazu, die Werke von G. Könnecke und von W. von Seidlitz hinweisen. Seitdem hat die Benutzung von Bildern für den Unterricht einen Aufschwung genommen, den damals wohl niemand ahnte. Nicht nur, daß unterdes von Könneckes „Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur" eine reich vermehrte, trefflich verbesserte zweite Auflage (1894/95) erscheinen konnte und daß das damals in zweiter Auflage erscheinende „Allgemeine historische Porträtwerk" von W. von Seidlitz auch heute nicht aufhört, in- und außerhalb der Schule die Aufmerksamkeit neuer Kreise auf sich zu ziehen; nein, der Gedanke, das Bild, die Illustration zur Belebung des Unterrichts heranzuziehen, ist so allgemein anerkannt, daß wohl heute niemand mehr daran denkt, seine Berechtigung zu bestreiten. Er muß doch schon damals, wie man zu sagen pflegt, in der Luft gelegen haben. Kein Wunder daher, daß meine damals am Ende geäußerte Zuversicht, es werden den beiden, meist das Porträtgebiet berührenden Werken „andere folgen und der Schule auf anderen illustrativen Gebieten nützen", vollauf bestätigt wurde. Auch solche Schulbücher, für die früher niemand Bilder verlangt hätte, werden heute wie selbstverständlich damit versehen, während ich z. B. noch 1892 bei der Herausgabe eines solchen kleinen Büchleins für die Schule umsonst für die Aufnahme eines Bildnisses gekämpft habe.[1])

1) Daß ausnahmsweise auch schon 1893 Verleger auf den gesunden neuen Gedanken eingingen, beweist z. B. Ferdinand Schultz' des bekannten Charlottenburger Schulmannes treffliches „Lehrbuch der alten Geschichte für die Oberstufe u. s. w." I. Griechische Geschichte, wo es S. VII heißt: „Die Freigebigkeit des Herrn Verlegers (L. Ehlermann, Dresden) hat das Lehrbuch mit Abbildungen ausgestattet. Diese sollen anregend wirken und den dürren Lehrstoff durch Anschauung beleben. Daß die Zahl sich nicht übermäßig ausdehnte, verbot schon die Rücksicht auf den Preis des Buches. Für die Auswahl ist, soweit dies bei dem Zugänglichen möglich war, das Hervorstechende einer Persönlichkeit oder das Eigenartige eines Gepräges maßgebend gewesen. Für die Beigabe

Wie schnell und zum Glücke wie sehr haben sich da die Anschauungen geändert!

Ich will hier nicht den Versuch machen, die neuen bildlichen Hilfsmittel für den Unterricht auch nur einigermaßen vollständig aufzuzählen; nur einige wenige möchte ich namhaft machen, dabei aber nicht die Bemerkung unterdrücken, daß in dieser Hinsicht der neusprachliche Unterricht gewiß vorbildlich gewirkt und andere Gebiete beeinflußt hat. Wie schon 1893 erwähnt, wurde auf neusprachlichem Gebiete der Gedanke, den Unterricht durch Bilder zu beleben, bereits 1888 zielbewußt verfolgt und den damaligen Anschauungen der Anregenden entsprechend zu verwirklichen gesucht.[1]) Seitdem hat dieser Gedanke im französischen und englischen Unterrichte nie geruht, sondern ist unaufhörlich wieder vertreten, verbreitet und ins Praktische übersetzt worden. Plötzlich kam Hilfe von ganz anderer Seite. Die *Hölzelschen Wandbilder*,[2]) seit 1885 schon im Erscheinen begriffen und zunächst für den elementaren Anschauungsunterricht bestimmt,[3]) fanden seit etwa 1890 im neusprachlichen Unterrichte Verwendung. Sie haben nicht nur auf diesem Gebiete geradezu bahnbrechend gewirkt und die Bilderfrage praktisch gelöst,[4]) sondern diese Frage überhaupt mehr in den Mittelpunkt des allgemeinen Schulinteresses gerückt. Ich möchte hier dafür eintreten, daß sie, ihrer ursprünglichen Bestimmung gemäß, auch an *höheren Schulen* im *deutschen* Unterricht lebhafter verwendet werden, was um so leichter möglich ist, als sehr viele höhere Schulen sie schon (für den neusprachlichen

---

werden insbesondere die Anstalten dankbar sein, *denen es an genügenden Anschauungsmitteln geschichtlicher Art fehlt, und deren Zahl ist sehr groß; der Schüler aber wird sein Lehrbuch derenwegen nur um so lieber gewinnen.*" Ich führe die bedeutsamen Worte an, die ahnen lassen, einen wie warmen Förderer der Bildersache wir in Ferdinand Schultz haben. Seitdem (1893, 94, 96) ist auch die römische, mittlere und neuere Geschichte erschienen. Diese vorzüglichen Lehrbücher seien aufs wärmste empfohlen!

1) Vergl. Lyons Ztschr. f. d. d. Unterr. VII, 656 flg.

2) Ed. *Hölzel*, Wien; Bildgröße 140:93 cm. Bisher erschienen: Frühling, Sommer, Herbst, Winter, Bauernhof, Gebirge, Wald, Stadt, Paris, London (die beiden letzteren nach Aquarellen von L. H. *Fischer*). Preis jedes Bildes auf Leinwand mit Stäben Mk. 7,25; die letzten beiden Mk. 8,20. Neben der großen giebt es (eine sehr gute Einrichtung!) eine Handausgabe, Größe 29:19 cm, zur häuslichen Repetition für die Schüler; Preis 18 Pf. das Stück, die letzten beiden 20 Pf.

3) Vergl. Ed. *Jordan*: Materialien für den Anschauungsunterricht in der Elementarklasse, 3. Aufl.; und Ad. *Winter*: Hölzels Wandbilder für den Anschauungsunterricht zur praktischen Verwendung beim deutschen Sprachunterricht; beide bei Hölzel erschienen.

4) Vergl. *Martin Hartmanns* trefflichen Vortrag: Die Anschauung im neusprachlichen Unterricht, Wien, Hölzel, 1895. 8°. 34 S.

Unterricht) besitzen. Zu Aufgaben für deutsche Aufsätze und Stundenarbeiten z. B. auf der Unterstufe sind sie sehr geeignet.

Ziemlich schnell sind den Hölzelschen Wandbildern die künstlerisch weit höher stehenden kulturgeschichtlichen Bilder Ad. Lehmanns[1]) gefolgt, die seit 1889 erscheinen. Sie bilden ein ganz treffliches Anschauungsmittel für den deutschen und geschichtlichen Unterricht. Wie ich erprobt habe, bewähren sie sich trefflich z. B. bei deutschen Arbeiten, die, an sie angelehnt, sich durch besondere Frische und Güte auszeichneten. Auch in der mündlichen Besprechung sah man recht, wie das Bild die Klasse belebte. — Mit diesen beiden Bilderreihen hat nun, wie ich hoffe, das große, deutliche, farbige Wandbild dauerndes Bürgerrecht im deutschen Unterricht gewonnen.

Sind nun die zuerst erschienenen Hölzelschen Bilder zunächst reine aber gute Nützlichkeitsbilder, so bilden seine beiden letzten, Paris und London, sowie Lehmanns „Kulturgeschichtliche Bilder" entschieden den Übergang zum Kunstwerk; denn namhafte Künstler, wie C. Gehrts, J. Gehrts, W. Räuber, C. Röchling u. a. sind in der Lehmannschen Sammlung zu Nutz und Frommen der Schule thätig gewesen; andere Bilder sind freilich auch hier noch weniger gelungen. Hingegen tritt seit April 1895 ein neues Unternehmen, nämlich Seemanns Wandbilder[2]) endlich für die Verwendung wirklicher und anerkannter Kunstwerke im Unterricht ein, ganz im Sinne meiner Ausführungen von 1893, wo ich ja für Benutzung von Kunstwerken im Unterrichte eintrat, nur daß eben damals keine anderen Kunstwerke als Porträts in ansprechender Form zu diesem Zwecke zur Verfügung standen. Zur Charakterisierung von Seemanns Sammlung sei nur kurz bemerkt, daß diese Bilder Lichtdrucke, teilweise wohl auch direkte Aufnahmen nach dem Original sind,

---

1) Leipziger Schulbilderverlag von F. E. Wachsmuth; Bildgröße 88:66 cm. Erschienen sind: Germanisches Gehöfte (4. Jahrh.), Sendgrafengericht (8. Jahrh.), Im Klosterhofe (10. Jahrh.), Ritterburg, Im Rittersaal, Turnier (13. Jahrh.), Belagerung (14. Jahrh.), Stadtinneres (15. Jahrh.), Bürgerliches Wohnzimmer, Bauern und Landsknechte (16. Jahrh.), Lagerleben (17. Jahrh.), Aus der Rokokozeit (18. Jahrh.). Ein einzelnes Bild auf Leinwand mit Ösen kostet Mk. 2,80. Zu diesen Bildern giebt es einen guten Kommentar (3 Hefte, 2. und 3. Aufl.) von Th. Heymann und A. Übel, der auch kleine Reproduktionen der Bilder enthält.

2) E. A. Seemann, Leipzig; Lichtdrucke im Format 78:60 cm. 100 Meisterwerke der Baukunst, Bildnerei, Malerei; 10 Lieferungen zu je 10 Blatt, die Lieferung Mk. 15. Es sind darin z. B. folgende Werke der antiken Skulptur erschienen, bez. in Aussicht genommen: Zeus von Otricoli, Hera Ludovisi, Laokoongruppe, Orest und Elektra, Venus von Milo, Augustusstatue. Da ich dieses Werk noch nicht kenne, muß ich mir einen ausführlichen Hinweis darauf für später vorbehalten.

ferner, daß, da hier unter den 100 Bildern der Sammlung alle Künste und alle Zeiten vertreten sind, auf jede einzelne Kunst und einzelne Zeit nur eine kleine Zahl von Tafeln fallen kann.

In wesentlich anderem Rahmen nun bewegt sich die Sammlung, die ich heute den Lesern vorzuführen habe: Denkmäler griechischer und römischer Skulptur, Auswahl für den Schulgebrauch u.s.w., herausgegeben von A. Furtwängler und H. L. Urlichs (erscheint bei der rühmlichst bekannten Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vormals Friedrich Bruckmann in München). Hier handelt es sich um 50 große Bildertafeln, aber, wie der Titel zeigt, nur um Werke der antiken Bildnerei. Die Bilder sind unveränderliche Phototypien, und zwar (vgl. eine Ausnahme S. 570) Aufnahmen nach den Marmororiginalen.

Ehe ich den Lesern der Zeitschrift dieses herrliche Werk vorführe, gilt es, den Standpunkt festzustellen, von dem aus ich mir die Benutzung dieser und ähnlicher Bilder im Unterricht denke. Die Fragen 1): Was bezweckt überhaupt die Benutzung von Kunstwerken (in Abbildungen) im Unterricht? und 2): Welche Wege sind einzuschlagen, um das Verständnis solcher Kunstwerke beim Schüler anzubahnen? — sind von großer Wichtigkeit, und es ist daher nicht gleichgiltig, von welchen Gesichtspunkten aus man sie beantwortet.[1]) Ich möchte wenigstens andeuten, wie ich mich zu beiden Fragen stelle.

Von welchem Gesichtspunkte aus man diese Fragen auch beantworten mag, ohne eine Voraussetzung ist jede Antwort unmöglich: Der Lehrer selbst muß Sinn für Kunst haben, also in diesem Falle für die antike Plastik. Ähnlich äußert sich Gurlitt, der freilich weiter geht und in dieser Beziehung ein sehr bitteres Urteil fällt (a. a. O.): „Die Frage, wie der Lehrer bei dem Schüler Kunstverständnis wecke, ist nach meiner Ansicht erst dann zu lösen, wenn es bei den Lehrern geweckt ist. Die erfahrenen Kunsthistoriker bestätigen uns, daß die Philologen ganz

---

1) In den letzten Jahren sind diese Fragen viel erörtert worden. Ich verweise auf einiges, z. B. auf Konrad Lange: Die künstlerische Erziehung der deutschen Jugend (Darmstadt 1892), ein Buch, das allgemein Aufsehen erregte; ferner Rudolf Menge, der seit zwanzig Jahren als Vorkämpfer auf diesem Gebiete zu gelten hat, z. B. mit den Arbeiten: „Gymnasium und Kunst" (1877); „Einführung in die antike Kunst" (1880; 2. Aufl. 1885) mit Atlas; „Anschaulicher Unterricht und Kunstunterricht" (1894 in Fries und Meiers Lehrproben und Lehrgängen, Halle, 38. Heft S. 66—93); endlich verweise ich auf Cornelius Gurlitts Bericht über „Kunstgeschichte 1892, 1893", der 1895 erschien (in Elias und Osborns Jahresberichten für neuere deutsche Litteraturgeschichte, Leipzig, IV. Band, der das Jahr 1893 behandelt, I, 11). Hier giebt Gurlitt Kunde von den damals erschienenen dieses Gebiet behandelnden Schriften, z. B. von Lange (vergl. oben), J. Kruspe, E. Fischer, H. Eyth u. a. m.

ausnahmsweise bei ihnen hören, und daß der archäologische Betrieb sehr oft wenig mit Kunst zu thun habe." Das letztere mag wahr sein, doch geht mir Gurlitt in ersterem zu weit. Schon Kunstverständnis von den Lehrern zu verlangen, z. B. Kunstverständnis für die griechische und römische Skulptur — das ist wirklich zu viel. Aber Sinn für Kunst überhaupt verlange ich. Kunstverständnis setzt, sollte ich meinen, schon eine gewisse längere Vertrautheit mit der Kunst und Beschäftigung mit ihr, ernste, ich möchte sagen, wissenschaftliche Beschäftigung voraus; anders der Kunstsinn. Freilich beruht er zum Teil auf gewissen inneren Anlagen, aber mehr noch auf der Lust, dem Wunsch, der Begierde, Kunstwerke zu sehen und zu genießen. Jene natürlichen Anlagen aber sind keine anderen, als die, die man im allgemeinen bei gebildeten Menschen voraussetzt, und jene Lust keine andere, als der Wunsch jedes strebsamen Gebildeten, das Gebiet seines geistigen Wissens und Genießens zu erweitern. Die Verwendung von Kunstwerken im Unterricht soll doch nicht etwa bloß dem studierten Griechen oder Römer im Lehrerkollegium, dem Archäologen und klassischen Philologen obliegen, sondern vor allem auch dem Geschichts- und dem Deutschlehrer. Und wollten wir von allen Deutschlehrern schon das fertige Kunstverständnis z. B. für die antike Bildnerei verlangen, so müßten wir getrost neun Zehntel von ihnen streichen. Denn unter denen, die Deutsch lehren, überwiegen nicht die klassischen Philologen, da sind Theologen, Germanisten, Neusprachler, Pädagogen, Naturwissenschaftler, Mathematiker, Physiker, Geographen u. s. w., die Deutsch geben, wenigstens zum Teil in den unteren Klassen. Man denke doch nicht nur an Gymnasien, sondern auch an Realgymnasien, Realschulen, Seminare für Lehrer und Lehrerinnen, Höhere Bürger- und Töchterschulen. Denn ich möchte es hier gleich recht nachdrücklich aussprechen: sie alle nicht — sie erst recht nicht, da ihnen die alten Dichterwerke in der Ursprache verschlossen bleiben! — sollen der Anregung durch Vorführung griechischer und römischer Plastik entbehren!

Man verlange also nicht von dem Lehrer fertiges Kunstverständnis, sondern Kunstsinn. Diesen kann man im allgemeinen bei jedem Gebildeten erwarten — natürlich giebt es auch Ausnahmen, wahre Kunstheiden — und aus ihm kann sich noch mit der Zeit Kunstverständnis entwickeln. Verlangt man nur Kunstsinn von dem Lehrenden, so beginne man auch ruhig zu jeder Zeit mit der Benutzung von Kunstwerken in der Schule, vorsichtig und nicht zu hitzig, denn das schadet jeder neuen Sache. Wann aber dürfte man damit beginnen, wenn man fertiges Kunstverständnis voraussetzen wollte? Dann müßte man ruhig noch einige Lehrergenerationen abwarten; und wer bürgt uns dann dafür, daß die Universität uns eine kunstverständige Lehrerschaft versorgt?

Gelingt es uns aber, unsere Schüler mit einigem Sinn für das Schöne in Kunst und Natur zur Universität zu entlassen — ich möchte mit Schiller sagen „mit aufgeschloss'nem Sinn“ — so werden sie bei ihren Studien schon selbst die Vorlesungen, die Mittel und Wege zu finden wissen, die sie schließlich auch zum vollen Kunstverständnis führen, und werden ihrerseits vielleicht einst als Lehrer mit Kunstverständnis wirken. Am Ende gelangen wir so am ehesten zu einer kunstverständigen Lehrerschaft.

Drum frisch die Hand ans Werk gelegt und mit der Benutzung von Kunstwerken im Unterricht begonnen, zumal uns ein so selten schönes und bequemes Mittel einladet wie Bruckmanns Sammlung. Wird auch anfangs hie und da ein Mißgriff bei ungeübten, aber vom besten Willen beseelten Lehrern mit unterlaufen, der Schaden ist nicht so groß als wie wenn dies vielversprechende Ackerland noch länger brach liegen bleibt. Es ist kein Meister vom Himmel gefallen! Und sicher wird doch hie und da von der Anregung ein Körnlein auf empfänglichen Boden fallen und Frucht tragen; denn aus keiner Zeit bewahrt die Seele so getreulich Anregungen und Eindrücke als aus der Jugendzeit. Und dies um so mehr, als unsere Anleitung, sei sie auch mangelhaft, einen mächtigen Helfer und Bundesgenossen hat in den herrlichen Bruckmannschen Bildern: so Vollendetes ist der Schule noch nicht geboten worden!

Also darüber, daß man jetzt etwa mit diesen Bildern im Unterricht noch nicht beginnen könne, mache man sich keine Sorgen!

Nun zur Frage selbst: **Was bezweckt die Benutzung von Kunstwerken im Unterricht?**

Auch hier sind die Meinungen verschieden. Manche haben geglaubt, es solle auf der Schule **Kunstgeschichte** gelehrt werden. **Gurlitt**, der diese Ansichten bespricht, hält dies nicht für gut; er erblickt in der Beschäftigung der Schule mit Kunstgeschichte, ja schon in der Beschäftigung der Schule mit der Antike und der älteren Kunst überhaupt eine Gefahr. Er sagt: „Ich fürchte, Schmarsow, Lange und die ihnen folgenden Gymnasiallehrer erziehen uns noch mehr jener schrecklichen Leute, die wissen, wie gute Kunst eigentlich aussehen müßte, und die daher junger Kunst blind gegenüber stehen. Uns fehlt nicht Achtung vor dem Alten — dessen haben wir eher zu viel —, sondern Achtung vor dem Neuen und die Fähigkeit, jungen Gedanken uns zu erschließen; uns fehlt nicht Idealismus — die Kraft, uns an alten Idealen zu begeistern, — sondern Idealität — die Kraft, neue Ideale zu schaffen.“[1])

1) A. a. O. Er bezieht sich hier zugleich auf das Werk von **August Schmarsow**: Die Kunstgeschichte an unseren Hochschulen, Berlin, 1891.

Hier scheint mir, wie man zu sagen pflegt, das Kind mit dem Bade ausgeschüttet zu sein. Meiner Ansicht nach müssen wir scharf trennen: Kunstgeschichte auf der Schule — und gelegentliche Beschäftigung mit der Kunst in der Schule, also z. B. gelegentliche Beschäftigung mit der Antike auf Grund des Bruckmannschen Werkes. Auch ich möchte mich **gegen** Kunstgeschichte aussprechen; zusammenhängende Unterweisung über die Entwickelung der Kunst gehört nicht in unsere Schulen, auch nicht ins Gymnasium; unsere Schulen haben Nötigeres zu thun. Das Heranziehen von Kunstwerken zum Unterricht, also die Beschäftigung mit der Kunst in der Schule muß immer nur etwas Gelegentliches bleiben. Das ist stets meine Meinung gewesen. „... Wenn im deutschen, im geschichtlichen, im Religionsunterrichte oder sonst wo sich zwanglos die Gelegenheit bietet, ein passendes Bild, eine Illustration zu zeigen, zu erklären und so Verständnis und Urteil des Schülers zu fördern, seine Sinne zu schärfen, seinen Geschmack zu läutern und leise sein Kunstverständnis anzubahnen — bei alledem den Unterricht zu beleben und aus der Welt des Abstrakten in die Welt der Sinne zurückzuführen — warum sollte das nicht geschehen?“[1]) Und bei dieser gelegentlichen Beschäftigung mit der Kunst soll man sich natürlich nicht nur auf die Antike, auch nicht nur auf die alte oder ältere Kunst beschränken, sondern gerade auch die neuere und neueste am passenden Orte heranziehen. Bei all diesem Heranziehen der Kunst handelt es sich aber nicht darum, feste, vorgefaßte ästhetische Meinungen, einen Kanon des Geschmacks, eine heilige Ehrfurcht vor der Antike als der einzigen und höchsten Blüte der Kunst in das junge Gemüt einzupflanzen; denn allerdings solche Menschen, wie sie Gurlitt schildert, sind „schreckliche Leute“ und auch mir ein Greuel! Nein, meiner Ansicht nach soll der Zweck der Benutzung von Kunstwerken im Unterricht ein ganz anderer sein, nämlich ein doppelter.

Zunächst ein rein schulmäßiger: Das Verständnis eines im Unterricht vorgetragenen und besprochenen Gegenstandes durch die Anschauung sachlich zu fördern! Ich gebe ein Beispiel: Die Schüler in Quarta oder Untertertia z. B. eines Realgymnasiums oder eines Kadettenkorps lernen im deutschen Unterricht das Wichtigste aus der griechischen Mythologie und Heldensage. Sie hören von Pallas Athene, ihrer Geburt, ihrer Erscheinung und ihren Attributen, ihrem Charakter und Wirken: Da sollen sie sie auch sehen, und zwar so sehen, wie die Phantasie des Griechenvolkes sie sich vorstellte. Man zeige also das Bild, z. B. die Athena von Velletri (Bruckmann Nr. 3). Der

1) So äußere ich mich 1893 a. a. O. S. 669.

Name soll den Schülern kein leerer Schall bleiben, sondern überall, wo es nur möglich ist, soll die bloße Schilderung durch das Bild, die Anschauung unterstützt bez. ersetzt werden. Denn an dem wirklich Geschauten haftet Erinnerung und lebendige Vorstellung leichter und treuer als an bloßen Worten, abstrakten Gedanken, gedächtnismäßig gelernten Inhaltsangaben oder Beschreibungen. So diene das Bild, das Kunstwerk auf allen Schulen und in allen Klassen zur sachlichen direkten Förderung der Lernenden und des zu Lernenden; es diene zur Klärung, Befestigung, zur Läuterung und Abrundung des inneren, des Seelenbildes. Beide sollen fortan untrennbar zusammengehören, sodaß der Name sofort die Erinnerung des Bildes weckt und umgekehrt. So wird fortan der junge Geist weniger mit bloßen Namen, mit totem Gedächtniskram gefüllt, sondern mit Erinnerungsbildern sinnlich wahrnehmbarer Gegenstände, mit lebendigen Vorstellungen.

Aber unmerklich und wie von selbst taucht hinter diesem nächsten, völlig praktisch-schulmäßigen Ziel ein zweites, höheres auf: Durch lebendiges Anschauen, durch das Lesen an und aus dem Kunstwerk lernt der Schüler allmählich auch die Formensprache der Kunst, z. B. der plastischen, verstehen. Durch stete Übung werden Auge und Sinn geschult. Sie lernen auf den Fluß der Linien, die Bildung der Formen, den Rhythmus der Bewegung, die Bildung des Gesichtsausdruckes 2c. achten und damit unter Umständen eine gewisse geistige bez. künstlerische Bedeutung verbinden. So prägt sich z. B. dem Schüler wie von selbst ein, welche Grenzen der plastischen Kunst bei Nachbildung des Haares, des Auges, des Wassers und anderer Körper, deren Wesen im Fluß der Bewegung beruht, gesetzt sind; er lernt würdigen, wie alle Kunst, selbst die Plastik, ihrem Wesen nach nur andeutend sein kann, wie sie nur einen Moment der gegebenen Handlung darstellen, diesen aber dennoch so darstellen kann, daß man ahnt, ja deutlich fühlt und sieht, was diesem Momente vorhergeht und folgt. So erwacht mit der Zeit im Schüler wie von selbst die Fähigkeit, ein Kunstwerk zu verstehen, es erwacht in ihm Sinn für Linie, Komposition, Licht und Schatten, Ausdruck des Gesichts, der Bewegung und Gebärde, Harmonie — kurz, es wird ihm Sinn und Auge geöffnet, nicht nur für die Schönheit der Kunst, sondern auch nicht minder der Natur und des Menschen; denn sie alle wird er künftig mit anderen Blicken ansehen.

Der Lehrer, der leitend, führend, oft nur andeutend den Schüler all das gewissermaßen selbst finden und entdecken läßt an dem Bilde, muß sich dabei freilich hüten, dem Jünglinge irgend welche feste ästhetische Meinungen beizubringen. Im Gegenteil bemühe er sich, ihm zu zeigen, wie dieselbe Idee künstlerisch verschieden angeschaut und verkörpert werden

kann. Gerade die griechische Plastik bietet ihm dazu Gelegenheit, indem sie ihm z. B. im Bruckmannschen Werk drei verschiedene Gestalten der Pallas Athene, die Parthenos (Nr. 1), die Lemnia (Nr. 22), die von Velletri (Nr. 3) an die Hand giebt. Diese lerne der heranreifende Mensch kennen und unterscheiden, er lerne ferner durch gelegentliche Vorführung einer Statue von Michel Angelo, von Thorwaldsen oder einem ganz modernen Bildhauer,[1]) daß jeder Gedanke, jede Gestalt eine Mannigfaltigkeit von künstlerischen Lösungen zuläßt, die unter Umständen sämtlich gleich berechtigt sein können.

So wird, meine ich, das antike Kunstwerk in der Schule nutzbringend verwertet, zugleich aber die übrige Kunst als gleichberechtigt daneben gestellt. Daß die antiken Bildwerke dabei gegenüber den späteren sachlich und stofflich überwiegen werden, ist klar, aber auch völlig berechtigt. Bleiben doch wir modernen deutschen Menschen alle auf unserem Bildungsgange nicht unberührt von antikem Geiste und antiken Anschauungen und dürfen es auch nicht, da wir ohne sie nicht einmal zum vollen Verständnis unserer eigenen Litteratur, z. B. unseres Goethe und Schiller, zu gelangen vermögen.

Habe ich den Zweck der Benutzung von Kunstwerken im Unterricht, wie er mir vorschwebt, angedeutet, so komme ich nun zur zweiten Frage:

Welche Mittel sind anzuwenden, welche Wege vom Lehrer einzuschlagen, um das Verständnis der im Bilde vorgeführten Kunstwerke beim Schüler anzubahnen?

Einige Andeutungen mögen zeigen, wie ich mich zu dieser Frage stelle; sollten sie demjenigen, der der antiken Kunst bisher ferner gestanden hat, aber die Bruckmannschen Bilder im deutschen Unterrichte gern benutzen möchte, als Handhabe dienen können, so würde ich mich sehr freuen. Vorauszusetzen ist dabei, daß mit Benutzung genannter Bilder etwa in Quarta begonnen wird, denn ohne eine gewisse geistige Reife des Knaben ist nichts zu machen.

Man führe, zumal das erste Jahr, nur wenige Bilder vor, suche aber diese den Knaben möglichst gründlich zum Verständnis zu bringen. Es ist demnach eine Auswahl aus den gebotenen fünfzig Bildern zu treffen und zwar mit großer Vorsicht. Der archäologische, kunsthistorische, selbst der künstlerische Standpunkt darf für die Auswahl nicht maßgebend sein, sondern nur der pädagogisch-praktische. Man überblickt den zu behandelnden Stoff, z. B. die Mythologie der Alten und sieht nach, welche Bilder für diesen Stoff zur Verfügung stehen. Unter dem Verfügbaren suche man die leichter verständlichen Statuen und Köpfe aus,

1) Hier kann z. B. Seemanns Bilderwerk ergänzend eingreifen.

um von ihnen langsam zu schwereren überzugehen. Daraus ergiebt sich z. B., daß die Reihenfolge der Kunstwerke unmöglich die chronologische sein kann. Die älteren Werke, bei denen Bewegung und Ausdruck sich noch in eng bemessenen Grenzen bewegen, oder wo der Künstler sogar noch mit der Bewältigung der Formen zu kämpfen hatte, müssen für die Oberstufe zurückgestellt werden. Für den Anfang empfehlen sich, abgesehen von einigen Köpfen, besonders Werke der praxitelischen oder hellenistischen Zeit mit ihrer ausgesprochenen Bewegung des Körpers, mit ihrem mächtigen Pathos, ihrer leidenschaftlichen Erregung, ihrem lebhaften Fluß der Linien: sie sind dem heutigen Menschen leichter verständlich als die stille Größe und Herbigkeit älterer Werke. Vor allem ist nicht zu vergessen, daß man mit solchen Bildern vor den jugendlichen, unreifen Menschen und vor ein gänzlich ungeübtes Auge tritt. Man hat daher Wesen und Bedürfnis dieses Standpunktes zu berücksichtigen und nichts zu geben, woran dieses Alter Anstoß nimmt, oder was ihm absolut unverständlich wäre. Hier sind oft geradezu gewisse Äußerlichkeiten maßgebend. Erscheint z. B. das Bild einer sonst brauchbaren Statue, Gruppe, eines Reliefs infolge ungünstiger Beleuchtung bei der Aufnahme unklar oder fleckig, weil der Marmor des Originals gelitten hat, so verzichte man lieber auf dieses Bild. Auch die Erklärung der Bilder auf dieser ersten Stufe wird sich noch mehr auf das Äußerliche beziehen, auf Haltung, Bewegung des Körpers, Gewand, seine Teile und deren Bedeutung (z. B. die Ägis bei der Athena), Attribute als Zeichen ihrer Macht oder ihres Charakters, Kopfbedeckung u. s. w. Ferner: Man wählt selbstverständlich zunächst bekleidete Statuen (oder Köpfe) und geht nur allmählich zu weniger oder unbekleideten Gestalten über, denn Kindern ist — wie dem Volke — der Anblick eines nackten Körpers etwas Ungewohntes, worüber sie lachen oder wobei sie sich schämen. Noch manche Äußerlichkeit ist wichtig, z. B. daß man anfangs ja nicht mit unergänzten, verstümmelten Statuen vor die Klasse trete. Was soll das ungeübte Auge des Schülers mit einer verstümmelten Statue? Die erste Übung und Gewöhnung muß unbedingt an vollständigen Kunstwerken geschehen. Mit Ausnahme der obersten Klassen, wo doch schon reifere, vernünftigere Menschen sitzen, haben meiner Ansicht nach für Unterrichtszwecke auf unseren Schulen überhaupt nur vollständige, unverstümmelte Kunstwerke Wert. Anders in der Wissenschaft, in der Archäologie, auf der Kunstakademie und Universität!

Ich möchte hier die allgemeine Bemerkung nicht unterdrücken, daß in Hinsicht auf Ergänzung antiker Statuen die früheren Zeiten weniger kritisch, ja naiver und natürlicher waren als die heutigen. Heutzutage geht man oft aus lauter wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit, ich möchte

sagen Ängstlichkeit, soweit, überhaupt nicht mehr zu ergänzen! Früher wurde frisch darauf los ergänzt, und wenn wir auch heute wissen, daß der Laokoon, der Apoll vom Belvedere (Bruckmann Nr. 6), die Ägineten (Nr. 21) u. a. m. nicht überall richtig, ja meinetwegen hie und da geradezu falsch ergänzt sind, wir haben doch an ihnen einen ganz anderen Genuß als an den entsetzlich verstümmelten drei Moiren vom Ostgiebel des Parthenon (Nr. 12) oder an einem noch so herrlichen Torso, wo sich immer Bedauern in den Genuß mischt. Ja, wir können uns jene früher ergänzten Statuen, die überhaupt niemand von uns als verstümmelte gesehen hat, gar nicht anders als vollständig denken: so mächtig wirkt auch hier die Gewohnheit! Was soll nun erst das ungeübte Auge mit kopf-, arm- und beinlosen Statuen oder mit Bruchstücken? Wären nicht z. B. die Skulpturen von den Giebeln des Zeustempels in Olympia lauter zusammenhangslose Bruchstücke? Durch die Ergänzung[1]) kann man sich wenigstens einen ungefähren Begriff von ihrer ursprünglichen Bedeutung und Schönheit machen. Mögen diese Ergänzungen vielleicht für Archäologen und Kunsthistoriker unnötig, ja hemmend sein, die Mehrzahl der Besucher unserer Museen: Laien, Kunstfreunde, Lernende, werden sie mit Freuden begrüßen. Ihnen zu Liebe und ebenso für Schulen sollte man unbedingt nur ergänzte plastische Werke oder deren Abbilder haben, meinetwegen so ergänzt, daß durch Abtönung der Farbe, durch verschiedene Zeichnung oder sonst wie die Ergänzung von dem Marmororiginal zu unterscheiden ist.[2])

Hat man auf der Unterstufe eine kleine Anzahl Bruckmannscher Bilder — vergl. meinen später folgenden Plan — behandelt, so müssen in der nächsten Klasse diese Bilder wiederkehren. Nur durch wiederholtes Anschauen und Besprechen kann erreicht werden, daß die Bilder dem Schüler auch in der Erinnerung klar vorschweben; nur so kann er mit ihnen vertraut werden. Auf der zweiten Stufe wird nun aber die Reihe der Bilder erweitert, z. B. kann in Obertertia etwa zu dem einen in Quarta oder Untertertia gezeigten Athenabild (von Velletri Nr. 3) hinzutreten die herrliche Lemnia (Nr. 22) und zuletzt die Parthenos (Nr. 1). Wie der Kreis sonst noch zu erweitern ist, davon später. Aber auch bei den Bildern, die der Schüler schon aus der vorigen Klasse kennt, muß

1) Z. B. im Albertinum in Dresden.

2) Prof. Georg Treu hat im Albertinum in Dresden diesem Bedürfnis in weitgehender Weise durch andersfarbige Ergänzung, durch Zeichnung, Photographie, verkleinerte Modelle u. s. w. abgeholfen; Brockhaus' Konversations-Lexikon 14. Aufl. 1894 flg. deutet in den sehr hübschen Abbildungen griechischer Skulpturen durch Zeichnung auf übergelegtem Seidenpapier den erhaltenen Torso u. s. w. an, während die Bilder selbst die ergänzte Statue darstellen.

er neues lernen: es wird nun mit der Erläuterung mehr in die Tiefe, ins Innere gegangen, wozu z. B. die Lektüre Homers in der Übersetzung reiche Gelegenheit bietet. So wird der Lehrer an der Hand der Bilder im Laufe der Jahre mehr und mehr in den Geist des klassischen Altertums hineingeraten und zwar in den echten; denn an der Hand eben dieser Bilder ist er genötigt, stets selbst frisch, lebendig, gegenständlich zu bleiben; so wird er sich nicht ins Abstrakte und Schattenhafte verlieren.

Von größter Wichtigkeit ist dabei freilich, daß der Lehrer unausgesetzt des Wesens der Antike und des Grundunterschiedes antiker und moderner Kultur und Kunst eingedenk bleibe. Ich finde diesen Unterschied nirgends so knapp und zugleich treffend ausgesprochen, wie in den Worten Furtwänglers gegen Schluß seines Vorworts zu dem großen und schönen Buche „Meisterwerke der griechischen Plastik“:[1])

„Ich hoffe, daß mancher unserem Fache ferner stehende Leser — denn auch für diese ist das Buch bestimmt — seinen Begriff von der Antike etwas modifizieren und ihr einen viel größeren Reichtum an individueller Entwickelung zugestehen wird als bisher. Freilich der große Unterschied antiker und neuerer Kultur bleibt auch hier bestehen: die ungebunden freie Individualität, dies Glück und Unglück der neueren Künstler, blieb der Antike fremd. Immer lehnt sich der Einzelne an feste Typen von weiterer Geltung, an Regeln und Gesetze in Körperbildung und Stellung an — und dies Buch liefert auf Schritt und Tritt den Nachweis hierfür —, die er modifiziert und ändert, die er weiterführt, neu und individuell belebt und gestaltet, die aber doch der gesamten Produktion etwas gesetzmäßig Typisches, Notwendiges geben. Dadurch wird jene einzige Wirkung der Antike bedingt, die Goethe in die Worte zusammenfaßte: „Diese hohen Kunstwerke sind zugleich als die höchsten Naturwerke ... hervorgebracht worden. Alles Willkürliche, Eingebildete fällt zusammen: da ist die Notwendigkeit, da ist Gott.“ — In die ganze Tiefe des Individuellen zu bringen und auch hier die Notwendigkeit, auch hier Gott zu zeigen und empfinden zu lassen, dies blieb doch dem modernen Menschen vorbehalten.“

So bleibt die Unbefangenheit auch der herrlichsten Blüte der griechischen Kunst gegenüber gewahrt und weder ihr noch der modernen Kultur geschieht Unrecht.

---

1) Adolf Furtwängler: Meisterwerke der griechischen Plastik. Kunstgeschichtliche Untersuchungen. Mit 140 Textbildern und 32 Lichtdrucktafeln in Mappe. Leipzig-Berlin, Giesecke & Devrient 1893. gr. 8°. XVI, 767 S. Die Stelle steht S. XI und XII.

Nun noch ein Wort darüber, wie der Lehrer sich für die Benutzung der Bruckmannschen Bilder vorzubereiten hat.

Die Hauptvorbereitung besteht natürlich darin, daß sich der Lehrer mit dem Werke selbst, den Bildern und dem Texte vertraut macht, sei es, daß er so alte, vielleicht lange ruhende Studien wieder auffrischt, sei es, daß er es unternimmt, ein ihm neues Gebiet damit zu durchwandern. Das Schwergewicht, die Hauptarbeit dabei wird immer und immer wieder das liebevolle Versenken in die Kunstwerke selbst sein, zu denen er stets zurückzukehren hat. Diese Arbeit — denn der Beschauer muß, um das Kunstwerk zu verstehen, sich bemühen, ihm innerlich entgegenzukommen — ist im wesentlichen eine innerliche; aber sie ist zugleich ein Genuß; sie führt mit der Zeit zu dem, was mit Recht von einem Altmeister der deutschen Archäologie, Heinrich Brunn in München, gesagt worden ist: „Brunn sah die Statuen wie Persönlichkeiten an, mit denen man im Verkehr stehen müsse, um ihre Bedeutung zu erkennen."[1])

Trotzdem wird man bei diesen Studien der sachkundigen Führung nicht entraten können. Zu dieser Führerrolle ist zunächst der den Bruckmannschen Bildern beigegebene erläuternde Text von A. Furtwängler und H. L. Urlichs bestimmt; er „soll den Bedürfnissen des Lehrers ebenso wie des Schülers Rechnung tragen. Er wird in möglichster Kürze — für jedes Blatt ist nur je eine Quartseite Text bestimmt — eine vollständige Beschreibung, Erläuterung und Würdigung der Denkmäler nach ihrem Inhalte und ihrer Form enthalten. Ein Eingehen auf Kontroversen, das zu einer ganz anderen Ausdehnung des Textes und überdies leicht zur Verwirrung der Leser führen würde, ist ausgeschlossen. An Citaten sollen nur antike Belegstellen gegeben werden, nicht aber die weitschichtige und widerspruchsvolle neuere Litteratur. Es wird angenommen, daß diejenigen Lehrer, die sich über die bestehenden Kontroversen in der Beurteilung der Denkmäler genauer unterrichten wollen, dies in den ihnen zu Gebote stehenden Bibliotheken leicht selbst thun können. Der Text soll nur das geben, was die Verfasser nach bestem Gewissen als das Richtige ansehen zu müssen glauben."[2])

Wenn nun diese Schilderungen und Erläuterungen auch die einzelnen in den Bildern dargestellten Werke genügend klarstellen, so bleibt doch daneben noch ein anderes Bedürfnis für den benutzenden Lehrer bestehen: die Entwickelung der griechischen Plastik, wenn auch in aller Kürze, als

1) So Hermann Grimm in seinem schönen Nachruf: Heinrich Brunn (Deutsche Rundschau 1894; siehe auch: Beiträge zur deutschen Kulturgeschichte. 1897 Berlin, 8°, S. 398).

2) So in der Ankündigung des Werkes, welche die Verlagsbuchhandlung seit Februar 1896 verschickt.

Ganzes zu überblicken, um in sie die einzelnen Kunstwerke ungefähr oder annähernd richtig einzuordnen. Vielleicht genügen diesem Zwecke die vorhandenen Vorschulen von Rudolf Menge, Wilhelm Buchner und G. Warnecke.[1]) Da mir aber keins dieser Werke bekannt ist, möchte ich in dieser Beziehung in erster Linie das bekannte und treffliche Werk Anton Springers[2]) empfehlen. Hier wird auf S. 91—212 ein knapp gehaltenes aber ausgezeichnetes Bild der griechischen und römischen Skulptur in ihrer Entwickelung vorgeführt. Die zum Verständnis der Plastik vielfach nötige hellenische Baukunst schildern ebenfalls kurz aber zuverlässig die Seiten 58—90 desselben Bandes. Die Vorzüge von Springers Arbeit, seine Meisterschaft in lichtvoller Anordnung des Stoffes, die Klarheit und Schärfe der Schilderung, die Wärme seines Tones sind so allgemein anerkannt, daß es unnötig ist, noch ein weiteres empfehlendes Wort darüber zu sagen.

Während Springers Buch uns in raschem Gang durch das Gesamtgebiet der antiken Bau- und Bildhauerkunst hindurchführt, weiß meiner Ansicht nach kein anderes Werk so anziehend, so fesselnd in das innerste Verständnis einzelner Werke, besonders einiger wichtiger Typen einzuführen, wie das Buch Heinrich Brunns über die griechischen Götterideale.[3])

---

1) Rudolf Menge: Einführung in die antike Kunst, 2. Aufl. 1885 (vergl. S. 548 Anm. 1 dies. Aufs.); Wilhelm Buchner: Leitfaden der Kunstgeschichte für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht; 5. Aufl. 1892. Essen, Bädeker, X, 179 S. M. 2,80; G. Warnecke: Vorschule der Kunstgeschichte, Textbuch zu den Kunstgeschichtlichen Bilderbogen von E. Seemann, Leipzig, 1892. VIII, 92 S. M. 1. (Über letztere beiden Werke vergl. Gurlitt a. a. O.)

2) Anton Springer: Handbuch der Kunstgeschichte. 4. Auflage der Grundzüge der Kunstgeschichte. Illustrierte Ausgabe. I. Band: Das Altertum, mit 359 Abbildungen im Text und 4 Farbendrucken, Leipzig, E. A. Seemann. 4°. 1895. 242 S. Jaro Springer hat das Werk seines verstorbenen Vaters mit einem Vorwort versehen, Adolf Michaelis, dem Springer das Buch einst widmete, hat auch die neue Auflage durchgesehen und „durch zahlreiche kurze Ergänzungen, kleine Änderungen und Einschaltungen alles das dem Buche angefügt, was seit dem letzten Erscheinen der Grundzüge als sichere Resultate der wissenschaftlichen Forschung gewonnen wurde oder was davon dem Verfasser früher entgangen sein mochte." Das Buch hat noch den Vorzug zahlreicher, zum Teil guter Illustrationen, die einen Vergleich der besprochenen Kunstwerke gestatten. Hoffentlich werden künftig die anderen jetzt noch unzulänglichen Illustrationen ebenfalls durch neue ersetzt.

3) Heinrich Brunn: Griechische Götterideale in ihren Formen erläutert. München, Bruckmann 1893. gr. 8°. VIII, 110 S. mit 23 Textillustrationen und 10 Vollbildern (Lichtdrucktafeln) M. 7,50. Das Buch vereinigt neun Vorträge bez. Aufsätze, deren ältester im Jahre 1846 und deren letzter im Jahre 1892 entstanden ist. Die wichtigsten Gegenstände sind folgende: Hera Farnese, Hephästos und Odysseus, Hypnos, Demeter von Knidos, Medusa, die Personifikation des Meeres in griechischer Plastik, Apollo Giustiniani, Asklepios und Zeus.

Dieses Buch möchte ich jedem Lehrer, der Bruckmanns Bilder im Unterrichte benutzt, ganz besonders ans Herz legen; es scheint mir für den, der der griechischen Plastik ferner steht, eine geradezu unentbehrliche Ergänzung zum Bruckmannschen Bilderwerk und sollte in keinem Lehrerkollegium fehlen. Überdies ist es wegen der ihm beigegebenen zehn Bildertafeln und zahlreichen guten Textillustrationen geeignet, auch im Unterrichte selbst zugezogen zu werden. Ich weiß, daß gerade dieses Buch Brunns in Fachkreisen manchen Widerspruch gefunden hat.[1]) Das schadet für unsere Zwecke nichts. Worauf es mir hier ankommt ist, daß, wer noch nicht an und in plastischen Kunstwerken zu lesen weiß, es hier lernen kann. Darin dürften schwerlich viele Archäologen dem Altmeister Heinrich Brunn gleichkommen. Noch erinnere ich mich deutlich, wie er uns Studenten vor den Zeus von Otricoli führte — es war in glühenden Sommertagen und der Schweiß perlte dem alten Herrn auf Stirn und Schläfen — und uns, ich möchte sagen, so aus dem Äußeren ins Innere hinein das Werk sehen und verstehen lehrte, wie er es uns menschlich nahe brachte, sodaß wir erbaut, erwärmt, begeistert von ihm schieden. Uns war, als seien uns in jenen Stunden die Schuppen von den Augen gefallen. Und darauf kommt es doch vor allem an beim Lehrer, der solche Köpfe und Statuen der Jugend nahe bringen will: sie müssen ihm selbst etwas sein und sagen. Mag Brunn, der, wie jeder große Gelehrte, ein Stück vom Dichter und Künstler in sich trug, in dem Buche hie und da seiner Lust zu kombinieren, meinetwegen zu fabulieren, zu sehr nachgegeben haben; das schadet dem nichts, der zunächst lernen soll, mit liebendem Auge und Sinn sich in die Kunstwerke selbst zu versenken. Und wenn der Lehrer dieses warmen Lebens voll ist, dann wird auch ein Abglanz davon auf die Schüler übergehen. Ich kenne kein Werk, welches mir die griechischen Götterideale näher gebracht hätte und in dieser Hinsicht von höherem erziehlichen Werte wäre, als Brunns Werk.

Wer noch weitere Belehrung über Einzelnes sucht, mag in Johannes Overbecks bekanntem großen Werke: Geschichte der griechischen Plastik[2]) oder in dem neuen schon oben genannten Buche Adolf Furtwänglers: Meisterwerke der griechischen Plastik[3]) — welches Heinrich Brunn und

1) Nach Furtwängler (a. a. O. S. 76, 77, 308), Conze u. a. ist z. B. die sogenannte Hera Farnese (Aufsatz 1 in Brunns Buch) eine Artemis und hat mit Polyklet nichts zu thun.

2) Johannes Overbeck: Geschichte der griechischen Plastik. 4. Aufl. Leipzig, Hinrichs, in zwei starken Bänden, gr. 8°. I. Band 1893. II. Band 1894.

3) Vergl. den genauen Titel u. s. w. von Furtwänglers Buch S. 556, Anm. 1 dies. Aufs.

Ernst Curtius gewidmet ist — nachschlagen und nachlesen. Furtwänglers Werk ist, wie schon der Titel sagt, keine Geschichte der griechischen Bildnerei, sondern besteht aus einer Reihe größerer auf neuen Forschungen beruhender Abhandlungen, die sich hauptsächlich mit Phidias, Kresilas, Myron, Polyklet, Skopas, Praxiteles, Euphranor, ferner mit der Venus von Milo, dem Apoll vom Belvedere, endlich mit den Athenatempeln auf der Akropolis und einigen anderen Werken beschäftigen. Was man also hier nicht behandelt findet, muß man bei Overbeck nachschlagen, dessen Buch leider nicht recht bequem zu benutzen ist. Beide Werke, Overbeck wie Furtwängler sind reich mit bildlichen Beigaben versehen, während aber die bei Overbeck leider zum größten Teil die alten aus den früheren Auflagen sind, steht Furtwänglers Werk in dieser Hinsicht auf der Höhe der Zeit.

Furtwänglers Tafeln[1]) eignen sich trefflich zur Ergänzung des Bruckmannschen Werkes sowohl für den Lehrer als den Schüler. Freilich sind die Mehrzahl der Furtwänglerschen Bildertafeln nur Köpfe. Ich weise auf diese Bilderverhältnisse besonders hin, weil es hier auch beim Lesen auf stetes Sehen und Nachprüfen ankommt und für Laien die Brauchbarkeit eines solchen Buches mit der Güte der Bilder steht und fällt. Wohlthuend berührt noch den Leser Furtwänglers — im Gegensatz zu Overbeck — die Klarheit, Schlichtheit und Wärme der Schreibweise; Furtwängler schreibt ja, wie die oben angeführte Stelle beweist,[2]) auch für weitere als nur Fachkreise.

Von Heinrich Brunns lang vorbereiteter und lang erwarteter „Geschichte der griechischen Kunst" ist leider zu seinen Lebzeiten nur das I. Buch erschienen; das II. Buch ist kürzlich aus seinem Nachlasse gefolgt.[3]) Da aber beide Bände erst die Anfänge und die archaische Kunst behandeln, so kommen sie für die Benutzung der Bruckmannschen Bilder nicht in Betracht. Es ist dringend zu wünschen — und steht auch zu hoffen —, daß weitere Teile des Werkes bald erscheinen, denn schon in seiner Vorrede zum I. Buch (1893) deutet Brunn an, daß das Werk ziemlich abgeschlossen war, sodaß er hoffen durfte, „die weiteren Bücher, welche die griechische Kunst . . . behandeln sollen, in nicht zu langen Zwischenräumen zu gutem Ende zu führen."

---

1) Kartongröße der Lichtdrucktafeln 30 : 41 cm, daher viele der Köpfe in Doppelbildern (von vorn und von der Seite) eine Größe bis zu 14 : 17, 15 : 19 cm haben, also durchaus die genügende Größe und Klarheit für den Klassenunterricht.

2) Vergl. S. 556 dieses Aufs.

3) I. Buch. Die Anfänge und die älteste dekorative Kunst. München, Bruckmann 1893. gr. 8°. X, 185 S. M. 7,50. II. Buch. Die archaische Kunst. Herausgegeben von Adam Flasch. Ebenda 1897. gr. 8°. ca. 20 Bogen. M. 7,50.

Zum Schluß sei noch eines Nachschlagewerkes gedacht, das allen denen unentbehrlich sein wird, die sich weiter in die Tiefen der griechischen Mythologie begeben, oder über irgend einen Gegenstand daraus umfassende und erschöpfende Belehrung haben wollen. Ich meine das Ausführliche Lexikon der griechischen und römischen Mythologie, welches W. H. Roscher[1]) im Verein mit anderen Gelehrten und Schulmännern bearbeitet und herausgiebt. Das umfängliche und gründliche Werk rückt langsam vorwärts. Es giebt eine möglichst objektive, knappe aber vollständige, stets auf den Quellen beruhende Darstellung der litterarisch überlieferten Mythen unter steter Berücksichtigung der Denkmäler der bildenden Kunst. Die zahlreichen Illustrationen sind freilich meist noch solche der alten Art. Da dieses Nachschlagewerk wohl jedem klassischen Philologen unentbehrlich ist, darf man annehmen, daß es in den meisten Lehrerkollegien, bez. Schulen vertreten ist.

II. Bruckmanns Schulausgabe und ihre Benutzung.

Treten wir nunmehr dem Bruckmannschen Werke und seiner Benutzung näher. Der vollständige Titel lautet: „Denkmäler griechischer und römischer Skulptur. Auswahl für den Schulgebrauch aus der von Heinrich Brunn und Friedrich Bruckmann herausgegebenen Sammlung. Im Auftrage des K. Bayerischen Staatsministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten veranstaltet und mit erläuterndem Text versehen von A. Furtwängler und H. L. Urlichs."

Das Werk erscheint in fünf Lieferungen zu je 20 Mark, kostet also insgesamt 100 Mark. Jede Lieferung enthält zehn Tafeln; der Preis der einzelnen Tafel stellt sich mithin auf 2 Mark. Bisher liegen drei Lieferungen, also dreißig Tafeln vor. Es ist von größter Wichtigkeit, daß die Tafeln nur Aufnahmen von Originalen — nicht etwa von Gipsabgüssen wiedergeben, und zwar in unveränderlichen emaillierten Phototypien.[2]) Wo die älteren in den Denkmälern publizierten Aufnahmen nicht völlig befriedigend erschienen, wurden neue Aufnahmen hergestellt.

Das Format der Tafeln ist von ganz besonderer Größe, nämlich 64:48 cm. Um die Tafeln im Gebrauch möglichst widerstandsfähig zu

1) Das Werk erscheint in Leipzig bei B. G. Teubner in gr. 8. Bisher liegen zwei Bände, die von A—Hysiris gehen, 1884—1886 und 1886—1890, außerdem einige Lieferungen vor.

2) Die Tafeln sind so hergestellt, daß sie ein Abwaschen mit Wasser und Seife zulassen.

machen, gelangte ein sehr starker, dauerhafter Karton zur Verwendung; er ist an den Ecken abgerundet, um das so leichte Abstoßen derselben zu vermeiden, und er ist schwarzbraun gefärbt, sodaß er auch bei häufiger Benutzung nicht unansehnlich wird. Die Bilder selbst sind vor gegenseitiger Reibung dadurch geschützt, daß der Karton in der Mitte, wo die Bildfläche sich befindet, vertieft ist; außerdem hat jede Tafel ihr großes Blatt Schutzpapier. Jede Lieferung liegt in einer Hülle von starker Pappe mit Leinwandrücken.

Der erläuternde Text ist jedem Blatte in zwei Exemplaren beigegeben, einmal auf starkes Papier gedruckt zum Ausstellen neben dem Bilde vor den Schülern und einmal auf dünnerem Papiere, aufgeklebt auf die Rückseite der Tafel, damit er in einem Exemplare wenigstens mit den Bildern allzeit fest verbunden sei.[1]) Über die Grundsätze, die beim Verfassen des Textes maßgebend waren, vergl. S. 557.

Schon diese Äußerlichkeiten beweisen, daß das Unternehmen mit großer Umsicht und unter genauer Berücksichtigung der Schulbedürfnisse angelegt und durchgeführt ist. Und mit Recht! Denn für Benutzung solcher Werke in der Schule können Dinge, die wissenschaftlich betrachtet, nur als Nebenumstände gelten, geradezu ausschlaggebend sein. Durch sie wird ein solches Werk entweder möglich oder unmöglich in der Schule. Es war daher ein glücklicher Griff, daß dem Universitätsprofessor A. Furtwängler als Helfer ein Schulmann, der Gymnasialoberlehrer H. L. Urlichs beigegeben wurde.

Hören wir nun, wie die Herausgeber sich über die Grundsätze äußern, von denen sie bei der Wahl der Skulpturen geleitet wurden: „Die für die Schule bestimmte Auswahl aus dem großen über 400 Blätter umfassenden Werke „Denkmäler griechischer und römischer Skulptur“[2]) — so heißt es in der Ankündigung — „soll auf 50 Tafeln diejenigen Werke der antiken Plastik bringen, die am geeignetsten erscheinen, dem jugendlichen Gemüt einen Begriff zu geben von der Hoheit und Schönheit der alten Kunst wie von den Grundzügen ihrer Ent-

1) Diese Einzelheiten zum Teil nach der Ankündigung (Februar 1896).

2) Es sei hier wenigstens beiläufig auf die zwei großartigen, grundlegenden Sammelwerke antiker Skulptur hingewiesen: Denkmäler griechischer und römischer Skulptur in historischer Anordnung unter Leitung von Heinrich Brunn herausgegeben von Friedrich Bruckmann. Unveränderliche Phototypien nach Originalen, Imperialformat, Kartongröße 63 : 47 cm, Maximalbildgröße 42 : 33 cm, in 100 Lieferungen zu je 20 Mark; jede Lieferung enthält 5 Tafeln, demnach das ganze Werk 500 Tafeln. — Griechische und römische Porträts. Nach Auswahl und Anordnung von Heinrich Brunn und Paul Arndt; Groß-Folioformat, Kartongröße 50 : 38 cm, Bildgröße 27 : 21 cm; 80—100 Lieferungen zu je 20 Mark; jede Lieferung enthält 10 Tafeln, also das ganze Werk 800 bis

wickelung. Alles zu Fragmentarische und zu schwer Verständliche ist ausgeschlossen. Auch die vorwiegend nur durch die Formschönheit bedeutenden Stücke, wie die ruhig stehenden nackten Körper der Antike, sind nicht aufgenommen, da die Form allein ohne tieferen gegenständlichen Inhalt die Jugend erfahrungsgemäß nicht zu fesseln im stande ist. Es wurde ferner darauf Bedacht genommen, daß die ausgewählten Stücke auch für die Vorstellungen der Alten von ihren Göttern wie für ihr äußeres Leben, namentlich die griechische und römische Tracht charakteristisch seien. Endlich schien es auch passend, einige der dem Schüler bekannten großen Männer des Altertums in ihren Porträts aufzunehmen, soweit uns diese in künstlerisch hervorragender Gestaltung erhalten sind."

Diese Grundsätze der Herausgeber haben, ohne sich ganz mit den meinen zu decken, so viele Berührungspunkte mit ihnen, daß Wesentliches nicht dagegen einzuwenden wäre. Sie scheinen vorwiegend für das Gymnasium zugeschnitten, neigen daher wohl auch dem Gedanken zu, die Grundzüge der griechischen Kunstentwickelung zu geben. Nun, wenn man von den unteren Klassen an die Bilder nur nach praktischen Gesichtspunkten bespricht,[1]) so wird niemand etwas dagegen einwenden, daß meinetwegen in der Oberprima noch einmal alle Werke in chronologischer Anordnung überblickt werden, womit natürlich die Grundzüge ihrer Entwickelung klar werden. Aber das möchte ich noch nicht Kunstgeschichte nennen.

Es war ja von Haus aus zu erwarten, daß, wenn die oberste bayrische Schulbehörde den Auftrag zu einem solchen Werke giebt, sie einerseits das Bedürfnis eines solchen Werkes für die Schule anerkennt, anderseits aber auch dafür sorgt, daß der wichtige Auftrag sowohl in wissenschaftlicher wie praktischer Hinsicht befriedigend ausgeführt wird. Daß dies beim Bruckmannschen Werk zutrifft, kann man nach eingehender Prüfung nicht bezweifeln. Das Werk ist so ausgezeichnet gelungen, daß es der Behörde, der Verlagsanstalt und den Herausgebern gleichermaßen zur Ehre und zum Ruhme gereicht. Daß

1000 Tafeln. Hier werden die uns erhaltenen griechischen Porträts vollständig, die römischen nur in Auswahl veröffentlicht. Beide Werke (die z. B. im Besitze des Albertinums, Dresden, sind) erscheinen in der Bruckmannschen Verlagsanstalt, München. Auf beide jedenfalls beziehen sich die Worte A. Furtwänglers („Meisterwerke u. s. w." S. XI.): „Von grundlegender Bedeutung für kunstgeschichtliche Untersuchungen der hier vorgelegten Art ist aber das große von der Bruckmannschen Verlagsanstalt unter der Leitung von P. Arndt begonnene Sammelwerk von Photographien, für dessen Notwendigkeit fast jede Zeile dieses Buches spricht und dem wir den regsten Fortgang und die weiteste Verbreitung wünschen."

1) Vergl. S. 551 flg. dieses Aufs.

es eine sehr fühlbare Lücke in unseren Unterrichts-, vor allem in unseren Anschauungsmitteln ausfüllt, wird jedem Leser schon klar geworden sein; ich möchte aber hinzufügen, daß das Werk in dieser Hinsicht für die Zukunft maßgebend bez. bahnbrechend sein wird, denn, wie ich schon sagte, so Vollendetes ist der Schule bisher nicht geboten worden!

Die Anregung, die das Werk dem Unterrichte bietet, ist denn auch mit Freuden ergriffen worden und zahlreiche Schulen haben schon vor Beginn der Veröffentlichung auf das Werk subskribiert. Auf dem mir vorliegenden Verzeichnis von Ende Januar 1896 ist das Bayrische Unterrichtsministerium mit über 40 Schulen vertreten; die übrigen gegen 60 Schulen fallen auf die Provinzialschulkollegien zu Königsberg, Stettin, Koblenz, Magdeburg, sowie auf das Königreich Württemberg. Seltsam ist immerhin, daß die Schulzentren Berlin, Hannover, daß das Königreich Sachsen, daß Baden, Mecklenburg und die übrigen deutschen Staaten, sowie die freien Städte gar nicht vertreten sind. Hoffentlich ist unterdessen die Frage an sie herangetreten und von ihnen bejahend beantwortet worden, denn man kann doch nicht annehmen, daß alle diese Länder und Städte sich der Frage und dem Werke verschließen sollten.

Von Schulgattungen sind in jenem Verzeichnis natürlich hauptsächlich Gymnasien vertreten, in geringerer Zahl Progymnasien (7), Realgymnasien (8), Realprogymnasien (3) und eine Realschule. Auch das muß noch anders werden! Es ist ein Irrtum zu glauben, das Bruckmannsche Bilderwerk sei nur oder vorwiegend für Gymnasien. Es muß sich unbedingt die Überzeugung Bahn brechen, daß die Benutzung griechischer Skulptur für alle höheren Schulen Deutschlands gleich wichtig und gleich nötig ist![1]) Denn bei ihnen allen, außer dem Gymnasium, fällt z. B. die Beschäftigung mit der griechischen Mythologie, dann vor allem die mit Homer in Übersetzung dem deutschen Unterrichte zu! Nicht hundert, nein Hunderte, ja womöglich Tausende deutscher höherer Schulen sollten mit diesem herrlichen Anschauungsmittel ausgestattet sein — wie könnte dann auch auf diesem Gebiete der deutsche Unterricht in wahrhaft edler und fruchtbringender Weise lebendig und anschaulich sein!

Überblicken wir den Inhalt der Sammlung! Dreißig Tafeln in drei Lieferungen sind bisher erschienen, zwei Lieferungen mit zwanzig Tafeln stehen noch aus. Was bisher veröffentlicht ist, hält die in der Ankündigung aufgestellte vorläufige Liste nicht ganz inne, und mit Recht, denn die Ausführung ist besser ausgefallen, als die Ankündigung. In

---

1) Vergl. darüber meine Ausführungen S. 549, 551, 553 flg. und das später Folgende.

letzterer fehlten einige der schönsten und bedeutendsten Werke, die man sehr schmerzlich vermissen würde, z. B. die Äginetengruppe (Mitte des Westgiebels) und die herrliche Demeter von Knidos. Einen Überblick über das Erschienene gebe ich in sachlicher Ordnung nach den Gegenständen und setze die Nummer, die jedes Werk in der erschienenen Reihenfolge hat, hinzu:

Olympische Götter als Statuen oder Gruppen:
Athena in der Äginetengruppe (Westgiebel; München) Nr. 21.
" Parthenos (Athen) Nr. 1.
" Lemnia (Dresden) Nr. 22.
" von Velletri (Paris) Nr. 3.
Artemis von Versailles (Paris) Nr. 17.
Apollon Kitharodos (München) Nr. 4.
" vom Belvedere (Rom) Nr. 6.
Melpomene (Rom) Nr. 25.
Demeter von Knidos (London) Nr. 27.
Eirene mit dem Plutosknaben (München) Nr. 13.
Die drei Moiren oder Thauschwestern vom Parthenon (London) Nr. 12.

Reliefs: Eleusinische Gottheiten (Athen) Nr. 23.
Hermes mit Orpheus und Eurydike (Neapel) Nr. 11.

Flußgott: Nilgruppe (Rom) Nr. 8.

Gegenstände aus der Sage: Niobe mit Tochter (Florenz) Nr. 5.
Orestes und Elektra (Rom) Nr. 26.
Menelaos und Patroklos (Florenz) Nr. 30.
Theseus (?) vom Parthenon (London) Nr. 15.

Bildnis- bez. Grabstatuen: Jüngling von Tenea (München) Nr. 14.
Sophokles (Rom) Nr. 9.
Demosthenes (Rom) Nr. 10.
Augustus (Rom) Nr. 20.
Weibliche Statue aus Herkulaneum (Dresden) Nr. 16.
Togatus (London) Nr. 19.

Bildnisbüsten: Perikles (London) Nr. 2.
Euripides (Neapel) Nr. 18.
Sokrates (Rom) Nr. 29.
Alexander, Kopf (München) Nr. 28.

Verschiedenes: Karyatide vom Erechtheion (London) Nr. 24.
Sterbender Gallier (Rom) Nr. 7.

Unter den noch fehlenden zwanzig Tafeln sind in Aussicht genommen: Zeus von Otricoli (Rom), Hera Ludovisi (Rom), Artemis von Gabii (Paris), Hermes des Praxiteles (Olympia), Nike des Paionios

(Olympia), Kopf des Homer, Laokoongruppe (Rom), Äsop (Rom), Medusa Rondanini (München), sogenannte Thusnelda (Florenz), gefangener Barbar (Rom) und eine Anzahl Reliefs, z. B. vom Parthenonfries, der Nikebalustrade, dem großen Sarkophag von Sidon, von Pergamon, vom Titusbogen und der Trajanssäule.

Das Verzeichnis ist reichhaltig und vielseitig; man merkt ihm deutlich an, daß die Herausgeber bemüht waren, dem Bedürfnis der Schule entgegenzukommen. Dennoch wird mancher Benutzer diesen oder jenen seiner Lieblinge vermissen. Wichtiger als diese Frage persönlicher Liebhaberei, nach der die Herausgeber nicht gehen durften, ist die zweite, ob sachliche Wünsche von irgend welcher Wichtigkeit unberücksichtigt geblieben sind. Man wird z. B. mit Bedauern einige Gestalten der griechischen Mythologie und Heldensage vermissen, die dem Schüler sehr geläufig sind, und ohne deren Besprechung und häufige Erwähnung es sicher in höheren Schulen nicht abgeht, z. B. Poseidon, Hades, Ares, Herakles, unter den geschichtlichen Persönlichkeiten Cicero und Cäsar. Die Gründe der Herausgeber, sie auszuschließen, mögen verschiedene gewesen sein; Hades z. B. ist wohl weggeblieben, weil keine geeigneten, gut erhaltenen Statuen vorliegen; denn zuviel sind der Bedingungen, die ein Werk erfüllen muß, um im Unterricht verwendet zu werden. Zum Poseidon hätte vielleicht das Relief verhelfen können, welches den Hochzeitszug des Poseidon und der Amphitrite darstellt.[1]) Die Wiedergabe dieses Reliefs, z. B. der Hauptgruppe, hätte dem Schüler zugleich einige jener Meerungeheuer, Tritonen, Hippokampen u. s. w. vorgeführt, mit denen die griechische Phantasie das Meer bevölkerte. Vom Ares konnte z. B. der Ares Ludovisi oder die Statue im Palazzo Borghese oder wenigstens ein Areskopf, z. B. der Pariser,[2]) einen guten Begriff geben, vom Herakles eine der Statuen oder einer der Köpfe, die Furtwängler in seinem großen Werke abbildet und bespricht,[3]) oder der bekannte Herakles Farnese. Auch von Cicero und Cäsar hätten sich vielleicht passende Bildnisse finden lassen. Eine antike statuarische Darstellung von Roß und Mann, sei es ein Reiterstandbild (Marc Aurel), sei es einer der Dioskuren,[4]) wäre als Vertreter dieser Gattung und als Ergänzung der Reitergruppen in Relief, die geboten werden sollen, willkommen gewesen.

Mit solchen Wünschen muß man sich freilich auf den Einwurf gefaßt machen, daß dann die Zahl von 50 Tafeln wesentlich überschritten

1) Abbildung bei Springer, a. a. O. I, 141.

2) Ares Ludovisi bei Springer, a. a. O. I, 148; die übrigen bei Furtwängler, a. a. O. S. 126 und Tafel VI.

3) A. a. O. S. 355, 516, 574, 575, und Tafel VIII.

4) Furtwängler a. a. O. S. 128 flg. und Tafel VII.

würde. Um dem zu begegnen, wäre vielleicht hie und da ein Tausch angebracht: Apollon Kitharodos ist zweimal angesetzt, erschienen als Nr. 4 und beabsichtigt als Nr. 28; ebenso Artemis, erschienen von Versailles als Nr. 17, geplant als Nr. 25 von Gabii. In beiden Fällen genügte ein Vertreter. Auch den sogenannten Apoll von Tenea (Nr. 14) hätte ich gern vermißt. Hier scheint der Wunsch der Herausgeber, eine Entwickelung der Plastik zu bieten, maßgebend gewesen zu sein; meiner Ansicht nach genügte zu diesem Zwecke schon die aufgenommene Äginetengruppe. In strengerer Befolgung des Grundsatzes, alles zu Fragmentarische auszuschließen, konnten die Herausgeber statt der zwei arg verstümmelten Parthenonskulpturen (Nr. 14 und 15) entweder nur den hand- und fußlosen Theseus oder die kopf- und armlosen Moirai aufnehmen. Der römische Togatus, dem sich wirklich keine Schönheit nachrühmen läßt, ist wohl wegen der Tracht dem Gymnasium zu Liebe eingereiht worden. Da mir aber von größter Wichtigkeit scheint, die Bedürfnisse aller Schulgattungen zu berücksichtigen, so hätte ich ihn gern durch die sitzende Griechin[1]) ersetzt (Museo Torlonia in Rom), die das Vorbild für römische Kaiserinnenstatuen wurde. So wäre Raum für etwa 4—5 andere Tafeln geworden. Nicht unerwähnt möchte ich die Meinung erfahrener Kollegen lassen, daß auch die Venus von Milo unbedenklich aufgenommen werden dürfte. Ich will dem nicht widersprechen; denn wo äußere Schönheit so mit Hoheit und Göttlichkeit gepaart ist, wie bei ihr, sehe ich keinen Grund, der reiferen Jugend ein solches Bild vorzuenthalten.[2]) In Bezug auf die noch nicht erschienene Nike kann die Frage auftauchen, ob die des Paionios oder die von Samothrake zu wählen sei. Ich wäre für letztere. Einmal ist sie weniger schrecklich verstümmelt; wenigstens ist das, was wir von ihr haben, zusammenhängender als bei jener; dann aber scheint sie mir wegen der „gesteigerten Leidenschaft der Bewegung, der stärkeren Lebhaftigkeit der Empfindung"[3]) dem Verständnis moderner Menschen näher zu liegen.

Doch das sind meist nur Wünsche; und solange nicht das ganze Werk abgeschlossen vorliegt, können sie kaum einen ernstlichen Einwand bedeuten, da die Herausgeber sich ausdrücklich Abänderungen der anfangs aufgestellten Liste vorbehalten haben. Indessen spreche ich die Wünsche aus in der Meinung, es müsse den Herausgebern, die vielleicht in erster Linie ans Gymnasium gedacht haben, lehrreich sein, zu sehen, welche Auswahl im Hinblick auf allgemeine Benutzung an allen höheren

---

1) Abbildung bei Springer I, 157.

2) In Seemanns Wandbildern war sie auch mit aufgenommen; ob schon erschienen, weiß ich nicht.

3) Springer I, 153.

Schulgattungen erwünscht sei. Es liegt mir fern, den Herren Archäologen ins Gehege zu kommen, aber als Kunstfreund und Verfechter der Bilderbenutzung in der Schule möchte ich nachdrücklich den allgemeinen, sachlich-schulmäßigen Standpunkt betonen, auf den ich glaube, bei Benutzung der antiken Plastik in der Schule mich stellen zu müssen.

Die technische Ausführung der vorliegenden dreißig Tafeln ist von hoher Vollendung und Schönheit! Nicht nur, daß so Schönes der Schule noch nicht geboten worden ist, nein, eine solche Vollendung in der Wiedergabe antiker Plastik ist, soviel ich weiß, bisher überhaupt noch nicht erreicht. Was die seit Jahrzehnten berühmten Adolf Braunschen Kohlephotographien für Gemälde sind, „klassische“ Reproduktionen, die, man pflegt zu sagen, „die Handschrift des Künstlers“ auf das treueste erkennen lassen, das sind diese Bruckmannschen Bilder für die Plastik der Alten.

Wer nicht stumpfen Blickes durch unsere Museen wandelt, dem ist der verschiedene Eindruck klar, den ein plastisches Werk aus Marmor und ein noch so guter Gipsabguß macht. Ich weiß wohl, daß die Gipsabgüsse uns unentbehrlich und unschätzbar wertvoll sind: wie kunstarm wären wir ohne sie! Aber den Marmor vermögen sie nun und nimmer zu ersetzen. Gips wirkt stumpf und tot, Marmor leuchtend und seelenvoll. An der dichten kreidigen Gipsfläche prallt das Licht plump ab, das edlere feine Korn des Marmors saugt das Licht auf. Und überdies zeigt der Marmor das Gepräge der beseelten Künstlerhand, der Gips das der mechanischen Reproduktion.[1]) Alle diese Unterschiede findet man an den Abbildern plastischer Werke wieder, sofern diese nicht selbst von Künstlerhand herrühren. Setzen wir zwei technisch gleich gute Photographien (oder Lichtdrucke) voraus, eine nach Gips, die andere nach Marmor,[2]) so springt die Trefflichkeit des Bildes nach Marmor sofort ins Auge! Man vergleiche diese Bruckmannschen Bilder mit den vollendetsten Photographien oder Lichtdrucken nach Gips, z. B. stelle man den Perikleskopf von Bruckmann (Nr. 2) neben den aus Furtwänglers Werk (Tafel IX). Beide gehen auf die Büste im Britischen

---

1) Den Laien oder den Neuling stören schon die Nähte der Gußform beim Gipsabguß, die ja (leider!) stehen bleiben. Auch durch kleine Unreinheiten in der Farbe oder durch Geäder wirkt das Marmorbild nicht so starr wie ein Gipsabguß. Die schwachen Spuren ehemaliger Bemalung der antiken Originale kommen dagegen für die Photographie nicht in Betracht.

2) Dieser Vergleich läßt sich leicht bei Furtwängler anstellen. Seine Tafel IX giebt den Perikleskopf nach Gips wieder, Tafel X den Kopf eines Feldherrn in Berlin nach Marmor. Beide Büsten sind behelmt und stellen bärtige Männer dar, beide zeigen die nämliche Auffassung, weil sie wahrscheinlich beide von Kresilas herrühren; sie wirken wie Tag und Nacht!

Museum zurück, aber Bruckmanns Kopf direkt nach dem Marmororiginale, Furtwänglers nach einem Gipsabguß. Es ist, als wolle der Bruckmannsche Kopf zu reden anfangen, so lebendig spricht aus ihm die Eigenart des dargestellten Menschen. Auch der Gipsabguß selbst, obwohl eine vollkommen körperliche Wiedergabe des Marmororiginals, macht, mit dem Bruckmannschen Bilde verglichen, nicht entfernt den Eindruck wie dieses; sei es, daß er zu hoch oder in ungünstigem Lichte steht, sei es, daß er schon zu unansehnlich geworden ist, denn Gips schmutzt schnell.

Ähnlich bei der Demeter von Knidos (Nr. 27). Hier hat die Beseelung des Bildes den höchsten Grad erreicht; allerdings kenne ich auch keinen durchgeistigteren weiblichen antiken Kopf als diesen, der keine römische Kopie, sondern griechische Originalarbeit ist! Mit Recht erinnert Brunn an das Madonnenhafte dieses Antlitzes.[1]) Dieser Zug ist im Bruckmannschen Bilde so rein und unverletzt erhalten, daß verschiedene Beschauer unabhängig von einander und ganz von selbst auf den Ausdruck „madonnenhaft" verfielen, wozu ja gewiß auch Äußerlichkeiten, wie der Schleier, das ihre beitragen. Die Tafel giebt sogar deutlich die Verschiedenheit des Marmorkornes wieder: der Kopf ist aus feinstem parischen Marmor von weißer Farbe, der Körper der Statue aus geringerem graubläulichen hergestellt. Wie oft war ich — ebenso andere Beschauer — im Gipsmuseum unachtsam an dieser Statue vorbeigegangen. Sie hat ja auch sonst nichts Auffälliges an sich: keine ausgesprochene Bewegung des sitzenden, in dichte Gewänder gehüllten Körpers; die Arme fehlen, zudem steht sie an einem ungünstigen Platze. Auch als ich nachträglich die Statue aufsuchte und mit dem Bilde verglich, war ich enttäuscht: im Gips kommt eben die Beseelung nicht genügend zum Ausdruck.[2])

Aus diesen Beispielen schließe man, was es zu bedeuten hat, daß alle Aufnahmen Bruckmanns — abgesehen von einer einzigen — nach den Marmororiginalen gemacht sind. Die Ankündigung fügt hinzu, daß, wo die älteren photographischen Aufnahmen nicht völlig befriedigend erschienen, neue hergestellt werden. Welche Schwierigkeiten, welche Opfer an Zeit, Mühe und Geld sich hinter diesen wenigen Worten verbergen, ahnen die meisten Leser kaum. Herausgeber und Verleger haben aber das alles nicht gescheut, um der Schule etwas wahrhaft Gutes zu bieten. Einen Blick in diese Schwierigkeiten gewährt

1) Brunn, Griechische Götterideale S. 51 flg.

2) Dies zeigt sich auch, wenn man das Bruckmannsche Bild nach Marmor neben Tafel IV in Brunns Gr. Götteridealen (zu S. 42) hält, die einen vorzüglichen Lichtdruck nach dem sogar ergänzten Demeterkopf — aber nach Gips! — giebt.

eine gelegentliche Bemerkung[1]) bei dem Kopf des Alexander (Nr. 28). Zugleich lehrt sie uns, daß diese Hindernisse bisweilen unüberwindlich sind. Nach mehreren Versuchen bei natürlichem und künstlichem Licht mußte hier schließlich auf Wiedergabe des Originals verzichtet werden, weil der Standort der Statue eine befriedigende Aufnahme unmöglich machte; daher ist das herrliche Doppelbild des Alexanderkopfes (von vorn und im Profil) nach Gips hergestellt. Dies ist aber die einzige Ausnahme unter den 30 Tafeln. Meinem Gefühl nach wären Herausgeber und Verleger vollkommen berechtigt gewesen, auch bei Nr. 23: Die Eleusinischen Gottheiten, vielleicht auch noch bei Nr. 11: Hermes mit Orpheus und Eurydike eine Ausnahme zu machen. Ersteres erscheint im Abbild so fleckig und dunkel, daß darunter die Klarheit der Linien und Formen sehr leidet; ich glaube nicht, daß die Komposition als Ganzes, geschweige denn ihre Einzelheiten auf dieser Tafel für die mittleren und hinteren Bänke einer Klasse erkennbar sind.[2]) In solchem Falle würde ich eine Reproduktion nach Gips befürworten, die bei Reliefs auch wegen der vom Hintergrunde ausgehenden Reflexlichter lebendiger ausfällt als bei Statuen und Köpfen. Besser, aber mir noch immer nicht klar genug ist Nr. 11: Hermes mit Orpheus und Eurydike.

Hiervon abgesehen muß festgestellt werden, daß die Bruckmannschen Bilder von ausnehmender Schönheit sind. Diese Schönheit tritt erst dadurch recht ins Licht, daß die ganze Umgebung des plastischen Kunstwerkes dunkel ist. Der Karton, wie schon bemerkt, ist in schwarzbraunem Ton gehalten, der Hintergrund schwarz. So löst sich das Bildwerk selbst einheitlich und hell vom Grunde ab, es gewinnt, in rechte Beleuchtung gerückt (besonders bei künstlichem Licht, wo dem Auge des Beschauers die Lichtquelle verborgen werden kann), ordentlich plastische Rundung. Alle diese Umstände sind für die Benutzung in der Klasse von größtem Werte; aber auch dem Erwachsenen, dem Laien, dem Kunstfreund wie dem Kenner erhöhen sie Reiz und Genuß des Werkes. Ich habe das häufig erprobt und habe gefunden, daß ganz verschieden geartete Beschauer im Punkte der außerordentlichen Schönheit der Bilder einstimmig waren; wie gar manchem tauchten so bei der Betrachtung dieser Tafeln schöne alte, längst entschwundene Studienzeiten wieder auf!

Was von der Güte und Schönheit der Bilder gesagt ist, gilt auch von ihrer Größe. Auch hierin übertreffen sie die mir bekannten Reproduktionen sämtlich, die an Güte irgendwie neben ihnen zu nennen

1) Auf dem Deckel der III. Lieferung.

2) Wie klar erscheint dagegen die kleine Abbildung bei Springer I, 120, die nur ein Netzdruck ist!

wären. Für Unterrichtszwecke ist bedeutende Größe unbedingt nötig! Das Bild muß so groß und so deutlich sein, daß bei der Besprechung die ganze Klasse den Einzelheiten mit den Augen zu folgen vermag, sonst taugt es nicht für den Klassenunterricht. Während der Besprechung müssen die Blicke aller auf diesen einen Punkt geheftet sein. Unbeschadet dessen mag das Bild später zur Befestigung des ersten Eindruckes in der Klasse ausliegen oder hängen oder auch von Hand zu Hand gehen, sodaß jeder Schüler den Einzelheiten nach Belieben nahe tritt; es ist dies sogar wünschenswert, ja nötig.

Aber vor allem muß die Größe für eine gemeinsame Besprechung vor der ganzen Klasse genügen.

Das thun auch die Bilder des Bruckmannschen Werkes durchgängig. Natürlich wäre es kein Schade, wenn manche von ihnen noch größer wären. Vergessen wir nicht, daß es ziemlich geräumige Klassenzimmer giebt, wo die Bänke oder Tafeln nicht immer dicht hintereinander stehen und daß viele Schüler schlechte Augen haben. Daher können für den Klassenunterricht Bilder überhaupt schwerlich zu groß sein. Sobald also neue Aufnahmen sich nötig machen, würde es sich empfehlen, sie noch größer herzustellen. Eine Änderung der Kartongröße ist unnötig; 64:48 cm genügt vollkommen. Nur würde dann der freie Raum vom Rande des Kartons bis zum Bildwerke selbst schmäler; beträgt dieser Rand etwa 8 cm, so ist das noch immer genügend, die Tafeln gewinnen dadurch noch kein schlechtes Aussehen. So erhält man für das Bildwerk selbst ein Plus von mindestens 5—6 cm Höhe, und das macht für den Klassenraum schon etwas aus.

Die Papiergröße der Originalaufnahmen beträgt durchschnittlich 42:30 cm. Die Größenverhältnisse der Marmorwerke selbst auf den Tafeln sind folgende:

Die Höhe der stehenden Figuren (18 Tafeln in Hochformat) ohne Basis schwankt zwischen 31 und 39 cm; es ist vertreten einmal: 31 cm, 10mal: 35—36 cm, 6mal: 37—38 cm, einmal: 39 cm. Am kleinsten sind die Athena Parthenos und Augustus. Die Gestalt der Parthenos selbst ist 26½ cm hoch, mit Helm 31 cm, mit Basis 36 cm, Augustus' Gestalt allein 33 cm, mit erhobenem Arm und Basis 36½ cm. Am größten ist der Apollo mit der Kithara: Gestalt allein 39 cm, mit Basis 41 cm. Das giebt einen Unterschied von etwa 5 cm mit, 12 cm ohne Basis. Die meisten, wie man sieht, sind 35—36 cm hoch. Ein Grund für diese Verschiedenheit ist nicht einzusehen; es wäre durchaus wünschenswert, daß künftig alle stehenden Figuren auf die Höhe des Apollo Kitharodos, womöglich noch etwas mehr: 42—43 cm kämen; für den Rand bleibt immer noch genug Raum übrig.

Die Höhe der sitzenden Gestalt (1 Tafel: Demeter von Knidos) ist völlig hinreichend; sie überragt die meisten stehenden Gestalten. Auch die Querbilder mit stehenden, sitzenden oder liegenden Figuren können schwerlich wesentlich größer sein; das Format läßts nicht zu. Die Höhe der Figuren bewegt sich zwischen 19 und 21 cm, die Querlänge der Gruppe oder Figuren zwischen 38 und 40 cm.

Unter den Köpfen ist am größten der des Euripides: 35 cm; ein wundervolles, herrlich großes und deutliches Bild. Die Periklesbüste mißt $31\frac{1}{2}$ cm Höhe, wobei man bedenke, daß den Kopf ein sehr hoher Helm deckt. Die beiden anderen Bildnisse, Sokrates und Alexander, sind Doppelbilder; auf der quer genommenen Tafel sieht man den Kopf zweimal, einmal von vorn, das andere Mal im Profil; die Höhe der Köpfe, vollkommen genügend, ist 26 cm; mehr giebt auch der Raum nicht her.

Die Reliefs endlich zeigen als Höhe der Marmorplatte 36 cm, der Gestalten 31—32 cm; auch hier wäre Vergrößerung zu empfehlen.

Es war ein vorzüglicher Gedanke der Herausgeber, bei einzelnen Tafeln Doppelbilder herzustellen; so hat der Beschauer den Vorzug, das Bildwerk sowohl von vorn wie von der Seite vor sich zu sehen. Bei Statuen ist dies Verfahren nur anwendbar, wenn die Gestalt schlank ist, gerade aufrecht steht und nicht durch gespreizte Arme oder Attribute in die Breite geht. Ohne diese Vorbedingungen verbietet es sich. Wohl nach Furtwänglers Vorgang in seinem großen Buche ist dies Verfahren bei der Athena Lemnia eingeschlagen und so ein herrliches Blatt erzielt worden. Schade, daß die Athena Parthenos, wo alle Vorbedingungen günstig lagen, nicht auch als Doppelbild vorliegt; gerade an ihr hat auch die Seitenansicht manches für sich. Ob dieses Vorgehen beim Periklesкopfe angebracht wäre, möchte ich nicht bejahen. Furtwängler giebt in seinem Buche auf Tafel IX ein Doppelbild des Periklesкopfes; ich ziehe die Vorderansicht vor; nur würde ich sie noch größer wünschen.

Nun noch ein Wort zu den Texten.[1]) Was bieten sie? Vor allem beschreiben sie das Denkmal: Stellung, Bewegung, Tracht; dabei gewähren sie sehr lehrreiche kulturgeschichtliche Einblicke in das Bekleidungswesen, die Moden und Haartrachten, die Bewaffnung und die Sitten der Alten. Ferner erläutert der Text die Bedeutung der dargestellten Handlung, der Bewegung, des Gesichtsausdrucks; endlich würdigt er das Kunstwerk ästhetisch. Weiter erfahren wir, ob das betreffende Denkmal griechische Originalarbeit oder römische Kopie ist; ob das Original Bronze oder Marmor oder chryselephantin war; seit wann es bekannt ist, wo

1) Die Grundsätze, nach denen die Texte abgefaßt sind, vergl. S. 557 dies. Aufs.

es stand und wo es jetzt steht. Ist die Statue ergänzt, so giebt der Text an, was richtig, was falsch ergänzt ist; ist sie verstümmelt, so hören wir, wie man sie sich vervollständigt zu denken hat. Wir werden ferner belehrt, von welchem Künstler sie herrührt, oder in welche Kreise, Zeiten und Gegenden sie vermutlich gehört. Dabei führt der Text die antiken Schriftsteller an, die die Statue gekannt oder beschrieben haben, oder antike Dichterstellen, die entweder dem schaffenden Künstler vorgeschwebt haben mögen, oder die sonst auf die gerade dargestellte Handlung, den Charakter des Werkes u. s. w. passen. Diese Belegstellen sind im Original gegeben.

Das alles ist sehr mühsam und höchst verdienstlich; auch ist die Haltung des Textes im ganzen allgemein verständlich. Freilich liegt es in der Natur eines so vielseitigen, auf so geringen Umfang zusammengedrängten Textes, daß er vorwiegend objektiv und referierend ist und hie und da in einen trocknen Ton verfällt. Anregender wäre natürlich ein Text, der vom warmen Hauch der Persönlichkeit beseelt wäre, zumal da der Text doch auch die gewinnen will, die diesem Gebiete bisher ferne standen. Ich gebe zu, daß diese Forderung mit den sonstigen unbedingt nötigen Anforderungen schwer zu vereinigen ist. Ob es nun den Verfassern, wie sie meinen, gelungen ist, das Eingehen auf Kontroversen und auf die moderne archäologische Litteratur ganz zu vermeiden, scheint mir zweifelhaft. Meiner Ansicht nach ist dies weder möglich noch auch wünschenswert! Wenn, um nur einige Beispiele anzuführen, die Athena von Velletri und der Perikleskopf dem Kresilas zugeschrieben werden, wenn die Deutung von Nr. 26 als Orestes und Elektra vor anderen bevorzugt, dabei Welcker angeführt und gegen Otto Jahn polemisiert wird, wenn die „sehr nahe Verwandtschaft" der Artemis von Versailles mit dem Apollo vom Belvedere „nur zufällig" genannt wird, — wogegen Overbeck[1]) sich Zeit seines Lebens abgemüht hat zu beweisen, daß sie zusammengehörten und mit einer Athena zu dritt eine Gruppe bildeten —, wenn der Blick des Apoll vom Belvedere als unbestimmt und „weit in die Ferne gerichtet" gedeutet ist, Brunn dagegen[2]) darzulegen sucht, er sei „fest und bestimmt nach einem Punkte, einem Ziele gerichtet: es ist ein scharf fixierender Blick" — so stehen wir wohl mit alledem mitten in den modernen Kontroversen drin! Nicht immer gelingt ein Beweis so lückenlos, wie Furtwänglers Nachweis der Athena Lemnia des Phidias, wodurch allerdings diese Frage aus der Welt geschafft ist. Wie wir sehen, kommt es doch auch vor, daß die Herausgeber neuere Archäologen citieren. Nun, ich halte das alles nicht für einen Schaden; im Gegenteil hätte ich gewünscht,

1) Gesch. der griech. Plastik. 4. Aufl. II. Band (1894), S. 369 flg.
2) Griech. Götterlehre u. s. w.: Apollo Giustiniani (1891), S. 84—95.

daß zu Nutz und Frommen der weniger eingeweihten Benutzer die wichtigsten modernen Citate gegeben wären. Freilich, widerspruchsvoll ist die neuere archäologische Litteratur. Aber in welcher Wissenschaft giebt es nicht recht viele heiß umstrittene Punkte? Wenn die Herausgeber meinen, die Lehrer, die weitere Auskunft über solche Streitfragen wünschen, können sich leicht Rats erholen aus den ihnen zu Gebote stehenden Bibliotheken, so trifft das sicher nur für die kleine Zahl von Kollegen zu, die von Haus aus Archäologen oder klassische Philologen sind oder das Glück haben, in einem der großen Bildungszentren Deutschlands zu leben, wo ihnen bedeutende staatliche oder städtische Bibliotheken zur Verfügung stehen. Aber die Unzahl derer, bei denen das eine oder das andere, oder beides nicht zutrifft? Wie steht es z. B. bei den Lehrern, die an das Bruckmannsche Werk als Laien herantreten, die sich bisher nie mit griechischer Plastik abgeben konnten, und die — wie an Realschulen, Seminaren, höheren Knaben- und Mädchenschulen — schwerlich immer im Kollegium jemanden haben, der ihnen zuverlässige Auskunft geben könnte? Hier sind doch bibliographische Hinweise auch auf die neuere Litteratur sehr wünschenswert.

Und nun noch eins. Für alle Kreise, Lehrer wie Schüler — denn wie die Ankündigung besagt, sollen die Texte auch in die Hand der Schüler kommen — die nicht Griechen und nicht Lateiner sind, sollten künftig die Citate aus den alten Schriftstellern in deutscher Übersetzung gegeben werden. Auch hier zeigt sich, daß die Herausgeber zu sehr ans Gymnasium gedacht haben. Warum aber sollen die anderen Schulen der Wohlthat dieses Werkes verlustig gehen? Mir fällt dabei ein, wie der schon genannte Ferdinand Schultz sich in seiner Vorrede[1]) äußert. Er sagt S. VI: „Es dürfte Wunder nehmen, daß in einem Lehrbuche griechischer Geschichte kein einziger griechischer Buchstabe vorkommt. Und doch! Was kann der Realgymnasiast mit griechisch geschriebenen Worten anfangen? Der Gymnasiast aber kann die griechische Form aus eigener Kraft herstellen und wird damit noch eine angenehme Übung verbinden.“ So auch hier: Für den Nichtgriechen und Nichtlateiner sind Citate in deutscher Übersetzung eine Wohlthat, für Griechen und Lateiner kein Hindernis, wohl aber eine willkommene Gelegenheit, sich in den alten Sprachen durch Rückübersetzung zu üben. — Sonst ist mir an den Texten, abgesehen von einigen Druckfehlern, nichts aufgefallen.

Ich komme zu dem letzten Punkte: Nach welchem Plane soll sich die Benutzung des Bruckmannschen Werkes in den einzelnen Klassen aufbauen?

---

1) Zu dem S. 545 Anm. 1 angeführten Lehrbuch.

Es mag zunächst noch einmal betont sein, daß ich bei diesem Plan vom Gymnasium absehe und auch für die anderen Anstalten zunächst nur den deutschen Unterricht ins Auge fasse. Für das Gymnasium ist die Anschaffung des Bruckmannschen Werkes eine selbstverständliche Sache. Mir kommt es darauf an, zu beweisen, daß es auch an solchen Schulen unentbehrlich ist, die das Griechische gar nicht, das Lateinische entweder auch gar nicht oder doch nicht so nachdrücklich treiben wie das Gymnasium.

Die Benutzung der Tafeln beginnt in Quarta oder Untertertia, je nachdem in ersterer oder letzterer Klasse die Grundzüge der alten Götter- und Heldensage zu besprechen sind. Natürlich haben die Schüler auch vorher schon von den alten Griechen und Römern, ihren Göttern und Helden gehört und gelesen. Sie haben beispielsweise Leben und Thaten einzelner griechischer und römischer Helden kennen gelernt, vielleicht auch gelegentlich diese und jene hierher gehörige Illustration gesehen. Ganz unvorbereitet treten sie also an diese Welt nicht heran. In IV oder UIII wird nun diese Götter- und Heldensage teils durch gemeinsames Lesen von Stücken aus dem Lesebuche, teils durch Erweiterung derselben und eigene Erzählung des Lehrers durchgenommen. Nicht alle Lesebücher bieten dafür geeignete Stücke. Ich habe z. B. die Erfahrung gemacht, daß die entsprechenden Lesestücke von Seemann, Schneider, Becker u. a. im Hopf und Paulsiek für IV viel zu hoch gegeben sind und den kindlichen Ton nicht treffen. Das wirkt dann auf die Knaben eher abschreckend und das Interesse tötend. Dagegen weiß Gotthold Klee in seinem prächtigen Buche „Hausmärchen aus Altgriechenland"[1]) den Erzählerton für dieses und das vorhergehende Alter meisterhaft zu treffen und die Erfahrung bestätigt, daß griechische Götter- und Heldensage, so vorgetragen oder gelesen, die Kleinen fesselt. Das ist zunächst die Hauptsache. Ist die Klasse Feuer und Flamme für diese Gestalten, dann sind die Bildertafeln des Bruckmannschen Werkes zur Veranschaulichung einiger Gestalten heranzuziehen. Ob während der Lektüre, vorher oder nachher? — ist eine Frage, die endgültig wohl nur aus der Erfahrung entschieden werden kann; ich glaube, hinterher wäre es am besten, weil dann die Schüler nicht mehr so mit dem Stoffe selbst kämpfen, sondern ihn sich geistig schon einigermaßen angeeignet haben. Man liest und erläutert das Lesestück, giebt es für die nächste Stunde zur Wiederholung auf, und nun entwickelt man bei geschlossenen Büchern aus dem Bilde heraus durch Fragen an die Schüler die Züge der Gottheit.

1) Erschienen Gütersloh, Bertelsmann, 8°, 1888. VIII, 344 S.

Für Quarta nun möchte ich folgende Bildertafeln vorschlagen:[1]) Köpfe: 1. Homer, 2. Zeus von Otricoli, 3. Hera Ludovisi. **Statuen:** 4. Athena von Velletri, 5. Apollo mit der Kithara, 6. Melpomene, 7. Artemis von Versailles, 8. Apoll vom Belvedere.

Ob man die Köpfe zuerst vornimmt oder besser zwischen einzelne Statuen einschiebt, möchte ich theoretisch nicht entscheiden; man müßte es ausprobieren. Diese 8 Tafeln sind auf das ganze Jahr zu verteilen, also in gemessenen Zwischenräumen vorzuführen, am Schluß des Jahres natürlich bei der Wiederholung nochmals zu zeigen.

Den Beginn der Besprechung von Statuen macht die Athena von Velletri. Bei der Frage, welcher von den drei in der Schulausgabe vertretenen Athenen der Vortritt gebührt, kann die Wahl nicht lange schwanken. Zunächst ist die herrliche Lemnia auszuscheiden, nicht nur, weil sie keine Arme hat, sondern auch, weil ihr fast alle Attribute fehlen, die eine Athena kennzeichnen. Auch die leeren Augenhöhlen eignen sich nicht dazu, gleich beim ersten Bild einer Statue den Schülern entgegenzutreten; diese lernen die eingesetzten Augen noch bald genug beim Apoll mit der Leier kennen. Die Parthenos hat zwar den Vorzug, daß sie alle Attribute der Athena vereinigt: Schild, Lanze, Ägis, Helm, Nike, sogar die Schlange, aber im übrigen ist diese Statue für den ersten Anfang in IV durchaus ungeeignet. Sie hat etwas zu Starres, Steifes. Die Bewegung des Körpers ist nur dem geübteren Auge erkennbar, die Arme liegen eng angeschlossen am Körper, die Haltung des Kopfes mit dem geradeaus gerichteten Blick ermangelt des regen Lebens; das Gesicht ist fast ausdruckslos. Es liegt das zum Teil an der ungenügenden und kleinen Reproduktion, in der uns dies Meisterwerk des Phidias leider nur erhalten ist, und die sicher in den Feinheiten kein Abbild des Originals giebt, gewiß aber auch in der Natur des Holz-, Elfenbein- und Goldkolosses selbst, dessen Technik schon dem Künstler doch nicht die Freiheit der Bewegung ließ wie sonst, z. B. wie bei der Lemnia. Es bleibt also die Athena von Velletri. Hier ist die Bewegung des Körpers und der Arme schon weit ausgesprochener, die Haltung des Kopfes lebendiger. Die Arme, wenn auch nicht in allem richtig ergänzt, lassen selbst den Quartaner oder Untertertianer mit Bestimmtheit schließen, daß die erhobene Rechte sich auf die Lanze stützte, die vorgestreckte Linke etwas auf der flachen Hand hielt: die geflügelte Nike. Die Ägis und der charakteristische Helm, der auch nicht

1) In den Plan nehme ich auch die Tafeln mit auf, die noch nicht erschienen sind, deren Besprechung ich mir für später vorbehalte. Wo sich aus den bisher genannten anderen Werken, z. B. aus Brunn und Furtwängler, Ergänzungen ergeben, füge ich sie mit an.

so unmenschlich hoch und mit Schmuck überladen ist, wie bei der Parthenos, vervollständigen in willkommener Weise die Attribute. Es liegt aber nicht nur in diesen Äußerlichkeiten begründet, daß die Athena von Velletri sich ganz besonders dazu eignet, als erstes Bild der Göttin vor die Jugend zu treten; dafür giebt es auch innere Gründe. Furtwängler bemerkt, daß man gerade in ihr „die vollkommenste Wiedergabe des Charakters der Athena zu erkennen pflegt" und verweist auf Otfried Müller, der in seinem Handbuch „das Ideal der Athena" lediglich nach ihr beschreibt.[1])

Der Athena von Velletri schließt sich am besten der Apoll mit der Leier an; wie die Athena so vertritt auch er eine rein geistige Thätigkeit als Gott der Dichtkunst und als Führer der neun Musen, deren eine, Melpomene, ihm in der Besprechung und Vorführung gleich folgen kann. Nun kommt die Artemis von Versailles;[2]) sie, Apolls Schwester, die schnellfüßige Jägerin, bildet den Übergang zu den weniger bekleideten Statuen. Die jugendlich elastische, fast jünglinghafte Gestalt, in der das spezifisch Weibliche, sagen wir das Weib, ebenso wie in der Athena und der Muse, sehr zurücktritt, ist gerade deswegen zu dieser überleitenden Rolle vor unserer Jugend geeignet. Von ihr untrennbar ist die mehr männliche Seite des Apoll-Mythus, herrlich dargestellt durch den Apoll vom Belvedere. Nach der Artemis von Versailles darf am Ende des Jahres meines Erachtens diese völlig nackte Gestalt unbedenklich den Schülern vorgelegt werden. Die ganze Formengebung und Auffassung dieser Statue ist der Artemis innigst verwandt. So bleiben die Geschwister beisammen und bilden auch in der Erinnerung der Schüler ein untrennbares Ganze! Die leidenschaftliche Bewegung, der ausgesprochene Rhythmus der Statue, die sprechend dramatische Handlung, die hier dargestellt ist, heben, wie man meinen sollte, auch den noch kindlichen Beschauer, der vom Apoll schon weiß, über die Nacktheit hinweg und fesseln ihn. Kein Werk dürfte geeigneter sein, unsere Jugend an den Anblick keuscher Nacktheit zu gewöhnen.[3]) Ein

1) Furtwängler a. a. O. S. 303. Hier beginnt auch die eingehende Untersuchung der Statue von Velletri; man vergl. auch die zugehörigen Bilder Fig. 41 ganze Gestalt, Fig. 42 Kopf.

2) Wer nicht Bruckmanns Schulausgabe griech. u. röm. Skulptur anschaffen kann und will, für den hat vielleicht die Bemerkung Wert, daß der Bruckmannsche Verlagskatalog S. V verzeichnet: Gruppe des Laokoon, Apollo vom Belvedere, Diana von Versailles, Statue der Flora, Reproduktionen nach Original-Aufnahmen, Großfolioformat (so groß wie die Schulausgabe), auf starkem Karton, Preis das Stück 5 Mark. Gesehen habe ich diese Reproduktionen nicht.

3) Ich ziele hiermit auf die beherzigenswerten Ausführungen „Unanständige Bilder" von Ferdinand Avenarius (im „Kunstwart", zweites Maiheft 1897,

gewisser Nachteil bleibt es freilich, daß so der Apoll gleichsam zerrissen u
in seine zwei Naturen zerlegt wird; anderseits bildet sich aber so d
Bewußtsein, die Anschauung dieses Doppelwesens zu größerer Klarheit a
Für die Besprechung des *Zeus von Otricoli* und des *Apoll vo*
Belvedere wird der Lehrer mit großem Nutzen die zwei entsprechenden A
sätze aus *Brunns* Buch[1]) durcharbeiten; die Tafeln VIII und X Kopf d
Apoll von vorn und Zeus, dem von Otricoli ähnlich, eignen sich wegen ih
Größe und Schönheit zur Klassenbenutzung neben den Bruckmannschen Tafel

In keiner Klasse hat der deutsche Unterricht so lange, ja so au
schließlich in den Anschauungen der Alten zu verweilen, wie in Obe
tertia. So muß denn hier auch die Verwendung der Bildertafeln a
ausgiebigsten sein. Und das mit Recht; denn in den nichtgymnasial
Schulen muß *in Obertertia in der Kenntnis antiker Götte*
und Sagenwelt der Grund gelegt werden. Geschieht dies nic
so ist die Versäumnis nie wieder gut zu machen. In U II und d
Oberklassen tritt vor allem die deutsche Litteratur in ihre Rechte. S
tritt dort gebieterisch an den deutschen Unterricht teils mit Aufgabe
heran, die die Kenntnis der alten Mythologie und der alten Anschau
ungen voraussetzen, teils mit Aufgaben, die ganz anders geartet sin
Jedenfalls ist dann zu gründlicher Besprechung der alten Mytholog
und Sage, zu eingehender Beschäftigung mit Homer keine Zeit meh
Hier aber, in *Obertertia* tritt einen guten Teil des Jahres die Lektü
des Homer in deutscher Übersetzung in den Vordergrund. Dam
öffnet sich der ganze griechische Götterhimmel vor der Phantasie unser
Jugend. Daß da nicht nur so viel von Göttern und Göttinnen ge
sprochen wird, daß die Schüler nicht nur *lesen* (Il. I, 528 flg.):

„Also sprach, und winkte mit schwärzlichen Brauen Kronion;
Und die ambrosischen Locken des Königes wallten ihm vorwärts
Von dem unsterblichen Haupt; es erbebten die Höhn des Olympos“ —

aus dem „Universum“ abgedruckt); eine Stelle daraus möge hier wenigste
Platz finden: „Das aber ist der Fehler, daß wir nun schon beginnen, auch i
Abbild die menschliche Gestalt den Kindern ängstlich zu verbergen und som
allen Bildern unbekleideter Menschenkörper den Reiz des Verbotenen zugeselle
Wir thäten besser, hier die Auslese der Bilder vom Nackten de
zweifelhaften Pädagogen Zufall weg und in unsere eigene Han
zu nehmen, indem wir die Kinder, ohne daß irgend welche Absicht merkli
würde, edle Darstellungen solcher Art zwischen ihrem übrigen Bilderzeug seh
ließen. *Auch edle plastische Werke sind vom Guten*; ich weiß aus mein
eigenen Jugend, wie ich verständnislos erstaunte, als Schulkameraden in d
Flegeljahren sonderbare Bemerkungen machten angesichts der Venus von Mil
deren Gipsabguß, mir altgewohnt, in unserem Zimmer stand.“

1) Griechische Götterideale u. s. w.: Apollo Giustiniani (1891) S. 84—
und Asklepios und Zeus (1892) S. 96—110.

daß sie nicht nur unzählige Male hören vom Sohn der lockigen Leto, der silberfüßigen Thetis, der hoheitblickenden Hera, vom treffenden Phöbus Apollo — sondern auch einige davon zu sehen bekommen, das ist doch eigentlich so selbstverständlich, daß darüber kein Wort weiter zu verlieren wäre. Und doch, wie schlimm sieht es damit in Wirklichkeit aus! Es fehlte dazu meist nicht nur an Lust und — vor dem Bruckmannschen Werk — an würdigen und entsprechenden Mitteln; nein, der Gedanke ist einfach vielen Lehrern nicht gekommen! Augenscheinlich dachte der Lehrer, dem diese antiken Statuen und Köpfe wenigstens zum Teil bekannt sind, gar nicht an das Bedürfnis der Schüler, sie zu sehen.

Auch für eine Reihe Schillerscher Gedichte, die hier durchzunehmen sind, wie Teilung der Erde, Bürgschaft, Ring des Polykrates, Kraniche des Ibykus, Kassandra, Siegesfest ist die Anschauung der griechischen Götterwelt von großem Nutzen. Denn selbst wenn Schiller sich bisweilen nur allgemein ausdrückt, z. B. „Die Götter wollen dein Verderben", so steht doch für den Dichter der ganze griechische Götterhimmel als lebendige Vorstellung dahinter; Schiller lebte ja — leider! — zu Zeiten mehr in der fernsten griechischen Vergangenheit als in seiner Zeit und seinem Lande.

Zunächst kehrt natürlich der vorher gewonnene Bildervorrat wieder. Es kommen dazu als 9. Hermes des Praxiteles, 10. Athena Lemnia, 11. Athena Parthenos, 12. Nike, 13. Medusa Rondanini, 14. Äginetengruppe, 15. Menelaos mit dem toten Patroklos, 16. Niobe mit Tochter.

Es leuchtet ohne weiteres ein, daß die Büste des Homer hier bei der Lektüre seines Epos für die Schüler erhöhte Bedeutung gewinnt; ebenso Zeus, Hera, Athena, Apollo, Artemis; neu hinzu kommt Hermes. Bei jedem dieser Bilder lernen die Schüler neues: sie beobachten ja nun die Götter in ihrem Thun und Treiben untereinander, sowie in ihrem Eingreifen in die Geschicke der Menschen. Aus der Lektüre des Homer gewinnen sie für jedes der Götterbilder weitere Züge zu einer vertieften Charakteristik. So wird die einzelne Götterindividualität mehr und mehr klar, und da die Griechen ihren Göttern menschliche Leidenschaften und Züge geliehen haben, so werden sie trotz aller Götterhöhe dem Menschen nähergerückt. Das Bild der Athena wird hier ausgestaltet durch Hinzunahme der Lemnia[1]) und der Parthenos. Sie, die vielgestaltige, die im Homer in der Maske so manches Helden erscheint, tritt in dreifacher Gestalt vor die Schüler. Hier gilt es nun, den Beweis zu erbringen, wie ein und derselbe Gedanke künstlerisch

1) Vergl. dazu Furtwängler, Tafel I—III und die dazu gehörigen Ausführungen im Texte. Besonders brauchbar für die Klasse und von Wert ist Tafel III, welche den Lemniakopf in Bologna sehr schön groß wiedergiebt, während I und II von der Bruckmannschen Aufnahme übertroffen werden.

verschiedene gleich berechtigte Lösungen verträgt; hier auch wird die uns menschlich näherstehende Lemnia ebenso wie die ehrwürdig-heilige Parthenos eher verstanden werden können. Welche anregenden Gesichtspunkte lassen sich durch den Vergleich der drei Tafeln gewinnen, welches Leben kommt unter die jungen Geister, wenn diese drei Athenen im Wettstreit gedeutet werden! Wie leicht lassen sich bei der Gelegenheit dankbare Aufsatzthemen finden, an denen sonst solche Not ist, und noch dazu solche, wo der Schüler aus eigner Anschauung schöpfen kann. Wird nun noch einigen Einzelheiten Aufmerksamkeit geschenkt, so thun sich leicht neue Bahnen auf. Die Betrachtung der Parthenos führt zwanglos auf die Nike. Da die Nike auf der geöffneten Rechten der Parthenos sehr klein und noch dazu ohne Kopf ist, so tritt an ihre Stelle die selbständige Bildertafel der Sieg und Glück spendenden Göttin, zu deren Verständnis die Klasse mit Hilfe des großen und schönen Bildes leicht kommt. Ferner fällt beim Vergleich der drei Athenen die verschiedene Bildung der Ägis[1]) mit dem zum Teil noch altertümlich fratzenhaften Medusenhaupte auf. Hier ist der Ort, über Entstehung und Entwickelung dieser merkwürdigen Ausgeburt der Phantasie ein Wort zu sagen und die Medusa Rondanini als edelste, von der Kunst am meisten verklärte Gestaltung des Medusenhauptes vorzuführen.[2])

Bei der Schilderung der Kämpfe um Troja, einem Stoffgebiete, dem ja auch Schillers Kassandra[3]), Hektors Abschied[4]), Siegesfest an-

---

1) Die unendlich häufige Erwähnung des „Ägiserschütterers" in Ilias und Odyssee berechtigt vollkommen, hierauf näher einzugehen.

2) Vergl. die schöne Tafel XV (mit Doppelbild!) bei Furtwängler a. a. O. und seine Ausführungen dazu; ferner Brunn, Griech. Götterideale u. s. w. „Medusa" (1884) S. 53—67 mit Tafel V und 4 Bildern.

3) Auch am Schlusse des Siegesfestes tritt Kassandra bedeutungsvoll hervor: ihre Worte geben dem ganzen Gedichte die Färbung des Ergreifenden, fast Düsteren:

> Und von ihrem Gott ergriffen,
> Hub sich jetzt die Seherin,
> Blickte von den hohen Schiffen
> Nach dem Rauch der Heimat hin:
> Rauch ist alles irdische Wesen;
> Wie des Dampfes Säule weht,
> Schwinden alle Erdengrößen;
> Nur die Götter bleiben stet.

So wie sie hier geschildert ist, hat der geniale Max Klinger die Kassandra dargestellt, ebenfalls als bemalte Marmorstatue. Auch ihr Platz — in Nachbildung — ist in der Schule!

4) Im Vorbeigehn sei hier erwähnt, daß, wenn ich mich recht erinnere, Thorwaldsen sowohl Hektors Abschied von Andromache als auch Priamos' Bitte um Auslieferung der Leiche Hektors bei Achill als Relief dargestellt hat. Man ziehe womöglich auch sie zu!

gehören, zumal beim Lesen des 16. und 17. Gesanges dienen die beiden Bildertafeln der Äginetengruppe (Mitte) und des Menelaos mit dem Leichnam des Patroklos als treffliche und hochwillkommene Veranschaulichung. In ersterer erscheint, wiederum in neuer Gestalt, Athena im Mittelpunkte des wogenden Kampfes. Die Schüler kennen nun schon die vollendetsten plastischen Gestaltungen der Athena. Hier werfen sie den Blick zurück auf eine Stufe, wo der Künstler zwar Bewegung und Muskulatur der Kämpfenden — aber nicht der Athena — beherrscht, wo indessen der Gesichtsausdruck, in dem Bemühen lebendig zu sein, unter der Hand des Künstlers zu grinsendem Lächeln erstarrt. Zugleich erfahren die Schüler an der Äginetengruppe, wie bemalter Marmor und Bronze beim Gesamteindruck des Kunstwerkes Hand in Hand gingen und wie weit die griechische Welt von jener toten Einfarbigkeit entfernt war, die in unseren Gipsmuseen noch fast ausnahmslos herrscht. Wie fördernd ist es dann wieder, neben diesen Zeugen einer noch tastenden Kunst die herrliche Gruppe des Menelaos zu stellen, der den toten Patroklos aus dem Gewühl des Kampfes trägt!

Als Ergänzung des Bilderwerkes bieten sich dar für die Ilias: Ares und Diomedes[1]); für die Odyssee: Hephästos und Odysseus[2]), Meermedusa und die „Personifikation des Meeres in griechischer Plastik".[3]) — Für die nach Obertertia gehörigen Gedichte Schillers sind dieselben Tafeln wie für Homer zu benutzen; eine kommt hinzu für die vorletzte Strophe im „Siegesfest": Niobe.

Von Untersekunda an tritt die antike Götter- und Heldenwelt im deutschen Unterrichte wesentlich zurück; ich behandle daher diese vier letzten Klassen zusammen. Man wird sich hier auf Besprechung einzelner neuer Gestalten bez. Züge, im übrigen aber auf gelegentliche Repetition des bisher Dagewesenen beschränken, vor allem ist dabei mehr und mehr auf Vertiefung in den unverfälschten griechischen Geist hinzuarbeiten, der ja nirgends sinnfälliger und reiner hervortritt, als in der Plastik.

Daß auch in diesen vier Jahren zu den bisherigen Bildertafeln mancherlei Neues hinzukommt, versteht sich von selbst; es würden dies etwa folgende Tafeln sein: 17. Demeter von Knidos, 18. die eleusinischen Gottheiten, 19. Eirene mit dem Plutosknaben, 20. Die Parzen (Thauschwestern), 21. Nilgruppe, 22. Augustus, 23. Statue einer Herkulanerin, 24. Römischer Bürger in der Toga, 25. Orest und Elektra, 26. Laokoon-

1) Bei Furtwängler a. a. O. Tafeln VI, XII—XIV und Fig. 24.

2) Vortrag Brunns aus dem Jahre 1862, in seinem Buche S. 16—25; dazu Tafel II und 5 Bilder.

3) Meermedusa bei Brunn (1864) a. a. O. S. 37—41; der zweitgenannte Aufsatz (1885) ebenda, S. 68—83, dazu Tafel VI und ein Bild.

verschiedene gleich berechtigte Lösungen verträgt; hier auch wird die uns menschlich näherstehende Lemnia ebenso wie die ehrwürdig-heilige Parthenos eher verstanden werden können. Welche anregenden Gesichtspunkte lassen sich durch den Vergleich der drei Tafeln gewinnen, welches Leben kommt unter die jungen Geister, wenn diese drei Athenen im Wettstreit gedeutet werden! Wie leicht lassen sich bei der Gelegenheit dankbare Aufsatzthemen finden, an denen sonst solche Not ist, und noch dazu solche, wo der Schüler aus eigner Anschauung schöpfen kann. Wird nun noch einigen Einzelheiten Aufmerksamkeit geschenkt, so thun sich leicht neue Bahnen auf. Die Betrachtung der Parthenos führt zwanglos auf die Nike. Da die Nike auf der geöffneten Rechten der Parthenos sehr klein und noch dazu ohne Kopf ist, so tritt an ihre Stelle die selbständige Bildertafel der Sieg und Glück spendenden Göttin, zu deren Verständnis die Klasse mit Hilfe des großen und schönen Bildes leicht kommt. Ferner fällt beim Vergleich der drei Athenen die verschiedene Bildung der Ägis[1]) mit dem zum Teil noch altertümlich fratzenhaften Medusenhaupte auf. Hier ist der Ort, über Entstehung und Entwickelung dieser merkwürdigen Ausgeburt der Phantasie ein Wort zu sagen und die Medusa Rondanini als edelste, von der Kunst am meisten verklärte Gestaltung des Medusenhauptes vorzuführen.[2])

Bei der Schilderung der Kämpfe um Troja, einem Stoffgebiete, dem ja auch Schillers Kassandra[3]), Hektors Abschied[4]), Siegesfest an-

1) Die unendlich häufige Erwähnung des „Ägiserschütterers" in Ilias und Odyssee berechtigt vollkommen, hierauf näher einzugehen.

2) Vergl. die schöne Tafel XV (mit Doppelbild!) bei Furtwängler a. a. O. und seine Ausführungen dazu; ferner Brunn, Griech. Götterideale u. s. w. „Medusa" (1884) S. 53—67 mit Tafel V und 4 Bildern.

3) Auch am Schlusse des Siegesfestes tritt Kassandra bedeutungsvoll hervor: ihre Worte geben dem ganzen Gedichte die Färbung des Ergreifenden, fast Düsteren:

> Und von ihrem Gott ergriffen,
> Hub sich jetzt die Seherin,
> Blickte von den hohen Schiffen
> Nach dem Rauch der Heimat hin:
> Rauch ist alles irdsche Wesen;
> Wie des Dampfes Säule weht,
> Schwinden alle Erdengrößen;
> Nur die Götter bleiben stet.

So wie sie hier geschildert ist, hat der geniale Max Klinger die Kassandra dargestellt, ebenfalls als bemalte Marmorstatue. Auch ihr Platz — in Nachbildung — ist in der Schule!

4) Im Vorbeigehn sei hier erwähnt, daß, wenn ich mich recht erinnere, Thorwaldsen sowohl Hektors Abschied von Andromache als auch Priamos' Bitte um Auslieferung der Leiche Hektors bei Achill als Relief dargestellt hat. Man ziehe womöglich auch sie zu!

gehören, zumal beim Lesen des 16. und 17. Gesanges dienen die beiden Bildertafeln der Äginetengruppe (Mitte) und des Menelaos mit dem Leichnam des Patroklos als treffliche und hochwillkommene Veranschaulichung. In ersterer erscheint, wiederum in neuer Gestalt, Athena im Mittelpunkte des wogenden Kampfes. Die Schüler kennen nun schon die vollendetsten plastischen Gestaltungen der Athena. Hier werfen sie den Blick zurück auf eine Stufe, wo der Künstler zwar Bewegung und Muskulatur der Kämpfenden — aber nicht der Athena — beherrscht, wo indessen der Gesichtsausdruck, in dem Bemühen lebendig zu sein, unter der Hand des Künstlers zu grinsendem Lächeln erstarrt. Zugleich erfahren die Schüler an der Äginetengruppe, wie bemalter Marmor und Bronze beim Gesamteindruck des Kunstwerkes Hand in Hand gingen und wie weit die griechische Welt von jener toten Einfarbigkeit entfernt war, die in unseren Gipsmuseen noch fast ausnahmslos herrscht. Wie fördernd ist es dann wieder, neben diesen Zeugen einer noch tastenden Kunst die herrliche Gruppe des Menelaos zu stellen, der den toten Patroklos aus dem Gewühl des Kampfes trägt!

Als Ergänzung des Bilderwerkes bieten sich dar für die Ilias: Ares und Diomedes[1]); für die Odyssee: Hephästos und Odysseus[2]), Meermedusa und die „Personifikation des Meeres in griechischer Plastik".[3]) — Für die nach Obertertia gehörigen Gedichte Schillers sind dieselben Tafeln wie für Homer zu benutzen; eine kommt hinzu für die vorletzte Strophe im „Siegesfest": Niobe.

Von Untersekunda an tritt die antike Götter- und Heldenwelt im deutschen Unterrichte wesentlich zurück; ich behandle daher diese vier letzten Klassen zusammen. Man wird sich hier auf Besprechung einzelner neuer Gestalten bez. Züge, im übrigen aber auf gelegentliche Repetition des bisher Dagewesenen beschränken, vor allem ist dabei mehr und mehr auf Vertiefung in den unverfälschten griechischen Geist hinzuarbeiten, der ja nirgends sinnfälliger und reiner hervortritt, als in der Plastik.

Daß auch in diesen vier Jahren zu den bisherigen Bildertafeln mancherlei Neues hinzukommt, versteht sich von selbst; es würden dies etwa folgende Tafeln sein: 17. Demeter von Knidos, 18. die eleusinischen Gottheiten, 19. Eirene mit dem Plutosknaben, 20. Die Parzen (Thauschwestern), 21. Nilgruppe, 22. Augustus, 23. Statue einer Herkulanerin, 24. Römischer Bürger in der Toga, 25. Orest und Elektra, 26. Laokoon-

1) Bei Furtwängler a. a. O. Tafeln VI, XII—XIV und Fig. 24.

2) Vortrag Brunns aus dem Jahre 1862, in seinem Buche S. 16—25; dazu Tafel II und 5 Bilder.

3) Meermedusa bei Brunn (1864) a. a. O. S. 37—41; der zweitgenannte Aufsatz (1885) ebenda, S. 68—83, dazu Tafel VI und ein Bild.

gruppe, 27. Pergamenischer Fries: Athena im Kampfe mit Giganten, 28. Äsop, 29. Hermes mit Orpheus und Eurydike, 30. Grabrelief. Für diese und die früheren Tafeln kommen in Betracht folgende Werke der deutschen Litteratur, die alle oder meist in den vier oberen Klassen besprochen werden; von Schiller[1]): Klage der Ceres, Das Eleusische Fest, Pompeji und Herkulanum, Ideal und Leben, Die Götter Griechenlands, Die Künstler, Der Spaziergang, Das Glück; von Goethe: Hermann und Dorothea, Iphigenie, Italienische Reise; von Lessing: Abhandlung über die Fabel, Laokoon; zu letzterem ist außer der Goetheschen Schilderung der Laokoongruppe noch die von Winckelmann heranzuziehen.

Einmal noch spielt in Untersekunda die griechische Gedankenwelt vorübergehend eine führende Rolle im deutschen Unterricht und bringt ein wichtiges und neues Gebiet zur Anschauung, nämlich die eleusinischen Gottheiten bei Besprechung von Schillers Gedichten: Klage der Ceres und Das Eleusische Fest. Auf dieses bedeutsame Gebiet möchte ich noch näher eingehen, im übrigen aber mich mit wenigen Andeutungen begnügen.

Nicht zufällig stehen die beiden genannten Gedichte am Ende der mehr rein mythologischen und der balladenartigen Gedichte Schillers und am Anfang seiner schwierigeren philosophischen; streifen sie doch an dasjenige Gebiet der griechischen Religion, das als das ethisch höchste aber zugleich als das geheimnisvollste gilt: die eleusinischen Mysterien. Die Dichtungen Schillers bieten zunächst Gelegenheit, früher Gelerntes durch Wiederholung zu befestigen und zu vertiefen. Von den Gottheiten, die der Schüler nun schon aus eigner Anschauung kennt, kommen hier vor: Zeus, Hera, Athena (Minerva), Apoll und Artemis, die Musen (Kamönen), Hermes und Hephästos; es kommen neu hinzu Demeter (Ceres), die Parzen, der Flußgott. Das ergiebt die Bildertafeln: Demeter von Knidos, das Relief der eleusinischen Gottheiten, die Moirai (Thauschwestern), die Nilgruppe und im Anschluß an „Das Eleusische Fest" noch: Eirene mit dem Plutosknaben.

Welch reiche Gruppe von Gottheiten, welch lebensvolles Bild, wenn sie alle, von Schillers herrlichen Worten begleitet, am Auge des Schülers vorbeiziehen. Bisweilen ist es, als seien des Dichters Worte geradezu im Hinblick auf das betreffende Kunstwerk gedichtet. Wie schön ist Hera als „Götterkönigin" und auf der ersten Stufe zu einer höheren Sittlichkeit als Stifterin der ersten Ehe geschildert; wie malen die Worte:

---

1) Dabei sehe ich von kleineren Gedichten Schillers ab.

Alle Nymphen, Oreaden,
Die der schnellen Artemis
Folgen auf des Berges Pfaden,
Schwingend ihren Jägerspieß —

das Bild der Artemis von Versailles; wie trefflich ist in Str. 16 Hephästos charakterisiert; wie passen die Zeilen:

Auch aus seiner grünen Welle
Steigt der schilfbekränzte Gott,
Wälzt den schweren Floß zur Stelle —

auf die Riesengestalt des Flußgottes der Nilgruppe. Aber im Mittelpunkte der beiden Gedichte stehen nicht die obersten olympischen Gottheiten, nicht einmal Zeus, der Donnerer, dessen Macht Str. 13 so eindrucksvoll vergegenwärtigt, sondern die menschenfreundliche und unter den Menschen wohnende Demeter oder Ceres. Ihrer hoheitsvollen Gestalt, ihrem Wesen und Thun, ihrem Schmerz, ihrer Verzweiflung weiß Schiller Züge zu leihen, die uns das Bild der trauernden wie der hehren, gebietenden Göttin unvergeßlich machen. Und mit vollem Recht: denn wir haben in Demeter die rührendste und sympathischeste Gestalt der griechischen Götterwelt vor uns. Hier steigt die antike Götterlehre zu einer sittlichen Größe empor, die als Vorahnung des Christentums gelten kann. Mit einem feinen Zuge tiefer Menschenkenntnis ist gerade dieser Göttin, der mütterlichen, die den Menschen an die Scholle bindet, indem sie ihn den Ackerbau lehrt, der höchste sittliche Einfluß zugeschrieben. Liegt darin nicht das Bekenntnis von der Macht veredelnder hehrer Weiblichkeit, wie sie, nach einer anderen Seite hin, auch Goethe in seiner Iphigenie verherrlicht? Auch sie setzt den Übergang vom blutigen zum unblutigen Opferdienst durch und hebt damit den Menschen auf eine höhere Stufe der Gesittung. Und haben wir nicht etwas Verwandtes in dem bekannten Wort des Tacitus, daß die Germanen das Weib so hochhielten, weil sie in ihm etwas Hehres und Heiliges verehrten? Mir scheint, dies alles sei der tiefere sittliche Hintergrund dieser Dichtungen Schillers und Goethes.

Was nun die Verkörperung der griechischen Demeter betrifft, so habe ich wohl schon angedeutet, daß ich in der Demeter von Knidos — ich wage zu sagen — die schönste der Bildertafeln und meinem Empfinden nach das schönste der aufgenommenen plastischen Werke erblicke; wenigstens entspricht sie jenem Ideal der Weiblichkeit und Göttlichkeit vollkommen; ich finde, daß auch in ihr das hohe menschliche und sittliche Pathos lebt, das uns aus Schillers Dichtungen so warm anspricht. Und hier kann ich mich nicht enthalten, auf Brunns meisterhafte Darstellung des Demetermythus zu verweisen. Ehe Brunn darangeht, seine Hörer bez. Leser in das Verständnis der Formen und der

Bedeutung der herrlichen Statue einzuführen, schickt er, mit wenigen meisterhaften Strichen gezeichnet, den Mythus selbst, seine Entstehung und sein Aufsteigen zum Geistig-Sittlichen voraus. Diese Stelle[1]) mag folgen: „Demeter ist ihrem Namen nach nichts anderes als die Mutter Erde und also ursprünglich von Gaea kaum unterschieden. Erst im Laufe der Zeit und durch die Entwickelung der Kulte an verschiedenen Orten trennten sich die beiden Göttinnen in der Richtung, daß Gaea mehr die Materie des Erdkörpers bezeichnet, Demeter dagegen mehr als die Erzeugerin und Ernährerin dessen, was auf der Erde wächst, hervortritt. So wird sie Göttin des Ackerbaues und damit Göttin der gesetzlichen Ordnungen, welche mit dem Fortschreiten der Kultur vom Nomadenleben zum Ackerbau notwendig verbunden sind. Ihre Tochter Persephone ist zunächst nichts als die Frucht des Feldes. Das Saatkorn muß dem Schoße der Erde anvertraut werden, muß selbst vergehen, dem Tode geweiht werden, damit aus ihm die neue Frucht, ein neues Leben entstehe. Dieser Naturprozeß ist es, der in der Sage vom Raube der Persephone seine poetische Gestaltung erhalten hat. Persephone wird von blumiger Wiese aus der Mitte ihrer Gespielinnen von Pluton, dem Todesgotte, aber auch dem Gotte der fruchtbaren Erdtiefe, entführt. Demeter hört den Schrei der Tochter; in verzweiflungsvollem Schmerze einer Mutter, der man ihr einziges Kind geraubt, eilt sie in fliegender Hast über Land und Meer, sie zu suchen, ohne Speise und Trank zu sich zu nehmen, aber lange vergeblich, bis sie von Helios, dem allsehenden, den Zusammenhang der Thatsachen erfährt. In Zorn und Verzweiflung zieht sie sich von der Welt zurück, die Fruchtbarkeit der Erde vergeht und Zeus, der oberste Lenker der Welt, ist gezwungen, an ihre Versöhnung zu denken. Es wird ein Vertrag mit dem Räuber der Tochter geschlossen: mit jedem Frühjahr steigt diese aus der Tiefe hervor und lebt bei der Mutter, und mit jedem Herbste steigt sie wieder hinab: ein Bild des im Wechsel der Jahreszeiten entstehenden und verschwindenden Lebens der Erde, aber zugleich auch ein Bild der Metamorphose des zwischen Tod und Leben schwankenden irdischen Daseins überhaupt. So vertieft sich der Mythus und erfüllt sich plötzlich mit einem rein ethischen, religiösen Gehalt. Wie weit sich hieraus ein Glaube an ein Fortleben nach dem Tode, an eine Wiederauferstehung, eine eigentliche Unsterblichkeitslehre entwickelt habe, das im einzelnen darzulegen, sind wir freilich nicht im stande; es bildet das den Inhalt

1) Griech. Götterideale u. s. w. S. 43 flg., aus einem Vortrag, den er 1874 auf der Philologenversammlung zu Innsbruck gehalten hat (schon veröffentlicht in den Verhandlungen der 29. Philologenversammlung).

der durch das ganze Altertum hindurch mit einer bewunderungswerten Strenge als Geheimnis gewahrten Mysterien von Eleusis.

> „Demeter, die du auferzogest meinen Geist,
> Gieb, daß ich würdig deiner heil'gen Weihen sei":

betet Aeschylos. Sophokles aber singt:

> „Wie dreimal selig die
> Der Menschen, die, nachdem sie diese Weih'n geschaut
> Zum Hades gehn; denn diesen ist allein verliehn
> Zu leben und den andern nichts als Elend dort."

Solche Worte lassen uns die tiefe Bedeutung der Mysterien ahnen, die in der That den Kern der ethischen Religion in der Blütezeit des Hellenentums bilden, sodaß ihnen gegenüber der naive Götterglaube, wie ihn die Poesie Homers gestaltet, gänzlich in den Hintergrund tritt."

Diese Darstellung, wenigstens bis zu den Worten „Daseins überhaupt", lese man der Klasse, um sie mit dem Stoff bekannt zu machen und zur Erweckung der Stimmung[1]) vor, ehe man an die Schillerschen Dichtungen selbst geht.

Solcher Darstellungen griechischer Mythen sollten wir mehr haben, solche müßten in unseren Lesebüchern stehen! Wie faßlich, wie warm, wie goldklar ist das; und wie empfinden wir da — trotz der zwei Jahrtausende, die dazwischen liegen — daß der Pulsschlag des Menschenherzens der nämliche geblieben ist. So sind jene alten Zeiten uns nahe. — Zugleich beweist Brunns Darstellung, daß sich hier am besten an das Eleusische Fest die schöne Tafel: Eirene mit dem Plutosknaben anreiht, die Friedensgöttin als Pflegerin und Hüterin des sich entwickelnden Reichtums; denn nur wo Demeter und mit ihr die friedlichen Künste des Ackerbaues walten, kann der Wohlstand gedeihen.

Höchst willkommen für die Einführung in die römische Kulturwelt ist Schillers Gedicht Pompeji und Herkulanum; zur Veranschaulichung dienen hier die Bildertafeln: Augustus, Herkulanerin, Togatus. Sie führen wenigstens drei charakteristische Typen aus dem kaiserlichen Rom vor, den Imperator, den „Römer von echtem Schrot und Korn", wie es im begleitenden Texte heißt, und eine Frau oder ein Mädchen, die freilich ebensogut als spätere Griechin wie als Römerin gelten kann.

Auch die übrigen oben genannten Gedichte Schillers sind ohne gute Kenntnis der griechischen Götterlehre durchaus nicht zu verstehen, z. B. sind in dem Gedichte „Das Glück" Anschauungen der antiken Welt mit allgemein menschlichen, ewig gültigen zu einem wunderbaren Ganzen

---

1) Vergl. Otto Lyon, Die Lektüre u. s. w. Leipzig, B. G. Teubner. I. Teil. Sexta bis Tertia. XII, 433 S. 8. 2. Aufl. 1896.

verschmolzen. Wie Schiller diese Gebiete beherrscht, so muß auch der Leser oder Hörer beweglichen Geistes durch die ganze Mythologie hindurch und durch den Homer zu folgen vermögen, wenn sich ihm der Sinn dieses Gedichtes in voller Schönheit und in ungestörtem Zusammenhange erschließen soll. Wo anders als in der Schule ist der Ort, dieses Verständnis anzubahnen? Es muß erreicht werden, daß beim bloßen Hören des Namens oder der Anspielung sogleich der Vorgang oder die Gestalt vor der Seele steht. Denn in diesem Gedichte, sowie in allen anderen Dichtungen, die diesen Namen wirklich verdienen, bilden die mythologischen Anspielungen nicht etwa einen äußeren Aufputz — nein, sie sind mit dem dichterischen Gehalt des Stückes innig und unlösbar verbunden, sodaß man diesen nicht ohne jene genießen kann. Solche Gedichte sind thatsächlich griechisch gedacht und empfunden. Wir müßten das beklagen, wenn wir nicht glücklicherweise von Schiller auch eine große Reihe herrlicher Werke hätten, die durchaus rein menschlich verständlich sind und keiner gelehrten Erklärung bedürfen. Bewunderswert dabei ist, wie der Dichter oft mit einem knappen Beiwort eine Gottheit oder einen Vorgang charakterisiert oder malt, so wenn er mit Anspielung auf den Zeus des Phidias mit der Nike auf der Hand sagt: „Krönte doch selber den Gott nur das gewogene Glück." — Hie und da kommt in Schillers Gedichten zu dem Bisherigen ein neuer Zug aus der antiken Welt hinzu, so wenn in den „Göttern Griechenlands" Str. 9 auf die heitere Auffassung der Griechen vom Tode hingedeutet wird:

> Damals trat kein gräßliches Gerippe
> Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß
> Nahm das letzte Leben von der Lippe,
> Seine Fackel senkt' der Genius.

Noch deutlicher ist dies in der ersten Bearbeitung des Gedichtes, die von „schönen, lichten Bildern" spricht, die „auch um die Notwendigkeit scherzten". Das ist vollständig richtig und die uns erhaltenen Grabreliefs bestätigen diese heitere, milde Auffassung, wie die in Bruckmanns Werk aufgenommene Tafel belegt. Springer betont in seinem mehrfach genannten Buche, daß nichts den Charakter eines Volkes deutlicher zeige als sein Verhältnis zum Todesgedanken. Was für ein Volk gilt, gilt auch für den einzelnen Menschen und es ist nicht unpassend, hier an die berühmte Stelle aus Hermann und Dorothea zu erinnern:

> Des Todes rührendes Bild steht
> Nicht als Schrecken dem Weisen, nicht als Ende dem Frommen u. s. w.

Die Anspielung auf Orpheus, der auch die harten Götter der Unterwelt durch seine „seelenvolle Klage" zu erweichen wußte (auch

Str. 9) ist durch Erinnerung an diese Erzählung und durch die Bildertafel: Hermes mit Orpheus und Eurydike klar zu machen.

Der Geschichte von Laokoon, die wohl jedem gebildeten Deutschen von der Schule her geläufig ist, begegnen wir ebenfalls bei Schiller, Ideal und Leben Str. 12:

> Wenn der Menschheit Leiden Euch umfangen,
> Wenn dort Priams Sohn der Schlangen
> Sich erwehrt mit namenlosem Schmerz —

Zu ihr kehrt die Betrachtung eingehend und für längere Zeit zurück, wenn Lessings Laokoon durchgenommen wird[1]). Ohne Winckelmanns und Goethes[2]) ausführliche Schilderung der herrlichen Gruppe zuvor zu lesen, ist dies eigentlich unmöglich. Dabei muß natürlich die Bildertafel der Laokoongruppe vor der Klasse stehen und zum Vergleiche und besseren Verständnis ihrer Komposition eine zweite, ein Stück des pergamenischen Frieses, falls diese Tafel, wie ich vermute, den der Laokoongruppe auffällig nah verwandten Gigantenkampf gegen Athene schildert, wobei Gaea aus dem Schoß der Erde emportaucht, um Gnade für ihren Sohn zu erflehen.

Von Lessing ist weiter die Abhandlung über die Fabel zu nennen und als Bild dazu die Tafel, die den Äsop darstellt.

Was Goethe betrifft, so kommen für die griechische Plastik vor allem in Betracht Hermann und Dorothea wegen des Apolls als Führer der Musen, Iphigenia, Dichtung und Wahrheit und Die italienische Reise. Iphigenie fordert nicht nur eine Reihe schon bekannter Bilder und Gestalten, wie Zeus, Artemis, Apoll, die Moiren, das Gorgonenhaupt, Agamemnon, Patroklos, sondern auch als neues die Tafel: Orest und Elektra. Auch Goethe läßt es sich angelegen sein, das Verhältnis der Elektra zu dem jüngeren Bruder als besonders innig zu schildern; ich verweise nur auf II, 1: „Wie oft, wenn still Elektra, meine Schwester“ u. s. w. und III, 1: „Am Tage, da der Vater fiel, verbarg Elektra rettend ihren Bruder . . .“ In demselben

---

1) Wie Paul Schumann wiederholt, z. B. Dresdener Anzeiger vom 30. Juni 1897, S. 27, ausführte, darf Lessings Laokoon in der Schule überhaupt nur kritisch behandelt werden. Vor allem ist nötig, daß Lessings Meinung, Laokoon öffne den Mund nur zum Seufzen, berichtigt wird. Es ist erwiesen, daß Laokoon schreit und nicht nur seufzt.

2) Winckelmann, Gesch. der Künste, Buch 10. Kap. 1, § 16. Goethes Werke (Hempel), Band XXVIII, 31—41. Der Aufsatz (aus den Propyläen) ist schon im Juli 1797 geschrieben, geht aber auf eine noch frühere Niederschrift zurück.

Auftritt III, 1 nun wird der Vorgang geschildert, den die schöne Bildertafel darstellt:

> Unversehen, fremd gekleidet
> Erreichen sie Mykenen, als brächten sie
> Die Trauernachricht von Orestens Tode
> Mit seiner Asche. Wohl empfänget sie
> Die Königin; sie treten in das Haus.
> Elektren giebt Orest sich zu erkennen ...

Goethes Iphigenia[1]), wenn auch ohne dramatisches Leben, atmet in ihrer klangvollen, schönen, sentenzenreichen Sprache und vor allem in der ganzen Auffassung und dem Geiste die abgeklärte stille Größe der Antike und ist auf unseren Schulen zur Vertiefung in Goethes Geist und den der Antike unentbehrlich.

Mit diesen Andeutungen scheide ich von meinem Gegenstande. Mein Plan kann natürlich nur ein Entwurf sein, da selbstverständlich nur längere Erfahrung über seinen praktischen Wert zu entscheiden vermag; ich habe mich indessen bemüht, die Benutzung des Bruckmannschen Bilderwerkes möglichst innig an den bisher erprobten Betrieb des deutschen Unterrichtes anzulehnen. Bei meinem Plane habe ich mich hauptsächlich auf Schiller und Goethe, sowie Homer beschränkt und andere Dichter fast ganz beiseite gelassen. Ich durfte das unbedenklich thun, weil sie, unsere Großen, doch allezeit auf diesem Gebiete den Ausschlag geben. Den Beweis, daß beim Lesen anderer Dichter und anderer Werke der genannten Dichter eine Reihe weiterer Bildertafeln von Bruckmann zur Verwendung kämen, darf ich mir wohl ersparen. Auch sonst fehlt es im deutschen Unterricht nicht an Gelegenheit, sich dieser Anschauung mit Nutzen zu bedienen, so z. B. bei Aufgaben für Stundenarbeiten und Aufsätze, für Festreden und Vorträge, für Vortragsübungen ohne schriftliche Vorbereitung, für die oft gewiß sehr vielseitige Privatlektüre — ich erinnere nur an Grillparzers Goldnes Vließ, an Kleists Hermannsschlacht und Halms Fechter von Ravenna, bei welch letzteren z. B. die Barbarenstatuen, die Thusnelda und die Reliefs von den römischen Triumphbögen u. s. w. zu verwenden wären. Endlich ist es

1) Einen Ersatz für eine antike Iphigenia, die es leider nicht giebt (die aber gewiß der Demeter von Knidos ähnlich wäre!), gewährt Anselm Feuerbachs herrliches Gemälde der Iphigenia, ich glaube in Karlsruhe, welches sie nach Goethes Drama I, 1 darstellt, hinausblickend auf das Meer, „das Land der Griechen mit der Seele suchend". Feuerbach gelangte leider zu seinen Lebzeiten nicht zur verdienten Anerkennung, gehört aber zu den seltenen modernen Künstlern, die in den Geist des Altertums wirklich eingedrungen sind. Seine Iphigenia steht der Goetheschen ebenbürtig zur Seite. Auch seine Medea, in München, und sein Gastmahl des Platon, Berlin, wären für den Unterricht trefflich zu verwenden.

klar, daß für den **Geschichtslehrer** und an Latein treibenden Anstalten für den **Lateinlehrer** eine Reihe von Bildnissen geschichtlicher Persönlichkeiten, ferner die Darstellungen von Schlachten und geschichtlichen Vorgängen im Relief für Verwendung in der Klasse großen Wert haben.

Somit ist wohl die Brauchbarkeit, ja Unentbehrlichkeit der Schulausgabe griechischer und römischer Skulptur in unseren Schulen zur Genüge dargethan.

Versuche ich rückschauend das Ganze zu überblicken, so gelange ich zu folgenden Sätzen:

Die Kenntnis der antiken Gestalten- und Gedankenwelt darf künftig auf der Schule, welcher Art sie auch sei, niemals nur theoretisch — aus Büchern und durch Worte — vermittelt werden, sondern muß unbedingt mit der Anschauung der Antike, d. h. der antiken Plastik Hand in Hand gehen.

Letztere wird durch das Bruckmannsche Werk erst in genügender und würdiger Form ermöglicht.

Beide, theoretische Unterweisung und Veranschaulichung durch das Bild fallen auf nichtgymnasialen Anstalten wesentlich dem deutschen Unterricht zu. In dieser Beschäftigung sind drei **Perioden** zu unterscheiden:

1. Die **vorbereitende**: **Quarta** oder **Untertertia**; hier herrscht der Märchen- und Erzählerton vor; etwa 8 Bildertafeln sind zu verwenden. Die Erklärung hält sich mehr an Äußerlichkeiten. Allmähliches Aufsteigen vom Bekleideten zum Nackten.
2. Die **grundlegende**: **Obertertia**. Die Kenntnis der alten Mythologie und Anschauungen wird durch Homer und durch Dichtungen Schillers vermittelt; neben den 8 alten werden 8 neue Bildertafeln verwendet; die Erläuterung geht mehr auf das Einzelne und in die Tiefe. Die Göttercharaktere werden durch Lektüre und Anschauung schärfer individualisiert.
3. Die **vertiefende**: **Untersekunda** bis **Oberprima**. Wiederholung des Bisherigen, gelegentliche Erweiterung durch neue Bilder, Gestalten und Züge. Das Hauptstreben geht auf tieferes Eindringen in den antiken Geist, das durch Anschauen der Bilder, beim Lesen schwierigerer deutscher Dichtungen gewonnen wird, die diese Stoffwelt behandeln.

Es mag gewiß unter meinen Lesern hie und da die Frage aufgetaucht sein, was denn bei so massenhaftem Eindringen der griechischen Plastik aus dem deutschen Unterrichte werden soll? Vielleicht taucht da

eine doppelte Befürchtung auf: Überbürdung und Entfremdung vom Heimischen. Beide Besorgnisse sind leicht zu zerstreuen. Bei näherem Zusehen zeigt sich nämlich, daß die Einführung von Bildern in den Unterricht keine Überbürdung, sondern eine Entlastung ist! Natürlich muß Lehrer und Klasse sich erst in der Benutzung von Bildern eingerichtet haben. Daß sie dann aber den Unterricht entlastet, belebt und in einer Weise fruchtbar macht, wie man es vorher nicht gedacht hat, wird mir jeder bestätigen, der auf diesem Gebiete einige Erfahrung hat. Denn statt langatmiger Schilderungen, statt zahlloser Worte des Lehrers tritt die Anschauung ein, das Bild; und unsere Jungen lernen so schnell sehen, daß nach einiger Übung die Hauptthätigkeit dem Schüler zufällt, der selbständig aus dem Bilde heraus entwickeln lernt. Was die zweite Sorge betrifft, so fürchte niemand, daß durch die Pflege der alten Skulptur im deutschen Unterricht einem übertriebenen Kultus des Griechentums Thür und Thor geöffnet und so dem unseligen Griechen- und Weltbürgertum von neuem das Wort geredet werden soll, dem unsere ganze „klassische" Zeit verfiel, eine Zeit lang auch Goethe und Schiller, unsere Größten. Jene Zeiten der Vaterlandsflucht, der Ableugnung alles Nationalen, jener Zwiespalt im Denken unserer besten Männer ist ein für allemal vorbei: Die Schilderung des unglücklichen Hölderlin, der auch an diesem Zwiespalt zu Grunde ging, „thatenarm und gedankenreich" paßt nicht mehr auf unser Volk. Wir sind — das 19. Jahrhundert ist des Zeuge — ein thatenreiches, handelndes, ein politisches und, Gott sei es gedankt! seit 1870 ein geeinigtes deutsches Volk geworden! Das handelnde, lebendige Denken und das denkende Handeln sind seitdem bei uns so erstarkt, daß wir uns dem nicht entziehen könnten, auch wenn wir wollten. Der Wogenschlag gewaltigen nationalen und modernen Lebens und Fühlens dringt jetzt auch in die stille Gelehrtenstube und in die engen Räume des Klassenzimmers: wir alle sind Kinder unserer Zeit und in dieser Zeit steht der nationale Gedanke obenan. Der deutsche Unterricht ist zum Glück heutzutage reich an Mitteln, die Jugend in das Heiligtum echten deutschen Geistes einzuführen und wird sich dieser, seiner vornehmsten Aufgabe, nie unwürdig zeigen; die Grimm, ein Uhland, ein Hildebrand und so viele andere Treffliche haben nicht umsonst gelebt und gewirkt. Wir wollen daher das Griechentum im deutschen Unterricht nur insoweit pflegen, als es ein wesentlicher und untrennbarer Bestandteil unserer nationalen Kultur geworden ist. Und daß es dies mit Schiller und Goethe geworden ist, wird niemand leugnen wollen. Was an Goethes und Schillers Griechentum ungesund und unnatürlich war, weil es zu weit ging und zur Verachtung des Heimischen führte, stoßen wir aus;

pflegen wir dagegen das Gesunde, wodurch viel Edelgehalt unserer Sprache und Anschauung zugeführt worden ist. In diesem Sinne also müssen wir alle durch das Griechentum hindurchgehen auf unserem Bildungsgange. Daß es aber auch das wahre, echte, unverfälschte und kein Scheingriechentum sei, das muß unsere erste Sorge bleiben, und für diesen Zweck kenne ich, abgesehen von der Lektüre der Alten in guten Übersetzungen, kein besseres und edleres Hilfsmittel als Bruckmanns Schulausgabe griechischer und römischer Skulptur!

Ein Beitrag zur Ästhetik.

Heinrich Viehoffs Ansichten über den Bau und Abschluß lyrischer Gedichte.

Von **Viktor Kiy** in Elberfeld.

Die innere Gliederung und der Abschluß des lyrischen Gedichtes werden in den meisten Lehrbüchern der Poetik nur wenig berücksichtigt. Trotzdem giebt es auch dafür bestimmte Gesetze, obgleich es nicht gerade leicht ist, sie aufzustellen; denn jedes Gefühl, jede Leidenschaft ist ein Seelengebilde, das seine Entwicklungsphasen und Metamorphosen durchläuft. Diese zu beobachten, ihrem Wachsen und Schwinden nachzuspüren, muß daher schwierig sein. Anderseits kommen uns dabei die Erzeugnisse genialer Lyriker schon durch ihre Form zu Hilfe, indem sich in ihrer äußeren Gliederung und Gestaltung jene inneren Wandlungen abspiegeln und wir aus ihnen die Gesetze zu erkennen vermögen, nach denen der Dichter unbewußt geschaffen hat.

Nur auf diesem Wege kann der Theoretiker wie ein Naturforscher jenen ihr Geheimnis ablauschen.

Alle apriorischen Kunstregeln dagegen, wie „Die Komposition des lyrischen Gedichtes soll stets dreigliedrig sein und sich wie Satz, Gegensatz und Schlußsatz verhalten"; oder: „Der Schluß soll immer eine Beruhigung des Gefühls enthalten" (Vischer); oder: „Der Schluß soll die Stimmung des lyrischen Gedichtes noch einmal prägnant zusammenfassen" (Gottschall) — können nicht allgemeine Geltung beanspruchen, wie dies sich leicht aus Beispielen ergeben wird.

Betrachten wir zunächst Chamissos Gedicht Das Schloß Boncourt.

Der Dichter erscheint zunächst von einer wehmütigen Erinnerung an seine Heimat und Kindheit beseelt. Sie drängt sich ihm auf, wie sehr er sie auch abzuwehren sucht:

> Was sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
> Die längst ich vergessen geglaubt?

In der ersten Strophe ist somit ein elegischer Grundton vor-herrschend, der auch durch die nächsten fünf Strophen fortklingt und si-scheinbar nur wenig verändert. Dennoch bereitet sich schon hier ein-Metamorphose des Gefühls vor.

Die fünf Strophen enthalten eine mit Gefühlsanklängen durchweb-Schilderung. („Ich kenne die Türme, die Zinnen ... Ich grüße d-alten Bekannten u. s. w.") Dabei verwandelt sich die Schilderun-allmählich in Darstellung von Bewegung und Handlung und deut-damit eine Steigerung der Phantasiethätigkeit an. (Der Dichter eilt i-den Burghof, tritt in die Kapelle u. s. w.) Die von dem Gefüh-erregte Phantasie aber wirkt wie gewöhnlich auch auf jenes beleben-und umwandelnd zurück. Indem sich der Dichter den ehemalige-Zustand des väterlichen Schlosses deutlich vergegenwärtigt, tritt ih-psychologisch folgerecht der jetzige vor die Seele, der mit jenem i-Widerspruche steht.

> Und bist von der Erde verschwunden,
> Der Pflug geht über dich hin!

Daraus entwickelt sich mit Notwendigkeit eine neue Phase sein-Stimmung. Bei Chamissos edel angelegtem Gemüte beschleicht ihn nic-Ingrimm über die Zerstörung und den Frevel, den die Revolutio-seinem Geschlechte angethan hat, sondern er verschmerzt über dem Gewin-der anderen erwuchs, den eignen Verlust und findet für sich Trost i-der Gesangesgabe, die ihm als Ersatz dafür verliehen worden ist.

So endet das Gedicht nicht mit einem zusammenfassenden Ausdru-der darin vorherrschenden Stimmung. Auch genügt es nicht, auf d-im Schlusse enthaltene Beruhigung des Gefühls hinzuweisen. Es erfol-vielmehr eine Gemütsumstimmung, indem das ursprüngliche Wehmut-gefühl sich allmählich in ein edleres, hochsittliches Gefühl umwandel-dessen Ausdruck den Abschluß bildet.

Eine Gefühlsumbildung, wenn sie auch der Individualität de-Dichters entsprechend von der zuerst besprochenen abweicht, schließt eben-Freiligraths Morgenländisches Leben ab. Der Dichter wiegt si-hier in Träumen und Vorstellungen des Glückes, das er genießen würd-wenn er in Arabien geboren, sich von Beduinen als empfänglichen Zu-hörern seiner Feuerlieder umringt sähe:

> Dann abends wohl, vor meinem Stamme,
> In eines Zeltes luft'gem Haus,
> Strömt' ich der Dichtung inn're Flamme
> Zu lodernden Gesängen aus.

Am ausführlichsten ist er bei der Schilderung der Zuhörer, die e-dort haben würde, der „Männer, denen glühn'd wie meines in heiße-Schädeln brennt das Hirn." Die immer lebhafter malende Einbildungs-

kraft läßt dem Dichter das geträumte Glück dann fast als ein wirkliches erscheinen, bis der Gegensatz, den die Wirklichkeit dazu bildet, ihm die Selbsttäuschung offenbart, und die Freude, die in ihm das vorgespiegelte Glück erweckt, in Schmerz und Sehnsucht umschlägt:

> Ich irr' auf mitternächt'ger Küste.
> Der Norden, ach! ist kalt und klug.
> Ich wollt', ich säng' im Sand der Wüste
> Gelehnt an meines Hengstes Bug.

Auch dieser Schluß entspricht nicht den Anforderungen, die die genannten Ästhetiker gestellt haben, und doch ist er ebenso künstlerisch gerechtfertigt als naturgemäß.

Aber es ist auch möglich, daß eine Gefühlsumbildung trotz aller Naturgemäßheit doch den Eindruck des ganzen Gedichtes benachteiligen und somit kunstwidrig sein kann.

Dies ist bei Goethes sonst so schönem Gedichte Alexis und Dora der Fall, an dessen Schluß schon Schiller Anstoß nahm.

Wir treffen bekanntlich den Helden von Anfang an auf offener See; aus seinem Monologe erfahren wir, daß Alexis eine Geliebte daheim gelassen habe. Er erinnert sich, wie er sie schon Jahre lang beobachtet hatte, ohne daß der Wunsch des Besitzes in ihm aufgestiegen war. Erst im Augenblicke der Abfahrt erwachte die in ihrem Herzen schlummernde Neigung wie auf einen Zauberschlag, als ihm die Nachbarin, nachdem er bereits von seinen Eltern Abschied genommen hatte, an der Thüre des Gartens gegenübertrat. Sie bat ihn, in der Ferne für sie einen Einkauf zu besorgen, und überreichte ihm einige Früchte aus ihrem Garten, zierlich in ein Körbchen geordnet. Da „drückte Amors Hand sie gewaltig zusammen." Wie ein Trunkener kam er auf das Schiff und versenkte sich nun in die Erinnerung an das eben Erlebte. Er beschließt, der Geliebten den kostbarsten Brautschmuck und zugleich, was ein häusliches Weib erfreut, mitzubringen. — Diese lieblichen Bilder werden plötzlich durch das Gefühl der Eifersucht verscheucht, und das war die Gefühlsumbildung, die Schiller nicht billigen konnte. Er schrieb darüber an Goethe: „Daß Sie die Eifersucht so dicht neben die Hoffnung stellen und das Glück so schnell durch die Furcht wieder verschlingen lassen, weiß ich vor meinem Gefühl nicht ganz zu rechtfertigen, obgleich ich nichts Befriedigendes dagegen einwenden kann."

Goethe rechtfertigte sein Verfahren in seinem Antwortschreiben „aus der Natur", weil jedes unerwartete und unverdiente Liebesglück die Furcht des Verlustes nach sich ziehe. Die Eifersucht, sagte er später zu Eckermann, liege hier zu nahe und sei so in der Sache begründet, daß dem Gefühle etwas fehlen würde, wenn sie nicht da wäre.

Vom psychologischen Standpunkte hatte Goethe recht; Schillers B denken flossen aber aus seinem richtigen künstlerischen Gefühl. Vieh stellt deshalb als allgemeine Regel auf, daß **keine Umbildung ein Gefühls, die den durch ein Gedicht hervorgebrachten Gesam eindruck schmälert oder vernichtet, zum Abschluß verwend werden darf.**

Außerdem giebt es noch andere Gliederungs- und Abschlußarte die nicht völlig mit den angeführten übereinstimmen, aber ihnen do mehr oder weniger verwandt sind. So steigert sich in manchen Fäll **die Entwicklung des Gefühls bis zu seinem Höhepunkt,** u in anderen Fällen **klärt sich das anfangs dunkel, unbestimm gehaltene Gefühl allmählich zu völliger Durchsichtigkeit u Bestimmtheit,** wodurch hier wie dort ein befriedigender Entwicklung gang und Abschluß des Gedichtes herbeigeführt wird.

Ein schönes Beispiel allmählicher Hervorbildung und Steigeru des Gefühls bis zu seinem Kulminationspunkt bietet Geibels **Morge wanderung.** Die erste Strophe zeichnet die Kirchenstille des Waldes

Nur im hohen Gras der Bach
Singt leise den Morgensegen.

Die ganze Welt ist wie ein Buch, worin Gottes treues Lieben a gezeichnet ist. (Str. 2.) Die dritte Strophe schildert die stärker Regungen der Andacht und das Erwachen der Liebe im Menschenherz Da läßt plötzlich in Str. 4 die Nachtigall ihr Lied erschallen:

Und der Morgenröte Schein
Stimmt in lichter Glut mit ein:
Laßt uns dem Herrn lobsingen!

Wir sehen, wie sich die Andacht allmählich entwickelt und zuletzt einem hellen Lobgesange zum Ausbruch kommt.

In manchen lyrischen Gedichten wird ein angemessener Abschl auch dadurch gewonnen, daß eine **mehr passive** Gemütsstimmung e **aktives** Element aufkommen läßt, z. B. wenn ein müßiges Sehnen d Vorsatz zu handeln erzeugt. So vergleicht der Knabe in Geibe **Zigeunerbub** seine Heimat, das schöne Spanien, in schmerzlich Sehnsuchtsklagen mit dem kalten Norden, den er jetzt mit seiner Lau durchwandert. Dann steigert sich über der Erinnerung an den spanisch Fandango, die in ihm ein Erntetanz hervorruft, seine Sehnsucht na der Heimat bis zu dem Entschlusse der Rückkehr. Ein **aktiveres** G fühlswalten kann nicht bloß durch den **Sieg** darüber abgeschloss werden, sondern auch durch **eine freiwillige Unterwerfung** unt seine Macht. Dieser letzte Fall ist nicht gerade häufig; doch ka Goethes **Rastlose Liebe** als Beispiel dafür dienen. — Die Erinneru

an die Heißgeliebte hindert, wie es scheint, den Dichter noch, sich einer neuen Neigung hinzugeben. Seine Gemütserregung macht dabei drei Entwicklungsstufen durch. Zuerst kämpft er gegen die neue Liebe an, wie gegen den Ansturm der Naturelemente; aber alles Widerstreben ist vergeblich; denn:

Alle das Neigen
Von Herzen zu Herzen
Ach wie so eigen
Schaffet das Schmerzen.

Zuletzt ergiebt er sich, nachdem er noch einen kurzen Versuch zur Flucht gemacht, willig der siegreichen Neigung.

Wie soll ich fliehen?
Wälderwärts ziehen?
Alles vergebens!
Krone des Lebens,
Glück ohne Ruh',
Liebe, bist du!

In den meisten Fällen beruht also die Gliederung des lyrischen Gedichtes auf einer Reihe von Gefühlsmetamorphosen und der Abschluß auf einer Umbildung der anfänglichen Stimmung. Es könnte fast scheinen, als ob dies der Regel Vischers entspräche: „Der Schluß soll eine Beruhigung des Gefühls ausdrücken." Zunächst trifft dies nicht überall zu; dann ist aber auch der Ausdruck „Beruhigung" nicht glücklich gewählt; denn der Schluß des Gedichtes soll nicht eine Ermattung des Gefühls herbeiführen, sondern dieses soll bis zum Ende rege bleiben, ja sich meistens noch steigern. Es soll durch Ausscheidung gewisser streitender Elemente, sagt Viehoff, ein harmonisches Ausklingen, eine Befriedigung, oder durch Aufnahme eines neuen ausgleichenden Elementes ein wohlthuender Einklang erzielt werden. Sehnsüchtiges Hoffen und Harren, untermischt mit etwas Bangen und Ungeduld z. B. wird der Erfüllung entgegengeführt. Ein solcher Abschluß entläßt uns mit dem reinen, ungemischten Gefühle des Glücks. Ein Beispiel dafür giebt Schillers Erwartung. An einem stillen, süßträumerischen Spätsommerabende, wo die ganze Natur zu schönem Genusse ladet, harrt ein Liebender der Geliebten in einem Garten. Bei jedem Geräusche, das der Abendhauch, der durch die Pappeln streicht, oder ein aus dem Gebüsch auffahrender Vogel u. s. w. verursacht, glaubt der Wartende seine Angebetene sich nähern zu hören; selbst sein Auge führt ihn irre, daß er die an der Taxuswand flimmernde Bildsäule für ihr Gewand hält. Die frohen, flüchtigen Täuschungen spricht er jedesmal in lebendigen Daktylen, die darauf folgende Enttäuschung in traurig sinkenden Trochäen aus; zärtlich

schmachtende Ottaverime verschmelzen dann den Eindruck der Natur mit dem Gefühl der Sehnsucht. Nur die „Stunde des Glückes“ ist in vier anapästischen Versen ausgedrückt. In den einzelnen Strophen kann man dabei eine fortwährende Steigerung der Gefühls- und Phantasiethätigkeit bis zur Erfüllung verfolgen. „Ich wüßte“, sagt Viehoff, „dem wunderlieblichen Gedichte, was den Zusammenklang des sprachlichen Wohllauts und überhaupt der vollendet schönen äußern Form mit der innern Gliederung und der Musik der Gefühle betrifft, kaum ein anderes Gedicht von Schiller an die Seite zu stellen.“

Was die beschreibend-lyrischen Gedichte anbetrifft, so könnte es auf den ersten Blick scheinen, als ob sie besonders leicht zu gliedern und abzuschließen seien. Das ist in der That der Fall, wenn der aus der Natur oder der Menschenwelt entnommene Gegenstand, an dem sich das Gefühl entwickelt, schon dort sich als ein einheitliches, abgerundetes Ganze darstellt. Anders dagegen ist es, wenn es gilt, einen Gegenstand, der in der Natur oder Menschenwelt zu einem größeren Ganzen gehört, aus diesem abzusondern und für sich als ein kleineres Ganze hinzustellen, wie in Freiligraths Gedicht Die Schiffe.

Der Dichter wollte uns hier in die Erregung seiner Phantasie hineinziehen, die ihn auf einem Spaziergange am Hafen in einer mondhellen Frühlingsnacht beim Anblick von Schiffen der verschiedensten Nationen ergriff. In dem Dialoge, den der Dichter die Schiffsfiguren führen läßt, ziehen eine ganze Reihe der verschiedensten Bilder an unserem Auge vorüber. Aber alle diese Szenen beziehen sich nicht auf einen gemeinsamen Mittelpunkt, bilden nicht einen abgeschlossenen Kreis, dem nichts hinzugethan, nichts weggenommen werden dürfte. Freiligrath hat es zwar versucht, dem Ganzen durch ein verschiedenes Metrum einen abgrenzenden Rahmen zu geben; aber sowohl dieser künstliche Abschluß wie die angestrebte Gruppierung genügten selbst dem Dichter nicht; „des Morgens frischer Odem“, „der fremden Vögel Frühlied“ wird deshalb von ihm noch zum Schluß benutzt, um seiner Phantasie ein Ziel zu setzen.

Erzählungsstoffe dagegen bieten in der Regel für die Gliederung und den Abschluß passende Anhaltspunkte, sodaß wir hier auf eine Besprechung der erzählend-lyrischen Gedichte verzichten können.

Schon bei dem Freiligrathschen Gedichte Die Schiffe war von einem künstlichen Abschluß die Rede gewesen, und in der That ist ein solcher in gewissen Liedformen nicht selten angewandt worden. Viehoff führt außer dem schon erwähnten abschließenden Rahmen noch sechs Arten einer künstlichen Abgrenzung auf. 1. Der Dichter nimmt, um den Schluß des Gedichtes bestimmter zu bezeichnen, Abschied

von seinem Liede, eine Schlußwendung, die besonders in der Kanzone ziemlich häufig vorkommt. 2. Der Dichter schließt mit einer Anrede an die Musen, wie Goethe in dem vorher schon besprochenen Gedichte Alexis und Dora. Er scheint dazu trotz seiner Verteidigung des ursprünglichen Schlusses doch durch Schillers Bedenken bestimmt zu sein.

Nun, ihr Musen, genug! Vergebens strebt ihr zu schildern,
Wie sich Jammer und Glück wechseln in liebender Brust.
Heilen könnet die Wunden ihr nicht, die Amor geschlagen,
Aber die Linderung kommt einzig, ihr Guten, von euch...

Diese Verse nennt Goethe in einem Briefe an Schiller die Abschiedsverbeugung des Dichters, wodurch das Leidenschaftliche wieder in das Leidliche und Heitere zurückgeführt werde.

3. In den Homerischen Hymnen nahm der Dichter nicht sowohl von seinem Liede als von dem Gegenstande, den er darin besungen hat, Abschied. So schließt der erste Hymnus auf Apollo mit den Versen:

Und nun lebe mir wohl, du Sprößling des Zeus und der Leto!
Aber ich werde so dein, wie anderer Lieder gedenken.

4. Der Dichter läßt das Lied durch einen rascher werdenden Pendelschlag des Redewechsels sich gleichsam ausschwingen, wie in Goethes herrlichem Gedichte Der neue Pausias und sein Blumenmädchen, wo sich die Gefühle in dem dem Schlusse zustrebenden Dialoge mehr und mehr steigern. 5. Der Abschluß eines Gedichtes durch völlige oder teilweise Wiederholung des Anfangs. 6. Der Refrain d. h. der gleichlautende Ausgang aller Strophen eines Gedichtes kann durch eine kleine Veränderung in der Schlußstrophe als Abgrenzung des ganzen Liedes gebraucht werden. So bilden z. B. in Goethes Gesellschaftsliede Offne Tafel den Refrain der einzelnen Strophen die Verse:

Hänschen, geh' und sieh dich um!
Sieh mir, ob sie kommen!

In der Schlußstrophe dagegen lauten diese:

Hänschen, mach' die Thüren auf;
Sieh nur, wie sie kommen.

Wie notwendig ein solcher Abschluß sei, empfinden wir deutlich an den Gedichten, denen dieser fehlt. Der Dichter entläßt uns dann in einer unbefriedigten Stimmung, so trefflich sein Lied auch sonst sein mag. Dies trifft unter anderen zu bei Schillers Pompeji und Herkulanum.

Durch das ganze Gedicht zieht sich der Ausdruck einer auf starker Erregung der Phantasie beruhenden Selbsttäuschung hindurch. Beim

Anblick des ganzen unveränderten Lokals, der Straßen, des Porticus, des Theaters, des Forums u. s. w. glaubt der Dichter jeden Augenblick auch die Bewohner, die Spaziergänger, das Theaterpublikum, die Richter, die Kläger erscheinen zu sehen. Noch lebhafter werden seine Erwartungen, als er in ein Haus tritt und dort noch durch alles an Leben und Lebensgenuß erinnert wird. Dennoch bleibt es einsam und grauenvoll still um ihn her. So hat Schiller uns ein sich fortwährend steigerndes Gefühl dargestellt, das aber weder einen Wende- noch Beruhigungspunkt findet, somit keine Metamorphose erleidet. „Hindeutungen auf ein beginnendes Sichausleben dieser Empfindungsart", sagt Viehoff, „hat der Dichter allerdings gegen das Ende hin eingestreut, z. B. die sehnsuchtsvolle Frage: „Warum bleiben die Priester nur aus?" und den Zuruf: „O kommt, o zündet u. s. w." Aber bis zur völligen Enttäuschung, bis zur Auflösung der, wenngleich aus freudiger Aufregung entsprungenen, doch mit etwas peinlichem Staunen gemischten Illusion in ein klar bewußtes Gefühl der Trauer um das längst versunkene große römische Leben ist das Gedicht nicht fortgeführt worden."

Ich glaube, daß Viehoff, auf dessen Forschungen die vorliegende Darstellung beruht, hierdurch eine nicht unwesentliche Ergänzung der diesen Gegenstand behandelnden Lehren der Ästhetik gegeben hat und verweise dafür unter anderem auf dessen nach seinem Tode von mir herausgegebene Poetik. Trier 1888. Verlag der Fr. Lintz'schen Buchhandlung.

Sprechzimmer.

1.

Hat Goethes Orest die Ermordung des Vaters auf besondern göttlichen Befehl an der Mutter gerächt?

Bei Äschylus, Sophokles und Euripides erhält Orest vom delphischen Apollo den ausdrücklichen Befehl, seinen Vater an den Mördern, auch an der Mutter zu rächen. Diesem Gebote des Gottes entspricht es, wenn Orest bei Sophokles ohne jedes Bedenken zur That schreitet und nachher nicht das mindeste Schuldbewußtsein empfindet. Bei Äschylus hingegen leidet der Muttermörder, trotzdem ihm von Apollo für die Erfüllung der Rachepflicht Schuldlosigkeit versprochen, andernfalls die entsetzlichsten Qualen angedroht sind, sofort unter dem Bewußtsein seiner Schuld und wird, wie auch bei Euripides, zur Strafe von den Rachegeistern verfolgt. Erst auf Orests besonderes Bittgesuch nimmt sich bei beiden Dichtern der Gott, der ihn zum Verbrechen verführt hat, des Unglücklichen an.

Es ist zwischen diesem göttlichen Gebot und dem Leiden des Orestes ein solcher Widerspruch, daß er vor einer geläuterten Vorstellung vom Wesen der Gottheit nicht bestehen kann. Dieser Widerspruch ist beseitigt, wenn Orest nicht auf göttlichen Befehl, sondern aus eigenem Antriebe infolge der sittlichen Anschauung seiner Zeit zur Blutrache schreitet. Wenn also ein Dichter wie Goethe diesen alten Stoff nach modernen sittlichen Begriffen behandelt, so kann er sich durch die Überlieferung nicht gebunden fühlen, den Orest durch besondern göttlichen Befehl zum Verbrechen gezwungen sein und dennoch dafür leiden zu lassen. Und doch ist diese Ungeheuerlichkeit Goethe in den letzten Jahren wiederholt zugeschrieben worden.

Fr. Kern (Deutsche Dramen als Schullektüre. Eine Vorlesung in der Berliner Gymnasiallehrer-Gesellschaft gehalten. Berlin 1886) schreibt S. 31: „Auch der Goethesche Orest hat seine Mutter auf Geheiß des Gottes getötet (II, 1, 147), wenn er auch auffallender Weise da, wo er seine That Iphigenien ausführlich erzählt, kein Wort von dem göttlichen Auftrage spricht." Vergl. auch S. 34. Dasselbe behauptet Primer (Die Heilung des Orest in Goethes Iphigenie auf Tauris. Progr. des Kgl. Kaiser-Friedrichs-Gymnasiums zu Frankfurt a. M. 1894.) S. 4 u. a. und auch Althaus (Der 2. u. 3. Aufzug von Goethes Iphigenie. Progr. der Friedrichs-Werderschen Oberrealschule zu Berlin 1896) S. 5 u. 11 Anm. Frick (Wegweiser durch die klassischen Schuldramen. 1. Abt. Gera 1889) giebt S. 371 zu II, 1 „die Bemerkung, daß diese Stelle nicht nötigt, an das Orakel zu denken, welches nach antiker Darstellung dem Orest die Rache ausdrücklich gebot." S. 385 erklärt er dann: „Goethe konnte die Ermordung der Klytämnestra nicht darstellen, wie die antike Mythe und Sage, nach welcher Orest die That auf ein bestimmtes Gebot des Apollo ausführte," fügt aber auffallenderweise noch auf derselben Seite mit Rücksicht auf die Stelle II, 1 hinzu: „Orest handelt bei Goethe auf den „Wink" der Götter"; er nimmt also doch eine besondere Einwirkung der Götter auf Orest in betreff der Rache an; ob diese Gebot oder Wink genannt wird, das dürfte doch für unsere Frage keinen wesentlichen Unterschied machen.

Betrachten wir nun die für diese Frage wichtige Scene II, 1. Orestes und Pylades sind als Fremde auf Tauris entdeckt und gefesselt worden und sollen nach altem Brauche der Diana geopfert werden. Orestes ist infolgedessen von der Gewißheit erfüllt, daß er dem Tode entgegengeht. Ganz anders hat sich der von Gewissensqualen bis zum Wahnsinn gepeinigte Mörder seiner Mutter die vom delphischen Apollo versprochene Hilfe und Rettung im Tempel seiner Schwester auf Tauris gedacht. Voller Lebenshoffnung ist er hierher gekommen. Nun sieht er

die Erfüllung des Orakels darin, daß seine Leiden alsbald mit seinem Leben enden sollen.

Zwar bemüht sich Pylades auf mancherlei Weise, seinen unglückseligen Freund von diesem Trübsinn zu befreien, wegen seiner schweren Schuld zu trösten. Daß Orest seinen Vater an den Mördern gerächt hat, sucht er nicht nur als entschuldbar oder berechtigt, sondern sogar als große That hinzustellen, indem er dem Freunde zuruft: „Danke du den Göttern, daß sie so früh durch dich so viel gethan." Aber Orest erwidert: „Wenn sie den (dem?) Menschen frohe That bescheren, daß er ein Unheil von den Seinen wendet, ... dann mag er danken," und fügt hinzu:

> „Mich haben sie zum Schlächter auserkoren,
> Zum Mörder meiner doch verehrten Mutter
> Und eine Schandthat schändlich rächend mich
> Durch ihren Wink zu Grund gerichtet."

Zunächst darf man in den ersten zwei Versen wegen des Ausdrucks „auserkoren" nicht ein Zeugnis dafür sehen, daß ihm der Mord von den Göttern besonders aufgetragen sei. Diese Worte bekunden nur den Glauben an das Walten der Götter. Diesen Glauben teilt Orestes mit Pylades, aber nicht den, daß die Götter immer nur das Glück des Menschen wollen; vielmehr glaubt er an eifrige Götter, die die Sünden der Väter heimsuchen an den Kindern bis ins dritte und vierte, ja bis ins letzte Glied. Diese Überzeugung spricht er gleich nach den angeführten Worten so aus: „Sie haben es auf Tantals Haus gerichtet, und ich, der letzte, soll nicht schuldlos, soll nicht ehrenvoll vergehn." Auf Pylades' Erwiderung: „Es erbt der Väter Segen, nicht ihr Fluch" folgt dann das Wechselgespräch:

> Orestes: Uns führt ihr Segen, dünkt mich, nicht hierher.
> Pylades: Doch wenigstens der hohen Götter Wille.
> Orestes: So ist's ihr Wille denn, der uns verderbt.

Mit dem Ausdruck „verderbt" nach den Worten: „Uns führt ihr Segen, dünkt mich, nicht hierher" kann doch Orest nur den nach seiner Ansicht sicher bevorstehenden Tod auf Tauris meinen. Und auf diesen Tod gehen auch die Worte: „Mich haben sie ... durch ihren Wink zu Grund gerichtet." Das Perfektum scheint mir diese Auffassung nicht zu verhindern. Da Orest seinen Tod für gewiß hält, so spricht er davon so, als ob dies Ereignis schon eingetreten wäre. Mit dem „Wink" ist dann also der Orakelspruch gemeint, der dem von Rachegeistern Verfolgten Hilfe und Rettung auf Tauris versprochen hat, ihm nun aber den Tod zu bringen scheint.

Diese Auffassung wird noch durch eine andere Stelle derselben Scene gestützt, nämlich durch Pylades' Worte: „Zu einer schweren That

beruft ein Gott den edeln Mann, der viel verbrach, und legt ihm auf, was uns unmöglich scheint zu enden." Es ist doch unzweifelhaft, daß trotz der Allgemeinheit dieses Ausspruchs „der edle Mann, der viel verbrach" im besondern Orestes ist und zwar Orestes, der den Muttermord verbrochen hat. Die schwere That, die ein Gott dem edeln Orestes zur Sühne seiner Schuld auferlegt hat, ist die Sendung nach Tauris.

Wie Pylades hier zugiebt, daß Orestes viel verbrach, so nennt dieser selbst in den strittigen Worten seine Rache an der Mutter eine Schandthat. Die Götter haben, sagt er, diese Schandthat schändlich gerächt — nämlich durch das noch jetzt fortdauernde gräßliche Geleit der Rachegeister — und den Verfolgten durch den Orakelspruch nach Tauris zum sichern Tode geführt und so „durch ihren Wink zu Grunde gerichtet."

Hat schon die bisherige Betrachtung des Zusammenhangs ergeben, daß die Worte: „Mich haben sie zum Schlächter auserkoren ... und ... durch ihren Wink zu Grund gerichtet" von Fr. Kern und in der Folge auch von anderen unrichtig ausgelegt worden sind, so beweist die ganze Scene dies auch noch indirekt. Denn versucht hier Pylades wirklich auf jede Weise, den Orestes von seiner trüben Stimmung zu befreien, ihn in seinem Schuldbewußtsein zu trösten, so würde er sich den besten Grund zum Troste entgehen lassen, wenn er nicht auch auf den göttlichen Befehl zur Rache an der Mutter hinwiese. Dies geschieht aber durchaus nicht. Also muß auch aus diesem Grunde die Annahme eines solchen Gebots als Irrtum angesehen werden.

Für die Unrichtigkeit der Auffassung Kerns und seiner Anhänger zeugt schließlich auch die Thatsache, daß Orest III, 1 da, wo er Iphigenien von seiner unnatürlichen Rachethat ausführlich mit Angabe der einzelnen Beweggründe berichtet, kein Wort von einem göttlichen Auftrage dazu sagt — eine ganz natürliche Thatsache, die aber Kern auffällig finden mußte und deshalb Primer S. 16 und Althaus S. 11 psychologisch zu erklären suchten.

Berlin. **Fr. Fraedrich.**

2.

Zu Schillers „Wilhelm Tell."

I, 1, V. 39 heißt es:

„Der Mythenstein zieht seine Haube an,"

und A. Thorbecke erklärt in seiner Schulausgabe (Velhagen und Klasing, Bielefeld und Leipzig) S. 150: „Der Mythenstein ist der Felsen, der unterhalb Seelisberg, gerade am Eingang in den Urnersee, aus dem Wasser ragt ... Manche Erklärer nehmen (wohl mit Unrecht) an, daß

Schiller die Mythen über Schwyz gemeint habe." Ich weiß nicht, A. Thorbecke den Vierwaldstättersee selbst gesehen hat. Ist es der F so erscheint es fast unbegreiflich, wie er unsere Stelle auf den sogenann Mythenstein beziehen kann. Denn dieser ist ein nur 25 Meter hoh ganz unten am See aufragender Felsblock, von dem man doch ni sagen kann, „daß er seine Haube anziehe," d. h. sich in Wolken verhü Sollte der Dichter hier thatsächlich nicht die beiden über Schwyz ragen Mythen, sondern den Mythenstein gemeint haben, so kann man die Versehen eben nur daraus erklären, daß Schiller selbst die Schw niemals mit eigenen Augen geschaut hat.

Anders verhält es sich mit der Stelle I, 4, V. 266 flg.:

> „Links am See, wenn man
> Nach Brunnen fährt, dem Mythenstein grad' über,
> Liegt eine Matte heimlich im Gehölz,
> Das Rütli heißt sie bei dem Volk der Hirten."

Zwar könnte man auch diese Stelle recht gut auf die Myth deuten, auf die man bekanntlich von der Westseite des Urner Sees besonders von Seelisberg aus — einen prächtigen Blick hat. All Schiller ist hier doch offenbar seiner Hauptquelle, der Darstellung Tschud gefolgt, in der es heißt: „Man tagte mannigmal des Nachts in v genanntem Rütlein, neben dem Mythenstein, am Urner See, etwa 20 oder 30 zusammen kamen"... Nebenbei bemerkt, liegt d Rütli weder „grad' über," wie Schiller sagt, noch „neben" d Mythenstein, wie es bei Tschudi heißt, sondern eine gute Viertelstun weiter südlich.

Wieviele Eidgenossen haben auf dem Rütli getagt? Nach zwischen Walther Fürst, Stauffacher und Melchthal getroffenen Vere redung will jeder zehn vertraute Männer mitbringen. Aber in Rütliscene selber zählt Schiller nur 10 Schwyzer auf, neben denen 11 Unterwaldner und Urner erscheinen. Und doch sagt er dann: „A zusammen, dreiunddreißig an der Zahl, treten vorwärts u stellen sich um das Feuer." Düntzer (Erläuterungen zu den deutsch Klassikern, 2. Aufl. Leipzig 1878, S. 172 Anmerkung) hilft sich einf mit der Bemerkung: 'In den Worten „noch drei andere Landleu (nämlich außer Stauffacher, Itel Reding, Hans auf der Mauer, J im Hofe, Konrad Hunn, Ulrich dem Schmied, Jost von Weiler) m es vier statt drei heißen; denn die Gesamtzahl soll außer Stauffac zehn betragen.' Das ist gewiß richtig. Und daß der Dichter ursprüngl 33 Rütligenossen auftreten lassen wollte, scheint ja auch daraus herv zugehen, daß nach Düntzer in der Aschaffenburger und Hamburger Han schrift von den Schwyzern nur Stauffacher und Itel Reding mit Nam

aufgezählt sind, worauf dann der Zusatz folgt: „mit neun andern Landleuten, alle bewaffnet." In den Ausgaben selber sind aber thatsächlich nur 32 Männer aufgezählt, und außerdem sagt Stauffacher, der bei der Abstimmung die Stimmen zählt:

„Es ist ein Mehr von zwanzig gegen zwölf!"

Hier liegt doch offenbar ein Widerspruch vor. Oder sollte man annehmen dürfen, daß der Landammann nicht mitgestimmt hat? Das ist doch auch nicht wahrscheinlich. Schiller hat in der Rütliscene das mir nicht zugängliche Buch von Ebel, „Gebirgsvölker der Schweiz," benutzt. Findet sich in demselben vielleicht etwas Genaueres über eine solche Tagung und die Art der Abstimmung?

Remscheid. **K. Eickhoff.**

3.

Zur Etymologie des Wortes „Blindschleiche".

Dieses Reptil heißt im deutschen Dialekte Ober-Kärntens „der Brindschling"; die an einer Kochpfanne angelegten gerösteten Speisenniederschläge nennt man ebendort „die Brindschel". Betrachtet man nun die bräunliche Farbe des Tieres, so kann kein Zweifel bestehen, daß der Name den bräunlichen (brandfarbigen, mhd. brinnen) Schlinger (d. i. Schlange) bezeichnet.

Die Umdeutung, welche das Wort infolge des Wechsels der Liquiden in der Schriftsprache erfuhr, ist leicht begreiflich, wenn auch das ziemlich großaugige und das Tageslicht keineswegs scheuende Tier nicht als blind betrachtet werden konnte.

Nikolsburg. **J. Kraßnig.**

4.

Die sprachwidrige Zusammensetzung mit „ich".

Spielhagens Bezeichnung: „Ichroman" ist schon in das Konversationslexikon gedrungen, freilich in der von ihm selbst nicht beabsichtigten Beschränkung als „Roman, in welchem dem Helden selbst die Erzählung in den Mund gelegt wird." Das älteste Beispiel einer solchen Dichtung sind die Bücher der Odyssee, in welchen der Held von Ithaka seine Meerabenteuer bis zur traurigen Ankunft bei den Phäaken erzählt, deren König er um die Gnade der Heimsendung auf seinen geistbegabten Schiffen bittet. Freilich hat die neueste Kritik das 9. bis 12. Buch für eine spätere Umgestaltung der ursprünglichen Dichtung erklärt, in welcher der Dichter selbst des Odysseus Abenteuer berichtet habe. Spielhagen verlangt vom wahren Romandichter, daß er „sich selbst und das Weltfragment, welches er überblicke, gebe und darstelle", und in dieser Beziehung nennt er dessen Werk „Ichroman". Leider ist der Name selbst, mit

dem wir es hier allein zu thun haben, eine entschiedene Mißbildung, um so verwerflicher, als der durchaus entsprechende und in jeder ziehung unanfechtbare Name „Selbstroman“ entschieden vorlag. „Sel roman“ ist ein „Roman von sich“, wie „Selbstgespräch“ ein Gesp mit sich, „Selbstgefühl“ das Gefühl von sich selbst. Diese Art Zusammensetzung, wo statt eines nachschleppenden „sich“ mit verschieden das Verhältnis näher bezeichnenden Präpositionen ein vorantreten „selbst“ die Zusammensetzung bildet, ist eine so glückliche Mitgift uns Sprache, daß es eine wahre Selbstverstümmelung wäre, wollten wir entsagen, wie denn auch die weltbeherrschenden Engländer sich der sammensetzung mit „self“ gern bedienen, obgleich auch sie in einzel Fällen andere Ausdrucksweisen dieser so einfach treffenden unglücklich v gezogen haben. Im Deutschen erscheint daneben die mit „eigen“, z Teil in besonderer Bedeutung, wie in „Eigensinn“ neben „Selb gefühl“, „Eigenliebe“ in entschieden tadelndem Sinne neben „Selb liebe“, „Eigenleiden“ vom Leiden eines besonderen Körperteil während in anderen Fällen beide Bildungen gleichwertig nebeneinan stehen. Stärker, weil inniger verbunden, sind die auch meist älte Formen mit „selbst“, während die mit „eigen“ loser zusammengef sind, wie in „Eigenname.“

Wenden wir uns zu Spielhagens „Ichroman“ zurück, so verl diese Zusammensetzung ein doppeltes Gesetz. Nur Begriffswört dürfen zu Zusammensetzungen verwandt werden. Die persönlich Fürwörter aber sind keine Begriffswörter, sie bezeichnen nur die Beziehu der Aussage entweder auf den Sprechenden oder auf Angesprochene o auf Dritte, und, da es sich einfach um diese dreifache Beziehung hande können sie auch ausfallen, bloß durch die Endung des Zeitwortes zeichnet werden. Auch Ableitungen von den persönlichen Fürwörte sind nicht gestattet, mit Ausnahme der einfach den Besitz anzeigend von ihnen gebildeten Fürwörter. Der Mißbrauch eines „Ichler „Ichling“ statt „Selbstling“, einer „Ichsucht“ statt „Selbstsuch beweist nur Unkenntnis des Bildungsgesetzes, nicht den Mangel ein solchen. Nur, wo die persönlichen Fürwörter nicht die Beziehung d Person, sondern den Wortlaut bezeichnen, ist eine Ableitung gestatt Ein Duzen, Ihrzen, Siezen, französisch tutoyer, vousoyer, wide sprechen nicht dem Gesetze. Die Engländer freilich enthalten sich solch Ableitungen. So könnte auch eine Ableitung von „ich“ gebraucht werd zur Bezeichnung eines Menschen, der immer das Wort „ich“ im Mun führt. Der zweite Fehler von Spielhagens Mißbildung liegt dari daß er zum ersten Teile statt des reinen Stammes d Nominativ verwendet. Statt des „ich“, der durch manche Umbildu

ganz unkenntlich gewordenen Nominativform, in der auch kein einziger Laut des wirklichen Stammes erhalten ist, müßte dieser selbst stehen. Einem Franzosen würde es unmöglich gewesen sein, so irre zu gehen, da er aus der Form der Kasus weiß, daß der Stamm des ersten Fürwortes moi lautet, wogegen es im Deutschen keineswegs deutlich vorliegt, wie dieser lautet. Aus mein, mir, mich ergiebt sich freilich, daß der Stamm von „ich" mit einem „M" anlautet, und so forderte das Gesetz der Wortbildung als erste Silbe ein Ma, Me oder Mi, wenn als erster Teil der Zusammensetzung der Stamm des ersten Fürwortes gebraucht werden sollte. Ein „Maroman" wäre freilich ganz unverständlich, und dies hätte schon allein Spielhagen von seiner neuen Wortbildung abhalten sollen. Freilich sind mir die Fälle bekannt, wo das Sanskrit die Nominativform von „ich" (aham) mit Haut und Haar in eine Zusammensetzung gezerrt hat, wie es für Prahlen ein ahamkâra, aham-kritî, wörtlich „ich-machen", „Ichmachung", ein ahamaham-ikâ, wörtlich „Ich-ich-heit" gebildet hat, aber hier bezeichnet aham eben nur den Laut, da der Prahler immer das Wort „ich" im Munde führt, weshalb dies auch in dem einen Falle wiederholt wird. Zur Verteidigung der falschen Bildung eines terminus technicus dürfen diese ganz verschiedenartigen Fälle durchaus nicht verwandt werden, am wenigsten da hier eine unanfechtbar richtige Bildung zu Gebote stand. Eigentümlich sind die indischen Zusammensetzungen, wo im ersten Teile, wie die Grammatiker sagen, der Ablativ eines der beiden ersten persönlichen Fürwörter steht; im Grunde haben wir hier eine Zusammensetzung mit dem Possessiv, das zur Erleichterung der schweren Wortform seine Endung aufgegeben hat, wie auch in den klassischen Sprachen zuweilen der Stamm des ersten Teiles eine Silbe verliert, um eine gefügigere Form zu schaffen. Halten wir nur unsere so glückliche Zusammensetzung mit „selbst" treu zu Rate, die ganz der griechischen mit αὐτο, der slavischen mit „sama" entspricht, über die wir auch heute noch auf Grimms „Deutsche Grammatik" verweisen dürfen. Wie ärmlich erweist sich gerade durch den Mangel dieser Zusammensetzung das Lateinische, das die Bildung mit ipse verschmähte, gegen seine Schwestersprachen. Unser „Selbstmord", „Selbstmörder" kann es nicht in treffender Weise bezeichnen, ein solches Kernwort fehlt ihm geradezu. Der Römer half sich mit einem mortem sibi consciscere, konnte auch zur Not von einem freiwilligen Tod sprechen. Das barbarische Latein brachte es, da Not kein Gebot kennt, zu einem suicida, nach dem nie als Zusammensetzung gebrauchten sui memoria, ignoratio sui, effector sui. Nach römischer Weise könnte aber suicida nur Schweineschlächter heißen, wie homicida Menschenmörder, parricida oder wohl ur-

sprünglich paricida Verwandtenmörder. Das Französische war genötigt, sein suicide nicht bloß vom Selbstmörder, sondern auch vom Selbstmord (suicidium) zu gebrauchen, wie solche Doppelbedeutung auch bei homicide sich findet. Und das Englische ergab sich dem Französischen ohne Not, da doch seine Zusammensetzung mit self diesen traurigen Schritt ihm hätte ersparen sollen. Ähnlich verhält es sich mit der Bezeichnung der Selbstsucht. Die Griechen brauchen davon αὐθαδής und αὐθαδεία, φίλαυτος und φιλαυτία, wogegen sich der Römer mit einer matten Umschreibung behelfen mußte. Das konnte aber das barbarische und philosophische Latein sich nicht gefallen lassen, in seiner kein Gesetz der Sprache achtenden Kühnheit leistete es sich ein von ego gebildetes egoismus, und zur Vermeidung des Zusammenstoßes der Vokale des Stammes und der Ableitung ein egotismus, wo sich denn die entsprechenden Wörter für den Selbstsüchtigen und für Selbstsüchtigsein anschlossen. Auch hier folgte England leichtfertig den Franzosen. Welche Wortungeheuer hat das philosophische Latein im Mittelalter und auch noch später erzeugt. Aber, da das Latein das ich so wenig verehrte, daß es häufig dieses ausließ, wie es denn auch selbst in dem Satze, den Descartes an die Spitze seiner Lehre stellte: Cogito, ergo sum" ganz fehlte, so entging die Philosophie der Gefahr, das erste persönliche Fürwort als eine Weltmacht auf den Thron zu setzen, wie ihre deutschen Nachfolger thaten, die von dem empirischen Ich zum transcendentalen übergingen und von der Macht der Ichheit schwärmten. Neuerdings hat der Egoismus sich einen entschiedenen Gegner erzeugt, der stolz in der Ethik und in der Nationalökonomie sein Haupt erhebt, den Altruismus. Er leitet seinen Namen von dem italienischen altrui recht kühn her, wie seine Gegner den ihrigen von dem lateinischen in Barbarenhände gefallenen ego, birgt aber unter dieser sonderbaren Vermummung eigentlich nur die christliche Nächstenliebe.

Köln. **Heinrich Düntzer.**

Gustav Roethe, Rede zur Feier des hundertjährigen Geburtstages Kaiser Wilhelms I. am 22. März 1897 im Namen der Georg-August-Universität gehalten. Göttingen, Druck der Dieterichschen Universitäts-Buchdruckerei. 8°. 20 S.

Unter der nicht kleinen Schar der zur Feier des 22. März 1897 gehaltenen und veröffentlichten Reden nimmt die vorliegende einen hervorragenden Platz ein. Aus diesem Grunde möchten wir nachträglich auf sie aufmerksam machen. Der Verfasser schöpft aus einer so umfassenden und zugleich ins Einzelnste und Verborgenste dringenden

Kenntnis der deutschen Litteratur des 18. und 19. Jahrhunderts, daß gerade den Lesern dieser Zeitschrift die Rede von größtem Interesse sein muß. Ein Überblick über den Inhalt wird das bestätigen.

Verfasser zeigt, wie vor hundert Jahren das monarchische Gefühl stark niedergedrückt war. Gerade der Geist des großen Friedrich war nach und nach zum gefährlichen Gegner seines Nachfolgers geworden, der, wie Thronfolger oft, die zweideutige Mitgift erhalten hatte, daß er mit den enthusiastischsten Erwartungen begrüßt wurde und ihm, als er aus einem keineswegs sonderlich ruhmvollen Feldzuge heimkehrte, ein umgeändertes schwaches dänisches Königslied zum ersten Male als die Nationalhymne „Heil Dir im Siegerkranz“ entgegentönte. Schon nach einem Jahrzehnt wandte sich des Volkes Liebe einem neuen Thronerben zu. Die Begeisterung kam u. a. in der Begründung einer eigenen Zeitschrift, der „Jahrbücher der preußischen Monarchie unter der Regierung Friedrich Wilhelms III.“ zum Ausdrucke. Den bunten Inhalt jener Jahrbücher deutet der Verfasser an. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß in ihnen — entsprechend dem gleichzeitig in Frankreich von der Republik zur Monarchie zusteuernden Gange der Revolution — wieder eine tiefere Auffassung der Monarchie hindurchleuchtete. Erwähnt sei auch, daß die ersten drei Bände der Jahrbücher geschmückt sind mit den Bildern des Königs, der Königin und des Kabinettsministers Mencken: so erscheint hier unmittelbar neben den Eltern Kaiser Wilhelms der Großvater Bismarcks.

Wieder erfolgte nach Jena und Auerstädt eine Depression des monarchischen Gefühles. Unter anderm läßt der schamlose Redakteur eines Berliner Journals Lange-Daveson den großen Friedrich vor dem größeren Napoleon in einem „Gespräche im Reiche der Toten“ seine Reverenz machen. Selbst durch die Lyrik der Freiheitskriege klingt keine allzugroße Begeisterung für die Monarchie. Wohl steht die edle Königin in einem Teile der Dichtung im Mittelpunkte, aber der König steht klein beiseite. Auch bei dem begeisternden Ernst Moritz Arndt, dessen „Wer ist ein Mann?“ sich an ein Vorbild des Kolmarer Revolutionsdichters Pfeffel anlehnte, übertönte der Weckruf zur Freiheit die patriotische Losung: „Mit Gott für König und Vaterland.“ Auf der preußischen Monarchie lag der Mehltau des Mißtrauens auch in dem auf den Krieg folgenden langen, aber freudlosen Frieden, in dem Prinz Wilhelm zum Manne heranreifte. Da war es keine Lust, für die Öffentlichkeit zu leben. Begreiflich also, daß der Prinz sich in die Enge eines Fachstudiums flüchtet: er wird ein militärischer Fachmann. Im Jahre 1840 aber erneuert sich das Schauspiel von 1786 und 1797: wieder hofft alles auf den Erben der Krone, und die Dichter begrüßen den genialen

König: „Du bist der Stern, auf den man schaut, der letzte Fürst, auf den man baut.“ Aber so wenig wie neun Jahre nach 1797 besteht neun Jahre nach 1840 der monarchische Enthusiasmus die Probe, am wenigsten in der Hauptstadt. Alle Einheitsfeste und Reden haben nichts geholfen. „Kein Kölner Dom und keine Königsreden“ ruft die Revolutionspoesie. Allein die Monarchie wird doch gerettet, gerettet durch das Heer. Beruhigt, so dichtet W. von Merkel, schaut Friedrich zum Himmelsfenster heraus, und sieht: „Noch steht der Thron wie immer Als wie ein Fels im Meer Und rings im Waffenschimmer Mein treues Heer!“ Und der alte König hat wie immer mit seinen gesunden Augen richtig gesehen. Das Heer, das durch den Prinzen von Preußen und dann durch den König Wilhelm reformierte Heer und seine Thaten retten das monarchische Gefühl und zwar nicht nur für Preußen, sondern für die ganze Welt. Die deutsche Poesie hatte in der Zeit des Konfliktes und vorher kein Wort für den Soldatenkönig, nur der treffliche Schlesier Graf Strachwitz prophezeite: „So kommt es, ihr Männer des ewigen Nein, So kommts, ihr Tyrannenvertreiber! Es wird eine Zeit der Helden sein Nach der Zeit der Schreier und Schreiber. Bis dahin webt nur mit Fleiß und List Eure Schlingen in einander: Wenn der gordische Knoten fertig ist: Schickt Gott den Alexander.“ Bismarck hieß dieser Alexander. Seit der König ihn berief, ist das Wirken von Herr und größtem Diener nicht zu trennen. Sie geben Treue um Treue. Sie zeigen jene deutscheste Eigenschaft wie der Held des geistvollsten Epos des deutschen Mittelalters: die staete d. h. die beharrende Treue gegen sich selbst, die eben dadurch auch treu ist gegen Gott und die Aufgabe, die er dem Menschen verliehen. Die „staete“ ist ein Merkmal echter „manheit.“ Zum idealen Bild des Fürsten gehörte im deutschen Mittelalter „milte“ mit „manheit“ gepaart. In Kaiser Wilhelms ernsten männlichen Zügen thronte die Milde. Vor dem „milden“ Kaiser schwand der Gegensatz der Parteien: sein Andenken eint auch heute uns alle.

Freiberg i. S. **Paul Knauth.**

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher ꝛc. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Ludwig Richterstr. 2.

Die Ruhmeshalle.

Ein Gruß an die 44. deutsche Philologenversammlung zu Dresden.

Dramatischer Vorgang in einem Aufzuge.

Von Otto Lyon.

Ort der Handlung: Ein weiter Platz vor dem Tempel des Nachruhms, der sich hinter diesem Platze erhebt. Ein schmaler Pfad zwischen Felsen und Gesträuch führt zu ihm empor. Lorbeerbäume und blühende Rosen schmücken den Platz. Ein weites Portal, das durch einen Vorhang verschlossen ist und zu dem eine Freitreppe führt, bildet den Eingang zu dem Tempel der Unsterblichkeit. Zwei Tempelhüter schreiten vor der Halle auf und ab.

Erster Tempelhüter (dehnt sich gähnend).

Was war das vordem für ein Drängen,
Ein Schieben, Stoßen, Stemmen, Zwängen
Am Eingang unsrer Ruhmeshalle!
Daß man zu dieser Stätte walle,
War einst das höchste Erdenziel.

Zweiter Tempelhüter.

Und heut' gilt's nur als Kinderspiel,
Von dem man in den Schulen hört;
Doch was man dort die Kinder lehrt,
Das Leben spült's bald wieder ab.
Der Knabe schon setzt sich in Trab,
Um in der Laufbahn zu erhaschen
Viel blankes Gold, das füllt die Taschen,
Es füllt die Speicher, füllt das Haus;
Und alles herrlich geht hinaus,
Wenn nur der Beutel straff sich rundet
Und man hübsch Gold zu Golde pfundet.
Ist man ein reicher Mann geworden,
Kommen von selbst dann Titel und Orden.
Der Frauen Gunst selbst wird gewonnen,
Kann man sich so im Glücke sonnen;
Die Menschen tief vor Dir sich neigen,
Ansehn und Ehre stetig steigen:
Das ist das Los, das sie erstreben
Die Menschen da unten im Erdenleben.

Erster Tempelhüter.

Drum ist vor unsres Tempels Pforten
Es heute so langweilig worden!
In Überfluß und Üppigkeit
Denkt niemand an Unsterblichkeit.

Zweiter Tempelhüter.

Die Sucht nach Gold, glaub's nur, mein Lieber,
Das ist das wahre gelbe Fieber,
Das heut' die Menschheit hat befallen,
Der Mammon hält sie in seinen Krallen
Und läßt sie nimmer wieder los.
Nichts ist auf Erden mehr herrlich und groß.
O Mensch, wie warst du einst himmlisch schön,
Nun muß ich dich so im Staube sehn,
So irdisch niedrig, erbärmlich und klein —
Was sollen wir hier noch Hüter sein?
Die Ideale sind längst zerfallen,
Dem Niedrigen nur noch Lieder schallen.
Vergöttert wird im nebligen Scheine
Nur noch das Häßliche und Gemeine.
Drum, bleibt der Mensch auf diesen Wegen,
Wird's Zeit, daß wir uns schlafen legen.

Erster Tempelhüter.

Hast recht! 's ist doch ein langweilig Amt,
Zu dem unsre Herrin uns hier verdammt;
Die hehre Muse, der wir dienen,
Sie geht umher mit traurigen Mienen
Und schaut mit spähendem Blicke aus,
Ob niemand begehrt des Nachruhms Haus.
Doch die genießen in vollen Zügen
Und lassen am irdischen Wohl sich genügen.
Ein tolles Schlürfen in Saus und Braus
Macht heute das Glück des Lebens aus.

Zweiter Tempelhüter (nach dem Pfade ausblickend).

Doch sieh! Ist's nicht, als nahte sich dort
Ein Wandrer unserm heiligen Ort?

Erster Tempelhüter (blickt gleichfalls spähend aus).

Wahrhaftig! Ich glaube, du hast recht,
Das ist sicher einer vom Menschengeschlecht.

Zweiter Tempelhüter (immer in der gleichen spähenden Stellung).
Ja, deutlich seh' ich's. Er schreitet schwer;
Die Tempelführerin bringt ihn her.

Zweite Scene.

(Die beiden Tempelhüter nehmen vor dem Eingang mit gezücktem Schwert Stellung. Ein General, von der Tempelführerin geleitet, tritt auf. Seine Brust ist mit Orden bedeckt.)

General (sich den Schweiß abtrocknend).
Sind wir am Ziel? Der Weg war steil.

Tempelführerin.
Dafür empfängst Du nun Dein Teil
Vom Ruhm der Nachwelt, edler Held.
Hier wirst Du andern zugesellt,
Von deren Thaten man heut' noch singt,
Daß es die ganze Welt durchdringt.

Erster Tempelhüter.
Begehrst Du Einlaß zur Ruhmeshalle,
So gieb uns Kunde in jedem Falle,
Ob Du ein Recht hast einzutreten.

General.
Nicht komm' ich, ein Sprüchlein herzubeten.
Habt Ihr von mir noch nichts gehört,
Bin ich wohl kaum des Nachruhms wert.

Tempelführerin.
Er war der Führer in mancher Schlacht,
Hat oft den Feind erzittern gemacht.

Erster Tempelhüter.
Das hat schon mancher Erob'rer gethan,
Dem doch verschlossen ward die Bahn
Zum Tempel der Unsterblichkeit,
Weil er dem Niedern sich geweiht,
Der eitlen Herrschsucht und Länderwut,
Hat hingeopfert viel edles Blut
Und immer nur in der ganzen Welt
Sich selbst als das Höchste hingestellt.

Tempelführerin
(den General, der unwillig auffahren will, beschwichtigend, dann zum Tempelhüter):
Sein Fürst belohnt' ihn mit hohen Ehren
Und ließ ihn gern am Hofe gewähren,

Zog ihn zu Tisch, ließ sich beraten
In allen seinen Herrscherthaten.

Zweiter Tempelhüter.

Der Fürsten Gunst, die leicht sich irrt
Und nur den reinen Blick verwirrt,
Der Fürsten Gunst will hier nichts sagen,
Hier gilt nur, was in Erdentagen
Der Mensch gewollt, gewirkt, geschaffen.
Nach Hohem ringen, nie erschlaffen,
In stetem Kampfe vorwärts dringen,
Und abseits stehn von nicht'gen Dingen:
Das bringt Euch her in sicherm Lauf
Und schließt die Thür zum Tempel auf.

Erster Tempelhüter.

Geburt, Vermögen, Rang und Stand,
Die sonst des Glückes Unterpfand,
Die zählen hier bei uns nicht mit
Und fördern Euch nicht einen Schritt.
Hier gilt ein Fürst — 's ist hier so Brauch —
Nicht mehr als andre Menschen auch.

General.

So hab' ich denn umsonst gelebt,
Umsonst gehofft, umsonst gestrebt?

Tempelführerin (eindringlich zu den Tempelhütern):

Nein, laßt ihn ein! Durch manche Schlacht
Hat er sein Volk groß und herrlich gemacht.
Hinweg, wer je ihn hat verkannt:
Er starb den Tod fürs Vaterland.

Die beiden Tempelhüter (treten zurück und verneigen sich):

Dann tretet ein!

General (schreitet die Stufen hinauf, sucht aber vergeblich den Vorhang zurückzuziehn und d Thür zu öffnen).

Er bleibt verschlossen!
So ward mein Blut umsonst vergossen?
Weh mir! Der Einsatz war zu klein!
(Zu den Tempelhütern gewendet):
So öffnet doch! Laßt mich hinein!

Erster Tempelhüter.

Verzeiht! Nur eine Kleinigkeit
Verschließt die Pforte Euch zur Zeit:
Der Ordensschmuck auf Eurer Brust,
Der Zeuge eitler Erdenlust,
Er hat hier oben keinen Wert,
Wie vieles, was man da unten begehrt.
Legt ab die ird'sche Eitelkeit!
Auch Euer glänzend Waffenkleid
Sei mit den Orden abgethan:
Dann erst erschließt sich Euch die Bahn!

Tempelführerin (winkt, es erscheinen Genien, die dem General die Orden abnehmen und ihn in einen weißen Mantel hüllen).

Herbei, ihr holden Helferinnen!

General.

Wie wird mir? Bin ich denn von Sinnen?
Laß ich's geschehn? Soll ich mich wehren?
Ich trug des Königs Rock mit Ehren,
Er war mein höchster Stolz, mein Glück — —
(Nach längerem innerem Kampfe):
Doch sei's! Bleib' alles hier zurück!
Ich fühl' es wohl: den Weg zu finden,
Muß man sich selber überwinden.

(Die Halle öffnet sich. Der General schreitet erhobenen Hauptes hinein. Die Tempelführerin verschwindet mit den Genien nach der Seite.)

Zweiter Tempelhüter.

Daß doch die Menschen zu allen Zeiten
Sich klammern an irdische Eitelkeiten.
Selbst wenn sie verachten das Niedre und Schlechte,
Erkennen sie doch so schwer das Echte.
Sie jagen nach dem, was glänzt und strahlt,
Was in bunten Farben funkelt und prahlt,
Und ist doch alles hohler Schein.
Das Lärmende, wie ist's gemein!
Was aller Flitter und Lappen ist bloß,
Das Stille und Schlichte allein ist groß.

Erster Tempelhüter.

Sieh da! Da naht schon wieder einer.

Zweiter Tempelhüter.

Das ist gewißlich auch kein Kleiner!

Dritte Scene.

(Die beiden Tempelhüter nehmen vor dem Eingang mit gezücktem Schwert Stellung. Ein Staa mann, von der Tempelführerin geleitet, tritt auf. Er trägt einen schwarzen Rock, ohne Orde

Tempelführerin.

So öffnet rasch des Tempels Pforte!
Bedarf es hier noch vieler Worte?
Den müßt Ihr hoch in Ehren halten,
Laßt schleunig ihn hinein, den Alten!

Erster Tempelhüter.

Halt, halt! Fürwahr die Diplomaten,
Das sind mir die rechten Teufelsbraten.
Sind sie doch oft der Eroberer Schergen,
Brauchen die Sprache nur, um zu verbergen
Ihre Gedanken und mit Listen und Ränken
Andre nach ihrem Willen zu lenken.
In solchem luftigen Lügenspiele
Jagen sie dreist nach ihrem Ziele.
Und gelangen sie so nicht zum Siege,
Führen sie die Menschen zum Kriege,
Entfesseln die wildesten Leidenschaften,
Lassen nichts mehr am Alten haften,
Stürzen die Welt in Mord und Brand,
Und fingern dabei mit schlauer Hand
Für sich heraus die fettesten Bissen:
Ich will von solchen Leuten nichts wissen.

Tempelführerin.

Weit, weit gefehlt, Du eifriger Richter,
Hier steht keiner von solchem Gelichter.
Er hat — bekannt ist's in allen Landen —
Im Dienste der Wahrheit allzeit gestanden,
Niemals geflunkert und niemals gelogen
Und niemals feige den Rücken gebogen,
Um sich in Fürstenhuld zu sonnen.
Er hat Kühnes gewagt und Großes gewonnen,
Für sein Volk das Höchste errungen.
Und wenn er einmal das Schwert geschwungen,
Führte er Krieg zu des Volkes Ehren,
Um drohende Feinde abzuwehren.
So hat er in guten und bösen Tagen
Schweres auf seinen Schultern getragen.

Und sein Volk, das so hoch er erhoben,
Hört nicht auf, ihn preisend zu loben.

Staatsmann.
Der Nachwelt Ruhm begehrt ich nie,
Der Mitwelt ich die Kräfte lieh,
Die mir der Himmel hat gegeben.

Erster Tempelhüter.
Nun ewig im Gedächtnis leben
Der Euren sollt Ihr! Tretet ein!

Tempelführerin.
Der Mitwelt dienen treu und rein,
Bringt Euch bei Mit- und Nachwelt Ruhm,
Es ist das höchste Menschentum. (Ab.)

Staatsmann (tritt durch das sich öffnende Portal in die Halle ein).

Vierte Scene.

(Drei Dichter kommen heran).

Erster Dichter.
Da steht die langersehnte Halle,
Das höchste Ziel doch für uns alle.
Nur frisch hinein! Uns kann's nicht fehlen,
Man wird uns nicht mit Fragen quälen,
Was wir geleistet und gethan.
Uns sieht es gleich ein jeder an,
Daß wir das Höchste stets erstrebt,
Nur der Unsterblichkeit gelebt.

Zweiter Dichter.
Gemach, gemach! Mir scheint, es stehn —
Wenn meine Augen richtig sehn —
Zwei Hüter vor des Tempels Thor.

Erster Dichter.
Ach, die sind für das große Chor
Der Menschheit, das hier Einlaß heischt
Und jämmerlich um Nachruhm kreischt,
Obwohl es niemals was vollbracht,
Als sich vergnügt bei Tag und Nacht
Und stets in taumelndem Genuß
Gelebt den andern zum Verdruß.

Erster Tempelhüter.

Halt an, Ihr Männer! Wo wollt Ihr hin?
Ihr seid ja ohne Führerin.

Dritter Dichter.

Laß uns nur ein! Was wir getrieben,
In unsern Werken steht's geschrieben.
Dort kann ein jeder klärlich lesen,
Was wir gedacht und was wir gewesen.

Zweiter Tempelhüter.

Habt Ihr auch nie bekämpft das Rechte
Und nie verherrlicht das Niedre und Schlechte?
Habt Ihr das Hohe und Heil'ge geschmäht,
Wonach da unten kein Hahn gekräht?
Kam's Euch drauf an, durch Euer Singen
Euch in der Menge Gunst zu schwingen?
Gingt Ihr wohl Euren eignen Pfad?
Pflegtet Ihr denn die edle Saat,
Die Gott in Euch ließ auferstehen,
Damit durch Eures Geistes Wehen
Die Welt hervorgerissen würde
Unter der niedren Lüste Bürde,
Die in den Schlamm hinunter drückt
Jeden, der sich unter sie bückt?
Seid ihr nicht, statt zum Guten zu raten,
Im dickften Schlamme mit gewaten?
Zoget Ihr nicht durch dick und dünn
Stets mit den andern leichtlebig dahin?
Habt Ihr nicht gar in manchen Epochen
Vor den Mächtigen feige gekrochen?
Habt Ihr, wenn die Herrscher gewechselt,
Nicht jedem feile Lieder gedrechselt?
Habt geheuchelt und habt gelogen
Und die Welt um das Beste betrogen,
Sanget dreist die schlüpfrigsten Weisen,
Die Sinne zu kitzeln, den Unflat zu preisen?
Nur um der Masse Gunst zu erhaschen
Und mit Gold Euch zu füllen die Taschen.

Die Dichter
(stehen stumm und sehen einander betroffen an).

Erster Tempelhüter.

Und seid Ihr wirklich vom echten Stamme,
Der alles durchglüht mit eigener Flamme,
Der nicht erst sein Lämpchen entzündet an andern,
In erborgtem Glanze die Welt zu durchwandern?
Habt Ihr nie die Natur geschändet
Und ihre Schönheit zur Fratze gewendet?
Nie die Wahrheit in Lüge gewandelt
Und das Echte verschimpft und verschandelt?
Wart Ihr durchtränkt von heiligem Hasse
Gegen die seichte, rohe Masse,
Gegen das kecke Nachahmergelichter?
Wart Ihr Euch selbst die strengsten Richter?
Habt Ihr salbadert, statt zu gestalten?
Konntet Ihr Euch im Stillen halten,
Wenn es galt in heiligem Schweigen
Sich vor dem Höchsten zu verneigen?
Standet Ihr fest im Weltgetöse
Oder jenseits von Gut und Böse,
Von Schön und Häßlich, von Falsch und Wahr?
Sprangt Ihr wie eine Tollhäuslerschar
Stets um die neuesten Modegötzen?
Dann mögt Ihr den Fuß nur weiter setzen!
Ihr ginget fehl, Ihr seid hier nicht recht.
Hier gilt nur, was wahr und groß und echt.

Erster Dichter.

Der Herr im Reiche der Phantasie,
Der schöpferische Geist, das Genie
Ist frei in seinem Schalten und Walten
Und kann sich die Welt, wie er will, gestalten.
Denn was er thut, ist Gesetz für die Menge,
Die er herausführt aus der Enge.
Er ist der Herr, sie sind nur Knechte,
Er adelt das Häßliche selbst, das Schlechte,
Wenn er's mit seinem Geiste berührt
Und zu unsterblicher Wirkung führt.
Sich mit Moral herumzuquälen,
Das überlassen wir Schulmeisterseelen.
Wir sind uns keines Richters bewußt
Als des Kunstgesetzes in unsrer Brust.

Zweiter Dichter.

Gewiß, die freien Herrennaturen
Finden allwärts der Gottheit Spuren,
Auch im Bösen, Häßlichen, Niedern, Gemeinen
Kann das Göttliche uns erscheinen —

Fünfte Scene.

Tempelführerin (erscheint mit drei jungen Philologen.[1])

Hier fand ich drei da unten wandern,
Die wollten nicht mit mir wie die andern.
Es sind drei junge Philologen,
Die wären lustig vorbeigezogen,
Hätt' ich sie nicht frisch am Arme gefaßt.
Nun fordr' ich, daß Ihr herein sie laßt.

Erster Dichter.

Wie? Was? Drei junge Philologen?
Die kommen nun auch noch angezogen
Und wollen wohl gar hier Einlaß haben?
Und noch dazu solch milchbärtige Knaben!

Erster Philolog.

Laßt uns zufrieden! Laßt weiter uns schreiten!
Wir waren eben so hübsch beim Streiten
Über zwei wicht'ge gelehrte Fragen.
Es fehlte nicht viel, wir packten beim Kragen
Der eine den andern, uns tüchtig zu zausen.
Nun sollen wir plötzlich hier oben hausen.
Schon hatt' ich den Standpunkt des Gegners ermessen —
Nun hab' ich meine ganze Entgegnung vergessen.

Zweiter Dichter.

So trollt Euch weiter! Wir brauchen Euch nicht;
Denn jedes Wort von Euch, das sticht.
(zu den Tempelhütern gewendet)
Ich bitt' Euch, laßt nimmer sie herein,
Das könnte das größte Unheil sein.

---

1) Selbstverständlich sind bei der Aufführung diese Philologen nicht, wie es eine aller Beobachtung bare, in längst veralteten, hundertjährigen Schablonen erstarrte Dicht- und Schauspielkunst gewöhnlich noch heute thut, als linkische Tölpel darzustellen, sondern als vernünftige, welt- und gesellschaftsgewandte Menschen, wie sie heute unter den Philologen für jeden, der sehen **will** und **kann**, zu tausenden zu finden sind.

Die Leutchen sind doch gar zu vermessen,
Sind ganz vom Geist der Kritik besessen,
Schauen auf alles mit stolzer Verachtung
Und nennen dies „objektive Betrachtung".
Sie beweisen Euch — möget Ihr immer leben —
Daß es Euch selber niemals gegeben.

Dritter Dichter.

So ist es schon manchem Dichter ergangen,
Den haben zum Secieren sie aufgehangen,
Nach allen Seiten ihn dann gezogen
Und ihm alle Glieder verbogen,
Zuletzt ihn in zwanzig Stücke zerschnitten
Und das Dasein ihm abgestritten.

Zweiter Philolog
(den Tempel des Nachruhms aufmerksam betrachtend).

Mir sind nicht klar des Erbauers Ziele,
Es ist ein Gemisch verschiedener Stile,
Die in diesem Tempel zusammenkommen.
Fast scheint es, als hätte zum Vorbild genommen
Des Grales Tempel sich der Erbauer.

Dritter Philolog.

Mich faßt beim Anblick ein heiliger Schauer.

Erster Philolog.

Wir werden das alles am besten verstehen,
Wenn wir uns ihn einmal von innen besehen.
(Sie schreiten auf den Eingang des Tempels zu.)

Die drei Dichter
(stürmen den Philologen entgegen).

Zurück, hier ist für Euch kein Raum!

Erster Dichter (zu den Tempelhütern):

Laßt sie nicht ein! Ihr glaubt es kaum,
Wie sich diese da unten gebärden.
Kommt nur einmal herab zur Erden
Und seht Euch ihr Leben und Treiben an
Und betrachtet alles, was sie gethan.
Es gab eine Zeit — längst ist sie entschwunden —
Da wurden die Dichter bewundert da unten,
Wie Heilige wurden wir verehrt —
Das ist jetzt ins Gegenteil verkehrt.

Und ein Gespenst trägt daran Schuld,
Das hat uns entzogen der Menschen Huld,
Es schleicht umher mit mordendem Blick
Und bricht uns Dichtern kalt das Genick.
Es zweifelt dreist an unserm Genie —
Und dies Gespenst ist die Philologie.

Zweiter Dichter.

Und ihre Jünger, die Geistverhöhner,
Sie arbeiten just wie Tagelöhner.
Über Folianten gebückt sie sitzen,
Mit emsigem Fleiß sie studieren und schwitzen,
In römischen, griechischen Schriften sie lesen,
Was vor zweitausend Jahren gewesen,
Graben aus, was längst schon vermodert,
Kein heiliges Feuer in ihnen lodert,
Sie sehen nur alles durch ihre Brille
Kalt und nüchtern, von ehrfürchtiger Stille
Da zeigen sie freilich keine Spur;
Was sie entdeckt auf der Vorzeit Flur,
Mit Maulwurfsarbeit herausgescharrt,
Damit wird dann die ganze Welt genarrt.
Sie schrei'n es hinaus in alle Winde,
Was sie gefunden. Und allzugeschwinde
Aus Hypothesen und Conjecturen,
Auf die so Meister als Schüler schwuren,
Baute sich jeder ein Kartenhaus
Und gab's für die reine Wahrheit aus.
Das blies dann einer dem andern ein:
So verwirr'n sie die Welt mit ihrem Schrei'n.

Dritter Philolog.

Nun wird mir das Schwatzen bald zu toll.
Ich weiß nicht, ob ich ihm antworten soll?

Erster Philolog.

Laßt sie nur reden! Es wird jedem wohl,
Wenn er baut seinen eignen Kohl.
Sie haben danach vergeblich getrachtet,
Umsonst nach Anerkennung geschmachtet,
Da dient es ihnen zu Nutz und Frommen,
Daß sie hier einmal zu Worte kommen.

Dritter Dichter.

Es sieht Euch ähnlich, daß Ihr noch spottet
Und Euch gegen uns zusammenrottet.
Ihr Silbenzähler und Silbenstecher,
Ihr zieht uns vom Munde den vollen Becher,
Wenn wir zum Mahle uns wollen setzen
An unsern Werken uns zu ergetzen,
Kommt Ihr mit Basiliskenblick
Und vernichtet mit Eurer Kritik,
Was wir geschaffen in seligen Stunden.
Nie habt Ihr des Schaffens Lust empfunden,
Mit ätzendem Witz geschärft den Speer
Schleicht Ihr nur immer hinter uns her,
Hinter den schöpferischen Geistern,
Um uns zu tadeln und zu meistern.
Euer Blick ist auf das Kleine gerichtet,
Das Große und Hohe habt Ihr vernichtet.
Doch macht Euch nur immer zu unsern Richtern,
Vergällt den unter Euch lebenden Dichtern
Ihr höchstes Schaffen, bleibt ewig die Kalten,
Die immer nur rühmen und preisen die Alten
Und das Tote erheben über das Leben,
Es wird Euch kein andrer Lohn gegeben,
Wenn Ihr uns weiter martert und schändet,
Als daß Euer Volk sich von Euch wendet.

Zweiter Philolog.

Hört auf mit Eurem Phrasendrechseln!
Was sollen wir lange Worte wechseln?
Laßt uns die Treppe jetzt hinan,
Sonst brechen wir mit Gewalt uns Bahn!

(Die drei Dichter stellen sich vor die Treppe; die Philologen stürmen auf sie ein.)

Sechste Scene.

Die Muse.

(Die Thür des Tempels öffnet sich; man blickt in einen prächtig erleuchteten Raum, in dem zahlreiche Genien lustwandeln; die Muse, von Genien umgeben, sieht mit erstauntem Blicke auf die kämpfenden Parteien nieder):

Welch' lauten Streit, welch' Lärmen muß ich hören?
Wer wagt die heil'ge Ruhe hier zu stören?

Erster Tempelhüter.

O hohe Herrin, staunend stehn auch wir,
Die Dichter streiten mit den Philologen hier.
Weil sie auf Erden nimmer sich vertragen,
So wollen sie auch hier sich wieder plagen.

Zweiter Tempelhüter.

Wir haben eben unter uns erwogen,
Wir können einen nur, sei es den Philologen,
Sei es den Dichter, ein zum Tempel lassen,
Weil sonst mit ihrem Streit, mit ihrem Hassen
Sie sich bedroh'n selbst in der Ruhmeshalle.
Darum entscheidet, da in keinem Falle
Sie beide dürfen in den Tempel schreiten,
Wen sollen wir denn nun hineingeleiten?

Die Muse.

Wer ist von beiden denn der Störenfried?

Erster Dichter.

Klar liegt der Fall! Wir singen unser Lied,
Dann kommt der Philolog und schlägt es tot,
Und alles fügt sich seinem Machtgebot.
Drum sag' ich ohne Zagen jetzt und Bangen,
Daß er allein den Streit hat angefangen.

Die Muse (zum Philologen):

Und was hast Du auf dieses Wort zu sagen?

Erster Philolog.

Hat man versucht, mich bei Dir anzuklagen,
Ich bin es nicht gewohnt, für mich zu sprechen,
Doch will sich, scheint es, Bosheit an mir rächen,
So weis' ich es zurück. Denn es ist Lüge,
Verleumdung ist's, die keiner wohl ertrüge.

Zweiter Dichter (zur Muse gewendet):

Ist es doch unser Amt, mit freud'gen Mienen
Der hohen Muse allezeit zu dienen,
Dem Guten, Schönen, Wahren nur zu huld'gen.
Der Lüge darf uns niemand hier beschuld'gen.

Die Muse (zum Philologen):

Du forderst ja für alles sonst Beweise,
So gieb sie für Dein Wort, wie ich Dir's heiße.

Philolog
(steht schweigend).

Ein Weib
(in schlichter Kleidung, doch von hoheitsvoller Gestalt, das sich schon länger im Hintergrunde gezeigt, tritt heran).

Du schweigst? Verschließt sich Dein beredter Mund,
Wenn's gilt, für Dich zu thun die Wahrheit kund?
So laßt mich Euern Streit jetzt unterbrechen,
Ich will an Deiner Statt zur Muse sprechen:

Wenn sich in wirrem, wildem Durcheinander
In buntem Taumel sinnlos wälzt die Welt,
Wenn sie vergessend ihrer hohen Ziele
Der rohen Sinnenlust zum Opfer fällt,
Wer ist der Fels, der Schutzdamm unsrer Häuser,
An dem die Welle dann sich brandend bricht?
Es ist der heldenmüt'ge Geistesstreiter,
Der für das Heiligste und Höchste ficht:
Der Philolog allein vermag zu retten,
Wenn wild die Flut steigt aus den alten Betten.

Nicht der Kanonen Donner schirmt die Völker,
Nicht auf des Schwertes Schneide ruht ihr Glück,
Nicht der Armeen mächtiges Gepränge
Ruft ein versunknes Volk ans Licht zurück:
Die Geistesschlachten sind's, die hier entscheiden,
Die Seele ist's, die neues Leben schafft;
Erst aus Erkenntnis wächst der Mut zu kämpfen,
Aus tiefer Einsicht nur erblüht die Kraft:
Erst wenn der Geist den Boden treu geschaffen,
Kann drauf erstehn ein mächtig Volk in Waffen.

Schirmherr des Geistes, Hüter seiner Schätze
Bist Du, o Philolog, im weiten Reich.
Du grubst sie aus des Wissens tiefem Schachte,
Und was Du fandst, verschenktest Du sogleich.
Zur grauen Vorzeit stiegst Du mühsam nieder,
Des Geisteskampfes kühner Offizier,

Du schlossest ihre Rätsel auf dem Volke
Und helle Kunde brachtest Du von ihr.
In alten Schriften lehrtest Du uns lesen
Und klar erkennen unsre Art und Wesen.

In tausendfält'gem Kampf hast Du erschlossen
Des Menschentums ureigene Gestalt,
Des Menschengeistes herrliche Geschichte
Ans Licht gebracht mit zaub'rischer Gewalt.
In ganzer Reinheit nun wir vor uns sehen
Den Menschen, und als höchstes Ideal
Gabst Du dies hehre Menschenbild dem Volke,
Umleuchtet von der Gottheit heil'gem Strahl.
Du hast dem Volk, das Niedres oft gepriesen,
Das Göttliche im Menschen stets gewiesen.

Aus unsrer Vorzeit tiefem Zauberbronnen
Hast Du den vollen Becher uns gereicht,
Die Liebe zu der sagenfrohen Heimat
Allein aus dieser Quelle aufwärts steigt.
So nährtest Du in uns die reinsten Triebe
Jahrhunderte hindurch mit treuem Mut,
Bis wir bereit, mit Wollust hinzuopfern
Für unsre höchsten Schätze Gut und Blut:
Und wenn wir uns ein neues Reich erschaffen,
Du schufst es mit durch Deines Geistes Waffen.

Vergebens sängen ohne Dich die Dichter;
Denn ihres Lieds tiefinnersten Gehalt
Erschließest Du dem Volk in schwerem Ringen,
Den Größten grade gabst Du erst Gestalt.
Du leihst des Dichters Wort die tiefste Deutung,
Du führst uns ein in seinen tiefsten Sinn,
Du zeigst das Maß, wo Unmaß thöricht schaltet,
Du führst uns zu der Schönheit Quellen hin.
Du lehrst uns erst die Dichter ehren, lieben,
Die ohne Dich verachtet stets geblieben.

Wie wardst Du oft verspottet, oft verhöhnet,
Du Mann der Stube, Mann des Lampenlichts,

Der sich vergräbt im Staube alter Schriften
Und nur zu Tage bringt ein leeres Nichts,
Des müdgewordnes Auge schärft die Brille,
Der fern stets weilt von seiner Väter Land:
Wie haben solche Spötter doch gelogen,
Wie haben sie Dein Innerstes verkannt!
Aus Deiner Arbeit still und unverdrossen
Ist unser höchstes Geistesglück entsprossen.

Wohl wendest rückwärts Du Dein ernstes Auge,
Doch blickt es hell auch auf die Zukunft hin,
Aus der Vergangenheit zeigst du die Wege,
Die führen zu des höchsten Glücks Gewinn.
Wohl lehrst Du uns auf andre Völker blicken,
Doch ohne Dich verstünden wir sie nicht
Und könnten ihre Gaben nimmer nützen,
Wenn uns nicht führte Deines Geistes Licht.
Und der Verkehr, den alle Völker preisen,
Ward möglich nur durch Dich, den stillen Weisen.

(Ein alter Philolog mit weißem Haar tritt auf, von der Tempelführerin geleitet.)

Drum laßt den Philologen ohne Zaudern
Hinein zum Tempel der Unsterblichkeit,
Sein Mund verschmäht das leichte, seichte Plaudern,
Mit dem die Welt sich gern verkürzt die Zeit.
In wucht'ger Geistesarbeit steigt er nieder,
Und aus der Tiefe dringt des Hammers Schlag,
Und weit im Kreise hallt es mächtig wieder
Und Gold um Gold hebt leuchtend er zu Tag:
Durch alle Zeit wird, was er schuf, erglänzen,
Drum laßt uns heut' ihn mit dem Lorbeer kränzen.

(Sie tritt an den alten Philologen heran und drückt ihm einen Lorbeerkranz aufs Haupt.)

Muse.

Wer bist Du, Weib, daß Du so Kühnes wagst
Und ihn bekränzest, eh Du mich befragst?

Das Weib.

Ich bin das deutsche Volk, das für ihn sprach,
Trug eine Schuld nur ab an diesem Tag.
Sie lag schon schwer auf mir seit langer Zeit,
Es ist die alte Schuld der Dankbarkeit.

Muse
(zu dem alten Philologen).

Für wen sein Volk so innig sich verwendet,
Der ward niemals vergebens mir gesendet.
Ich kenne Dich schon lange, tritt hinein!
Ich führe selbst Dich zu dem Tempel ein.

(Sie ergreift die Hand des alten Philologen; dann wendet sie sich zu den Dicht
und den jungen Philologen.)

Und Ihr, Ihr seid noch jung, noch liegt das Lebe
Vor Euch mit seiner wunderbaren Bahn,
Wollt Euch des ew'gen Streites nun begeben!
Reicht Euch die Hand und fangt vereint nun an
Zu schaffen an dem hohen Geisteswerke,
Verschwendet nicht in hohlem Streit die Stärke
Und seid nicht vorschnell eins des andern Richter
Vereint nun wandle Philolog und Dichter!
(Die Dichter und Philologen reichen sich die Hand.)

Erster Dichter.
Dort jenes Weibes Worten ist's gelungen:
Wir sind versöhnt; ihr Geist hat uns bezwungen

Erster Philolog.
Nun aber laßt uns rasch von hinnen scheiden!
Wir sahen kaum geahnte Herrlichkeiten,
Die muß ich gleich — verzeiht, daß ich es sage
Zu einem Vortrag schleunig ausgestalten,
Den auf dem Dresdner Philologentage
Ich mich verpflichtet, morgen schon zu halten.

Muse.
Nach Dresden geht Ihr? Sachsens Residenz?
So grüßet mir mein schönes Elbflorenz,
Das mich in Ehren treulich stets gehalten.
Nun seh' ich dort die Philologen walten.
So steiget rasch zur alten Erde nieder
Und grüßet mir die edlen Männer alle!
Und kehrt Ihr einst in späten Jahren wieder,
Nimmt froh Euch auf die stolze Ruhmeshalle.

— —— — .

Ist Paul Gerhardt der Verfasser der gemeiniglich der Kurfürstin Louise Henriette zugeschriebenen vier geistlichen Lieder?

Von **Aug. Ebeling** in Hannover.

Im Jahrgange 1893 dieser Zeitschrift, S. 521 flg., hat Dr. Karl Biltz den Versuch gemacht, die vier geistlichen Lieder mit den Anfängen: „Ein Ander stelle sein Vertrauen Auf die Gewalt und Herrlichkeit" — „Gott, der Reichtum deiner Güte, Dem ich alles schuldig halt" — „Jesus, meine Zuversicht Und mein Heiland, ist im Leben" — „Ich will von meiner Missethat Zum Herren mich bekehren" — welche gemeiniglich in den Gesangbüchern der Kurfürstin Louise Henriette, der Gemahlin des Großen Kurfürsten zugeschrieben werden, als von Paul Gerhardt verfaßt zu erweisen. Ich halte diesen Versuch für verfehlt.

Der Verfasser geht davon aus, daß die Frage, ob die Kurfürstin jene vier Lieder gedichtet habe, jetzt wissenschaftlich als entschieden angesehen werden könne, nämlich im verneinenden Sinne. Diese Voraussetzung ist nicht richtig.

Die vier Lieder fand man bisher zuerst gedruckt in dem Buche: Dr. Martin Luthers Und anderer vornehmen geistreichen und gelehrten Männer Geistliche Lieder und Psalmen. Auf sonderbaren Ihrer kurfürstlichen Durchlaucht zu Brandenburg, Meiner gnädigen Kurfürstin und Frauen Gnädigstem Befehl Zur Erweckung mehrer Andacht bei frommen Herzen zusammengetragen. Berlin, bei Christoph Runge 1653. 8°. In diesem Sammelwerke, gewöhnlich das Rungesche Gesangbuch genannt, stehen unter den Liedern die Namen der Verfasser, soweit sie bekannt waren, 34 mal auch der P. Gerhardts, bei den obigen vier Liedern aber, die Runge in der Vorrede als der Kurfürstin eigene Lieder bezeichnet hatte, fehlt selbstverständlich diese Unterschrift. Seit kurzem kennen wir aber für die drei oben zuletzt genannten Lieder einen mit dem Rungeschen gleichzeitigen Druck in der vom Musikdirektor Crüger herausgegebenen Praxis pietatis melica. Das ist Übung der Gottseligkeit in christlichen und trostreichen Gesängen. 5. Aufl., Berlin 1653, mit einer Zueignung an den Kurfürsten. Daß in diesem Buche jene drei Lieder gleichzeitig erscheinen konnten, erklärt sich daraus, daß der Herausgeber des ersten zugleich Drucker des zweiten war; charakteristisch aber ist, daß Crüger das eine Lied: Ein Ander stelle sein Vertrauen, wenn es von Gerhardt war, in die Praxis, die doch 82 Lieder P. Gerhardts, und zwar mit seiner Namensunterschrift, enthält, nicht aufnahm

und jene drei von Runge als der Kurfürstin eigene bezeichneten Lieder ohne Unterschrift ließ.

Von diesen vier Liedern gingen zwei: Jesus meine Zuversicht, und: Ich will von meiner Missethat, freilich mit mancherlei Veränderungen, auch in die meisten Gemeindegesangbücher über und wurden dadurch zu Kirchenliedern und Gemeingut der evangelischen Kirche. Da die ersten Drucke der Lieder den Verfasser nicht bezeichneten, und viele Gemeindegesangbücher der damaligen Zeit dies überhaupt nicht thaten, so wurde der Ursprung unserer Lieder bald unbekannt, und es konnte nicht fehlen, daß die Hymnologen bei der Bedeutsamkeit namentlich des Liedes „Jesus meine Zuversicht" emsig bemüht waren, den Verfasser ausfindig zu machen. Nach vielen willkürlichen Annahmen wies der Bibliothekar Raßmann in Wernigerode, wo ein Exemplar des seltenen Rungeschen Gesangbuches sich befindet, i. J. 1770 auf die Dedikation Runges an die Kurfürstin hin, in der er seine Freude über den bereits vor zwei Jahren, also 1651, von ihr erhaltenen Befehl, Luthers und Anderer Lieder zusammen zu suchen, ausdrückt und so fortfährt: „zu geschweigen, daß Ew. Churfürstl. Durchlaucht zeither so unabläßig, und zwar, da Sie ferne von hier gewesen, um Beschleunigung solches Werkes erinnern, und solches Buch noch mit dero eigenen Liedern als: ... vermehren und zieren wollen." Seitdem wurde die Autorschaft der Kurfürstin immer mehr anerkannt, jedoch nicht ohne Widerspruch. Lebhaft erneuerte sich die Kontroverse seit 1838. Zuerst verwarf v. Orlich (1838), dann Daniel (1842), vor allen Preuß (1860), v. Medem in vier Broschüren (1874, 1876, 1880, 1882, die sämtlich in Homburg v. d. H. erschienen), Biltz (1891) wenigstens die unmittelbare Autorschaft, während Pischon (1843), S. Hirsch (1852), Kirchner (1867), Quandt (1873), Bachmann (1874) sie festhalten. Diesen letzteren gesellt sich endlich kein geringerer als K. Goedeke bei, der in seinem Grundrisse 3² S. 319 (1887) darüber sagt: „diesem geschichtlichen gleichzeitigen Zeugnis (Runges) gegenüber bedarf es eines großen Aufwandes von Deutungskünsten und Vermutungen, um der Kurfürstin diese Lieder abzusprechen. Preuß hat dies zuerst versucht und Herr v. Medem ist ihm mit leidenschaftlichem Eifer gefolgt, während Pischon und Bachmann für die Verfasserschaft der Kurfürstin eintreten. Fischer stellt dieselbe als fraglich hin.[1]) Ich halte an der Kurfürstin fest, wenn ich auch zugebe, daß in der Formgebung und Sprache eine Bei- und Nachhilfe stattgefunden haben kann."

---

1) In seinem Kirchenlieder-Lexikon 1,395 (1878). In seiner Ausgabe des Bunsenschen Gesang- und Gebetbuches, Gotha 1881, S. 88 u. 734 tritt er Preuß bei.

Soviel zur allgemeinen Orientierung über die Frage, über welche Fischer in seinem Kirchenlieder-Lexikon unter dem Liede „Jesus meine Zuversicht" 1, S. 390—395 eine eingehende Darlegung giebt. Sie soll hier nicht weiter erörtert werden.

Nach dem Dargestellten ist so viel klar, daß die Voraussetzung der Biltzischen Abhandlung, daß die Frage, ob die Kurfürstin jene vier Lieder gedichtet habe, wissenschaftlich entschieden sei, nicht zutreffend ist. Gleichwohl ist anzuerkennen, daß die Kontroverse besteht und daß, wenn es Biltz gelungen wäre, einen anderen Verfasser sicher nachzuweisen, damit die Frage ihre Lösung gefunden hätte. Ein solcher Versuch ist also an sich nicht abzuweisen; er wäre ja auch selbst da zulässig, wo bisher die Verfasserschaft über ein Lied gar nicht angezweifelt wäre.

Biltz hat also die Äußerung des Superintendenten Hermann zu Plauen (in der Vorrede zum Plauenschen Gesangbuche 1714), er habe für sich immer den seligen P. Gerhardt für den Autor des Liedes Jesus meine Zuversicht gehalten (Zeitschr. S. 522), aufgenommen und auf alle vier in Frage stehenden Lieder ausgedehnt und in dem Sinne wieder aufgenommen, daß die Kurfürstin Gerhardt „gesehen und gebraucht habe, ihre religiösen Betrachtungen und Gebete in eine poetische Form zu übertragen."

Zum Erweise greift er zunächst zu einem der von Goedeke gerügten Deutungskünste. Runge schreibt in der Vorrede: „Es haben Euer Churfürstl. Durchlaucht nicht nur in den itzt gemeldeten geistreichen Ihren eigenen Liedern dero Christliches Gemüth ... der gantzen Welt kund gemachet, besondern haben zugleich in der That und kräftig diejenigen widerlegt, ja vielmehr zu schanden gemacht, die aus bloßer Boßhafftigkeit ihres Gemütes und nur der Unterthanen unterthänigste Affection von Euer Churfürstl. Durchlaucht abzuziehen, hin und wieder spargiret haben, als ob Euer Churfürstl. Durchlaucht die Evangelische Religion der Lutherischen so sehr haßten, daß sie auch weder deren Bekenner, noch ichtwas, so zur selbigen Lehr gehörig, sehen noch weniger gebrauchen möchten." Bei der großen Erbitterung, welche damals in den Marken zwischen den beiden Konfessionen herrschte und besonders von den lutherischen Geistlichen auf den Kanzeln und sonst genährt und geleitet wurde, war also um politisch und kirchlich Haß gegen die reformierte Kurfürstin zu erregen, spargiret worden, daß sie die Lutherischen nicht „sehen", d. h. von ihrem Hofstaate u. s. w. ausschließen, noch irgend etwas zur lutherischen Lehre gehöriges, z. B. das märkische lutherische Gesangbuch und was sonst mit der lutherischen Religion zusammenhängt, „gebrauchen" wolle. Diese Auffassung liegt doch in Ermangelung weiterer historischer Thatsachen und sprachlich am nächsten. Indes mag

man deuten wie man will, das wird schwerlich einer darin finden, was Biltz sagt: „Die Kurfürstin hat, nicht überhaupt (den Anblick evangelischer [lies: lutherischer] Unterthanen überhaupt konnte doch eine Kurfürstin von Brandenburg an sich nicht vermeiden wollen), nein gerade und ganz besonders zu der Abfassung dieser vier Lieder die Hilfe eines oder einiger der evangelischen Geistlichen[1]) benutzt, indem sie zu dem Zwecke persönlich mit ihnen verkehrt, sie „gesehen" und „gebraucht" hat." Er setzt damit voraus, was er beweisen will.

Indem sich Biltz nun nach solchen Geistlichen umsieht, findet er — keinen. Er meint, es könnten nur „zwei Männer" in Betracht kommen, Mich. Schirmer und P. Gerhardt. Der erstere war wenigstens außerhalb Berlins in Kursachsen Prediger gewesen, damals aber, in Berlin, Subrektor am Grauen Kloster, und P. Gerhardt war, obwohl bereits in reifem Mannesalter, „Kandidat in des Kammergerichtsadvokaten Barthel Hause" Schirmer, als hervorragender Dichter geistlicher Lieder seit 1640 bekannt, sei damals, sagt Biltz, ein gebrochener Mann gewesen; nun, war er das, so hat es ihn doch nicht gehindert, noch 1665 ein Trauergedicht auf den Tod von Gerhardts Sohn zu verfassen und 1672 einen Ruf zum Predigtamte in seinem Heimatlande Sachsen anzunehmen, das anzutreten ihn der Tod 1673 hinderte. So bleibe nur ein Mann übrig, P. Gerhardt, von dem bereits 1648 in der Crügerschen Praxis pietatis melica 18 Lieder gedruckt waren und der auch zu dem Rungeschen Gesangbuche von 1653 noch 20 Lieder beisteuerte[2]). Zu dem, was die Kurfürstin von ihm nach Biltz wünschte, war er allerdings der geeignete Mann; zu beachten aber ist, daß die Kurfürstin erst im April 1650 nach Berlin kam, Gerhardt aber bereits Ende 1651 Berlin verließ und Propst in Mittelwalde wurde, wo er bis zum Sommer 1657 blieb. Es wird also ein Anachronismus sein, wenn Biltz sich für seine Ansicht darauf beruft, daß sich die Kurfürstin in dem bekannten kirchlichen Konflikte warm für Gerhardt verwendete; denn dieser Konflikt trat für Gerhardt erst nach 1662 ein und inzwischen hatte er als Diakonus an St. Nikolai in Berlin seit Sommer 1657 in seinem kirchlichen Amte sich zwar als strenger Anhänger der Konkordienformel, aber als gemäßigter und friedfertiger Prediger erwiesen, und dadurch vermutlich die Teilnahme der Fürstin gewonnen; auch waren in das vom Kurfürsten veranlaßte Märkische Gesangbuch von 1658 mehrere seiner Lieder aufgenommen.

---

1) Die Sperrung des Wortes Geistlichen oben rührt von mir her. Übrigens hat Biltz wohl nicht „evangelischer Geistlichen", sondern „lutherischer Geistlichen" sagen wollen.

2) Wir wissen jetzt, daß er in der Praxis von 1653 die Zahl von 64 Liedern drucken ließ, von denen Runge 20 in sein gleichzeitig von ihm gedrucktes Gesangbuch aufnahm.

Und warum können denn für die Kurfürstin für die von Biltz angenommene Versifikation ihrer geistlichen Betrachtungen nur die genannten zwei Männer in Betracht kommen? Er selbst zitiert S. 525 aus der Widmung der 12 Ausg. der Praxis pietatis melica (1666) an den Großen Kurfürsten die Worte Runges: „Zu unseren Zeiten mangelt es nicht an Leuten, so nicht schöne Andachten auch sollten in geistreichen Liedern herfürblicken lassen.“ Bot sich doch in nächster Nähe und aus nächstem Anlaß ein solcher Mann in dem Herausgeber des Gesangbuches selbst, in Christoph Runge. Derselbe hat eine stattliche Reihe von geistlichen Liedern verfaßt; schon die Praxis von 1648 enthält mindestens ein Lied von ihm, ebenso das Gesb. von 1653; mehrere von seinen Liedern sind in Gemeindegesangbücher übergegangen und haben sich zum Teil bis heute darin behauptet, wie „der Glaube macht allein gerecht“ und das weitverbreitete „Jesu, meine Liebe, den ich oft betrübe.“ Sind seine Lieder auch selbstverständlich nicht alle gleichwertig und dürfen sie denen P. Gerhardts nicht gleichgestellt werden, so stehen sie doch an Gehalt und Formgewandtheit jenen vier Liedern durchaus nicht nach. Ist doch ein Lied von ihm „Der Herr hat alles wohl gemacht, Er wird nichts Böses machen“ eine Zeit lang unter P. Gerhardts Namen gegangen. Außerdem könnte man auch an Wiesenmeyer und noch andere denken. Und wenn die Kurfürstin zur Herstellung der ihr zugeschriebenen Lieder nach Biltz einen anderen „gebraucht“ hat, muß dieser grade in Berlin, nicht z. B. in Königsberg, wo eine zahlreiche Dichterschule blühte, oder sonst wo gewohnt haben? Und muß dies in der Zeit nach April 1650 geschehen sein? Könnte sie nicht schon früher, während sie nach ihrer Vermählung im Dezember 1646 sich mit dem Kurfürsten in den clevischen Gebieten über drei Jahre aufhielt, eben dort diesen vermeintlichen Wunsch sich haben erfüllen lassen? Und wer weiter mutmaßen wollte, könnte grade dort in dem Tode ihres Erstgeborenen für das Bußlied „Ich will von meiner Missethat“ den rechten Anlaß zu finden meinen. Doch was helfen solche Mutmaßungen und Kombinationen, wo in Ermangelung bestimmter Angaben jede sichere Grundlage fehlt, und die Phantasie den freiesten Spielraum hat?

Man sieht, was Biltz aus Runges Worten herausgelesen und was er aus den wenigen Thatsachen und Verhältnissen, die wir kennen, herausgeklaubt hat, ist gewiß nicht derart, seine Annahme, daß P. Gerhardt der Verfasser der fraglichen Lieder sei, auch nur wahrscheinlich oder annehmbar zu machen. Aber Biltz hält diese äußeren Umstände für die Abfassung jener Lieder durch P. Gerhardt auch nur für die eine „Hälfte des Beweises.“ Kräftiger, er möchte sagen, zwingender Zeuge dafür sei die innere Verwandtschaft, die genaue sprachliche Übereinstimmung

der vier Lieder mit den Gerhardtschen. Diese Übereinstimmung kann indes einen doppelten Grund haben: sie kann ebensowohl auf die Abhängigkeit des einen Verfassers vom anderen, als auf eine gemeinschaftliche Quelle schließen lassen. Und dies letztere ist der Fall: die gemeinsame Quelle ist die Bibel und Luthers Übersetzung, sowohl für den Inhalt als für den Wortvorrat. Biltz giebt keine Analyse der Sprache der Lieder, ihres Stiles, ihrer Bilder im Vergleich mit Gerhardt; aufgefallen wäre ihm dabei sofort, daß das Lied: Ein ander stelle sein Vertrauen, mehr auf die Autorschaft der Tochter und Gemahlin eines Kriegsfürsten als auf einen Kandidaten der Theologie schließen läßt. Er exemplifiziert ferner von den 55 Strophen jener vier Lieder nur auf 5, und entnimmt diese nur zwei Liedern, aus: Gott der Reichtum deiner Güte, und aus: Jesus meine Zuversicht. In diesen Strophen findet er die Gerhardtsche Art. Sodann weist er auf gewisse Wendungen und Wörter hin, welche wie in jenen vier Liedern so auch bei Gerhardt sich finden, woraus die Verfasserschaft des letzteren sich ergebe.

Was das erste anbetrifft, so führt Biltz aus dem oben zuerst genannten Liede die zweite, dritte und vierte Strophe an, um darin „neben den allgemeinen Eigenschaften der Dichtungen Gerhardts ganz spezielle Züge der Poesie und Sprache unseres Dichters" zu finden, und weist dabei auf sein Lied: Nun ruhen alle Wälder hin — er hätte auch auf: Geh aus, mein Herz, und suche Freud, und auf: Sollt ich meinem Gott nicht singen, hinweisen können. Was beweisen aber solche allgemeine Anklänge gleichzeitiger Lieder? was in drei Strophen von fünfundfünfzig? Wenn Biltz sich auf die allgemeinen Eigenschaften der betr. Dichtungen beruft, so ist dies Sache des subjektiven Gefühls, worüber ich nicht mit ihm rechten mag. Entgegenstellen muß ich aber, daß namhafte Hymnologen den genannten vier Liedern nur geringen poetischen Wert beilegen; so hat Fischer in seiner vorzüglichen Bearbeitung des Bunsenschen Gesang- und Gebetbuches (1881) nur das Auferstehungslied aufgenommen (unter die Osterlieder), und selbst dieses gefeiertste unter den vier Liedern ist (zumal in seinen letzten sieben Strophen) nach Daniel nur eine wenig formgewandte Versifikation von Schriftstellen. Der allgemeine Charakter der Lieder ist der des Erbauungsliedes aus der Zeit während des dreißigjährigen Krieges und nach demselben überhaupt, und das von Biltz wieder aufgenommene Urteil des Sup. Hermann geht ja nur auf das eine dieser vier Lieder, nicht auf alle.

Aus diesem allgemeinen Charakter des damaligen geistlichen Liedes einen solchen Schluß ziehen, wie Biltz thut, ist nicht zulässig. Das evangelische geistliche Lied, insbesondere insoweit es Kirchenlied geworden ist, ruht ja ganz auf den Gedanken und Anschauungen der Bibel,

wesentlich in der Sprache und Form, welche ihnen die lutherische Übersetzung gegeben hat; deshalb ist es natürlich, daß sich Lieder der verschiedensten Dichter in Inhalt und Form mannigfach berühren, und oft noch näher als hier, ohne daß irgend einer daraus einen Schluß, wie Biltz in diesem Falle, daraus gezogen hätte; auf die ungezählten Anklänge des Liedes: Ich will von meiner Missethat, an andere Bußlieder will ich nicht einmal Gewicht legen. Ja ich meine, hätte er eine sorgfältige Analyse der Sprache, der feineren individuellen Eigenart der beiderseitigen Lieder vorgenommen — soweit 55 Strophen ein zuverlässiges Resultat ergeben, — so wäre er wohl zu einem Urteile gekommen, das seinem jetzigen gradezu entgegenstünde. Nun hat er aber die sprachlichen Anklänge, die er in unseren Liedern an die „anerkannt gerhardtschen Dichtungen" findet, nicht als Gemeingut der damaligen Dichter, besonders geistlicher Lieder, sondern für individuell gerhardtisch genommen und ihnen für seine Hypothese Beweiskraft zugeschrieben. Ich will sie daher einzeln durchgehen.

Zuerst weist Biltz auf den Ausdruck **aller Enden** hin. „Da erkenn ich aller Enden" stehe in dem Liede „Gott der Reichtum" (2,3), und Gerhardt beginne sein Lied über den 23. Psalm mit den Worten: „Der Herr der aller Enden." Es genügt wirklich, für den allgemeinen Gebrauch dieses Ausdrucks auf das deutsche Wörterbuch S. 449 zu verweisen. Biltz hätte nur an das deutsche Tedeum denken sollen. Ist doch sogar das Adverb **allerends**, undique, gebildet worden, das ich zuerst im Hannoverschen Gesangbuche von Gesenius und Denicke 1657, S. 411 finde.

Sodann wird „Gott, der Reichtum deiner Güte", und „Gott, der Reichtum deiner Gnaden" in: Ich will von meiner Missethat (4,2), mit dem Gerhardtschen „**der Reichtum seiner Fülle** giebt mir die Füll und Hülle" in dem genannten Liede Gerhardts (2,3) angeführt. Aber wer kennt nicht den häufigen Gebrauch dieses Wortes mit folgendem Genitiv bei Paulus, z. B. R. seiner Gnade Eph. 1,7; 2,7; vergl. auch Römer 2,3; 9,23; 11,33; Eph. 1,18; 3,16; Col. 1,27; 2,3 und deutsches Wörterbuch s. v.

In demselben Liede der Kurfürstin findet sich 9,6 „daß mir ihre (der Welt) Herrlichkeit, ihre Zier und falsche Lust Sei ein lauter **Stank und Wust**"[1]) und Gerhardt gebrauche die Wörter in demselben Sinne in dem Liede: Ich bin ein Gast auf Erden 10,8. Auch diese beiden Ausdrücke sind biblisch; daneben **Koth**, und die damaligen Dichter geistlicher Lieder, besonders Rist, selbst Opitz wenden sie ohne Bedenken an, auch Sünden-

1) Biltz zitiert etwas ungenau.

wust, Sündenstank, Koth und Stank. In den neuern Gesangb
sind diese Wörter allerdings meist durch andere ersetzt.

Befremdet aber hat mich, was Biltz über das Wort **hoche**
sagt: „Auffallender ist schon, daß das Kompositum **hocherfreut**
dem Liede: Jesus, meine Zuversicht [8,1 Seid getrost und hoche
so auch in einem andern Liede P. Gerhardts [Ich weiß, mein
18,3: aus hocherfreuter Seelen] gebraucht wird, auffällig freilic
für uns..., wohl aber wenn man in Erwägung zieht, daß dass
Gerhardts Zeiten zuerst in unserer Sprache aufgetaucht, vielle
ihm gebildet ist. Noch Stieler, der in seinem Teutschen Spra
vom Jahre 1691 eine sehr reichhaltige Aufzählung aller [?]
üblichen Komposita giebt, kennt dieses nicht, ebensowenig wie jene
von P. Gerhardt mit solcher Vorliebe angewandten Zusammense
mit dem Adverbium hoch, wie hochbetrübt [Nun laßt uns ge
treten, 13,3], hochgeliebt, hochheilig; nur hochedel verzeichnet au
Stieler." Zunächst ist zu bemerken, daß von einem Kompositu
keine Rede sein kann, sondern nur von einer losen Zusammen
so daß es einerlei ist, ob man schreibt hochbeglückt oder hoch
Und nachdem Luther das Adverb **hoch** als Steigerung für se
Vorliebe gebraucht hatte, — Beispiele, die sich aus der Bibe
vermehren lassen, s. deutsches Wörterbuch s. v. S. 1600 —, wu
von Gerhardts Zeitgenossen wegen seines Volltones und seiner S
keit ebenso gern verwendet, und da es zu allen möglichen Verbe
wurde, auch selbstverständlich zu den betreffenden Partizipien u
zu Adjektiven. Wenn sich aus „hoch rühmen" das Partizip hochgerüh
selbst ergiebt, so ist nicht abzusehen, wenn es Matth. 2,10 heißt: Sie
hoch erfreuet, warum das Partizip **hocherfreut** eine Neu
Gerhardts sei, auch wenn das deutsche Wörterbuch nur diese
Belag giebt, der doch für das Wörterbuch genügen möchte. Um
Schlusse vorzubeugen, will ich zum Erweise, wie beliebt die
wendung von **hoch** in den Kirchenliedern war, nur aus älterer
den Belegen im Wörterbuch noch einige hinzufügen, wie sie sic
bieten, und welche leicht vermehrt werden können. **Hochbe**
Rist (Auf, auf, ihr Reichsgenossen 9); **hocherhaben** Gramann
lob, meine Seel, den Herren 2), Homburg (Kommst du, kom
Licht der Heiden 5), Nicolai (Hoch und sehr prächtig erhaben
schön leuchtet der Morgenstern 1); **hocherhoben** Rist (l. c. 1
Form nicht im deutschen Wörterbuch); **hochgeehrt** Albinus
gerühmt, geehret, in Straf mich nicht 7); **hochgelobt** Scheffl
will dich lieben 3), Anonymus 1648 (die Sonne hat sich mi
Glanz gewendet 2; gewöhnlich Josua Stegmann zugeschrieben);

gepriesen in unserem Liede: Ein ander stelle, wo das Wörterbuch nur Crüger zitiert; hochheilig Denicke (Mein Herz und Seel den Herren hoch erhebet 3); hochselig Rist (O Traurigkeit 7, 2. u. 3. Aufl.; in 1. Aufl. steht: o selig).

„Noch überraschender (als das Wort hocherfreut) ist es", fährt Biltz S. 530 fort, „daß das Kompositum Erdenkluft, ein damals, wie es scheint, recht seltenes Wort, wie in „Jesus, meine Zuversicht" („Lacht der finstern Erdenkluft") so in einem anerkannt Gerhardtschen Liede aus derselben Zeit sich findet: Du erneuest meine Glieder Holst sie aus der Erdenkluft (V. 12 des Liedes: „Herr, dir trau ich all mein Tage"). Das deutsche Wörterbuch belegt das Wort nur mit jener einzigen Stelle aus: „Jesus, meine Zuversicht". Stieler und andere gleichzeitige Lexikographen kennen es noch gar nicht. Bei Gerhardt erscheint es im Jahre 1655, zwei Jahre nach Veröffentlichung des Rungeschen Gesangbuches; daß Gerhardt es erst gelernt haben sollte, also, wenn man der früheren Annahme folgen wollte, der klassische deutsche Liederdichter von einer das deutsche nur erst radebrechenden Holländerin, erscheint ausgeschlossen." Gewiß ausgeschlossen, aber davon kann auch gar nicht die Rede sein. Der Ausdruck ist biblisch. Joh. 11,38 es war aber eine Kluft und ein Stein darauf gelegt (das Grab des Lazarus). Jes. 2,19 da wird man in der Felsen Höhlen gehen und in der Erde Klüfte; und sonst noch. In etwas anderem Sinne Neuß: Zeuch du mich, dein Mahl zu schmecken, aus der finstern Erdenkluft (Gott, des Szepter, Stuhl und Krone). S. deutsches Wörterbuch s. v. 4.

Alsdann vergleicht Biltz das Lied: Jesus, meine Zuversicht, mit dem Gerhardtschen: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und schließt aus den in beiden Liedern wiederkehrenden Wendungen, daß sich schwerlich jemand des Eindruckes nächster Verwandtschaft der Diktion des ersten Liedes mit der der Gerhardtschen Lieder werde erwehren können. Welcher Gerhardtschen Lieder? Ist das eben angeführte gemeint, so bemerkt Goedeke in seiner Ausgabe ganz richtig, daß den beiden Liedern dieselbe Schriftstelle zu Grunde liege und daß sie sich deshalb in vielen Stellen fast wörtlich berührten. Dagegen zeigt die sonstige Verschiedenheit der Sprache und Formgebung, daß beide Lieder nicht von demselben Verfasser herrühren können. Und wenn Biltz die zwei ersten Strophen des Liedes: Jesus, meine Zuversicht, so wiedergiebt, daß er die darin enthaltenen „notorisch Gerhardtschen Worte und Wendungen" äußerlich hervorhebt, so sind eben wieder diese hervorgehobenen Stellen nicht notorisch gerhardtsch, sondern biblisch und Gemeingut der geistlichen Liederdichter. Zunächst ist es mir unverständlich, wie Biltz in dem Ausdrucke Jesus, meine Zuversicht nach den so zahlreichen Stellen der

Bibel, namentlich der Psalme, eine notorisch Gerhardtsche Wendung finden will; etwa darin, daß in einem Auferstehungsliede statt des gebräuchlicheren: Gott, meine Zuversicht, der Name Jesu gesetzt ist? oder findet er sie gar in der Form der Apposition? Ebenso unverständlich ist mir, daß dies in den Worten: Jesus... und mein Heiland ist im Leben, er mein Heiland lebt der Fall sein solle. Daß der auferstandene Heiland das Leben habe, das Leben sei, wird doch im Neuen Testamente unzählige Male hervorgehoben; ja es steht fast wörtlich zu lesen: Joh. 14,19 ich lebe und ihr sollt auch leben; Hebr. 7,8 dort bezeuget er, daß er lebe; Hebr. 7,25 Jesus lebet immerdar. Und so gehts durch die ganze evangelische Liederdichtung. Die beiden Verse endlich Lässet auch sein Haupt sein Glied, Welches er nicht nach sich zieht gehen wörtlich auf Luther zurück und dessen Worte wieder auf Schriftstellen wie 1. Cor. 6,15 Wisset ihr nicht, daß eure Leiber Christi Glieder sind, 1. Cor. 12,27 ihr seid aber der Leib Christi und Glieder, nämlich Christi; Col. 1,18 er ist das Haupt des Leibes, nämlich der Gemeinde; Eph. 5,23 Christus ist das Haupt der Gemeinde u. a., in Verbindung mit Jer. 31,3 ich habe dich zu mir gezogen aus lauter Güte, und Joh. 12,32 ich, wenn ich erhöhet werde von der Erde, so will ich sie alle zu mir ziehen. Und so gehts durch viele Lieder, z. B. um nur ältere zu nennen, bei Homburg, Heermann, Wegelin; Michael Schirmer (Der Hölle Pforten sind zerstört) singt ähnlich: Wo das Haupt geblieben ist, da müssen auch zu aller Frist die andern Glieder wohnen.

Hiernach muß ich sagen, daß ich mich der Beweiskraft der von Biltz vorgetragenen „sachlichen und sprachlichen Argumente“ nicht nur entziehen kann, sondern muß und der Annahme, daß P. Gerhardt jene vier Lieder verfaßt habe, widersprechen. Und wenn danach seine Beweise für die Autorschaft Gerhardts hinfällig sind, so giebt es deren mehrere gegen diese Autorschaft, einen sachlichen und einen sprachlichen. Den ersten führt Biltz selbst als ein, wenn es nicht beseitigt werde, „unübersteigliches“ Hindernis gegen seine Annahme an, nämlich „das völlige Stillschweigen, welches man darüber beobachtet hat.“ Nirgends, wie schon Pastor Hermann in Plauen erwähne, „sei die geringste Kunde darüber zu erlangen.“ Ebeling, der seine Hauptarbeit den Gerhardtschen Liedern gewidmet, sie mit Melodien versehen und 1666, 1667, 1672 [richtiger 1667, 1669, 1671] herausgegeben, Feustking, der sie 1707 angeblich nach des Autors Manual und eigenhändigen revidierten Exemplar herausgegeben hat, bringen die Lieder nicht nur nicht, sondern schweigen auch völlig darüber. Dazu kommt, daß in der Zeit, wo sie namenlos durch die Gesangbücher gingen, die Hymnologen gar manche Vermutungen ausgesprochen

und auf manchen Dichter geraten haben, aber an P. Gerhardt hat niemand gedacht, außer jenem sonst unbekannten Hermann in Plauen für das eine Lied, während doch sonst manches namenlose Lied fälschlich Gerhardt zugeschrieben wurde; man hielt die Lieder eben nicht für Gerhardtschen Geistes. Besonderes Gewicht hat es, daß die zahlreichen Ausgaben der Praxis, welche bis 1664 die 90 Lieder Gerhardts mit seinem Namen bringen, jene drei Lieder ohne Bezeichnung des Verfassers lassen.

Biltz sucht nun dies unübersteigliche Hindernis zu beseitigen. Zunächst durch Zurückgreifen ins Zeitalter der Reformation, wo mehrfach auf eine oder für eine fürstliche Person ein Lied gedichtet sei, dessen Verfasser unbekannt geblieben wäre, und das lange für ein Lied jener fürstlichen Person gegolten hätte. Das kann für diese Zeit und Frage und für unsere vier Lieder gleichgültig sein und paßt um so weniger, als dort eine schriftliche Tradition vorliegt, die hier ja grade fehlt, also das Gegenteil vorliegt. Dann durch den Hinweis auf den subjektiven Charakter der vier Lieder. Ich sehe nun nicht recht, was das für unsere Frage ausmachen soll. Das Erbauungslied nach dem 30jährigen Kriege ist durchweg subjektiv; hier aber kommen vier Reihen des Liedes: Gott, der Reichtum deiner Gnade, in Betracht, welche persönlichen, eben nur auf die Kurfürstin gehenden Inhalt haben: Str. 2 Leut und Länder ehren mich, Berg und Thäler neigen sich, Wild und Wald samt seinen Flüssen Liegen mir zu meinen Füßen, und Str. 5 Warlich meiner gelben Haar oder Würd und Unschuld wegen Schweb ich nicht in solchem Segen. Diese Verse würde doch P. Gerhardt schwerlich gedichtet haben. — Endlich noch weist Biltz darauf hin, daß, hätte P. Gerhardt diese Lieder in die Sammlung seiner Gesänge aufgenommen, — er hat freilich keine Sammlung seiner Gesänge veranstaltet — das Verhältnis ihrer Entstehung nicht hätte verborgen bleiben können, was doch bei der damaligen Erbitterung der Konfessionen sowohl für die reformierte Kurfürstin ihrer reformierten Hofgeistlichkeit gegenüber als für den streng lutherischen Gerhardt seinen übrigen Berliner Konfessionsverwandten gegenüber — er war damals Propst in Mittelwalde — zu vermeiden wünschenswert gewesen wäre. Ich fürchte, daß Biltz dadurch mit sich selbst in Widerspruch gerät. Im Anfange seiner Abhandlung deutet er nämlich die Worte Runges in dessen Widmung an die Kurfürstin, wie wir gesehen, dahin, daß sie, um die gehässigen Gerüchte über sich zu widerlegen, „gerade und ganz besonders zu der Abfassung dieser vier Lieder die Hilfe eines oder einiger der evangelischen [sollte heißen evangelisch-lutherischen] Geistlichen benutzt habe, indem sie zu dem Zwecke persönlich mit ihnen verkehrt, sie „gesehen" und sie „gebraucht" habe." Diese Worte Runges waren doch für die Öffentlich-

keit bestimmt! Hiernach scheint mir das unüberwindliche Hindernis nicht weggeräumt, es bleibt vielmehr bestehen.

Dazu kommt ein schwer wiegender sprachlicher Grund gegen Biltz Annahme. In dem Auferstehungsliede heißt es: Wenn die letzte Trompt erklingt, die auch durch die Gräber dringt. Die Stelle geht zurück auf 1. Theß. 4,16: denn er selbst, der Herr, wird mit einem Feldgeschrei und Stimme des Erzengels und mit der Posaune Gottes hernieder kommen vom Himmel und die Toten in Christo werden auferstehen zuerst. Ebenso 1. Cor. 15,52; und alle Stellen des Neuen Testaments, Matth. 24,31; Hebr. 12,18; Off. 1,10; 8,2; 8,6 bieten in der Lutherschen Übersetzung das Wort Posaune, das denn auch durchweg in der deutschen Liederdichtung gebraucht wird. Woher kommt nun in jenes Lied das Wort Trompt und zwar in dieser niederrheinischen Form, für welche Luther (im a. Test.) Trommete gebraucht? Weist diese Form nicht auf die Entstehung des Gedichts in den Clevischen Landen hin?

Man wird nach dem Vorgebrachten nicht sagen können, daß die Annahme von Biltz erwiesen sei, und nach wie vor wird die Antwort auf die Frage nach dem Ursprunge der vier Lieder ein Non liquet sein; vielleicht ist vom Niederrhein noch Aufschluß zu erwarten.

Eine halbe Zustimmung hat Biltz von einer Seite gefunden und auf eine Weise, die er wohl nicht erwartet hat. In Nr. 31 des Jahrgangs 1895 des Correspondenzblattes der deutschen Rechtspartei, das sich sonst mit hymnologischen Fragen nicht zu beschäftigen pflegt, ist seine Abhandlung aufgegriffen und sein Resultat als „höchst wahrscheinlich" hingestellt. Der Zweck dieses Artikels ist indes lediglich, politisches Kapital gegen Preußen herauszuschlagen.

Von den vier Liedern ist, wie schon oben gesagt, das eine: Jesus, meine Zuversicht, in die meisten Gesangbücher, auch die neuesten, wenngleich nicht ohne Veränderung, übergegangen; das andere: Ich will von meiner Missethat, in manche, aber mit sehr vielen und großen Veränderungen, die meist auf das hannöversche Gesangbuch von 1657 zurückgehen. Das Lied: Gott, der Reichtum, ist wohl schwerlich, das letzte endlich: Ein Ander stelle sein Vertrauen, sicherlich nie in Gemeindegesangbücher aufgenommen. Der erste Druck, das Rungesche Gesangbuch 1653, ist sehr selten (Hamburg, Wernigerode), der gleichzeitige erste Druck der ersten drei Lieder in der Praxis nur in Einem Exemplare (München) vorhanden. Das Original der viel besprochenen Lieder ist daher wenig bekannt. Freilich ist das Rungesche Gesangbuch in einem, dem Kaiser Wilhelm I. gewidmeten Neudruck erschienen unter dem neu gewählten Titel: Andachtsbuch Luise Henrietten's von Brandenburg. Auf ihren Befehl zusammen-

getragen und herausgegeben von Ch. Runge im Jahre 1653. Neu bearbeitet, mit einem biographischen Vorwort von C. Irenäus. Berlin 1879. 8°. (338 Lieder statt der 375 des Originals). Obwohl die Vorrede sagt, „wo eine Änderung der Ausdrucksweise, die unseren heutigen Sprachbegriffen unanpaßbar wäre," geboten schiene, sei sie mit „äußerster Vorsicht" vollzogen, so geht diese Änderung, wie in allen so auch in unseren vier Liedern, nach früheren Gesangbüchern in einigen Strophen bis zu dem Grade, daß niemand die Originale daraus erkennen kann. Auch hat der Mangel an Sach- und Sprachkenntnis zu den gröbsten Mißverständnissen und Fehlern in diesem Neudrucke geführt, so daß vor ihm nur gewarnt werden kann. Ich lasse die Lieder daher hierunter genau nach dem Drucke des Rungeschen Gesangbuchs folgen und gebe für die drei oben bezeichneten Lieder die Abweichungen des gleichzeitigen Druckes der Praxis pietatis melica; der Leser mag sie dann mit den Gerhardtschen vergleichen.

1. Runge S. 66. Nr. XLV Bußlied.

Mel.: Nun freut euch lieben Christen, oder: Es ist gewißlich an der Zeit.

1. Ich will von meiner missethat Zum HErren mich bekehren: Du wollest selbst mir hülf und rath Hierzu,[1]) o Gott, bescheren, Und deines guten Geistes krafft, Der neue hertzen in uns schafft, Aus gnaden mir gewähren.

2. Natürlich kann ein Mensch doch nicht Sein Elend selbst empfinden: Er ist ohn deines Geistes liecht, Blind, taub, und todt in sünden. Verkehrt ist will, verstand und thun, Des großen jammers komm mich nun, O Vater, zu entbinden.

3. Klopff durch erkentnis bey mir an, Und führ mir wohl zu sinnen, Was böses ich für dir gethan, Du kannst mein hertz gewinnen, Daß ich, aus kummer und beschwer, Laß über meine wangen her Viel heisse thränen rinnen.

4. Wie hast du doch auf mich gewandt Den reichthumb deiner gnaden, Mein leben danck ich deiner hand Die hat mich überladen Mit ruh, gesundheite hr[2]) und brodt, Du machst, daß mir noch keine noth Bis hieher können schaden.

5. Hast auch in Christo mich erwehlt, Tief aus der höllen fluthen, So, daß es niemals mir gefehlt An irgends[3]) einem guten, Und daß ich ja dein eigen sey, Hast du mich auch aus blosser[4]) treu Gestäupt mit vater ruthen.

6. Wer gibt den kindern, was du mir Gegeben, zu geniessen: Schenck aber ich gehorsam dir? Das zeiget mein gewissen, Mein hertz, In welchem nichts gesund, Das tausend sündenwürme wund Bis auf den tod gebissen.

7 Die thorheit meiner jungen jahr, Und alle schnöde sachen Verklagen mich zu offenbar, Was sol ich armer machen? Sie stellen, Herr, mir fürs gesicht Dein unerträglichs zorngericht, Und deiner höllen rachen.

8. Ich habe meiner greuel qual, Und schäm*) sie zu bekennen, Es ist ihr weder maß noch zahl, Ich weiß sie nicht zu nennen, Und ihr[5]) keiner doch so klein, Umb welches willen nicht allein Ich ewig müste brennen.

---

1. Praxis 1653, Nr 67. S. 126: 1) hiezu. 2) ehr. 3) irgend. 4) großer. *) d. i. Scham. 5) und ist ihr.

9 Bißher hab ich in sicherheit, fein unbesorgt geschlaffen, Gesagt es hat noch lange Zeit, Gott pflegt nicht bald zu straffen, Er fähret nicht mit unser schuld So strenge fort, es hat gedult Der Herr mit[1] seinen schafen.

10. Dis alles ist[2] zugleich erwacht, Mein hertz will mir zerspringen, Ich sehe deines Donners macht, Dein feuer auf mich dringen. Du regest wider mich zugleich Des todes und der höllenreich,[3] Die wollen mich verschlingen.

11. Die mich verfolgt, die grosse noth Fährt schnell ohn zaum und zügel. Wo flieh ich hin? du morgenroth Ertheil mir deine flügel. Verbirg mich wo du fernes meer: Stürtzt hoch herab, fallt auf mich her, Ihr klippen, thürn und hügel.

12. Ach nur umbsonst, und könt ich auch Bis in den himmel steigen, Und wieder in der höllen bauch Mich zu verkriechen neigen, Dein auge dringt durch alles sich, Du wirst da meine schand und mich Der lichten sonnen zeigen.

13. Herr Jesu, nimm mich zu dir ein, Ich flieh in deine wunden, Die du, o Heyland wegen mein Am creutze hast empfunden, Als unser aller sünden müh Dir, o du Gotteslamm, ward sie Zu tragen aufgebunden[4].

14. Wasch mich durch deinen todesschweiß Und purpurrotes leyden, Und laß mich sauber sein und weiß Durch deiner unschuld leyden. Von wegen deines creutzes last Erquick, was du zermalmet hast Mit deines trostes freuden.

15. So angethan will ich mich hin Für deinen vater machen, Ich weiß, er lencket seinen sinn Und schaffet rath mir schwachen. Er weiß, was fleisches lust und welt Und satan uns für netze stellt, Die uns zu stürtzen wachen.

16. Wie werd ich mich mein lebenlang Für solcher Plage scheuen, Durch deines guten Geistes zwang, Den du mir wollst verleyhen: Der mir von allen sünden list Und dem was dir zuwider ist, Helf ewig mich befreyen.

2. Runge S. 221. Nr. CXL. Melodie in Noten darüber.

1 Jesus meine zuversicht Und mein heyland ist im Leben, dieses weiß ich, sol ich nicht Darumb mich zufrieden geben Was die lange todesnacht Mir auch für gedancken macht.

2. Jesus, er mein heyland lebt, Ich werd auch das leben schauen, Seyn wo mein erlöser schwebt, Warumb solte mir denn[1] grauen? Lässet auch ein häupt sein glied Welches er[2] nicht nach sich zieht?

3. Ich bin durch der hofnung band Zu genau mit ihm verbunden, Meine starcke glaubenshand Wird in ihm gelegt gefunden, Daß mich auch kein todesbann Ewig von jm trennen kann.

4. Ich bin fleisch und muß daher Auch einmal zu asche werden. Das gesteh ich, doch wird er Mich erwecken aus der erden, Daß ich in der herrligkeit Umb ihn seyn mög allezeit.

5. Dann wird eben diese haut Mich umbgeben, wie ich gläube, Gott wird werden angeschaut Dann von mir in diesem leibe, Und in diesem fleisch werd ich Jesum sehen ewiglich.

6. Dieser meiner augen licht Wird ihn meinen heiland kennen, Ich, ich selbst ein[3] fremder nicht, Werd in seiner liebe brennen, Nur die schwachheit umb und an Wird von mir seyn abgethan.

---

1. Praxis 1653, Nr. 67. S. 126: 1) mit. 2) itzt. 3) höllen reich. 4) so auch die Praxis.

2. Praxis 1653. Nr. 175. S. 310: 1) dann. 2) es. 3) so auch die Praxis.

7. Was hie krancket, seufzt und siht,[1]) Wird dort frisch und herrlich gehen Irdisch werd ich ausgesät, Himmlisch werd ich auferstehen: Hie geh ich natürlich ein, dort da[2]) werd ich geistlich seyn.

8. Seyd getrost und hocherfreut, Jesus trägt euch meine[3]) Glieder, Gebt nicht stat der traurigkeit, Sterbt ihr, Christus rufft euch wieder. Wann die letzte trompt erklingt, Die auch durch die gräber dringt.

9. Lacht der finstern erden kluft, Lacht des todes und der höllen, Denn ihr solt euch durch die luft, Eurem heyland zugesellen, denn wird schwachheit und verdruß Ligen unter eurem Fuß.

10. Nur daß ihr den Geist erhebt Von den lüften[4]) dieser erden Und euch dem schon itzt ergebt Dem ihr beygefügt wolt werden. Schickt das hertze da hinein, Wo ihr ewig wündscht zu seyn.

3. Runge S. 297. Nr. CXC. Mel.: 42. Ps. oder: Zion klagt.

1. Gott, der reichthumb deiner güte, Dem ich alles schuldig halt, Ursacht, daß mir mein gemüthe Gegen dir für freuden wallt. Meinen wohlstand, meine zier Danck ich, Vater, einig dir, Du hast reichlich leib und leben, Ehr und guthat[1]) mir gegeben.

2. Wo sich hin mein augen wenden, Was mein hertz bedencken kan, Da erkenn ich aller enden, Was du, HErr, bey mir gethan. Leut und länder ehren mich, Berg und thäler neigen sich, Wild und walt sampt seinen[2]) flüssen Ligen mir[3]) zu meinen füssen.

3. Alles muß mein wundsch gewinnen, Alles krönt mich umb und an, Was ein mensch vergnügter sinnen In der welt begehren kan, Ja du hebest mich empor Uber meiner feinde thor, Ihre Zunge muß sich schweigen, Und ihr stoltz sich für mir neigen.

4. Solche gnade will ich singen, Meine zunge soll allein, Gott, von deinem lob erklingen, Du solt stets mein dancklied seyn. Deines großen namens ruhm Ist mein bestes Eigenthumb, Hat mein hertz mir angefüllet, Daß mein mund auch davon quillet.

5. Du bist meine burg und stärcke, Wenn ein unfall mich betrübt, O was große wunderwercke Hast du doch an mir verübt, Und aus lauter güte zwar: Warlich meiner gelben haar Oder würd und unschuld wegen Schweb ich nicht in diesem Segen.

6. Ich bin nichtig, Asch und erde, Meiner sünden greuel macht, Daß ich für dir schamroth werde: Nähmst du zornig sie in acht, O so must[4]) ich nur vergehn. Endlich muß auch ich entstehn Bey der motten fraß nicht minder Als die andern[5]) menschenkinder.

7. Sollt ich solcher gnaden wegen Dir nicht dancken, wie ich weiß? Weil ein Geist mein hertz wird regen, Solt du sein mein lied und preis, Meine freude, meine krohn Und mein tausenfacher[6]) lohn, Was ich von dir werde singen Sol die ewigkeit durchdringen.

---

2. Praxis 1653. Nr. 175. S. 340: 1) fleht. 2) nachmals. 3) so auch die Praxis. 4) lüsten (die Praxis schreibt stets: lufft, klufft, rufft).

3. Praxis 1653. Nr. 227. S. 432: 1) gutthat. 2) tausent. 3) liegen da zu m. 4) müßt. 5) die andre. 6) tausentfacher.

8. Nur laß mich dein gnadenzeichen Auch bis an mein ende seyn, Und dein heil nicht von mir weichen, Ob ich ausgeh, oder ein, Zeuch vor aus mir die begier Aus der Zeit hinauf zu dir, Daß ich an der Welt nicht klebe, Sondern allzeit umb dich schwebe.

9. Laß mich stets mehr himmlisch werden, Daß ich hasse welt und zeit, Und ein feind sei dieser erden, Daß mir ihre herrlichkeit, Ihre zier und falsche lust, Sey ein lauter stanck und wust: Kann ich nur mit glaubenssinnen, Dich mein wahres gut gewinnen.

4. Runge S. 405. Nr. CCLXI. (Zwei Melodieen in Noten vorgedruckt).

1. Ein ander stelle sein Vertrauen Auf die Gewalt und Herrlichkeit, Und auf hochmuth ieberzeit: Ich will auf GOtt den höchsten bauen, Der unter seiner macht die welt Sampt aller reiche kronen hält.

2. Er ist mein theil und bestes leben, Mein schild und starcker fels allein. In welchem ich kan sicher seyn, Wenn noth und unglück mich umbgeben, Ist meine burg und vester ort, Auch wider aller höllen mord.

3. Man legt mir heimlich tausent netze, Mein fleisch der bösen lust begier. Die reitzerin wohnt selbst in mir, Und suchet wie es mich verletze. Die welt, der falschen dinge schein, Wil überall mein meister seyn.

4. Wie könt ich ihrer list entgehen, Wenn Gott nicht meine zuflucht wär? Er ist mein schutz, mein kriegesheer, Und lehrt mich allem widerstehen, Was meiner starcken feinde macht Zusammen wider mich gebracht.

5. Ich stell in seine gnadenhand Mein leben, meinen geist und sinn, Weil ich durch ihn erlöset bin: Er hilfet mir bis an mein ende: Was ihm vertraut wird, muß bestehn, Wann erd und himmel untergehn.

6. Du HErr erkennest mein gemüte, Und meine seel in ihrer noth, Und giebest sie nicht in den tod. Darumb erfreut mich deine güte. Du hältest meine feind im zaum, Und machest meinen füßen raum.

7. Zwar bin ich ganz von kräfften kommen Von wegen meiner missethat. Die mein gebein verzehret hat, Und meine zeit hat abgenommen. Ich misse die gestalt und zier, Das leben ist noch kaum in mir.

8. Du aber, HErr, nimmst meine sache, Sie außzuführen, über dich. Schweigst meinen feind, Und übst für mich, An dem, der mich verfolgt hat, rache. Wie groß ist deiner güte macht, Bey dem, der deiner furcht hat acht.

9. Gott sey gelobt und hochgepryssen, Der wachsam auf mein elend sieht. Und mir so wunderliche güte In einer vesten Stadt erwiesen. Hat sich in meiner noth gewandt, Und meines flehens stimm erkant.

10. Ihr seine frommen solt ihn lieben, denn er ist euer hut und ruh, Und misset denen reichlich zu, Die frevel oder hochmuth üben: Seyd alle frisch und unverzagt, Die ihr es habt auf Gott gewagt.

Zur Würdigung der Sprichwörtersammlung des Johann Agricola.

Von **Rudolf Windel** in Halle a. S.

Johann Agricola (1494—1566) hat sich für alle Zeiten in der Geschichte unserer deutschen Nationallitteratur einen ehrenvollen Platz gesichert durch seine Sammlung und Auslegung deutscher Sprichwörter. Namentlich letztere ist eine reiche Fundgrube für Volksleben und Kulturgeschichte der Reformationszeit und doch, wie mir scheint, überaus unbekannt, sodaß es wohl sich lohnt, einmal wieder auf dies Werk aufmerksam zu machen. Kawerau in seiner vorzüglichen Biographie des Johann Agricola legt auf Agricolas theologische Thätigkeit das Hauptgewicht und streift nur kurz[1]) seine Bedeutung für die deutsche Litteratur. Latendorf in seinem Werke: „Agricolas Sprichwörter, ihr hochdeutscher Ursprung und ihr Einfluß auf die deutschen und niederländischen Sammler" sucht nur den Streit, ob die erste Ausgabe ursprünglich niederdeutsch erschien, oder ob die niederdeutsche Ausgabe eine Übersetzung einer vorher gedruckten hochdeutschen sei, zu entscheiden; auf den reichen Inhalt des Werkes in kulturhistorischer Beziehung geht er wenig ein.

Ich schicke zunächst einige Daten über Agricolas Leben voraus. Johann Agricola — Luther nennt ihn mit Vorliebe Grickel[2]) — ist 1494 zu Eisleben geboren, studierte 1515 in Wittenberg, wo er Luther und Melanchthon sehr nahe stand, mit denen er aber in der Folgezeit vielfach dogmatische — der Streit über seinen „Antinomismus" erbitterte Luther sehr gegen ihn — und persönliche Streitigkeiten hatte.[3]) Er führte die Reformation in Frankfurt a. O. ein (1525), war Lehrer und Prediger in Eisleben (bis 1536), übersetzte hier die Andria des Terenz ins Deutsche, diente inzwischen dem Kurfürsten von Sachsen als Reiseprediger auf den Reichstagen in Speier (1526) und Augsburg (1530). Seit 1536 lebte er in Wittenberg, wo er Vorlesungen hielt. 1540 wurde er vom Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg als Hof- und Domprediger berufen, spielte bei den Verhandlungen über das

1) S. 104 flg.

2) Vergl. z. B. Tischreden (Ausgabe von Förstemann-Bindseil) II, 418.

3) Luthers ungünstiges Urteil über seine Sprichwörtersammlung siehe bei Bindseil, Colloquia I, 423.

Augsburger Interim, das er mit verfaßt hat, eine große, aber zweideutige Rolle (1548), wurde später zum Generalsuperintendenten der Mark ernannt und starb den 22. September 1566.

Im Jahre 1528 sammelte und bearbeitete er zunächst 300 Sprichwörter, die zum Beginn des nächsten Jahres erschienen. In rascher Folge ließ er dieser ersten Sammlung während des Reichstages zu Speier (1529) „das ander teyl gemeiner deutscher Sprichwörter" folgen, in welchem dem Titel zufolge 450, in Wahrheit jedoch 449 weitere Sprichwörter Aufnahme und Besprechung gefunden hatten. Beide Teile wurden seit 1534 häufig in einer von Agricola revidierten Gesamtausgabe unter dem Titel: „Siebenhundert vnd Fünfftzig deutscher Sprüchwörter, ernewert vnd gebessert durch Johann Agricola" aufgelegt. Auf dieses Werk beziehen sich meine folgenden Ausführungen. Ich citiere nach einer Ausgabe vom Jahre 1548. Eben in diesem Jahre 1548 ließ Agricola eine dritte Sammlung: „Fünfhundert gemeiner newer Teutscher Sprüchwörter" erscheinen, welche Sammlung mir unbekannt ist.

Versuche ich diese Sprichwörtersammlung und ihre Auslegung, auf welche letztere als Agricolas eigentliches Eigentum am meisten Gewicht zu legen ist, zu charakterisieren, so muß an erster Stelle, glaube ich, hervorgehoben werden die ausgesprochene tendenziöse Absicht des Werks in konfessioneller Hinsicht und zum andern, was erfreulicher ist, das kräftige nationale Bewußtsein, was in diesem Werke zum Ausdruck kommt. Als Beweis für den ersten Punkt hebe ich, um in diesen unerquicklichen Dingen nicht zu weitläufig zu sein, nur ein Beispiel hervor, das freilich jene Grundtendenz in ihrer ganzen Derbheit zum Ausdruck bringt. In der Auslegung des Sprichworts: „Der Teufel ist unseres Herrgotts Affe"[1]) heißt es: Es sagen ettlich, das die Münch auß sölchem affenspil des Teufels iren Ursprung haben, vnnd also, Gott name ein roten erden kloß (wie Moses) vnd richtet ihn zu es solt ein lebendiger mensch drauß werden, stellet in an ein wandt vnd sprach, Fiat, Also ward ein lebendiger mensch darauß vnd lebte. Über etliche zeit hernach wolte der Teufel diß unserm Herre gott nach thun, nimmt auch einen erden klump, richtet ihn zu, es solt ein mensch drauß werden vnd hatte nicht fleissig achtung gehab vff Gotteswort, das er nu zumal vergessen hatte, vnd stellet es an einen Zaun vnd spricht, Pfuat, da gerieth es übel, vnd ward ein Münch darauß." Es wird dann weiter erzählt, wie auch die eigenartige Kleidung des Mönches vom Teufel stammt. Dann heißt es wörtlich weiter: Der bruder gehet hin vn wil brot bitten vmb Gottes willen vnd da er ins dorff kame, vnd den leutten eyn sol-

1) Nr. 24, S. 20 flg.

liches wunderbarliches thier noch new vnd vnbekandt was, lieffen die Kinder (so bey den pferden vnd gänsen auff dem felde waren) heym vnd schrien, vnd wüsten nicht was das für ein vngehewr thier was. Es war aber eben vmb die zeit, da der hirdt pflegt zu mittag das vihe ein zu treiben. Da schrie der dorffochs, Mo, mo, mo, mönch. Da sagten die kinder, Hör, hör, unser dorffochs kennet ihn, Es ist ein Mönch. Der Teuffel macht den ersten Münch, der dorffochs aber hat in getauffet vnd den namen geben."

Zum andern seine nationale Gesinnung zeigt sich vor allem darin, daß in einer Zeit, wo der Weisheitsschatz, der in der heimischen Litteratur niedergelegt ist, den Schätzen der antiken Litteratur gegenüber verachtet wurde, Agricola gerade diesen heranzieht, wenn er auch anderseits die lateinischen und griechischen Klassiker reichlich verwendet. Agricola zeigt eine seltene Belesenheit in der Nationallitteratur. Vor allen andern zitiert er sehr oft Freidank, neben ihm Renner, Sebastian Brand, schweizerische Volkslieder,[1]) den Sachsenspiegel,[2]) den Eulenspiegel,[3]) Wolf Dietrich,[4]) Marcolf,[5]) den auch Luther oft zitiert, den Rosengarten.[6]) S. 19 heißt es bei der Auslegung des Sprichworts: „Du solt nicht allen

---

1) S. 31 und S. 39. S. 197. Da ich bei Tobler, Schweizerische Volkslieder (2. Bd.), diese Lieder nicht finde, so setze ich zu ihrer Charakteristik wenigstens eins hierher. Zu Nr. 66: „Nimmer gelt, nimmer gesell" heißt es: „Der Schweitzer singet also":

> „Wer yetzt hat gelt inn diser welt, den stellt man vora an spitzen,
> Tracht nicht darbey, wie frumm er sei, herfür her muß er sitzen.
> Gewalt, gunst und gelt, den bracht behelt, allhier auff dieser erden,
> On gut viel ehr, gilt nimmer mehr, was will es doch noch werden?
> So muß der schlecht, der frumm vn gerecht, allzeit dahinden bleiben.
> Wer nicht hat hab, ist jetzt schabab, bei man und auch bei weiben.
> Vernunft, kunst, witz gilt on gelt nichts, allhier auff dieser erden.
> Wer hat guts viel, thut, was er will, was will es doch noch werden."

Darüber, daß aus der nicht schweizerischen Sprachform des Liedes nicht ohne weiteres auf nicht schweizerischen Ursprung zu schließen ist, siehe Tobler I, S. 82. Das eigenartige „schabab" finde ich noch in einem andern schweizerischen Volksliede (Bei Tobler a. a. O. I, S. 174 Strophe 4):

> Der Spikenard (= Lavendel) und Rosmarin
> Floriren wenig Tag;
> Sobald der Dornhag Rosen hat,
> Sobald sind sie schabab.

2) S. 113.
3) S. 28.
4) S. 192.
5) S. 70.
6) S. 201.

keit bestimmt! Hiernach scheint mir das unüberwindliche Hindernis nicht weggeräumt, es bleibt vielmehr bestehen.

Dazu kommt ein schwer wiegender sprachlicher Grund gegen Biltz Annahme. In dem Auferstehungsliede heißt es: Wenn die letzte Trompt erklingt, die auch durch die Gräber dringt. Die Stelle geht zurück auf 1. Thess. 4,16: denn er selbst, der Herr, wird mit einem Feldgeschrei und Stimme des Erzengels und mit der Posaune Gottes hernieder kommen vom Himmel und die Toten in Christo werden auferstehen zuerst. Ebenso 1. Cor. 15,52; und alle Stellen des Neuen Testaments, Matth. 24,31; Hebr. 12,18; Off. 1,10; 8,2; 8,6 bieten in der Lutherschen Übersetzung das Wort Posaune, das denn auch durchweg in der deutschen Liederdichtung gebraucht wird. Woher kommt nun in jenes Lied das Wort Trompt und zwar in dieser niederrheinischen Form, für welche Luther (im a. Test.) Trommete gebraucht? Weist diese Form nicht auf die Entstehung des Gedichts in den Clevischen Landen hin?

Man wird nach dem Vorgebrachten nicht sagen können, daß die Annahme von Biltz erwiesen sei, und nach wie vor wird die Antwort auf die Frage nach dem Ursprunge der vier Lieder ein Non liquet sein; vielleicht ist vom Niederrhein noch Aufschluß zu erwarten.

Eine halbe Zustimmung hat Biltz von einer Seite gefunden und auf eine Weise, die er wohl nicht erwartet hat. In Nr. 31 des Jahrgangs 1895 des Correspondenzblattes der deutschen Rechtspartei, das sich sonst mit hymnologischen Fragen nicht zu beschäftigen pflegt, ist seine Abhandlung aufgegriffen und sein Resultat als „höchst wahrscheinlich" hingestellt. Der Zweck dieses Artikels ist indes lediglich, politisches Kapital gegen Preußen herauszuschlagen.

Von den vier Liedern ist, wie schon oben gesagt, das eine: Jesus, meine Zuversicht, in die meisten Gesangbücher, auch die neuesten, wenngleich nicht ohne Veränderung, übergegangen; das andere: Ich will von meiner Missethat, in manche, aber mit sehr vielen und großen Veränderungen, die meist auf das hannöversche Gesangbuch von 1657 zurückgehen. Das Lied: Gott, der Reichtum, ist wohl schwerlich, das letzte endlich: Ein Ander stelle sein Vertrauen, sicherlich nie in Gemeindegesangbücher aufgenommen. Der erste Druck, das Rungesche Gesangbuch 1653, ist sehr selten (Hamburg, Wernigerode), der gleichzeitige erste Druck der ersten drei Lieder in der Praxis nur in Einem Exemplare (München) vorhanden. Das Original der viel besprochenen Lieder ist daher wenig bekannt. Freilich ist das Rungesche Gesangbuch in einem, dem Kaiser Wilhelm I. gewidmeten Neudruck erschienen unter dem neu gewählten Titel: Andachtsbuch Luise Henrietten's von Brandenburg. Auf ihren Befehl zusammen-

getragen und herausgegeben von Ch. Runge im Jahre 1653. Neu bearbeitet, mit einem biographischen Vorwort von C. Irenäus. Berlin 1879. 8⁰. (338 Lieder statt der 375 des Originals). Obwohl die Vorrede sagt, „wo eine Änderung der Ausdrucksweise, die unseren heutigen Sprachbegriffen unanpaßbar wäre," geboten schiene, sei sie mit „äußerster Vorsicht" vollzogen, so geht diese Änderung, wie in allen so auch in unseren vier Liedern, nach früheren Gesangbüchern in einigen Strophen bis zu dem Grade, daß niemand die Originale daraus erkennen kann. Auch hat der Mangel an Sach- und Sprachkenntnis zu den gröbsten Mißverständnissen und Fehlern in diesem Neudrucke geführt, so daß vor ihm nur gewarnt werden kann. Ich lasse die Lieder daher hierunter genau nach dem Drucke des Rungeschen Gesangbuchs folgen und gebe für die drei oben bezeichneten Lieder die Abweichungen des gleichzeitigen Druckes der Praxis pietatis melica; der Leser mag sie dann mit den Gerhardtschen vergleichen.

1. Runge S. 66. Nr. XLV Bußlied.

Mel.: Nun freut euch lieben Christen, oder: Es ist gewißlich an der Zeit.

1. Ich will von meiner missethat Zum HErren mich bekehren: Du wollest selbst mir hülf und rath Hierzu,[1]) o Gott, bescheren, Und deines guten Geistes krafft, Der neue hertzen in uns schafft, Aus gnaden mir gewähren.

2. Natürlich kann ein Mensch doch nicht Sein Elend selbst empfinden: Er ist ohn deines Geistes liecht, Blind, taub, und todt in sünden. Verkehrt ist will, verstand und thun, Des großen jammers komm mich nun, O Vater, zu entbinden.

3. Klopff durch erkentnis bey mir an, Und führ mir wohl zu sinnen, Was böses ich für dir gethan, Du kannst mein hertz gewinnen, Daß ich, aus kummer und beschwer, Laß über meine wangen her Viel heisse thränen rinnen.

4. Wie hast du doch auf mich gewandt Den reichthumb deiner gnaden, Mein leben danck ich deiner hand Die hat mich überladen Mit ruh, gesundheite hr[2]) und brodt, Du machst, daß mir noch keine noth Bis hieher können schaden.

5. Hast auch in Christo mich erwehlt, Tief aus der höllen fluthen, So, daß es niemals mir gefehlt An irgends[3]) einem guten, Und daß ich ja dein eigen sey, Hast du mich auch aus blosser[4]) treu Gestäupt mit vater ruthen.

6. Wer gibt den kindern, was du mir Gegeben, zu geniessen: Schenck aber ich gehorsam dir? Das zeiget mein gewissen, Mein hertz, In welchem nichts gesund, Das tausend sündenwürme wund Bis auf den tod gebissen.

7 Die thorheit meiner jungen jahr, Und alle schnöde sachen Verklagen mich zu offenbar, Was sol ich armer machen? Sie stellen, Herr, mir fürs gesicht Dein unerträglichs zorngericht, Und deiner höllen rachen.

8. Ich habe meiner greuel qual, Und schäm*) sie zu bekennen, Es ist ihr weder maß noch zahl, Ich weiß sie nicht zu nennen, Und ihr[5]) keiner doch so klein, Umb welches willen nicht allein Ich ewig müste brennen.

---

1. Praxis 1653, Nr 67. S. 126: 1) hiezu. 2) ehr. 3) irgend. 4) groẞer. *) d. i. Scham. 5) und ist ihr.

9. Bißher hab ich in sicherheit, fein unbesorgt geschlaffen, Gesagt es hat noch lange Zeit, Gott pflegt nicht bald zu straffen, Er fähret nicht mit unsrer schuld So strenge fort, es hat gedult Der Herr mir[1]) seinen schafen.

10. Dis alles ist[2]) zugleich erwacht, Mein hertz will mir zerspringen, Ich sehe deines Donners macht, Dein feuer auf mich dringen. Du regest wider mich zugleich Des todes und der höllenreich,[3]) Die wollen mich verschlingen.

11. Die mich verfolgt, die grosse noth Fährt schnell ohn zaum und zügel. Wo flieh ich hin? du morgenroth Ertheil mir deine flügel. Verbirg mich wo du fernes meer: Stürtzt hoch herab, fallt auf mich her, Ihr klippen, thürn und hügel.

12. Ach nur umbsonst, und könt ich auch Bis in den himmel steigen, Und wieder in der höllen bauch Mich zu verkriechen neigen, Dein auge dringt durch alles sich, Du wirst da meine schand und mich Der lichten sonnen zeigen.

13. Herr Jesu, nimm mich zu dir ein, Ich flieh in deine wunden, die du, o Heyland wegen mein Am creutze hast empfunden, Als unser aller sünden müh Dir, o du Gotteslamm, ward sie Zu tragen aufgebunden[4]).

14. Wasch mich durch deinen todesschweiß Und purpurrotes leyden, Und laß mich sauber sein und weiß Durch deiner unschuld leyden. Von wegen deines creutzes last Erquick, was du zermalmet hast Mit deines trostes freuden.

15. So angethan will ich mich hin Für deinen vater machen, Ich weiß, er lencket seinen sinn Und schaffet rath mir schwachen. Er weiß, was fleisches lust und welt Und satan uns für netze stellt, Die uns zu stürtzen wachen.

16. Wie werd ich mich mein lebenlang Für solcher Plage scheuen, Durch deines guten Geistes zwang, Den du mir wollst verleyhen: Der mir von aller sünden list Und dem was dir zuwider ist, Helf ewig mich befreyen.

2. Runge S. 221. Nr. CXL. Melodie in Noten darüber.

1 Jesus meine zuversicht Und mein heyland ist im Leben, dieses weiß ich, sol ich nicht Darumb mich zufrieden geben Was die lange todesnacht Mir auch für gedancken macht.

2. Jesus, er mein heyland lebt, Ich werd auch das leben schauen, Seyn wo mein erlöser schwebt, Warumb solte mir denn[1]) grauen? Lässet auch ein häupt sein glied Welches er[2]) nicht nach sich zieht?

3. Ich bin durch der hofnung band Zu genau mit ihm verbunden, Meine starcke glaubenshand Wird in ihm gelegt gefunden, Daß mich auch kein todesbann Ewig von jm trennen kann.

4. Ich bin fleisch und muß daher Auch einmal zu asche werden. Das gesteh ich, doch wird er Mich erwecken aus der erden, Daß ich in der herrlichkeit Umb ihn seyn mög allezeit.

5. Dann wird eben diese haut Mich umbgeben, wie ich gläube, Gott wird werden angeschaut Dann von mir in diesem leibe, Und in diesem fleisch werd ich Jesum sehen ewiglich.

6. Dieser meiner augen licht Wird ihn meinen heiland kennen, Ich, ich selbst ein[3]) fremder nicht, Werd in seiner liebe brennen, Nur die schwachheit umb und an Wird von mir seyn abgethan.

---

1. Praxis 1653, Nr. 67. S. 126: 1) mit. 2) itzt. 3) höllen reich. 4) so auch die Praxis.

2. Praxis 1653. Nr. 175. S. 340: 1) dann. 2) es. 3) so auch die Praxis.

7. Was hie krancket, seufzt und siht,[1]) Wird dort frisch und herrlich gehen Irdisch werd ich ausgesät, Himmlisch werd ich auferstehen: Hie geh ich natürlich ein, dort da[2]) werd ich geistlich seyn.

8. Seyd getrost und hocherfreut, Jesus trägt euch meine[3]) Glieder, Gebt nicht stat der traurigkeit, Sterbt ihr, Christus rufft euch wieder. Wann die letzte trompt erklingt, Die auch durch die gräber dringt.

9. Lacht der finstern erden kluft, Lacht des todes und der höllen, Denn ihr solt euch durch die luft, Eurem heyland zugesellen, denn wird schwachheit und verdruß Ligen unter eurem Fuß.

10. Nur daß ihr den Geist erhebt Von den lüften[4]) dieser erden Und euch dem schon itzt ergebt Dem ihr beygefügt wolt werden. Schickt das hertze da hinein, Wo ihr ewig wündscht zu seyn.

3. Runge S. 297. Nr. CXC. Mel.: 42. Ps. oder: Zion klagt.

1. Gott, der reichthumb deiner güte, Dem ich alles schuldig halt, Ursacht, daß mir mein gemüthe Gegen dir für freuden wallt. Meinen wohlstand, meine zier Danck ich, Vater, einig dir, Du hast reichlich leib und leben, Ehr und guthat[1]) mir gegeben.

2. Wo sich hin mein augen wenden, Was mein hertz bedencken kan, Da erkenn ich aller enden, Was du, HErr, bey mir gethan. Leut und länder ehren mich, Berg und thäler neigen sich, Wild und walt sampt seinen[2]) flüssen Ligen mir[3]) zu meinen füssen.

3. Alles muß mein wundsch gewinnen, Alles krönt mich umb und an, Was ein mensch vergnügter sinnen In der welt begehren kan, Ja du hebest mich empor Uber meiner feinde thor, Ihre Zunge muß sich schweigen, Und ihr stoltz sich für mir neigen.

4. Solche gnade will ich singen, Meine zunge soll allein, Gott, von deinem lob erklingen, Du solt stets mein dancklied seyn. Deines großen namens ruhm Ist mein bestes Eigenthumb, Hat mein hertz mir angefüllet, Daß mein mund auch davon quillet.

5. Du bist meine burg und stärcke, Wenn ein unfall mich betrübt, O was große wunderwercke Hast du doch an mir verübt, Und aus lauter güte zwar: Warlich meiner gelben haar Oder würd und unschuld wegen Schweb ich nicht in diesem Segen.

6. Ich bin nichtig, Asch und erde, Meiner sünden greuel macht, Daß ich für dir schamroth werde: Nähmst du zornig sie in acht, O so must[4]) ich nur vergehn. Endlich muß auch ich entstehn Bey der motten fraß nicht minder Als die andern[5]) menschenkinder.

7. Sollt ich solcher gnaden wegen Dir nicht dancken, wie ich weiß? Weil ein Geist mein hertz wird regen, Solt du sein mein lied und preis, Meine freude, meine krohn Und mein tausenfacher[6]) lohn, Was ich von dir werde singen Sol die ewigkeit durchdringen.

---

2. Praxis 1653. Nr. 175. S. 340: 1) fleht. 2) nachmals. 3) so auch die Praxis. 4) lüsten (die Praxis schreibt stets: lufft, klufft, rufft).

3. Praxis 1653. Nr. 227. S. 432: 1) gutthat. 2) tausent. 3) liegen da zu m. 4) müßt. 5) die andre. 6) tausentfacher.

8. Nur laß mich dein gnadenzeichen Auch bis an mein ende seyn, Und dein heil nicht von mir weichen, Ob ich ausgeh, oder ein, Zeuch vor aus mir die begier Aus der Zeit hinauf zu dir, Daß ich an der Welt nicht klebe, Sondern allzeit umb dich schwebe.

9. Laß mich stets mehr himmlisch werden, Daß ich haße welt und zeit, Und ein feind sei dieser erden, Daß mir ihre herrlichkeit, Ihre zier und falsche lust, Sey ein lauter stanck und wust: Kann ich nur mit glaubenssinnen, Dich mein wahres gut gewinnen.

4. Runge S. 405. Nr. CCLXI. (Zwei Melodieen in Noten vorgedruckt).

1. Ein ander stelle sein Vertrauen Auf die Gewalt und Herrlichkeit, Und auf hochmuth iederzeit: Ich will auf GOtt den höchsten bauen, Der unter seiner macht die welt Sampt aller reiche kronen hält.

2. Er ist mein theil und bestes leben, Mein schild und starcker fels allein, In welchem ich kan sicher seyn, Wenn noth und unglück mich umbgeben, Ist meine burg und vester ort, Auch wider aller höllen mord.

3. Man legt mir heimlich tausent netze, Mein fleisch der bösen lust begier, Die reitzerin wohnt selbst in mir, Und suchet wie es mich verletze. Die welt, der falschen dinge schein, Wil überall mein meister seyn.

4. Wie könt ich ihrer list entgehen, Wenn Gott nicht meine zuflucht wär? Er ist mein schutz, mein kriegesheer, Und lehrt mich allem widerstehen, Was meiner starcken feinde macht Zusammen wider mich gebracht.

5. Ich stell in seine gnadenhand Mein leben, meinen geist und sinn, Weil ich durch ihn erlöset bin: Er hilfet mir bis an mein ende: Was ihm vertraut wird, muß bestehn, Wann erd und himmel untergehn.

6. Du HErr erkennest mein gemüte, Und meine seel in ihrer noth, Und giebest sie nicht in den tod. Darumb erfreut mich deine güte. Du hältest meine feind im zaum, Und machest meinen füßen raum.

7. Zwar bin ich ganz von kräfften kommen Von wegen meiner missethat, Die mein gebein verzehret hat, Und meine zeit hat abgenommen. Ich misse die gestalt und zier, Das leben ist noch kaum in mir.

8. Du aber, HErr, nimmst meine sache, Sie außzuführen, über dich, Schweigst meinen feind, Und übst für mich, An dem, der mich verfolgt hat, rache. Wie groß ist deiner güte macht, Bey dem, der deiner furcht hat acht.

9. Gott sey gelobt und hochgepreysen, Der wachsam auf mein elend sieht, Und mir so wunderliche güte In einer vesten Stadt erwiesen. Hat sich in meiner noth gewandt, Und meines flehens stimm erkant.

10. Ihr seine frommen solt ihn lieben, denn er ist euer hut und ruh, Und misset denen reichlich zu, Die frevel oder hochmuth üben: Seyd alle frisch und unverzagt, Die ihr es habt auf Gott gewagt.

Zur Würdigung der Sprichwörtersammlung des Johann Agricola.

Von **Rudolf Windel** in Halle a. S.

Johann Agricola (1494—1566) hat sich für alle Zeiten in der Geschichte unserer deutschen Nationallitteratur einen ehrenvollen Platz gesichert durch seine Sammlung und Auslegung deutscher Sprichwörter. Namentlich letztere ist eine reiche Fundgrube für Volksleben und Kulturgeschichte der Reformationszeit und doch, wie mir scheint, überaus unbekannt, sodaß es wohl sich lohnt, einmal wieder auf dies Werk aufmerksam zu machen. Kawerau in seiner vorzüglichen Biographie des Johann Agricola legt auf Agricolas theologische Thätigkeit das Hauptgewicht und streift nur kurz[1]) seine Bedeutung für die deutsche Litteratur. Latendorf in seinem Werke: „Agricolas Sprichwörter, ihr hochdeutscher Ursprung und ihr Einfluß auf die deutschen und niederländischen Sammler" sucht nur den Streit, ob die erste Ausgabe ursprünglich niederdeutsch erschien, oder ob die niederdeutsche Ausgabe eine Übersetzung einer vorher gedruckten hochdeutschen sei, zu entscheiden; auf den reichen Inhalt des Werkes in kulturhistorischer Beziehung geht er wenig ein.

Ich schicke zunächst einige Daten über Agricolas Leben voraus. Johann Agricola — Luther nennt ihn mit Vorliebe Grickel[2]) — ist 1494 zu Eisleben geboren, studierte 1515 in Wittenberg, wo er Luther und Melanchthon sehr nahe stand, mit denen er aber in der Folgezeit vielfach dogmatische — der Streit über seinen „Antinomismus" erbitterte Luther sehr gegen ihn — und persönliche Streitigkeiten hatte.[3]) Er führte die Reformation in Frankfurt a. O. ein (1525), war Lehrer und Prediger in Eisleben (bis 1536), übersetzte hier die Andria des Terenz ins Deutsche, diente inzwischen dem Kurfürsten von Sachsen als Reiseprediger auf den Reichstagen in Speier (1526) und Augsburg (1530). Seit 1536 lebte er in Wittenberg, wo er Vorlesungen hielt. 1540 wurde er vom Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg als Hof- und Domprediger berufen, spielte bei den Verhandlungen über das

1) S. 104 flg.

2) Vergl. z. B. Tischreden (Ausgabe von Förstemann-Bindseil) II, 418.

3) Luthers ungünstiges Urteil über seine Sprichwörtersammlung siehe bei Bindseil, Colloquia I, 423.

Augsburger Interim, das er mit verfaßt hat, eine große, aber zweifelhafte Rolle (1548), wurde später zum Generalsuperintendenten der Mark ernannt und starb den 22. September 1566.

Im Jahre 1528 sammelte und bearbeitete er zunächst 300 Sprichwörter, die zum Beginn des nächsten Jahres erschienen. In rascher Folge ließ er dieser ersten Sammlung während des Reichstages zu Speier (1529) „das ander teyl gemeiner deutscher Sprichwörter" folgen, in welchem dem Titel zufolge 450, in Wahrheit jedoch 449 weitere Sprichwörter Aufnahme und Besprechung gefunden hatten. Beide Teile wurden seit 1534 häufig in einer von Agricola revidierten Gesamtausgabe unter dem Titel: „Siebenhundert vnd Fünfftzig deutscher Sprüchwörter, ernewert vnd gebessert durch Johann Agricola" aufgelegt. Auf dieses Werk beziehen sich meine folgenden Ausführungen. Ich citiere nach einer Ausgabe vom Jahre 1548. Eben in diesem Jahre 1548 ließ Agricola eine dritte Sammlung: „Fünfhundert gemeiner newer Teutscher Sprüchwörter" erscheinen, welche Sammlung mir unbekannt ist.

Versuche ich diese Sprichwörtersammlung und ihre Auslegung, auf welche letztere als Agricolas eigentliches Eigentum am meisten Gewicht zu legen ist, zu charakterisieren, so muß an erster Stelle, glaube ich, hervorgehoben werden die ausgesprochene tendenziöse Absicht des Werkes in konfessioneller Hinsicht und zum andern, was erfreulicher ist, das kräftige nationale Bewußtsein, was in diesem Werke zum Ausdruck kommt. Als Beweis für den ersten Punkt hebe ich, um in diesen unerquicklichen Dingen nicht zu weitläufig zu sein, nur ein Beispiel hervor, das freilich jene Grundtendenz in ihrer ganzen Derbheit zum Ausdruck bringt. In der Auslegung des Sprichworts: „Der Teufel ist unseres Herrgotts Affe"[1]) heißt es: Es sagen ettlich, das die Münch auß sölchem affenspil des Teufels iren Ursprung haben, vnnd also, Gott name ein roten erden kloß (wie Moses) vnd richtet ihn zu es solt ein lebendiger mensch drauß werden, stellet in an ein wandt vnd sprach, Fiat, Also ward ein lebendiger mensch darauß vnd lebte. Vber etlich zeit hernach wolte der Teufel diß unserm Herre gott nach thun, nimmt auch einen erden klump, richtet ihn zu, es solt ein mensch drauß werden vnd hatte nicht fleissig achtung gehab vff Gotteswort, das er nu zumal vergessen hatte, vnd stellet es an einen Zaun vnd spricht, Pfuat, da gerieb es übel, vnd ward ein Münch darauß." Es wird dann weiter erzählt, wie auch die eigenartige Kleidung des Mönches vom Teufel stammt. Dann heißt es wörtlich weiter: Der bruder gehet hin vn wil brot bitten vmb Gottes willen vnd da er ins dorff kame, vnd den leutten eyn sol-

1) Nr. 24, S. 20 flg.

liches wunderbarliches thier noch new vnd vnbekandt was, lieffen die Kinder (so bey den pferden vnd gänsen auff dem felde waren) heym vnd schrien, vnd wüsten nicht was das für ein vngehewr thier was. Es war aber eben vmb die zeit, da der hirdt pflegt zu mittag das vihe ein zu treiben. Da schrie der dorffochs, Mo, mo, mo, mönch. Da sagten die kinder, Hör, hör, unser dorffochs kennet ihn, Es ist ein Mönch. Der Teuffel macht den ersten Münch, der dorffochs aber hat in getauffet vnd den namen geben."

Zum andern seine nationale Gesinnung zeigt sich vor allem darin, daß in einer Zeit, wo der Weisheitsschatz, der in der heimischen Litteratur niedergelegt ist, den Schätzen der antiken Litteratur gegenüber verachtet wurde, Agricola gerade diesen heranzieht, wenn er auch anderseits die lateinischen und griechischen Klassiker reichlich verwendet. Agricola zeigt eine seltene Belesenheit in der Nationallitteratur. Vor allen andern zitiert er sehr oft Freidank, neben ihm Renner, Sebastian Brand, schweizerische Volkslieder,[1] den Sachsenspiegel,[2] den Eulenspiegel,[3] Wolf Dietrich,[4] Marcolf,[5] den auch Luther oft zitiert, den Rosengarten.[6]) S. 19 heißt es bei der Auslegung des Sprichworts: „Du solt nicht allen

1) S. 31 und S. 39. S. 197. Da ich bei Tobler, Schweizerische Volkslieder (2. Bd.), diese Lieder nicht finde, so setze ich zu ihrer Charakteristik wenigstens eins hierher. Zu Nr. 66: „Nimmer gelt, nimmer gesell" heißt es: „Der Schweitzer singet also":

> „Wer yetzt hat gelt inn diser welt, den stellt man vora an spitzen,
> Tracht nicht darbey, wie frumm er sei, herfür her muß er sitzen.
> Gewalt, gunst und gelt, den bracht behelt, allhier auff dieser erden,
> On gut viel ehr, gilt nimmer mehr, was will es doch noch werden?
> So muß der schlecht, der frumm vn gerecht, allzeit dahinden bleiben.
> Wer nicht hat hab, ist jetzt schabab, bei man und auch bei weiben.
> Vernunft, kunst, witz gilt on gelt nichts, allhier auff dieser erden.
> Wer hat guts viel, thut, was er will, was will es doch noch werden."

Darüber, daß aus der nicht schweizerischen Sprachform des Liedes nicht ohne weiteres auf nicht schweizerischen Ursprung zu schließen ist, siehe Tobler I, S. 82. Das eigenartige „schabab" finde ich noch in einem andern schweizerischen Volksliede (Bei Tobler a. a. O. I, S. 174 Strophe 4):

> Der Spikenard (= Lavendel) und Rosmarin
> Floriren wenig Tag;
> Sobald der Dornhag Rosen hat,
> Sobald sind sie schabab.

2) S. 113.
3) S. 28.
4) S. 192.
5) S. 70.
6) S. 201.

geistern glauben". Der Teufel hat bücher gemacht, die dazu dieneten, (daß man falschen Geistern glaubt,) als Ritter Tundalum, Patriciusloch und Arnd im Niederland. In der Vorrede giebt er die Werke an, die er aus der deutschen Litteratur kennt: Renner, der gelebt hat Anno 1300 sagt von Kreck, Ywan, Tristrand, König Rucker, Partzival vnd Wiglois. Wir kennen sonst den alten Hildenbrand, Dietrich von Bern, Herzog Ecken, König Fasolt, Risen Signot, Den edlen Moringer, Ritter Pontus, vnd was die Taffelrunde vermag. Es ist gerhümet Freidank, Ritter von Thurn, Markolphus, die Sieben Meister, vnd was bei unserm gedenken ist new worden, Centinouella, das Narren Schiff, Sebastian Brands, der Pfaff von Kalenberg, Vlenspiegel vnd Thewerdank.

Die Thaten des deutschen Adels, wie sie in den deutschen Ritterromanen des Mittelalters und im Volksepos verherrlicht werden, hält er dem Adel seiner Zeit als Vorbild wiederholt vor.[1])

Wohl zitiert er auch, wie schon oben angeführt, viele Stellen aus griechischen und römischen Klassikern. Er kennt die große Fundgrube für Sprichwörter aus den antiken Klassikern, Erasmi von Rotterdam „adagiorum chiliades", wollte er doch mit seinem Werke ein nationales Gegenstück liefern, wie er es in der Vorrede selbst ausspricht. Aber sein Humanismus entfremdet ihn nicht seinem heimischen Volkstum; in einem Falle bestärkt er ihn in seinem nationalen Bewußtsein sogar. Ich meine folgendes.[2]) Die erste Ausgabe von Tacitus Germania erschien 1473 zu Bologna. Die ersten sechs Bücher der Analen, die des großen deutschen Volkshelden Arminius so warm gedenken, wurden 1515 zu Rom veröffentlicht. In diesen Schriften, die doch in gewissem Sinne dem Humanismus verdankt wurden, war eine Quelle nationaler Erfrischung ersten Ranges geboten. Jetzt gewinnt jenes Urbild der deutschen Volkspersönlichkeit, Arminius, die festen Umrisse, 1529 erschien Ulrichs von Hutten nachgelassener Dialog Arminius, der den Hermannskultus in der Poesie der Deutschen eröffnet. Die Mannhaftigkeit und Treue der alten Germanen in Tacitus Germania, die Einfachheit der Lebensführung und der Haß gegen das fremde römische Wesen, jetzt freilich in anderm Sinne, wird vorbildlich für die Deutschen des 16. Jahrhunderts. In diesem Sinne verwendet Agricola Tacitus, „Germania" in seinem Werke wiederholt. In der Vorrede S. 2 heißt es: Also haben vnsere alte Deutschen einfältig geredt vn wenig wort gebraucht, auch wenig Gesätz gehabt: Aber wie Cornelius Tacitus von ihnen schreibt, so hat bei den

1) Vergl. z. B. S. 67.

2) Vergl. auch M. Jähns: Der Vaterlandsgedanke und die deutsche Dichtung S. 45 und Scherer, Geschichte der deutschen Litteratur (zweite Ausgabe) S. 287.

Deutschen trewe vnd glaub mehr golten on viel gesätze dann bei den Römern, die viel ordenung vnd mancherley gesätz hatten. Zu Nr. 153 „Geb arß, nem arß" spricht er über die Unsitte des deutschen Adels sich in unsaubere Finanzgeschäfte einzulassen, besonders sei der Wucher, „den man nennt den vmbschlag" des Adels unwürdig. Es heißt da (S. 80): Sollten vnsere alten Deutschen jetzt auffstehen vnd leben, so würden sie sich gewißlich solcher ihrer nachkommen beschemen, weil solche vnträw vnd finantzen, wucherei vnd dieberei vnder den träwen Deutschen eingerissen weren. Dann vnserer vorfaren träw ist auch den Rhömern vnd andern vndeutschen Nationen berümpt vnd bekandt gewest, wie Cornelius Tacitus schreibt. In der Auslegung zu Nr. 264 „Da Adam reutte, vnd Eua span, Wer was da ein Edelman?" heißt es S. 158: Cornelius Tacitus, der Römer, schreibt von den Deutschen, das sie den zum Herren vnd kerle gemacht haben, welcher am mannlichsten gefochten hat: Also lieset man vom Arminio, der den Quintilium Varum erschlug vnd gewann zwey grosse heer panier, daran zwen Adler gemalet waren, daher die Deutschen noch heuttigs tags einen Adler füren, mit zweyen köpffen.[1])

Er verweilt gern bei den guten Volkssitten, die das deutsche Volk vor andern auszeichnet. So lobt er die Gastfreundschaft als eine schöne deutsche Tugend, in der sonderlich der Adel sich auszeichnet. So heißt es in den Erläuterungen zu dem Sprichworte Nr. 78: „Das bier vnd der wein folget dem zapffen": Sonderlich ist das breuchlich (Gastfreundschaft zu üben) vnder dem Adel in deutschen landen, auch schier zur übermaß, dann ich habe gehört von Herr Aschen von Kran, das er ein jar fast auff die sechs tausent pferde herbrigen muß, seiner herren freundt vnd gutter gesellen ... Deßgleichen geschicht in gastheusern vn offnen herbergen Deutsches landts, da man der leute wol pflegt vmb ihr gelt. Vnd wiewohl der hochgelert Herr, Erasmus von Roterrdam, den alle, die sich Lateinischer vnd Griechischer sprachen geflissen haben, vmb seine mühe vnd arbeit, so er hierinn wol vnd treulich bewisen hat, holdt sein, höchlich loben vnd preisen müssen, wo sie anders ein ader in ihn haben die erbar ist, die deutschen herbrige höchlich verlachet vnd verhönet, vnd rhümet dagegen Welschland, Franckreich vnd andere nationen, So muß doch jederman dem deutschen lande den rhum billich geben, daß wo er in ein herberg kümpt, so ist er als sicher seines leibs vnd guts, als were er daheym in seim eygnen hauße, on schewe vnd gfahr, das doch sunst in keyner nation meer ist, weder in Welschlandt noch Franckreich.

1) Vergl. S. 45 noch und S. 46.

Wohl beklagt er zu dem Sprichwort Nr. 79: Zwo malzeit schlagen sich nit, das er „ein recht deutsch Ebriaks[1]) sprüchwort" nennt, daß bei den deutschen „fressen vnd sauffen keyn schand ist", aber er setzt doch zur Entschuldigung hinzu: „Und wiewol ich der deutschen fressen vnd sauffen zur übermaß nit loben kan, so gefelt mir doch wol, das sie weniger schaden thun andern leuten, dann eben die, so stets nüchtern seindt. Ein deutscher schadet niemandt dann ihm selbs, wann er zuweilen ein sawmal machet. Andere nationen schaden inen selber vnd andern leuten, dann wer erfindet mer finantzen, mer newer find, land vnd leut zu betriegen, dann eben die stulräuber (?), die am wenigsten essen vnd ein trüncklein wein thun.

In der Auslegung des Sprichworts Nr. 87 „Schneller radt nie gut wardt" sagt er, alle Nationen sähen das als einen Nationalfehler der Deutschen an, daß „künheyt vnd muts genug bey uns sey, aber es sei nit ein weiser radt, sonder thumm künheyt, welches man nicht ehe sihet, dann nach der That, sie seie wol oder übel geradten.

Über die Lust der Deutschen zu schwören und zu fluchen, klagt er mit Recht. So heißt es zu Nr. 472 „das dich ein böß jar ankomme": Ich weiß nit, was andere nation für schwür vnd flüch haben, aber das weyß ich, das wir Deutschen grewliche, heßliche flüche vnd schwür haben, vnd der über auß viel. Er zählt dann eine ganz stattliche Reihe von Flüchen auf. Ich hebe nur den einen, sprachlich interessanten Fluch hervor, der sich auch bei Luther[2]) findet: Der gähritten gehe dich an (Nr. 478). In der Erklärung heißt es: Diß wort ist am Reynstrom fast gemeyn vnd ist meins danckens der ritt das fieber, das kalte oder frörer. Der gähritten aber ist das feber, das die Ertzte nennen das Pestilentzisch feber, das bald ende gibt vnd tödtet.

Wie er eine ganze Galerie von Flüchen giebt, so auch interessante Umschreibungen für „sterben". In der Erläuterung zu dem Sprichwort Nr. 468: „Er hat mit der haudt bezahlet" heißt es: Mit der haudt bezahlen, ist sterben. Und wir Deutschen haben der Figuren viel, damit wir sterben nennen, als, Er ist zum Fuchse worden, Er hat sich verkrochen, Er ist auff dem rücken zu kirchen gangen.

Besonders interessant sind die Beiträge, die Agricolas Werk zu den nationalökonomischen Auffassungen der Reformationszeit bietet. Auch er eifert, wie Luther und die 1476 erschienene „Reformation des Kaisers Sigmund" von Friedrich Reiser gegen die großen Handelsgesell-

1) Von dem lateinischen ebrius „trunken" abgeleitet. S. 84 heißt es: Julius Papa war ein voller mensch vnd ebriack.

1) Z. B. in der lateinisch geschriebenen Auslegung des Predigers Salomo (Erlanger Ausgabe B. 21) zu Cap. 6 V. 7.

schaften mit ihren Monopolen, die nach ihrem Belieben und zu ihrem Nutzen die Preise verteuerten. So erzählt er zu Nr. 226 dem Sprichwort „Gehe hin, würd ein kremer, ein schalck, sagt der Hencker zu seinem Knecht", daß „Jakob Fucker"[1]) dem König von Portugal dafür, daß die Fuggers den Würzkauf allein haben sollten, ein solches Geschenk gemacht habe, „daß es auch gnug were, wo nicht zuuiel, wann es ein Keyser dem andern schenkte. Vnd vor der vnderhandlung waren alle würtze bessers kauffs, hernach aber haben sie die selbigen gesteygert nach iren wolgefallen. Auff das sie aber einen schein machen, als stehe es nit bei ihnen, so muß eyn jedes jare der saffran oder ingber wolfeyl werden, vnn darnach ein ander jar widerumb theurer, gleich als weren sie übel geradten. Die keyserlichen Rechte verbieten Monopolia, die fürkäuffe, aber jetzt ist niemadt besser noch baß gehalten, dann die selbigen geselschaffter vnd fürkäuffer. Man sagt, es sei schier keyn Fürst deutsches landes, er sei dem Fucker schuldig, darumb halten sie auch über den Keyserlichen Rechten nicht, vnd lassen eynen jeklichen thun, was er nur will". In der Auslegung desselben Sprichworts (S. 129) klagt er, wie er auch sonst, über Münzverschlechterung: Es ist jetzt der müntz halber solcher betrug, das ein armer man, wo er will gutte müntz haben, etwas viel an seiner narung verlieren muß, vnd auffgeldt geben. Daher es kompt, das eitel böse müntz geng vnd gebe ist aber die gutte müntz bleibt dahinden, vnd kompt nicht herfür, denn alleyn mit wucher.

Gegen Zinsnehmen bis zu fünf Prozent hat er nichts[2]), im Gegensatz zu Luther, der alles Zinsnehmen für sündig erklärt. Dagegen wendet er sich mit aller Entschiedenheit gegen eine wucherische Manipulation jener Zeit, die auch Luther bekannt ist[3]), der „Umschlag" genannt, welches Unwesen nach Agricola besonders bei dem Adel in Sachsen, Engern und Westfalen im Schwange ging[4]). Es heißt: „Es geht aber also zu, wann einer eim herren oder eim andern junckhern gelt leiht, als tausent gülden, so muß derselbig, dem das gelt gelihen wirdt, pferd vnd andere des landes speise, als speck auff das thewrest vnd über sein werd angeschlagen, mit zunehmen. Darnach muß er sich verschreiben, auffs hundert järlich zehen gulden zu zinße zugeben, biß so lang er die hauptsumm wider ableget. Wann nun das gelt überantwort wirt, so nimpt von stund an der darleger die selbige zinßdauer, gleich als were schon das jar verlauffen, vnd nach verlauffen des jars muß der zinß gleich wol noch einmal gefallen."

1) Vgl. auch S. 63.
2) Vergl. Nr. 225.
3) Vergl. Luthers Auslegung des 101. Psalms bei Walch: Luthers Schriften V S. 1245.
4) Vergl. auch S. 67.

Über den materiellen Sinn seiner Zeit hat er viel zu klagen. „Die fürnemsten[1]) städte deutsches landes, lassen jetzt niemandt mehr künste vnd sprachen lernen, sondern so bald ein knab deutsch schreiben vnd lesen kan, so muß er gen Franckfordt, Antwerp vnd Nürmberg, vnd muß rechen lernen, vnd des handels gelegenheyt. Was aber endtlich für ein vnglück deutschem lande entstehen wirt auß solcher blindtheyt, wöllen wir über zehn jare wol innen werden, wiewol mit vnserm mercklichen schaden. Einmal[2]) versteigt er sich sogar zu der Behauptung: Darumb schadet eyn krämer landen vnd leutten mehr dann ein nachrichter!

Wilh. Vogt: Die Vorgeschichte des Bauernkrieges[3]) sagt sehr richtig: „Die Husiten auf der einen Seite als Vorkämpfer der religiösen und sozialen Freiheit, die Schweizer auf der andern als die Vorkämpfer der politischen Freiheit standen dem deutschen Bürger- und Bauernvolk des sechzehnten Jahrhunderts als lebendige Vorbilder stets vor der Seele. Deshalb wurden die beiden Namen Schlagwörter, in denen der gemeine Mann kurz und bündig sein ganzes Dichten und Trachten zusammenfaßte.“ Für diese Behauptung findet sich bei Agricola in der Auslegung zu dem Sprichwort: „Eyn gemeyn gerücht ist selten erlogen“ ein eigenartiger Beleg. Es heißt da: Man hat gesagt bei menschen gezeitten her, vn niemand weyß, von wem es außkommen ist, Es sol der Schwanberg noch mitten in Schweitz ligen, das ist, das gantz deutschland wirdt Schweitz werden. Es ist ein gemeyne sag, aber wie sich noch alle sachen anlassen inn deutschen landen, so hab ich sorge für meine torheyt, es werd sich fast da hinauß lenken. Vor zeitten haben die alten Keyser etliche stät gefreiet mit privilegien vnd anderen fürzogen, auff das sie freundtschafft, gehorsam, vnd gunst bei ihren leutten behielten. Yetzund aber wolt man gern den Städten nemmen was sie haben. Eyner sagt, er wölt das die Stadt ein fischteich were. Der ander, das sie im mör lege 2c. Soll das freuntlich sein vnn zum frieden dienen, oder gehorsam erwecken, bei den vnderthanen, das sie einen herren haben dem sie zinß, schoß, vnd rendt geben, der da wölle, das sie all im mör legen, so hab ichs nit mehr gehört. Gott hat den Fürsten Deutsches lands den knopff vom messer geweiset. Es haben sich aber irer wenig leyder dauon gebessert. Sie sehen drauff das er inen nit der mal eins die scherpffe weise, vnn stürtze sie gar herunder. Die es thun werden, werden vnrecht thun, aber den lieben herren wirdt recht geschehen. Die Schweitzer haben groß unrecht, daz si ihre herren veriagt haben, noch gleichwol ist ihren herren recht geschehen.

1) S. 129.
2) S. 130.
3) S. 81.

Auch sonst wird manches Interessante über die Städte gesagt. So heißt es S. 322: Zu Nürmberg ist ein heisser steinweg, zu Braunschwig ist er nit also heiß, das ist, zu Braunschwig ist leichter zeren denn zu Nüremberg. S. 13 werden als die „grösten Emporia vnd Messen, Antwerp, Franckfurt vnd Leipßig" genannt. S. 42 werden Straßburg und Nürnberg erwähnt, weil sie „vor andern Stätten mit Policeien, Communen vnd wolgezierten Regimenten vorghen vnd begnadet seind.[1])

Über Stammessitten fehlt es auch nicht an interessanten Angaben. So heißt es S. 176: Die Sachsen seiendt gewonet gutter ruwe vnd stille, haben ihre wichtbildt vnd landtrecht, des halten sie sich. Die Schwaben vnd Beyern sind nahend bei Schweitz, die des kriegß gewonet han, darumb seindt es Machthansen vnd auffrürische köpffe, die gern haddern vnd zancken. Wann ein Sachse getruncken hat, so gehet er schlaffen, Wann eyn Schwab oder Beyer getruncken hat, so wil er fechten. Zu dem Sprichworte: „Mit worten speisen"[2]) heißt es: In Meissen, Schwaben, vnd Francken ists breuchlich das man sagt zu den gästen, Ir müßt also für lieb nemmen, habt ir nicht viel zu essen gehabt, so trinkt dester mehr. Was am essen zu wenig ist gewesen, des mügt ihr euch am trincken erholen. In Sachsen aber spricht man, Etet iu all satt lieben freunde. Item, Fritt dat in, Etet iu all deger (?) vol. Ich hebbe all vol geeten. Damit sie anzeygen, es sei gnug fürhanden, wie man auch viel reichlicher speiset inn Sachsen, dann inandern landen.

Vieles enthält die Sammlung über Kleidertrachten und Moden: Die[3]) junckfrawen deutsches lands tragen berline bändel. An ettlichen ortten als am Rhein, in Schwaben vnd Beyern, auch in Schweitz, schlagen sie die harflechten hinder sich zurücke. In Meissen vnd Döringen flechten sie die zöpffe auff iren Häuptern hoch empor, wie ein storckennest. In Sachsen vnd Hessen schlagen sie sie vmb ihre ohren herum. Die röcke seind allenthalben lang, vnd schier gleich, das also ein yegklich land sein monier (?) zum schmuck hat. Der menner schmuck aber ist fast gleich in gantzem deutschen lande. Die röck biß auff die waden vnder die knie, weite ermel mit viel falten, vnd hoch zu halse, vnd were ein schande einem erbarn manne on hosen zu gehen. Ein Hut oder weyt parret, kurtze har.

Zu Nr. 62[4]): „Wer einen bart laßt wachsen, der hat ein schalckheyt gethan, oder hat einer willen", beklagt er folgendermaßen das Nachäffen

1) Vergl. auch noch S. 120 Nürnbergs Lob.
2) S. 228.
3) S. 232 zu Nr. 370.
4) S. 89 flg.

fremder Moden: Vnsere alten Deutschen haben hůt getragen, vnd zum zeychen der einfalt das gestümpffte end hinden gekeret, Jetzt bringet ein jedes jar ein newe kleydung an schuhen, pareten vnd anderer leichtfertigkeyt. Ich höret einmal von eym weisen mann, das man einen Deutschen malen solt mit einem gantzen Lündischen oder Englischen tuch, das ihm solte am halß hangen, vff das ein Deutscher doch seinen fürwitz möchte büssen, dann ein deutscher were wie ein Affe, was er sehe von andern Nationen, wie sie sich kleydeten, also wolt ers inen nachthun. Itzt trägt man Frantzösische wehrröck, Hispanische kappen, dz man noch wol ein Englisch tuch darzu bedörffte. Es zeygt aber sölche äffische weiß an, dz wir deutschen leichtfertig leut seind, welchs wir doch mer schand dann ehr haben.

Trotz seines entschiedenen Nationalbewußtseins will Agricola aus den Schulen nicht die fremden Sprachen vertrieben wissen. So heißt es in der Auslegung des Sprichworts „Was eyner kan, das kan er eynen andern auch leren vnd von sich sagen[1]): Es ist eyn grosser erbärmlicher irrthumb jetzund in alle landt kommen, also, das man meynt, man wölle andere leut leren alleyn durch die deutsche sprach, vnd kumpt leyder darzu, dz niemandt der kunst achtet, dadurch man reden vnd leren lernet. Gott hat zu disen letzten zeitten deutsch geredt, vnd zuvor nie nicht." Er führt dann weiter aus, daß, wenn jetzt auch die Bibelübersetzung Luthers da sei, man doch deshalb nicht das Studium des Griechischen und Hebräischen vernachlässigen dürfe. Dann heißt es weiter: Ich hab leyder sorge, man werd über zehen jar niemand mehr haben, der ein knaben künde die Grammatica leren, dann was jetzundt jung gelerte gesellen seindt, die wenden sich zu den studiis, quae sunt de pane lucrando, das ist, zu dem geitze, Ja werden Ertzte, Juristen, Kinderzucht fället dahin . . . Alle sprachen werden vndergehen, vnd werden die leut wider zu bestien werden.

Über mancherlei Aberglauben handelt er zu Nr. 301[2]): „Das wirdt geschehen, wann der Teuffel von Ach kumpt". Hier erfahren wir auch (S. 195) eine Geschichte von dem Knechte des Vaters des Hans von Rechenberg, die etwas an den Inhalt der Uhlandschen Ballade „Junker Rechberger" anklingt[3]). Manche Ausführungen hier zeigen, wie tief Agricola selbst noch im Aberglauben steckte.

---

1) S. 287 Nr. 379. Hier findet sich übrigens die interessante Notiz: „Albrecht Dürer, eyn hoher kopff, bürger zu Nürmberg, hat sich vil bekümmert mit der versehung predestination, wie die scharpffen köpffe dann pflegen."

2) S. 179 flg.

3) Die Quelle für das Uhlandsche Gedicht ist Kirchhofs „Wend Unmuth" 1563, wie P. Eichholtz in den „Quellenstudien zu Uhlands Balladen", einen sehr schätzbaren Beitrag zur Uhland-Philologie, zeigt.

Manches die deutsche Mythologie Betreffende enthält die Auslegung des Sprichworts (Nr. 667): „Du bist der trewe Eckhard, du warnest yederman; die Schilderung des „wütenden Heeres" darin ist interessant.

Medizinische Dinge erörtert er oft, so z. B. zu Nr. 361: „Hilfft es nicht, so schadet es doch nicht", wo sich die Stelle findet: Unerfaren ärtzt geben quid pro quo, merdam pro Balsamo, darumb müssen sie einen eignen vn newen kirchhoff haben, da sie die hinbegraben, die sie erwürgen. Von einem solchen Arzte erzählt auch die Auslegung zu Nr. 647 dem Sprichworte: Schlump mein öhem. Hier heißt es über das in seinem Ursprunge mir rätselhafte Wort Schlump: Schlumps (also adverbiell) ist on fürgedanken, on kunst, vnd vnuersehens, nemlich wenn eynem ettwas ongefehr glücket, vnd die andern vergünnen yhm des glücks nit.

Mit den Femgerichten beschäftigt sich die Auslegung des Sprichworts Nr. 57 „Er ist gewissen". Er teilt hier auch mit, daß das Erkennungszeichen der Schöffen war: „Das messer mit der spitzen zu sich, vnd die schalen nach der schüsseln von sich gekehrt.[1])

Ich schließe meine durchaus nicht erschöpfenden Mitteilungen mit dem, was Agricola zu Nr. 447 über die Zigener sagt: Es ist ein Welsche nation, die pflegt sich im Deutschen landen zu neren, eins teils auß Lombardei, die die schornsteyne fegen vnd camein, Eins teyls auch von Creta oder Candia, die werffen einen König auff, vnd ziehen durch deutsche land, die nennet man Zygeuner oder Tattern, dieselbigen vnderstehen sich den leutten war zu sagen, sonderlich aber die weyber, so seind dann meine gute Deutschen also einfältige bestien vnd glauben ihnen, was sie sagen, ja sie geben yhnen noch gelt darzu. Diese Tattern neren sich fast mit stelen vnd heymlichem partiren. Ich halt sie für bettler vnd kundtschaffter oder verräter, welche den hautzen (?) vnd die hautzin besesseln (?) vnd verianen (verthun?) darnach das ihr in dem sonnebeth (?).

Schon diese Mitteilungen werden zeigen, mit welchem Recht ich das Werk Agricolas oben eine Fundgrube für die Kulturgeschichte des sechzehnten Jahrhunderts nannte. Sie zeigen aber auch, wie recht Kawerau hat, wenn er a. a. O. sagt: „Agricola hat seinen Zeitgenossen ein Lesebuch geschaffen, das für Gelehrte wie Ungelehrte, für alt und jung (?) — freilich manches sehr Derbe läuft mit unter, doch daran nahm ja der Geschmack jener Zeit keinen Anstoß — einen reichhaltigen Stoff praktischer und religiöser Lebensweisheit in schmackhafter Form, in buntem Wechsel von Poesie und Prosa, von Erzählung und Belehrung, von Scherz und Ernst darbot."

---

1) Vgl. G. v. Amyntor: Gerke Suteminne II, 13 flg., ein für die Schülerbibliotheken sehr empfehlenswerter kulturhistorischer Roman.

Sprechzimmer.

1.

Seume und Lessing.

Die am 15. September 1895 vollzogene Einweihung des Seumedenkmals in Teplitz hat uns den „Spaziergänger nach Syrakus" wieder in frische Erinnerung gebracht. In der That verdient Seume größere Beachtung als ihm bisweilen geschenkt wird. Schon Wieland hat ihn einen Menschen von großem Werte genannt und Schiller hat ihn aufgefordert seine Selbstbiographie zu schreiben.[1]) In neueren Litteraturgeschichten wird aber Seumes Bedeutung unterschätzt, so z. B. von Vilmar; ja der Sprach- und Litterarhistoriker Daniel Sanders hat in seiner „Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur"[2]), die mit Goethes Tod abschließt, Seume (1763—1810) nicht einmal mit Namen erwähnt. Wie ist das zu erklären? Ist das Zufall oder Absicht? Oder rechnet ihn Sanders etwa nicht zu Goethes eigentlichen Zeitgenossen, sondern zu den jüngeren, „über welche das Urteil natürlich noch nicht abgeschlossen sein kann?" Ich vermute fast.

Dagegen vergleicht H. Pröhle[3]) Seume in anerkennender Weise mit Heinse. Er sagt: „Manche Züge in Heinses Charakter und manche Stellen in seinen Briefen erinnern wohl auch an Seume, der mit demselben Paar Stiefeln nach Syrakus hin und her wanderte".

Noch mehr auffallend ist die Charakterähnlichkeit Seumes und Lessings. Ebenso bietet auch der Lebensgang beider eine merkwürdige Übereinstimmung. Beide, geborene Sachsen, studierten noch sehr jung in Leipzig Theologie und Philologie. Ohne ihre Studien vollendet zu haben, verließen sie die Stadt aus Mangel an Subsistenzmitteln, Lessing, um nach Berlin zu ziehen und dort sein Glück zu versuchen, Seume, um sich in Paris umzusehen, was da für ihn zu thun sei. Nun folgen die Wanderjahre für beide. Unstät treffen wir Lessing in Berlin, Wittenberg, Leipzig, Hamburg und wieder Berlin. Seume wird auf dem Weg nach Paris von hessischen Werbern ergriffen, als Soldat an England verkauft und nach Nordamerika übergeschifft, um gegen die Kolonisten zu kämpfen. Nach Deutschland wieder zurückgekehrt fiel er preußischen

1) Schiller hat von Seume auch einen Beitrag in seine Thalia aufgenommen. S. Urlichs, Briefe an Schiller, Nr. 67. Vergl. meine Ausgabe von Schillers Kalender (Cotta 1893) S. 293.

2) In der 3. (letzten?) Auflage seines Buchs (1887), die ich vor mir habe, wenigstens ist der Name nicht zu finden.

3) S. „Lessing, Wieland, Heinse", S. 126.

Werbern in die Hände und mußte wieder Soldat werden. Endlich vom Kriegsdienst durch Loskaufung befreit, schloß er in Leipzig seine Studien mit der Promotion ab.

Das Jahr 1760 brachte Lessing eine festere Stellung: er wurde Sekretär bei dem General Tauenzien, dem Kommandeur von Breslau. Als solcher wohnte er der Blokade von Schweidnitz an.

Auch Seume wurde, 1793, Sekretär und zwar bei dem russischen General Igelström in Warschau. Mit diesem machte er die Greuel des Polenaufstandes mit.

General Tauenzien stand dem Münzwesen (bezw. der Münzverschlechterung) vor. Lessing hatte als Sekretär die Kontrakte mit den Münzunternehmern abzuschließen u. s. w. In dieser Stellung hätte er sich leicht bereichern können, was er aber, als er dazu von gewissen Seiten aufgefordert wurde, verschmähte. Dasselbe wird auch von Seume berichtet. Als man in Warschau erfuhr, in welchem Ansehen Seume bei dem General stehe, so versuchte man ihn zu vorteilhaften Spekulationen zu benützen. Allein vergeblich. So bat ihn einst ein Jude um seine Protektion bei Gelegenheit eines Magazinverkaufs. Er meinte es sei doch besser, daß ein so verdienstvoller Mann wie der Sekretär und ein so ehrlicher Mann als er, der Kauflustige, bei der Sache gewinnen, als ganz fremde und habsüchtige Menschen. Was wollen Sie denn geben? fragte Seume. Der Jude nannte eine Summe. So viel, sagte Seume, ist die Sache nicht wert; es scheint, Sie haben sich sehr verrechnet. Sie werden Ihre Verbindlichkeiten nicht erfüllen können. Bleiben Sie davon! Was, erwiderte der Jude empfindlich, ich mich verrechnet? Ich versichere Ihnen, daß noch eine hübsche Summe schöner Dukaten für Sie und für mich ein ganz honettes Profitchen übrig bleibt. Seume wies den Mann zum General und fertigte ihn mit der Versicherung ab, daß er sich in ihm sehr geirrt habe und auf ihn gar nicht rechnen könne. (S. Seumes Leben, Fortsetzung von Clodius.)

Wegen ihrer trefflichen Eigenschaften standen beide, Lessing wie Seume, bei ihrem General in hohem Ansehen. Von Seume wird erzählt (Clodius a. a. O): „Wenn Seume in seinem schlechten Oberrock manchmal von seinem Schreibtisch aufsprang, um den General über etwas zu fragen, und ohne Toilette durch das Vorzimmer eilte, worin die vornehmen Polen und Russen vom Militär- und Civilstande auf Audienz warteten, so hielten ihn diese für einen Domestiken des Generals und behandelten ihn herablassend; er sie dagegen ohne Komplimente wie seines Gleichen. Der Mensch kam ihnen noch sonderbarer vor, wenn sie ihn hernach an der Tafel mitten unter sich sitzen sahen, wenn der General ihn nicht anders als mon cher nannte, und ihm auch wohl eine seltene

Schüssel sandte, wenn er wußte, daß Seume sie gerne aß. Die Erscheinung war ihnen ein Rätsel, das sie manchmal aus dem Takt brachte und dessen Auflösung oft komisch genug war".

Lessing hatte Scheu vor einem öffentlichen Amt, Seume nicht minder; letzterer bekleidete nie ein Staatsamt. Sein Grundsatz war, das Amt müsse den Mann suchen, nicht der Mann das Amt. Seumes Wahlspruch: veritatem sequi et colere, tueri iustitiam, aeque omnibus bene velle ac facere, nil extimescere darf unbedingt auch als der Lessings gelten.

In religiöser Beziehung waren beide gleich liberal und tolerant.

Gleiche Liebe zu Wissenschaft und Kunst beseelte beide, die in gleicher Weise sich zum Altertum hingezogen fühlten. Beide waren ebenso von derselben Liebe zur Schauspielkunst erfüllt. Seume gab derselben Ausdruck in seiner Schrift: „Ein Wort an Schauspieler und diejenigen, welche es werden wollen". Wie groß Lessings Verdienste in dieser Hinsicht durch seine Dramaturgie sind, ist allbekannt.

Lessing hatte bekanntlich stets eine große Neigung zum Spiel (Karten, Lotto); Seume war ebenfalls ein gründlicher Kenner des Spiels und hat einen größeren Aufsatz „Über das Spiel" (oder vielmehr gegen das Spiel) geschrieben.

Mögen diese kurzen Bemerkungen Anlaß geben zu ausführlicher Behandlung des interessanten Themas!

Tübingen. **Ernst Müller.**

2.

Zu dem Evarätsel.

Zu dem 4,84 dieser Zeitschrift mitgeteilten Evarätsel aus Tirol habe ich 6,847 eine ältere Fassung im Pfaffen von Kalenberg nachgewiesen. Eine andere alte Variante, ziemlich gleichlautend mit der von Carl Müller Zeitschrift 4,162 angeführten aus H. Theranders Aenigmatographia (Magdeburg 1606), teilt Friedreich in seiner Geschichte des Rätsels (Dresden 1860) S. 206 mit, ohne jedoch seine Quelle zu nennen. Diese Fassung lautet:

Ein Jungfraw eines Tages alt,
Nam einen Mann gar wol gestalt.
Ehe dann vorgieng ein Jahr,
Sie ihme ein Kind gebahr,
Und starb ehe sie war gebohrn,
Ihr Leib vnd Sehl ist vnuerlorn.

Zu der Zeitschrift 4,162 aus J. Lorichii Hadamarii Aenigmatum libri III (Frankfurt 1545) mitgeteilten lateinischen Bearbeitung des

Rätsels vergleiche man noch die Variante von Lorichius, welche im 3. Bande N. F. der Zeitschrift für deutsches Altertum S. 175 angeführt ist, sowie das nachstehende Distichon von Nic. Reusner, das unter anderen Evarätseln in dessen Aenigmatographia (Frankfurt 1590), Band 2, S. 260 steht:

Unum virgo diem vix viva, fit uxor, et inde
Mater, et haec nondum nata, prius moritur.

Am Niederrhein hat sich das Rätsel bis auf unsere Zeit forterhalten, wie folgende von Johann Spee in dem 2. Hefte seiner Sammlung „Volkstümliches vom Niederrhein, Köln 1875" S. 21 mitgeteilte Fassung beweist:

Ên Jongfrow ut der Moaten schuen,
Se woar getraut, e'r se ôt woar ên Uer,[1])
On hâr ê Kenk,[2]) e'r se ôt woar ê Joar,
On storv, e'r se geboare woar.

Sehr ähnlich ist auch ein französisches Rätsel in der Sammlung „Un million d'énigmes publié par Hilaire le Gai, Paris 1856," Nr. 4.

Plus belle que l'amour,
Je n'avais pas un jour,
Que j'épousai mon père,
Qui m'avait fait sans mère.
Au bout d'un an
J'eus un enfant.
Admirez ma destinée:
Je mourus sans être née.

Diesem Rätsel liegt vermutlich eine volkstümliche Fassung zu Grunde, von welcher die in der Zeitschrift Mélusine, Band 1 (Paris 1878), Sp. 256 mitgeteilte Variante:

Je suis la plus belle femme du monde,
Jamais je n'ai eu de mère,
Et je me suis mariée avec mon père

nur ein Bruchstück bietet.

In einfacher Form erscheint das Rätsel in dem Straßburger Rätselbuch aus dem Jahre 1505 (neu herausgegeben von Butsch, Straßburg 1875, S. 25):

„Wer gestorben und nit geboren sey? Adam und Eva."

Man vergleiche auch Zeitschrift für deutsches Altertum, Band 3, S. 25 flg., Nr. 53.

Diese einfache Fassung, welche sowohl auf Adam als auf Eva paßt, ist die eigentliche Grundform unseres Rätsels. Sie findet sich

---

1) ehe sie eine Stunde alt war.
2) Und hatte ein Kind.

schon in lateinischem Gewande (Quis est mortuus et non est natus?), auf Adam allein bezogen, in alten Mönchshandschriften, so zum Beispiel in einem von W. Wilmanns in der Zeitschrift für deutsches Altertum N. F. 3, 166 flg. veröffentlichten Fragebüchlein aus einer Münchner Sammelhandschrift des 9. Jahrhunderts und noch früher. Vergl. Nr. 20 daselbst mit der dazu gehörigen Anmerkung, wo Wilmanns u. a. auch auf eine in dem Dialog „Adrian und Ritheus“ (Kemble, the dialogue of Salomon and Saturnus, London 1848, S. 198 flg.) enthaltene angelsächsische Fassung hinweist, die Sprenger Zeitschrift 4, 161 nach Ettmüllers Lesebuch mitgeteilt hat. Weitere Nachweise findet man in der Germania, Band 4, S. 308 flg., in der Romania, Bd. 1, S. 485 flg. und in Bartsch' Denkmälern der provenzalischen Litteratur (Stuttgart 1856) S. 307.

Man vergleiche auch die in der Zeitschrift für deutsches Altertum, Band 3 a. a. O., in der Anmerkung zu Nr. 53 u. 54 citierten Stellen aus mittelhochdeutschen Gedichten:

> „got hiez werden einen man der nie geboren wart von vrouwen lîbe; diu vater noch muoter nie gewan, die nam er im ze wibe“; Tannh. v d H. 2, 97 b und „ein bruoder sînen bruoder sluoc ê daz ir beider vater wart geborn,“ Reinm. v. Zw. v d H. 2, 261 a.

Das Fortleben der einfachen Form des Rätsels im Volksmunde wird durch die Aufzeichnung in J. H. Schmitz' Sammlung „Sitten und Bräuche, Lieder, Sprichwörter und Rätsel des Eifler Volks,“ Band 1 (Trier 1856) S. 208 bezeugt:

> Wer ist nicht geboren und doch gestorben? Adam.

Die Fassung in Simrocks Deutschem Rätselbuch S. 40, Nr. 199 („Wer ist gestorben und nicht geboren? Adam und Eva“) mag aus einer älteren gedruckten Quelle geschöpft sein.

Auch in Frankreich hat sich das Rätsel im Volksmunde erhalten. Vergl. Eugène Rolland, Devinettes ou énigmes populaires de la France, Paris 1877, S. 111:

> „Quel est l'homme qui est mort sans être né? Adam.“

und S. 110:

> „Quel est l'homme qui n'a pas eu de mère? Adam.“

Rolland verweist auch auf eine sizilianische Fassung, die in deutscher Übersetzung lautet: „Nicht geboren, nicht gesäugt, ohne geboren zu sein, gestorben. Adam.“

Verwandt mit unserem Rätsel sind noch eine Reihe von anderen meist ebenso alten biblischen Rätselfragen, wie die nachfolgenden:

„Wer ist geboren und nicht gestorben? Elias." — Schmitz a. a. O., S. 208.

„Wer ist geboren worden und nicht gestorben? Enoch." — Ebenda, S. 210. Bei Simrock Nr. 200 mit einem scherzhaften Zusatz: „Henoch und du selber." Vergl. Wilmanns a. a. O., Nr. 47 und Anmerkung dazu.

„Wer ist geboren vor seinen Eltern? Adams Kinder." — Simrock Nr. 202. Zeitschrift für deutsches Altertum, Band 3, a. a. O., Nr. 54.

„Wer ist einmal geboren und zweimal gestorben? Lazarus." — Schmitz a. a. O. Wilmanns, Nr. 38 und Anmerkung.

„Wer ist geboren, hat geboren, ist nicht gestorben und lebt doch nicht mehr? Loths Frau." Simrock, Nr. 201.

München. **Anton Englert.**

3.

Die Flagge hissen (vergl. Zeitschr. X, S. 72).

Der Schifferausdruck hissen (Flaggen, Rahen, Bote), in die Höhe ziehen, wird von den Hochdeutschen neuerdings mißverständlich durch heißen wiedergegeben.[1]) Marine-Oberpfarrer Goedel hat kürzlich in der von O. Gloede a. a. O. besprochenen Abhandlung auf das Unrichtige dieser Übersetzung hingewiesen; es ist ihm aber selbst der Irrtum begegnet, dieses Wort mit dem gleichlautenden hissen — nhd. hetzen zu verwechseln. Auch Stürenburg in seinem Ostfries. Wörterb. S. 88 ist in diesem Irrtum befangen. Dagegen finden wir schon in dem Versuche eines bremisch-niedersächsischen Wörterbuchs Teil I (v. J. 1767) S. 635 die richtige Erklärung: „Hisen und Hiessen, aufziehen an einem Strick, vermittels einer Blockrolle (dem Hise-block). Es wird sonderlich von den Schiffsleuten gebrauchet. Engl. hoise, franz. hausser. Es muß mit dem folgenden hissen [auch hessen] nicht verwechselt werden, obgleich einige den Unterschied in der Aussprache nicht hören lassen." Auffallend ist es, wenn Burchard Waldis aufhetzen für aufhissen gebraucht, vergl. Esopus 2, 3088:

> Irn curs sie nach Corintho setzten,
> ir segel gegem windt aufhetzten.

Aber, wie schon M. Heyne im D. Wb. IV, 2, 1579 bemerkt, ist dies für die Forschung nach der Abstammung des Wortes bedeutungslos, da Waldis auf seinen Seereisen den Ausdruck von den Schiffern gehört und nach seinem Gehör ungenau wiedergegeben haben kann. Wie wir sehen, ist die

1) Tetzner in seinem bei Ph. Reclam erschienenen kleinen Deutschen Wörterbuche führt an: „heißen, niederd. hissen für nhd. hetzen. In der Schiffersprache vermittels eines Taues Segel, Fahnen in die Höhe ziehen."

falsche Erklärung, obgleich auch Heyne im D. Wb. a. a. O. energisch gegen sie auftritt [ein Zusammenhang mit dem unter Hesse Sp. 1268 aufgeführten niederd. hissen venari findet in keinem Falle statt], noch nicht ausgerottet.

Ich glaube, daß das der Etymologie nach dunkele Wort von unseren Seeleuten aus dem Holländischen übernommen ist, wo hijzen, also, wie im Niederdeutschen ursprünglich mit langem i, in dieser Bedeutung noch heute gebraucht wird. Daß in unserer neuhochdeutschen Seemannssprache überhaupt viele Anklänge an die Sprache der Niederländer sich finden, hat ja auch Goedel hervorgehoben.

Northeim. **R. Sprenger.**

4.

Meinem Vater sein Haus.

Im Anschluß an Robert Richters Aufsatz „Deutsch und Griechisch" sprach ich Zeitschr. 7, 58 flg. von der volkstümlichen Verstärkung des den Besitz anzeigenden Dativs. Daß dieser nur Vertreter des besitzanzeigenden Genitivs ist, lehrt Grimm, Gramm. IV, 351. (Vergl. dazu das kaum gekannte Ergänzungswerk von Vernaleken: Deutsche Syntax, Wien 1861, I, 231). Wir erfahren jedoch nicht, wie der besonders in Mitteldeutschland häufige Dativ an Stelle des Genitivs treten kann, der ja entschieden das Ursprüngliche ist. Zu den von Grimm angeführten Stellen füge ich noch aus Hans Sachsens Schwänken 17, 4 (Goetze): Anfing der Kuglerin jr Sun (1531); P. Fleming hat ein Gedicht „Auf Herrn Timothei Poli neugebohrnen Töchterleins Christinen Ihr Absterben;" in Andreas Hartmanns Christlicher Comoedia 1600, H 2b findet sich:

> Das quelen, welchs du jetzt gehort,
> Ist der Verdampten jhr Gesang
> Vnd der Verfluchten frewden klang.

In den Englischen Comödien, hg. von Tittmann, sagt Esther S. 41: „Gefällt es dem Könige, daß des Hamans seine zehen Söhne auch aufgehenket werden?" S. 42: „Die Königin ist des Königes seine eigene Frau." In der Comödie von Cupido (in der Sammlung v. J. 1630 B 6b) sagt Hans Wurst: „Ich gebe des Herren seinen Worten seinen vollen Lauf und Paß,[1]) zu einem Ohr ein zum andern rauß." Fuchsmundi, Ollapotrida (Wiener Neudrucke Nr. 10) bietet folgende Stellen: „Die hat Gevatter gestanden bei Klaus Kohler seinem Mägdlein und bei Georg Drosseln seinem Buben (S. 142); Ich weiß, daß ich vor der Danns

1) Der Laufpaß ist hier so zerdehnt, wie das Halsband bei Euch. Eyering „Der Hund ist fort mit Hals und Band."

ihrer Liebe keinen Augenblick sicher bin (S. 146); Hast du des Grafens seine Jungfer Köchin nicht gesehen? (S. 157); Ich habe mich mit des Grafen seinem Koch verlobt (S. 160); Wie stehts um des Herrn seine Zunge?" (fragt ein Arzt S. 191). Als lediglich volkstümlich läßt sich diese Ausdrucksweise nicht bezeichnen, da ein Gottsched z. B. „Opitzens seine Schreibart" vergleicht mit der Corneilles (Nötiger Vorrat 1757, Vorrede cb). Auch Thomasius schreibt: „Wenn jemand den Text Joh. Sachsens auf dem Rande mit des Homeri seinen Versen erklärte, würde er sehr durchdringen" (Anmerkungen zu dem Testamente Melchiors von Osse). Lessing in der Abhandlung über die Fabel fragt: „War das der Alten ihre Denkungsart?" (Hempel 10, 58). „Über Gellerten seine Zweideutigkeiten hat sich niemand aufgehalten" (Lessing, Hempel 11, 175). Nach dem Vorbilde von Lessings angeblicher Äußerung „Meinen Faust holt der Teufel, ich will Goethes seinen holen" scheint sogar noch Kuno Fischer geschrieben zu haben: „Man hat den ersten besten Joh. Faust.. für Lessings seinen angesehen" (Kleine Schriften 4, 385, vergl. 1, 166). Auch Wieland wendet diese Verstärkung an: „Er verglich ihre eigene Erzählung mit des Hippias seiner" (Agathon 9, 4, Hempel 2, 101). So auch sein Nachahmer A. G. Meißner: „Weil du jener ihr Herr wärst und diese der deinige wird" (Alcibiades 1785, 2, 77), J. F. Jünger: Der offene Briefwechsel 4, 1 (Wien 1803, S. 73): „Mein Glück ist mit Braunsbergs seinem genau verbunden." Mörike: „Seht ihr König Belsazers seinen Schmaus?" (Der alte Thurmhahn V. 120.) Immermann: „Er hat des Hofschulzen seinen Sohn geschlagen" (Oberhof, Meyers Volksb. S. 181, vergl. 182). Doch genug der Beispiele für den Genitiv. Wenn Grimm seine Umsetzung in den Dativ Oberdeutschland zuweist, so ist abgesehen von dem baierischen: „ihm sein Vater, das ist Ihnen ihr Rock", die verstärkte Besitzanzeige beim Dativ heute noch viel weiter verbreitet. Sagt schon der junge Lessing: „Dem sein Schiff ist untergegangen" (Damon, H. 5, 141), so gehen in O. Ludwigs Erbförster Genitiv und Dativ durcheinander: Wollt ihr dem Buchjäger seine Partei nehmen? (3, 1; Hendel S. 39); Weil ich Thaler schlug aus dem Strahlauer Herrn seinen Rehen (3, 3; S. 41). Dem Wilkens sein Wort wiegt sein Pfund (4, 1; S. 51). Dagegen 1, 1: Wenn er nun des Försters sein Herr ist? (S. 5); 4, 4: Des Ohms seine Reden kommen mir nicht aus den Gedanken (S. 54).

Ausscheiden will ich Fälle wie folgenden bei Lessing: „Man muß einem Soldaten sein unentbehrliches Geschäft nicht verleiden." Hier gehört der Dativ zum Zeitwort verleiden, und das Fürwort ist beim Objekt nicht überflüssig. Ebenso erklärt sich die Stelle in Wallensteins Tod 3, 3: Wird er dem Kaiser seinen Willen thun? (im Gegensatz zu 3, 2:

„Ihr artet mehr nach Eures Vaters Geist, als nach der Mutter ihrem" — als nach dem der Mutter). Die Stellen bei Goethe, Dichtung und Wahrheit: „Ich trieb den Gehorsam so weit, daß ich Seekatzen seinen Kaffee auf die Schwelle setzte", (20, 84) und: „Der fleißige Theolog, dem seine Augen leider immer mehr ablegten" (21, 97) stehen auf gleicher Stufe mit den eben angeführten, sowie mit denen bei Gryphius: „Schicke dem Prinzen seinen Brief zurücke" (Carolus Stuardus 4,49 f. und bei Daniel Rücker: „Es gibt alte Witwe, die aus Unkeuschheit dem Teuffel in seine Strick gerathen" (Mundus personatus 1688, S. 159), nicht minder mit der in Immermanns Oberhof: Dieser Kamp, welcher dem Schulzen sein Holz lieferte (S. 183). Alle diese Beispiele sowie mehrere der von Grimm verzeichneten haben ihr Urbild im Merseburger Zauberspruche: da wart demo Balderes volon sin vuoz birenkit. Der Dativ zeigt hier nicht den Besitz an, sondern den Anteil eines Wesens an der Handlung. Wir würden höchstens den Artikel an Stelle des Fürworts setzen, um in solchen Fällen ebenso wenig Anstoß zu nehmen wie in Goethes Gedicht Phöbos und Hermes an der Stelle: „Und den Musen ergreift inniger Schmerz das Gemüth." So wären auch folgende Primanersätze zu beurteilen: „Dem Marquis wird seine Bahn geschaffen durch Carlos' Leidenschaft; Schauer durchrieselt uns, wenn dem Macbeth sein böses Gewissen die Gestalt Banquos erscheinen läßt." Aber in dem Satze: „Das ist dem Jungen seine Mutter" kann der Dativ schwerlich zum Zeitwort gezogen werden, da doch die lateinische Fügung: „mir ist eine Mutter" im Deutschen nicht üblich ist.

Der Dativ scheint da wie bei der Präposition wegen irrtümlich an Stelle des Genitivs getreten zu sein, und zwar zunächst in Fällen, wo das Beziehungs-Substantiv weiblichen Geschlechts war, bei dem Genitiv und Dativ nicht zu unterscheiden sind: Das ist der Sonne ihr jährlicher Lauf; Der Lotte ihr Bruder hat mir erzählt. „Elektra vernichtet der Schwester ihre Freude" (D. Jenisch: Vorlesungen über die Meisterwerke der griech. Poesie, Berlin 1803, II, 296). In Klopstocks Aufforderung zum Eislauf: „Laß der Stadt ihren Kamin" kann man der Stadt für den Dativ halten, wenn man nicht weiß, daß Klopstock an Stelle zusammengesetzter Zeitwörter die einfachen gebraucht, also lassen gleich verlassen. Eher ist an den Dativ zu denken in der Stelle der Ode an Giseke: „Der Cypresse verweht ihre Klage." Mag eine frühere Zeit den Genitiv noch gefühlt haben in den Verbindungen der Kuglerin ir Sun, der Welt ihr wankelmüth'ges Wesen, (Die Lieb ist) der Natur ihr erstgebornes Kind u. s. w., für uns ist er kaum noch ohne weiteres deutlich, wir suchen eher einen Dativ in dem Satze: „Meiner Schwester ihr größter Wunsch ist." Das Vermögen Genitiv und Dativ bei Wörtern

weiblichen Geschlechts zu scheiden, mag in Mitteldeutschland schon vor Lessing abhanden gekommen sein, da seit Lessing der Dativ mit Pronominalverstärkung auch für das männliche Geschlecht zu belegen ist.

Dresden. **Carl Müller.**

5.

Zu Uhlands Ludwig der Baier.

„Die Säule im Wappen" der Zollern, die R. Sprengler im 1. Heft des 10. Jahrganges dieser Zeitschrift aus Uhlands Drama anführt, ist allerdings eine mißverständliche Umdeutung des Reichsscepters, das die Zollern im Wappen führen. Dies Mißverständnis aber hat Uhland nicht frei geschaffen, sondern nur aus einer alten Überlieferung übernommen. Danach wären die Zollern gleichen Stammes mit dem römischen Hause Colonna. Von beiden Fürstenhäusern wurde diese Geschlechtseinheit im 15. Jahrhundert geglaubt. Papst Martin V. spricht davon im Jahre 1421 in einem Schreiben, worin er dem König von Polen (Wladislaw) zur Verlobung seiner Tochter (Hedwig) mit einem brandenburgischen Prinzen (Friedrich II.) Glück wünscht; er beruft sich dabei auf eine alte Tradition. Und Albrecht Achill schreibt 1466, sein Geschlecht stamme von Troja, sei von dort nach Rom gekommen, habe hier eine hohe fürstliche Stellung eingenommen, und sei später nach Schwaben gezogen. Diese alte Überlieferung zu stützen, hat man dann auch in den Wappen der Häuser Gemeinschaftliches gesucht, und die Säule der Colonna in dem Scepter der Zollern wiederzufinden geglaubt, unbekümmert darum, daß die Überlieferung viel älter war, als das Wappenscepter der Zollern. Von dieser Tradition und ihrer heraldischen Begründung wird Uhland Kenntnis gehabt haben. Daß aber die alte Tradition von der römischen Abstammung der Zollern unhaltbar ist, hat Riedel 1861 in seiner Geschichte des preußischen Königshauses nachgewiesen, und dabei die inzwischen fast zur Gewißheit gewordene Vermutung aufgestellt, daß die Zollern Nachkommen des alten schwäbischen Herzogsgeschlechts der Burchardinger sind, das seinen Stammbaum bis in die Zeit Karls des Großen zurückführt.

Sebnitz. **F. Ohnesorge.**

Dr. Adolf Thimme, Lied und Märe. Studien zur Charakteristik der deutschen Volkspoesie. Gütersloh. Druck und Verlag von C. Bertelsmann 1896.

Der Verfasser, der über Stil und Darstellungselemente des deutschen Volksliedes und Märchens in äußerlich gewandter Weise handelt, scheint

die Namen Benfey, Reinhold Köhler und Wilhelm Schwartz noch nicht zu kennen, auch „Volkskunde", höhere und niedere Mythologie sind ihm wohl noch unbekannte Größen. So ist der erste Abschnitt des Büchleins „Zur Geschichte der Volkspoesie" ganz verfehlt, da Thimme hier die verschiedensten Dinge zusammenwirft. Dagegen enthält der 2. Teil „Zur Charakteristik des Volksliedes" manche gute Bemerkung, wenn auch seine Einteilung nicht immer ganz stichhaltig ist und die mitgeteilten Volkslieder, z. B. der Lindenschmid, zu stark geändert sind. Zu tadeln sind hier wie in dem ganzen Buche die häufigen, geschmacklosen Ausfälle gegen unsere heutige „Dampf- und Rußkultur" u. ä., wie sie sich leider so oft in populär volkskundlichen Schriften finden. Der 3. und 4. Abschnitt „Blumen und Bäume im Volksliede" und „Land und Leute im Märchen" bieten interessante Zusammenstellungen und Ausführungen, sie bilden den besten Teil des Büchleins und werden trotz vieler Unrichtigkeiten im einzelnen manchem willkommen sein. Viel schwächer sind nach Disposition und Darstellung die Kapitel über Geburt, Hochzeit, Tod, Fabel- und Wunderwesen und der letzte Abschnitt (schon 1886 in den „Grenzboten" veröffentlicht) über „Antike Märchen in deutschem Gewande" steht auf längst veraltetem Standpunkte, er kann höchstens als Materialsammlung gelten.

Die Ausstattung des Buches ist zu loben.

Berlin. **Robert Petsch.**

Karl Hessel, Sagen und Geschichten des Moselthals. Kreuznach, Druck und Verlag von Ferd. Harrach 1896. (Im Auftrage des Mosel- und Saarvereins.)

Derselbe. Sagen und Geschichten des Nahethals, ebenda 1894.

Die beiden Heftchen erheben keinen Anspruch auf den Namen wissenschaftlicher Sagensammlungen. Der Verfasser ist vielmehr bestrebt, alles, was die gesegneten Gefilde zu Seiten der Nahe und Maas an Interessantem darbieten, schlicht und einfach zu erzählen. Wir lernen die wichtigsten Städte, alte Bauwerke und historische Stätten kennen, mancher Winzerbrauch spielt sich vor uns ab, volkstümliche Feste werden anschaulich geschildert, und da läuft denn auch manche Sage mit unter. Besonders reichlich sind diese in dem älteren Heftchen, den „Nahesagen", vertreten, das mir überhaupt besser gefallen hat als die „Moselsagen", die stilistisch weniger durchgefeilt sind und manche recht triviale Wendung bringen. Wenn der Verfasser verspricht, die „Rheinsagen" noch folgen zu lassen, so muß ihm doch eine sorgfältigere Durcharbeitung angeraten werden. Hessel, ein geborener Kreuznacher, hat uns schon früher mit

einer hübschen Übersetzung der Mosella des Ausonius und der Mosellieder des Venantius erfreut, die unter dem Titel „Die ältesten Mosellieder" im Jahre 1894 in Bonn bei Eduard Weber erschienen ist. Alle drei Werkchen, besonders das auch äußerlich geschmackvoll ausgestattete letztere, sind nicht nur dem Besucher der Moselgegend zu empfehlen, sondern eignen sich, ihres reichen geschichtlichen Gehalts wegen, auch vorzüglich für Schüler- und Volksbibliotheken.

Auf den volkskundlichen Gehalt näher einzugehen, verbietet der Raum. Ich mache nur den Sagenkenner aufmerksam auf „Nahesagen" S. 20 („das Kehrbacher Knüppchen"), S. 27 (2 Namensagen), S. 34 (sehr interessante Fassung einer Grablíliensage) und auf „Moselsagen" S. 34 (Sprungsage) und S. 32 (Zaubergewandsage). Die Sage von der eingemauerten Jungfrau S. 124 wird Reinhold Köhlers Ausführungen (Ges. Aufsätze S. 36 flg.) in einigen Punkten vervollständigen.

Berlin. **Robert Petsch.**

Alfred Biese, Lyrische Dichtung und neuere deutsche Lyriker. Berlin, W. Hertz 1896. 270 S.

Während Rich. Maria Werners großes Werk über Lyrik und Du Prels Psychologie der Lyrik mehr für philosophisch Gebildete berechnet ist, wendet sich Bieses Buch an ein größeres Publikum, an die weiteren Kreise der Gebildeten, denn es bietet keine psychologische Untersuchung über das Wesen der Lyrik, es will „den Sinn für reines poetisches Empfinden neu beleben, indem es eine Fülle von Schönheit durch reiche Proben erschließt."

Nach einer längeren Einleitung, in welcher die Frage nach dem Wesen und der Entstehung der Lieder erörtert wird, behandelt der Verfasser die neuere Lyrik, anhebend mit der Romantik und der schwäbischen Schule, mit den „Jüngstmodernen" endigend. Über die Bewertung der einzelnen Dichter kann man mit ihm rechten, denn M. Greif z. B. verdient eine weit entschiedenere Anerkennung, als Biese sie ihm hier angedeihen läßt. Und warum wird Scheffel mit zwei Zeilen abgefunden, Ferdinand von Saar, den doch ein sehr zu schätzender Kritiker wie Anton Schönbach so hoch stellt, überhaupt nicht erwähnt?

Einen Beitrag zur Ästhetik will der Verfasser geben. „Normen und Typen des lyrischen Liedes hätte ich dies Buch auch nennen können," schreibt er im Vorwort. Das setzt voraus, daß er Wertmaßstäbe aufstellt, nach welchem das Stümperhafte und Unreife von dem Vollendeten und Reifen geschieden wird. Und das ist gewiß berechtigt. Ich meine, wir haben Material genug, um solche Maßstäbe zu gewinnen. Seit Goethe

und in erster Linie durch ihn können wir allmählich wissen, was echte Lyrik ist und was nicht. Freilich, wenn man mit der Normenlosigkeit in ästhetischen Dingen Ernst macht, wenn man sich auf den Standpunkt eines schrankenlosen Individualismus d. h. völliger Geschmacks-Anarchie stellt, dann hätte das Biesesche Buch seine Existenzberechtigung verloren. Dann aber brauchten wir uns überhaupt nicht um die Ästhetik zu bemühen, dann dürften wir überhaupt keinen Wertunterschied zwischen den einzelnen Künstlern konstatieren. Die Aufgabe der Wissenschaft aber, auch der Ästhetik ist es, Gesetze zu finden d. h. in unserm Fall zu zeigen, warum gewisse Eigenschaften derart wirken, daß wir sie als „schön" bezeichnen. Selbstverständlich kann sie den Offenbarungen der schaffenden Kunst nur nachfolgen, wie „die aufzeichnende Grammatik der lebendigen Sprache." Aber Normen muß sie aufstellen, die, auf empirischem Wege gewonnen, erkennen lassen, was ein Recht hat zu gefallen und was nicht. Leistet uns ein Buch über ästhetische Dinge diesen Dienst nicht, dann hat es seinen Zweck verfehlt. Von dem vorliegenden Werk aber darf man sagen, daß es ein Wegweiser auf dem Gebiet der Ästhetik des lyrischen Liedes ist, allerdings mit einer Einschränkung. Biese ist vor allem ein Freund der Naturpoesie, wie er denn ein zweibändiges Werk über die „Entwickelung des Naturgefühls" geschrieben hat. Und man muß sagen, hier ist er ein feinsinniger Deuter lyrischer Poesie. Aber wenn diese Vorliebe in den beherrschenden Mittelpunkt tritt, wenn immer wieder die einzelnen Dichter von denselben Gesichtspunkten aus analysiert werden, so hat das etwas Ermüdendes und Eintöniges. Und überdies hat doch die Lyrik noch ein weiteres Gebiet. Sie kann sich dem Zuge der Zeit nicht verschließen, wie unsere „Modernen" beweisen, sie muß den das gegenwärtige Geschlecht bewegenden Ideen künstlerischen Ausdruck verleihen. Nach dieser Seite hin weist Bieses Buch in der Beurteilung einen Mangel auf, wie er mir überhaupt den Invidualitäten nicht gerecht zu werden scheint. Abgesehen davon aber ist es wohl geeignet, in das Wesen der Lyrik einzuführen. Für diejenigen, die nichts von der Naturbeseelung, von der Anschaulichkeit, von der Naivetät der guten Lyrik wissen, wüßte ich kein besseres Werk.

Ludwigslust. E. Schaumkell.

Geschichte der deutschen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, von Prof. Dr. Friedrich Vogt und Prof. Dr. Max Koch. Leipzig und Wien. Verlag des Bibliographischen Instituts. 1897. Geb. Mk. 16.

Als erstes Werk in der Reihe der von dem Bibliographischen Institut in Leipzig herausgegebenen Litteraturgeschichten ist vor Jahres-

frist Wülkers Geschichte der englischen Litteratur erschienen und, wie nicht anders zu erwarten war, sehr günstig aufgenommen worden. Nun liegt uns das zweite Werk vollendet vor: die Geschichte der deutschen Litteratur von Vogt und Koch. In seiner äußeren Ausstattung schließt sich das vorliegende Buch vollständig an Wülkers englische Litteraturgeschichte an; es ist wie diese mit einem reichlichen, trefflich ausgewählten und künstlerisch den höchsten Anforderungen der heutigen Technik entsprechenden Bilderschmuck versehen (das ist bei den anderen illustrierten deutschen Litteraturgeschichten lange nicht in diesem Maße der Fall), der aus 18 Tafeln in Farbendruck, 2 Kupferstich- und 5 Holzschnitt-Tafeln, 2 Buchdruck- und 32 Faksimile-Beilagen und etwa 170 Abbildungen im Text besteht. Daß zum Unterschied von anderen illustrierten Litteraturgeschichten der Text nicht als Nebensache behandelt worden ist, sondern auch in wissenschaftlicher Beziehung auf der Höhe der Zeit steht, dafür bürgt nicht allein der Name der Verlagsbuchhandlung, sondern es stehen nicht minder die Namen der Bearbeiter dafür ein, die in gelehrten Kreisen längst einen guten Ruf genießen. Wir durften daher auch eine vorzügliche Leistung erwarten, und es müssen die höchsten Anforderungen in Bezug auf die richtige Auswahl der behandelten Litteraturerscheinungen und Dichter, die Zuverlässigkeit der mitgeteilten Thatsachen und Daten, die Unparteilichkeit und sachgemäße Begründung des Urteils und endlich — eine Hauptsache — die Richtigkeit und Schönheit des sprachlichen Gewandes gestellt werden, wenn diese neue deutsche Litteraturgeschichte neben den zahlreichen und manchen in ihrer Art trefflichen älteren Darstellungen einen Ehrenplatz einnehmen will. Ich freue mich, gleich hier versichern zu dürfen, daß meine Erwartungen im großen und ganzen erfüllt worden sind, und daß das neue Werk wohl geeignet ist, als eine Geschichte der deutschen Litteratur für die weitesten Kreise, nicht bloß für Gelehrte, zu dienen.

Die Einteilung des Werkes geht aus folgendem Verzeichnis der Kapitel hervor: 1. Die Zeit des nationalen Heidentums; 2. Germanentum und christlich-lateinische Kultur unter der Herrschaft der Franken und Sachsen; 3. Die herrschende Kirche und der Übergang zur weltlichen Dichtung unter Saliern und Staufern von 1050 bis 1180; 4. Die Blüte der ritterlichen Dichtung von 1180 bis um 1300; 5. Vom Mittelalter zur Neuzeit; 6. Von Opitz' Reform bis Klopstock; 7. Von Klopstocks Hervortreten bis zu Herders „Fragmenten"; 8. Sturm und Drang; 9. Die weimarische Blütezeit und die romantische Schule; 10. Vom Ende der Befreiungskriege bis zur Gegenwart.

Der erste Abschnitt macht uns in knapper Weise mit der Religion der alten Germanen und ihrer innig damit zusammenhängenden Dichtung

bekannt. Da wir von dem Glauben der drei festländischen Germanenstämme — Ingävonen, Herminonen und Istävonen — nicht viel wissen, und der Verfasser als gelehrter Germanist nicht wie üblich einfach die spätnordische Mythologie kritiklos in die Lücke schiebt, so sind die Mitteilungen hierüber bald erschöpft. In der Anknüpfung der Dichtung an den Kultus ist Scherers Einwirkung zu merken: mit dem altgermanischen „Leich" d. h. dem Opfertanz wird die ursprüngliche Dichtungsart und -form in Zusammenhang gebracht. Doch erblickt der Verfasser im Unterschied von der älteren Müllenhoff-Schererschen Schule in dem zweimal (nicht viermal) gehobenen Halbvers der alliterierenden Zeile das Urbild des germanischen Verses. Ob schon vor der Völkerwanderung (375 n. Chr.) germanische Gesänge aufgezeichnet worden sind, wird unentschieden gelassen; eine Möglichkeit war jedoch vorhanden, da die Germanen schon vor jener Zeit Buchstaben, die „Runen" (d. h. geheime Rede, vergl. raunen), besessen haben, die sie dem lateinischen Alphabet entlehnt hatten. Zur Zeit der Völkerwanderung spielen in der deutschen Litteratur vor allem die Westgoten durch die Bibelübersetzung des Ulfilas (der nach den neuesten Ermittelungen von Jostes in den Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache u. s. w. XXII, S. 158 sicher von 313—383 gelebt haben soll) eine Rolle; doch fällt in diese Zeit auch die Entstehung der deutschen Heldensagen von den Nibelungen, von Dietrich von Bern, Walther von Aquitanien u. s. w. Weiterhin wird das Eindringen des Christentums und der römischen Bildung bei den Franken und den übrigen Germanen geschildert; besonders eingehend wird des Bonifazius gedacht und im Anschluß hieran werden die Bemühungen Karls des Großen um die Hebung der fränkischen Bildung geschildert.

Das einzig übriggebliebene Denkmal altdeutscher Heldendichtung, das Fragment des Hildebrandliedes, wird gebührend gewürdigt, und alsdann die gelehrte deutsche Dichtung geistlichen Inhalts, Heliand, Muspilli, Otfried von Weißenburgs Evangelienbuch, ferner das Ludwigslied (eine Dichtung geschichtlichen Inhalts) behandelt. Die Walthersage ist uns aus der nächstfolgenden Zeit zwar nur in lateinischer Fassung erhalten (Ekkehard's Waltharius); doch beruht diese Dichtung ebenso wie die gleichfalls lateinische älteste Tiersage (Ecbasis captivi) auf volkstümlichen Gesängen. Die geistliche Reaktion im elften Jahrhundert konnte natürlich der deutschen Dichtung nicht förderlich sein; sie wurde in den Dienst kirchlicher Zwecke gestellt, wie in den damals aufkommenden Passionsschauspielen, in Ezzos Liede von der Erschaffung des Menschen bis zu Christus Opfertode, im Annolied, das den energischen Vorkämpfer der päpstlichen Partei in Deutschland, Erzbischof Anno von

Köln verherrlicht, u. s. w. Doch brachten die Geistlichen auch epische Stoffe aus Frankreich nach Deutschland herüber, die Alexandersage des Pfaffen Lambrecht, das Rolandslied des Pfaffen Konrad, und daneben beginnt jetzt die schriftliche Fixierung deutscher Epenstoffe, wie König Rother, Herzog Ernst u. s. w. Auch die Tiersage wird von einem fahrenden Sänger Heinrich dem Glichesaere, in seinem „Reinhart Fuchs" in deutsche Reime gebracht. Diese ganze Entwicklung wird in übersichtlicher und fesselnder Weise zur Darstellung gebracht, und damit werden wir vorbereitet auf die eingehendere Betrachtung der Blütezeit der ritterlichen Dichtung. Mit glücklichem Griff stellt der Verfasser an die Spitze dieses Kapitels eine Schilderung der Schwertleite von Kaiser Friedrichs I. Söhnen auf dem Mainzer Pfingstfeste (20. Juni 1184). Es werden alsdann das höfische Epos (Eneide, Erek, Iwein, Parzival u. a.) und darauf die Spielmannsdichtnng und das Nationalepos behandelt. Mit Recht stellt sich der Verfasser bei der Betrachtung des Nibelungenliedes nicht mehr auf den Lachmannschen Standpunkt, der aus den überlieferten Fassungen einen von ihm vorausgesetzten ursprünglichen Kern, der aus zwanzig Liedern bestehen sollte, herausfinden wollte: als ob das ästhetische Empfinden der fahrenden Sänger des 12. Jahrhunderts mit demselben Maßstab gemessen werden könnte wie das eines Gelehrten des 19. Jahrhunderts! Nur zu billigen ist auch die verhältnismäßig eingehende Behandlung des Nibelungenliedes und mit gutem Fug werden die Vorzüge des einheitlichen, dramatischen Aufbaus der Handlung hervorgehoben, wenn auch die philologische Kritik uns viel von der Ungleichartigkeit der einzelnen Bestandteile vorzuhalten weiß. Auch der deutschen „Odyssee", des Gudrunliedes, sowie der anderen mittelhochdeutschen Epen, deren Stoff aus der Heldensage stammt, wird, wenn auch weniger eingehend, gedacht, und darauf unter den bedeutenderen Vertretern der Lyrik in der ersten Blüteperiode deutscher Dichtung besonders Walther von der Vogelweide hervorragend berücksichtigt. Sein Lebenslauf, den wir bekanntlich fast ausschließlich aus seinen Werken erschließen müssen, wird uns sehr anschaulich vor Augen geführt; freilich beurteilt Vogt das fortwährende politische Schwanken Walthers für unser Gefühl etwas zu milde. Die bekannte Elegie „O wê wâr sint entswunden alliu mîniu jâr" wird in einer recht fließenden metrischen und gereimten Übersetzung ins Neuhochdeutsche mitgeteilt. Das 5. Kapitel, betitelt „vom Mittelalter zur Neuzeit", umfaßt den Zeitraum vom Anfang des 14. bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts. Es ist im allgemeinen üblich, die neuere deutsche Litteratur mit der Reformation und Luthers gewaltiger sprachschöpferischer Thätigkeit beginnen zu lassen. Indes ist nicht zu verkennen, daß die Litteraturwerke des 16. Jahrhunderts in Deutschland noch den volkstümlichen

Charakter der vorhergegangenen Zeit bewahren, wenn auch der Inhalt ein wesentlich anderer wird, während in Frankreich und England bereits der Humanismus in der Litteratur die Alleinherrschaft angetreten hat. Dies Ereignis tritt bei uns erst im 17. Jahrhundert ein. Deshalb ist man wohl berechtigt, das 16. Jahrhundert in der Litteraturgeschichte mehr als eine Übergangsperiode denn als eine neue Epoche anzusehen. Kaiser Maximilians, des letzten Ritters, litterarische Bestrebungen erfahren eine eingehende, wenn auch nicht gerade lobende Würdigung. Der große Satiriker des ausgehenden Mittelalters, Sebastian Brant, nimmt ebenfalls mit Recht einen breiten Raum in diesem Abschnitt ein. Es folgt alsdann eine Darstellung der mittelalterlichen dramatischen Dichtung, der Fastnachtsspiele und geistlichen Spiele. Bei der Erklärung des bekannten Vorfalls in Eisenach aus dem Jahre 1322, wo bei der Aufführung des Spieles von den zehn weisen und den zehn thörichten Jungfrauen Landgraf Friedrich so heftig erregt wurde, daß er drei Tage danach vom Schlag gerührt wurde, wird ein wesentliches Moment nicht erwähnt, der naive Glaube jener Zeit nämlich, der unbedingte Voraussetzung für eine solche Wirkung ist. Der Meistergesang, das Volkslied und die geistliche Lyrik schließen sich an und hierauf kommt der Verfasser auf die Mystik, den Humanismus und die Reformation zu sprechen, wobei besonders Luthers litterarisches Wirken eingehend gewürdigt wird. Die Ausbreitung der Lutherschen Bibelsprache zur deutschen Gemeinsprache wird im wesentlichen wie in dem Klugeschen Werkchen „von Luther bis Lessing“ dargestellt. Gutenberg und die Erfindung der Buchdruckerkunst hätten bei dieser Gelegenheit doch erwähnt werden dürfen, da ohne sie weder die Reformation noch die Entstehung der hochdeutschen Schriftsprache denkbar ist. Unter den Vertretern der Satire werden Rollenhagen und Fischart eingehender betrachtet. Der erste Teil des Werkes schließt mit einer kurzen Charakteristik der 1587 erschienenen „Historia von Dr. Faustus“, und wir werden so bedeutungsvoll auf den im zweiten Teil zu schildernden Höhepunkt unserer Litteraturentwickelung hingewiesen.

Während die Bearbeitung der älteren Zeit bis zum 17. Jahrhundert Herrn Prof. Vogt oblag, hat die Behandlung der neueren Zeit, vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Herr Prof. Koch übernommen, der ja den Lesern dieser Zeitschrift kein Fremder ist. Der Reformator der deutschen Poesie, Martin Opitz, wird nach einer Charakterisierung des litterarischen Milieu, in dem er seine ersten Anregungen erhielt, recht eingehend betrachtet und seine geschichtliche Stellung in der deutschen Litteratur vornehmlich in dem Einfluß seiner Lehre gefunden. Die Sprachgesellschaften, die Schauerdramendichtung

eines Andreas Gryphius, die religiöse Liederdichtung eines Gerhardt u. a., die Satirendichtung, die Abenteuerromane gleiten in charakteristischen Typen an unserem Auge vorüber. Der Pietismus sowie die philosophische Aufklärung führen uns ins 18. Jahrhundert hinüber. Der Hamburger Hagedorn und der Schweizer Haller werden uns als Vertreter der Anakreontik und der Naturdichtung vorgeführt; ausführlicher wird Gottscheds Wirken und Einfluß behandelt und erfreulicher Weise wird der deutsche Boileau nicht, wie üblich, in Grund und Boden verdammt; sein Hauptverdienst wird in die Wiedervereinigung von Litteratur und Bühne, Dichter und Schauspieler verlegt. Der Exkurs über die Schauspielertruppen des 18. Jahrhunderts ist recht anschaulich. Die Schweizer Bodmer und Breitinger, die sächsische Schule und die Anakreontik, die Bremer Beiträge, Gellert und die Halleschen Anakreontiker führen uns zur Blütezeit der deutschen Litteratur, deren Darstellung mit einem Blick auf die Bedeutung Friedrichs des Großen und der französischen Aufklärung für diese Epoche eingeleitet wird. Die Darstellung wird naturgemäß jetzt breiter als zuvor und es ist uns deshalb nicht mehr möglich, auf Einzelheiten einzugehen. Klopstocks Hauptwerk „Der Messias" steht im Mittelpunkt der Behandlung des ersten Klassikers, und die Vorzüge wie Mängel des heute mehr genannten als gelesenen Werkes werden uns vor Augen geführt. Lessing nimmt einen verhältnismäßig großen Raum ein, doch sind in die Darstellung seines Wirkens und die Betrachtung seiner Werke eine ganze Anzahl seiner Zeitgenossen eingeschoben. Die Vorliebe des Verfassers für die Entwicklung der Oper, der an mehreren Stellen gedacht wird, ist ja an und für sich anerkennenswert, doch fragt es sich, ob dieser Gegenstand in einer deutschen Litteraturgeschichte soviel Platz beanspruchen darf. Die gerechte Beurteilung von Lessings Streben fällt wohlthuend auf; das Urteil über Nathan den Weisen, den nur „eine üble Parteiverbohrtheit .... zur bloßen Tendenzschrift herabdrücken" konnte, verdient weitgehende Beachtung. Es folgen Wieland und seine Schule, der Roman und die Aufklärung in Österreich. Der Verfasser weiß Wielands widerspruchsvolle Entwickelung, sein fortwährendes Hin- und Herschwanken zwischen Enthusiasmus und Frivolität, den Gegensatz zwischen seinem musterhaften Eheleben und seiner litterarischen Laszivität uns in anschaulicher Weise vor Augen zu führen. Nur zu billigen ist es, wenn Koch es nicht unterläßt, auch einen Ausblick auf die Litteraturentwicklung in den österreichischen Erblanden und auf die Gestaltung des Theaters zu werfen. Weniger will uns einleuchten, weshalb Mozart und Haydn in den Kreis der Betrachtung gezogen werden; worin besteht denn ihre Bedeutung für die deutsche *Litteratur*? Der heute kaum mehr gekannte

Hippel, der als sozialpolitischer Schriftsteller Knigge weit überragt, wird nicht vergessen; auch wird der idealgesinnte, aber irregeleitete Forster, der sich in Mainz den revolutionären Ideen rückhaltlos anschloß, mild beurteilt. Im 8. Kapitel, Sturm und Drang betitelt, nimmt vornehmlich Herder einen breiten Raum ein, dann folgt der Göttinger Hainbund und der Musenalmanach Boies, die Balladendichtung u. s. w. Die Betrachtung von Goethes Leben und Dichten, die nunmehr beginnt, erstreckt sich über mehr als hundert Seiten, also fast ein Siebentel des gesammten Werkes. Es kommt dies daher, daß Goethe nicht zusammenhängend behandelt wird, sondern daß die einzelnen Perioden seines Schaffens in verschiedenen (im ganzen in sechs Abschnitten) untergebracht sind. Wenn nun auch der Gedanke, Goethe als Brennpunkt der ganzen klassischen Litteraturentwicklung hinzustellen und die übrigen Vertreter derselben um ihn zu gruppieren, theoretisch ein ganz glücklicher ist, so erschwert doch seine konsequente Durchführung die Benutzung des Buches ungemein. Wie soll ein der Thatsachen unkundiger Leser (und für solche, die sich unterrichten wollen, ist doch diese für weitere Kreise bestimmte Litteraturgeschichte zunächst berechnet) in diesem Gewirr sich zurechtfinden? Wir stimmen mit dem Verfasser vollständig überein, wenn er bei Goethes Liebesverhältnissen, besonders bei dem mit Friederike Brion aus Sesenheim, den neuerdings aufgewärmten und breitgetretenen Klatsch gänzlich ignoriert. Goethes Auftreten in Weimar, seine erste italienische Reise und Rückkehr werden uns vor Augen geführt, und hierauf tritt Schiller in den Kreis der Betrachtung. Sein Werdegang wird uns bis zu seinem Übertritt in den weimarischen Staatsdienst geschildert, und im folgenden 9. Kapitel „Die weimarische Blütezeit und die romantische Schule" befinden wir uns alsdann auf dem Höhepunkt der Entwicklung der deutschen Litteratur. Freilich wird dieses Kapitel durch die Verquickung so vieler gänzlich verschiedener Erscheinungen sehr wenig übersichtlich. Zunächst tritt Goethe wieder in den Vordergrund, indes bald mit Schiller abwechselnd, und so springt die Darstellung, sehr zum Schaden der Durchsichtigkeit, fortwährend von dem einen Dichter zum andern über. Die Darstellung der Entwicklung der romantischen Schule wird in zwei Teile zerrissen, indem der Verfasser den ersten Abschnitt bis zur Katastrophe von Jena führt, den zweiten die Jahre der Fremdherrschaft und die Befreiungskriege umfassen läßt. Es liegt kaum eine Veranlassung zu einer solchen Zweiteilung vor, da sich die romantische Dichtung in dem ganzen Zeitraum gleichmäßig weiter entwickelt; eher hätte der Verfasser nach dem üblichen Vorgang einen besondern Abschnitt „Die Sänger der Befreiungskriege" ansetzen können. Den Abschluß von Goethes Leben und Thätigkeit bringt erst das Schlußkapitel des

Buches „Vom Ende der Befreiungskriege bis zur Gegenwart“. Wenn hier neben Dichtern wie Rückert und Platen auch der Musiker Weber und Beethoven gedacht wird, so kann man diesen Umstand mit des Verfassers schon erwähnter Vorliebe für Musik rechtfertigen; aber wenn der 4. Abschnitt dieses Kapitels „vom Tode Immermanns bis zu den Bayreuther Festspielen“ abgegrenzt wird, so fragt sich doch jedermann, was die letzteren für die deutsche Litteratur besagen wollen?[1]) Sollen etwa Wagners Textdichtungen als litterarisch epochemachend hingestellt werden? Wenn nicht, warum diese gesuchte Einteilung? Seiner bisherigen Übung treu führt uns der Verfasser nach der schwäbischen Dichterschule die österreichischen Schriftsteller vor, unter denen Grillparzer besonders eingehend gewürdigt wird. Die politische Lyrik vor und nach 1848 wird verständnisvoll beleuchtet, der Roman in seinen bedeutendsten Vertretern, Freytag, Fontane, Reuter, Keller u. a. vorgeführt, auch die Dorfgeschichte wird nicht übersehen. Wenn freilich Rosegger als „Naturdichter“ mit Robert Burns in eine Reihe gestellt wird, so ist er ohne Zweifel viel zu hoch eingeschätzt. Richard Wagner werden vier Seiten gewidmet, während Wildenbruch unmittelbar vorher mit — einer halben Seite abgethan wird, nota bene in einer deutschen Litteraturgeschichte. Koch scheut sich nicht, über die bei der Parteien Haß und Gunst noch schwer zu schätzende „jüngste Dichtung“ sein Urteil zu fällen. Vielfach scheint es uns ganz zutreffend; so z. B. wenn in Sudermanns Dramen Ehre — Sodoms Ende — Heimat eine aufsteigende Entwicklung des dramatischen Könnens dieses Dichters erblickt wird. Weniger will uns das anerkennende Urteil über das schwächliche „Morituri“ einleuchten.

Soviel des Einzelnen. Zusammenfassend können wir unser Urteil dahin abgeben, daß die Verfasser auf einem schwierigen, je nach dem subjektiven Standpunkt ganz verschieden sich darstellenden Gebiete eine höchst anerkennenswerte Leistung erzielt haben. Was die Auswahl der behandelten Dichter angeht, so können wir damit sehr zufrieden sein. Die mitgeteilten Daten sind zuverlässig; nur einzelnes ist hier zu berichtigen; so kam z. B. Klopstock erst 1739 nicht schon 1737, wie S. 454 mitgeteilt wird, nach Schulpforta; Wildenbruchs „Karolinger“ wurden 1881 zum ersten Mal aufgeführt, nicht gedichtet (sie stammen schon aus den siebziger Jahren); bei Hebbel stimmt die Chronologie der Dramen nicht mit den anderen Litteraturgeschichten überein u. a. m. Indes sollen diese einzelnen Ausstellungen den Wert des gesamten Werkes nicht beeinträchtigen; ihnen ist ja bei einer zweiten Auflage leicht abzuhelfen. Sie werden auch weit,

1) Wir sehen jedoch gerade in dem Hereinziehen der Oper einen Vorzug des Werkes. D. L.

weit aufgewogen durch das ruhige, jeder Parteiverblendung fernstehende, fachmännische Urteil der Verfasser, was uns als ein unendlicher Fortschritt gegenüber manchen, wenn schon weitverbreiteten Litteraturgeschichten erscheint. Unsere besten Wünsche mögen daher das Werk auf seinem Wege begleiten, der es hoffentlich in recht weite Kreise führen wird.

Mainz. Sigmund Feist.

Deutsches Lesebuch für höhere Schulen. Unter Mitwirkung von Kollegen herausgegeben von Professor Dr. von Dadelsen. Straßburg, Bullsche Verlagsbuchhandlung 1891—96. Fünf Teile, geb. Mark 2.40; 2.40; 2; 4.50; 4.80.

Dieses durch eine empfehlende Vorrede des Oberschulrats Dr. Albrecht eingeführte Lesebuch ist zugleich für Gymnasial- und für Realklassen bearbeitet. Die Teile für Sexta, Quinta und Quarta sind in besonderer Ausgabe für Elsaß-Lothringen und für Hessen-Thüringen erschienen, die beiden Teile für die mittleren und oberen Klassen gelten gleichzeitig für beide Landesteile.

In den drei ersten Bänden finden sich im großen und ganzen die Gedichte, welche aus dem großen Schatze des Vorhandenen allmählich als das Beste für die Jugend ausgesondert sind und mit Fug und Recht in den meisten Schullesebüchern wiederkehren. Die einzelnen Abteilungen sind: „Vaterlandslieder", „Gott und Natur" und „Erzählende Gedichte". Besonders berücksichtigt sind Claudius, Hoffmann von Fallersleben, Uhland, Reinick, Sturm, Arndt, Kopisch, Rückert, Schiller, Goethe, Körner, Schenkendorf, Geibel. Die Verteilung auf die Klassen ist passend; im einzelnen kann man zuweilen verschiedener Meinung sein.

Eigenartig ist der Prosateil. Der Herausgeber hat nämlich mit mehreren Amtsgenossen die meisten Lesestücke selbst geschrieben und damit den Schülern der unteren Klassen eine wahre Wohlthat erwiesen. Auch diejenigen Abschnitte, in denen bereits Vorhandenes benutzt ist, sind ihrer Form nach für die Schuljugend umgearbeitet. Unverändert geblieben sind fast nur die Grimmschen Märchen. Die Stücke sind meist recht geschickt abgefaßt; sie entsprechen sowohl inhaltlich wie stilistisch dem Verständnis und Bedürfnis der kleinen Schüler, sind nicht so umfangreich, daß sie sich nicht in einer Lehrstunde bewältigen ließen, und stehen auch in Beziehung zu dem sonstigen Lehrstoffe, so zum geschichtlichen, erdkundlichen und naturgeschichtlichen.

Ich sehe einen Vorzug darin, daß die Geschichts- und Lebensbilder sich in keinem Teile auf ein bestimmtes Gebiet der Geschichte beschränken, sondern die Schüler jedesmal vom Altertum bis in die neueste Zeit führen. Im Sextateile herrscht die griechische Sage vor, im Quintateile

die deutsche und die nordische. Der Herausgeber folgt dabei dem Grundsatze, „daß die klare und faßliche Sage der antiken Völker in die unterste Klasse unserer Schulen gehört.“ Zu bemerken ist allerdings, daß die Lehrpläne vom Jahre 1892 wenigstens in Preußen hierüber anders bestimmen. Übergang vom Leichteren zum Schwereren ist unverkennbar. Jedoch im Quartateile gehen m. E. manche Prosastücke über das Verständnis des elfjährigen Knaben hinaus, so Nr. 44 Mykenä, 57 Pergamon, 70/71 Sokrates im Gefängnis, 79 über den Baustil des Mittelalters, 93 über den Kalender und mehrere von den volkswirtschaftlichen Abschnitten 94—100.

Während für die drei unteren Klassen je ein Band bestimmt ist, ist der Lesestoff für UIII, OIII und UII zu einem einzigen Bande vereinigt, was manches für sich hat. Auch hier ist die Auswahl reichlich und passend. Unter den Gedichten vermisse ich z. B. Bürgers Lenore und Schillers Kassandra, Siegesfest und eleusisches Fest; und die neuere Lyrik kommt nicht zur Geltung. Die Übersetzungen aus mittelhochdeutschen Gedichten werden andere lieber nach OII verlegen. Im Prosateile kommen die Schriftsteller selbst mehr zu Worte als in den vorhergehenden Bänden. Das meiste ist aber auch hier durch den Herausgeber für die Schüler hergerichtet.

Wie die drei ersten Bände einen grammatischen Anhang haben, und zwar jeder Band einen anderen, so schließt der vierte Band mit knappen, treffenden Bemerkungen zur Kasuslehre, Stilistik und Poetik. Die den Schluß des Anhangs bildenden Anordnungen, die sich auf 24 der aufgenommenen Gedichte und Lesestücke beziehen und als Anleitung zur Anfertigung deutscher Aufsätze dienen sollen, greifen meines Erachtens dem Lehrer vor und sind überflüssig.

Der letzte, für die drei obersten Jahrgänge bestimmte Band bietet nur Prosa. Die Auswahl ist nach bestimmten pädagogischen Rücksichten getroffen und kann als wohlgelungen bezeichnet werden. Das Buch steht hauptsächlich im Dienst der deutschen Sprache und Litteratur. Hauptsächlich, aber nicht ausschließlich. Es sucht vielmehr auch, dem Schüler, der bald in die Welt hinaustreten soll, „die Fühlung mit den wertvollsten Bestrebungen der lebendigen Gegenwart zu vermitteln.“ Die Abteilung für Obersekunda enthält Kulturgeschichtliches, Naturwissenschaftliches und Litterargeschichtliches. Die Lesestücke über deutsche Sprache und Litteratur sind Auszüge aus den Litteraturgeschichten von Kurz und Scherer. Die übrigen sind Originalarbeiten von bedeutenderen älteren und neueren Schriftstellern. In der Abteilung für Prima steht der litterarisch-ästhetische Gesichtspunkt im Vordergrunde. Aber nicht nur die Dichtkunst kommt zu ihrem Rechte, sondern auch die Baukunst, Plastik, Malerei und Musik. Eine ganze Reihe von Aufsätzen macht sodann die Schüler mit den

Grundbegriffen der Logik, Ethik und Psychologie bekannt und sucht ihnen eine philosophische Bildung zu geben. Die Reden — von Fichte bis auf Bismarck, — Nr. 84—90, sollen sie „von der unwiderstehlichen Kraft des wahrhaft empfundenen Wortes überzeugen und sie mit warmem vaterländischen Gefühl erfüllen." Das Volkswirtschaftliche ist auch hier nicht vergessen, Nr. 81—83.

Die meisten der ausgewählten Aufsätze sind anziehend und belehrend zugleich, sie regen den Schüler zu selbständigem Nachdenken an, üben die Geisteskräfte und richten den Blick auf das Allgemeine und Ideale.

Manche Stücke finden sich auch in andern Lesebüchern z. B. von Cauer, Muff und Biese, in der Aufnahme vieler hat der Herausgeber keinen Vorgänger. Daß auch Aufsätze von Lessing, Schiller und Goethe aufgenommen sind, ist kein Schade, wenngleich die Klassikerausgaben jetzt leicht zugänglich sind. Von neueren Schriftstellern sind z. B. vertreten: Bulthaupt, Scherer, Hehn, Riegel, Overbeck, Carriere, Paulsen, Rohde, Kern, Lamprecht. Daß einiges aus Aristoteles' Poetik abgedruckt ist, finde ich zweckmäßig. Aber im allgemeinen sollten doch in einem deutschen Lesebuche nur Stücke von deutschen Schriftstellern stehen, während sich hier in der philosophischen Abteilung mehrere von Aristoteles, Augustin Locke, Hume, Descartes und Spinoza finden. Im deutschen Lesebuche erwartet man ferner zusammenhängende Darstellungen; aber hier sind zehn Stücke bloße Anordnungsmuster, die wörtlich den an sich ja vortrefflichen Meditationen von Ferdinand Schultz entnommen sind, wie der Herausgeber ausdrücklich angiebt. Der Anhang enthält eine brauchbare, kurze Anleitung zum Entwerfen von Aufsätzen und Vorträgen.

Kurz, das ganze fünfbändige Lesebuch, von dem einzelnen Teile bereits in zweiter, dritter und vierter Auflage erschienen sind, ist das Werk eines erfahrenen deutschen Schulmannes und wird dem deutschen Unterricht sowie der geistigen Bildung der Schüler überhaupt vortreffliche Dienste leisten.

Wesel. **Heinrich Gloël.**

Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie 1897, Nr. 6. Juni: Sophus Müller, Nordische Altertumskunde nach Funden und Denkmälern aus Dänemark und Schleswig, bespr. von O. Brenner. — Hermann Jantzen, Geschichte des deutschen Streitgedichtes im Mittelalter, bespr. von Karl Helm. (Bietet Jantzens Arbeit wohl kaum eine wirkliche Geschichte des Streitgedichtes, so hat sie ihren zweifellosen Wert doch als die reichhaltigste Materialsammlung für diesen Zweck unserer Litteratur.) — Spiridion Wukadinowić, Prior in Deutschland, bespr. von Albert Leitzmann. (Der

gediegene wissenschaftliche Inhalt ist ebenso zu loben wie die angenehme geschmackvolle Form der Darstellung. Besonders gut gelungen ist der Abschnitt über Wieland und die Quellengeschichte der Musarion.) — Karl Köhler, Volkslieder von der Mosel und Saar, bespr. von Bruno Schnabel.

——, Nr. 7. Juli: O. Weise, Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen, bespr. von K. v. Bahder. (Die Schrift ist vielseitig und giebt reiche Anregung, und wie dankbar das Publikum heutzutage für ein solches belehrendes Werk über die deutsche Sprache ist, zeigt der große Erfolg, den es seit dem Erscheinen gehabt hat. Das Buch enthält trotz der hervorgehobenen Mängel des Guten so viel, daß wir seine weite Verbreitung nicht zu bedauern haben.) — Joh. Willibald Nagl, Deutsche Mundarten, Zeitschrift für Bearbeitung des mundartlichen Materials, bespr. von O. Behaghel. (Möchte es Nagl gelingen, einen Stamm von tüchtigen Mitarbeitern um sich zu scharen; möge er auf allen Seiten die Teilnahme finden, deren er bedarf, um das Unternehmen lebensfähig zu erhalten.) — W. L. van Helten, Zur Lexikologie des Altwestfriesischen, bespr. von Theodor Siebs. — R. v. Fischer-Benzon, Altdeutsche Gartenflora, bespr. von Johannes Hoops. — Otto Grillnberger, Die ältesten Totenbücher des Cistercienserstiftes Wilhering in Oesterreich ob der Enns, bespr. von Wilhelm Bruckner. — Victor Henry, Antinomies linguistiques, bespr. von H. Schuchardt. — Martin Hartmann, Reiseeindrücke und Beobachtungen eines deutschen Neuphilologen in der Schweiz und in Frankreich, bespr. von Ph. Roßmann. (Aus den getreuen Spiegelbildern, welche H. von einzelnen hervorragenden Unterrichtsstunden giebt, sowie aus der Darstellung einiger Spezialmethoden und aus seinen eigenen fachwissenschaftlichen Bemerkungen können alle, die lernen wollen, reiche methodische Anregung schöpfen. Für den deutschen Neuphilologen insbesondere ist das interessante Buch, in dem der Verfasser in lebhafter Darstellung fortwährend wertvolle Streiflichter wirft, deshalb noch von großer Bedeutung, weil es die Bekanntschaft mit französischen Realien, namentlich mit französischem Schulwesen sehr fördert.)

Zeitschrift für deutsche Philologie XXIX, 4: O. Hertel, Die Sprache Luthers im Sermon von den guten Werken (1520) nach der handschriftlichen Überlieferung. — E. Arens, Studien zum Tatian II. (tritt für die Einheitlichkeit der Übersetzung ein). — K. Zacher, Otfrid und Lucrez. — Borkowski, Ein Brief von Martin Opitz an den Burggrafen Abraham zu Dohna. — M. Schneider, Ein Brief von Georg Rollenhagen. — Ph. Strauch, Nachträge zu Zeitschrift XXVIII, 71. 563. XXIX, 172. — Facsimile der Jenaer Liederhandschrift. — J. Meier, Zwei Bemerkungen zu neueren Klassikerausgaben. — O. Sarrazin, Zur Wolfdietrichsage. — M. Erdmann, Peter Hasenfus, ein Lexikograph der Reformationszeit.

Litterarisches Centralblatt 15: M. 7, Köhler-Meier, Volkslieder von der Mosel und Saar. — 16: C., Wackernell, Altdeutsche Passionsspiele aus Tirol. — 17: -tta., Bassermann, Dantes Spuren in Italien. — C., Schwab, Das Schauspiel im Schauspiel zur Zeit Shakespeares. — Jakob Freys Gartengesellschaft, herausgegeben von Joh. Bolte. — Goethes Gespräche, herausgegeben von Biedermann 10. — 18: C., Murko, Deutsche Einflüsse auf die Anfänge der böhmischen Romantik. — 19: Sonnenburg, Herzog Anton Ulrich von Braunschweig als Dichter. — Volkelt, Ästhetik des Tragischen. — 20: W. B., Breymann, Die phon. Litteratur. — Kleinpaul, Das Fremdwort im Deutschen. —

Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte Neue Folge. — Band XI, 2 u 3: Abhandlungen: Gregor Sarrazin, Der Ursprung der Siegfried-Sage. — Adam Mickiewicz und Alexander Puschkin. Nach einem Aufsatze von A. Umanjskij bearbeitet von Wilhelm Henckel. — Eugen Kölbing, Die Secunda Pastorum der Towneley Plays und Archie Armstrang's aith. — Josef Kohler, Dante-Übersetzung oder Nachdichtung. — Neue Mitteilungen: Briefe des Flavius Blondus. II (Schluß). Zum erstenmal herausgegeben und untersucht von Otto Lobeck. — Vermischtes: Ludwig Geiger, Weimarer Analekten I—V. — Anton Reichl, Ein Bürgersches Motto und eine Bürger-Reminiscenz. — Besprechungen: Zur Litteratur der Geschichte und der Ästhetik des Naturgefühls. II. Das Naturgefühl im Mittelalter und in der Neuzeit. Ref.: Alfred Biese. — Eugen Kühnemann, Herders Leben. Ref.: Hubert Röttelen. — Hermann Jantzen, Geschichte des deutschen Streitgedichtes im Mittelalter. Ref.: Aloys Bömer. — Karl Drescher, Boccaccio-Stainhöwel de claris mulieribus. Ref.: Markus Landau. Ausgegeben am 28. Mai 1897.

Zeitschrift für Kulturgeschichte IV, 4. u. 5. Heft: Georg Grupp in Maihingen, Die Anfänge der Geldwirtschaft I. — K. v. Kózyċki in Wien, Der Humanismus in Polen. — C. A. H. Burkhardt in Weimar, Beschreibung der geleitlichen Annahme eines Fürsten an der Thüringisch-Hessischen Landesgrenze 1680. — Karl Menne in München, Die Schlacht am Birkenbaume. — Karl Adam in Greifswald, Kulturgeschichtliche Streifzüge durch das Jahr 1848/49 III. — Mitteilungen und Notizen: Historische Kommissionen. — Kulturgeschichtliche Jahresberichte. — Geschichte der Methodik des kulturgeschichtlichen Unterrichts. — Statistik der deutschen Schul- und Universitätsschriften 1895/96. — Preisaufgaben der Rubenow-Stiftung.

Modern Language Notes XII, 5: Carpenter, Spensers Cave of Despair. — F. E. Lodeman, Le Pas Saladin. — H. Browne, Color Chords in Thomsons Seasons. — Myrta L. Goodenaugh, Bacon and Plutarch. — Ph. Ogden, Le théatre libre. — Furst, Notes on Donne. — Mott. Note on a passage in Julius Caesar. — von Klenze, German Literature. — 6: Thomas A. Jenkins, Notes to Eugènie Grandet. — Bonner, On the Accentuation of the German Prefix un-. — Brown, Predecessors of Enoch Arden. — Cutting, Note to Schillers Wallensteins Lager l. 1096. — Ingraham, Multiple Jndications and Overlappings. — Dieckhof, Note on Goethes Tasso II, 1325—1337. — Tupper, Dryden and Spechts Chaucer. — Espenshade, The Hildebrandslied.

Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 1897, 4. u. 5. Heft: E. Plaumann, Der Mythos von Admet u. Alkestis und die Sage vom armen Heinrich. — Alfred Biese, Zum deutschen Unterricht — 6: Otto Fiebiger, Ein Gutachten Gottfried Hermanns. — E. Plaumann, Der Mythos von Admet und Alkestis und die Sage vom armen Heinrich (Fortsetzung).

Die Mädchenschule X, 6: Karl Hessel, Sollen unsere Lesebücher nach den Quellen abdrucken?

Neue Bahnen VIII, 8: Albr. Goerth, Zur Frage der Lehrerbildung.

Journal of Germanic Philology (Herausgeber: Gustaf E. Karsten) I, 1: Horatio S. White, The Home of Walther von der Vogelweide. — George Hempl, Middle English *-wo-*. — Edward P. Morton,

Shakspere in the Seventeenth Century. — George A. Hench, The Voiced Spirants in Gothic. — Otto B. Schlutter, On Old English Glosses. — H. Schmidt-Wartenberg, Phonetical Notes. — F. A. Blackburn, Teutonic „Eleven“ and „Twelve“. — Gustaf E. Karsten, On the Hildebrandslied. — Reviews: Albert S. Cook, Bates and Godfrey, English Drama. — Frank J. Mather, Jr.: Chase, A Bibliographical Guide to Old English Syntax. — Oliver Farrar Emerson, Anglia. — Elisabeth Woodbridge, Englische Studien. — Horatio S. White, Euphorion. — Hanns Oertel, Indogermanische Forschungen. Preis Mark 12 jährlich.

Monatsblätter für deutsche Litteraturgeschichte (herausgegeben von Alb. Warneke, Verlag von Erich Schelper in Leipzig) I, 10: Karl Ernst Knodt, J. G. Fischer als Lyriker.

Hamburgische Schulzeitung V, 29 u. 30: Paul Grosser, Die deutsche Schule und die polnische Propaganda in Oberschlesien.

Leipziger Lehrerzeitung, IV, 34, 35 u. 36: F. L. Beit, Der Wortschatz des Nibelungen- und Gudrunliedes in Hinsicht auf Bedeutungswandel und Wortverlust.

Revue de l'enseignement des langues vivantes (Herausgeber: A. Wolfromm), XIV, Nr. 1—6.

Blätter für Pommersche Volkskunde (herausgegeben von O. Knoop und Dr. A. Haas), V, 10. 11. 12.

Bismarck-Jahrbuch IV, 3: Zwei Briefe Max Dunckers an Bismarck. — Erster eigenhändiger Entwurf der Gasteiner Convention. — Fünf Briefe Julius Hansens an Bismarck. — Drei Briefe Clément Duvernois' an Bismarck. — Ein Brief des Ministers Fr. Eulenburg an Bismarck und Bismarcks Antwort. — Sechs Briefe J. L. Motleys an Bismarck. — Zwei Schreiben Bismarcks an König und Kaiser Wilhelm I. — Zwei Briefe Leopolds v. Ranke an Bismarck. — Ein Brief Bismarcks an Graf St. Vallier. — Ein Brief des Grafen Stolberg an Fürst Bismarck und Bismarcks Antwort. — Ein Brief Andrássys an Bismarck. — II. Reden, Abhandlungen, Gedichte: Kohl, Trinkspruch auf den Fürsten Bismarck. — Erdmannsdörffer, Rede bei Enthüllung des Bismarckdenkmals in Heidelberg. — R. M. Meyer, Bismarck und die Dichtkunst. — Schwetschke, Bismarck und die Dichtkunst II.

Leipziger Zeitung, Wissenschaftliche Beilage 1897, Nr. 79: Carl Franke, Die Brüder Grimm und die Franzosenzeit.

Neu erschienene Bücher.

Bismarckbriefe 1836—1872. Sechste, stark vermehrte Aufl., herausgegeben von Horst Kohl. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen und Klasing 1897. X. 357 S.

Rudolf Koegel, Geschichte der deutschen Litteratur bis zum Ausgange des Mittelalters. Erster Band: Bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts. Zweiter Band: Die endreimende Dichtung und die Prosa der althochdeutschen Zeit. Straßburg, Verlag von Karl J. Trübner 1897. XIX. 652 S. Pr. M. 16.

Karl Wertheim, Wolfram von Eschenbach und sein Parzival. 32 S. Pr. M. 0,60.

W. A. Lay, Schülerhefte für den Sach-, Sprach- und Rechtschreibunterricht nach naturgemäßen Grundsätzen und mit Anwendung der Schreibschrift als Anschauungsmittel für den Rechtschreibunterricht. 1., 2. u. 3. Heft. Karlsruhe, Otto Nemnich.

O. Weise, Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. Dritte, verbesserte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner 1897. VIII, 269 S. Pr. geb. M. 2,60.

W. A. Lay, Grundfehler im ersten Sprachunterricht, ihre Ursachen und ihre Abhilfe. Karlsruhe, Otto Nemnich 1897. Pr. M. 0,50.

J. W. Nagl und Jakob Zeidler, Deutsch-österreichische Litteraturgeschichte 2. u. 3. Lieferung. S. 49—144. Wien, Carl Fromme. (Erscheint in vierzehn Lieferungen à 1 Mark.)

Carl Wagener, Lernstoff der deutschen Litteraturgeschichte. Zweite vermehrte Auflage. Bremen, Rühle und Schlenker 1897. 42 S.

Georg Voigt, Friedrich Rückerts Gedanken-Lyrik nach ihrem philosophischen Inhalte. Annaberg, Graser 1897. 110 S.

Dr. Wilhelm Königs Erläuterungen zu den Klassikern für den Schul- und Hausgebrauch:

3. u. 4. Bdch. M. R. Stecher, Erläuterungen zu Schillers Wallenstein. I. Teil: Wallensteins Lager. — Die Piccolomini. — II. Teil: Wallensteins Tod.
5. Bdch. M. R. Stecher, Erläuterungen zu Schillers Maria Stuart.
6. " " " " " " " Don Carlos.
7. " Otto Dingelbein " " Goethes Hermann und Dorothea.
8. " " " " Goethes Götz von Berlichingen.
9. " M. R. Stecher, " " Lessings Minna von Barnhelm.
10. " Walther Böhme, " " Lessings Nathan.
11. " " " " " Uhlands Ernst, Herzog v. Schwaben.
12. " Prof. Dr. Hoffmann, " " Goethes Egmont.

Leipzig, Herm. Beyer, Preis des Bändchens 40 Pf.

Karl Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Aus den Quellen. Zweite ganz neu bearbeitete Auflage. In Verbindung mit Fachgelehrten fortgeführt von Edmund Goetze. 16. Heft. Dresden, L. Ehlermann 1897. S. 225—448.

Otto Lyon, Die Lektüre als Grundlage eines einheitlichen und naturgemäßen Unterrichts in der deutschen Sprache sowie als Mittelpunkt nationaler Bildung. Deutsche Prosastücke und Gedichte erläutert und behandelt Zweiter (Schluß-) Teil: Obertertia bis Oberprima. Erste Lieferung: Obertertia. Leipzig, B. G. Teubner 1897. VI, 299 S. Pr. M. 3,60.

Ernst Elster, Principien der Litteraturwissenschaft. Erster Band. Halle, Max Niemeyer 1897. VIII, 488 S. Pr. M. 9.

Julius Groß, Skizzen von einer Studienreise nach Griechenland. — O. Netoliczka, Eine Schulreise nach Venedig. Programm des evangelischen Gymnasiums. A. B. zu Kronstadt 1897.

Wehrmann, Lehrplan für den deutschen Unterricht der lateinlosen Realschule Programm der Realschule zu Kreuznach 1897.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, Bücher zc. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Ludwig Richterstr. 2.

Zur Geschichte der deutschen Mittelwortfügungen.

Von **Theodor Matthias** in Zittau i. S.

In seiner schlichten Weise und doch unter den höchsten Gesichtspunkten zeichnet J. Grimm im 4. Bande seiner Grammatik, besonders S. 67 flg., 87, 125 flg., 643 flg., 893 flg., die Geschichte der deutschen, namentlich unangeschlossenen Mittelwortfügungen. Ihr Aussterben während der mhd. Zeit kündet ihm mit den Anbruch einer neuen Epoche der Sprache an, in der bei Minderung ihrer Schwungkraft Sicherheit und Deutlichkeit wächst; in neuen und doch ähnlichen Mittelwortfügungen aber, die dann wohl das Nhd. wieder gewann, sieht er einen der Hauptzüge deutscher Sinnesart wirksam, das empfängliche Gefühl für das Neue. Weil nämlich im Mhd. entsprechende Fügungen fehlen, glaubt er ihren Gebrauch nur aus den romanischen Sprachen herleiten zu dürfen (S. 916).

Vielleicht gelingt es im folgenden, einige neue, echt deutsche Fäden nachzuweisen, an denen schon Luthers Vorarbeiter in der Begründung der nhd. Schriftsprache den fremden Stoff dieser Fügungen in freier Nachahmung dem Gewebe der heimischen Sprache einweben und wahrhaft eindeutschen konnten. Auch daß es Grimm im 4. Bande nur um die Verhältnisse der Rektion im einfachen Satze, nicht um die des zusammengesetzten, z. B. bei der Satzverkürzung zu thun war, er die ausgedehnteren Fügungen des angeschlossenen Mittelwortes also fast ganz außer Acht gelassen hat und daß eine Fügung, die er noch vermißte, unangeschlossene Mittelwortfügungen im 1. Falle, seitdem erst zahlreicher üblich geworden sind, berechtigt vielleicht zu dem folgenden Versuche eines Überblicks über die Geschichte der deutschen Mittelwortfügungen.

I. Das angeschlossene Mittelwort.

1. **In attributiver Voranstellung:** In dieser Stellung kennt die mhd. Dichtung nur rein adjektivische Verwendung des allein, d. h. ohne von ihm abhängige Bestimmungen stehenden Mittelwortes. Ja wenn es Grimm (S. 906) für möglich hält, daß eine erhaltene reichere mhd. Prosalitteratur auch eine reichere Entfaltung der unangeschlossenen Fügungen aufgewiesen haben würde, so kann man für die angeschlossenen

Hippel, der als sozialpolitischer Schriftsteller Knigge weit überragt, wird nicht vergessen; auch wird der idealgesinnte, aber irregeleitete Forster, der sich in Mainz den revolutionären Ideen rückhaltlos anschloß, mild beurteilt. Im 8. Kapitel, Sturm und Drang betitelt, nimmt vornehmlich Herder einen breiten Raum ein, dann folgt der Göttinger Hainbund und der Musenalmanach Boies, die Balladendichtung u. s. w. Die Betrachtung von Goethes Leben und Dichten, die nunmehr beginnt, erstreckt sich über mehr als hundert Seiten, also fast ein Siebentel des gesammten Werkes. Es kommt dies daher, daß Goethe nicht zusammenhängend behandelt wird, sondern daß die einzelnen Perioden seines Schaffens in verschiedenen (im ganzen in sechs Abschnitten) untergebracht sind. Wenn nun auch der Gedanke, Goethe als Brennpunkt der ganzen klassischen Litteraturentwicklung hinzustellen und die übrigen Vertreter derselben um ihn zu gruppieren, theoretisch ein ganz glücklicher ist, so erschwert doch seine konsequente Durchführung die Benutzung des Buches ungemein. Wie soll ein der Thatsachen unkundiger Leser (und für solche, die sich unterrichten wollen, ist doch diese für weitere Kreise bestimmte Litteraturgeschichte zunächst berechnet) in diesem Gewirr sich zurechtfinden? Wir stimmen mit dem Verfasser vollständig überein, wenn er bei Goethes Liebesverhältnissen, besonders bei dem mit Friederike Brion aus Sesenheim, den neuerdings aufgewärmten und breitgetretenen Klatsch gänzlich ignoriert. Goethes Auftreten in Weimar, seine erste italienische Reise und Rückkehr werden uns vor Augen geführt, und hierauf tritt Schiller in den Kreis der Betrachtung. Sein Werdegang wird uns bis zu seinem Übertritt in den weimarischen Staatsdienst geschildert, und im folgenden 9. Kapitel „Die weimarische Blütezeit und die romantische Schule" befinden wir uns alsdann auf dem Höhepunkt der Entwicklung der deutschen Litteratur. Freilich wird dieses Kapitel durch die Verquickung so vieler gänzlich verschiedener Erscheinungen sehr wenig übersichtlich. Zunächst tritt Goethe wieder in den Vordergrund, indes bald mit Schiller abwechselnd, und so springt die Darstellung, sehr zum Schaden der Durchsichtigkeit, fortwährend von dem einen Dichter zum andern über. Die Darstellung der Entwicklung der romantischen Schule wird in zwei Teile zerrissen, indem der Verfasser den ersten Abschnitt bis zur Katastrophe von Jena führt, den zweiten die Jahre der Fremdherrschaft und die Befreiungskriege umfassen läßt. Es liegt kaum eine Veranlassung zu einer solchen Zweiteilung vor, da sich die romantische Dichtung in dem ganzen Zeitraum gleichmäßig weiter entwickelt; eher hätte der Verfasser nach dem üblichen Vorgang einen besondern Abschnitt „Die Sänger der Befreiungskriege" ansetzen können. Den Abschluß von Goethes Leben und Thätigkeit bringt erst das Schlußkapitel des

Buches „Vom Ende der Befreiungskriege bis zur Gegenwart". Wenn hier neben Dichtern wie Rückert und Platen auch der Musiker Weber und Beethoven gedacht wird, so kann man diesen Umstand mit des Verfassers schon erwähnter Vorliebe für Musik rechtfertigen; aber wenn der 4. Abschnitt dieses Kapitels „vom Tode Immermanns bis zu den Bayreuther Festspielen" abgegrenzt wird, so fragt sich doch jedermann, was die letzteren für die deutsche Litteratur besagen wollen?[1]) Sollen etwa Wagners Textdichtungen als litterarisch epochemachend hingestellt werden? Wenn nicht, warum diese gesuchte Einteilung? Seiner bisherigen Übung treu führt uns der Verfasser nach der schwäbischen Dichterschule die österreichischen Schriftsteller vor, unter denen Grillparzer besonders eingehend gewürdigt wird. Die politische Lyrik vor und nach 1848 wird verständnisvoll beleuchtet, der Roman in seinen bedeutendsten Vertretern, Freytag, Fontane, Reuter, Keller u. a. vorgeführt, auch die Dorfgeschichte wird nicht übersehen. Wenn freilich Rosegger als „Naturdichter" mit Robert Burns in eine Reihe gestellt wird, so ist er ohne Zweifel viel zu hoch eingeschätzt. Richard Wagner werden vier Seiten gewidmet, während Wildenbruch unmittelbar vorher mit — einer halben Seite abgethan wird, nota bene in einer deutschen Litteraturgeschichte. Koch scheut sich nicht, über die bei der Parteien Haß und Gunst noch schwer zu schätzende „jüngste Dichtung" sein Urteil zu fällen. Vielfach scheint es uns ganz zutreffend; so z. B. wenn in Sudermanns Dramen Ehre — Sodoms Ende — Heimat eine aufsteigende Entwicklung des dramatischen Könnens dieses Dichters erblickt wird. Weniger will uns das anerkennende Urteil über das schwächliche „Morituri" einleuchten.

Soviel des Einzelnen. Zusammenfassend können wir unser Urteil dahin abgeben, daß die Verfasser auf einem schwierigen, je nach dem subjektiven Standpunkt ganz verschieden sich darstellenden Gebiete eine höchst anerkennenswerte Leistung erzielt haben. Was die Auswahl der behandelten Dichter angeht, so können wir damit sehr zufrieden sein. Die mitgeteilten Daten sind zuverlässig; nur einzelnes ist hier zu berichtigen; so kam z. B. Klopstock erst 1739 nicht schon 1737, wie S. 454 mitgeteilt wird, nach Schulpforta; Wildenbruchs „Karolinger" wurden 1881 zum ersten Mal aufgeführt, nicht gedichtet (sie stammen schon aus den siebziger Jahren); bei Hebbel stimmt die Chronologie der Dramen nicht mit den anderen Litteraturgeschichten überein u. a. m. Indes sollen diese einzelnen Ausstellungen den Wert des gesamten Werkes nicht beeinträchtigen; ihnen ist ja bei einer zweiten Auflage leicht abzuhelfen. Sie werden auch weit,

1) Wir sehen jedoch gerade in dem Hereinziehen der Oper einen Vorzug des Werkes. D. L.

weit aufgewogen durch das ruhige, jeder Parteiverblendung fernstehende, fachmännische Urteil der Verfasser, was uns als ein unendlicher Fortschritt gegenüber manchen, wenn schon weitverbreiteten Litteraturgeschichten erscheint. Unsere besten Wünsche mögen daher das Werk auf seinem Wege begleiten, der es hoffentlich in recht weite Kreise führen wird.

Mainz. **Sigmund Feist.**

Deutsches Lesebuch für höhere Schulen. Unter Mitwirkung von Kollegen herausgegeben von Professor Dr. von Dadelsen. Straßburg, Bullsche Verlagsbuchhandlung 1891—96. Fünf Teile, geb. Mark 2.40; 2.40; 2; 4.50; 4.80.

Dieses durch eine empfehlende Vorrede des Oberschulrats Dr. Albrecht eingeführte Lesebuch ist zugleich für Gymnasial- und für Realklassen bearbeitet. Die Teile für Sexta, Quinta und Quarta sind in besonderer Ausgabe für Elsaß-Lothringen und für Hessen-Thüringen erschienen, die beiden Teile für die mittleren und oberen Klassen gelten gleichzeitig für beide Landesteile.

In den drei ersten Bänden finden sich im großen und ganzen die Gedichte, welche aus dem großen Schatze des Vorhandenen allmählich als das Beste für die Jugend ausgesondert sind und mit Fug und Recht in den meisten Schullesebüchern wiederkehren. Die einzelnen Abteilungen sind: „Vaterlandslieder“, „Gott und Natur“ und „Erzählende Gedichte.“ Besonders berücksichtigt sind Claudius, Hoffmann von Fallersleben, Uhland, Reinick, Sturm, Arndt, Kopisch, Rückert, Schiller, Goethe, Körner, Schenkendorf, Geibel. Die Verteilung auf die Klassen ist passend: im einzelnen kann man zuweilen verschiedener Meinung sein.

Eigenartig ist der Prosateil. Der Herausgeber hat nämlich mit mehreren Amtsgenossen die meisten Lesestücke selbst geschrieben und damit den Schülern der unteren Klassen eine wahre Wohlthat erwiesen. Auch diejenigen Abschnitte, in denen bereits Vorhandenes benutzt ist, sind ihrer Form nach für die Schuljugend umgearbeitet. Unverändert geblieben sind fast nur die Grimmschen Märchen. Die Stücke sind meist recht geschickt abgefaßt; sie entsprechen sowohl inhaltlich wie stilistisch dem Verständnis und Bedürfnis der kleinen Schüler, sind nicht so umfangreich, daß sie sich nicht in einer Lehrstunde bewältigen ließen, und stehen auch in Beziehung zu dem sonstigen Lehrstoffe, so zum geschichtlichen, erdkundlichen und naturgeschichtlichen.

Ich sehe einen Vorzug darin, daß die Geschichts- und Lebensbilder sich in keinem Teile auf ein bestimmtes Gebiet der Geschichte beschränken, sondern die Schüler jedesmal vom Altertum bis in die neueste Zeit führen. Im Sextateile herrscht die griechische Sage vor, im Quintateile

die deutsche und die nordische. Der Herausgeber folgt dabei dem Grundsatze, „daß die klare und faßliche Sage der antiken Völker in die unterste Klasse unserer Schulen gehört.“ Zu bemerken ist allerdings, daß die Lehrpläne vom Jahre 1892 wenigstens in Preußen hierüber anders bestimmen. Übergang vom Leichteren zum Schwereren ist unverkennbar. Jedoch im Quartateile gehen m. E. manche Prosastücke über das Verständnis des elfjährigen Knaben hinaus, so Nr. 44 Mykenä, 57 Pergamon, 70/71 Sokrates im Gefängnis, 79 über den Baustil des Mittelalters, 93 über den Kalender und mehrere von den volkswirtschaftlichen Abschnitten 94—100.

Während für die drei unteren Klassen je ein Band bestimmt ist, ist der Lesestoff für UIII, OIII und UII zu einem einzigen Bande vereinigt, was manches für sich hat. Auch hier ist die Auswahl reichlich und passend. Unter den Gedichten vermisse ich z. B. Bürgers Lenore und Schillers Kassandra, Siegesfest und eleusisches Fest; und die neuere Lyrik kommt nicht zur Geltung. Die Übersetzungen aus mittelhochdeutschen Gedichten werden andere lieber nach OII verlegen. Im Prosateile kommen die Schriftsteller selbst mehr zu Worte als in den vorhergehenden Bänden. Das meiste ist aber auch hier durch den Herausgeber für die Schüler hergerichtet.

Wie die drei ersten Bände einen grammatischen Anhang haben, und zwar jeder Band einen anderen, so schließt der vierte Band mit knappen, treffenden Bemerkungen zur Kasuslehre, Stilistik und Poetik. Die den Schluß des Anhangs bildenden Anordnungen, die sich auf 24 der aufgenommenen Gedichte und Lesestücke beziehen und als Anleitung zur Anfertigung deutscher Aufsätze dienen sollen, greifen meines Erachtens dem Lehrer vor und sind überflüssig.

Der letzte, für die drei obersten Jahrgänge bestimmte Band bietet nur Prosa. Die Auswahl ist nach bestimmten pädagogischen Rücksichten getroffen und kann als wohlgelungen bezeichnet werden. Das Buch steht hauptsächlich im Dienst der deutschen Sprache und Litteratur. Hauptsächlich, aber nicht ausschließlich. Es sucht vielmehr auch, dem Schüler, der bald in die Welt hinaustreten soll, „die Fühlung mit den wertvollsten Bestrebungen der lebendigen Gegenwart zu vermitteln.“ Die Abteilung für Obersekunda enthält Kulturgeschichtliches, Naturwissenschaftliches und Litterargeschichtliches. Die Lesestücke über deutsche Sprache und Litteratur sind Auszüge aus den Litteraturgeschichten von Kurz und Scherer. Die übrigen sind Originalarbeiten von bedeutenderen älteren und neueren Schriftstellern. In der Abteilung für Prima steht der litterarisch-ästhetische Gesichtspunkt im Vordergrunde. Aber nicht nur die Dichtkunst kommt zu ihrem Rechte, sondern auch die Baukunst, Plastik, Malerei und Musik. Eine ganze Reihe von Aufsätzen macht sodann die Schüler mit den

Grundbegriffen der Logik, Ethik und Psychologie bekannt und sucht ihnen eine philosophische Bildung zu geben. Die Reden — von Fichte bis auf Bismarck, — Nr. 84—90, sollen sie „von der unwiderstehlichen Kraft des wahrhaft empfundenen Wortes überzeugen und sie mit warmem vaterländischen Gefühl erfüllen." Das Volkswirtschaftliche ist auch hier nicht vergessen, Nr. 81—83.

Die meisten der ausgewählten Aufsätze sind anziehend und belehrend zugleich, sie regen den Schüler zu selbständigem Nachdenken an, üben die Geisteskräfte und richten den Blick auf das Allgemeine und Ideale.

Manche Stücke finden sich auch in andern Lesebüchern z. B. von Cauer, Muff und Biese, in der Aufnahme vieler hat der Herausgeber keinen Vorgänger. Daß auch Aufsätze von Lessing, Schiller und Goethe aufgenommen sind, ist kein Schade, wenngleich die Klassikerausgaben jetzt leicht zugänglich sind. Von neueren Schriftstellern sind z. B. vertreten: Bulthaupt, Scherer, Hehn, Riegel, Overbeck, Carriere, Paulsen, Rohde, Kern, Lamprecht. Daß einiges aus Aristoteles' Poetik abgedruckt ist, finde ich zweckmäßig. Aber im allgemeinen sollten doch in einem deutschen Lesebuche nur Stücke von deutschen Schriftstellern stehen, während sich hier in der philosophischen Abteilung mehrere von Aristoteles, Augustin Locke, Hume, Descartes und Spinoza finden. Im deutschen Lesebuche erwartet man ferner zusammenhängende Darstellungen; aber hier sind zehn Stücke bloße Anordnungsmuster, die wörtlich den an sich ja vortrefflichen Meditationen von Ferdinand Schultz entnommen sind, wie der Herausgeber ausdrücklich angiebt. Der Anhang enthält eine brauchbare, kurze Anleitung zum Entwerfen von Aufsätzen und Vorträgen.

Kurz, das ganze fünfbändige Lesebuch, von dem einzelnen Teile bereits in zweiter, dritter und vierter Auflage erschienen sind, ist das Werk eines erfahrenen deutschen Schulmannes und wird dem deutschen Unterricht sowie der geistigen Bildung der Schüler überhaupt vortreffliche Dienste leisten.

Wesel. **Heinrich Gloël.**

Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie 1897, Nr. 6. Juni: **Sophus Müller**, Nordische Altertumskunde nach Funden und Denkmälern aus Dänemark und Schleswig, bespr. von **O. Brenner**. — **Hermann Jantzen**, Geschichte des deutschen Streitgedichtes im Mittelalter, bespr. von **Karl Helm**. (Bietet Jantzens Arbeit wohl kaum eine wirkliche Geschichte des Streitgedichtes, so hat sie ihren zweifellosen Wert doch als die reichhaltigste Materialsammlung für diesen Zweck unserer Litteratur.) — **Spiridion Wukadinowić**, Prior in Deutschland, bespr. von **Albert Leitzmann**. (Der

gediegene wissenschaftliche Inhalt ist ebenso zu loben wie die angenehme geschmackvolle Form der Darstellung. Besonders gut gelungen ist der Abschnitt über Wieland und die Quellengeschichte der Musarion.) — Karl Köhler, Volkslieder von der Mosel und Saar, bespr. von Bruno Schnabel.

——, Nr. 7. Juli: O. Weise, Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen, bespr. von K. v. Bahder. (Die Schrift ist vielseitig und giebt reiche Anregung, und wie dankbar das Publikum heutzutage für ein solches belehrendes Werk über die deutsche Sprache ist, zeigt der große Erfolg, den es seit dem Erscheinen gehabt hat. Das Buch enthält trotz der hervorgehobenen Mängel des Guten so viel, daß wir seine weite Verbreitung nicht zu bedauern haben.) — Joh. Willibald Nagl, Deutsche Mundarten, Zeitschrift für Bearbeitung des mundartlichen Materials, bespr. von O. Behaghel. (Möchte es Nagl gelingen, einen Stamm von tüchtigen Mitarbeitern um sich zu scharen; möge er auf allen Seiten die Teilnahme finden, deren er bedarf, um das Unternehmen lebensfähig zu erhalten.) — W. L. van Helten, Zur Lexikologie des Altwestfriesischen, bespr. von Theodor Siebs. — R. v. Fischer-Benzon, Altdeutsche Gartenflora, bespr. von Johannes Hoops. — Otto Grillnberger, Die ältesten Totenbücher des Cistercienserstiftes Wilhering in Oesterreich ob der Enns, bespr. von Wilhelm Bruckner. — Victor Henry, Antinomies linguistiques, bespr. von H. Schuchardt. — Martin Hartmann, Reiseeindrücke und Beobachtungen eines deutschen Neuphilologen in der Schweiz und in Frankreich, bespr. von Ph. Roßmann. (Aus den getreuen Spiegelbildern, welche H. von einzelnen hervorragenden Unterrichtsstunden giebt, sowie aus der Darstellung einiger Spezialmethoden und aus seinen eigenen fachwissenschaftlichen Bemerkungen können alle, die lernen wollen, reiche methodische Anregung schöpfen. Für den deutschen Neuphilologen insbesondere ist das interessante Buch, in dem der Verfasser in lebhafter Darstellung fortwährend wertvolle Streiflichter wirft, deshalb noch von großer Bedeutung, weil es die Bekanntschaft mit französischen Realien, namentlich mit französischem Schulwesen sehr fördert.)

Zeitschrift für deutsche Philologie XXIX, 4: O. Hertel, Die Sprache Luthers im Sermon von den guten Werken (1520) nach der handschriftlichen Überlieferung. — E. Arens, Studien zum Tatian II. (tritt für die Einheitlichkeit der Übersetzung ein). — K. Zacher, Otfrid und Lucrez. — Borkowski, Ein Brief von Martin Opitz an den Burggrafen Abraham zu Dohna. — M. Schneider, Ein Brief von Georg Rollenhagen. — Ph. Strauch, Nachträge zu Zeitschrift XXVIII, 71. 563. XXIX, 172. — Facsimile der Jenaer Liederhandschrift. — J. Meier, Zwei Bemerkungen zu neueren Klassikerausgaben. — G. Sarrazin, Zur Wolfdietrichsage. — M. Erdmann, Peter Hasenfus, ein Lexikograph der Reformationszeit.

Litterarisches Centralblatt 15: Al. 7, Köhler-Meier, Volkslieder von der Mosel und Saar. — 16: C., Wackernell, Altdeutsche Passionsspiele aus Tirol. — 17: -tta., Bassermann, Dantes Spuren in Italien. — C., Schwab, Das Schauspiel im Schauspiel zur Zeit Shakespeares. — Jakob Freys Gartengesellschaft, herausgegeben von Joh. Bolte. — Goethes Gespräche, herausgegeben von Biedermann 10. — 18: C., Murko, Deutsche Einflüsse auf die Anfänge der böhmischen Romantik. — 19: Sonnenburg, Herzog Anton Ulrich von Braunschweig als Dichter. — Volkelt, Ästhetik des Tragischen. — 20: W. B., Breymann, Die phon. Litteratur. — Kleinpaul, Das Fremdwort im Deutschen. —

Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte Neue Folge. — Band XI, 2 u 3: Abhandlungen: Gregor Sarrazin, Der Ursprung der Siegfried-Sage. — Adam Mickiewicz und Alexander Puschkin. Nach einem Aufsatze von A. Umanskij bearbeitet von Wilhelm Henckel. — Eugen Kölbing, Die Secunda Pastorum der Towneley Plays und Archie Armstrang's aith. — Josef Kohler, Dante-Übersetzung oder Nachdichtung. — Neue Mitteilungen: Briefe des Flavius Blondus. II (Schluß). Zum erstenmal herausgegeben und untersucht von Otto Lobeck. — Vermischtes: Ludwig Geiger, Weimarer Analekten I—V. — Anton Reichl, Ein Bürgersches Motto und eine Bürger-Reminiscenz. — Besprechungen: Zur Litteratur der Geschichte und der Ästhetik des Naturgefühls. II. Das Naturgefühl im Mittelalter und in der Neuzeit. Ref.: Alfred Biese. — Eugen Kühnemann, Herders Leben. Ref.: Hubert Rötteken. — Hermann Jantzen, Geschichte des deutschen Streitgedichtes im Mittelalter. Ref.: Aloys Bömer. — Karl Drescher, Boccaccio-Stainhöwel de claris mulieribus. Ref.: Markus Landau. Ausgegeben am 28. Mai 1897.

Zeitschrift für Kulturgeschichte IV, 4. u. 5. Heft: Georg Grupp in Maihingen, Die Anfänge der Geldwirtschaft I. — K. v. Rózycki in Wien, Der Humanismus in Polen. — C. A. H. Burkhardt in Weimar, Beschreibung der geleitlichen Annahme eines Fürsten an der Thüringisch-Hessischen Landesgrenze 1680. — Karl Menne in München, Die Schlacht am Birkenbaume. — Karl Adam in Greifswald, Kulturgeschichtliche Streifzüge durch das Jahr 1848/49 III. — Mitteilungen und Notizen: Historische Kommissionen. — Kulturgeschichtliche Jahresberichte. — Geschichte der Methodik des kulturgeschichtlichen Unterrichts. — Statistik der deutschen Schul- und Universitätsschriften 1895/96. — Preisaufgaben der Rubenow-Stiftung.

Modern Language Notes XII, 5: Carpenter, Spensers Cave of Despair. — F. E. Lodeman, Le Pas Saladin. — H. Browne, Color Chords in Thomsons Seasons. — Myrta L. Goodenaugh, Bacon and Plutarch. — Ph. Ogden, Le théatre libre. — Furst, Notes on Donne. — Mott, Note on a passage in Julius Caesar. — von Klenze, German Literature. — 6: Thomas A. Jenkins, Notes to Eugènie Grandet. — Bonner, On the Accentuation of the German Prefix un-. — Brown, Predecessors of Enoch Arden. — Cutting, Note to Schillers Wallensteins Lager l. 1096. — Ingraham, Multiple Jndications and Overlappings. — Diekhof, Note on Goethes Tasso II, 1325—1337. — Tupper, Dryden and Spechts Chaucer. — Espenshade, The Hildebrandslied.

Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 1897, 4. u. 5. Heft: E. Plaumann, Der Mythos von Admet u. Alkestis und die Sage vom armen Heinrich. — Alfred Biese, Zum deutschen Unterricht — 6: Otto Fiebiger, Ein Gutachten Gottfried Hermanns. — E. Plaumann, Der Mythos von Admet und Alkestis und die Sage vom armen Heinrich (Fortsetzung).

Die Mädchenschule X,6: Karl Hessel, Sollen unsere Lesebücher nach den Quellen abdrucken?

Neue Bahnen VIII,8: Albr. Goerth, Zur Frage der Lehrerbildung.

Journal of Germanic Philology (Herausgeber: Gustaf E. Karsten) I,1: Horatio S. White, The Home of Walther von der Vogelweide. — George Hempl, Middle English *-wo-*. — Edward P. Morton,

Shakspere in the Seventeenth Century. — George A. Hench, The Voiced Spirants in Gothic. — Otto B. Schlutter, On Old English Glosses. — H. Schmidt-Wartenberg, Phonetical Notes. — F. A. Blackburn, Teutonic „Eleven" and „Twelve". — Gustaf E. Karsten, On the Hildebrandslied. — Reviews: Albert S. Cook, Bates and Godfrey, English Drama. — Frank J. Mather, Jr.: Chase, A Bibliographical Guide to Old English Syntax. — Oliver Farrar Emerson, Anglia. — Elisabeth Woodbridge, Englische Studien. — Horatio S. White, Euphorion. — Hanns Oertel, Indogermanische Forschungen. Preis Mark 12 jährlich.

Monatsblätter für deutsche Litteraturgeschichte (herausgegeben von Alb. Warneke, Verlag von Erich Schelper in Leipzig) I, 10: Karl Ernst Knodt, J. G. Fischer als Lyriker.

Hamburgische Schulzeitung V, 29 u. 30: Paul Grosser, Die deutsche Schule und die polnische Propaganda in Oberschlesien.

Leipziger Lehrerzeitung, IV, 34, 35 u. 36: F. L. Beit, Der Wortschatz des Nibelungen- und Gudrunliedes in Hinsicht auf Bedeutungswandel und Wortverlust.

Revue de l'enseignement des langues vivantes (Herausgeber: A. Wolfromm), XIV, Nr. 1—6.

Blätter für Pommersche Volkskunde (herausgegeben von O. Knoop und Dr. A. Haas), V, 10. 11. 12.

Bismarck-Jahrbuch IV, 3: Zwei Briefe Max Dunckers an Bismarck. — Erster eigenhändiger Entwurf der Gasteiner Convention. — Fünf Briefe Julius Hansens an Bismarck. — Drei Briefe Clément Duvernois' an Bismarck. — Ein Brief des Ministers Fr. Eulenburg an Bismarck und Bismarcks Antwort. — Sechs Briefe J. L. Motleys an Bismarck. — Zwei Schreiben Bismarcks an König und Kaiser Wilhelm I. — Zwei Briefe Leopolds v. Ranke an Bismarck. — Ein Brief Bismarcks an Graf St. Vallier. — Ein Brief des Grafen Stolberg an Fürst Bismarck und Bismarcks Antwort. — Ein Brief Andrássys an Bismarck. — II. Reden, Abhandlungen, Gedichte: Kohl, Trinkspruch auf den Fürsten Bismarck. — Erdmannsdörffer, Rede bei Enthüllung des Bismarckdenkmals in Heidelberg. — R. M. Meyer, Bismarck und die Dichtkunst. — Schwetschke, Bismarck und die Dichtkunst II.

Leipziger Zeitung, Wissenschaftliche Beilage 1897, Nr. 79: Carl Franke, Die Brüder Grimm und die Franzosenzeit.

Neu erschienene Bücher.

Bismarckbriefe 1836—1872. Sechste, stark vermehrte Aufl., herausgegeben von Horst Kohl. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen und Klasing 1897. X. 357 S.

Rudolf Koegel, Geschichte der deutschen Litteratur bis zum Ausgange des Mittelalters. Erster Band: Bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts. Zweiter Band: Die endreimende Dichtung und die Prosa der althochdeutschen Zeit. Straßburg, Verlag von Karl J. Trübner 1897. XIX. 652 S. Pr. M. 16.

Karl Wertheim, Wolfram von Eschenbach und sein Parzival. 32 S. Pr. M. 0,60.

W. A. Lay, Schülerhefte für den Sach-, Sprach- und Rechtschreibunterricht nach naturgemäßen Grundsätzen und mit Anwendung der Schreibschrift als Anschauungsmittel für den Rechtschreibunterricht. 1., 2. u. 3. Heft. Karlsruhe, Otto Nemnich.

O. Weise, Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. Dritte, verbesserte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner 1897. VIII, 269 S. Pr. geb. M. 2,60.

W. A. Lay, Grundfehler im ersten Sprachunterricht, ihre Ursachen und ihre Abhilfe. Karlsruhe, Otto Nemnich 1897. Pr. M. 0,50.

J. W. Nagl und Jakob Zeidler, Deutsch-österreichische Litteraturgeschichte 2. u. 3. Lieferung. S. 49—144. Wien, Carl Fromme. (Erscheint in vierzehn Lieferungen à 1 Mark.)

Carl Wagener, Lernstoff der deutschen Litteraturgeschichte. Zweite vermehrte Auflage. Bremen, Kühle und Schlenker 1897. 42 S.

Georg Voigt, Friedrich Rückerts Gedanken-Lyrik nach ihrem philosophischen Inhalte. Annaberg, Graser 1897. 110 S.

Dr. Wilhelm Königs Erläuterungen zu den Klassikern für den Schul- und Hausgebrauch:

3. u. 4. Bdch. M. R. Stecher, Erläuterungen zu Schillers Wallenstein. I. Teil: Wallensteins Lager. — Die Piccolomini. — II. Teil: Wallensteins Tod.
5. Bdch M. R. Stecher, Erläuterungen zu Schillers Maria Stuart.
6. " " " " " " " Don Carlos.
7. " Otto Dingelbein " " Goethes Hermann und Dorothea.
8. " " " " Goethes Götz von Berlichingen.
9. " M. R. Stecher, " " Lessings Minna von Barnhelm.
10. " Walther Böhme, " " Lessings Nathan.
11. " " " " " Uhlands Ernst, Herzog v. Schwaben.
12. " Prof. Dr. Hoffmann, " " Goethes Egmont.

Leipzig, Herm. Beyer, Preis des Bändchens 40 Pf.

Karl Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Aus den Quellen. Zweite ganz neu bearbeitete Auflage. In Verbindung mit Fachgelehrten fortgeführt von Edmund Goetze. 16. Heft. Dresden, L. Ehlermann 1897. S. 225—448.

Otto Lyon, Die Lektüre als Grundlage eines einheitlichen und naturgemäßen Unterrichts in der deutschen Sprache sowie als Mittelpunkt nationaler Bildung. Deutsche Prosastücke und Gedichte erläutert und behandelt Zweiter (Schluß-) Teil: Obertertia bis Oberprima. Erste Lieferung: Obertertia. Leipzig, B. G. Teubner 1897. VI, 299 S. Pr. M. 3,60.

Ernst Elster, Principien der Litteraturwissenschaft. Erster Band. Halle, Max Niemeyer 1897. VIII, 488 S. Pr. M. 9.

Julius Groß, Skizzen von einer Studienreise nach Griechenland. — O. Netoliczka, Eine Schulreise nach Venedig. Programm des evangelischen Gymnasiums. A. B. zu Kronstadt 1897.

Wehrmann, Lehrplan für den deutschen Unterricht der lateinlosen Realschule. Programm der Realschule zu Kreuznach 1897.

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher 2c: bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Ludwig Richterstr. 2.

Zur Geschichte der deutschen Mittelwortfügungen.

Von **Theodor Matthias** in Zittau i. S.

In seiner schlichten Weise und doch unter den höchsten Gesichtspunkten zeichnet J. Grimm im 4. Bande seiner Grammatik, besonders S. 67 flg., 87, 125 flg., 643 flg., 893 flg., die Geschichte der deutschen, namentlich unangeschlossenen Mittelwortfügungen. Ihr Aussterben während der mhd. Zeit kündet ihm mit den Anbruch einer neuen Epoche der Sprache an, in der bei Minderung ihrer Schwungkraft Sicherheit und Deutlichkeit wächst; in neuen und doch ähnlichen Mittelwortfügungen aber, die dann wohl das Nhd. wieder gewann, sieht er einen der Hauptzüge deutscher Sinnesart wirksam, das empfängliche Gefühl für das Neue. Weil nämlich im Mhd. entsprechende Fügungen fehlen, glaubt er ihren Gebrauch nur aus den romanischen Sprachen herleiten zu dürfen (S. 916).

Vielleicht gelingt es im folgenden, einige neue, echt deutsche Fäden nachzuweisen, an denen schon Luthers Vorarbeiter in der Begründung der nhd. Schriftsprache den fremden Stoff dieser Fügungen in freier Nachahmung dem Gewebe der heimischen Sprache einweben und wahrhaft eindeutschen konnten. Auch daß es Grimm im 4. Bande nur um die Verhältnisse der Rektion im einfachen Satze, nicht um die des zusammengesetzten, z. B. bei der Satzverkürzung zu thun war, er die ausgedehnteren Fügungen des angeschlossenen Mittelwortes also fast ganz außer Acht gelassen hat und daß eine Fügung, die er noch vermißte, unangeschlossene Mittelwortfügungen im 1. Falle, seitdem erst zahlreicher üblich geworden sind, berechtigt vielleicht zu dem folgenden Versuche eines Überblicks über die Geschichte der deutschen Mittelwortfügungen.

I. Das angeschlossene Mittelwort.

1. **In attributiver Voranstellung:** In dieser Stellung kennt die mhd. Dichtung nur rein adjektivische Verwendung des allein, d. h. ohne von ihm abhängige Bestimmungen stehenden Mittelwortes. Ja wenn es Grimm (S. 906) für möglich hält, daß eine erhaltene reichere mhd. Prosalitteratur auch eine reichere Entfaltung der unangeschlossenen Fügungen aufgewiesen haben würde, so kann man für die angeschlossenen

Mittelwortfügungen zuversichtlich wenigstens soviel sagen, daß auch der Niederschlag der gesprochnen Prosadenkmale hierin den poetischen ganz gleichkommt. Denn Berthold v. Regensburg, der wie ein Riese am Abschlusse der mittelalterlichen Prosa steht, kennt von attributiven Mittelwörtern lediglich solch einfache: diu vallendiu suht (Pfeiffer II, 41,10), wir gewahsen liute (59,7), ir ungelêrten liute (63,31), sô getânen siechtuom (49,28), diu verwâzene sünde (51,12).

Erst die Bearbeiter der von vornherein auch zum Lesen und Nachschlagen bestimmten Rechtsbücher des 13. Jahrhunderts haben angefangen, von den Lateinern die mehrfache Unterordnung zu lernen, so wenn es im Sachsenspiegel I, 5,1, freilich ganz vereinzelt, heißt: zu ûz gelegtem dinge gewunnene schult. Im allgemeinen steht auch hier der Gebrauch des Mittelwortes noch unter demselben Gesetz wie bei Berthold. Wer z. B. die lateinische und die deutsche Fassung des Sachsenspiegels vergleicht, wird sonst fast durchweg lateinische Mittelwortfügungen in Sätze aufgelöst finden. Wo dies ausnahmsweise nicht der Fall ist, wirkt die alte Beschränkung noch in der gleichen Weise nach, wie sie der im alten Deutsch so heimische J. Grimm nachwirken läßt, wenn er z. B. IV, 913 schreibt: Nur wenige für die Überzeugung hinreichende Beispiele, dass sie diesen Mundarten an sich fremd waren, d. h. das Mittelwort und davon abhängige Bestimmungen werden durch das regierende Hauptwort getrennt. Vergl. mit Parz. 474,2: den orsn ein ors gelîch gevar im Sachsenspiegel I, 2,4: geezogene swert uf eines andern schaden. Auch der Veter buoch (Litt. Ver. LXXII), wohl im 13. Jahrhundert übersetzt, kennt zwischen Geschlechts- und Hauptwort nur einfache Mittelwörter; die Zwischenstellung meidet es z. B. 46, 11 durch Voranstellung: von vasten ein durrer lîb; und Fügungen, wie 46,7 eiter tragende wurme, bilden, verglichen mit Parz. 492,2 etslîcher sterne komende tage ihrer Artikellosigkeit wegen keine Ausnahme. Auch die Meinauer Naturlehre (Ende des 13. Jahrhunderts) hat nur einige Fügungen derart: ein umbegêndes rat; und im 14. Jahrhundert stellt Tauler z. B. Gott gehet ausser im in geberende seine Bilde. Ja wieder fast ein Jahrhundert später noch vermeidet es ein so bewußt deutsch gestaltender Übersetzer wie Antonius v. Pfore in seinem Buch der Beispiele der alten Weisen (Litt. Ver. LVI) durchaus, etwas Anderes zwischen Geschlechts- und Mittelwort zu stellen als ein Umstandswort: einen übel verwundten (33,12). Andre Bestimmungen schob er nach: eingetretener rat über den Fuchs (172,3), und anstatt dem Mittelwort ein persönliches Fürwort vorzuschieben, setzt er ein besitzanzeigendes zur ganzen Fügung: minen begegneten (= den mir beg.) val (34,8), sinen anligenden

krieg (51,22), iren gewelten küng (178,38). Ebenso bietet Steinhöwel in der vita Aesopi bloß einmal: die zierlich redend maister in freier Übersetzung von rhetoricos, aber wie der Vergleich mit Parz. 501,2 dın wol redender munt lehrt, wohl nach einer alten Formel; bei schwererer Belastung stellt er die komenden ochsen von der waid (217, XI,4) und ein senfftmütiger vogel über alles ander geflügel (251,IX).

Inzwischen waren die Kanzleien immer einflußreicher und maßgebender geworden. Hier aber begannen neben den berüchtigten Satzschachteleien, die man den lateinischen Vorlagen nachmachte, auch die Einschachtelungen zwischen Geschlechts- und Hauptwort, anhebend mit solchen wie im Jahre 1400 in DRA. III, Nr. 106 wir und yglichen von uns vorgenante herren, oder im Jahre 1435 (Lünig V,10): aus Keyserlicher, uns von dem Allmächtigen anvertrauter und verliehener Hoheit. In der Litteratur beginnen solche Stellungen, freilich vereinzelt gegen Hunderte von Nachstellungen der ganzen Mittelwortfügung, bei Niclas v. Wyle (Litt. Ver. LVII), der z. B. sagt: in allem mir vermuglichen (92,19), gegen allen das künftenklich lesenden frowen (95,1). Schon im 17. Jahrhundert bringt dann aber ein so geschickter Schriftsteller wie Moscherosch (Kürschner Nr. 15) neben unverfänglichen derartigen Fügungen: auf die mir vorkommenden Frage (139,6) zahlreich auch solche fertig: mein mit freier Faust und gutem Recht erhaltenes Land (130,8), unsere von den Franzosen kommende und zu den Franzosen ziehende und die Franzosen liebende Teutschlinge (155,33), ja dass man zu solchen Neurungen noch der Armen ohne das durch das Kriegswesen ausgesogenen Unterthanen erpresste Angst- und Seelengelder verschwendet (151,1), der ganze nur im Undergang Ehrlicher vortrefflicher unverschuldeter abgetrungener Herrschaften und Reiche bestehender Rat (130,11). Wahrlich der gelehrte Rat des 17. Jahrhunderts hat es fast schon soweit gebracht wie die Kanzlisten, Juristen und Unstilisten von heute. So weit aber kann es kommen, wenn eine deutsche Eigenart — d. i. hier die Fähigkeit des Deutschen, von einer Beifügung abhängige Bestimmungen zwischen diese und das Geschlechtswort einzuschieben — mißbraucht wird, so ganz andre Fügungen nachzumachen, wie die endlosen nachgestellten Mittelwortfügungen des mittelalterlichen verschlechterten Latein. Von dem stilistischen Gesichtspunkte der Unübersichtlichkeit für das Auge und nochmehr der Unverständlichkeit für das Ohr ist gegen diese Unfügungen oft genug geeifert worden. Wenn die Fügungen auch hier wieder berührt wurden, so ist es geschehen, damit sich

in der Gegenüberstellung der spätern Kanzlisten oder der ältesten Vorbereiter der nhd. Schriftsprache diese Überspannung der Tragkraft des Geschlechtswortes gleich als undeutsch erweist; denn von Grund auf nur diese Einsicht kann es doch gewesen sein, kraft deren sich diese wirklichen Schriftsteller, was sie trotz ihrer Übersetzerthätigkeit waren, bis in das 15. Jahrhundert gegen diese Einschiebungen so unbedingt ablehnend verhielten.

Ein andrer Mißbrauch des attributiven Mittelworts nach lateinischer Art ist es, wenn es statt eines regierenden Hauptwortes (z. B. nach der Eroberung der Stadt) gebraucht und gesagt wird: nach der eroberten Stadt. J. Grimm hat schon so einfach als ausreichend diesen Gebrauch des Mittelworts zwischen Verhältnis- und Hauptwort also umgrenzt (918): „Die Beifügung des Partizips ist nur zulässig, wenn die Formel auch ohne es bestehen kann (vergl.: nach der Arbeit und nach gethaner Arbeit); auch dulden solche Redensarten keinen Artikel vor dem Partizip." (Vergl. mein „Sprachleben", S. 89.)

I, 2. Das attributive Mittelwort in Nachstellung kennt schon das Mhd. so gut, wie das nachgestellte Eigenschaftswort, dem es auch in der Bedeutung oft gleich kommt. Vergl. Parz. 441,3: zer meide wol geborn, 479,13: ein heiden geborn von Ethnîse, dâ uzzem pardîse rinnet diu Tigris, 492,1, du rite ein angestlich vart durch warte wol bewart, in 455,6: ein volc dâzuo gebaere, daz ez des grâles pflege, 799,25: man zeigte im aldâ si lac u. wol gehêrtes ringes pflac mit gezelten umbevangen. Man sieht, es kann der Anschluß des folgenden, es kann aber auch lediglich die schöne Beweglichkeit der älteren Sprache sein, weshalb die Nachstellung genehmer ist, nur daß beim Mittelwort dann gewöhnlich wenigstens ein Umstandswort steht, wohl des Wohllautes wegen; denn während das häufig bloß schmückende Eigenschaftswort tonschwach auch allein dem Hauptwort nachfolgte, ward das immer bedeutungsvollere eigenartige und daher betontere Mittelwort gern durch einen leichteren Zwischentakt vom Hauptworte getrennt. Ausdrücklich sei aber vor allem darauf hingewiesen, daß sich 492,1 und 799,25 diese nachgestellten Mittelwörter auch auf einen 4. und 2. Fall beziehen. Wenn man aber anderseits bedenkt, daß auf die 2100 Verse des Parz. von 433,1—502,30 nur 4 solcher Mittelwörter entfallen, so sieht man, wie maßvoll und sparsam sie immerhin im Mhd. verwandt wurden. Die Prosaiker des 14. und gar des 15. Jahrhunderts wußten von solcher Sparsamkeit nichts, wiederum, weil sie auch hierin ohne Rücksicht auf die eigenartige Schönheit der heimischen Sprache lauter lateinische Muster wörtlich nachmachen zu dürfen wähnten.

Kaiser Rudolfs Landfriede von 1287 wie der König Albrechts hat noch kein solches Mittelwort, sondern in diesem heißt es z. B. noch: darumb han wir unser ingesigel an den brief gehenket, der wart besigelt, do man zahlte 1301 Jar. Schon in einer Urkunde von 1348 dagegen steht gemäß der üblichen lateinischen Vorlage: wir haben disen brief gegeben gevestent mit unserm Ingesigel. Auch im Augsburger Urkundenbuch (von Chr. Meyer, Urkunden von 1104—1399) findet sich in den Urkunden des 13. Jahrhunderts noch kein nachgestelltes Mittelwort, wohl aber in Nr. 377 vom Jahre 1340. König Ludwig obgenant, Nr. 414 von 1345: egenant, Nr. 526 von 1360: ze urkünd versigelt mit unserm ufgedrucktem Insigel 751—1388: danach haben wir ausgeprant ein gut vesten Tyessprunne genant. Auch in Pressels Ulmischem Urkundenbuche findet sich für das 13. Jahrhundert nur 158 v. J. 1287: an dem guot dem vorgenanten. Aus den DRA. sei z. B. nebeneinandergestellt: II, 130: disem brive der mit unserm ingesigel daran gehangen ist versigelt = 131: litterarum nostro sigello pendenti munitarum. Nr. 204: viele ander gebresten yn selber und das h. Reich grossenlich antreffende = 205: plures alios defectus suam personam et s. imperium notabiliter concernentes. — nach sante Laurenci tage nehst vergangen = post diem s. L. proxime preteritum, — von demselben r. Riche und allen den wirden dazu gehorende = ab eodem regno et ab omni dignitate honore et dominio ad hoc spectantibus. — uff eyme stule daselbs zu eyme richterstule erhaben = in sede ibidem pro tribunali erecta — in geinwerdigkeit der fursten ... zu geczugen zu den vorgeschrieben dingen geheischen und gebeten = presentibus principibus in testibus ad premissa vocatis et rogatis.

Zu der Seltenheit solcher Fügungen in den Urkunden des 13. Jahrhunderts stimmt es, daß sich in der veter buoch nur eine findet: er machet ein licht in eine kachelen niht entzündet (48,16). Auch bei Closener (1362) findet sich öfter nur genant so gebraucht, auch nach dem 4. Falle: doch funden sie do ... Herrn Reimbolten, genant der lange Reimbolt (75,15), und sonst noch: Friedrich keiser Heinrichs siin geboren in Sicilie (37,9). Etwas mannigfacher heißt es schon in „Dat nuwe boich“ (von 1396 f = Kölner Chron. I, 272 flg.): 333: mit allen .. gevellen dem riche zugehorende, 274: dese frunde dazu geschickt baden den rat der zit sitzende. 277: dat si in ... besser brieve mit irme rade besegelt gewen; 293: alle herren ... umb Coelne gesessen. 297: nach inhalt irs eitz in dem aitboiche gesworn u. ä. m.

Im 15. Jahrhundert kam zu der unwillkürlichen und unbewußten Nachahmung des mittelalterlichen Urkundenlateins eine bewußte Nachahmung des echteren der Neulateiner und zum Teil auch schon des echten der Klassiker durch die Gönner oder Träger des Humanismus namentlich in Süddeutschland. Ihnen war das Latein, dessen Beherrschung sie über alle andern erhob, nicht bloß die Vorlage, an der sie mangels einer andern lernten, sondern geradezu die Idealsprache, deren Schönheit sie auch in der Muttersprache sich wiederspiegeln lassen wollten. Der litterarisch bekannteste dieser praktischen Humanisten, die in Beamtenstellungen bei Fürsten und Städten wirkten, Niclas v. Wyle, spricht denn auch im Vorwort zu seinen Tütschungen (Litt. Ver. LVII) S. 9 als eines Gönners Gregor v. Hainberg und seine eigene Meinung gradezu aus, daz ain yetklich tütsch, daz usz gutem zierlichem und wolgesatztem latine gezogen und recht und wol getransferyeret wer, ouch gut zierlich und lobeswirdig haissen und sin müsste und nit wol verbessert werden möcht. Nach diesem Grundsatz hat denn Niclas diese translaciones uf das genewest dem latin nâchgesetzet nit geachtet, ob dem schlechten gemeinen und unvernieten (d. i. unstudierten) man das unverstentlich sin werd oder nit, und so hat er z. B. jedes Partizip seiner Vorlagen Poggio, Hemmerling, Sylvius getreulich beibehalten und auf den jetzt knapp 500 Seiten Druck der Tütschungen rund 1000 Mittelwortfügungen gehäuft. Glücklicherweise hat er in jenem nämlichen Vorworte auch verraten, wie der von ihm so von oben herab angesehene schlichte Mann sprach: du findest „etlich alt liebhabend mane, lieb gehapten kainen“. Welche wort ich wol verstentlicher hett mugen setzen also: du findest, etlich alt mane, die frowen liebhabent, aber keinen alten findest du, der von frowen werd lieb gehapt, d. h. doch — eine Bestätigung zugleich für unsere Beobachtung unter I, 1 — noch im 15. Jahrhundert stand attributiv voran nur ein wirklich als Eigenschaftswort gebrauchtes Mittelwort, und — ergänzen wir — auch in Nachstellung nur ein in solcher Stellung formelhaft gewordenes.

Diese volkstümliche Art verrät z. B. die Beschreibung der Stadt Rom von Nicolaus Muffel, dem zwar gebildeten, aber nicht gelehrten Vertreter Nürnbergs bei Friedrichs III. Kaiserkrönung in Rom 1452 (Litt. Ver. CXXVIII). Dieser hat ein Dutzend solcher Fügungen im 1. Falle, wie 6a da stet gar ein gross ross u. ein pawr darauf gar meisterlich gegossen; auch zwei mal neben einem 4. Fall: 10a durch ein gebot eines pabsts den ... geisten gescheen und 6b die hant hat ein majestatapfel in yr begriffen gar wercklichen gemacht, mit der geläufigen Form genant auch nach dem 3. Fall: pey der Tyber

prucken die toner prucken genant. Noch ganz weist die volkstümliche fast partiziplose Satzfügung ein auf dem Boden der Mündlichkeit Stehender auf, der Prediger und Bearbeiter Geilers, Pauli, in seinem Schimpf und Ernst von 1519 (Litt. Ver. LXXXV), worin ich nur S. 416 die eine solche Fügung angemerkt habe: man fuort ein geraden lustigen gesellen wol gekleidt aus und wolt im den kopf abschlagen.

Über Luthers Verhalten gegen das Mittelwort weist schon C. Franke a. d. O. § 255, 256,3, 325 nach, daß er nach anfänglich größerer Nachsicht gegen die fremde und gelehrte Fügungsweise sie allmählich mit Bewußtsein immermehr eingeschränkt hat, und zwar die nachgestellten attributivischen hauptsächlich auf den 1. und 4. Fall. Von solchen, die an andere Fälle angeschlossen sind, mögen einige hier stehen, zuerst zwei, die wir nicht nachmachen würden. Als sie ihm nachsahen gen Himmel fahrend (Apost. 1,10): — lauts . . meyner . . . erbietung offenlich geschehen. Dagegen bleiben andere gewiß von solchem Mißbehagen frei, so: Von der Winkelmesse H 4: Gegen dem Cresen der Paptisten durch Menschenandacht erfunden. — Wonet er nicht in Tempeln mit Händen gemacht (Apost. 17,24). — Gleich den gülden Bildern durch menschliche Gedanken gemacht (ebd. 29). — Auf demselben Wege geht Kirchhof im Wendunmuth. Denn wenn ihm auch der Stil seiner lateinischen Vorlagen, z. B. Bebels Facetiae, so sehr zum Eigentum geworden war, daß er ihn auch in Stücken nachmacht, wo er mündlich Vernommenes selbst gestaltete (vergl. I, Nr. 34 S. 47: Aus verwundern gefragt sprach er, ähnlich 75/94, 31/44, 66/82, 68/87), so ist doch auch bei ihm das Mittelwort vielmal öfter auf einen 1. oder 4. als auf einen andern Fall bezogen. Doch steht z. B. auch bei ihm I, 22/34: Regulus het sich . . . seines schadens an den eckern und gütern entstanden wol mögen . . . erholen. I,43: dass er mit . . schmehschrifften und liedlein von etlichen missgünstigen getichtet angetastet würde.

Moscherosch hat nachgestellte attributive Fügungen im wesentlichen auch nur neben dem 1. und 4. Fall, es sei denn, daß es so formelhafte sind wie: bei einem Brunnen unden am Brudergarten genant (114,16). Ebenso ist es bei dem nicht viel jüngern Abraham a St. Clara; und in Chr. Reuters Schelmuffsky von 1696/7 habe ich überhaupt nur eine solche Fügung angemerkt.

Es wird überhaupt nicht nötig sein, noch mehr Beispiele für diesen Fall zu häufen. Gang und Ziel der Entwicklung sind schon jetzt zu übersehen. Grade zu dieser Fügung ist im alten Deutsch mit seiner beweglichen Stellung der Ansatz gegeben. Doch wird schon im Mhd. das

Mittelwort nicht so unbeschränkt nachgestellt wie das Eigenschaftswort, sondern am liebsten nur mit Bestimmungswörtern geschmückt und in größerer satzartiger Erweiterung. Die Urkundendrechsler und Übersetzer glauben dann zwar jede derartige Stellung der lateinischen Vorlagen in Beziehung auf jeden Fall nachmachen zu dürfen, doch tritt bald eine Rückwendung ein. Zuerst wird, wie auch die Nachstellung des bloßen Eigenschaftswortes aufhört, die des nackten Mittelworts aufgegeben, zum Teil weil die Vorrückung üblich geworden ist (I, 1). Dann wird mit der immer bewußteren Sprachgestaltung und der wachsenden Einsicht in die Eigenart der heimischen und der fremden Sprache die Beziehung auf andere als den 1. und 4. Fall immermehr auf Formeln wie so und so genant, aus dem und dem gemacht, eingeschränkt; oder es muß sich wenigstens die Fügung zu einem vollwichtigen Sprachtakte ausgewachsen haben und dieser überdies durch Sinn, Stellung und Tonhöhe vor der Beziehung auf ein falsches Wort geschützt sein. Vergl.: auf dieser Höhe der Menschheit, nur von wenigen bevorzugten Helden der Thatkraft und des Geistes erreicht und von noch weniger dauernd festgehalten, sah er sich bisher ohne Verdienst stehen (Roman) und in kleinerer Ausdehnung: Wer das Kinzigthal heraufsteigt, dem wird, auf dem Kamme des Gebirges angekommen, eine herrliche Fernsicht zu teil (H. Hansjakob, Aus meiner Jugendzeit). Überhaupt wolle man nicht vergessen, wieviel hier doch der getragenen, ja schon der gesprochenen Sprache und daher der rednerischen Prosa wie der Dichtung möglich ist. Das lehren, richtig vorgetragen, deutlich genug so bekannte Stellen, wie: Noch zuckend[1]) mit des Panthers Zähnen zerreissen sie des Feindes Herz. Was endlich die Frage anlangt, ob das 1. und 2. Mittelwort in dieser Fügung in gleicher Weise verwendet werden, so spiegeln die aufgezählten Beispiele das Verhältnis wieder, wie es sich auch aus einer vollständigen Sammlung ergeben würde: daß nämlich das zweite Mittelwort viel häufiger ist als das erste. Erst in der Neuzeit, wo die Sprache immer ausschließlicher Papiersprache wird, also das erste Mittelwort mit seinem in der Aussprache kaum hörbaren Kennzeichen nd am Ende wenigstens für das Auge gesichert ist, gewinnt auch der Gebrauch des 1. Mittelwortes an Ausdehnung.

I, 3. Das prädikative angeschlossene Mittelwort

und zwar **an Stelle eines Umstandssatzes.** Denn andre Mittelwortfügungen gehören entweder noch heute geradeso zum Bestande unseres

1) Solche vor Geschlechts- und Hauptwort gerückte Mittelwörter kommen nachgestellten gleich.

Sprachschatzes, wie auf der ahd. Stufe, und bedürfen daher keiner Darstellung ihrer Geschichte. Dahin sind z. B. die Prädikatserweiterungen im engern Sinne zu zählen in Wendungen wie: geritten kommen, beachtet finden, gethan wünschen, auch lachen sehen; nur erscheint in der letzten Fügung bekanntlich jetzt die Nennform, wo ursprünglich und so bis ins 15., ja vereinzelt ins 16. Jahrhundert und weiter herauf das 1. Mittelwort stand (vergl. Sie fanden ihn schlafend). Oder die Fügungen sind so gut wie ausgestorben, so steht statt der Partizipialergänzung bei Eigenschaftswörtern, z. B. mir ist lieber tôt gelegen, heut fast durchweg die Nennform: da ist mirs lieber tot zu sein. Ähnlich ist es mit dem Subjektspartizip neben helfen oder taugen; aus: was hulfen alle die gezalt wurde: was hülfe es, sie alle zu zählen. Gar eine Fügung mit taugen oder gehören wie bei Moscherosch 132,20: Schneider gehören in solche Dienste nicht angenommen sind vereinzelte Nachzügler, denen ihresgleichen höchstens noch in Sprichwörtern begegnen.

Zu Angaben der Art und Weise dient das Mittelwort neben dem Prädikat schon im Mhd. Vergl.: unwissende ich die bêde streit (Parz. 460,12) ich swunge al gernde von der hant (487,8) sus gêt man vome grâle dan, offenlîch meide, verholn die man. So wie hier, stehn sie allerdings immer ohne nähere Bestimmung durch abhängige Kasus, und das letzte Beispiel zeigt in der Gleichsetzung von offenlîch und verholn deutlich, daß sie geradezu gleich Umstandswörtern empfunden werden. In gleicher Weise steht das Mittelwort tausendfach von den letzten Ausläufern des Mhd. und den frühsten Vorläufern der nhd. Prosa an bis heute: z. B. Sachsenspiegel II, 12,12: siczende sal man urteil schelden. 62,2: das erz nôtwernde tete. Oder in der veter buoch. 16,21: die bie in sazen lachende und spilende, 52,6: er bat weinende; bei Tauler (Asgb. 1498, Serm. VIII S. 20ᵛ): Ich steh vor der Thür klopffende und beytende, bei Closener 56,4: do schident die dinere von im schriende und weinende. Doch es bedarf zur Rechtfertigung dieses rein adverbialen Gebrauchs keiner weiteren Nachweise, und betreffs der Grenze, über die hinaus er Mißbrauch wird, kann ich auf mein „Sprachleben“ S. 341 und Anm. verweisen. —

Nicht so einfach liegt die Sache bei dem angeschlossenen Mittelwort, das sich, mit Objekten und Adverbialien versehen, zum Ersatz eines vollständigen Umstandssatzes ausgewachsen hat. Zwar eine solche Fügung ist ebenfalls schon im Mhd. möglich, und zum Teil in ganz hübscher Ausdehnung, die mit dem 2. Mittelwort in Nachstellung. Vergl. Parz. 444,12: diu ors in den walap verlân, mit sporn getriben und ouch gefuort vast ûf der rabbîne hu(o)rt. 806,22: von Tenabroe . . .

stuont dâ Clârischanze ein süeczin magt liehter var gar unverkrenket, als ein âmeize gelenket. Closener 99,8: sie wurdent geworffen ... gegen der burg zwen uffenander gebunden. Wie hier stehen noch heute solche angeschlossene prädikative Mittelwörter zu Tausenden immer auf das Subjekt bezogen.

Viel seltener ist im Mhd. dieser Gebrauch des 1. Mittelwortes, und unzweifelhaft hat fremdes, namentlich lateinisches Vorbild darauf geführt. So gewiß auch bei Wolfram, wenn er Parz. 805,6 geschrieben hat: wand si schoysîâne des tôten meide muoter Zôch kint wesnde, drumb si freude vlôch. Vor allem von der Beschwerung dieses 1. Mittelwortes mit Ergänzungen und Umständen läßt sich deutlich nachweisen, wie sie aus lateinischen Vorlagen entsprang. Denn während sie Berthold noch nicht kennt, sind sie in dem sonst so volkstümlichen, aber übersetzten Veter-Buoch schon sehr häufig: 7,2, weinende umb sin kint. — 9,15: sie vuren heim got vlizicliche lobende (ähnlich 82,26). 54,28: du wollest ouch selber mit im arbeit haben, betende, vastende und wachende und mit weinendem herzen unsers herrn erbermede und seine hilfe suchende. 14,9: sie slugen in rufende unter die liute, daz er hette ... 82,26: ... als vil so du ligende uf der erde macht bedecken. 35,13: ich beite mines endes also sprechende (folgt wörtliche Rede). —

Auch noch später sind solche Fügungen bloße Übersetzungen. Vergl. (DRA. 204 v. J. 1400: Wir ... folgen Titel ... umb diesse egenanten ... gebresten uns darzu bewegende, abetun und abesetzen den vorgenanten herrn Wenezel ... von demselben Röm. riche und von allen den wirden ... dazu geborende und Nr. 205: nos ... ad hoc nos moventes deponimus et degradamus ... prenominatum Rominum W ... ab eodem Rom. regno et ab omni dignitate ... et dominio ad hoc spectantibus. Oder ebda: So hatten wir .... yn unser fürderster ersuchunge eygentlich ermanet, begerende und heyschende, dass er ... zu uns kome = prehabitas requisiciones ei ad memoriam reduximus petentes et desiderantes, qua tenus ad nos ... venire vellet.

So schlimm wie diese Urkundenkünstler treibt es natürlich seinem oben mitgeteilten Grundsatze gemäß auch Niclas v. W. Man höre nur außer vielen lateinisch gedachten zweiten Mittelwörtern, wie: er machet sich in verenderten klaidern in das gesslin (58,8 = vestibus mutatis), Euryalus aber gebeten hiess in den zelter bald heimführen, (68,25) er hub uf den -- lyeb und kuste den von im gantz nass gemachet mit sinen trehen, (71,4) hauptsächlich Fügungen mit dem 1. Mittelwort, darunter auch solche, wo versucht wird, die absterbenden

Endungen zur Verdeutlichung zu verwerten: so hett ich dir das sagenden niemer mugen gelouben (28,27) — so underwyse mich wartenden (64,20) — ob ain wirt geste ladende dank sagen sôll synen gesten, daz sy komen syen (4,1) — gar auch: ir zene ... als von cristallen gemachet, dadurch ir bewegbar zung löffende ... gesprech gelyche aller süssistem gesange liess horen.

Lebhafter als diese Stellen bei Niclas, die den Stempel des Undeutschen eine immer deutlicher als die andere an sich tragen, kann nichts die große Kluft vor Augen führen, die hinsichtlich dieser Art der Mittelwortfügungen zwischen dem Deutschen und dem Lateinischen besteht; und so ist es wohl begreiflich, daß solche Verwendung des 1. Mittelwortes von manchen Sprachlehrern am liebsten ganz verpönt würde (vergl. Wustmann, Sprachdummheiten,[2] 165). Gleichwohl will auch hier gesondert sein. In Beziehung auf das Subjekt kann man auch eine solche Fügung in geziemenden Schranken, vor allem hinsichtlich der Belastung, natürlich ebenso gut setzen, wie die oben gekennzeichneten fast adverbialischen ersten Mittelwörter; und ebenso darf ein solches Mittelwort beurteilt werden, wenn es neben einem Verb mit dem Infinitiv auf den zu diesem gehörigen 4. Fall bezogen wird, da dies ja dann ein Subjekts-Akkusativ ist; z. B.: Häufig sah er den alten Adler den Jungen frische Nahrung bringend in den Horst einfallen (Ganghofer). Indes allein genügt diese — der unveränderten Form des Mittelworts entsprechende Beziehung auf das Subjekt noch nicht, um selbst den nicht Voreingenommenen solche aus der Fremde gekommene Fügungen als nunmehr gut eingedeutscht empfinden zu lassen. Was muß also noch hinzukommen, um uns solche Fügungen gefällig erscheinen zu lassen von der bei Moscherosch an: Ungeachtet ging ich dem Hufschlag nach, mich dessen getröstend. (117,16) bis zu dem bei Ganghofer: Unter der steilen Bärenwand dehnte sich, den schräg ansteigenden Schuttkegel eines vor grauer Zeit niedergegangenen Bergsturzes bedeckend, ein riesiges Latschenfeld, aus dem sich eine breite Thalrinde gegen die Almen hervorsenkte? Hinzukommen muß noch, daß die Fügung auch die Forderung eines wohllautenden Rhythmus erfülle. Fehlt diese Eigenschaft, so bleiben selbst solche auf das Subjekt bezogene Mittelwörter mit fremdem Klange behaftet. So durchweg die namentlich bei den ersten Übersetzern häufigen Wendungen: (also) sprechend(e), sagend(e), fragend(e) mit folgender wörtlicher oder nicht wörtlicher Rede, ebenso: bittend-, fürchtend-, gedenkend dass. Der deutschen gemächlich fortgesponnenen Redeweise widerstrebt einfach diese französisch oder lateinisch pointierte Diktatorenweise. Ja dieser Ver-

urteilung unterliegt dann auch das 2. Mittelwort, gleichviel ob es vorangeht: Gefragt, was er begerte, antwort er (Niclas 145,12) oder nachfolgt: ich wöll, du werest herin komen berüffet (ebda. 235,11), Euryalus aber, gebetten, hiess in den Zelter bald haimfüren (68,25); d. h. die Mittelwörter, die infolge ihrer Formenverkümmerung, der Einbuße der Endungen bei Nachstellung, gegenüber mannigfaltigerem Gebrauch im Ahd., im Mhd. immer spärlicher verwendbar geworden waren, sind auch in der neueren Sprache nur dadurch wieder verwendbar geworden, daß sie sich der Bewegung des deutschen Satzrhythmus einfügten.

Nicht mit gleicher Berechtigung sind auch längere, zu einem vollen Sprachtakte ausgewachsene Fügungen derart angefochten worden, wenn sie an die Spitze des Satzes gerückt sind. So verurteilt Gottsched (Deutsche Sprachkunst,[6] S. 491 flg. 5. Hauptstück 4.—6. Regel) mit gleicher Schärfe so gestellte 1. und 2. Mittelwörter wie Eigenschaftswörter. Er eifert also gegen Sätze wie: Sehend, dass dies geschah, sprach er. — Erschreckt durch deine Worte kann ich dir nichts antworten. — Zu schwach eine Schlacht zu liefern, zog er sich zurück, und manche heutigen Sprachlehrer, denen solche vorgerückte Bestimmungen Zeichen „saloppen“ Satzbaus sind, führen im Grunde noch Gottscheds Sache. Aber wenn dieser fürchtete, daß die Duldung solcher lateinischer und französischer Fügungen schließlich zu allen den Kunststücken führen würde, welche sich unser auch ihm bereits wohlbekannter Niclas v. Wyle erlaubte, so hat er doch das Kind mit dem Bade ausgeschüttet; vielmehr hat sich auch von diesen freilich durch die Fremde angeregten Mittelwortfügungen nur durchgesetzt, was auch den heimischen Sprachmitteln bequem lag und sich diesen entsprechend umbildete. Auch so neu war diese Form des Satzes nicht, wie er meinte in seinem Eifern gegen die Neulinge, worunter er Klopstock und die Schweizer versteht, sondern sie findet sich schon lange vorher, zumeist allerdings bei Übersetzern. Niclas v. Wyle schreibt 81,37: In leder angetan und beklaydet ging er ... 89,2: Usz barmhertzigkeit bewegt wainten sy alle. Ebenso, was mehr sagen will, der seines Deutsch sich bewußte Steinhöwel: Den sin zwuo synem gelt setzende, liess er den priester zu im berüffen (349, XXII, 5, allerdings auch nach lat. Vorlage: In ejus pecuniam animum intendens sacerdotem vocavit [so!]. Ja schon vorher hat Tauler (LXV, S 235[v]): Allzumal verlassen, ach! wie enthalt sich die liebende Kraft, die in dem Brande der Liebe also empfangen was und tzumal niedergeschlagen ist von allem trost? Ansätze hat auch Luther zu dieser Stellung; vergl. bei Franke a d. O. 269: Also

kum ich ... und, zu deynen Fuessen liegend, bitte (ich.) und öfter im Nebensatz, da natürlich mit vorgeschobenem Subjekt, z. B. An die Ratsherren uswt: Wie wohl ich, nun wol drei Jahre verbant und in die Acht gethan, hätte sollen schweigen. Auch Kirchhof hat z. B. I, 18,20: Warum sie das thet gefragt, antwortet sie — Abraham a St. Cl. (Kürsch. 296,34) hat in gleicher Stellung z. B. eine solche Fügung: Ein schwarzes Tuch über ihn, ein paar Leuchter neben sein, ein(en) Weihbronnkessel neben sein, solcher Gestalt vertratte dieser seine Person, und die entsprechende Form im Nebensatze steht z. B. 195,16: worauf dise Böck, von den Begierden gantz entzündet hervorgesprungen sind.

So war also diese Fügung seit langem gelegentlich verwendet und offenbar dabei nie als mit deutscher Eigenart unverträglich empfunden worden, bis sie geradezu mit Vorliebe von Klopstock angewendet wurde. Vergl. mit dem ersten Mittelwort: Mess. I, 597: Tiefen Gedanken und ernster Betrachtung gewidmet, Machen sie Seraphim herrlich. V, 239: In ihr Elend vertieft, stirbt eine teure Geliebte an des Jünglings Brust. VII, 25: Von der Sünde geblendet und ihren Gerichten belastet, Dacht ... ein Haufen Sterblicher. Ebenso X, 326. 325. 401. 535. 657. 677. 778. XV, 425. 542. 782. 998. — Mit dem 1. Mittelwort z. B.: V, 323: Ruhend hoch auf Tabor hält er den zitternden Erdkreis. XV, 390: Irr und wundernd hielt sie sich an den Rahmen des Teppichs. Oder: Herm. und Thusn.: Fliehend blieb ich und sah dir nach. — Mit Eigenschaftswort oder Adverbiale: XV, 697: Voll Stolzes auf die Fessel, die er ... anzulegen gedenkt, geht er ... vorwärts. IX, 724: Dem Felsen im Meer gleich sollst du hier stehen. XV, 256: Ohne Hoffnung, zu sehen, wonach er verlangte, bemühte Dilean sich. Die beiden Musen 9: Gewohnt des Streitlaufs, trat die von Albion stolz in die Schranken. 21: Stolz auf die Kühne, stolzer auf sich bemass die hohe Britin dich. —

Über die jüngere Weise, dieses an die Spitze gestellte Mittelwort auch auf andere Fälle als den ersten zu beziehen und ihre Zulässigkeit vergl. mein „Sprachleben" S. 343 flg.

So alt wie diese Fügungsweise ist nun freilich auch der noch heut so oft zu rügende Fehler, daß solche an die Spitze gerückte Mittelwörter völlig fügungslos werden, indem sie, noch auf das Subjekt des alten Satzes bezogen, im neuen infolge Subjektswechsels völlig fügungslos erscheinen, dann zumal, wenn ihr altes Subjekt auch nicht einmal in einem andern Kasus wieder aufgenommen ist. So steht schon bei

Moscherosch 196,1: Er traf einen guten Gesellen, der gung traurig, sodass **der junge Herr** merken kunte, er **müsste** ein schweres Anliegen haben. Derohalben denselben **anredend und fragend** die Ursach solches Zustands . . .: **Ach!** sprach der gut Gesell . . . und bei Abraham a Santa Clara 360,9: Also haben den Casper drey gemeyne Toden-Gräber in die Capell geschleppt. **Kaum dahin gebracht,** da hat alsobald ein Donner-Keyl alle Wappen und Schild heruntergeschlagen.

II. Das unangeschlossene Mittelwort.

II, 1. **Das der Gegenwart.** Als Beispiele für falsch angeschlossene Mittelwörter führt „Wustmann, Sprachdummheiten", 164 nebeneinander die Sätze auf: Verzweiflungsvoll umherblickend schlotterten dem Angeredeten die Knie, und: Schon in Ingolstadt hatte er sich, anschließend an seine astronomischen Arbeiten, optischen Studien gewidmet. Gewiß ist keiner der beiden Sätze schön, aber auf gleiche Stufe darf man sie nicht stellen. Der Schreiber des ersten Satzes hat nämlich sicher ein angeschlossenes Mittelwort zu setzen vermeint, aber die Fügung ist mißlungen, da er es nicht verstanden hat, das kühn auf einen obliquen Kasus bezogene vorangestellte Mittelwort durch beherrschende Stellung des Beziehungswortes oder andere stilistische Aushilfsmittel (vergl. I, 3 gegen Ende) gegen die Gefahr falscher Beziehung zu sichern, der es bei dem Mangel von Beugungsendungen ausgesetzt ist. Die zweite Fügung dagegen ist gewiß gar nicht als angeschlossenes Mittelwort gedacht, sondern hier entwickelt sich noch vor unsern Augen aus einer angeschlossenen eine — freilich nicht sonderlich schöne — unangeschlossene Mittelwortfügung auf dieselbe Weise, wie sie ehedem alle entstanden.

Hier sprechen die alten Urkunden der Kanzleien, aus denen alle diese Fügungen herrühren, am deutlichsten. Für betreffend z. B. (früher antreffend, auch anrührend) und anlangend liegt z. B. die rein attributive Natur noch klar in solchen Sätzen: DRA. III, 223 v. J. 1400: were es sache, daz . . . die kurfürsten an einen **ichtes** mutende wurden, **das** unsere ere anlangende wurde. Ebenda 256,34: vile gebresten yn selber und das riche . . . antreffende. IX, Nr. 236 v. J. 1429: wenn etliche sachen **uns** antreffen ouch in dem brief begriffen sind. Frankfurts Reichskorrespondenz Nr. 113: si han verschriben andre ire middefurste . . umb notdorfft die heiligen kirchen, das h. R. ryche antreffende. II, 474: ir yeder war bericht der gerichtshandlung anrurend seinen gn. herren. Dagegen ist die Beziehung kaum noch klar, wenn es DRA. III, 212 (1400) heißt: welche

stat üsset (= etwas) sunderlichen leufte und fremder sachen iz sie von der niederlage oder von der boitschaft oder ander invellen welcherleie die sin dise vorgeschrieben sachen zu furdern oder zu hindern **antreffende** gewar wiret, das igliche stat daz die andern sal lassen ... wissen. Oder will es jemand genau sagen, ob der Schreiber da antreffende auf usset oder invellen welcherleie ... bezogen hat? Bewußt sicher keines; und so wurden diese und ähnliche Formen dann überhaupt rein adverbiell oder präpositionell gebraucht. Vergl. noch Frankfurts Reichskorrespondenz I, 668: wir haben darumb ... geordnet und gebieten unserm schuldheissen ... gericht und recht zu helffen eym iglichen eigen, erbe, ligende gude antreffende und auch sache oder verhandlunge ... anrorende, wo es schon schwer hält, die ja mögliche Beziehung auf gericht und recht zu erkennen. Höchstens noch die auf was zusammengeschrumpfte Zusammenziehung des ganzen Satzinhalts bleibt als Beziehungswort übrig, wenn es in der Kölner Chronik (I, 288, 8 v. J. 1396) heißt: wat he dem rade vurgesacht hadde as van des vaitz wegen antreffende die scheffene, dat wer wair. Auch dieser letzte Halt fehlt dann in Fügungen wie Frankfurts Reichskorrespondenz Nr. 379 v. J. 1464: es were scharpp ersucht an unsern herrn die von Frankford berorend und: herttlich were ersucht ... an den Keiser, die von Frankfort ... berorend, die messen uff zu heben. Kaum anders ist auch bei Niclas v. Wyle (14, 23) gedacht: Zum andern mich antreffende sag ich.

Ganz gleich ist natürlich die Entwicklung bei allen diesen Mittelwortfügungen verlaufen, und in dem oben angeführten und einem zweiten Beispiele Wustmanns ist die Weiterentwicklung noch heutigentags zu beobachten. Denn während man im obigen Satze vielleicht noch mit Wustmann konstruieren könnte: er hatte sich optischen, an astronomische Arbeiten anschließenden Studien gewidmet, ist Ähnliches unmöglich in dem anderen: Anschließend an diese allgemeine Einführung dürfte es zweckmäßig sein, einmal das Gebiet der Einzelheiten zu übersehen. Natürlich hat nicht jede solche unangeschlossene Fügung die ganze Entwicklung durchgemacht, sondern viele jüngere sind unmittelbar der schon absoluten Stufe älterer Fügungen nachgemacht. Jedenfalls aber darf man also bei aller Abneigung gegen diese Pflanzen aus dem Treibhause der Kanzleien nicht verkennen, daß sie doch eine eigenartig deutsche Entwicklung haben, da es hier gerade ein lateinisches attinens oder ähnliches nicht gab, sondern vielmehr eine Fügung, wie quod ... attinet frei gewendet worden ist.

In diesem Zusammenhange sei denn auch darauf hingewiesen, daß solche Fügungen, wie: nach Dresden fahrend bleibt O. links

liegen, von . . . kommend ist es die dritte Strasse, die unserm grammatisch geschärften Sprachbewußtsein heut so unerträglich erscheinen, doch recht alt sind. Denn schon DRA. I Nr. 258 steht: Gelesen . . . ward das . . . urteil . . . an dem Ryne by ober-Lanstein Trierschen bischtums gein Brubach zu gehende uff eyme stule daselbs zu eyme richtestule erhaben. Da die lateinische Vorlage bietet: prope Oberl. Treverensis dioecesis versus Brubach in sede . . ., so ist die Herkunft aus der lebendigen Rede unzweifelhaft. Freilich, ob dieser tastende Versuch, etwas dem bequemen romanischen Gerundium Entsprechendes zu schaffen, lediglich auf die adverbiale Verwendung des ersten Mittelwortes oder auf ältere, ahd. noch häufige dativische Fügungen (Grimm IV, 900) zurückgeht, muß dahingestellt bleiben.

II, 2. **Das unangeschlossene zweite Mittelwort** beruht ebenfalls zum Teil auf mancherlei Trieben, die heimischer Erde entsprossen sind; anderseits ist hier allerdings auch versucht worden, fremde Setzlinge zu ziehen, freilich mit beschränktem Gedeihen, während die heimischer Weise entsprossenen Bildungen zahlreich gleiche hervorgerufen haben.

Schon im Sachsenspiegel steht I, 3, 1: sehs werlde solden wesen, die wert bie tûsend jâren ûfgenomen, ohne Zweifel appositiv gedacht, so daß die werlt wie ûfgenomen als Nominativ das Subjekt sehs werlde erläutern und zerlegen. Die Richtigkeit dieser Auffassung bestätigen die Nominative in solchen Fügungen: Kölner Chronik I, 333, 20: . . . schreven ouch de selve Kurfursten, usgescheiden her Ruprecht, und sogar nach anderm als dem ersten Falle, z. B. DRA. IX, 383: wir sein von jêderman hilflose und ganz verlassen worden ausgenomen unser herre v. Eystatt. Desgleichen gehn auf solche Beisätze zurück alle Wendungen wie: gerechnet, geschätzt, angesetzt. Es wurden denn auch keine lateinischen Vorlagen gebraucht, wenn Rechnungen aufgemacht wurden wie die folgenden, die so vielmehr in lateinische Berichte eingefügt sind: DRA. I, 170 v. J. 1376: so compt die summe . . . up 4 vüder wins zwa amen . . ., die comen an gelde, dat vuder vur hundert und 70 mk vergolden, up 774 mk — ebenda 170, 32: vour Mechelsck duech, dat duech vur 36½ fl gerechent, comen up 146 fl. — Kölner Chronik I, 272, 22: so wat si da inme hadden, dat . . . geachtet ward ein zo deme andren gerechent me dan 100000 gulden. —

Nach diesen appositiven Fügungen sind ein andrer Trieb, aus dem viele solcher Fügungen hervorgewachsen sind, unzweifelhaft die zweiten Mittelwörter aktivischer Bedeutung, hauptsächlich mit un- zusammengesetzte, also mit verneinendem Sinn und einem von ihnen abhängigen Falle, die von alter Zeit her in der Übergangszeit zwischen dem Mhd. und Nhd. viel zahlreicher waren als später.

Grimm IV, 907 führt aus dem Mhd. als ziemlich vereinzelt die Formel Trist. 17765 auf: unde west es ungesehen gnoue = ohne es gesehen zu haben, ohne daß es gesehen worden war, und erst aus dem angehenden Nhd. bringt er viele Beispiele derart bei: unbeschadet seiner einrede, ungeschwächt seiner natur. Doch dürfte aus dem Sachsenspiegel nachzutragen sein III, 78, 8: sûchet ein man den herren oder der herre den man unverclaget vor sînen mannen nach rechte, her tût wider sînen Trûwen: d. h. ohne die Klage auf dem Rechtswege vor den Mannen angebracht zu haben. Vergl. noch aus dem Ende des XIV. Jahrhunderts in der Kölner Chronik I, 298: rat halten ungeessen und gedrunken. — sint ununtzucht und unverwarnt vor unse stat komen: d. h. ohne aufgesagt zu haben. Im Buch der Beispiele (LVI) steht z. B. 15, 7: ob der man ungewarnet (d. h. ohne es angezeigt zu haben) komen würde. 5, 14: der willt ungestohln uss disem huss nit komen. 7, 24: im was schwar wider zu sinem küng zu kommen ungeschafft.

Zunächst wurden, wie die vorstehenden Beispiele zeigen, die partizipialen Adjektive in Beziehung auf das Subjekt gebraucht. Aber fast adverbiell wie der Gebrauch war, entwickelt sich aus dieser angeschlossenen dann auch eine unangeschlossene Fügungsweise, so schon, wenn es ebenda heißt: er gienc ungeantwurt hinweg, d. h. ohne daß man ihm geantwortet hatte, ohne daß ihm geantwortet worden war. Noch deutlicher ist in einer Urkunde: DRA. IX, 579, 17 v. 1431: Da redten wir also in unvergriffen, d. h. ohne daß ihnen vorgegriffen wird, so wir best mugen, und wieder Buch d. Beisp. 11, 37: in irem abwesen kam ein schwain des Kinds ungewarnt, 16, 7: must dem maister Sinen lon geben ungebort siner stain u. ungebolliert, und am allerdeutlichsten 108, 10: du hast mich betrübt minthalb gen dir unverschuldt. Schon diese Beispiele lassen die Frage, die Grimm 911 nur zweifelnd aufwirft und 917 ganz verneint, wohl zuversichtlich bejahen, die Frage, ob das Partizip allein absolut gebraucht ist und der oblique Kasus des damit zusammengehörenden Nomens von ihm abhängt; ausgeschlossen ist dann also die Auffassung, daß das Nomen im absoluten Kasus und das Partizip als sein Prädikat damit auf gleicher Stufe steht.

Die Entwicklung dieser Formeln ist dann sehr verschieden gewesen. Einmal ist sie durch die Häufigkeit abhängiger (im Grunde partitiver) Genetive bestimmt worden, für welche schon oben Beispiele stehn und zu denen bei Grimm 911 aus den Übersetzern und den Urkunden des 14. und 15. Jahrhunderts unzählige hinzugefügt werden könnten. Bei dem fast völligen Gleichklang der Formen unverrichtet der Sache und unverrichteter Sache wurde nämlich nach dem Muster absoluter

Genetive mit Eigenschafts- oder erstem Mittelwort wie: lichterlohe, stehendes Fusses, währender Nacht in Verbindung mit Sache, Weise, Dinge bloß diese letzte Form: unverrichteter Sache, unbedachter Weise üblich. Für einzelne Formeln wieder blieb der alte abhängige Genetiv, so bei unerachtet, ungeachtet, unbeschadet. In wieder andern Fällen trat der 4. Fall ein, aber nicht etwa ein absoluter, zu dem das Mittelwort dann prädikativ-attributiv gefügt wäre, sondern ein vom Partizip abhängiger Objekts-Accusativ.

Für das Verständnis dieses Tausches zwischen 2. und 4. Fall ist vielleicht am lehrreichsten die Fügung von usgescheiden und usgenomen. Zu Grunde liegt natürlich die aktivische Accusativfügung, die in Urkunden noch sehr häufig ist: die von Straßburg hant ouch usgenomen iren Herrn (v. J. 1334 b. Lünig); die ursprünglich angeschlossene Mittelwortfügung, die daraus hervorging, war die schon oben (S. 685) nachgewiesene appositive: die Kurfursten usgescheiden her Rupprecht. Nachher ward man sich der Begriffsverwandtschaft dieser Wörter mit den vielen verneinenden Mittelwörtern mit un- bewußt und verband auch jene mit dem neben diesen üblichen 2. Falle: DRA. 186, 27: niemandes usgenomen. 222, 18: usgenomen der sache. Endlich trat neben das 2. Mittelwort, da man es ja doch mehr aktivisch empfand, der Fall, der sonst neben dem Zeitwort stand: vgl. Augsbg. Urkundenbuch Nr. 496 v. 1353 aus Wien: daz dieselben das recht leiden sollen unbeschedigt doch den andern, wann die sullen alle von der schuld wegen unbetruebet bleiben; ebd. 656 v. 1376: wir wollen sie bei alle den freyheiten .. lassen unschedlich doch den letzten briefen. — Vor allem aber gewann der 4. Fall ein unbedingtes Übergewicht, ausgehend wohl von dem nicht mehr als 2. Fall empfundenen nichts, das geradezu das un- ersetzte, und deutlich als späterer Eintausch für den 2. Fall, wie solche Stellen erkennen lassen: DRA. I, 6, 27 (= 11, 13) daz wir beholffen wollen sein ... wider allmeiniglich nyemandes ussgenommen denn den pabest. — Nicl. v. Wyle 148, 28 er hat uns funden **unberait nützit zugericht** noch beratenlich underwisen und 349, 18: und (es) ist das die Form wie hernach folget nützit zů noch von getan. Auch wirkte mit, daß neben usgenomen, usgescheiden ein Satz mit daß (= Acc.) od. ob od. Umstände standen; so heißt es oft ä. usgenomen an 4 Tagen oder wie DRA. III, 45, 16: ußgenommen, daß die zwene zolle ... vorliben.

Unverkennbar also war die Fügung schon auf deutschem Stamme gewachsen, als man sie verwandte, um absolute lateinische zu übersetzen: z. B. daß wir unser Ruf und Stimme wenden mügen an wen wir wollen usgescheiden alle argelist u. geverde = omni

dolo et fraude exclusis. Und war es ein Wunder, wenn man im Hinblick auf diese Fügungen mit verneinendem Sinn und auf die oben gekennzeichneten, die aus dem Beisatze hervorwuchsen, also auf zwei ganz verschiedene erdgewachsene Bestandteile im eigenen Sprachgute, zunächst begann, fast alle lateinischen ablativi absoluti in die nämliche Form umzugießen?[1]) So sind z. B. i. J. 1400 in DRA. III, 263, 19 die Worte: et nos Johannes archiepiscopus prenominatus dei nomine primitus invocato pro tribunali sedentes deponimus einfach übersetzt: Wir Johann ... **Gotts namen zu** dem ersten **angerufen** u. an Gerichtes Städte gesessen abetun... — Ebenso verfährt noch Aug. Tünger in der Übersetzung seiner Facetiae für den Grafen Eberhard v. Württemberg 1486: Nr. 3 übersetzt er z. B. re cuius gratia venerat infecta domum rediit: kart **ungeschaffet** darumb er komen was haim, und 22: solo dempto paupere: usgenomen ain armen und abjecto proprio commodo: hindangesetzt aignen nucz. — Bei Niclas v. Wyle kommen zu den oben erwähnten unangeschlossenen Fügungen noch 36, 9: er ain unvernünftige fröwen gütig u. unbehütet irer eeren nit möcht lieb haben; mit bereits herrschendem Accusativ: 226, 31: excepta fidei causa: allain die sach christlichen geloubens hindangesetzt (= 229, 37), 14, 4: es gibt samenthaft **in ainen knopf gefasset** ze versteen — und mit einem überhaupt sehr häufigen 1. Mittelwort: 19, 11: sy mainent nützit daselbs gehandelt sin treffenlichs in bůlschaft und liebe dir unwissent. Aus Steinhöwels Aesop hab ich nur angemerkt die alte Fügungsweise: er floch hinweg ungerochen der schmach (272 x) und außerdem 276 eine eigene kühne Wendung: mit myner arbait, die ich in guoter main uncz an dise Fabel gebracht hab in ringem u. tütsch on behaltene ordnung der wort gegen wort.., sondern offt mit zuogeletten worten nach mynem bedencken

---

1) Die einzige Art, die abl. abs. wiederzugeben, ist dies allerdings nicht gewesen, sondern es wurden außerdem noch Verhältniswortfügungen verwendet, am häufigsten mit. Vergl. Nicl. 278, 37: orto risu: nach großem gelechter allda gehept, und namentlich solche: crinibus abscissis: mit abgeschnittnem hare... nullo promonito: mit kainer vorgender warnung (273, 7).. bes. häufig: consilio habito: mit (wohl)verdahtem muote z. B. Augsbgr. Urk.-Bch. Nr. 55 und ebenso Cod. diplom. Lusat. super. I, 282, 19. Alle diese Wendungen sind heut als Latinismen wieder verbannt (vergl. oben S. [684]); nur in einer absoluten Fügung ist dieses mit stehen geblieben, heut freilich als Adverb gefaßt und ohne Einfluß auf die Fügung; denn heut sagt man: den Einband miteingerechnet. Nach Art aller dieser Fügungen von der ehemaligen Fügungsweise: mit dem eingerechneten Einband(e) glaube ich wenigstens noch einen Nachklang erkennen zu sollen in der CCXLIX. Urkunde des nämlichen Cod. dipl. Lus. v. J. 1345 S. 364, 33: mit eingeschlossnen uns zu thun pflichtige dinste.

darzuo dienenden oder abgebrochen, ouch nit on ursach beschenhen. Außerdem führt H. Wunderlich in Herrigs Archiv LXXXIV 279, wo auch aus einem geistesverwandten Übersetzer für die Aufnahme solcher italienischer Formeln wie: cosi detto, questo fatto = also gesprochen, dies gethan ein Beispiel beigebracht ist, aus Steinhöwels Mulieres 7β bloß an: Dise Ding alle angesenhen ... waisz ich nit. Dies aber ist dasselbe absolute Partizip, das außer den oben angemerkten auch Niclas besonders häufig anwendet, und zwar mit der ausdrücklichen Bemerkung (352, 28), daß es gleich demnach, deshalb u. a. im südwestlichen Deutschland als neues Modewort aufkomme, d. h. aus der österreichischen Kanzlei her. Die Entwicklung verlief hier offenbar folgendermaßen:

Im allgemeinen ward die Übersetzung lateinischer Ablativi absoluti durch solche Fügungen immer seltener, je mehr man sich — und Steinhöwel voran! — der Bedeutung der Sprachelemente bewußt ward und jemehr das zweite Mittelwort auf die passivische Bedeutung eingeengt ward. Nur von den Zeitwörtern des Mitteilens, Urteilens, Bestimmens, Wahrnehmens u. ä. blieben diese Formeln üblich, von der Kanzleisprache her; hier kam ihrer Ausbildung nämlich die Weglassung der Hilfszeitwörter zu Hilfe, die im 15. Jahrhundert fast schlimmer war als heut, und so sind sie oft nicht als bewußte unangeschlossene Fügungen gebildet worden, sondern aus bloßen Zusammenschiebungen entstanden.

Angesehen wurde zunächst hauptsächlich also verwendet: So han wir angesehen soliche . . dinste, die uns die egenanten . . getan haben und haben darumb geordnet und gebieten. Liest man aber mit folgender Abteilung und unverbunden: so haben wir, angesehen soliche . . dinste, geordnet und gebieten, so ist die Mittelwortfügung fertig. Die folgenden Beispiele zeigen klar, wie die Aneinanderhäufung ohne Bindewörter und Hilfszeitwort solche Entwicklung begünstigen mußte: Sie sein ob der sachen gesessen, manicherley davon gereth und geratslagt (DRA. II, 2 Nr. 640). — Solches also wir mit ihrer aller vollmächtigen geschicktem Beiwesen bewilligt und under Handgabe dem Glaube und Trewen zugesagt und auf dass solchs unwiderruflich soll gehalten werden, haben wir unser Insiegel dran hangen lassen (Lünig X, 20). — Soviel die Einnehmung des Fürstentums Würtemberg belangt, ist beredt und vertragen, dass die Kaiserl. Maj. den Titel Herzog v. W. behalte und hinführo bemeld Fürstentum des Haus Österreichs afterlehen seye und die Herzoge v. W. . . solches von dem H. zu Oe. als affterlehen zu empfangen schuldig seyn, doch dem heil. Reich seine Oberkeit, auch dem v. W. sein Stand und Stimme im Reich in alleweg vorbehalten. Wie sich hier

die letzte Form ohne sey vom Vorhergehenden als Mittelwortfügung loslöst, ebenso natürlich geschah es in der Mitte auf diese Weise: so tun wir kund, dass wir die Dienste . . . angesehen, [darumb] verordnet und beschlossen haben; und weiter mit Voranstellung: Die Dienste angesehen, haben wir verordnet.[1])

Sicher ist es diese natürliche allmähliche und ununterbrochene Entwicklung, welche diese Fügung zu einem heut einwandfreien Bestandteile unsrer Satzfügung gemacht hat. Daß dagegen bei andern Zeitwörtern als denen des Urteilens, Mitteilens, Wahrnehmens solche allmähliche Entwicklung aus jenen oben berührten organischen Ansätzen fehlt, läßt uns die gleiche Fügung bei diesen andern Zeitwörtern noch als etwas fremdartig empfinden, dann wenigstens, wenn sie eine für die Handlung des Hauptsatzes wichtige Zeitangabe, eine Vorstufe in der Entwicklung der Handlung bezeichnen. Denn die nicht treibkräftigen Reiser, die unsrer Schriftsprache im 15. und 16. Jahrhundert aus der Fremde, dem Urkundenlatein und den lateinischen und italienischen Renaissance-Mustern eingepfropft wurden, sahen wir ja bald wieder absterben, und so kamen sie eben erst wieder ganz aus der Fremde, nur diesmal aus Frankreich, als sie in den letzten Jahrzehnten des vorigen und am Anfange unsers Jahrhunderts solche Meister des Stiles wie Schiller, Herder, H. v. Kleist mit sichtlicher Vorliebe gebrauchten. Nach französischen Quellen hat bekanntlich Schiller seine historischen Schriften bearbeitet, in denen sich hauptsächlich seine Sätze derart befinden: Dieses Geschäft berichtigt, eilten die Statthalter nach den Provinzen (Abf. d. N.). Auch Herder, in dessen Cid sie geradezu gehäuft sind (vergl. Rom. 32. 64. 68 und aus 3 z. B.: angehört den Schimpf des Hauses, geht gedankenvoll Rodrigo), hat diese Dichtung bekanntlich nach einer französischen Bearbeitung der spanischen Originale übersetzt (R. Köhler, H.'s Cid u. s. französische Quelle). Zweimal freiwillig und einmal unfreiwillig war in Frankreich H. v. Kleist. Schon nach dem zweiten Aufenthalt in Frankreich schreibt er z. B. im „Kohlhaas“: Die Koppel der Pferde einige Wochen darauf zu seiner Zufriedenheit verkauft, kehrte er zur Tronkenburg zurück. Besonders gehäuft aber sind solche Fügungen nach dem dritten Aufenthalt in Frankreich im Prinzen v. Homburg. Vgl. V. 1104: Die Schranke jugendlich durchbrochen, trat er dem Lindwurm aufs Haupt. 1821: Die Schule dieser Tage durchgegangen, wollt ihrs zum vierten Male mit ihm wagen?

---

1) Vergl. überdies H. Wunderlich, Umgangsprache S. 96.

III. Das sogenannte unangeschlossene Mittelwort.

Auch durch die Anregung aus der Fremde bei uns häufiger geworden und doch heute von jedem Geschmack des Fremdartigen frei ist die nämliche Fügung, wenn sie in der bekannten Weise: Ein paar Tücher um den Kopf gewunden, schleppte er sich weiter, den sinnlich wahrnehmbaren Zustand bezeichnet. Woher aber diese Verschiedenheit in der Wirkung? Einfach daher, daß wieder eine angeschlossene einheimische Fügung zu Grunde liegt, wie denn auch schon Grimm 910 und 916 betont, daß der abs. nhd. Accusativ des Mittelwortes immer auf das Subjekt des Satzes beschränkt sei. Die entsprechenden romanischen Fügungen müssen bekanntlich wegen der ehemaligen Weise, das Partizip zu beugen (. . . commence sa melodie les eulz cligniez Ren. 15991) so gedeutet werden, daß beide Accusative ähnlich dem lat. abl. abs. eine absolute Fügung darstellen, in der sie beide auf gleicher Stufe stehn und das Nomen nicht das Accusativ-Objekt, sondern der Subjekts-Accusativ zum Partizip ist. Wenn Grimm S. 917 auch für diese deutschen Fügungen dieselbe Deutung vorzieht, so liegt der Grund wohl darin, daß er die S. 643 angeführten ahd. und mhd. Ansätze zu solchen Fügungen[1]) im Übergange zum Nhd., vor allem in der Prosa nicht weiter treiben sieht; wenigstens führt er 910, von einigen schon oben (S. 697) berührten Formeln andern Sinnes abgesehn, im wesentlichen nur Zeugnisse aus dem 16., hauptsächlich aber 17. und 18. Jahrhundert an, und vor allem stellt er die zeitbestimmenden Fügungen derart ganz auf eine Stufe mit denen, die zur Bezeichnung des Zustandes dienen.

Nun steht aber schon im 13. Jahrhundert bei Closener 1362 (= Strassb. Chron.) 31, 28: Johannes u. Simachus furtent in . . . ungegurtet und die hende hinder sich gebunden, und das Nebeneinander von ungegurtet und gebunden zeigt deutlich, daß das Mittelwort als an in als seinen Subjekts-Accusativ angeschlossen empfunden ist. Daß solche Mittelwörter auf das Subjekt zu beziehen sind und nicht prädikativ zu dem selber absoluten Substantivum, lehren namentlich Schriftsteller des 15. Jahrhunderts, voran Niclas v. Wyle: z. B. 24, 22 und 44, 34: angetan und beclaidet erschynen mit . . . 81, 37: in leder angetan und beclaidet gieng er. 245, 24: der allain angelegt und beclaidet ist an den armen. Ebenso steht bei Tünger Nr. 42: wan er siner täg claider angetan wer, und daß dies frei aus deutschem

1) Vergl. bei Ulfilas Marc. I, 6: gawasiths . . . . gairda filleina. — bei Otfr. IV, 11, 37: ther man ther githvagan ist thie fuazi reino vgl. mit ebenda: wasg mih al, houbit joh thie fuazi. — Diu frowe zuht gelêret Parz. 131, 7.

Empfinden hervorgegangen ist, zeigt die lateinische Fassung: amictum quottidianis vestibus. Eine newe gezeytung sodann aus dem Jahre 1513 (Litt. Ver. CXI) bietet: Aber der künig v. Engelland . . . was in seinem küris, aber das helmlot gantz angethan, daruber mit einem gutten gulden tuch bekleydet, sein har in einer köstlichen hauben . . . eingebunden. Abraham a Santa Clara hat sogar in Judas d. Erzsch. (35,30 Bobert.): dass man der Braut die Haare abgeschnitten, alsdann **Mannskleidern angelegter** (die bekannte oberdeutsche Adverbform) zu dem Bräutigam geführet.

Die Beispiele, sicherlich noch lange nicht alle beibringbaren Belegestellen, zeigen bereits deutlich, daß für die mit III bezeichneten Mittelwortfügungen ein echt deutscher Ausgangspunkt vorhanden ist, und zwar in einer angeschlossenen Fügung, der ihnen alles fremdartige benimmt und mich berechtigt, sie als sogenannte unangeschlossene Mittelwortfügungen zu bezeichnen. Eine andre[1]) Stütze hat dieser Fügung gewiß der in ähnlicher Bedeutung übliche Accusativ neben präpositionalen Wendungen geliehen. Schon beim ältesten germanischen solchen Accusative kann man ja zweifelhaft sein, ob er mehr vom Partizip oder vom Adverbiale abhängt, bei Ulf. Marc. I, 6: was gawasiths taglam ulbandaus jah gairda filleina bi hup seinana. Bei Abraham a Santa Clara liest man a. a. O. 296,34: Ein schwarzes Tuch über ihn, ein paar Leuchter neben sein, ein (= einen) Weihbronnkessel neben sein, solcher Gestalt vertratte dieser seine Person.

Gleichwohl ist, was sich so aus einheimischen Ansätzen spärlich fortentwickelt hat, erst unter fremdem Einfluß gäng und gäbe geworden. Wie überwiegend noch im Anfange der nhd. Zeit gesagt wird: mit uffgetonem munde, mit uffgehabtem hals (LVI, 20,17. 96,38), mit ufgestürztztem helme (Closener 84,15), so sagt noch Klopstock: Mit brünstig eröffneten Armen eilten sie gegeneinander (Mess. I, 320), Wenn mit gerungenen Händen die Braut . . wehklagt (3,548), Auch ist Gabriel mit verhülltem Gesicht vorübergegangen u. ä. o. Bei Klopstocks Gönner Bodmer traten dagegen die Fügungen plötzlich häufig auf, und auch woher sie kommen, ist deutlich erkennbar. 1767 veröffentlichte er in seiner Calliope eine Übersetzung der ersten 6 Gesänge der Ilias im Versmaß des Originals und im 2. Bande unter dem Titel: Rache der Schwester im gleichen Versmaße die erste nhd. Bearbeitung der Nibelungen; und wie Bodmer aus seinem „langjährigen, ehrlichen Dienste am Homer", um Herders schönen Ausdruck ein wenig anders zu wenden, die weniger passende

1) Über eine dritte vergl. unten S. 705.



Versform für seine Nibelungen gewann, so brachte er dorther auch die in dieser dann selbständig gehandhabte gräzisierende Mittelwortfügung mit. Der 5. Gesang jener Ilias-Übersetzung ist bei Kürschner XLII, 235 ff. abgedruckt und ein Vergleich mit dem griechischen Texte sehr lehrreich. Andre zweite Mittelwörter aktivischer Bedeutung sind in solche undeutsche passivische Fügungen übergeführt, wie sie damals in der gelehrten Sprache noch sehr üblich waren: z. B. V. 33: *πήματα πάσχων*: nach viel erlittener Not. 107: *πόλιν πέρσαντες*: nach eroberter Stadt. Dagegen sind solche, die einen sinnlich wahrnehmbaren Zustand malen, in der aktivischen Fügung mit einem Accusativ-Objekt gelassen; vergl. 292: *χερσὶ τρίαιναν ἑλών*: er rührt die See auf, in den Händen den Dreizack. 374: *πρηνὴς ἁλὶ κάππεσε χεῖρε πετάσσας νηχέμεναι μεμαώς*: er fiel itzt ins Meer..., die Arme verbreitet zu schwimmen. Und was er hier der griechischen Vorlage im Ringen mit ihrer Eigenart nachgebildet hat, ist dann sein freies Eigentum in der Rache der Schwester. Vergl. V. 635: Die Schwerter erhaben, sprangen sie über die Tisch'. — 921: In Blut die Waffen getunkt Traten die Prinzen hervor. — 1062: Rüdiger gieng von dem König, das Herz mit Wehmut erfüllet. Es kann also kein Zweifel walten, daß Bodmer diese Fügungen ursprünglich seinem griechischen Muster nachgebildet und dann selbständig gehandhabt hat, weil er sich dabei mit altem deutschem Sprachbrauche in Einklang fühlte, daß er dagegen andre Mittelwortfügungen derart, die zeitbestimmenden, vermieden hat, weil ihm für solchen aktivischen Gebrauch keine Anlehnung an die lebendige Sprache mehr zu ersehen war.

Auch für Herders Cid, durch den die Fügungsweise noch üblicher geworden ist, war ein vollständiger Vergleich mit der zu Grunde liegenden französischen Bearbeitung der spanischen Cid-Romanzen nicht zu ermöglichen; aber schon die gelegentlichen Parallelen bei R. Köhler a. a. O. reichen auch hier aus zu dem Erweise, daß die Bevorzugung einer auch der deutschen Sprache gut liegenden, aber doch auf ihren früheren Stufen nicht sonderlich häufigen Form fremder Anregung verdankt wird. Den 2 solchen Fügungen in Rom. 38: seine Hand geleget auf... eine Eisenstange..., das Haupt entblößt, so erwartet Don Alfonso seinen Schwur liegt die gleiche französische zu Grunde: la main posée sur une serrure de fer... tête nue. Ähnlich ist in Rom. 32 für ähnlichen Inhalt die gleiche Form gewählt: Allenthalben werden sie mich vorwärts sehn, aber abgelegt die Waffen, schwör ich: ils me verront partout à leur tête, mais désarmé, le visage découvert.

Heut ist die Fügung, indem durch solchen Einfluß der Fremde die alten deutschen Ansätze gekräftigt worden sind, gäng und gäbe. Ja die

Formeln mit dem 2. Mittelwort transitiver Verben sind nun schon über 100 Jahre so viel gebraucht worden, daß nach ihrem Muster bereits Formeln mit dem 1. wie 2. Mittelwort intransitiver Zeitwörter gebildet werden, neuerdings sogar sehr zahlreich. Da nach unserm Überblick der 4. Fall in den Fügungen: den Kopf entblößt, die Ergänzung zu dem Mittelworte darstellt, ein solcher aber neben intransitiven 1. wie 2. Mittelwörtern gleich unmöglich ist, so sind natürlich Verbindungen solcher Formen mit dem 4. Falle durchaus unorganisch. Gleich anfechtbar sind also die Fügungen der folgenden beiden Sätze: Er glich, **den dicken Kopf** aus einer... weißen Halsbinde **herauswachsend**, einer Bohnenstange (E. Rau) und: Mancher wird sich dieses Mannes noch wohl erinnern, dessen Bild in allen Fenstern hing, die großen Augen mit kühnem Blick den Gipfeln zugewendet, den Schlapphut aus der hohen Stirn geschoben, **den** langen Bart bis auf die gekreuzten Arme **niederwallend** (Graf Westarp in der T. R. 1894, B. S. 407). Der Zusammenhang des letzten Beispieles zeigt so deutlich, wie es nur gewünscht werden kann, daß in der dritten unorganischen solchen Fügung die organische 1. und 2. ohne Bewußtsein von der Bedeutung der verwendeten Sprachmittel bloß äußerlich nachgebildet worden ist.

Organischer ist jedenfalls die allerneuste Mittelwortfügung: ein absoluter Nominativ. Grimm 910 kannte nur ein Beispiel: ilend mein hand aus einem Briefe Philipps v. H. aus dem Jahre 1525, und einmal hat er selbst eins gebildet: So mussten, Poesie und Geschichte sich aus einander scheidend, die alte Poesie sich unter das gemeine Volk flüchten. In der Weise dieses zweiten Satzes, daß in absoluter nominativischer Mittelwortfügung eine Voraussetzung gemacht wird, zu welcher der übergeordnete Satz eine Beurteilung oder Folge enthält, ist die Fügung auch nach Grimm sehr selten geblieben. Ich habe wenigstens nur eins angemerkt in Kügelgens Lebenserinnerungen eines alten Mannes, S. 51: Diese arme Kinderfrau mochte damals bittere Tage haben. Die Mutter meist bettlägerig, **der Vater** von seiner Arbeit absorbiert, sollte sie allein nicht nur die Schwestern warten, sondern auch auf mich und meinen Bruder achten. Der Grund ist wohl klar. Zu den Accusativ-Fügungen (III) liegen auch als ein Ausgangspunkt ihrer Entwicklung, und kein unwichtiger, viele, meist sprichwörtliche Fügungen derart vor: Unter Tausenden einen Redlichen gefunden, das ist anzunehmen. Ähnliche nominativische kommen kaum vor, man müßte denn dahin rechnen: Schwarz geboren ist alles weisswaschen verloren. Wohl erklärlich also,

daß solche Fügungen uns befremden, gleich einem Vorläufer schon bei Kirchhof, I, 42: Einstmals solchs von ihm unterblieben und er des abents daran gedacht zu den seinen sagt. — Nur dies geschehen wird sich wohl infolge seiner Bedeutungsgleichheit mit so gethan, dies gethan behaupten (vergl. freilich oben II, 2 gegen E.).

Häufiger und auf dem besten Wege und wohl auch berechtigt sich einzubürgern ist der absolute Nominativ wiederum zur Bezeichnung des sinnlich wahrnehmbaren Zustandes. Schon 1783 hat Chr. Fr. Rink in seiner Kandidatenfahrt geschrieben: M. Claudius ging im alten Überrock, eingeschlürften Schuhen, schmutziger Mütze, das Haar um den Kopf herumhängend. Fr. Reuter hat nach Gaedertz 1840 gedichtet: Es ist ein selig Wandern... Mit sehnsuchtsfeuchten Wangen ins Land hinauszusehn, In leiser Glut die Wangen, Hochklopfend deine Brust. Schon G. Keller hat, wo ihm der üblichere 4. Fall zu Gebote stand, neben einem Passiv geschrieben: Als ich das Haus meiner Mutter betrat, die Mütze mit einem Tannenreis geschmückt, die Mündung des Gewehrchens und der eigene Mund prahlerisch von Pulver geschwärzt, da war ich nicht mehr der Gleiche. (Gr. H. 139 der Volkstgb.) Neben einer präpositionalen Wendung, wo ja ebenfalls der 4. Fall das Übliche gewesen wäre, hat noch früher H. Heine den ersten Fall: Im braunen festanliegenden Reitkleide, ein runder Hut mit Federn auf dem Haupte, glich sie jenen ritterlichen Frauengestalten. Sonst hab ich noch aufgezeichnet bei: Otto Ludwig (Stern II, 28): Andre rasselten, die rotflanellenen Unterröcke hinter ihnen fliegend, mit dem leeren Schubkarren über die Strasse nach dem Thore. H. Hansjakob, Aus meiner Jugendzeit (1879): Die Kinder sassen um den Tisch, jedes sein Korbholz vor sich liegend und unter Herzklopfen der Dinge wartend. — Bölsche, Mittagsgöttin (1891), II, 106: Eine dicke Bauerfrau tappte auf blossen Füssen herein, den zarten Teint des Gesichtes beschattend ein rotes Kopftuch, die volle Brust stark vortretend in dem Mieder. — Am nächsten lag solche Fügung wohl bei den Zeitwörtern, deren zweites Mittelwort zugleich intransitiv und passivisch aufgefaßt werden kann, wie in dem Satze: Nach mühevoller Arbeit, die Hände von Eis und Wasser halb erstarrt, vereinigten wir uns oben wieder (M. des D. und Ö. A.-V. 1897, S. 4). In der T. R. stand 1891: Vor dem Sockel steht ähnlich wie bei Hilgers, nur näher herangerückt und der Adler schon fortgeflogen, ein nackter Krieger. Bei der Einweihung des Wörther Denkmals Kaiser Friedrichs hat der General der Infanterie v. Mischke gesagt: Da trugen wir

ihn hinaus, **sein treues Schlachtross** Wörth unmittelbar hinter dem Sarge **folgend**, zur selbstgewählten Stätte des Friedens. Namentlich finden sich bei Ganghofer solche Fügungen, in Schloß Hubertus nicht weniger als fünf: Nach kurzer Strecke erreichte der Jäger sein Heimwesen, ein freundliches Häuschen, mit frisch geweisster Mauer und grünen Fensterläden, Hofraum und Garten mit Sorgfalt gepflegt und **der ganze** Besitz mit einem Staketenzaun umschlossen (I, 57). — Man hörte das Gepolter eines Botes: es war ein zierlicher Nachen, die Bänke mit Polstern belegt, **der Steuersitz** von einem geschnitzten Geländer umgeben (75). — An allen Gliedern zitternd, mit schlaff hängenden Armen und das gepuderte Gesicht von kalkiger Blässe, so stand sie vor ihm (103). — Mit schlaff hängenden Armen, **das** Köpfchen **zurückgesunken,** sass sie regungslos (II, 157). — Das Sopha, auf welchem der Tote lag, in der schmucken Uniform, das etwas seitlich geneigte Haupt in die Kissen versunken (162).

Woher aber erklärt sich bei diesem absoluten Nominative das plötzliche Umsichgreifen, das wir beim absoluten Accusative aus fremdem Einfluß erklären mußten? Diesmal brauchen wir nicht soweit zu gehen. Einmal verstand man das Wesen jenes Accusatives nicht mehr, zumal die bloßen 2. Mittelwörter außer in dieser Fügung keinen 4. Fall mehr bei sich haben konnten, und nahm ihn für das Subjekt dazu, zumal beim weiblichen und sächlichen Geschlecht der Einzahl und der ganzen Mehrzahl die Accusativform überhaupt nicht kenntlich war. Sodann aber und vor allem wurde so zur Einordnung eines nebensächlichen, aber doch breiter ausgemalten sinnlich wahrnehmbaren Zustandes einfach die nämliche Form gewählt, die auch in der Beiordnung und im selbständigen Satze heute in der Schriftsprache nach dem Vorgange der gesprochenen Sprache sehr gebräuchlich ist: bloße Nominative namentlich als Subjekt, doch auch als Prädikatsnomen, ohne (Hilfs-) Zeitwort.[1]) R. Hildebrand schreibt z. B. in den Tagebuchblättern eines Sonntagsphilosophen S. 264 Auf der Scheide des 18. Jahrhunderts standen auch die deutschen Dinge auf einer entscheidenden Kippe. Das Reich in sich zu Ende, von aussen dem Einbruche der französischen Kräfte ausgesetzt, es drängte von dort wie aus einem Vulkane.... Das neue geistige Reich aber in Dichtung und Philo-

1) Vergl. auch H. Wunderlich a. a. O. S. 92 flg. u. überdies z. B. schon bei Goethe Gedichte wie: Meeresstille.

sophie auf eine Höhe gediehen, wie sie die Geschichte der Menschheit noch nicht gesehen hatte, ein wunderbarer Widerspruch, und in beiden Erscheinungen doch nur die Vollendung einer seit Jahrhunderten begonnenen Doppelbewegung. Bei Ganghofer a. a. O. liest man oft wie II, 1: Die schwere Luft erstickte jeden Ton zu einem dumpfen Geräusch. Sonst keine Stimme des Lebens, kein Vogelruf im weiten Bergwalde. Nur manchmal ein leises Rascheln, wenn ein dürrer Zweig durch die Blätter fiel. Inmitten dieser Stille das Geräusch eines leichten Schrittes. Auf dem Pfade schimmerte ein weisses Gewand. — Der Satz des nämlichen I, 221 mit den trennenden Satzzeichen zeigt die zu Grunde liegende Form noch in der Selbständigkeit der Teile: Wie sah sie (die Büchse) nun aus! Der polierte Schaft von Rissen durchzogen, die Läufe zerkratzt. Dagegen ist die Einordnung der das Haupturteil begründenden Umstände schon vollzogen, wenn S. 75 steht: Man hörte das Gepolter eines Botes. Es war ein zierlicher Nachen, die Bänke mit Polstern belegt, der Steuersitz von einem geschnitzten Geländer umgeben.

Wir stehen am Ende und freuen uns vor allem einer doppelten Erkenntnis, einmal, wie lebendig und frisch sich unsere Sprache noch immer weiter bildet, und zum andern, wie kräftig sie fremdes Gut, das ihr durch die Entwicklung des Schrifttums aufgenötigt wird, wo es fremd bleiben muß, wieder abzustoßen, wo es heimischer Art angeglichen und für sie fruchtbar gemacht werden kann, auszunutzen und umzubilden vermag.

Wie wird Orest in Goethes Iphigenie geheilt?

Von **Karl Gneiße** in Straßburg.

Worin besteht die Krankheit Orests? Anlagen des Gemütes in ihrem unerforschlichen Zusammenhang mit körperlichen Zuständen, Schicksal und eignes Thun bedingen die seelische Gesundheit des Menschen. Sinn für Wahrheit und Recht, Verlangen nach Teilnahme und Liebe, Hang zu schwermütiger Vergleichung eines in dichterischem Schwunge entworfenen Ideales mit der Wirklichkeit des Lebens waren Orest angeboren. Falschheit und Untreue der eigenen Mutter kamen ihm früh zum Bewußtsein; an einer das Unrecht leidenschaftlich empfindenden Schwester fand sein weiches Herz eine Stütze, sein kindliches Ahnen eine Aufklärerin schmählicher Vorgänge. Der Mord, durch den Klytämnestra mit ihrem Buhlen

den edlen, im Glanze des Sieges heimkehrenden Gatten beseitigte, trieb ihn aus dem väterlichen Hause. Unter der sorglichen Pflege des Oheims, im Verkehr mit dem gutherzigen, heitern Pylades verlebte er Jahre glücklicher, zu Thaten aufstrebender Jugend, bis der Gottheit Wink die jungen Helden nach Mycenä führte, Agamemnons Tod zu rächen. Die Mutter zu töten schreckte Orests tiefes Sittlichkeitsgefühl zurück, als er wieder unter der Macht ihrer ehrfurchtgebietenden Erscheinung stand. Der nachhaltige Haß Elektras, die den erlöschenden Schmerz zu neuer Glut entflammte, riß ihn fort zu der That, die ihm selbst die schwerste Wunde schlug.

Daß er wider die Natur gefrevelt, steht ihm bald mit unerschütterlicher Gewißheit fest, und sein selbstquälerischer Trübsinn verzweifelt schließlich daran, daß das Gefühl so schwerer Schuld beschwichtigt werden könne: der Friede der Reinheit, nach dem sein sittliches Wesen aufs innigste verlangt, ist dahin. Zu den Gewissensbissen aber gesellt sich noch ein anderes. Der Götter Wink hat ihm die Rache anbefohlen. Sie sind es, die ihn schuldig werden ließen, weil ihr zweideutiges, unbestimmtes Wort die Entscheidung, wie weit die Rache sich erstrecken solle, seinem eigenen Herzen überließ. Statt nun zu folgern, daß sie seiner sittlichen Empfindung eine zu schwere Probe auferlegten und daß sie, wenn mit der Gerechtigkeit die Liebe in der Weltordnung herrschen solle, dem Sünder auch einen Weg zur Reinigung offen halten müssen, — statt zu folgern, daß mit der Möglichkeit des Irrtums und des Fehltritts infolge eines Irrtums auch die Möglichkeit der Entsündigung gegeben sein müsse, verstrickt er sich in den Argwohn, daß die Gottheit im Gegenteil ihm die Rache aufgetragen habe, um ihn, den letzten Sproß eines verhaßten Stammes, zu vernichten. Zu unseligem Schicksal verdammt durch eigene Schuld und der Himmlischen Hinterlist erscheint er sich: die düstere Auffassung seiner Lage, der Zweifel an der moralischen Berechtigung weiter zu leben und der Zweifel an den von den Göttern abhängenden natürlichen Bedingungen seines Daseins steigern sich infolge nervöser Erregung zu Wahnideen, in denen das Wirkliche wie das Übersinnliche als feindliche Mächte ihm gegenüberstehen.

Wie kann Orestes aus dieser zwiefachen Hoffnungslosigkeit erhoben, wie kann er von dieser Gemütskrankheit geheilt werden?

Wie kann zunächst die sittliche Selbstachtung in ihm wiederhergestellt werden? Er hat ursprünglich an die Möglichkeit einer Sühne seiner schweren That geglaubt. Dieser Glaube war es, der ihn veranlaßte den delphischen Gott zu befragen, der ihn bestimmte nach der Weisung des Orakels zu versuchen das heilige Bild von Tauris' Strand zu entführen. Durch schwere, verdienstvolle, der Gottheit wohlgefällige That

hoffte er die Befreiung von dem Geleit der Furien sich zu verdienen. Hat er sie ausgeführt? Nein, — und doch fühlt er sich genesen? So muß er anderes, gleichwertiges vollbracht haben. In der That, schweres fordert Iphigenie von ihm, als sie einen Bericht verlangt, wie Klytämnestra gestorben: er, der sich selbst verabscheuende Mörder, erzählt seinen eigenen Frevel. Schwereres leistet er, indem er sich selbst als den Mörder bekennt. Das Schwerste aber, als er seine Rettung aus der Hand eines schonungslosen Feindes verschmäht, als er für Iphigenien und Pylades glückliche Heimkehr erfleht, als er Blut durch Blut zu sühnen bereit ist. Der Wille das Gute zu thun, der Wille das Schmerzlichste zu leiden ist von ihm bewiesen, und doch wird dadurch seine sittliche Selbstachtung noch nicht wiederhergestellt, und kann es auch nicht, weil dann immer noch nur ein Akt sich selbst täuschenden Verlangens nach Gerechtigkeit vorliegen könnte. Er darf nicht Richter in eigener Sache sein; von einem andern muß er losgesprochen werden, um der Frieden verheißenden Stimme des eigenen Herzens trauen zu können. Das Bewußtsein, daß, was er leistete für das Verbrechen, die Schuld aufwiege, die Überzeugung, daß er seine sittliche Reinheit wiedergewonnen habe, muß ihm von außen bekräftigt werden. Nur ein anderer kann ihm, was er hofft, als wirklich gewährleisten, und zwar gewährleisten durch die That, die aber nicht einem blinden Drang, sondern der Klarheit sittlichen Bewußtseins entspringt. Der Sündige muß einen Bürgen haben für die Idee, daß Schuld sühnbar sei.

Dieser Bürge wird Orest in Iphigenie gegeben. Sie selbst ist rein und untadelig; ihr Abscheu vor der Sünde aber wird nicht zum Abscheu vor dem Sünder. Sie neigt sich in herzlicher Liebe zu dem Armen und fürchtet nicht den Fluch, der auf ihm lastet: ihr untrügliches Gefühl sagt ihr, daß von einem solchen Fluche nicht die Rede sein kann.

Und wirklich nimmt Orests Gemüt die Lehre, die Iphigeniens Verhalten ihm giebt, an. Die Erzählung seines Verbrechens hatte ihn aufs tiefste aufgeregt und ihn wieder in den Zustand nervöser Geistesverrückung versetzt, in dem seine Krankheit zu gipfeln pflegte. Als ihn die Macht des quälenden Wahnes losläßt, tritt die Hoffnung, die sich früher in seinem Gemüte schüchtern zeigte, daß es eine Versöhnung auch für die schwerste That gebe, wieder hervor und erfüllt ihn endlich ganz. Jenes Gesicht von dem friedvollen Verkehr der Seinigen in der Unterwelt strahlt diese Stimmung seines Gemütes wieder, in der er die Aufhebung seiner Schuld fühlt. Wie die Glieder seines Geschlechtes im Reiche der Schatten, von allen Wirrnissen und Leidenschaften des Erdendaseins befreit, zu harmonischem Umgang sich vereinen, nicht anders würden sie ihm selber begegnen,

wenn sie noch unter dem Himmel wandelten, und wo in dem Geschädigten kein Gefühl der Rache mehr sich regt, da schwindet auch in dem Thäter das niederdrückende Bewußtsein der Schuld.

Wenn so in der Vision Orests die Tilgung des Schuldbewußtseins und damit die Wiederherstellung der sittlichen Selbstachtung versinnbildlicht wird, so zeigt uns das Gebet Orests, daß auch die zweite Vorstellung, die seine Krankheit verursachte, geschwunden ist und einer andern, heilenden Platz gemacht hat. Der Argwohn, es möchten die Götter nur sein Verderben wollen, ist der frohen Zuversicht gewichen, daß sie nach schwerer Prüfung dem Unglücklichen die rettende Hand reichten und ihn mit der Schwester zusammenführten, die ihn aus den Banden der Barbaren lösen und das Götterbild ihm einhändigen kann. Nachdem der Glaube an solche Gesinnung der Götter, die Hoffnung auf ihren gnädigen Beistand besonders durch die Erscheinung Iphigeniens in ihm lebendig geworden, erbittet er von ihnen das Glück, in den Armen der wiedergefundenen Schwester und des Freundes das Leben genießen und es in rühmlichen Thaten ausnützen zu können.

So sehen wir in dem genesenden Orestes die beiden Bedingungen erfüllt, die zur Wiederherstellung sittlichen Selbstbewußtseins und stärkenden Lebensmutes dienen. Auf diesem Wege ist nach des Dichters Offenbarung eine derartige Seelenwandlung möglich. Wer den Glauben sich bewahrt an die Güte des die Welt durchdringenden heiligen Willens, dem offenbart sie sich in wunderbaren Fügungen, offenbart sie sich in dem Frieden, der der schuldbeladenen Seele wieder zuteil wird, wenn sie in aufrichtiger Reue das Unrecht als im Widerstreit mit der sittlichen Ordnung empfindet und in edlem, selbstverleugnendem Streben derselben zu genügen trachtet. Wem aber dieser Glaube wankte, dem kann er wieder begründet werden durch die hingebende Liebe einer lauteren Seele, die mit unerschütterlicher Festigkeit der Überzeugung lebt, daß reine Menschlichkeit, die zu bewähren auch dem Sünder möglich ist, jedes menschliche Gebrechen sühne.

Nachdem ich mir in dieser Weise die Frage, wie Orest geheilt werde, beantwortet hatte, las ich zwei Abhandlungen, die in vielen Punkten mit dem eben Entwickelten zusammentreffen, das Programm von P. **Primer**: Die Heilung des Orest in Goethes Iphigenie auf Tauris (Frankfurt a. M., Kaiser-Friedrichs-Gymnasium, 1894) und das von A. **Althaus**: Der zweite und dritte Aufzug von Goethes Iphigenie (Berlin, Friedrichs-Werdersche Oberrealschule, 1896). Beide vertiefen sich in trefflicher Weise in ihren Gegenstand und zeichnen sich durch feinsinnige psychologische Begründung aus. Die zweite Abhandlung geht

auf die von mir herausgegriffene Frage nur im Zusammenhang mit Teilen der Handlung ein, die von mehr sekundärer Bedeutung sind. Der ersten schadet, wie mir scheint, die Zweiteilung in die zusammenhängende Beantwortung der Frage nach der Heilung Orests und in die Widerlegung Kerns (Deutsche Dramen als Schullektüre, Berlin, Nicolai, 1886): gewisse Gedanken, die in dieser Widerlegung scharf und richtig hervorgehoben werden, hätten im ersten Teile besser benutzt werden müssen. Was nun meine Darstellung des Heilungsvorganges betrifft, so dürfte ich von Primer wie von Althaus zum Teil in den das Einzelne des Stoffes verbindenden Gedanken abweichen. Außerdem aber unterscheide ich mich von dem einen oder von beiden hinsichtlich der Auffassung folgender Punkte.

Ich glaube nicht, wie Primer und Althaus (mit Kern), daß nach Goethes Voraussetzungen Orest durch ein auch den Mord der Mutter befehlendes Orakel zu der Unthat veranlaßt worden ist. Jedenfalls brauchen die Worte:

„Mich haben sie zum Schlächter auserkoren,
Zum Mörder meiner doch verehrten Mutter,
Und, eine Schandthat schändlich rächend, mich
Durch ihren Wink zu Grund gerichtet."

nicht so aufgefaßt zu werden. Vielmehr nehme ich nur eine allgemeine Aufforderung zur Rache an und stütze mich dabei auch auf die Bedeutung des Ausdruckes „Wink". Es ist nur Orests zum Schlimmen neigende Auffassung, wenn er meint, die Götter hätten ihn durch ihren Wink bestimmen wollen der Mörder der Mutter zu werden und damit sich selbst zu vernichten.[1]) Er hat den Spruch in weiterem Sinne genommen, als nötig war, und meint nun, er habe ihn nicht anders verstehen können und sei so der Tücke der Götter ins Netz gegangen. Freilich ist er sich dabei bewußt, daß dies seine sittliche Verantwortung nicht aufhebe, weshalb er auch Iphigenie gegenüber von dem „Wink" der Götter schweigt, aber umsomehr glaubt er den Himmlischen grollen und ihnen mit Mißtrauen begegnen zu dürfen. Welchen Vorteil meine Deutung gewährt, brauche ich kaum auseinanderzusetzen. Die Götter, die Orest aufforderten den Ägisthos zu töten, würden mit den sittlichen Anschauungen Iphigeniens in Übereinstimmung sein; forderten sie auch Klytämnestrens Tötung durch Orest, so würde dies im auffallenden Gegensatze zu der Ansicht Iphigeniens und Orests stehen, daß der Muttermord ein schweres Vergehen sei.

---

1) Übrigens brauchten die Götter, wenn sie auch Rache an Klytämnestra zu nehmen befahlen, nicht gerade an ihre Ermordung zu denken.

Denn daß Iphigenie so die Tötung der Mutter beurteilt, nehme ich mit Althaus gegen Primer an. Einen Greuel nennt sie dieselbe. Daß dadurch ihre Liebe zum Bruder nicht aufgehoben wird und daß sie den Greuel für sühnbar hält, ist eine andere Sache.

Daß die Wahrhaftigkeit, die Orest treibt sich als den Mörder seiner Mutter zu bekennen, eine sittliche That ist und die Unverdorbenheit seines moralischen Gefühles zeigt, sodaß Iphigenie trotz der schweren Schuld ihn der Erlösung für würdig hält, daß ferner der Verzicht Orests auf Befreiung aus den Händen der Barbaren und sein Wunsch, daß Iphigenie sich mit Pylades rette, ebenfalls seine edle Natur offenbaren soll, finde ich weder bei Althaus noch bei Primer hervorgehoben.

Endlich bin ich wohl mit Primer und Althaus darin einig, daß Iphigeniens sittliche und religiöse Anschauung, die, in Orest ursprünglich vorhanden, dann durch schweres Geschick zurückgedrängt ist, in diesem durch Iphigeniens Worte und Verhalten wiederhergestellt wird. Aber ich kann deswegen doch nicht das Wort, mit dem Goethe die Lehre bezeichnete, die Iphigenie in deutschen Landen verkünden solle, so verstehen, daß Iphigeniens reine Menschlichkeit das Vergehen ihres Bruders sühne. Vielmehr deute ich dasselbe so, daß sein eigenes sittliches Handeln ihn von der Schuld befreit, wovon er freilich erst durch die Schwester wieder die sichere, beruhigende Überzeugung erhält. Es ist Iphigeniens Glaube, daß reine Menschlichkeit jedes menschliche Gebrechen sühne, und ihre nie getrübte, stets sich bethätigende Sittlichkeit giebt ihr das Ansehen des Religionsstifters, dessen Rede dem zweifelnden Verlangen der in ihrer Tugend schwankenden Menschenkinder die Gewißheit beseligenden Glaubens verleiht und dessen demütige Liebe die Gefallenen zu neuem Selbst- und Gottvertrauen erhebt.

Anzeigen aus der Schillerlitteratur 1896—97.

Von **Hermann Unbescheid** in Dresden.

Schillers Briefe. Kritische Gesamtausgabe in der Schreibweise der Originale herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas. 7. Band. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Der letzte Band des großen Unternehmens bringt S. 1—242 Brief 1834—2052, Nachträge S. 243—266, Lesarten und Anmerkungen S. 267—331, das Schlußwort von Fritz Jonas S. 333—415, das von Albert Leitzmann bearbeitete Register, Anhang I—CXXVIII (I. Die

Schillerschen Werke, II. Das Personenregister) und eine Anzahl Porträts. — Wer die ganze Briefsammlung eingehend liest, wird zugestehen müssen, daß wir in ihr denjenigen Kommentar zu Schiller besitzen, der lange genug gefehlt hat. Es ist bekannt, und L. Geiger hat in treffender Weise auf diesen Umstand aufmerksam gemacht, daß Schillers Briefe eine vielseitigere biographische Quelle sein müssen als die Goethes, und daß eine Biographie Schillers ganz allein auf Grund seiner Briefe zu schreiben, sich wohl denken ließe, während bei Goethe ein solcher Versuch scheitern würde. Aber das monumentale Werk von Fritz Jonas ist nicht nur künftig für den Schillerbiographen die ergiebigste Quelle, sondern zugleich eine weihevolle Gabe für alle Gebildeten. Das Leben des Dichters ist wohl heutzutage jedem derselben geläufig; aber Schillers expansive Natur, seine unvergleichliche Gabe der Mitteilsamkeit, sein starkes Gefühl für die Freundschaft, die er dem Vertrauten — und deren gab es im Verhältnis zu Goethe nur wenige — bis an das Ende seiner Tage unverbrüchlich gehalten hat, können doch nur aus seinen Briefen genauer kennen gelernt werden. Auch dem gebildeten Laien wird, was dem mit Schillers Leben Vertrauten längst bekannt ist, aus dieser umfassenden Sammlung klar werden, daß der Mensch in Schiller dem Künstler an Größe nichts nachgiebt. Dem Herausgeber Fritz Jonas, der sich mit seinem Werke ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat, gebührt daher aufrichtigster Dank: für eine große Sache ein gut Teil Lebenskraft mit Erfolg eingesetzt zu haben, wird aber der schönste Lohn seiner Arbeit sein. Wir können uns nicht versagen, die ersten Zeilen aus dem Schlußwort mitzuteilen, weil dieselben am besten zeigen, welche Absicht der Gelehrte mit der Briefsammlung verfolgt hat, und denjenigen willkommen sein werden, die ihr Interesse dem *vollendeten* Werke erst zuzuwenden gedenken: „Die Aufgabe, welche ich mir gestellt hatte, ist erfüllt. Schillers Briefe liegen nunmehr in dieser Ausgabe in der möglichen Vollständigkeit und in der erreichbaren Zuverlässigkeit des Wortlauts vor, und die Anmerkungen geben Aufschluß über den Ort, wo die Originalbriefe aufgehoben werden, über die Druckvorlage, die ersten Drucke und die Briefe, auf welche jeder einzelne Brief Schillers antwortete und durch welche jeder beantwortet wurde. Die Anordnung ist chronologisch, so daß die Briefe als eine Hauptquelle der Biographen Schillers nach der Folge seiner Lebenstage die Entwicklung seines Geistes und den immer wachsenden Kreis seiner Beziehungen zu seinen Zeitgenossen klarlegen und in ihrer Gesamtheit an sich schon einen fast vollständigen Überblick über seine äußeren Lebensverhältnisse, seine persönlichen Beziehungen und das Entstehen seiner Werke gewähren. Darauf gerade kam es mir an, und aus diesem Grunde hielt ich fest an dem ersten Plane, alle noch vorhandenen und mir be-

kannten Briefe Schillers in meine Ausgabe aufzunehmen und chronologisch zu ordnen, wenn mir auch noch vor Beginn meiner Arbeit von namhaften Gelehrten geraten wurde, meine Arbeit auf die Sammlung der zerstreuten Briefe Schillers zu beschränken, seine Briefe aber, soweit sie schon in großen Sammlungen gedruckt vorlägen, namentlich also seine Briefe an Charlotte v. Lengefeld, Karoline v. Beulwitz, Gottfried Körner, Friedrich Cotta, Wilhelm v. Humboldt, Wolfgang v. Goethe und an die Eltern und Geschwister, auszuschließen, zumal die Ausgaben dieser Briefsammlungen im großen und ganzen schon zuverlässige Texte darböten und wegen der in ihnen enthaltenen Antworten auf Schillers Briefe den Forschern auf dem Gebiete der Schillerlitteratur ohnehin unentbehrlich blieben. Ich erkenne gern an, daß diese Briefwechselausgaben selbst dann ihren Wert behielten, wenn einmal in Ergänzung meiner Ausgabe auch alle Briefe an Schiller in chronologischer Folge abgedruckt würden. Der Austausch der Gedanken mit jedem einzelnen Freunde tritt in diesen Ausgaben klarer zur Erkenntnis. Aber meine Ausgabe bietet eben wieder einen deutlicheren Überblick über die Gesamtheit der Interessen und Beziehungen Schillers, und so meine ich, daß sie neben den genannten Sonderausgaben der Briefwechsel nicht nur berechtigt, sondern notwendig ist."

Schillers Frauengestalten. Von Julius Burggraf. 490 S. Preis 5 Mark, geb. 6—7 Mark. Stuttgart, Verlag von Karl Krabbe 1897.

Daß es nur gleich vorausgesagt werde — ein köstliches Buch, das man, wenn man es zu Ende gelesen hat, am liebsten sofort wieder von vorn anfangen möchte, und von dem man wünscht, es auch andern sogleich zugänglich zu machen, damit auch sie an dem Genuß teilnehmen und ebenso herzliche Freude empfinden. Es ist unmöglich, auf die mannigfachen hohen Vorzüge des Werkes eingehender hinzuweisen, auf die treffliche Anlage desselben, auf die in poetischer, oft in hinreißender Sprache geschriebene Ausführung, die auch Bekanntes zu vertiefen oder ihm neue Seiten abzugewinnen weiß, auf die weihevolle Stimmung in diesem Buche, auf die innige Vertrautheit des Verfassers mit einer Fülle charakteristischer Einzelheiten aus dem Leben des Dichters, auf die so ganz anders als bei Goethe geartete Anschauung von Wesen und Bestimmung des Weibes — nur der Freude soll Ausdruck gegeben werden, daß dieses Thema, dessen Behandlung einen längst gehegten Wunsch der Freunde des großen Dichters erfüllt, gleich einen für eine solche Aufgabe förmlich prädestinierten Schriftsteller gefunden hat. Das Buch bedarf keiner Empfehlung, denn es muß seinen Weg finden. Im letzten Jahr-

zehnt hat uns neben Portig „Schiller in seinem Verhältnis zu Freundschaft und Liebe“ und neben Wychgram „Schillers Leben“ die Lektüre keines Werkes der Schillerlitteratur solche genußreiche Stunden bereitet als Burggrafs gediegene Arbeit.

Das Dramatische in Schillers Balladen. Vortrag, gehalten am 10. November 1895 im Wiener Schiller-Verein „Die Glocke“. Von Dr. Friedrich Bauer. 14 S. Karlsbad 1897. Kommissionsverlag, Stark'sche Buchhandlung.

Angeregt durch Chevaliers gründliche Abhandlungen (L. Chevalier, Zur Poetik der Ballade I—IV, Programme des K. K. Staatsgymnasiums in Prag-Neustadt, 1891, 92, 94, 95), die auch in diesen Anzeigen 1894—96 gewürdigt worden sind, in denen aber das im vorliegenden Vortrage behandelte Thema nur gestreift wird, giebt B. eine in fesselnder Sprache abgefaßte, an Parallelen zu Goethes Balladen-Dichtung reichhaltige Untersuchung der epischen Poesie Schillers. Er weist nach, daß schon in den Stoffen, die Schiller ergriff, an und für sich etwas Elementar-Dramatisches lebt. Das männlich-starke Empfinden dieses Dichters kommt in seinen Balladen zum herrlichen Ausdruck. Die Grundlage derselben ist im wesentlichen die Kantische Philosophie; der Mensch ist sich der tiefen Kluft zwischen Geistigem und Irdischem schmerzlich bewußt, er steht im Kampf mit der einen rücksichtslosen Übermacht, der Natur in und außer sich; doch noch im Untergange gilt das Wort: „Den Menschen macht sein Wille klein und groß.“ Dramatisch wie die Stoffe sind auch die Komposition und die Zeichnung der handelnden Personen. Es sind nicht kühle und halbe Naturen, sondern gemütstiefe Menschen mit heißblütigem Begehren, ähnlich wie im Bühnendrama hohen Stils, entschieden, ja einseitig ausgeprägte Charaktere, in überlebensgroßen Zügen entworfen, die Gegensätze in Kontrastfiguren energisch gespannt. Und Kontrastwirkungen, angefangen von den Charakteren, den Situationen und Stimmungen bis hinein in die Heimlichkeiten des Stils, durchziehen die Balladen in reicher Fülle. Es ist, als hätte die gegensätzliche Denkform Kants in Schiller ihre poetisch-dramatische Verwertung gefunden. Was diese Balladen entrollen, sind Kämpfe mit einem äußeren Gegner oder innere Konflikte, mitunter beides. Aber immer drängt das Herauswachsen der That aus bewegtem Inneren und der folgende Kampf mit dem Gegner die Handlung energisch nach der Zukunft. Schillers Balladen haben den straffen Verlauf des Dramas; nicht einst Gewordenes wird erzählt, sondern das Werden selbst mit ergreifender Steigerung fort bis zum blitzartigen Hereinbruch der Katastrophe vergegenwärtigt. Der Aufbau der Handlung läßt diese Balladen wie konzentrierte Dramen erscheinen;

überall ist Schürzung und Lösung eines dramatischen Knotens vorhanden, ein Anwachsen der Spannung bis zu ihrem Höhepunkt, dem kurz und schlagend der Schluß folgt. Und was diese Helden in den Kampf treibt, sind stets hohe, im Kern ihrer adeligen Persönlichkeit wurzelnde Motive. Die Hoheit des Empfindens, die Schiller den Gestalten seiner Dramen gab, ist auch den Helden seiner Balladen eigen; sittliche Ideen durchglühen sie mit willenbelebender Wärme. — Es werden diese Andeutungen genügen, um zu zeigen, was für treffliche, bei der Behandlung der Schillerschen Balladendichtung in der Schule brauchbare Gedanken dieser Vortrag enthält.

Jahresbericht des gr.-or. Ober-Gymnasiums in Suczana. 1895/96. Die Romanzenpoesie der Deutschen, a) Gleim bis Schiller. 40 S. Von W. Nußbaum.

Mit Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges trat das bis dahin so sehr beliebte Volkslied fast ganz in den Hintergrund, und die Volksdichtung entartete immer mehr. Fast 150 Jahre verflossen, in welcher keine, wie immer geartete Volkspoesie gepflegt wurde. Erst mit Gleim beginnt diese Richtung aufzublühen, freilich in einer Art, die vom echten deutschen Volkston abweicht, den Bürger und seine Nachfolger zuerst anschlagen. Gleim, der die älteren und echten Romanzen der Spanier nicht kannte, nimmt sich die gefeilten und zugespitzten Romanzen Gongoras, der mit seinem verkünstelten Stil den echten Quell der Volkspoesie bei allen seinen Zeitgenossen förmlich erstickte, und die des Franzosen Moncrif, welcher auf diesem Felde offenbar ein Schüler Gongoras war, zum Muster. Gleims Verdienst ist daher ein negatives; dadurch daß er zum Unrechten gegriffen, hat er andere auf das Richtige aufmerksam gemacht. Aber auch Löwen, Schiebeler, Zachariae, selbst Hölty haben sich in ihren Romanzen nicht über die burleske Manier Gleims erhoben. Dagegen waren des letzteren „Lieder eines Grenadiers" für die Volkspoesie der Deutschen von hohem Werte. Sie waren nämlich die ersten, welche auf dem Leben fußten und sich an das Volk als solches wandten, ohne jenen Beigeschmack mit sich zu führen, den Gleim bei Gongora als das echt Volkstümliche gefunden zu haben glaubte. Keine litterarische Erscheinung aber wirkte so einschneidend in das deutsche Volksleben, und keine ebnete so den breiten Weg nationaler Volkspoesie, als die erste Übersetzung der Percyschen Volksliedersammlung. Herder erkannte als einer der ersten ihren Wert, und durch ihn, besonders durch sein Werk „Die Stimmen der Völker in Liedern", bekam das Interesse für Volkspoesie einen ganz neuen, höheren Aufschwung. Auch war er einer der Ersten, der wieder auf die alte sagenreiche Zeit, die seit Opitz fast ganz vergessen war, zurückgriff, und

in ihr den lebendigen Quell der echten Volksdichtung suchte. Durch Bürger, dessen Romanzenstoffe von der größten Einfachheit wie beim Volkslied sind, erhält die Romanze zuerst jene Gestalt, in welcher sie, als das Lieblingskind der deutschen Muse, fähig geworden ist, das vorzüglichste Organ und der eigentliche Lebenspunkt für die Entwicklung unsrer Poesie zu werden. Mit ihm beginnt die Volksdichtung zur Kunstdichtung sich zu wenden; ihm folgten die Koryphäen des Hainbundes, Boie, Göckingk, Brüder Stollberg, Voß, Maler Müller u. a. — Aber alle diese erreichen ihn nicht an Lebendigkeit, Naturwahrheit und wahrhafter Deutschheit, allein sie helfen alle den Weg vollends ebnen, den nun Schiller, der größte Romanzendichter der deutschen Litteratur, betritt. Ein Vergleich mit den in der Anthologie für das Jahr 1782 enthaltenen Anfängen der Schillerschen Romanzendichtung mit den herrlichen Schöpfungen des Jahres 1797 lehrt, welche Wandlung der Dichter in der Darstellungsart durchgemacht. — Diese Wandlung vollzieht sich unter dem Einfluß Goethes. Indem nun der Verfasser die Grundanschauung klarzulegen sucht, die Schiller bei der Schöpfung seiner Romanzen vor Augen hatte, zeigt er zugleich, wie beide im Wettkampf zwar ihre Eigentümlichkeiten bewahrten, in einzelnen Gedichten jeder etwas vom Wesen des anderen zur Ergänzung in sich aufnahm. Schiller war sich bewußt, daß sowohl sein Idealismus als auch der bloße Realismus Einseitigkeit in den Schöpfungen hervorrufe, daher war sein Grundsatz, der menschlichen Natur den möglichst vollständigen Ausdruck zu geben. Wenn also auch Schiller durch die vordringende Willensmacht seiner Individualität den Personen seiner Romanzen den Stempel seiner Persönlichkeit aufdrückte, sich in ihnen aussprach, Offenbarungen seiner eignen großen Seele ihnen in den Mund legte, so erkannte er anderseits die große, edle Objektivität seines Freundes und die durch die Schilderung des wirklich und möglich Erlebten gewonnene große Mannigfaltigkeit der Goetheschen Ballade an. — Wir müssen es uns versagen zu zeigen, wie R. an den einzelnen besprochenen epischen Dichtungen Schillers und seiner Vorgänger diese gegebenen allgemeinen Gesichtspunkte in trefflicher Weise ausführt.

Die Bürgschaft. Von Professor Franz Stadelmann. 44 S. Jahresbericht über das K. K. Gymnasium in Triest. 1896.

Mit großem Fleiße und wohl nahezu den Gegenstand erschöpfend sind die lateinisch und griechisch geschriebenen Quellen, von denen die letzteren sich durch bedeutendere Ausführlichkeit, größere Wärme und lebhafteres Interesse an der Sache auszeichnen, zusammengestellt und miteinander verglichen. Während in dem Grundgedanken der Erzählung

Übereinstimmung herrscht, weichen die einzelnen Berichte in verschiedenen Punkten ab, z. B. hinsichtlich der Namen der beiden Freunde. Der größeren Anzahl der Quellen folgend, tritt St. für die Benennung Damon und Phintias ein; ebenso stellt er sich auf die Seite derjenigen Erklärer, welche im Gegensatz zu Schiller das historische Faktum sich unter Dionys dem Jüngeren (343 vor Chr. aus Syrakus vertrieben) abspielen lassen. Mit guten Gründen stützt der Verfasser ferner seine Behauptung, daß die Freunde Pythagoräer waren und als solche durch ihre strenge Ordensregel zur aufopferndsten gegenseitigen Freundschaft verpflichtet wurden. — Der zweite Teil der gründlichen Abhandlnng bringt die Bearbeitungen und Verwertungen der überlieferten geschichtlichen Begebenheit, sowie auch Anklänge an dieselbe in verschiedenen Litteraturen aus lateinisch geschriebenen Berichten des Mittelalters und das Vorkommen des Stoffes in deutschen Schriften, besonders in der sogenannten Schachspiellitteratur.

Das Motiv des Gegensatzes in den Jugenddramen Schillers. Von Prof. Joh. Stitzenberger. Jahresbericht des Kommunal-, Real- und Obergymnasiums in Teplitz. Schönau 1895/96. 15 S.

Der von St. behandelte Gegenstand verträgt noch eine eingehendere Behandlung. Das in Schillers Räubern, Fiesko, Kabale und Liebe häufig vorkommende Motiv des Gegensatzes in den Charakteren, Situationen, in Spiel und Gegenspiel erklärt St. ausschließlich daraus, daß die langgefesselte Psyche des jungen Dichters, in einen strafenden Engel der Gerechtigkeit verwandelt, machtvoll ihre Schwingen zu entfalten trachtet. Der Einfluß der Jugenderlebnisse ist sicher unverkennbar; aber St. übersieht, daß jenes Motiv ein dramatisches Kunstmittel ist, durch dessen instinktive Anwendung sich bereits der geborene Dramatiker verrät; denn nur in Schillers Jugenddramen erscheinen die Kontraste sehr scharf, während in späteren Stücken, bei mehr bewußtem Gebrauch derselben, die Gegensätze zwischen Ähnlichem feiner herausgearbeitet sind. Auf dem Gegensatz in Handlung und Charakter, aber ebenso auf dem Parallelismus szenischer Motive ruht ein gut Teil wirklicher Tragik, und weil diese in Schillers Dramen vorhanden ist, haben die Erzeugnisse seiner tragischen Muse dauerndes Leben.

Inwieweit läßt sich Schillers „Braut von Messina" für das Verständnis der antiken Tragödie nutzbar machen? I. Teil. 36 S. Von Professor O. Nietzsche. Gymnasium Augusteum zu Görlitz 1897. Programm Nr. 191.

Obwohl der Stoff für die Fabel der Braut von Messina nicht dem Altertum entnommen ist, obwohl, des Dichters Eigenart entsprechend,

ein neutraler Boden für antike und moderne Weltanschauung, nämlich Sicilien gewählt worden ist, Schiller ferner in der Behandlung der Schicksalsidee nicht den Standpunkt des Äschylus oder Sophokles einnimmt, so ist der antike Gehalt dieser Tragödie dennoch so bedeutend, daß der Nutzen für das Verständnis der Tragödie der Griechen nicht geleugnet werden kann. Der vorliegende erste Teil stellt zu diesem Zwecke die Labdakidensage der Fabel der Braut von Messina gegenüber, zeigt die Verwendung des mythologisch-religiösen Elementes in der von Schiller frei erfundenen Fabel, die antike Färbung der Handlung durch den Orakelglauben und bringt den Nachweis, welchen Anteil die Schicksalsmacht und die eigene Schuld an dem Ausgange der handelnden Personen haben. — Erst nach Erscheinen des zweiten Teils, der eine Besprechung der Chöre im Sinne der aufgeworfenen Frage geben will, wird man beurteilen können, inwieweit der Verfasser den interessanten Gegenstand für unterrichtliche Zwecke erschöpfend und zugleich übersichtlich behandelt hat.

Die dramatische Kunst Schillers in seinen Jugendwerken. Nebst einer Besprechung von Ernst v. Wildenbruchs „Heinrich und Heinrichs Geschlecht." Dramaturgische Studien von Hermann Schreyer, Dr. phil., Professor. Beilage zum Jahresbericht der Königl. Landesschule Pforta 1897. Programm Nr. 253. 55 S.

S. 3—13 werden zunächst die Grundlagen festzustellen versucht, auf denen die Wirkung der Tragödie beruht. Während Lessing und andere die Furcht nicht auf den Helden des Stückes, sondern lediglich auf den Zuschauer beziehen, entwickelt Schr. den Gedanken, daß die Furcht gleich dem Mitleid zunächst auf den Helden des Stückes, für den wir fürchten, mit dem wir leiden, bezogen werden muß; „nur insofern wir unmittelbar empfinden, daß dasselbe Menschenlos auch uns zu teil werden könne, fürchten wir auch für uns." Die andere Wirkung der Tragödie, die Katharsis, will Schr. nicht nach der Auffassung Bernays als eine bloß negative, bloße Entladung von lästigen Empfindungen, sondern zugleich als eine positive, eine erhebende und veredelnde verstanden wissen. Hieran schließt sich die Erörterung, welche Beschaffenheit der dramatischen Charaktere tragische Schuld und Sühne voraussetzt. S. 14—35 bilden die Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe den Prüfstein für diese allgemeinen Sätze. Von der Thatsache ausgehend, daß in den Räubern die feindlichen Brüder sich niemals auf der Scene begegnen, was doch sicher geschehen wäre, wenn dem Dichter der Konflikt das Wesentliche gewesen wäre, bezeichnet Schr. den feindlichen Gegensatz zwischen Karl und Franz

etwa nur als den Hebel zur Fortbewegung der Handlung, dagegen bilde das Schicksal Karls und dessen innere Entwicklung den Gegenstand des Hauptinteresses. Seine Behauptung begründet der Verfasser durch eine Reihe überzeugender und feinsinniger Bemerkungen. Vielleicht hätte er die von dem Helden ausgehende tragische Wirkung noch durch schärferen Hinweis darauf begründen können, daß eben dieses Schicksal Karls niemals durch Zufälligkeiten entschieden wird, sondern daß Größe und Lebenskraft der Zerstörung anheimfallen auf Grund innerer Notwendigkeit. Von geläutertem Geschmack und durchaus selbständigem Urteil in wichtigen ästhetischen Fragen giebt aber sowohl diese, als auch die folgende kürzere dramatische Studie über Fiesko und Kabale und Liebe beredtes Zeugnis.

Schillers Macbeth, unter Berücksichtigung des Originals und seiner Quelle, erläutert von Dr. Hermann Fietkau, Professor am K. Realgymnasium auf der Burg zu Königsberg i. Pr. Programm Nr. 19. 46 S.

Der Schillerschen Bearbeitung von Shakespeares Macbeth in der deutschen Lektüre der Prima einen Platz zu sichern und den Schülern die Vorbereitung auf den Unterricht zu erleichtern, ist der Hauptzweck der vorliegenden Arbeit. Dieselbe besteht aus folgenden fünf Abschnitten: der Sachverhalt nach der Chronik von Holinshed (A), Shakespeare und der Chronist (B), die Änderungen Schillers (C), der Aufbau der Schillerschen Tragödie (D), einzelne Bemerkungen im Anschluß an den Schillerschen Text (E). In dem aufgeführten Quellenverzeichnis war namentlich die Abhandlung von B. Sandmann zu vermissen: „Schillers Macbeth und das englische Original", 1888. Der von Fietkau gegebene Aufbau der Schillerschen Tragödie möge hier, weil derselbe bei der Lektüre besonders willkommen sein dürfte, wiedergegeben werden. Seite 16—19: Exposition. Stimmender Akkord: a) Drei Hexen verabreden eine Zusammenkunft, um Macbeth zu Sünde und Mord zu verleiten (I 1). b) Auf die Nachricht von zwei Siegen (über den Rebellen Macdonal und den König Sueno), welche vor allem der Tapferkeit Macbeths zu danken sind, beschließt König Duncan, diesen zum Than von Cawdor zu ernennen, da der bisherige Inhaber dieser Würde wegen seines Verrates die Todesstrafe zu erwarten hat (I 2, 3). Das erregende Moment: a) Die Hexen ziehen an dem verabredeten Platze einen Zauberkreis, in welchen Macbeth und Banquo alsbald eintreten (I 4). — b) Macbeth, den sie als Than von Glamis, von Cawdor, ja als einstigen König begrüßen, bebt zurück; wohingegen Banquo, den sie als den Stammvater eines Königsgeschlechtes preisen, seine Ruhe bewahrt (I 5). — c) Die Nachricht von seiner Er=

nennung zum Than von Cawdor ruft in jenem die Zuversicht hervor, daß auch die dritte Verheißung der Hexen in Erfüllung gehen werde, ja weckt in ihm, um dies zu beschleunigen, den Gedanken, den König zu ermorden (I 6). — Steigerung: Darlegung der Schuld des Helden. Erste Stufe: Die Ermordung Duncans. Vorscenen: a) Duncan drückt sein Bedauern darüber aus, daß der hingerichtete Than von Cawdor sich seines Vertrauens so wenig würdig gezeigt (I 7), belobt hingegen Macbeth und Banquo wegen ihrer Heldenthaten, und nachdem er Malcolm zum Thronerben eingesetzt hat, meldet er sich für die folgende Nacht bei Macbeth zum Besuche an, worauf dieser ihm vorauf nach Hause eilt (I 8). — b) Die Lady Macbeth greift in die Handlung ein: 1. Sie erhält Nachricht von den Verheißungen der Hexen (I 9), sowie von dem bevorstehenden Besuche des Königs, und ihr Ehrgeiz, der noch größer ist als der ihres Gatten, erfüllt ihre Seele sofort mit Mordgedanken (I 10). — 2. Sie legt dem eben angelangten Macbeth die Ermordung Duncans nahe (I 11), gleich darauf empfängt sie den (I 12) angekommenen Herrscher, als wäre sie dessen treueste Unterthanin (I 13). — 3. Als Macbeth, welcher in sich gegangen ist (I 14), sein Vorhaben aufgeben will, überredet sie ihn in wahrhaft dämonischer Weise zur That (I 15). — c) Macbeth sucht Banquo, dessen Gewissenhaftigkeit (II 1) geschildert wird, für sein Unternehmen zu gewinnen. Die Erklärung desselben, daß er zu jedem Dienste bereit sei, wenn sein gut Gewissen und sein Herz dabei nicht gefährdet seien, ist gewissermaßen eine letzte Warnung, die an jenen ergeht, die jedoch nichts über ihn vermag (II 2); vielmehr treibt ihn die Vision eines Dolches in das Schlafgemach Duncans (II 3). Hauptscene: Macbeth wird nach der That von furchtbaren Gewissensbissen gefoltert, welchen gegenüber seine Gattin ruhig bleibt und der Erreichung ihres Zieles zustrebt (II 4). Schlußscenen: a) Als das Verbrechen bekannt wird, bezeichnet Macbeth, welcher sich inzwischen gefaßt hat, die beiden Leibwächter Duncans als die Mörder, und er findet Glauben (II 5—10). b) Malcolm und Donalbain beschließen zu fliehen (II 11). — c) Selbst die Natur schien über die Greuelthat empört zu sein (II 12), und man beschuldigt die beiden flüchtigen Prinzen, in liebloser und unnatürlicher Weise die Kämmerer zur Ermordung ihres Vaters veranlaßt zu haben. Dagegen war Macbeth zum Könige ausgerufen worden, und seine Krönung in Scone stand demnächst bevor (II 13). Zweite Stufe: Die Ermordung Banquos. Vorscenen: a) Banquo, welcher Macbeth durchschaut und von der Zukunft die Erfüllung der ihm von den Hexen gewordenen Verheißung erhofft (III 1), wird von dem neuen Königspaare aufs gnädigste zu einem abendlichen Festmahle eingeladen (III 2). — b) In Wirklichkeit fürchtet und beneidet Macbeth

seinen früheren Freund und ist entschlossen, ihn beseitigen zu lassen: 1. er hat Mörder gedungen (III 3); 2. er weist diese an, Banquo samt seinem Sohne Fleance bei ihrer Heimkehr des Abends niederzumachen (III 4); 3. seiner Gattin teilt er seinen Plan nicht direkt mit; doch macht er ihr darüber Andeutungen, welche sie kaum mißverstehen kann (III 5). Hauptscene: Die Mörder haben sich pünktlich in ihrem Versteck eingefunden (III 6) und erschlagen Banquo, wohingegen Fleance ihnen entkommt (III 7). Höhepunkt der Handlung: Zwar ist der Anschlag nur halb gelungen; durch die Erwägung jedoch, daß ihm von Fleance vorläufig keine Gefahr drohe, gelangt Macbeth zu der Überzeugung von seiner nunmehrigen Sicherheit (III 8). Fallende Handlung. Erste Stufe: Das Gegenspiel kommt in Fluß. Vorscenen: a) Beginn der Umkehr (tragisches Moment), Macbeths Ruhe ist nur von kurzer Dauer, die Erscheinung von Banquos Geist schreckt ihn auf, so daß er zu seinem eignen Verräter wird (III 8). b) Er ist von neuem auf Sicherheit bedacht: 1. Die Bewachung der Thane, welche schon von Horchern umgeben sind, genügt ihm nicht; er beschließt die Hexen aufzusuchen (III 9). — 2. Der Besuch bei den Hexen: a) Die Hexen haben unter Anleitung ihrer Meisterin die nötigen Vorbereitungen getroffen (IV 2 und 3), und die Orakelsprüche, welche er (IV 4) erhält, scheinen ihm völlige Sicherheit zu gewährleisten. — b) Durch das Erscheinen der acht Könige aus dem Stamme Banquos jedoch und durch die Art, wie die Hexen verschwinden, wird er aus aller Fassung gebracht (IV 5). — c) Er ist willens, in Zukunft noch mehr zu wüten als bisher (IV 5). Hauptscenen: a) Die Thane denken in ihrer verzweifelten Lage an Empörung und hoffen von dem englischen Könige unterstützt zu werden (IV 1). — b) Macduff wendet sich an den bei König Eduard weilenden Malcolm und erfährt von diesem, daß ein englisches Hilfsheer bereits aufgebrochen sei (IV 6). Als dann Rosse die Schreckensbotschaft von der Ermordung der Familie Macduffs bringt, fühlen sie sich dazu angespornt, ihre Rache zu beschleunigen (IV 7). Zweite Stufe: Der Untergang des Helden. Vorscenen: Seine Gattin, deren Geisteskraft gebrochen ist, siecht dahin (V 1). — b) Die beiderseitigen Vorbereitungen auf den Kampf (mit den sie begleitenden Nebenumständen): 1. Malcolm führt sein durch den Übertritt der schottischen Großen verstärktes Heer (V 2, 3) unter Anwendung einer List nach Dunsinan und trifft die erforderlichen Anordnungen für die bevorstehende Schlacht (V 8). — 2. Macbeth erhält die Meldung, daß die englische Armee im Anzuge sei (V 4); nun legt er die Rüstung an; dabei erfährt er, daß der Zustand seiner Gattin aussichtslos (V 6), und gleich darauf, daß sie verschieden ist (V 6). Auch wird sein Vertrauen auf die Orakelsprüche durch das Nahen des

Birnamwaldes stark erschüttert. Gleichwohl ist er bereit, sich seinen Gegnern zu stellen („Will das Schicksal mit uns enden, so fallen wir, die Waffen in den Händen." V 7). Katastrophe: In der Entscheidungsschlacht findet er Gelegenheit, seine persönliche Tapferkeit zu bewähren (V 9), doch muß Dunsinan nach kurzer Gegenwehr übergeben werden (V 11), und er selbst fällt von der Hand des „nicht geborenen" Macduff (V 12), dessen einziger Wunsch es war, die Ermordung seiner Familie an ihm zu rächen (V 10). Schlußscenen: a) Dem jungen Seiward bringt sein Heldentod Ehre und Anerkennung (V 13). — b) Der zum König ausgerufene Malcolm dankt den Thanen für ihre Dienste durch Erhöhung ihres Ranges und durch die Zusage weiterer Maßregeln zu ihrem Heile und zum Besten des ganzen Landes (V 14).

Demetrius. Trauerspiel in fünf Akten nach Schillers Entwurf mit Benutzung von Scenen der Gustav Kühneschen Bearbeitung von A. Weimar (Augusta Götze). 151 S. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag 1897. Preis Mark 2,50.

Der neue Demetrius, der im April 1893 seine Erstlingsaufführung auf der Hofbühne in Weimar erlebte und jetzt gedruckt vorliegt, sucht Schillers Entwurf besonders darin treu zu bleiben, daß der Held des Stückes bereits im dritten Akte seine wahre Geburt erfährt, also fortan nicht mehr der Betrogene, sondern der Betrüger ist. Von dieser Stelle des Dramas an muß sich freilich auch zeigen, ob die dramatische Kraft des Fortsetzers für die Lösung einer solchen Aufgabe ausreichend ist; denn bis zum Schlusse des dritten Aktes sind die Linien der Komposition in dem Entwurfe sehr deutlich erkennbar. Die Konsequenzen des Glücks- und Sinneswechsels sind aber bei A. Weimar schwächlich gezogen; die Anlage des Charakters verbietet einen Ausgang wie den gegebenen: „Demetrius erkennt sein Unrecht, geht in den Tod, denn seine edle Natur sträubt sich die Lüge seines Daseins weiter zu tragen." Demetrius kann nicht anders enden als Wallenstein, nämlich groß, aber furchtbar. — Die von Schiller ausgeführten Scenen sind beibehalten, der zweite Akt durch eine dem Entwurfe entsprechende Handlung — Übertritt des Hauptanführers Soltikow — trefflich geschlossen worden. Axinia, die, im Gegensatz zu Schillers Entwurf, den Helden im stillen liebt, bewirkt in Demetrius jene vorhin erwähnte Umkehr, tritt vom vierten Akt an in den Vordergrund, während bei Schiller die fallende Handlung sich zwischen Demetrius und Romanow abspielt, oder genauer der Kampf stattfindet zwischen der eignen Kraft und dem Legitimitätsprinzip. Die Figur des Jesimoff, ebenso einige Scenen sind der Bearbeitung Kühnes entnommen. Übertriebene Pietät aber gegen Schiller ist es, wenn überzählige, oder

unvollständige Verse, die Kühne beseitigt hat, wieder hergestellt werden, z. B. Schiller: „Bekannte Dinge meld' ich, die ganz Moskau kennt," Kühne: „Ich melde Dinge, die ganz Moskau kennt" u. s. w. Sobald man von den prinzipiellen Bedenken, die sich allerdings gegen alle Fortsetzungen des Demetrius stets aufdrängen, absehen will, wird man von dem Talent des Verfassers, das sich in der Scenenführung und in einer edlen Sprache zu erkennen giebt, nicht geringschätzig urteilen können. Es wäre zu wünschen, daß auch andere Bühnen dieser Bearbeitung einmal Zutritt gewährten — ein Wagnis ist damit sicher nicht verbunden. —

Schiller in seinen Dramen. Von Karl Weitbrecht. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff) 1897. 314 S. Preis Mark 3,60. (Von der Verlagshandlung nicht verabfolgt.)

Der große Vorzug und der bestrickende Reiz dieser hochinteressanten, höchst bedeutsamen Erscheinung der Schillerlitteratur liegt in der großen Gabe des Verfassers, den Leser in das Wesen der Schillerschen Tragödie und damit in das echter tragischer Kunst überhaupt, ganz unbeeinflußt von herrschenden Meinungen, unbeirrt von scheinbar unerschütterlich feststehenden Theorien einzuführen, ihm zu zeigen, wie es in einer Dichterseele beim Schaffen aussieht und zugeht. Nur wer in seinen Schiller, wie W. sich so tief eingelebt hat und zugleich selbst eine Poetenkraft ist, konnte dieser Aufgabe in so umfassender Weise gerecht werden. Dies Buch hat aber zugleich den Beweis geliefert, daß über den behandelten Gegenstand, trotzdem über denselben wertvolle, eingehende Darstellungen vorhanden sind, doch noch viel Neues, Anziehendes gesagt werden kann: der Abschnitt über die Jungfrau von Orleans, insbesondere der über die Braut von Messina sind in dieser Beziehung namentlich hervorzuheben und zeigen zugleich, mit welch freiem Auge und selbständigem Urteil der Verfasser die Sache ansieht und behandelt. Die vortreffliche Arbeit, die es endlich einmal unternimmt in unbefangener Weise zu prüfen, was der Dichter will und giebt, Schiller als den geborenen Tragiker vollkommen würdigt und ihm allseitig gerecht wird, aber auch nicht verschweigt, wo die Ästhetik Fehlgriffe in dessen dramatischer Kunst anerkennen muß, dürfte junge Gelehrte, die sich mit Schillers Dramen kritisch beschäftigen wollen, viel Anregung zu weiterem Nachdenken geben, insbesondere sind die gelegentlichen Bemerkungen über den tragischen Humor Schillers — das Komische, in höherem Sinne verstanden, stammt bekanntlich aus derselben Quelle wie das Tragische — von großem Interesse. — K. Weitbrecht hat sein Werk dem Schwäbischen Schillerverein gewidmet.

Schillers ästhetisch-sittliche Weltanschauung aus seinen philosophischen Schriften, gemeinverständlich erklärt von Dr. Paul Geyer. 78 S. Geb. Mark 1,60. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1896.

Man darf wohl sagen, daß mit der vorliegenden Arbeit, obwohl sie der erste derartige Versuch ist, die beste Methode, Schillers Philosophie in volkstümlicher und doch der wissenschaftlichen Form gerecht werdenden Behandlung vorzutragen, geboten worden ist. Ohne eine gewisse philosophische Vorbildung des Lesers, das darf man nicht verschweigen, werden die philosophischen Schriften trotz dieses trefflichen Führers ein Buch mit sieben Siegeln bleiben. Diese Schulung aber vorausgesetzt, dürfte der akademischen Jugend und dem Gebildeten beim Selbststudium Geyers Arbeit sehr willkommen sein; sie wird also ihren Hauptzweck gewiß erfüllen und auch den Nebenzweck, dem Lehrer des Deutschen in Prima ein brauchbares Hilfsmittel für den Unterricht zu bieten, wenn man sich überhaupt mit dem Gedanken befreunden will, die Lektüre philosophischer Schriften Schillers auf den Lehrplan der Schule zu setzen. Der Verfasser zeigt das ernstliche Bemühen, nicht selten ein bewundernswertes Geschick, dem Fassungsvermögen des Anfängers angemessen, den schwierigen Stoff zu behandeln; er giebt Plan und Anlage der ästhetischen Schriften in meisterhafter Übersichtlichkeit, ist in der Erfindung und Auswahl der Beispiele treffend und ruht nicht eher, bis nach seiner Überzeugung die begriffsmäßige Erörterung abgeschlossen ist — wie hübsch ist das Gleichnis S. 28 wiedergegeben und wie anschaulich das Kapitel „Anmut und Würde" (s. a. die Anmerkung S. 32) —, sodaß man schon um dieser Vorzüge willen jedem Lehrer des Deutschen in den oberen Klassen die Lektüre dieses Buches empfehlen muß. Denn soviel steht fest, daß auch, wenn man grundsätzlich die Lektüre philosophischer Schriften ausschließen will, eine möglichst feste Bekanntschaft des Lehrenden mit den in diesem Buche behandelten Begriffen u. s. w. zu wünschen ist. Es ist äußerst anregend, gelegentlich mit Primanern den einen oder andern der Ausdrücke: Wie wirkt das Schöne, das Erhabene u. s. w. zu erörtern, zu entwickeln und zu begrenzen. Die den meisten Schulausgaben dieser Schriften beigegebenen Anmerkungen lassen den Lehrer hierbei vollkommen im Stich.

Beiträge zur Beurteilung der hohen Karlsschule in Stuttgart. Von Prof. Dr. Otto Krimmel. Beilage zum Programm der Realanstalt in Cannstatt. 37 S. Cannstatt, Louis Bosheuyers Buchdruckerei, Wolfgang Drück 1896.

Der Unterrichtsbetrieb der hohen Karlsschule, die am 4. Januar 1794 nach 24jährigem Bestehen aufgehoben wurde, ist lange Zeit nicht richtig

gewürdigt worden. Heute weiß man, daß früher als in dem Lehrplane andrer schwäbischer Erziehungsanstalten der Wert der realistischen Bildungselemente in dem der Karlsschule Ausdruck erlangt hat. Angeregt durch die Arbeiten von Klaiber, Wagner u. a., hauptsächlich aber auf Grund einer genauen Prüfung des vorhandenen Aktenmaterials, dessen Durchsicht dem Verfasser von der Direktion des K. Geheimen Haus- und Staatsarchivs in Stuttgart gestattet wurde, giebt Krimmel zunächst eine Vorgeschichte jener Anstalt, die seit dem 11. Februar 1771 den Namen „Militär-Pflanzschule" führte und deren Bestimmung war, „junge Cavaliers und Offiziersknaben zu künftigen Ministerial-, Hof- und Kriegsdiensten heranzubilden." Ihr Gründer war fortwährend bemüht, Lehrplan und Lehrkörper zu erweitern und zu vervollkommnen. Seit dem 11. März 1773 heißt die Anstalt „Herzogliche Militärakademie." Den komplizierten Mechanismus der Schule ein Vierteljahrhundert hindurch im flottesten Gange erhalten zu haben, ist das große Verdienst des vielgeschmähten Intendanten Christoph Dionysius Seeger. Insbesondere entwickelt sich seit der Übersiedelung der Karlsschule von der Solitude nach Stuttgart (am 18. November 1775) ein für die damaligen Verhältnisse mustergiltiger Schulorganismus. Der Verfasser entwirft, teilweise im Anschluß an „Schillers Heimatjahre" von Hermann Kurz, ein reizvolles Bild des Lebens und Treibens in dem wohlausgestatteten Akademiegebäude, das heute noch steht, aber in den nächsten Jahren vom Erdboden verschwinden soll. Am 17. Januar 1773 findet daselbst Aufnahme: „Joh. Christ. Fr. Schiller von Marppach, à 5 Fuß, 13 Jahr alt, evangel. confirmiert." Nun folgt eine an interessanten Einzelheiten reiche Darlegung von Schillers Aufenthalt auf der Karlsschule, seiner geistigen Entwickelung bis zu seinem Austritt 15. Dezember 1780, welche, wenn man die nur mittelmäßigen Censuren des Dichters der Räuber sich vergegenwärtigt, auch dem erfahrenen Pädagogen mancherlei zu denken giebt. Wenn man ferner aus Krimmels Abhandlung erfährt, welche reichen Früchte der medizinische, der mathematisch-naturwissenschaftliche Unterricht bei den Karlsschülern getragen und wie besonders die Künste sich wärmster Pflege zu erfreuen hatten, so wird man die obenerwähnte Aufhebung bedauern müssen, die hauptsächlich erfolgt ist infolge des Mangels regelrechter ökonomischer Verhältnisse und der begreiflichen Gegnerschaft der Tübinger Hochschule, seit nämlich der Herzog am 29. Dezember 1781 die Karlsschule zur Universität erheben ließ. „Eins aber ist," so schließt Kr. seine dankenswerte Arbeit, „sofort und unmittelbar in das vaterländische Schulwesen übergegangen: das Prinzip der modernen realistischen Bildung. Was die Akademie auf dem Gebiete des mathematischen und neusprachlichen Unterrichts geleistet, das hatte sich zu tief ins Bewußtsein der

Zeitgenossen eingegraben, um spurlos wieder verschwinden zu können. So hat denn die 1794 eingesetzte herzogliche Studienkommission eine Erweiterung des Stuttgarter Gymnasiums in Vorschlag gebracht, wonach am 27. Juni 1796, unter der Regierung des Herzogs Friedrich Eugen, der 1795 auf Ludwig Eugen folgte, eine realistische Abteilung zustande kam. Die hierauf bezügliche Resolution lautet: „In Betracht, daß bei der ursprünglichen Bestimmung des Gymnasiums zu einer gelehrten Anstalt wegen dieser seiner einseitigen Bestimmung nicht besonders für die Bildung künftiger Handelsleute, Künstler, Professionisten und Handwerker gesorgt und es wahres Bedürfnis ist, allen diesen Ständen einen eigenen zweckmäßigen, zu ihrer Bestimmung vorbereitenden Unterricht zu verschaffen, sollen künftig diejenigen Jünglinge, welche nicht zum Studieren bestimmt sind und das Gymnasium zum Nachteil der Studierenden so häufig frequentieren, von den gelehrten Abteilungen getrennt werden: dagegen wird für Erstere eine mit dem mittleren Gymnasium in Verbindung stehende besondere Real- oder Bürgerschule gegründet." Ihre Unterrichtsfächer waren, in zwei Abteilungen mit je 36 Wochenstunden: Religion, Latein, Deutsch, Französisch, Geschichte, Geographie, Naturgeschichte, Physik, Rechnen, Schreiben, Freihandzeichnen und geometrisches Zeichnen. — Das waren die Anfänge der heutigen Stuttgarter Realanstalt, die dann am 15. Oktober 1818 vom Gymnasium getrennt und zur selbständigen Schule erhoben wurde. Was diese Schule in den 100 Jahren, auf die sie heute zurückblickt, geleistet, gehört der Geschichte der schwäbischen Gewerbsentwicklung an. Wie ihre Errichtung in funktioneller Abhängigkeit steht zum Bedürfnis jener Tage, so ist sie und mit ihr die vielen seitdem begründeten Realschulen in der didaktischen Ausgestaltung den Regungen des Zeitgeistes gefolgt. Möge sie, als würdige Nachfolgerin von Karl Eugens großer Schöpfung, ihrer hohen Aufgaben bewußt, noch in fernen Tagen den Segen moderner Bildung im schwäbischen Volke verbreiten."

Schillers Werke. Herausgegeben von Ludwig Bellermann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 6. 9. 10. 11. 12. Band à 2 Mark. Bibliographisches Institut. Leipzig und Wien.

Der 6. Band, mit dessen Erscheinen die sogenannte kleine Ausgabe abgeschlossen ist, bringt in seiner ersten Abteilung das Meisterstück der Schillerschen Erzählungskunst, das Seitenstück zu den Räubern „Den Verbrecher aus verlorener Ehre." Der S. 525—531 gegebene Auszug aus den Hauptstellen der Abelschen Erzählung läßt die Verwandtschaft von Schillers Darstellung mit der seines Lehrers erkennen, beweist aber auch, daß die erstere ein vollständig anderes Gepräge erhalten hat. Sodann folgt der Geisterseher, wie das voraufgehende Stück von Paul

Kerckhoff bearbeitet. Theodor Kükelhaus hat die zweite Abteilung dieses Bandes bearbeitet: 1. Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte? — welcher Abhandlung als Einleitung zu den Geschichtsschriften ein Aufsatz „Schiller als Historiker" (S. 167—179) vorausgeht. 2. Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande." Beide Arbeiten haben offenbar die gründlichste Vorbereitung erfordert, um ihnen, wie es geschehen, wissenschaftlich gerecht zu werden. Die Anmerkungen mußten leider, um diesen Band nicht zu umfangreich werden zu lassen, auf den noch nicht erschienenen 14. Band verwiesen werden. — Dieser kleinen Ausgabe, die das Laienbedürfnis vollständig befriedigen kann, sollen 6 weitere Bände (als Ergänzung) folgen, auf welche die Schillerforschung selbstverständlich besonders gespannt sein muß. Band 9 enthält die Gedichte 2. Abteilung: die Anthologie, die Xenien und die Fabulae votivae, ferner von der zweiten Abteilung der dramatischen Werke zunächst die vier Stücke, die der früheren Periode Schillers vor seiner Übersiedlung nach Weimar angehören und von denen drei (Semele, der Menschenfeind, Don Karlos, Infant von Spanien, Bruchstücke aus der Thalia 1785—1787) schon zu seinen Lebzeiten im Druck erschienen sind, während das vierte, Körners Vormittag, erst 1862 von Karl Künzel herausgegeben worden ist. Alles, was Schillers dramatischen Nachlaß ausmacht, ist in dem 10. Band untergebracht. Wenn auch zweifellos den gründlichen Arbeiten von Gustav Kettner u. a. ein nicht zu unterschätzender Anteil an dieser neuen Ausgabe des dramatischen Nachlasses gebührt, so tritt uns der feinsinnige Ästhetiker Bellermann, als welchen er sich in seinem 1888—1891 erschienenen Werke: „Schillers Dramen, Beiträge zu ihrem Verständnis" erwiesen hat, als ebenso ausgezeichneter Gelehrter in der Bearbeitung dieses Bandes seiner Schillerausgabe entgegen. — Den beiden jüngst erschienenen Bänden hat Hans Zimmer seine Kraft und Sorgfalt gewidmet. Diese Bände enthalten, der elfte: Übersetzung aus Virgils Äneide, die fremden Trauerspiele Iphigenie in Aulis, Scenen aus den Phönizierinnen, Macbeth, Phädra; der zwölfte: Übersetzung fremder Lustspiele (Turandot, Parasit, der Neffe als Onkel), die Theaterbearbeitungen von den Räubern und von Fiesko. Wie die kleine Ausgabe ist auch die noch im Erscheinen begriffene große mit klaren Einleitungen, Anmerkungen unter und hinter dem Text, Lesarten u. s. w. reichlich ausgestattet.

Doktor Schmidt. Lustspiel in drei Akten von Carl Weitbrecht. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff) 1896. 109 S. Preis Mark 1,20. (Von der Verlagsbuchhandlung nicht verabfolgt.)

Man kann sich des Gefühls nicht erwehren, als sei die Lage Schillers damals viel zu ernst und traurig gewesen, um aus ihr den Stoff für

ein Lustspiel zu schöpfen. Der Verfasser scheint dies übrigens selbst gefühlt zu haben, denn er läßt den unglücklichen Flüchtling Schiller nur vorübergehend im letzten Akt auftreten. Die gereimten Verse verführten zu einer etwas breiten Ausführung. Immerhin zeigt das Stück eine Reihe von Vorzügen, die man an besseren Liebhaberbühnen wohl zu schätzen weiß.

Goethe und Schiller von Moritz Ehrlich. 1., 2. und 3. Lieferung, Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung 1897 (vollständig in 6 Lieferungen à Mark 2).

Wie weit die Absicht, das Wesen der beiden Dichter in ein Doppellebensbild zusammenzufassen, verwirklicht werden kann, läßt sich nach den vorliegenden Lieferungen, von denen die zuletzt erschienene mit Goethes italienischer Reise und Schillers Austritt aus der Karlsschule abschließt, vorläufig nicht beurteilen. Nach den im „Eingang" S. 1—14 niedergelegten leitenden Gedanken darf aber eine geistvolle und nach dem, was in den 3 erschienenen Lieferungen von Goethe und Schiller gesagt ist, eine ebenso tiefgründige Arbeit und hervorragende Erscheinung der Schillerlitteratur erwartet werden, was eigentlich bei dem Rufe des Verfassers als Litteraturhistoriker, den er durch seine Mitarbeiterschaft bei der in gleichem Verlage erschienenen Goetheausgabe bewährt hat, ganz selbstverständlich ist. Mustergiltig ist auch die typographische und illustrative Ausstattung des Werkes.

Cotta'sche Bibliothek der Weltlitteratur. Briefwechsel zwischen Schiller und Körner. Von 1784 bis zum Tode Schillers. Mit Einleitung von Ludwig Geiger. II. Band 272 S. III. Band 294 S. IV. Band 408 S. à 1 Mark. Stuttgart. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger.

Der II. Band beginnt mit Schillers Brief vom Neujahr 1789, und der IV. Band bringt den Abschluß des Briefwechsels zwischen Schiller und Körner mit dem Schreiben des letzteren vom 3. Mai 1805, außerdem aber S. 300—401 im Anhang den Briefwechsel zwischen Schiller und Huber. Obwohl die größere Anzahl auch dieser Briefe bereits früher gedruckt worden ist, worüber in den Anmerkungen S. 71 flg. nähere Erläuterungen gegeben wurden, hat der Herausgeber doch einen sehr wertvollen Beitrag zur Vervollständigung der Briefschaftenlitteratur geliefert, indem er nach Vergleich mit den bekanntlich sehr verstreut liegenden Originalen den authentischen Text herstellt und die nur auf redaktioneller Willkür beruhenden Auslassungen energisch beseitigt.

Anschauungstafel zu Schillers Wilhelm Tell, gezeichnet von Dr. B. Rein, Rektor der 1. Mädchenbürgerschule und Lehrer am Fürstlichen Landesseminar zu Rudolstadt. Gotha. Friedrich Andreas Perthes 1897. Preis Mark 3.

Der Nutzen eines Anschauungsmittels bei der Erklärung von Schillers
ngst anerkannt. Auch bei der Besprechung
on einem gleichen Bedürfnis reden. Heraus=
Jahre 1894 die vortreffliche Anschauungs=
rachten, bieten jetzt zum Gebrauche bei der
as der Lehrerwelt eine plastisch erscheinende
es Vierwaldstätter Sees, in 8 Farben, im
ber ausgeführt. Aus der gedruckten Beilage
ten der bisher in schiefer Beleuchtung ge=
s Licht von links oben einfallen, wenn sie
et dargestellt sind. Diese Richtung entspricht
denn ein Stand der Sonne im Nordwesten
n Hochgebirge und seinen Vorbergen würde
eleuchtung zu irrigen Anschauungen führen.
t die Beleuchtung von links unten gewählt
der Nachmittagssonne ähnlich ist, und wobei
nach dem See zu in hellem Glanze leuchten,
nach Luzern zu, die schroffen Hänge des
stmauern des Urner Sees in jenem tiefen
jedem Beschauer in ernster Erinnerung bleiben.
uchtung ergiebt sich weiter aus naturwissen=
mmer notwendiger." Ferner ist ein für den
neter kleiner Führer beigegeben, der anmutige
über den See enthält.

ı Dramen und Epen, zusammengestellt von Dr. H. Heinze, Direktor, und Dr. W. Schröder, Professor. Achtes Bändchen: Aufgaben aus „Die Braut von Messina", zusammengestellt von Dr. Schröder. 90 S. Preis geh. 80 Pf. kart. Mark 1. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann.

Auf die aus den besten Aufsatzsammlungen meist unverändert herübergenommenen Themata ist schon wiederholt empfehlend hingewiesen worden, was mit gleichem Rechte bei dem 8. Bändchen, dem 4. aus Schillers Dramen, geschehen kann.

Deutsche Schul=Ausgaben von H. Schiller und V. Valentin. Nr. 12/13. Die Jungfrau von Orleans. Eine romantische Tragödie von Friedrich v. Schiller. Herausgegeben von Dr. Veit

Valentin, Professor an dem Realgymnasium Wöhlerschule zu Frankfurt a. M. Preis Mark 1,20. Dresden, L. Ehlermann.

Kein Zweifel, daß die Ausgabe der Jungfrau von Orleans von dem obengenannten Frankfurter Gelehrten alle übrigen für die Schule zurecht gemachten „Bearbeitungen" weit überragt. Daß hier von berufenster Feder, aus der 1894 das vortreffliche, Aufsehen erregende Werk „Goethes Faustdichtung" geflossen ist, eine Einleitung (S. 1—24) zur Lektüre dieses Schillerschen Dramas geboten ist, die an Tiefe, Scharfsinn und Berücksichtigung aller in dem letzten Jahrzehnt wachgewordenen Anforderungen hinsichtlich der Erklärung klassischer Dramen nichts zu wünschen übrig läßt, ist auf den ersten Blick zu erkennen. Es soll nicht gerade ein Tadel sein, daß einige Ausführungen für das Bedürfnis der Schule etwas zu hoch gegriffen sind, unter geschickten Händen wird aus ihnen immerhin in einer Prima Nutzen zu ziehen sein. Aber Schillers Jungfrau von Orleans wird immer ästhetisches Problem bleiben; infolgedessen werden auch die scharfsinnigen Auseinandersetzungen des Verfassers nicht allgemeine Zustimmung erhalten. Valentin sieht, um nur einen, allerdings den wichtigsten Punkt hervorzuheben, „die tragische Schuld" — er hat ganz recht, daß mit dem letzteren Begriffe viel Unfug getrieben wird, besonders in der Schule sollte man mit demselben sparsam umgehen — nicht in der Liebe zu Lionel. Er unterscheidet einen dramatischen Aufbau von zwei Hauptgruppen a) „Aufkeimen und Wachsen des Hochmutes" und nach dem „Umschwung", b) „Demütigungen und Wiedererlangung der Demut durch Buße". Er hat uns aber mit seiner Beweisführung nicht überzeugt, warum nicht bei dem visionären Zustande Johannas das Weib in ihr nur zurückgehalten worden ist; das scheint uns wegen dieses Zustandes physiologisch und psychologisch wohl begründet. Aber abgesehen von solchen ästhetisch-dramaturgischen Fragen, zu denen selbstverständlich der Herausgeber Stellung nehmen mußte — diese Schulausgabe begrüßen wir deshalb auf das freudigste, weil in ihr endlich methodische Grundsätze, für die wir uns selbst stets erwärmt haben, ebenso schulmäßig wie wissenschaftlich auf die Dramenlektüre angewendet worden sind. Wie diese Lektüre bei weiser Selbstbeschränkung belehrend und im hohen Grade anregend zu gestalten ist, mögen andere, ehe sie „Ausgaben" veranstalten, an Valentins Arbeit lernen.

Schillers Lied von der Glocke. Für den Schulgebrauch bearbeitet von Fr. Wegener, Rektor der III. Mädchenschule zu Wandsbeck. 66 S. Preis 80 Pf. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1897.

Unter den zahlreichen Kommentaren entspricht der vorliegende den Bedürfnissen der Volksschule, da er den für Kinder geeigneten Stoff

bietet und den Lehrern durch seine Anlage (Gliederung in Frage und Antwort, kleine ausgearbeitete Aufsätze, graphische Darstellungen u. s. w.) die Vorbereitung bequem macht.

Universal-Bibliothek. 3581, 3582. Goethe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß dem jüngeren. Briefauszüge, in Tagebuchform zeitlich geordnet und mit Erläuterungen herausgegeben von Dr. Hans Gerhard Gräf. Mit Heinrich Voß' Bildnis. Leipzig, Verlag von Philipp Reclam jun. 191 S. Preis 40 Pf. 24 Kr. ö. W.

Der von G. Diestel erst kürzlich (S. 477 flg. dieser Zeitschrift) gegebenen Würdigung der obengenannten Arbeit Gräfs, die an ungedrucktem Material etwa ein Drittel des Ganzen bietet, möchten wir noch die Bemerkung hinzufügen, daß dieselbe unabhängig von dem Werke Berlitts „Goethe und Schiller in persönlichem Verkehr" u. s. w. (s. die vorjährigen Anzeigen S. 626 flg.) entstanden ist.

Programma Della Civice Scuola Reale Superiore. Di Trieste 1896. Don Carlos Nella Storia E Nel Dramma Di Federico Schiller. 77 S. v. Carlo Gratzer.

Aus unsrer Väter Tagen. Ein deutsches Dichterleben. Geschichtliche Erzählung von Dr. R. Siegemund. 24. Band. Preis 1 Mark. 133 S. Verlag von Alexander Köhler, Dresden-Leipzig 1897.

Die vorliegende Darstellung von Schillers Leben in Form einer Erzählung hält sich ganz in dem Rahmen der bei der Schuljugend beliebten, auch amtlich bereits warm empfohlenen Geschichtserzählungen „Aus unsrer Väter Tagen". Sind es auch nur Skizzen, die gegeben werden können, so fehlt es doch nicht an der nötigen Sättigung durch Farben, wie sie sich für eine Jugendschrift schicken, und an geschickten Übergängen zwischen den Perioden im äußeren Lebensgange des Dichters.

Aus Zeitschriften.

(1896.)

Allgemeine Zeitung, Beilage Nr. 104. L. Geiger, zu den Briefen Hubers an Schiller. 148. E. Kilian, zur Theatergeschichte des „Don Carlos".

Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankfurt a. M. 12. Bd. Heft 2. M. Friedländer, Schillers Gedichte in der Musik.

Blätter für das Gymnasial-Schulwesen 32. Bd. 7. und 8. Heft. A. Deuerling, nochmals Schillers Tell. IV, 1, 27—29.

Chronik des Wiener Goethevereins 10. Bd. Nr. 8/9. Das neue Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar.

Deutsche Rundschau 11. Die Einweihung des Goethe-Schiller-Archivs zu Weimar, von Hermann Grimm.

Dresdner Anzeiger 12/10, kurze Erinnerungen an die Freundin Schillers, die Schauspielerin Sophie Albrecht, ein Gedenkblatt zum 10. November.

Euphorion III, 1. A. Leitzmann, Zu Wilhelm von Humboldt. Zum Briefwechsel mit Schiller. — R. M. Meyer, litterarhistor. Bemerkungen: 10. Schiller in der Lucinde. IV. 1. R. Krauß, zu Schillers Anthologie.

Gartenlaube Nr. 30. K. Markscheffel, Das neue Goethe-Schiller-Archiv in Weimar.

Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 3. Heft, 185 flg. Zur Tellkritik, von Rudolf Bocksch. — 4. Heft, 251 flg. Zur Auffassung des Charakters von Schillers Jungfrau von Orleans, von Eduard Otto. — 7. Heft, 501 flg. Zu Schillers Tell, von R. Sprenger. — 8. Heft, 578 flg. Die tragische Schuld in Schillers Jungfrau von Orleans, von Albert Richter. — 10. Heft, 670 flg. Die Behandlung von Schillers Jungfrau von Orleans in Wissenschaft und Schule, von Veit Valentin. — 707. Zu Schillers Wallensteins Tod III, 7 und 10, von Karl Müller. — 711 flg. Zu Schillers Tell, von R. Sprenger. — Heft 12, 808 flg. Über die biblischen Beziehungen in Schillers eleusischem Feste, von A. Edel.

Magazin für Litteratur. 45. Schiller, Don Carlos in Paris, von Walter Gensel. — 49. Das Problem der Vererbung in Schillers Braut von Messina, von Dr. Erich Harnack.

Nation 12. Schiller und Robespierre, von R. M. Meyer.

Neues Correspondenz-Blatt für die Gelehrten- und Realschulen Württembergs, 2. Jahrg. 11./12. Heft. Das Eleusische Fest von Schiller.

Über Land und Meer, Oktavausgabe S. 174 (96/97): Weimars Goethe-Schiller-Archiv, von Th. Seil. — Oktavausgabe Seite 492 flg. (1896/97): Die „Gustel aus Blasewitz“ und ihr Grab. Ein Gedenkblatt zu Schillers Lebenstag, von Th. Distel. Mit Abbildung (zeigt die Grabstätte auf dem Eliasfriedhof in Dresden).

Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte N. F. IX, III. Schiller, Wieland, Herder, Matthisson und Pfeffel im Urteile ihrer Zeitgenossen, von Ernst Müller.

Schulausgaben.

Die Jungfrau von Orleans. Eine romantische Tragödie in fünf Aufzügen von Friedrich von Schiller. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. O. Lohmann. Leipzig, Verlag von Richard Richter. 1897. Preis 60 Pf.

Freytags Schulausgaben klassischer Werke für den deutschen Unterricht. Friedrich v. Schiller. Philosophische Schriften (Auswahl). Für den Schulgebrauch herausgegeben von G. Bötticher. Preis geb. 80 Pf. Leipzig, Verlag von G. Freytag. 1896.

Schwäbischer Schillerverein.

Aus dem I. Rechenschaftsbericht, der bei der ersten Hauptversammlung (Vorsitzender derselben Dr. Freiherr v. Griesinger, Geheimer Rat, Kabinettschef Sr. Majestät des Königs von Württemberg) von dem Schriftführer des Vereins, Stadtschultheiß Haffner von Marbach, am 24. April 1897 erstattet wurde, entnehmen wir folgende Angaben: dem Vereine sind bis 1. April 1897 beigetreten: I. Als Stifter 254 Mitglieder mit einem Gesamtbeitrag von 141861 Mk. 32 Pf. Unter diesen befinden sich folgende außerwürttembergische Städte und Orte: Dresden und Leipzig mit je 300 Mk., Blasewitz, Chemnitz, Loschwitz mit je 200 Mk. II. Die Zahl der ordentlichen Mitglieder betrug am genannten Tage 1031 mit zusammen 6335 Mk. Jahresbeitrag, unter diesen von außerwürttembergischen Gemeinden und Korporationen die Stadt Bautzen, der litterarische Verein zu Dresden. III. Zweigvereine sind in Württemberg entstanden in 19 Orten und eingegangen sind von denselben 1896 559 Mk. und 1897 601 Mk. 50 Pf. Einmalige außerordentliche Beiträge (Erträgnisse von Aufführungen, besondere Beiträge, die weder Stifter-, noch eigentliche Mitgliedsbeiträge waren u. s. w.) gingen ein in Höhe von 2991 Mk. 57 Pf. Die Gesamteinnahmen des Schwäbischen Schillervereins betragen hiernach (abzüglich eines noch nicht eingegangenen Stifterbeitrags von 900 Mk.) zuzüglich 6420 Mk. 79 Pf. Zinsen und 328 Mk. 28 Pf. für verkaufte Broschüren: 163362 Mk. 46 Pf. Hierzu bemerken wir folgendes: Wenngleich diese erfreulichen Erfolge alle Freunde des großen Dichters sehr angenehm berühren werden, so darf doch nicht verschwiegen werden, daß noch viel Begeisterung und thatkräftige Unterstützung zur schönen Vollendung des begonnenen Werkes notwendig sind. Es sei daher der Hoffnung Ausdruck verliehen, daß sich das öffentliche und private Interesse für das zu errichtende Schillerarchiv und -Museum im ganzen deutschen Vaterlande, besonders auch in Norddeutschland im neuen Vereinsjahre in recht werkthätiger Weise regen wird. Die Königreiche Württemberg und Sachsen sind in diesem Jahre von so schweren Ele-

mentarereignissen heimgesucht worden, daß in diesen Staaten naturgemäß die Hingabe an Aufgaben idealer Natur etwas zurücktreten wird hinter der an praktische Zwecke dringlichster Art. Übersehen freilich darf man nicht, daß die Bereitwilligkeit zur Erfüllung der Gebote der Nächstenliebe nur dann lebendig erhalten wird, wenn die Pflege geistiger Interessen in einem Volke nicht in Vergessenheit gerät. An die von den erwähnten Heimsuchungen verschont Gebliebenen zum mindesten darf die Aufforderung und Bitte gerichtet werden, die Errichtung eines Nationalmuseums in Marbach a. N. besonders durch Veranstaltung festlicher Aufführungen zu Gunsten des Schwäbischen Schillervereins fördern zu helfen.

Sprechzimmer.

1.

„Faust"-Erklärungen auf der Hochschule.

Man spottet soviel über den deutschen Professor, der in seinem blinden Forschungseifer das Nächstliegende übersieht und etwas durchaus Fremdartiges in die Dinge hineinklügelt, aber es fehlt an eigentlichen, meiner Ansicht nach sehr fruchtbaren Beispielen solcher als „Kathederweisheit" gebrandmarkter Geistesäußerung. Das kommt vor allem daher, daß man als Student, wo man damit am meisten in Berührung kommt, nicht diejenige Sicherheit des Urteils besitzt, die man nötig hätte zur überzeugenden Wiedergabe dessen, was man als unrichtig wohl empfindet. Später verliert man dann das Interesse an diesen Erinnerungen oder vergißt sie im einzelnen. Das ist schade! Es sollte mehr von dem ans Tageslicht kommen, was maulwurfartiger Grüblersinn leistet; man würde dann zuweilen seine blauen Wunder sehen, was deutscher Geist vermag. Ich möchte nur im nachfolgenden einige Proben einer Faust-Interpretation zum Besten geben, die ich selbst an einer großen deutschen Universität von einem seither verstorbenen, sehr hervorragenden Gelehrten gehört habe. Ich habe mir seiner Zeit schon die fraglichen Stellen besonders angemerkt, da man ja gerade als junger Student mit noch unverdorbener Auffassungsgabe viel deutlicher Unnatürliches bemerkt. Leider war nur mein Eifer für diese Vorlesung — wie nach dem Folgenden begreiflich — nicht allzu groß, so daß von Vollständigkeit keine Rede sein kann, das Kollegheft vielmehr große Lücken aufweist. Übrigens darf man ja nicht glauben, daß man da in einem Kolleg über Faust die ganze Faust-Dichtung erklärt erhält. Gott bewahre! Dazu braucht man keinen deutschen Professor, da gehe man lieber zu Dichtern und Philosophen. Sache eines Professors für deutsche Litteratur

ist es, mit seiner Sachlichkeit die höchst uninteressante Geschichte der Sage und dieser Dichtung zu entwickeln, wozu man mit deutscher Gründlichkeit drei Viertel des ganzen Semesters braucht. Daß dann keine Zeit übrig ist, um die ganze Dichtung selbst durchzunehmen, ist klar. Aber auch bei dem Wenigen, was durchgesprochen werden kann, bleibt es meistens bei der äußeren Schale, bei Wort- und Sacherklärung. Und das ist ja immerhin etwas. So könnte man über eine solche Vorlesung als Motto die Stelle schreiben, die ich als letzte markiert habe, die aus dem Anfang des ersten Aktes vom zweiten Teil: „Unerhörtes hört sich nicht;“ bei „Unerhörtes“ muß man dabei natürlich an Gelehrtenohren denken, dann paßt auch die betreffende Auslegung der Stelle gut dazu, die nämlich so viel besagen soll als: „Unerhörtes darf man nicht hören.“

Am meisten profitiert man dabei, wie gesagt, bei Szenen, die viel unverständliche Worte enthalten; denn diese werden alle mit peinlicher Gewissenhaftigkeit erklärt. Also z. B. die Walpurgisnacht und die Hexenszene. Nur darf man hier eben auch nicht alles für bare Münze nehmen. Ein treffliches Beispiel dessen, was bei solchen Interpretationen an Zeit und Geist (wenn überhaupt von solchem die Rede sein kann) vergeudet wird, giebt die Stelle gleich am Anfang der Walpurgisnacht, wo eine längere Versreihe mit „Faust, Mephistopheles, Irrlicht (im Wechselgesang)“ überschrieben ist. Da ist es für einen echten Federfuchser natürlich unerläßlich, zu entscheiden, was und wieviel von der ganzen Stelle auf jede der drei Personen trifft. Darüber entbrannte sogar einmal ein hitziger Streit zwischen zwei Gelehrten, der uns haarklein mit allen Angriffen und Verteidigungen vom Interpreten dargelegt wird; er selbst war ja einer der Kämpen. Darüber vergeht eine halbe Stunde des dreiviertelstündigen Kollegs. Man sollte ein System der Akkordarbeit für geistiges Schaffen erfinden, dachte ich mir dabei oft. Besonders charakteristisch für diesen Geist ist es bei derselben Stelle, wo es heißt: „Seh' die Bäume hinter Bäumen u. s. w.“, daß dieses „Seh'“ als Imperativ bezeichnet wurde, während doch offenbar einfacher Ausfall des „ich“ vorliegt, abgesehen davon, daß der Imperativ „sieh“ heißt und so auch in derselben Szene noch zu finden ist. Man glaube nicht, daß ich dichte; ich habe auch diese Auslegung schwarz auf weiß und noch frisch mit drei Ausrufezeichen versehen im Kollegheft. Mehr naiv ist dagegen bei der Hexenstelle in der nämlichen Szene: „Die Stoppel ist gelb, die Saat ist grün,“ die Bemerkung, daß diese Worte nicht recht in die Situation zu passen scheinen, da ja Walpurgis in den Frühling fällt. Als ob alles einen Sinn haben müßte! Aus den Worten Mephistos: „Komm, komm! wir schlupfen da hinein“, kurz nachdem Faust von ihm weggerissen wurde, darauf zu schließen, daß

ein Lustspiel zu schöpfen. Der Verfasser scheint dies übrigens selbst gefühlt zu haben, denn er läßt den unglücklichen Flüchtling Schiller nur vorübergehend im letzten Akt auftreten. Die gereimten Verse verführten zu einer etwas breiten Ausführung. Immerhin zeigt das Stück eine Reihe von Vorzügen, die man an besseren Liebhaberbühnen wohl zu schätzen weiß.

Goethe und Schiller von Moritz Ehrlich. 1., 2. und 3. Lieferung, Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung 1897 (vollständig in 6 Lieferungen à Mark 2).

Wie weit die Absicht, das Wesen der beiden Dichter in ein Doppellebensbild zusammenzufassen, verwirklicht werden kann, läßt sich nach den vorliegenden Lieferungen, von denen die zuletzt erschienene mit Goethes italienischer Reise und Schillers Austritt aus der Karlsschule abschließt, vorläufig nicht beurteilen. Nach den im „Eingang" S. 1—14 niedergelegten leitenden Gedanken darf aber eine geistvolle und nach dem, was in den 3 erschienenen Lieferungen von Goethe und Schiller gesagt ist, eine ebenso tiefgründige Arbeit und hervorragende Erscheinung der Schillerlitteratur erwartet werden, was eigentlich bei dem Rufe des Verfassers als Litteraturhistoriker, den er durch seine Mitarbeiterschaft bei der in gleichem Verlage erschienenen Goetheausgabe bewährt hat, ganz selbstverständlich ist. Mustergiltig ist auch die typographische und illustrative Ausstattung des Werkes.

Cotta'sche Bibliothek der Weltlitteratur. Briefwechsel zwischen Schiller und Körner. Von 1784 bis zum Tode Schillers. Mit Einleitung von Ludwig Geiger. II. Band 272 S. III. Band 294 S. IV. Band 408 S. à 1 Mark. Stuttgart. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger.

Der II. Band beginnt mit Schillers Brief vom Neujahr 1789, und der IV. Band bringt den Abschluß des Briefwechsels zwischen Schiller und Körner mit dem Schreiben des letzteren vom 3. Mai 1805, außerdem aber S. 300—401 im Anhang den Briefwechsel zwischen Schiller und Huber. Obwohl die größere Anzahl auch dieser Briefe bereits früher gedruckt worden ist, worüber in den Anmerkungen S. 71 flg. nähere Erläuterungen gegeben wurden, hat der Herausgeber doch einen sehr wertvollen Beitrag zur Vervollständigung der Briefschaftenlitteratur geliefert, indem er nach Vergleich mit den bekanntlich sehr verstreut liegenden Originalen den authentischen Text herstellt und die nur auf redaktioneller Willkür beruhenden Auslassungen energisch beseitigt.

Anschauungstafel zu Schillers Wilhelm Tell, gezeichnet von Dr. B. Rein, Rektor der 1. Mädchenbürgerschule und Lehrer am Fürstlichen Landesseminar zu Rudolstadt. Gotha. Friedrich Andreas Perthes 1897. Preis Mark 3.

Der Nutzen eines Anschauungsmittels bei der Erklärung von Schillers Lied von der Glocke ist längst anerkannt. Auch bei der Besprechung von Wilhelm Tell kann man von einem gleichen Bedürfnis reden. Herausgeber und Verleger, die im Jahre 1894 die vortreffliche Anschauungstafel für den Glockenguß brachten, bieten jetzt zum Gebrauche bei der Lektüre des genannten Dramas der Lehrerwelt eine plastisch erscheinende Karte der Uferlandschaften des Vierwaldstätter Sees, in 8 Farben, im Format von 63×93 cm sauber ausgeführt. Aus der gedruckten Beilage entnehmen wir: „Die meisten der bisher in schiefer Beleuchtung gezeichneten Karten lassen das Licht von links oben einfallen, wenn sie überhaupt einheitlich beleuchtet dargestellt sind. Diese Richtung entspricht aber der Wirklichkeit nicht, denn ein Stand der Sonne im Nordwesten ist ein Unding. Gerade im Hochgebirge und seinen Vorbergen würde eine solche naturwidrige Beleuchtung zu irrigen Anschauungen führen. Deshalb ist mit Vorbedacht die Beleuchtung von links unten gewählt worden, was einem Stand der Nachmittagssonne ähnlich ist, und wobei die Abhänge der Rigiberge nach dem See zu in hellem Glanze leuchten, die Schluchten des Pilatus nach Luzern zu, die schroffen Hänge des Bürgenstockes und die Westmauern des Urner Sees in jenem tiefen Schatten liegen, mit dem sie jedem Beschauer in ernster Erinnerung bleiben. Die Richtigkeit dieser Beleuchtung ergiebt sich weiter aus naturwissenschaftlichen Überlegungen immer notwendiger.“ Ferner ist ein für den Vortrag des Lehrers berechneter kleiner Führer beigegeben, der anmutige Schilderungen einer Fahrt über den See enthält.

Aufgaben aus deutschen Dramen und Epen, zusammengestellt von Dr. H. Heinze, Direktor, und Dr. W. Schröder, Professor. Achtes Bändchen: Aufgaben aus „Die Braut von Messina“, zusammengestellt von Dr. Schröder. 90 S. Preis geh. 80 Pf. kart. Mark 1. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann.

Auf die aus den besten Aufsatzsammlungen meist unverändert herübergenommenen Themata ist schon wiederholt empfehlend hingewiesen worden, was mit gleichem Rechte bei dem 8. Bändchen, dem 4. aus Schillers Dramen, geschehen kann.

Deutsche Schul-Ausgaben von H. Schiller und V. Valentin. Nr. 12/13. Die Jungfrau von Orleans. Eine romantische Tragödie von Friedrich v. Schiller. Herausgegeben von Dr. Veit

Valentin, Professor an dem Realgymnasium Wöhlerschule zu Frankfurt a. M. Preis Mark 1,20. Dresden, L. Ehlermann.

Kein Zweifel, daß die Ausgabe der Jungfrau von Orleans von dem obengenannten Frankfurter Gelehrten alle übrigen für die Schule zurecht gemachten „Bearbeitungen" weit überragt. Daß hier von berufenster Feder, aus der 1894 das vortreffliche, Aufsehen erregende Werk „Goethes Faustdichtung" geflossen ist, eine Einleitung (S. 1—24) zur Lektüre dieses Schillerschen Dramas geboten ist, die an Tiefe, Scharfsinn und Berücksichtigung aller in dem letzten Jahrzehnt wachgewordenen Anforderungen hinsichtlich der Erklärung klassischer Dramen nichts zu wünschen übrig läßt, ist auf den ersten Blick zu erkennen. Es soll nicht gerade ein Tadel sein, daß einige Ausführungen für das Bedürfnis der Schule etwas zu hoch gegriffen sind, unter geschickten Händen wird aus ihnen immerhin in einer Prima Nutzen zu ziehen sein. Aber Schillers Jungfrau von Orleans wird immer ästhetisches Problem bleiben; infolgedessen werden auch die scharfsinnigen Auseinandersetzungen des Verfassers nicht allgemeine Zustimmung erhalten. Valentin sieht, um nur einen, allerdings den wichtigsten Punkt hervorzuheben, „die tragische Schuld" — er hat ganz recht, daß mit dem letzteren Begriffe viel Unfug getrieben wird, besonders in der Schule sollte man mit demselben sparsam umgehen — nicht in der Liebe zu Lionel. Er unterscheidet einen dramatischen Aufbau von zwei Hauptgruppen a) „Aufkeimen und Wachsen des Hochmutes" und nach dem „Umschwung", b) „Demütigungen und Wiedererlangung der Demut durch Buße". Er hat uns aber mit seiner Beweisführung nicht überzeugt, warum nicht bei dem visionären Zustande Johannas das Weib in ihr nur zurückgehalten worden ist; das scheint uns wegen dieses Zustandes physiologisch und psychologisch wohl begründet. Aber abgesehen von solchen ästhetisch-dramaturgischen Fragen, zu denen selbstverständlich der Herausgeber Stellung nehmen mußte — diese Schulausgabe begrüßen wir deshalb auf das freudigste, weil in ihr endlich methodische Grundsätze, für die wir uns selbst stets erwärmt haben, ebenso schulmäßig wie wissenschaftlich auf die Dramenlektüre angewendet worden sind. Wie diese Lektüre bei weiser Selbstbeschränkung belehrend und im hohen Grade anregend zu gestalten ist, mögen andere, ehe sie „Ausgaben" veranstalten, an Valentins Arbeit lernen.

Schillers Lied von der Glocke. Für den Schulgebrauch bearbeitet von Fr. Wegener, Rektor der III. Mädchenschule zu Wandsbeck. 66 S. Preis 80 Pf. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1897.

Unter den zahlreichen Kommentaren entspricht der vorliegende den Bedürfnissen der Volksschule, da er den für Kinder geeigneten Stoff

bietet und den Lehrern durch seine Anlage (Gliederung in Frage und Antwort, kleine ausgearbeitete Aufsätze, graphische Darstellungen u. s. w.) die Vorbereitung bequem macht.

Universal-Bibliothek. 3581, 3582. Goethe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß dem jüngeren. Briefauszüge, in Tagebuchform zeitlich geordnet und mit Erläuterungen herausgegeben von Dr. Hans Gerhard Gräf. Mit Heinrich Voß' Bildnis. Leipzig, Verlag von Philipp Reclam jun. 191 S. Preis 40 Pf. 24 Kr. ö. W.

Der von G. Diestel erst kürzlich (S. 477 flg. dieser Zeitschrift) gegebenen Würdigung der obengenannten Arbeit Gräfs, die an ungedrucktem Material etwa ein Drittel des Ganzen bietet, möchten wir noch die Bemerkung hinzufügen, daß dieselbe unabhängig von dem Werke Berlitts „Goethe und Schiller in persönlichem Verkehr" u. s. w. (s. die vorjährigen Anzeigen S. 626 flg.) entstanden ist.

Programma Della Civice Scuola Reale Superiore. Di Trieste 1896. Don Carlos Nella Storia E Nel Dramma Di Federico Schiller. 77 S. v. Carlo Gratzer.

Aus unsrer Väter Tagen. Ein deutsches Dichterleben. Geschichtliche Erzählung von Dr. R. Siegemund. 24. Band. Preis 1 Mark. 133 S. Verlag von Alexander Köhler, Dresden-Leipzig 1897.

Die vorliegende Darstellung von Schillers Leben in Form einer Erzählung hält sich ganz in dem Rahmen der bei der Schuljugend beliebten, auch amtlich bereits warm empfohlenen Geschichtserzählungen „Aus unsrer Väter Tagen". Sind es auch nur Skizzen, die gegeben werden können, so fehlt es doch nicht an der nötigen Sättigung durch Farben, wie sie sich für eine Jugendschrift schicken, und an geschickten Übergängen zwischen den Perioden im äußeren Lebensgange des Dichters.

Aus Zeitschriften.

(1896.)

Allgemeine Zeitung, Beilage Nr. 104. L. Geiger, zu den Briefen Hubers an Schiller. 148. E. Kilian, zur Theatergeschichte des „Don Carlos".

Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankfurt a. M. 12. Bd. Heft 2. M. Friedländer, Schillers Gedichte in der Musik.

Blätter für das Gymnasial-Schulwesen 32. Bd. 7. und 8. Heft. A. Deuerling, nochmals Schillers Tell. IV, 1, 27—29.

Chronik des Wiener Goethevereins 10. Bd. Nr. 8/9. Das neue Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar.

Deutsche Rundschau 11. Die Einweihung des Goethe-Schiller-Archivs zu Weimar, von Hermann Grimm.

Dresdner Anzeiger 12/10, kurze Erinnerungen an die Freundin Schillers, die Schauspielerin Sophie Albrecht, ein Gedenkblatt zum 10. November.

Euphorion III, 1. A. Leitzmann, Zu Wilhelm von Humboldt. Zum Briefwechsel mit Schiller. — R. M. Meyer, litterarhistor. Bemerkungen: 10. Schiller in der Lucinde. IV. 1. R. Krauß, zu Schillers Anthologie.

Gartenlaube Nr. 30. K. Markscheffel, Das neue Goethe-Schiller-Archiv in Weimar.

Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 3. Heft, 185 flg. Zur Tellkritik, von Rudolf Bocksch. — 4. Heft, 251 flg. Zur Auffassung des Charakters von Schillers Jungfrau von Orleans, von Eduard Otto. — 7. Heft, 501 flg. Zu Schillers Tell, von R. Sprenger. — 8. Heft, 578 flg. Die tragische Schuld in Schillers Jungfrau von Orleans, von Albert Richter. — 10. Heft, 670 flg. Die Behandlung von Schillers Jungfrau von Orleans in Wissenschaft und Schule, von Veit Valentin. — 707. Zu Schillers Wallensteins Tod III, 7 und 10, von Karl Müller. — 711 flg. Zu Schillers Tell, von R. Sprenger. — Heft 12, 808 flg. Über die biblischen Beziehungen in Schillers eleusischem Feste, von A. Edel.

Magazin für Litteratur. 45. Schiller, Don Carlos in Paris, von Walter Gensel. — 49. Das Problem der Vererbung in Schillers Braut von Messina, von Dr. Erich Harnack.

Nation 12. Schiller und Robespierre, von R. M. Meyer.

Neues Correspondenz-Blatt für die Gelehrten- und Realschulen Württembergs, 2. Jahrg. 11./12. Heft. Das Eleusische Fest von Schiller.

Über Land und Meer, Oktavausgabe S. 174 (96/97): Weimars Goethe-Schiller-Archiv, von Th. Seil. — Oktavausgabe Seite 492 flg. (1896/97): Die „Gustel aus Blasewitz" und ihr Grab. Ein Gedenkblatt zu Schillers Lebenstag, von Th. Distel. Mit Abbildung (zeigt die Grabstätte auf dem Eliasfriedhof in Dresden).

Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte N. F. IX, III. Schiller, Wieland, Herder, Matthisson und Pfeffel im Urteile ihrer Zeitgenossen, von Ernst Müller.

Schulausgaben.

Die Jungfrau von Orleans. Eine romantische Tragödie in fünf Aufzügen von Friedrich von Schiller. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. O. Lohmann. Leipzig, Verlag von Richard Richter. 1897. Preis 60 Pf.

Freytags Schulausgaben klassischer Werke für den deutschen Unterricht. Friedrich v. Schiller. Philosophische Schriften (Auswahl). Für den Schulgebrauch herausgegeben von G. Bötticher. Preis geb. 80 Pf. Leipzig, Verlag von G. Freytag. 1896.

Schwäbischer Schillerverein.

Aus dem I. Rechenschaftsbericht, der bei der ersten Hauptversammlung (Vorsitzender derselben Dr. Freiherr v. Griesinger, Geheimer Rat, Kabinettschef Sr. Majestät des Königs von Württemberg) von dem Schriftführer des Vereins, Stadtschultheiß Haffner von Marbach, am 24. April 1897 erstattet wurde, entnehmen wir folgende Angaben: dem Vereine sind bis 1. April 1897 beigetreten: I. Als Stifter 254 Mitglieder mit einem Gesamtbeitrag von 141 861 Mk. 32 Pf. Unter diesen befinden sich folgende außerwürttembergische Städte und Orte: Dresden und Leipzig mit je 300 Mk., Blasewitz, Chemnitz, Loschwitz mit je 200 Mk. II. Die Zahl der ordentlichen Mitglieder betrug am genannten Tage 1031 mit zusammen 6335 Mk. Jahresbeitrag, unter diesen von außerwürttembergischen Gemeinden und Korporationen die Stadt Bautzen, der litterarische Verein zu Dresden. III. Zweigvereine sind in Württemberg entstanden in 19 Orten und eingegangen sind von denselben 1896 559 Mk. und 1897 601 Mk. 50 Pf. Einmalige außerordentliche Beiträge (Erträgnisse von Aufführungen, besondere Beiträge, die weder Stifter-, noch eigentliche Mitgliedsbeiträge waren u. s. w.) gingen ein in Höhe von 2991 Mk. 57 Pf. Die Gesamteinnahmen des Schwäbischen Schillervereins betragen hiernach (abzüglich eines noch nicht eingegangenen Stifterbeitrags von 900 Mk.) zuzüglich 6420 Mk. 79 Pf. Zinsen und 328 Mk. 28 Pf. für verkaufte Broschüren: 163 362 Mk. 46 Pf. Hierzu bemerken wir folgendes: Wenngleich diese erfreulichen Erfolge alle Freunde des großen Dichters sehr angenehm berühren werden, so darf doch nicht verschwiegen werden, daß noch viel Begeisterung und thatkräftige Unterstützung zur schönen Vollendung des begonnenen Werkes notwendig sind. Es sei daher der Hoffnung Ausdruck verliehen, daß sich das öffentliche und private Interesse für das zu errichtende Schillerarchiv und -Museum im ganzen deutschen Vaterlande, besonders auch in Norddeutschland im neuen Vereinsjahre in recht werkthätiger Weise regen wird. Die Königreiche Württemberg und Sachsen sind in diesem Jahre von so schweren Ele-

mentarereignissen heimgesucht worden, daß in diesen Staaten naturgemäß die Hingabe an Aufgaben idealer Natur etwas zurücktreten wird hinter der an praktische Zwecke dringlichster Art. Übersehen freilich darf man nicht, daß die Bereitwilligkeit zur Erfüllung der Gebote der Nächstenliebe nur dann lebendig erhalten wird, wenn die Pflege geistiger Interessen in einem Volke nicht in Vergessenheit gerät. An die von den erwähnten Heimsuchungen verschont Gebliebenen zum mindesten darf die Aufforderung und Bitte gerichtet werden, die Errichtung eines Nationalmuseums in Marbach a. N. besonders durch Veranstaltung festlicher Aufführungen zu Gunsten des Schwäbischen Schillervereins fördern zu helfen.

Sprechzimmer.

1.

„Faust"-Erklärungen auf der Hochschule.

Man spottet soviel über den deutschen Professor, der in seinem blinden Forschungseifer das Nächstliegende übersieht und etwas durchaus Fremdartiges in die Dinge hineinklügelt, aber es fehlt an eigentlichen, meiner Ansicht nach sehr fruchtbaren Beispielen solcher als „Kathederweisheit" gebrandmarkter Geistesäußerung. Das kommt vor allem daher, daß man als Student, wo man damit am meisten in Berührung kommt, nicht diejenige Sicherheit des Urteils besitzt, die man nötig hätte zur überzeugenden Wiedergabe dessen, was man als unrichtig wohl empfindet. Später verliert man dann das Interesse an diesen Erinnerungen oder vergißt sie im einzelnen. Das ist schade! Es sollte mehr von dem ans Tageslicht kommen, was maulwurfartiger Grüblersinn leistet; man würde dann zuweilen seine blauen Wunder sehen, was deutscher Geist vermag. Ich möchte nur im nachfolgenden einige Proben einer Faust-Interpretation zum Besten geben, die ich selbst an einer großen deutschen Universität von einem seither verstorbenen, sehr hervorragenden Gelehrten gehört habe. Ich habe mir seiner Zeit schon die fraglichen Stellen besonders angemerkt, da man ja gerade als junger Student mit noch unverdorbener Auffassungsgabe viel deutlicher Unnatürliches bemerkt. Leider war nur mein Eifer für diese Vorlesung — wie nach dem Folgenden begreiflich — nicht allzu groß, so daß von Vollständigkeit keine Rede sein kann, das Kollegheft vielmehr große Lücken aufweist. Übrigens darf man ja nicht glauben, daß man da in einem Kolleg über Faust die ganze Faust-Dichtung erklärt erhält. Gott bewahre! Dazu braucht man keinen deutschen Professor, da gehe man lieber zu Dichtern und Philosophen. Sache eines Professors für deutsche Litteratur

ist es, mit seiner Sachlichkeit die höchst uninteressante Geschichte der Sage und dieser Dichtung zu entwickeln, wozu man mit deutscher Gründlichkeit drei Viertel des ganzen Semesters braucht. Daß dann keine Zeit übrig ist, um die ganze Dichtung selbst durchzunehmen, ist klar. Aber auch bei dem Wenigen, was durchgesprochen werden kann, bleibt es meistens bei der äußeren Schale, bei Wort- und Sacherklärung. Und das ist ja immerhin etwas. So könnte man über eine solche Vorlesung als Motto die Stelle schreiben, die ich als letzte markiert habe, die aus dem Anfang des ersten Aktes vom zweiten Teil: „Unerhörtes hört sich nicht;" bei „Unerhörtes" muß man dabei natürlich an Gelehrtenohren denken, dann paßt auch die betreffende Auslegung der Stelle gut dazu, die nämlich so viel besagen soll als: „Unerhörtes darf man nicht hören."

Am meisten profitiert man dabei, wie gesagt, bei Szenen, die viel unverständliche Worte enthalten; denn diese werden alle mit peinlicher Gewissenhaftigkeit erklärt. Also z. B. die Walpurgisnacht und die Hexenszene. Nur darf man hier eben auch nicht alles für bare Münze nehmen. Ein treffliches Beispiel dessen, was bei solchen Interpretationen an Zeit und Geist (wenn überhaupt von solchem die Rede sein kann) vergeudet wird, giebt die Stelle gleich am Anfang der Walpurgisnacht, wo eine längere Versreihe mit „Faust, Mephistopheles, Irrlicht (im Wechselgesang)" überschrieben ist. Da ist es für einen echten Federfuchser natürlich unerläßlich, zu entscheiden, was und wieviel von der ganzen Stelle auf jede der drei Personen trifft. Darüber entbrannte sogar einmal ein hitziger Streit zwischen zwei Gelehrten, der uns haarklein mit allen Angriffen und Verteidigungen vom Interpreten dargelegt wird; er selbst war ja einer der Kämpen. Darüber vergeht eine halbe Stunde des dreiviertelstündigen Kollegs. Man sollte ein System der Akkordarbeit für geistiges Schaffen erfinden, dachte ich mir dabei oft. Besonders charakteristisch für diesen Geist ist es bei derselben Stelle, wo es heißt: „Seh' die Bäume hinter Bäumen u. s. w.", daß dieses „Seh'" als Imperativ bezeichnet wurde, während doch offenbar einfacher Ausfall des „ich" vorliegt, abgesehen davon, daß der Imperativ „sieh" heißt und so auch in derselben Szene noch zu finden ist. Man glaube nicht, daß ich dichte; ich habe auch diese Auslegung schwarz auf weiß und noch frisch mit drei Ausrufezeichen versehen im Kollegheft. Mehr naiv ist dagegen bei der Hexenstelle in der nämlichen Szene: „Die Stoppel ist gelb, die Saat ist grün," die Bemerkung, daß diese Worte nicht recht in die Situation zu passen scheinen, da ja Walpurgis in den Frühling fällt. Als ob alles einen Sinn haben müßte! Aus den Worten Mephistos: „Komm, komm! wir schlupfen da hinein", kurz nachdem Faust von ihm weggerissen wurde, darauf zu schließen, daß

man sich das Folgende in einer Höhle zu denken habe, ist überaus einfältig, da es im vorhergehenden heißt: „Es zieht mich was nach jenen Sträuchern.“

Im Prolog, erklärt der Interpret, dürfe man bei den Worten gleich im Anfang: „Wenn der Strom... mit gewaltig wiederholten Wehen sich durch die enge Gnadenpforte zwängt“, Wehen nicht mit Anstrengung übersetzen, sondern mit Windeswehen von dem Auf- und Niederwogen der Menge. Das kommt ja so ziemlich auf dasselbe hinaus, es kennzeichnet nur wieder die Art des Gelehrten, immer das Weiterliegende zu ergreifen und den natürlichen Zusammenhang des Weiteren und Näheren ganz zu übersehen; denn ob ich nun an Windeswehen oder Anstrengung dabei denke, beidemale habe ich mit Beziehung auf den drängenden Strom dieselbe Vorstellung und darum sind solche Bemerkungen Afterweisheit. Schlimmer ists schon, wenn man nicht versteht, warum Mephisto im Vorspiel zum Herrn sagt: „...mit den Toten hab' ich mich niemals gern befangen. Am meisten lieb' ich mir die vollen frischen Wangen. Für einen Leichnam bin ich nicht zu Haus.“ Diesen Versen gab der Professor das Prädikat „sehr eigentümlich“ und faßte sie ironisch auf! Daß der Teufel mit den Toten nichts mehr anfangen kann und Faust also schon im Leben leiten und führen muß, wenn er die Wette gewinnen will, ist freilich zu klar und natürlich für einen Philologen. Unter solchen Umständen ist es dann ja begreiflich, daß ihm die Bezeichnung des Mondes als „trübsel'ger Freund“ in Fausts Monolog völlig unerklärlich vorkam; „den Sinn dieses Wortes habe ich nicht herausgebracht“, erklärte der gutmütige Alte mit köstlicher Offenheit. Natürlich legte er dann auch Fausts Worten: „... beschränkt mit diesem Bücherhauf“ weiterhin nur eine sehr äußerliche räumliche Beziehung unter, ohne den Doppelsinn dieses Wortes in räumlicher und geistiger Hinsicht auch nur zu streifen. — Ob nach den Worten „Nicht dir?“, die Faust vor dem Erdgeist zusammenstürzend ausruft, besser ein Ausrufe- oder ein Fragezeichen steht, ist so eine Frage, die der akademische Witz längst mit dem bezeichnenden Wort „Doktorfrage“ belegt hat, d. h. sie ist würdig, in einer Doktordissertation haarklein zerspalten zu werden. Natürlich wurde sie denn auch eifrig erörtert, anstatt einfach den Schauspieler zu befragen. Als ob darüber ein Gelehrter entscheiden könnte und als ob nicht überhaupt beide Auffassungen ruhig nebeneinander stehen könnten, diese Frage also ganz gegenstandslos wäre! Das heißt man eben mit den Worten Fausts „der Menschheit Schnitzel kräuseln“, was so viel ist als leeres Stroh dreschen, blauen Dunst vormachen. Ja, sagt da die echte Philologenseele, bleibt immer noch die Frage, ob dann hier „der Menschheit“ Dativ oder Genitiv ist; und

auch darüber wird fünf Minuten lang hin- und hergeredet. — Köstlich auch, wie er sich abrackerte, um herauszubringen, ob in dem Vers „Dem Herrlichsten, was auch der Geist empfangen, drängt immer fremd und fremder Stoff sich an" das „fremd und fremder" Adverb oder Adjektiv ist. Der Gedanke, daß ein Stoff, der sich fremd andrängt, eben auch zugleich ein fremder Stoff ist, war offenbar zu hoch oder vielmehr zu tief. Im Gegensatz zu solchen Wortklaubereien oder eben vielmehr gerade deshalb wußte man dann aber nichts zu sagen über eine Stelle, wie: „Was man nicht nützt, ist eine schwere Last; nur was der Augenblick erschafft, das kann er nützen", wo der verschiedene Gebrauch des Wortes „nützen" schon philologisch gar nicht so einfach ist.

Ganz schauerlich war die Erklärung der Stelle des Osterspaziergangs „Aber die Sonne duldet kein Weißes." Aus den nachfolgenden Worten „Alles will sie mit Farben beleben" konstruierte der Vortragende den Gedanken, daß die Sonne gleichsam als Malerin keine unbemalte Stelle, keinen weißen Fleck auf ihrem Landschaftsgemälde sehen kann und überallhin Farben auftragen muß! Wenn nur wenigstens einmal das erlösende Wort „Schnee" gefallen wäre! Dafür bekommen wir dann eine schöne Zeichnung der Umgebung von Frankfurt an die Tafel mit genauester Bestimmung des Punktes, wo wir uns Faust-Goethe bei diesen Worten stehen zu denken haben.

Unter den schwarzen Scharen, die sich vor einem gewissen Zeichen beugen (bei der Beschwörung des Pudels), die politisch „Schwarzen", die Pfaffen, zu verstehen, ist wieder ein Beweis dafür, daß dem Gelehrten das Fernste am nächsten liegt. Endlich aber die Hexenküche. Mephistopheles' Wort: „Leb' mit dem Vieh als Vieh und acht' es nicht für Raub, den Acker, den du erntest, selbst zu düngen", war unserm „hervorragenden Faust-Forscher" wieder gänzlich unverständlich und er kommt eher noch auf einen Raub an der Erde (!) als auf Selbsterniedrigung, also auf einen Raub an seiner eigenen Menschenwürde, wie das hervorgeht aus den Worten: „Leb' mit dem Vieh als Vieh!" Auch die Frage, ob bei „selbst zu düngen" das „selbst" so viel wie „du selbst" oder am End „sogar" ist, kann eben nur wieder ein „Gelehrter" stellen; warum sollte das ein Raub sein, den Acker auch noch zu düngen, wenn man ihn schon erntet? Man muß doch vor allem sehen, wer spricht; in Mephistopheles' Mund gewinnt das eben erst die rechte, etwas cynische Beleuchtung: „dünge deinen Acker selbst mit deinem eigenen Mist." Und erst die „breiten Bettelsuppen" der Tiere, die gaben Kopfzerbrechen! „Bettelsuppen kocht man für Bettler, aber die Tiere —?" meinte der alte Herr; endlich verfiel er auf die damalige Litteratur, die mark- und geistlose, die damit getroffen sein soll. Was

soll denn aber die mit der Hexenküche zu thun haben? Daß überhaupt alles immer eine besondere Beziehung auf Goethe und seine Zeit haben soll! Ist es nicht viel einfacher hierin eine Verspottung der abergläubischen Menge zu finden, die nach Wundersäften und Heilsprüchen begierig, mit breiten Bettelsuppen abgespeist wird, weil sie eben einen etwas breiten, süffigen Absud besser verträgt und verdaut als die einfache starke Quintessenz von allem, physiologisch und psychologisch zu verstehen? Jedenfalls ist das natürlicher als an die damalige Litteratur zu denken. Die Krone des Ganzen war aber unstreitig, als der biedere Mann mit einer Miene, als ob er Goethes geheimste Gedanken offenbaren wolle, sich bei der Erscheinung des weiblichen Bildes vernehmen ließ: „Hüten Sie sich, meine Herren, vor der Auffassung, daß das Gretchens Gestalt sei; das zu glauben, ist unwürdig für den keuschen sittigen Sinn Gretchens." Du meine Güte! Als ob sich Gretchen so hätte hinlegen müssen, um Faust so sichtbar zu werden. Schließlich muß es auch Gretchen gar nicht sein, und man kann sich darunter vorstellen, wen man will. Aber die Gestalt Gretchens als falsch zu erklären und noch dazu so prüde Gründe dafür anzuführen, das ist doch bloße Rederei und Wichtigthuerei. In Anbetracht dessen kann man doch, wie er uns weismachen wollte, die Worte der Hexe nicht als reinen Unsinn betrachten: „Die hohe Kraft der Wissenschaft, der ganzen Welt verborgen! Und wer nicht denkt, dem wird sie geschenkt, er hat sie ohne Sorgen."

Das sind nur so einige der stärksten Weisheitspillen, den Namen des Gelehrten verschweige ich, er thut gar nichts zur Sache, denn mein Angriff richtet sich gegen das ganze genus solcher „Gelehrten". Mögen andere mit ähnlichen Erfahrungen nachfolgen und losschießen!

Lindau i. B. **Armin Seidl.**

2.

Das ist die rechte Höhe.

Gr. Wtb. IV, 2, 1708, 4 führt diese Redensart aus den engl. Komöd., aus Schuppius, Schiller, Goethe u. a. an und erklärt Höhe als Grad: „den Grad beschlägt auch eine seit dem 16. Jahrhundert gewöhnliche ironische Redensart das ist die rechte Höhe". Diese Erklärung scheint bis jetzt keinen Widerspruch gefunden zu haben, wenigstens weichen die Wörterbücher von M. Heyne und H. Paul nicht davon ab, und W. Borchardt, Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmunde, 2. Auflage von G. Wustmann, hat sie auch nicht behandelt. Belege aus den Mundarten fehlen in Grimms Wörterbuch; die Idiotiken scheinen die Redensart allerdings nicht zu kennen. Die Erklärung in G. Wtb. befriedigt mich

nicht; schon deshalb nicht, weil nie angegeben wird, wovon etwas der rechte Grad ist. Im Volksmunde ist die Redensart noch lebendig, und zwar nicht nur in der ironischen Wendung „das ist die rechte Höhe." In der niederdeutschen Mundart des Dorfes Kattenstedt a. Harz sagt man dat is nich de rechte hê oder fragend is dat ôk de rechte hê oder ironisch dat is (ôk) de rechte hê. Die Redensart wird gern von liebloser, undankbarer Gesinnung der Kinder gegen die Eltern, von dem Mangel an Ehrfurcht Jüngerer vor Älteren gebraucht. In allen Fällen bedeutet sie „das schickt, geziemt sich nicht, das ist nicht die rechte Gesinnung, Art." Daher vermute ich, daß hê = hêge = hôge, ahd. hugu; mhd. hüge; md. huge, hoge, Sinn, Geist, Freude; got. hugs; altn. hugr, zu skr. çank, lat. cunctari, Lexer, Mhd. Handwtb. 1378; altſ. hugi; mnd. hoge, höge, hege, hage, Sinn, Geist, Freude, Mnd. Wörterb. II, 279. Die heutigen niederdeutschen Mundarten haben das Wort noch vielfach bewahrt. Ostfries. hôge; ebenso in den Idiotiken von Richey, Schütze, Dähnert.

Es wäre auffällig, wenn dieses einst in allen germanischen Dialekten vorhandene Wort heute im Mitteldeutschen und Oberdeutschen, resp. im Hochdeutschen verschwunden wäre. Gr. Wtb. VI, 2, 1875 führt ein Adjektiv „hüglich" an und bemerkt: „ein Nachklang des mhd. hügelich, freudig, froh, munter, der im Alemannischen des 16. Jahrhunderts noch hervortritt. Der heutige Dialekt scheint das Wort nicht mehr zu kennen; das Simmenthal nur bewahrt von demselben Stamme huglos, gedankenlos, leichtsinnig, ruchlos." Aber im Hessischen ist die Redensart „das ist die rechte Höhe" noch erhalten, wie ich neuerdings erfuhr. In mitteldeutschen Dialekten wird nun älteres hoge, höge zu höe, resp. zu hee geworden und dann irrigerweise in der hd. Schriftsprache durch „Höhe" wiedergegeben sein. Grammatisch unrichtige Bildungen kommen ja in der Schriftsprache mehrfach vor. Ausfall eines intervokalischen g tritt schon früh auf. Auf diese Weise erklärt es sich auch leicht, warum „Höhe" in der Redensart erst seit dem 16. Jahrhundert erscheint. Geradezu beweisend für diese Ansicht scheint mir der Umstand, daß in dem thüringischen Harzorte Stiege, wie ich von meinem Kollegen Liesenberg höre, und in Buhla bei Nordhausen die Höhe (altitudo) hê oder hechte lautet, in unserer Redensart aber hâ gesprochen wird. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß dasselbe Wort von denselben Menschen verschieden ausgesprochen wird. Daher glaube ich in he und hâ zwei verschiedene Worte annehmen zu müssen; hê ist Höhe, hâ entspricht älterem höge — hoge. Über den Laut ae (= â) sagt Liesenberg, Die Stieger Mundart, S. 26, 2: „anderseits ist ae der regelmäßige Vertreter von oe". Vergl. auch S. 42, 5. Über den Ausfall von g in der Stieger Mundart heißt es bei Liesenberg S. 54: „anderseits wird g im Inlaute in vielen Fällen mit Ersatzdehnung

ausgestoßen." Hiernach macht die Ableitung des hâ aus älterem hoge keine Schwierigkeit. Da nun in allen in Gr. Wtb. angezogenen Beispielen die Redensart den Sinn hat, den sie in der Kattenstedter Mundart noch heute hat, so glaube ich die Erklärung in Gr. Wtb. abweisen zu müssen. Vielleicht gewähren weitere mundartliche Belege noch mehr Aufschluß.

Blankenburg a. H. **Ed. Damköhler.**

E. Gnau, Mythologie und Kiffhäusersage. Beilage zum 25. Programm des Gymnasiums zu Sangerhausen. Sangerhausen 1896. 49 S. kl. 8°.

Durch Fuldas Arbeit[1]) wurde der mythologische Ursprung der Kiffhäusersage und anderer lokalisierter Kaisersagen allgemein bewiesen. In demselben Jahre aber erschienen Sophus Bugges „Studien über die Entstehung der norddeutschen Götter- und Heldensagen (Deutsch von Brenner, München 1889), welche bekanntlich beweisen sollen, daß der Inhalt der Eddamythen größtenteils jüdisch-christlichen Legenden und den Erzählungen der griechisch-römischen Mythologie entlehnt sei, welche die Nordmänner in England und Irland kennen gelernt hätten. Es handelt sich besonders um zwei für den Götterdämmerungsmythus bedeutungsvolle Sagenkreise, um Balder, den Frühlingsgott, und um die Weltesche Yggdrasil. Der Ansicht Bugges hat sich Koch angeschlossen (Jahrb. für Phil. und Pädagogik, 1891), ähnlich spricht sich der Berliner Mythologe Elard Hugo Meyer aus (Deutsche Litteraturzeitung 1890, S. 1812). Gnau will nun im ersten Teil seiner Arbeit den Erörterungen Bugges nachgehen und beweisen, daß die Resultate jenes Forschers keineswegs so über allen Zweifel erhaben sind, daß es bereits unerlaubt wäre, den Götterdämmerungsmythus als altgermanisch und die Kiffhäusersage als einen Ausfluß aus demselben zu betrachten. Die zweite für die mythologische Auffassung der Kiffhäusersage entscheidende, ebenfalls von Fulda behandelte Frage betrifft die Thatsache der Bergentrückung in der Kiffhäusersage und den Ursprung solcher allenthalben bei uns an hervorragenden Orten haftenden Sagenzüge. Fulda hatte hier die Ansicht Grimms acceptiert, daß wir es mit alten Götterbergen zu thun haben. Meyer (a. a. O.) erkennt Fuldas Verdienst um die Identifizierung des Wodansberges rückhaltlos an, Fulda hat auch den altdeutschen Namen des Kiffhäusers oder des Kiffhäusergebirges nach-

---

1) Die Kiffhäusersage. Rede, gehalten im Jahre 1877 in der Hauptversammlung des Harzvereins. Nach dem hinterlassenen Manuskripte herausgegeben. Sangerhausen 1889.

gewiesen. Aber Mogk hat noch im Jahre 1891 (Pauls Grundriß der germ. Philologie S. 1004), wie Gnau meint, aus Unkenntnis der Fuldaschen Arbeit, die Meinung ausgesprochen, daß die Bergentrückungssagen, besonders die Friedrichsagen, lediglich auf den abstrakten schlichten Volksglauben an ein Fortleben der Seele eines beliebten Mannes zurückzuführen seien.

Daß sich die Kiffhäusersage in älteren Zeiten nicht auf Friedrich Barbarossa, sondern auf seinen Enkel Friedrich II. bezog, hat 1871 Voigt gezeigt, der auch zuerst auf Italien als die Heimat der Friedrichsage und der Kaisersage überhaupt hinwies. Einzelne Züge der Sage hat er nicht hinreichend erklärt, so die Wendung, daß der erwartete Kaiser das heilige Grab befreien und nachher seinen Schild an einen dürren Baum hängen werde, der dann wieder grünen solle. Andere Gelehrte, wie Zezschwitz, Häußner und von Bezold haben dann in der aus dem Orient stammenden Methodiusweissagung, die ihrerseits wieder auf die alten Sagen vom Antichrist und bis auf die Offenbarung Johannis zurückgeht, das eigentliche Rückgrat der Sage erblickt. Uhland und Grimm hatten bei dem dürren Baum an die Welteschе der Edda gedacht, die bei dem Weltbrande verdorrt und wieder grünen soll, wenn die Welt erneut wird. (So auch Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie, S. 143 flg.) Die Vertreter der kritischen Schule bekämpften diese Ansicht energisch, und erst Männer wie Fulda, Schramm u. a. griffen wieder auf Grimm zurück. Die Erwähnung des dürren Baumes findet sich zuerst in dem mittelhochdeutschen Gedichte „Der Entechrist" aus der Zeit um 1200. In diesem Gedichte wird die antipäpstliche Tendenz zum erstenmal energisch ausgesprochen, und Fulda erklärt es nicht für angängig, die Vorstellung von dem dürren und wieder grünenden Baume aus den älteren Kirchensagen vom Kreuze Christi abzuleiten. Die Edda hat ja Erzählungen von einem solchen Baume, und auch in Deutschland finden sich an vielen Orten ähnliche lokalisierte Sagen. Zum mindesten muß man also, wenn man nicht an rein heidnischen Ursprung denken will, eine Vermischung altchristlicher Vorstellungen vom Kreuze mit denen der germanischen Welteschе zugeben. Fulda will nicht bloß die Annahme beweisen, daß die Vorstellungen des nordischen Mythus von dem Frevel an dem Lichtgotte der Edda (Balder) und dem Weltbrande und die Reformideen der deutschen Kaisersagen verwandte Züge germanischen Seelenlebens seien, sondern er vermutet einen historischen Zusammenhang zwischen jenen ältesten germanischen Sagenreliquien und den späteren deutsch-nationalen Sagen. Bugge und seine Schule behaupten, daß der ausgeprägte Rechtssinn der Germanen zwar zu der Vorstellung ewiger Strafen für das Unrecht habe führen können, daß

dagegen die Lehre von einer besseren Welt, wo das Gute herrscht und die Guten ihren Lohn empfangen, erst unter dem Einflusse christlicher Ethik entstanden sei. Jene Sagen von Balder, der Weltesche und der Götterdämmerung zeigen eben die ethischen Ideen von einer Erneuerung der bestehenden Welt, genau wie die deutsche Kaisersage, und daher versucht Bugge den Zusammenhang zu leugnen.

Gnau hat es sehr geschickt verstanden, Bugge zu widerlegen und die Sagen von Balder und der Götterdämmerung sowohl wie die Kaisersagen für die germanisch-heidnische Welt zu retten. Von Wert ist es, daß er auch die nationale Auffassung in den verschiedenen Jahrhunderten und ihren Ausdruck in der Dichtung berücksichtigt.

Doberan i. M. O. Glöde.

Neu erschienene Bücher.

Jugend-Gartenlaube. Band XI. Nürnberg, Verlag der Jugend-Gartenlaube. Pr. geb. M. 2,50.

Nathan der Weise. Sonderabdruck aus der kritisch-histor. Ausgabe von Lessings Werken, herausgegeben von Karl Lachmann. Dritte Auflage, besorgt durch Franz Muncker. Leipzig, G. J. Göschen 1897. Pr. M. 1.

Friedrich Bartels, Deutsches Lesebuch für Bürgerschulen. In vier Teilen. IV. Teil (Oberstufe). Leipzig, B. G. Teubner 1897. VIII, 431 S.

Heinrich Leineweber, Neue Sprichwörter-Sammlung. Die Weisheit auf der Gasse. Paderborn, F. Schöningh 1897. XV, 232 S. Pr. M. 1,60.

Julius Hart, Geschichte der Weltlitteratur. 1. Heft. J. Neumann, Neudamm 1897. 48 S. Preis des Heftes M. 0,30 (erscheint in 40 Heften).

Karge, Reden und Deklamationen zu den patriotischen Schulfeiern. Spremberg 1897. 73 S.

F. W. Kaeding, Häufigkeitswörterbuch der deutschen Sprache. 3. u. 4. Lieferung. Steglitz bei Berlin 1897. Selbstverlag des Herausgebers. S. 97—192.

Karl Holdermann, Das Nibelungenlied. Fünfte verbesserte Auflage, besorgt von K. Rehorn. Berlin, Reuther und Richard 1897. Pr. geb. M. 0,75.

Joh. Heinrich Voß, Homers Odyssee. Bearbeitet von Karl Holdermann. Berlin, Reuther und Reichard 1897. Pr. geb. M. 0,80.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, Bücher ꝛc. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Ludwig Richterstr. 2.

Wo ist der Originaltext der Paul Gerhardtschen Lieder zu finden?

Von **Aug. Ebeling** in Hannover.

Paulus Gerhardt hat, so viel wir wissen, eine Ausgabe seiner Gedichte nicht selbst veranstaltet, sondern sie — von Einzeldrucken einiger Gelegenheitsgedichte abgesehen — in Berliner Sammlungen geistlicher Gesänge vom Jahre 1648 bis 1661 und die letzten in der von J. G. Ebeling besorgten Gesamtausgabe abdrucken lassen. Was den Dichter zu dieser scheinbaren Nichtachtung seiner Lieder, die von dem Verfahren seiner Zeitgenossen, eines Opitz, J. Heermann, J. Frank, Rist u. a. so sehr absticht, bewogen hat, können wir bei den wenigen Nachrichten, die wir über sein Leben haben, nicht wissen; vielleicht liegt der Grund in dem Charakter des Mannes; möglich auch, daß die Katastrophe, die gegen Ende seines Lebens über ihn hereinbrach, ihn daran gehindert hat. Freilich bot sich ihm besonders in der damals zu Berlin in wiederholten Auflagen erscheinenden Sammlung von Crüger, der Praxis pietatis melica, eine geeignete Stätte, seine Lieder darin niederzulegen und sie dadurch für weitere Kreise fruchtbar zu machen, voraussichtlich für weitere Kreise, als eine besondere Ausgabe gefunden hätte. Der Umstand aber, daß der Dichter die Herausgabe andern überließ, daß diese Herausgabe in Sammlungen und zwar in verschiedenen erfolgte, hat für den Text eine böse Folge gehabt. Da ein autoritativer Text fehlte, bei den wiederholten Ausgaben jener Sammlungen nicht die nötige Sorgfalt angewendet wurde, und andere Gesangbücher, in die alsbald seine Lieder übergingen, mit Willkür verfuhren, so entstand bald eine solche Fülle von Varianten, daß man nicht wußte, was der eigentliche Text des Dichters sei, oder welche Änderungen der Dichter selbst später mit ihm vorgenommen habe. Nachdem lange die Feustkingsche Ausgabe, die erst 30 Jahre nach dem Tode des Dichters erschien, als diejenige angesehen wurde, welche den ächten, letzten Text biete, gelangte durch die Wackernagelschen Ausgaben seit 1843 der Text der Ebelingschen Ausgabe von 1666 und 1667, die allerdings die Präsumption, die Originale zu bieten, für sich hatte, zur Vorherrschaft und ist für die seit jener Zeit hergestellten Gemeindegesangbücher maßgebend geworden; Goedeke endlich legte seiner 1877 erschienenen Gesamtausgabe den erreichbar ersten Druck zu Grunde, der besondere Beachtung in Anspruch zu nehmen habe. Begründet hat er

das Urteil nicht, ist ihm auch nicht ganz konsequent gefolgt. Danach ist eine eingehende Erörterung der Frage, wo der echte Text dieser Lieder, sei es wie ihn der Dichter ursprünglich gefaßt hat, oder wie er ihn schließlich hat haben wollen, geboten. Ein Dichter wie P. Gerhardt, der auf dem Gebiete der geistlichen Lyrik dieselbe Wertschätzung beansprucht wie Goethe als weltlicher Lyriker, kann es fordern, daß wir uns um die Reinheit seiner Gedichte ebenso bemühen, wie wir es für diesen thun. Und eine solche Erörterung ist um so mehr geboten, als wir seit 1896 eine neue Quelle Gerhardtscher Lieder kennen, welche neuen Aufschluß und eine sicherere Grundlage bietet, frühere Ansichten aber beseitigt.

Dazu bedarf es zunächst eines kurzen Überblicks über die Geschichte des Textes, soweit wir sie kennen, in Verbindung mit Gerhardts Lebensumständen.

Wir finden den Dichter, der 1607 geboren war, noch 1642 als Studiosus in Wittenberg, wo er ein kurzes lateinisches Gedicht zur Promotion seines Freundes Wehrenberg drucken ließ. Im folgenden Jahre, also im Alter von 36 Jahren, gab er in Berlin sein erstes deutsches Lied, ein Hochzeitsgedicht für den Diakonus Joach. Fromme und Sabine Barthold, heraus mit der Unterschrift Paulus Gerhardus, S. S. Theol. Studiosus. Hier in Berlin lebte Gerhardt bis 1651, so viel wir wissen, ohne öffentliches Amt, vielleicht als Hauslehrer; in einem Zeugnisse für die Bewerbung um die Stelle des Propstes in Mittelwalde nennt ihn das geistliche Ministerium einen Kandidaten der Theologie, der sich in des Kammergerichtsadvokaten Barthold Hause befinde. Der in Kursachsen geborene Dichter scheint sich also in dieser Stadt in einem wissenschaftlich, dichterisch und musikalisch hervorragenden Kreise Gleichgesinnter, unter denen besonders M. Schirmer, Joh. Crüger, der Buchdrucker und Dichter geistlicher Lieder Christoph Runge, Wiesenmayer, später J. Pauli, J. G. Ebeling, wohl gefühlt zu haben. Während dieses seines ersten Aufenthalts in Berlin spendete er, bereits 41 Jahre alt, zu der von Crüger herausgegebenen dritten Aufl. der Praxis 1648 seine ersten geistlichen Lieder, 18 an der Zahl; außerdem wurden von ihm drei Trostgesänge bei Todesfällen, nach damaliger Sitte hinter den Leichensermonen, und ein Lobgedicht auf den als Liederdichter bekannten Konrektor Mich. Schirmer gedruckt.

Erst im Jahre 1651 trat Gerhardt in ein geistliches Amt. Vom November dieses Jahres bis 1657 war er Propst in Mittelwalde. Während dieser Zeit erschienen von ihm neue 64 Lieder in der fünften Auflage der Praxis 1653, die also 82 Lieder von ihm enthält; von jenen 64 Liedern wurden gleichzeitig 20 in einer von Runge herausgegebenen Sammlung abgedruckt; ferner erschien ein Trostgedicht bei einem Todes-

falle 1655, und drei weitere Lieder in der sechsten Aufl. der Praxis von 1656, die Crüger in Frankfurt a. M. drucken ließ, die also im ganzen 85 Lieder von ihm enthält.

Im Jahre 1657 kehrte Gerhardt als Diakonus an St. Nicolai nach Berlin zurück und führte die ersten Jahre sein Amt ruhig und friedsam zum Wohle und zur Zufriedenheit seiner Gemeinde. Bis 1661 spendete er zu Leichensermonen 5 Trostgedichte und für die zehnte Ausgabe der Praxis (1661) 4 neue Lieder. Da starb im Februar 1662 der bisherige Herausgeber der Praxis, Joh. Crüger; die 10 bis zu Gerhardts Tode folgenden Ausgaben besorgte der Drucker und Herausgeber Christoph Runge, in die Gerhardt aber keine neuen Gedichte spendete; er hat vielmehr den Rest seiner Lieder oder neu gedichtete an Crügers Nachfolger als Musikdirektor und Kantor zu St. Nicolai, J. G. Ebeling, zum Druck übergeben; deren sind 26. Von diesen 26 sind 13 erst in die sechzehnte Aufl. der Praxis von 1672 aufgenommen, fernere 12 erst in die vierundzwanzigste von 1690. Ebeling gab mit Noten 120 Lieder Gerhardts 1666/67 heraus, wovon später.

Mit dem Mandate des Großen Kurfürsten vom 2. Juni 1662, „wie sowohl zwischen reformirten und lutherischen Predigern als Unterthanen die Einträchtigkeit zu erhalten," beginnt die Tragik in Gerhardts Leben. Der durch das Edikt nur heftiger entbrannte Streit und über den von den Predigern geforderten Revers, sich dem Edikte gemäß verhalten zu wollen, nahm Gerhardts Gemüt, Zeit und Kraft in Anspruch; wir haben von ihm aus der Zeit von 1664 bis 1668 nur 4 Gelegenheitsgedichte. Um des Reverses willen legte er Februar 1667 sein Amt nieder, und schon nach einigen Monaten, im Juni 1667 wurde eben dieser Revers aufgehoben. Noch zwei Jahre lebte er ohne Amt in Berlin, dann trat er 1669 sein Amt als Prediger in Lübben in seinem Geburtslande an, wo er 1676 gestorben ist. Der gealterte Dichter scheint auch vergrämt gewesen zu sein; seine Frau hatte er 1668 nach dreizehnjähriger Ehe und von seinen fünf Kindern vier begraben. Seine Muse war verstummt.

Die zeitliche Reihefolge der ersten Drucke ist danach diese:

*1 Lied zu einer Hochzeitsfeier.[1]) Berlin 1643, im nachfolg. alphab. Verzeichnisse Nr. 11.

18 Lieder in der Praxis. Berlin 1648. Nr. 6. 21. 37. 49. 51. 70. 74. 75. 77. 83. 85. 86. 92. 94. 106. 107. 115. 131.

*1 Lied hinter einem Leichensermon.[2]) Berlin 1648. Nr. 78.

1) Zur Hochzeitsfeier von J. Fromm und S. Barthold.

2) Trostgesang über den Hintritt des Kons. Präs. D. Fritzens.

1 Lied hinter einem Leichensermon.[1]) Berlin 4. Januar 1650. Nr. 71 (Eb. 1667. Pr. 1690).

1 Lied hinter einem Leichensermon.[2]) Berlin Februar 1650. Nr. 17 (Eb. 1667. Pr. 1690).

*1 Lied auf Schirmer in dessen biblischen Liedern. Berlin 1650. Nr. 117.

64 Lieder in der 5. Aufl. der Praxis. Berlin 1653. Nr. 2. 4. 7. 8. 9. 10. 12. 15. 16. 18. 19. 22. 23. 26. 27. 29. 30. 31. 33. 42. 44. 46. 50. 52. 53. 54. 55. 56. 58. 59. 60. 63. 64. 65. 69. 76. 79. 80. 81. 82. 90. 91. 97. 98. 99. 100. 101. 102. 103. 108. 109. 110. 111. 112. 119. 120. 121. 123. 124. 126. 127. 128. 129. 130. (Davon gleichzeitig bei Runge Nr. 12. 15. 19. 29. 33. 55. 63. 69. 81. 82. 97. 108. 109. 111. 121. 123. 126. 128. 129. 130.)

1 Lied hinter einem Leichensermon. 1655.[3]) Nr. 34 (Pr. 1661. Eb. 1667).

3 Lieder in der Praxis, Frankfurt a. M. 1656. Nr. 25. 87. 89 (die letzten 3 des Passionssalve).

*1 Lied hinter einem Leichensermon.[4]) Wittenberg 1659. Nr. 40.

*1 Lied hinter einem Leichensermon.[5]) Berlin 1659. Nr. 67.

1 Lied hinter einem Leichensermon.[6]) Berlin o. J. [1660]. Nr. 1 (Eb. 1667. Pr. 1672).

*1 Lied hinter einem Leichensermon.[7]) Wittenberg 1660. Nr. 68.

*1 Lied hinter einem Leichensermon.[8]) Berlin 1661. Nr. 95.

4 Lieder in der Praxis. Berlin 1661. Nr. 5. 24. 32. 61.

1 Lied hinter einem Leichensermon.[9]) Wittenberg 1664. Nr. 84 (Eb. 1667. Pr. 1672).

*1 Lied in Joach. Pauli, *ΑΓΩ.* Vorschmack der traurigen und fröhlichen Ewigkeit. Berlin 1664. Nr. 43.

26 Lieder bei J. G. Ebeling, Frankfurt a. d. O. und Berlin 1666/67. Nr. 3. 13. 14. 20. 28. 35. 36. 38. 39. 41. 45. 47. 48. 57. 62. 66. 72. 73. 88. 93. 96. 105. 113. 114. 122. 125.

*1 Lied hinter einem Leichensermon.[10]) Berlin 1667. Nr. 116.

---

1) Auf den Tod des Knaben J. Fr. Spengler.

2) Auf den Tod des Knaben C. A. Berkow (nicht auf Gerhardts eignen Sohn. Gerhardt verheiratete sich erst am 11. Februar 1655).

3) Auf den Tod des Amtsschreibers Schröder. Ps. 71.

4) Auf den Tod des Kammergerichtsadvokaten Chr. Lindtholtz.

5) Auf das Abscheiden des Jungfräuleins Elisabeth Heintzelmanns (im sechsten Lebensjahre).

6) Auf den Tod des Rittmeisters Chr. L. von Thümen. Ps. 13.

7) Auf das Absterben des Knaben Fr. L. Zarlange.

8) Auf den Tod der Ehefrau des Landrentmeisters Chr. von der Linden.

9) Auf den Tod der Frau Regina Lyserin.

10) Auf den Tod des Töchterleins Margritgen Zarlanges.

*1 Lied zu J. Paulis Liedern in dessen vier geistlichen Liedern. o. O. u. o. J. Unterschrift: P. Gerhardt, Prediger zu St. Nikolai in Berlin; also vor 1667 gedruckt. Nr. 104.
*1 Lied hinter einem Leichensermon.[1]) Berlin 1668. Nr. 118. (Letztes Gedicht Gerhardts.)

Die in diesem Verzeichnisse mit einem Stern bezeichneten 11 Lieder sind in die genannten drei Sammlungen nicht aufgenommen, sondern existieren nur in den dabei angegebenen Drucken. Die übrigen 120 Lieder, zuerst bei Ebeling vereinigt, bildeten fortan die Sammlung der „Geistlichen Lieder" Gerhardts; jene 11, erst in neuerer Zeit in den Bibliotheken wieder aufgefunden, gab Bachmann in seiner Ausgabe im Anhang S. 297—313, Goedeke reihte sie der Zeitfolge entsprechend ein.

Außer diesen 131 deutschen Liedern sind noch 8 in lateinischer Sprache abgefaßte Gelegenheitsgedichte Gerhardts in Distichenform bekannt, welche Bachmann am Schlusse seiner Ausgabe abgedruckt hat. Das älteste (1642) gilt der Promotion seines Freundes Wehrenberg, die andern sind kurze Trostgedichte bei Todesfällen.

Über die oben erwähnten, in Berlin bei Christoph Runge gedruckten und verlegten Sammlungen sei noch folgendes bemerkt.

Diejenige Sammlung, in der Gerhardt allmählich 89 seiner Lieder zum ersten Male drucken ließ, ist die Praxis pietatis melica, das ist: Übung der Gottseligkeit in christlichen und trostreichen Gesängen Herrn D. Martini Lutheri fürnemlich wie auch anderer ... zusammengebracht ... mit beygesetzten Melodeyen ... verfertigt von J. C. Crügern Gub. Lus. Direct. Mus. in Berlin, ad D. N., die seit 1644 (?) von Joh. Crüger in wiederholten Auflagen herausgegeben wurde; die ersten 18 Lieder enthält die dritte Auflage von 1648, fernere 64 die fünfte von 1653, weitere 3 die sechste von 1656, die in Frankfurt a. Main von Wust gedruckt wurde; endlich weitere 4 die zehnte von 1661. Ihr Herausgeber Crüger aus Guben in der Lausitz war Musikdirektor und Kantor an St. Nicolai, der vermutlich zu Gerhardt in engerm, persönlichen Verhältnisse stand. Er war ein hervorragender Musiker; neben theoretischen Werken über Musik hat er mehrere geistliche Liederbücher mit Melodieen herausgegeben und eine Reihe von Kirchenmelodieen komponiert, von denen noch jetzt 17 zu den schönsten unseres Choralmelodieenschatzes gehören. Seine Praxis erlebte von 1644 bis 1733 die große Anzahl von 43 Auflagen (trotz der Nachdrucke in Frankfurt a. M.), obwohl sie von Ausgabe zu Ausgabe vermehrt bald einen stattlichen Quartband bildete. Die fünfte Auflage von 1653, die erste vollständige,

---

1) Auf den Tod des Kurfürstl. Rats J. A. Preunel.

welche wir besitzen (die von 1648 [Wernigerode] ist etwas defekt), giebt, wie gesagt, außer den 18 bereits 1648 gedruckten Liedern 64 neue. Diese Ausgabe ist erst seit 1889 bekannt[1]) und aus dem Privatbesitz des verstorbenen Seminarinspektors Zahn im Dezember 1896 in die Hof- und Staatsbibliothek in München übergegangen. Vorher glaubte man den ersten Druck dieser 64 Lieder anderswo zu finden, nämlich von 20 Liedern in dem Rungeschen Gesangbuche 1653 und von 43 Liedern in der Ausgabe der Praxis von 1656, von 1 in Chr. Peters Andachts-Zymbeln, Guben 1655 (Kommt, ihr traurigen Gemüter).

Das eben genannte Rungesche Gesangbuch wurde auf Befehl der Kurfürstin Luise Henriette unter dem Titel: D. M. Luthers Und anderer geistreichen und gelehrten Männer Geistliche Lieder und Psalmen u. s. w. zu Berlin 1653 von Christoph Runge herausgegeben. Es ist dasjenige Gesangbuch, welches zuerst die gemeiniglich der Kurfürstin selbst zugeschriebenen vier Lieder enthält. Es bringt von Gerhardtschen Liedern 17 aus der Praxis von 1648 (O Gott, mein Schöpfer ist ausgelassen), und 20 von den gleichzeitig in der Praxis von 1653 veröffentlichten 63. Von diesen 20 Liedern haben wir also zwei gleichzeitige erste Drucke. Gleichwohl können sie nicht gleiche Autorität in Anspruch nehmen; Runge wird das Manuskript dieser 20 Lieder nicht von Gerhardt direkt erhalten haben, sondern als Drucker der Praxis in ihren Besitz gekommen sein. Im Vergleich mit der schönen und korrekten Praxis von 1653 ist Runges Gesangbuch nachlässig und fehlerhaft; in dem Liede: Lobet den Herren, ist die 9. Strophe, in dem Liede: Warum sollt ich mich denn grämen, ist Zeile 5 der 8. Strophe ausgefallen, im alphabetischen Verzeichnisse fehlen 11 Lieder; ein Lied ist zweimal gedruckt; auch finden sich viele Druckfehler. Der Text der 20 Gerhardtschen Lieder weicht von dem Crügerschen der Praxis 1653 etwa 50 mal ab, doch haben diese Abweichungen von dem Crügerschen auf die folgenden Ausgaben der Praxis und auf Ebeling nur selten und vereinzelt Einfluß geübt, die meisten sind völlig verschmäht; die Autorität des Rungeschen Textes wurde also dem der Praxis nicht gleich geachtet. Ich will hier die wichtigsten Abweichungen dieser beiden Drucke anführen. Vom Orthographischen und von offenbaren Druckfehlern sehe ich ab.

Nr. 126 Wie soll ich dich.

3, 8 P: froh gemacht; R: frei gemacht (so nur Psalmodia[2]).
8, 6 P: zu Trost; R: zum Trost (so nur Psalm.).

---

1) Zahn in den Hymnologischen Blättern 1889 S. 71. 96. 104.

2) die Psalmodia sacra erschien (in 2 Teilen) ebenfalls im Verlage von Chr. Runge 1658 und öfter.

Nr. 109 Warum willst du.

7, 8 P: was dich drückt und quäle; R: drück.

11, 4 P: deiner Sünden; R: Sünde (so einige).

Nr. 82 Nun laßt uns.

1, 3 P: unserm Leben; R: unsern Leben (ohne Nachf.).

Nr. 130 Zeuch ein.

13, 1 P: beschirm die Polizeien; R: beschütz (ohne Nachfolge).

Nr. 55 Ich singe dir.

7, 2 P: du mußt alles thun; R: du wirst (ohne Nachf.).

14, 4 P: schaffst Rat; R: schaffst Ruh (so nur Psalm. 1657).

Nr. 12 Der Herr, der.

3, 3 P: führst mich zu frischen Quellen; R: zum; vgl. Bachmanns Note.

Nr. 108 Warum sollt ich mich denn grämen. So P; R: doch gr. (ohne Nachf.).

5, 3 P: auch nicht; R: nicht auch (so Eb.).

5, 5 P: kann mich nicht; R: auch nicht (ohne Nachf.).

12, 8 P: lieblich; R: leiblich, wahrscheinlich nach dem Liede: Jesus, meine Zuversicht, das in diesem Gesangbuche erscheint, und so P. 1672, Psm. 1676 und Eb., doch die anderen lieblich d. i. liebreich, wie bei Luther. S. deutsches Wörterb. s. v. 2) u. lieblichen S. 971. So: mit wunderlichen Strahlen bei Gerh. 81, 7, 7; ich will von deiner (Jesu) Lieblichkeit bei Nacht und Tage singen. 21, 6, 1.

Nr. 29 Gott ist mein L.

8, 1 P: nun such ich itzt; R: nun ich such itzt. cf. 127, 6, 1; 23, 7, 1 und öfter.

8 5 P: denn du bists, der mir hilst zurecht, Und bringst aus allen Nöten; R: zurecht und bringt aus allen Nöten (so doch auch Pr. 1661).

9, 7 P: alle Gnüge; R: hohe Gnüge (ohne Nachf.).

Nr. 188 Wohl dem, der.

1, 8 P: ist ergeben; R: gegeben. Die Lesart ergeben ist wohl zweifellos Druckfehler; daß ihr gleichwohl einige folgen, spricht dafür, daß man die Autorität der Praxis höher schätzte als die Runges.

7, 2. 4 P: wohl ergötzt ... hoch ersetzt; R: hoch erg ... wohl ers. (so keine Pr., doch Eb.).

8, 7 P: und damit doch gar nichts wehren; R: nicht (ohne Nachf.).

Nr. 63 Ist Ephraim nicht.
3, 7 P: aus dem Grund erkennen; R: auf d. Gr. (ohne Nachf.).
5, 4 P: aufs schönst und beste; R: aufs best und schönste (so nur Psalm.).
Nr. 97 Schwing dich auf.
6, 1 P: Stürme, Teufel und du Tod; R: der Tod (ohne Nachf.).
Nr. 111 Was Gott gefällt.
4, 2 P: Niemand Arges gönnt noch thut; R: und thut (so nur Eb. und Psalm.).
Nr. 123 Wie ist so groß.
15, 1 P: sind wirs nicht wert; R: wir nichts wert (ohne Nachf.).
18, 1 P: du wirsts thun; R: wirst thun (ohne Nachf.).
4 P: Mittel; R: Menschen (ohne Nachf.).
Nr. 81 Nun ist der Regen.
2, 6 P: wollt von der Bosheit Straßen Euch gar nicht wenden lassen; R: euch nicht abwenden lassen (ohne Nachf.).
7, 7 P: mit wunderlichen Strahlen; R: wunderreichen (s. oben zu Nr. 108).
Nr. 15 Die Zeit ist nunmehr.
15, 5 P: mehr als mit meiner Seelen; R: wie meiner S.
Nr. 33 Herr, der du vormals.
6, 4 P: nicht mögen; R: möchten (Eb.).

In den folgenden Stellen haben die Ausgaben der Praxis von 1656, 1661, 1664 nicht die Lesart der Praxis von 1653, sondern des Rungeschen Gesangbuches:

Nr. 126 Wie soll ich dich.
2, 1 P: dein Zion streut die Palmen; R: dir.
Nr. 19 Du, meine Seele.
6, 3 P: alln denen; R: all denen.

In der folgenden Stelle ist in beiden Ausgaben derselbe Druckfehler:

Nr. 108 Warum sollt ich. 11, 5 weil du mein Leben; so auch P. 56, 61; erst P. 64 hat: dein Leben. — Über Nr. 83, 1 Nun ruhen s. unt.

Kehren wir jetzt zu der Crügerschen Praxis pietatis melica zurück. Nachdem die 6. Ausgabe von 1656 drei, die 10. von 1661 vier neue Lieder Gerhardts gegeben hatten, bringen die folgenden Ausgaben von der elften bis zur dreizehnten (1667) nur die schon vorher in dieser Sammlung enthaltenen; die dreizehnte und vierzehnte Ausgabe kennen wir nicht; erst die sechzehnte von 1672 bringt auch andere, aber nicht als Erstdrucke, sondern aus der Ebelingschen Ausgabe von 1666 und 67. Die

Gründe, weshalb Gerhardt von der Praxis absah, sind uns unbekannt; der nächste mag darin liegen, daß ihr Herausgeber Crüger 1662 gestorben war; die folgenden Ausgaben hat wahrscheinlich der Verleger Runge selbst besorgt, da der Mitherausgeber, Jak. Hintze, wohl nur für den musikalischen Teil in Betracht kommt. Dazu kamen Streitigkeiten Runges mit dem Herausgeber der Frankfurter (a. M.) Praxis Wust, dessen zweite Ausgabe Runge des Nachdruckes beschuldigte.[1]) Auch mag dem Dichter der Gedanke an eine Herausgabe seiner sämtlichen Gedichte nahe getreten sein, um so mehr, als sich hiezu eine geeignete Persönlichkeit in Crügers Amtsnachfolger, Joh. Georg Ebeling, seinem Kollegen an St. Nicolai, fand; denn er selbst hat diese Ausgabe nicht besorgt. Mit dem Jahre 1662 begannen nämlich für ihn durch das Kurfürstliche Edikt schwere Sorgen und viele Arbeiten, so daß er den Rest seiner schon vorhandenen Gedichte und die wenigen, die nach diesem Jahre entstanden sein mögen, Ebeling zur Herausgabe überlieferte. Dieser aber hatte es sich zur Aufgabe gesetzt, sämtlichen Liedern Gerhardts ein musikalisches Gewand zu geben; für die weitaus meisten erfand er einige Melodieen, und wo er vorhandene Melodieen unterlegte, harmonisierte er sie. Mit diesen Melodieen gab er 10 Dutzend Gerhardtscher Lieder heraus: Pauli Gerhardi Geistliche Andachten ... mit neuen sechsstimmigen Melodeyen gezieret. Hervor gegeben und verlegt von Johann Georg Ebeling, Berlin bei Christoph Rungen, a. 1666 und 1667 fol. Die Vorrede des ersten Dutzend ist vom 16. Februar 1666, des letzten vom 12. Mai 1667 datiert. Die ersten drei Dutzend sind gleichzeitig in Frankfurt a. d. O. gedruckt. Als Ebeling 1668 als Professor der griechischen Sprache nach Stettin gegangen war, gab er dort 1669 die 120 Lieder mit 1 Singstimme in 8° heraus; neue Titelausgaben 1670, 1671. Ein Nürnberger Nachdruck durch den Prediger Feuerlein 1683 ist für den Text selbstverständlich gleichgültig.

Die 10 Dutzend Lieder bei Ebeling umfassen erstens die sämtlichen in den Ausgaben der Praxis bis 1661 enthaltenen 89 Lieder; zweitens die oben S. 747 u. 748 nicht mit einem Stern versehenen 5 einzeln gedruckten, drittens 26 bisher noch ungedruckte. Sie sind auf die Festzeiten des Kirchenjahrs nicht ungeschickt verteilt. Die Zahl 120 ist für die Folgezeit maßgebend geblieben, um so mehr, als sich allmählich die 11 Einzeldrucke der Kenntnis der Herausgeber entzogen, bis sie in neuerer Zeit in den Bibliotheken entdeckt wurden.

Noch eine Ausgabe der 120 Lieder mit Melodieen erschien zu Gerhardts Lebzeiten als Anhang zu der (im J. 1609 zuerst von Bas.

1) Fischer in den Hymnologischen Blättern 1889 S. 130 flg.

Förtsch herausgegebenen) „Neuvermehrten Geistlichen Wasserquelle". Berlin. Gedruckt und verlegt von Chr. Runge, 1670, 12°; sie schließt sich meist dem Ebelingschen Texte an.

Damit endet, so viel wir wissen, die Reihe der noch zu Gerhardts Lebzeiten erschienenen Drucke, welche Gerhardtsche Lieder bieten. Es ist selbstverständlich, daß alle späteren Ausgaben für die Frage, wo der genuine Text zu finden sei, außer acht bleiben; nur auf zwei, die Eislebensche von 1700 und die Feustkingsche von 1707 muß ich später zurückkommen. Ebensowenig Beachtung verdienen die Gesangbücher, welche gleichzeitig oder später Lieder von P. Gerhardt aufnahmen. Alsbald nämlich nach ihrem Erscheinen fanden diese allgemeine Verbreitung und Aufnahme in Gemeindegesangbücher, soweit es eine evangelische Kirche gab, auch in reformierte. Inwieweit dies geschehen, hat zwar Wert für die Würdigung und Wirkung des Dichters bei Mit- und Nachwelt, aber für die Feststellung des Textes haben diese Gesangbücher keine Bedeutung.

Gleichwohl ist nicht ausgeschlossen, daß Drucke, namentlich einzelner Lieder, zu Gerhardts Lebzeiten erschienen sind, die wir nicht kennen. Goedeke nimmt dies mehrfach an. Nahe läge es bei den 7 Liedern des Passionssalve, und nach einer Äußerung Ebelings ist es nicht unwahrscheinlich, siehe unten S. 771. Aber dann wäre dieser Einzeldruck doch schwerlich der erste; denn in der neu bekannt gewordenen Ausgabe der Praxis von 1653 stehen die vier ersten dieser Lieder als Anhang des Buches (hinter den Auferstehungsliedern), erst die Praxis von 1656 bringt alle 7 an ihrem Orte unter den Passionsliedern; die vier ersten sind also wahrscheinlich während des Druckes der Praxis 1653 entstanden, so daß sie nicht mehr eingereiht werden konnten, die folgenden drei nach dieser Zeit; dagegen darf man annehmen, daß das Friedenslied: Gottlob, nun ist erschollen, nach Oktober 1648 gedichtet, das in die Praxis dieses Jahres keine Aufnahme mehr fand, sondern erst in der folgenden 1653, vorher einzeln gedruckt sei; ebenso das Lied über die Erscheinung des Kometen: Herr, was hast du im Sinn? (zuerst bei Ebeling).

Von neueren Ausgaben, die mit Kritik den richtigen Text gesucht haben, sind zu nennen die von E. C. G. Langbecker, Berlin 1841, mit einer ausführlichen Lebensbeschreibung des Dichters, von O. Schulz, Berlin 1842, und die von Ph. Wackernagel, Stuttgart [1843], welche alle drei den Text der Ebelingschen Folioausgabe bieten und dieser dadurch eine Wertschätzung gegeben haben, die man ihrem Texte bis dahin nur in geringem Maße zuerkannt hatte. Besonders hat Wackernagel bei seiner auf hymnologischem Gebiete geltenden Autorität durch seine

wiederholten Ausgaben hiezu beigetragen und einen großen Einfluß auf die neueren Gemeindegesangbücher geübt, wie er denn das unbestrittene Verdienst hat, den Dichter wieder in Haus und Familie eingeführt zu haben. Um den Text aber hat er keine Verdienste. „Seine Ausgabe bezeichnet sich als eine getreu nach der bei Gerhardts Lebzeiten erschienenen Ausgabe [gemeint ist die Ebelingsche] wieder abgedruckte, was vielfach zu beschränken ist, da viele von Ebeling abweichende Lesarten und dort fehlende Strophen aus Feustking hinüber genommen, ja manche Stellen und Worte aller Überlieferung entgegen vom Herausgeber herrühren, so daß von einem getreuen Abdruck nicht füglich die Rede sein konnte" (Goedeke). Der Text der Gerokschen Ausgabe endlich, 5. Aufl. Leipzig, 1895, verdient gar keine Beachtung.

Für die Herstellung des echten Textes hat J. F. Bachmann in seiner historisch-kritischen Ausgabe, Berlin 1866, 8°, den sicheren Grundstein gelegt. Mit unermüdlichem Eifer hat er den ersten Drucken der 131 Lieder nachgespürt, dann bei jedem Liede den erreichbar ersten Druck gegeben und mit außerordentlichem Fleiße und staunenswerter Genauigkeit durch 13 Ausgaben der Praxis, durch mehr als ein Viertelhundert Gesangbücher und alle Ausgaben bis auf Wackernagel die Wandelungen des Textes verfolgt. Er beabsichtigt die Geschichte des Textes zu geben, nicht zu entscheiden, was als der originale Text Gerhardts anzusehen sei. Er streift dabei allerdings diese Frage öfter bei Prüfung seiner Quellen, ohne indes zu einem klaren Resultate zu kommen. Dies würde er erlangt haben, wenn er nicht in seinem Sammeleifer und seiner Sammelfreude zu weit gegriffen hätte. Was trägt es, um ein solches Resultat zu gewinnen, aus, die zahllosen Abweichungen der schwankenden Orthographie zu kennen oder zu wissen, wie in beliebigen Gesangbüchern, in Riga, Ulm, Stade, Amsterdam, oder im folgenden Jahrhundert der Text behandelt oder mißhandelt ist? oder was für Lesarten Nachdrucke Ebelingscher und Feustkingscher Ausgaben, die nach dem Tode der Herausgeber erschienen sind, bieten? So ist sein kritisches Material derart angeschwollen, daß ihm der Überblick verloren gegangen zu sein scheint, und daß er, neben widersprechenden Urteilen, nur zu dem allgemeinen Endergebnis kommt, S. 11 cf. S. 31, „daß wie hoch man die Ebelingsche Ausgabe stellen möge, mindestens das feststehen werde, daß sie zur Sicherstellung der Texte unsers Dichters nicht als die alleinige oder entscheidende Autorität erachtet werden könne, daß vielmehr in der Regel die Lesarten der ihr vorangehenden Drucke als die echten des Dichters werden gelten müssen." Welche dieser vorangehenden Drucke es aber sind, darüber ist sich der Herausgeber nicht ganz klar geworden; auch bringt er Äußerungen, die mit dem ausgesprochenen Urteile nicht übereinstimmen, wie S. 11:

„es sei kaum denkbar, daß Ebeling eine Gesamtausgabe ohne persönliche Mitwirkung des Dichters habe erscheinen lassen", womit wieder die Vorbemerkung zu dem Liede Nr. 56 S. 161 nicht recht paßt; S. 11 hält er sogar das für möglich, daß P. Gerhardt, der Ebelings klassische Bildung kannte, ihn im allgemeinen zu derartigen Änderungen autorisiert hatte; ebenso wenig ist er sich über die Feustkingsche Ausgabe klar geworden, der er eine relative Wertschätzung beilegt, die mit seinen sonstigen Äußerungen nicht vereinbar ist.

Eine des großen Dichters würdige Ausgabe hat uns endlich die von Goedeke u. Tittmann veranstaltete Sammlung von „Neudrucken deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts mit Einleitungen und Anmerkungen" gebracht. Der zwölfte Band enthält die Gedichte von Paulus Gerhardt. Herausgegeben von K. Goedeke. Leipzig 1877. Brockhaus. 8°. Neben einer vortrefflichen Einleitung über das Leben des Dichters mit Charakterisierung seiner dichterischen Eigenart bietet die Ausgabe den Text der bis dahin erreichbar gewordenen ersten Drucke, welcher besondere Beachtung in Anspruch zu nehmen habe, daneben knappeste sprachliche und sachliche Erläuterungen. Die Reihefolge der Lieder ist im ganzen die der ersten Drucke, doch hat Goedeke, wie schon Bachmann in der Einleitung, den Versuch gemacht, auf Grund des Inhalts und der Form, soweit dies möglich ist, eine Zeitfolge der Entstehung der Lieder zu gewinnen und sie danach zu ordnen. Ich habe daher in dem nachfolgenden alphabetischen Verzeichnisse der Gedichte neben die Zeit des ersten Drucks diejenige Nummer gesetzt, unter welcher Goedeke das betreffende Gedicht eingereiht hat. — Nachdem aber jetzt für 64 Lieder ein früherer, wahrscheinlich erster Druck in der Praxis von 1653 bekannt geworden, bedarf auch die Goedekesche Ausgabe einer eingehenden Revision, zumal er auch bei den anderen Gedichten öfters gegen sein eigenes Prinzip verstoßen hat.

Der erste Druck eines Liedes zeigt uns die Zeit, bis zu welcher, nicht wann es entstanden ist, und der Umstand, daß ein Lied später als ein anderes gedruckt ist, beweist nicht, daß es auch später gedichtet sei. Auf diesen selbstverständlichen Punkt muß ich hier ausdrücklich hinweisen. Von den Gelegenheitsgedichten im engeren Sinne kennen wir das Jahr, ja den Monat der Entstehung, wie der Überblick auf S. 748 zeigt; annähernd läßt sich auch bestimmen, wann die 7 Lieder des Passionssalve gedichtet sind, siehe S. 754. Sonst aber giebt das Druckjahr wenig Anhalt. Als Gerhardt 1648 seine ersten 18 Lieder in der Praxis drucken ließ, stand er im 42. Lebensjahre, und schwerlich waren diese 18 Gedichte sein ganzer damaliger Vorrat; so weist z. B. der Inhalt der Lieder Nr. 33 Herr, der du vormals hast dein Land, und Nr. 123

Wie ist so groß und schwer die Last, darauf hin, daß sie während des großen Krieges gedichtet sind, gleichwohl finden wir sie erst in der Praxis 1653 gedruckt. Andere Lieder bieten einzelne Strophen, die unverkennbar die Entstehung der Lieder in die Kriegszeit verweisen und die der Dichter daher als nicht mehr zeitgemäß in den der Erbauung dienenden Gesangbüchern nicht mit abdrucken ließ; erst Ebeling bietet sie. Ferner ist zu beachten, daß gerade unter den 18 zuerst gedruckten sich einige seiner gefeiertsten Lieder befinden, die den Dichter auf seiner vollen Kunsthöhe zeigen, während unter den zuletzt bei Ebeling gedruckten solche sind, die den Anfänger verraten. Gerhardt war eben, wie jeder echte Lyriker, ein Gelegenheitsdichter; was ihn äußerlich oder innerlich bewegte, das gestaltete sich bei ihm zu einem Liede. Mit diesem wurde seine Seele frei, die Sache lag hinter ihm; er hatte keine Eile, das Lied in die Öffentlichkeit zu bringen. Aus seinem Vorrat spendete er seinem Kollegen Crüger für die Praxis 1648 die ersten 18 Lieder, aus dem ergänzten Vorrat dann weiter für die folgenden Ausgaben; als seit 1662 sein Geschick die tragische Wendung nahm und seine Muse fast ganz verstummte, überließ er den Rest an Ebeling für dessen musikalische Gesamtausgabe; damit schloß der Dichter ab.

Ich lasse hier das alphabetische Verzeichnis der 131 Lieder folgen. Dasselbe giebt neben der laufenden Nummer, wonach man die Citate finden kann, den *ersten Druck* jedes Liedes an; dabei bezeichnet LS den Einzeldruck hinter einem *Leichen-Sermon*, P die verschiedenen Ausgaben der *Praxis*, PR 1653, daß das Lied gleichzeitig in der Praxis und bei Runge gedruckt ist, E die Ebelingsche Ausgabe. Rechts steht die Nummer der Goedekeschen Ausgabe.

Nr.	Lied	Erster Druck	Goedeke
*1	Ach Herr, wie lange willt du mein . . .	LS 1660[8]	91
2	Ach treuer Gott, barmherzigs Herz . . .	P 1653	76
3	Alle die ihr Gott zu ehren	E 1667	114
4	Als Gottes Lamm und Leue	P 1653	61
5	Also hat Gott die Welt geliebt	P 1661	93
6	Auf auf, mein Herz, mit Freuden . . .	P 1648	22
7	Auf den Nebel folgt die Sonne	P 1653	83
8	Barmherzger Vater, höchster Gott	P 1653	77
9	Befiehl du deine Wege	P 1653	68
10	Das ist mir lieb, daß Gott.	P 1653	73
*11	Der aller Herz und Willen lenkt	1643[1]	4
12	Der Herr, der aller Enden	PR 1653	42
13	Der Tag mit seinem Lichte	E 1666	107
14	Die güldne Sonne	E 1666	106
15	Die Zeit ist nunmehr nah	PR 1653	52

16	Du bist ein Mensch, das weißt	P	1653	79
17	Du bist zwar mein und bleibest	LS	1650[4]	34
18	Du liebe Unschuld du	P	1653	1
19	Du meine Seele, singe	PM	1653	40
20	Du Volk, das du getaufet bist	E	1667	120
21	Ein Lämmlein geht und trägt	P	1648	20
22	Ein Weib, das Gott den Herren	P	1653	86
23	Fröhlich soll meine Herze springen	P	1653	57
24	Geduld ist euch vonnöten	P	1661	96
25	Gegrüßest seist du, Gott mein Heil	P	1656	13 V
26	Gegrüßet seist du, meine Kron	P	1653	13 II
27	Geh aus, mein Herz, und suche	P	1653	85
28	Gieb dich zufrieden und sei stille	E	1666	101
29	Gott ist mein Licht, der Herr	PM	1653	45
30	Gottlob, nun ist erschollen	P	1653	32
31	Gott Vater, sende deinen Geist	P	1653	63
32	Herr, aller Weisheit Quell und Grund	P	1661	94
33	Herr, der du vormals hast dein Land	PM	1653	8
34	Herr, dir trau ich all mein Tage	LS	1655[5]	53
35	Herr, du erforschest meinen Sinn	E	1666	104
36	Herr Gott, du bist ja für und für	E	1667	115
37	Herr, höre was mein Mund	P	1648	18
38	Herr, ich will gar gerne bleiben	E	1667	118
39	Herr Jesu, meine Liebe	E	1667	121
*40	Herr Lindtholtz legt sich hin	LS	1659[6]	90
41	Herr, was hast du im Sinn	E	1666	36
42	Hör an, mein Herz, die sieben Wort	P	1653	59
43	Hörst du hier die Ewigkeit (in Paulis Ato)		1664	99
44	Hört an, ihr Völker, hört doch an	P	1653	89
45	Ich bin ein Gast auf Erden	E	1666	103
46	Ich danke dir demütiglich	P	1653	75
47	Ich danke dir mit Freuden	E	1667	123
48	Ich, der ich oft in tiefes Leid	E	1666	108
49	Ich erhebe, Herr, zu dir	P	1648	31
50	Ich grüße dich, du frömmster Mann	P	1653	13 IV
51	Ich hab in Gottes Herz und Sinn	P	1648	27
52	Ich hab oft bei mir selbst gedacht	P	1653	81
53	Ich habs verdient, was will ich doch	P	1653	80
54	Ich preise dich und singe	P	1653	66
55	Ich singe dir mit Herz und Mund	PM	1653	41
56	Ich steh an deiner Krippen hier	P	1653	58

Nr.	Liedanfang	Quelle	Jahr	Nr.
57	Ich weiß, daß mein Erlöser lebt	E	1667	122
58	Ich weiß, mein Gott, daß all m. T.	P	1653	78
59	Ich will erhöhen immerfort	P	1653	67
60	Ich will mit Danken kommen	P	1653	72
61	Jesu, allerliebster Bruder	P	1661	95
62	Johannes sahe durch Gesicht	E	1667	117
63	Ist Ephraim nicht meine Kron	PR	1653	49
64	Ist Gott für mich, so trete	P	1653	82
65	Kommt, ihr traurigen Gemüter	P	1653	54
66	Kommt und laßt uns Christum ehren	E	1667	113
*67	Leid ist mirs in meinem Herzen	LS	1659[7])	89
*68	Liebes Kind, wenn ich bei mir	LS	1660[9])	92
69	Lobet den Herren, alle die ihn fürchten	PR	1653	37
70	Mein Gott, ich habe mir	P	1648	28
71	Mein herzer Vater, weint ihr noch	LS	1650[8])	33
72	Meine Seel ist in der Stille	E	1666	111
73	Merkt auf, merkt, Himmel, Erde	E	1666	102
74	Nach dir, o Herr, verlanget mich	P	1648	30
75	Nicht so traurig, nicht so sehr	P	1648	29
76	Noch dennoch mußt du drum nicht	P	1653	9
77	Nun danket all und bringet Ehr	P	1648	24
*78	Nun, du lebest, unsre Krone	LS	1648[3])	11
79	Nun freut euch hier und überall	P	1653	14
80	Nun geht frisch drauf	P	1653	88
81	Nun ist der Regen hin	PR	1653	6
82	Nun laßt uns gehn und treten	PR	1653	7
83	Nun ruhen alle Wälder	P	1648	16
84	Nun sei getrost und unbetrübt	LS	1664[11])	98
85	O du allersüßte Freude	P	1648	23
86	O Gott, mein Schöpfer, edler Fürst	P	1648	26
87	O Häupt voll Blut und Wunden	P	1656	13 VII
88	O Herrscher in dem Himmelszelt	E	1666	5
89	O Herz des Königs aller Welt	P	1656	13 VI
90	O Jesu Christ, dein Kripplein ist	P	1653	56
91	O Jesu Christ, mein schönstes Licht	P	1653	74
92	O Mensch, beweine deine Sünd	P	1648	12
93	O Tod, o Tod, du greulichs Bild	E	1667	116
94	O Welt, sieh hier dein Leben	P	1648	21
*95	O wie so ein großes Gut	LS	1661[10])	97
96	Schaut, Schaut, was ist für Wunder	E	1667	112
97	Schwing dich auf zu deinem Gott	PR	1653	50

98	Sei fröhlich alles weit und breit. . . .	P	1653	62
99	Sei mir tausendmal gegrüßet	P	1653	13 I
100	Sei wohl gegrüßet, guter Hirt	P	1653	13 III
101	Sei wohlgemut, o Christenseel	P	1653	70
102	Siehe, mein getreuer Knecht	P	1653	60
103	Sollt ich meinem Gott nicht singen . . .	P	1653	84
*104	Unter allen, die (Pauli vier g. Lieder) o. J. .			100
105	Voller Wunder, voller Knnst	E	1666	110
106	Wach auf, mein Herz, und singe. . . .	P	1648	15
107	Warum machet solche Schmerzen	P	1648	19
108	Warum sollt ich mich denn grämen . . .	PR	1653	43
109	Warum willst du draußen stehen. . . .	PR	1653	38
110	Was alle Weisheit in der Welt	P	1653	64
111	Was Gott gefällt, mein fr. Kind	PR	1653	51
112	Was soll ich doch, o Ephraim	P	1653	48
113	Was traurest du, mein Angesicht. . . .	E	1666	105
114	Was trotzest du, stolzer Tyrann	E	1666	2
115	Weg, mein Herz, mit den Gedanken . .	P	1648	17
*116	Weint, und weint gleichwohl nicht zu sehr.	LS	1667[12])	124
*117	Weltscribenten und Poeten (Schirmer bibl. Lieder)		1650	35
*118	Wer selig stirbt, stirbt nicht (letztes Gedicht)	LS	1668[13])	125
119	Wer unterm Schirm des Höchsten sitzt . .	P	1653	71
120	Wer wohl auf ist und gesund.	P	1653	87
121	Wie der Hirsch im großen Dürsten . . .	PR	1653	46
122	Wie ist es müglich, höchstes Licht . . .	E	1667	119
123	Wie ist so groß und schwer die Last . .	PR	1653	3
124	Wie lang, o Herr, wie lange soll . . .	P	1653	65
125	Wie schön ists doch, Herr Jesu Christ . .	E	1666	109
126	Wie soll ich dich empfangen	PR	1653	10
127	Wir singen dir, Emanuel	P	1653	55
128	Wohl dem, der den Herren scheuet . . .	PR	1653	47
129	Wohl dem Menschen, der nicht wandelt .	PR	1653	44
130	Zeuch ein zu deinen Thoren	PR	1653	39
131	Zweierlei bitt ich von dir	P	1648	25

Aus dem Vorgebrachten über die Geschichte des Textes ergiebt sich die Antwort auf die Frage, wo der originale Text der Gerhardtschen Lieder zu finden sei. Da er seine Gedichte nicht selbst herausgegeben hat, deren erstem Drucke aber sein Manuskript zu Grunde gelegen haben wird, so folgt, daß das Original der Lieder nur im ersten Drucke zu suchen und zu finden ist, sofern nicht nachgewiesen wird, Gerhardt

habe sich an späteren Abdrücken persönlich beteiligt und habe selbst Änderungen an seinem Texte vorgenommen.

Und dafür scheinen allerdings Anzeichen zu sprechen. Erstlich weisen die aufeinander folgenden Ausgaben der Praxis einige Abweichungen von den vorausgehenden Ausgaben auf, und dies, meint man, hätte unter den Augen Gerhardts schwerlich gegen seinen Willen geschehen können. Zweitens bietet die Ebelingsche Ausgabe, wenn auch nur wenige eingreifende, doch so zahlreiche Änderungen in dem Texte der vorher bereits gedruckten 94 Lieder, daß dies nur auf Veranlassung des Dichters möglich scheine; am wenigsten würde Ebeling als Kantor an derselben Kirche, wo Gerhardt Diakonus war, sich solche Eigenmächtigkeiten erlaubt haben; diese Änderungen, meint man, seien nur dadurch zu erklären, daß sie vom Dichter selbst herrühren, und seien ein Beweis, wie sorgfältig er an seinen Liedern gefeilt habe. Endlich sprächen für eine fortgesetzte Arbeit Gerhardts an seinen Liedern die durch Hinzudichtung neuer Strophen vorgenommenen Erweiterungen.

Dagegen sind aber erhebliche Einwendungen zu machen. Erstens ist nicht zu vergessen, daß Gerhardt seine ersten Lieder (1648), wie schon gesagt, in reifem Mannesalter drucken ließ, und daß diese Lieder z. T. lange vor dem Drucke gedichtet waren; der Dichter wird sie also, wenn er es für nötig hielt, gerade vor dem Drucke einer sorgfältigen Durchsicht unterzogen haben und hatte deshalb später keine Veranlassung, diese zu wiederholen. Oder glaubt man etwa, er habe in Nr. 2 Ach treuer Gott in Str. 1 geschrieben: Pr. 653 dein Vaterhand zusendet, Pr. 1656 dein Vaterherze sendet, Eb. 1666 dein Hand hat zugesendet? Oder in Str. 13 Pr. 1653 nach schwerer Prob, Eb. 1666 nach scharfer Prob, Pr. 1672 nach harter Prob; endlich bringt die Pr. 1693 noch: nach langer Prob. Oder in Nr. 106 Wach auf in Str. 6 in der Pr. 1648 mein Weirauch und mein Widder, Pr. 1653 mein Weirauch, Farr und Widder, Pr. 1656 mein Weirauch, Farr, mein Widder, Eb. 1667 wieder wie Pr. 1653, während er in dem Liede Nr. 14 die güldene Sonne Str. 3 bei Eb. 1666 drucken ließ: dankbare Lieder sind Weirauch und Widder? Oder der Dichter sollte in Nr. 58 Ich weiß, mein Gott Str. 17 nacheinander gesetzt haben: So hilf nur, hilf nun, hilf mir, wozu endlich noch gar: hilf mir nur, kommt. Anderer zahlreicher Beispiele zu geschweigen.

Zweitens bieten die Ausgaben der Praxis, in der Gerhardt, wie wir seit Entdeckung der fünften Ausgabe wissen, ja seine Lieder allmählich drucken ließ, doch von 1648 bis 1661 und auch 1666 im ganzen einen kontinuierlich festen Text, dessen Abweichungen sich durch Nachlässigkeit oder Druckfehler leicht erklären; nur die Ausgabe 1656 weicht vielfach

ab; diese aber ist in Frankfurt a. Main, wenngleich als Ausgabe Crügers gedruckt, wodurch ihre Willkürlichkeiten erklärt sind. Die Ausgaben nach 1666 aber kommen wohl nicht in Betracht, und — was wohl zu beachten, — wo sie sich von Ebeling, freilich nur unbedeutend, haben beeinflussen lassen, kehrt die Ausgabe von 1690 meist wieder zu dem älteren Texte, besonders dem von 1666 zurück. Man sah also in den eingerissenen Änderungen, auch in den Lesarten Ebelings, nicht die bessernde Hand des Dichters.

Drittens, was die Ebelingsche Ausgabe insbesondere betrifft, so stände doch unbedingt zu erwarten, falls sie die letzte Redaktion des Dichters böte, daß die Frankfurt-Berliner 1666/67 und die Stettiner Ausgabe 1669 identisch wären. Dies ist indes durchaus nicht der Fall; ich habe ungefähr 70 Stellen angemerkt, wo die Ebelingschen Ausgaben voneinander abweichen, und dieses Verzeichnis ist keineswegs erschöpfend. Ja ein großer Teil der Lesarten von 1669, die von den vorigen abweichen, kehrt eben zu dem Texte des ersten Drucks zurück. Viertens endlich erwähnt Ebeling in seinen Vorreden dieser vorausgesetzten Mitwirkung des Dichters bei der Herausgabe nicht nur nicht, sondern seine Worte schließen diese Mitwirkung geradezu aus. In seiner Vorrede von 1669 sagt er nämlich von der ersten Folioausgabe: „da ich denn nicht allein die alten [d. h. die bereits gedruckten 94 Lieder] übersehen nach dem Original des Autoris, sondern auch viele neue [26], vor diesem nicht gedruckte, mit untermengete". Unter dem Original ist sicher nicht, wie Bachmann meint, das Manuskript des Dichters zu verstehen, sondern der e r s t e D r u c k, auf den Ebeling zurückgegangen zu sein angiebt, da mittlerweile nicht nur in die Ausgaben der Praxis, sondern auch in viele andere Gesangbücher zahlreiche Druckfehler und falsche Lesarten eingedrungen waren. Aber auch bei der Benutzung der Originale ist Ebeling nicht sorgfältig, sondern willkürlich verfahren, und schon Bachmann hat bemerkt, daß ihm seine Noten die Hauptsache gewesen wären; war es ihm doch Lebensaufgabe, die Lieder des großen Dichters musikalisch auszustatten; und wie sehr die Noten bei ihm den Vorrang vor dem Texte hatten, zeigen die Fälle, wo in der Folioausgabe der Text in den verschiedenen Stimmen nicht gleich lautet, und in der Stettiner Ausgabe, wo unter den Noten und in der wiederholten ersten Strophe der Text nicht derselbe ist. Ich will aus der Folioausgabe einige Fälle anführen, wobei ich von orthographischen Abweichungen und Druckfehlern absehe.

Nr. 74 Nach dir, o Herr. Unter 2 Stimmen ich h o f; unter 2 i c h t r a u.

Nr. 76 Noch dennoch mußt du. Unter 2 Stimmen w i e e r w i l l; unter 2 w a s e r w i l l, so Berl. Dr. und 1669.

Nr. 53 Ich habs verdient. Unter 2 St.: mag — gehandelt — schnöden.
Unter 2 St.: kann — mißhandelt — bösen.
1669: Unter 1 St.: mag — gehandelt — schnöden.
Unter 1 St.: kann — gehandelt — bösen. (Das Lied hat 2 Mel.)
Im Text: kann — gehandelt — schnöden.
Nr. 13 Der Tag mit s. L. unter 3 St.: empfangen.
Im Baß: umpfangen.
Ferner: Unter 2 St.: zu wachen und zu schlafen.
Unter 2 St.: zum wachen und zum schlafen.

Nr. 36 Herr Gott, du bist. Unter 2 St.: allhie der Grund der Erden; unter 2: allhier — zur Erde, und andere Beispiele, aus denen erhellt, daß Ebelings Sorgfalt nicht allzu groß ist. Dem entspricht dann auch die große Zahl der Druckfehler, besonders in den Frankfurter Dodekaden.

Aus all diesem erhellt zur Genüge, daß, wie wir nicht in den wandelnden Lesarten der Praxis die bessernde Hand des Dichters, so auch in der Ebelingschen Ausgabe nicht die letzte Redaktion desselben zu erkennen haben, und daß diese letztere zwar mit Zustimmung Gerhardts, falls Ebeling von ihm die noch ungedruckten 26 Lieder erhalten hat, aber gewiß ohne seine Mitwirkung erfolgt ist. Gleichwohl müssen wir den Ebelingschen Text noch seinem Inhalte nach näher prüfen, indem wir eine Reihe seiner Lesarten mit dem ersten Drucke, den ich im folgenden als Original bezeichnen will, vergleichen.

Eine große Anzahl von Varianten freilich ist hier ganz auszuscheiden oder entbehren der Beweiskraft, welche auf die nach der eingerissenen Sprachverwilderung noch schwankende Orthographie und Grammatik sowie auf offenbare Druckfehler zurückzuführen sind. In ersterer Beziehung weichen nicht nur die verschiedenen Ausgaben von einander ab, sondern sind auch in sich nicht konsequent. Gebet Gebät; bewahren bewähren bewehren (1, 3, 7; 32, 14, 2; 114, 1, 7); gewähre (: begehre) gewehre; Leben: gegäben; spräche (loquor) spreche; umb ümb (umb: Stimm); denn den dann dan; das daß als Pron. u. Konj., ebenso Leue, Löwe, Löue (Löwe: Treue 50, 5, 6); liegen lügen; ferner: nicht nit, da dar, hier hie u. s. w.; dergleichen geht regellos nebeneinander her und durcheinander; Boden Bodem (Boden: Odem), Turn Turm. — Sodann: den Vaters Sinn Vaters=Sinn Vatersinn Vatersinn; ein todtes Bild Todtesbild Todtes=Bild Todes Bild, todes bild (101, 10, 5) und viele andere Zusammenrückungen. — Ferner der die das Gift; der die Quell; — in der Deklination ist es zweifelhaft, ob 31, 2, 3: ist dieser edlen Gabe wert, die Feustkingsche Lesart: G a b e n der Singular oder Plural sein soll, doch entscheidet gegen Feustkings Lesart der Sinn und

Str. 16, 3. — In der Konjugation: erhob erhub, ward wurd, stand stund, schrie schrei (Prät.), trieb treib (Prät.), sind seind (letzteres von Ebeling bevorzugt, wahrscheinlich des Singens wegen); willst willt. — Ferner: die gute Werke die guten Werke und dergleichen starke Bildungen in zahlreichen Fällen. In Verbindung mit Präpositionen, im Sieg in Sieg, zum End zu End, zu wahrer Reu zur wahren Reu (112, 6, 5), zum Spott zu Spott (87, 1, 3) bieten die ersten Drucke meist den Artikel. Die Präposition ohne hat bald den Dativ, bald den Akkusativ wie sonder, wo wenn ein Maskulinum folgt (ohne seinen, seinem Rat), einer der so häufigen Druckfehler vorliegen kann; ebenso die häufige Präposition vor, für, promiscue gedruckt; für handen, vorhanden, verhanden. — Ferner haben die Impersonalien mich reut, graut, jammert verschiedene Kasus; 42, 10, 3: Klagt, wie ihn heftig dürste: Mich dürstet, steht bei Ebeling ihm, also Druckfehler; ob dies auch 8, 5, 3: Wann sie ihm rufen, wo Ebeling ihn hat, der Fall sei, läßt sich bei der überaus häufigen Verwechslung von m und n nicht entscheiden. Bei helfen ändert Feustking 91, 13, 2 mir in mich, er wird also auch 59, 11, 3 absichtlich ihm in ihn verwandelt haben. Bei singen hat Ebeling 69, 1 seinen Namen singen, es folgt aber gleich darauf der Druckfehler zu seinen Altar; 121, 3 hat er Und dir, meinem Herren ... singen, geändert in: Und dich meinen Herren ... singen. In Nr. 55, 1 dagegen: Ich singe dir mit Herz und Mund, hat er nicht geändert. Ähnlich ists bei lehren (73, 10, 5). Ob die Vertauschung von mir nur nun auf Druckfehlern beruht, was bei der Inkorrektheit der Drucke wahrscheinlich ist, läßt sich mit Sicherheit nicht entscheiden, z. B. 27, 13, 1; 84, 6, 5 und oft. Daß dadurch der Sinn auch beeinträchtigt wird, ist selbstverständlich; in Nr. 42 Hör an Str. 2 Wer ihn nur faßt, quicunque, hat Ebeling (nach ihm Feustking) nun; Nr. 59 Ich will erhöhen Str. 5 der aber bleibet stets geschmückt Wer sich nur Gott ergiebet, schreibt Ebeling: Wer sich dem Herrn ergiebet.

Sieht man von all diesen Fällen, die mehr oder minder über die Absicht des Herausgebers Zweifel lassen, ab, so bleiben immer noch mehrere hundert Stellen, wo Ebeling vom ersten Drucke abweicht, und es sind nur sehr wenige Lieder unter den 94, die bei ihm von Änderungen verschont geblieben sind, Nr. 1 Ach Herr wie lange, Nr. 17 Du bist zwar mein, Nr. 120 Wer wohlauf ist. Übrigens stammen diese Abweichungen nicht alle von Ebeling; etwa zwei Dutzend hat er aus früheren Drucken entnommen. Von seinen vielen eigenen Lesarten sind manche in die späteren Ausgaben der Praxis nach 1672 übergegangen, etwa 80 aber wurden völlig verschmäht und sind erst durch neuere Ausgaben, besonders Wackernagels, zur Geltung gekommen und z. T. in

Gemeindegesangbücher übergegangen. Vorher hatte Feustking schon mehrere dieser letzteren aufgenommen.

Der Art nach bestehen Ebelings Änderungen fast nur im Wechsel der Konstruktion, soweit dies ohne weiter gehende Änderung möglich war, in Vertauschung einzelner Worte, in kleinen Umstellungen, in Nachhilfen explikativer und metrischer Art. Alle Änderungen sind nicht unverständig, im Unterschiede von den Feustkingschen, und verraten den geschulten Philologen, aber sie sind eben verständig, d. h. meist frostig und verraten bisweilen schon den später in den Gemeindegesangbüchern vorherrschenden Zug, das Konkrete und Individuelle für die Gemeinde ins Allgemeine umzusetzen; an einigen Stellen hat er unternommen, den Dichter nach Schriftstellen zu korrigieren. Nirgends liegt eine Notwendigkeit oder auch nur Veranlassung zu ändern vor.

Im folgenden gebe ich zunächst einige Beispiele, wo die Änderung von Ebeling selbst ausgeht. Ich folge im ganzen der Zeitfolge der Drucke.

Praxis 1648.

Nr. 83 Nun ruhen. Str. 6 Nun geht, ihr matten Glieder, geht hin und legt euch nieder. Eb.: geht, geht und (so auch Wasserquelle, Feustking). Andere Beispiele der bei Gerhardt allerdings beliebten, von Eb. übertriebenen Anaphora mögen sich anschließen:

Nr. 21 Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld der Welt und ihrer Kinder; es geht und büßet in Geduld. Eb.: es geht und träget (so Wq., F.).

Nr. 23 Fröhlich soll. Str. 8 Ey so kommt und laßt uns laufen, Stellt euch ein, groß und klein, Eilt mit großem Haufen. Eb.: kommt mit großen Haufen (so Wq., F.).

Nr. 56 Ich steh an deiner Krippen hier, O Jesulein, mein Leben, Ich komme, bring und schenke dir. Eb.: ich stehe, bring (so Wq., F.).

Nr. 126 Wie soll ich. Str. 6 Das schreib dir in dein Herze, du hochbetrübtes Heer. Eb.: du herzbetrübtes (so Wq., F.).

Nr. 7 Auf den Nebel. Str. 11 Da ich weder hie noch da Eingen Weg zur Rettung sah, Hatt ich seine Hülfe nah. Eb.: Weg zur Hülfe (ohne Nachfolge).

Umgekehrt ists in folgender Stelle:

Nr. 55 Ich singe. Str. 8 Bleibst immer fromm und treu Und stehst uns, wenn wir in Gefahr geraten, treulich bei. Eb.: herzlich bei (so Wq., F.).

Nr. 86 O Gott, mein Str. 1 Ja lébendig bin ich auch tot. Eb.: ich bin ja auch lebéndig tot (so Wq., F.). Dagegen 120, 14, 2 Ein lebéndigs Hauchen.

Praxis 1653.

Nr. 109 Warum willst du. Str. 7 Freu dich, Herz, du bist erhöret, Jetzo zeucht er bei dir ein. Eb.: Jetzo kommt und zeucht er ein (so Wq., F.).

Nr. 82 Nun laßt uns. Str. 4 Denn wie von treuen Müttern ... Die Kindlein ... bewahret werden. Eb.: verwahret (so Wq.).

Nr. 29 Gott ist mein Licht. Str. 4 hat ... versteckt in einem starken Felsen. Eb.: auf einen starken Felsen (so Wq.).

Nr. 129 Wohl dem Menschen. Str. 3 Also, sag ich, wird auch grünen, Wer in Gottes Wort sich übt; Luft und Sonne wird ihm dienen, bis er reife Früchte giebt. Eb.: Luft und Erde (so Wq., F.). Noch drei Abweichungen (mit F.).

Nr. 75 Nicht so traurig. Str. 4 der ist alber, der sich kränkt Um ein Hand voll Eitelkeit, Wenn ihm Gott dagegen schenkt Schätze der Beständigkeit. Eb.: Schätze der beständgen Zeit (so nur F.). Bachmann meint, die Korrektur möchte wohl von Gerhardt selbst herrühren. Schwerlich, denn was besagt sie? Im Original stehen Beständigkeit und Eitelkeit im Gegensatz; Schätze der Beständigkeit sind beständige Schätze gegenüber einer Hand voll Eitelkeit, d. h. eitler, vergänglicher Dinge.

Nr. 111 Was Gott gefällt. Str. 19 Glaub, Hoffnung, Sanftmut und Geduld Erhalten Gottes Gnad und Huld, Die schleuß in deines Herzens Schrein. Eb.: Der Glaub ergreift des Höchsten Huld, die Hoffnung bringt und schafft Geduld; Schleuß beid in d. H. S. (so Wq., F.). Dogmatisierende Änderung.

Nr. 34 Herr, dir trau ich. Str. 8 Der die Erd und alles schafft. Eb.: die Welt (so Wq.).

Str. 9 die mich noch in meiner Jugend hoch ergötzet und erfreut (hat). Eb.: schon in m. J. (so F.). Vgl. 34, 9, 3 wo das noch durch den Reim gesichert ist. Andere Änderungen Ebelings in diesem Liede s. Bachmann S. 12.

Str. 11 Dein Thun ist nicht auszusprechen, Deinen Rat kann niemand brechen, Alles liegt dir in dem Schóß und dein Werk ist álles groß. Eb.: Alles liegt in deinem Schoß (so F.).

Nr. 127 Wir singen dir. Str. 10 Du bist der süße (Eb., Wq., F.: süßte) Menschenfreund, doch sind dir so viel Menschen feind, Herodes Heer hält dich für Greul. Eb.: Herz (so Wq., F.). Vgl. 127, 2, 1.

Nr. 23 Fröhlich soll. Str. 6 Er nimmt auf sich, was auf Erden Wir gethan. Eb.: wird gethan (so F.).

Nr. 56 Ich steh hat mancherlei Varianten bei Eb., von denen hier nur einige.

Str. 1 ist oben S. 765 schon angeführt.

Str. 2 Dein schöner Glanz, Dein süßes Bild liegt mir ganz im Gemüte. Eb.: stets im G. (so Wq., F.). Das Zeitadverb paßt gar nicht für den im Anblick des gegenwärtigen Christkindes versunkenen Dichter. Vgl. Str. 5.

Str. 4 Ich lag in tiefster (Eb., F.: tiefer) Todesnacht, Du warest meine Sonne. Eb. 1666 wordest, wahrscheinlich Druckfehler; daraus 1669 wurdest (so Wq., F.). Vgl. Str. 3.

Str. 7 Was trauerst du, mein Brüderlein? Eb.: mein Fleisch und Bein (so Wq.).

Nr. 42 Hör an. Str. 10 Der Herr fährt fort, ruft laut. Eb.: dein Herr (so Wq.). Druckfehler?

Nr. 102 Siehe, mein getreuer Knecht. Eb.: geliebter (so Wq. F.).

Str. 7 Was der Mensch für Pein Billig sollt empfinden, Was... Uns von Recht gebühret. Eb.: was die Welt für Pein ... uns (so Wq.). Vgl. 44, 10.

Auch dies Lied hat noch eine Reihe von Varianten bei Eb.

Nr. 89 O Herz. Str. 3 Laß deine Lieb und Freundlichkeit zur Gegenlieb und Dankbarkeit Mich armen Sünder bringen. Eb.: zur Gegenlieb, Herr, jeder Zeit (so Wq.).

Str. 5 in dem mein Herz erwacht (ist). Eb.: Herze wacht (so Wq., F.)

Nr. 87 O Häupt. Str. 6 Wenn dein Herz wird erblassen Im letzten Todesstoß. Eb.: Haupt (so nur noch F.).

Nr. 4 Als Gottes Lamm. Str. 1 Dich, o du unsre ewge Ruh, Zu deiner Ruh zu bringen. Eb.: Dich, o du unsrer Seelen Ruh In deine Ruh zu br. (so Wq., F.).

Str. 3 Befahl, daß man sie nähm herab. Eb.: nehme ab (ohne alle Nachfolge).

Str. 8 So soll man Christum ehren ... Wir sollen balsamieren. Eb.: Christum zieren (so Wq.), über den Reim s. Goedeke.

Nr. 79 Nun freut euch. Auch dies Lied weist zahlreiche Änderungen Ebelings auf; hier einige:

Str. 2 Der Held, der alles hält, Er lag im Grab als überwunden; Er lag, bis. Eb.: erlag im. Im ersten Drucke (Pr. 1653) ist das erste er lag aus Raummangel sehr nahe zusammengerückt; wie Eb. die meisten folgenden.

Str. 24 Die die ists, welcher Jesus Christ Am erstenmal erschienen ist. So Mark. am letzten V. 9. Eb.: zu allererst (so Wq., F.).

Str. 29 Sie treten zu mit großer Freud Und greifen seine Füße. Eb.: griffen (so F.). Druckfehler oder gedankenlos nach Matth. 28, 9.

Nr. 59 Ich will erhöhen. Str. 2 Sobald ein Ach im Himmel klingt. Eb.: sobald man betet oder singt (so Wq.).

Str. 3 Der starken Engel Compagnie Zieht fröhlich an, macht dort und hie Sich selbst zu Wall und Mauren. Eb.: der frommen Engel starkes Heer Zieht fröhlich an, stellt sich zur Wehr, Ja macht sich selbst zu Mauren (so Wq.).

Str. 5 Das alle Lust stößt von sich aus. Eb.: treibt (so Wq.).

Str. 5 Wer sich nur Gott ergiebet. Eb.: sich dem Herrn (so Wq.). S. ob. S. 764.

Str. 6 Der Könge Gut, der Fürsten Geld ist Koth. Eb.: ist nichts (ohne Nachf.).

Str. 6 Die ewgen Schätz ererben. Eb.: erwerben (ohne Nachf.). Vergl. 20, 2, 6; 64, 10, 1.

Str. 9 So herzlich wohl ergehn. Eb.: so trefflich (Wq.).

Siehe über die Änderung dieses Liedes Bachmann S. 18f.

Nr. 110 Was alle Weisheit. Str. 5 da was allhier kein Ohr gehört Gott wird zu schauen geben Den Augen seiner Kinder, nach 1. Cor. 2, 9 und in strengem Zusammenhange mit der ganzen Strophe. Eb. dachte wohl an 2. Cor. 5, 7 und schrieb: Da was hier unser Ohr gehört (so Wq.).

Nr. 46 Ich danke dir. Str. 2 Wer ihn nur faßt, wird aller Last benommen s. oben.

Str. 16 Nimm all der Meinen eben wahr. Eb.: die Meinen. Druckfehler? (doch auch Pr. 1678—1702).

Nr. 18 Du liebe Unschuld. Str. 3 die (Heuchelei) bringt ihm Lieb und Huld und hebt ihn auf die Höhen, du aber bleibst zurück und mußt da unten stehen. Eb.: an die Höhen (so Wq.).

Nr. 44 Hört an. Str. 10: die Welt liebt ihren Koth und Stank, Hält viel von schnöden Dingen, Und also gehn sie auch den Gang, den ihre Väter gingen. Eb.: geht sie (so nur F.); vergl. 102, 7.

Nr. 91 O Jesu Christ mein sch. Licht. Str. 3 Wie freundlich, selig, süß und schön Ist, Jesu, deine Liebe! Wenn (Eb. wo) diese steht, kann nichts entstehen (Eb. bestehen), das meinen Geist betrübe, drum laß nichts andres denken mich, Nichts sehen, fühlen, hören, Lieben, ehren, Als deine Lieb und dich, der du sie kannst vermehren. Str. 4 O daß ich dieses hohe Gut Möcht ewiglich besitzen! O daß in mir dies edle Glut Ohn Ende möchte hitzen! Eb.: dieß edle Blut; (so Wq.). Nach Arnd, dessen Gebet diesem Liede zu Grunde liegt, doch steht das Wort Blut bei Arnd in anderem Zusammenhange und paßt nicht in diese Gerhardtsche Strophe, erst in der 6. wäre sein Platz.

Aus Nr. 22 Ein Weib das, will ich nur folgende Änderungen anführen:

Str. 4 Ihr Händlein greifet selber zu. Eb.: greiffet selbst mit zu. (so nur F.).

Str. 7 Sie gürtet ihre Lenden fest und stärket ihre Arm aufs best, wörtlich nach Sprüche Sal. 31, 17; Eb.: strecket, nach Spr. 31, 19 sie strecket ihre Hand nach dem Rocken (so nur F.).

Str. 8 Ihr Herze wachet Tag und Nacht Zu dem, der Tag und Nacht gemacht; Eb: Zu Gott, der (so Wq., F.).

Str. 11 Weiße Seid und Purpur ist ihr schönes Kleid. Eb.: Und Purpurfarben ist ihr Kleid. (so nur Eb.) vgl. Spr. 31, 22 Weiße Seide und Purpur ist ihr Kleid. Luk. 16, 19.

Nr. 112 Was soll ich doch. Str. 3 Mich jammert dein von Herzen sehr Und kann nicht sehen, daß das Heer Der Höllen dich betrübe. Eb.: dein doch gar zu sehr — nicht leiden (so Wq.).

Str. 4 Ich kann und mag nicht, wie du wohl Verdienet, dich verderben; Ich bin und bleib Erbarmens voll. Eb.: verdienest — bin durch und durch Erbarmens voll. (Ohne alle Nachfolge.)

Von den zehn Änderungen des Liedes Nr. 64 Ist Gott für mich, nur zwei.

Str. 2 Daß Gott, der Höchst und Beste, mir gänzlich günstig sei, von Eb. ersetzt durch: mein Freund und Vater sei, aus Nr. 52 Ich hab oft, Str. 10, 2 (so auch Wq., F.). Vgl. 97, 7, 2.

Str. 11 Der wird verfolgt und findet Ein hohe schwere Last Zu leiden und zu tragen. Eb.: Ein harte schwere Last (so Wq., F.).

Nr. 53 Ich habs verdient. Str. 8 Denn Gott ist meines Herzens Licht, Wo das ist, muß es tagen. Eb.: wo der ist (so Wq, F.).

Nr. 27 Geh aus, mein Herz. Str. 6 Des süßen Weinstocks starker Saft bringt täglich neue Stärk und Kraft In seinem schwachen Reise, d. i. bringt hervor. Eb.: kriegt (so nur Wq.).

Nr. 119 Wer unterm Schirm. Str. 7 Ich will ihn reißen aus dem Tod Und nach erlittner Angst und Not Mit großer Ehr ergötzen. Eb.: Tod, Ich will ihn nach erlittner Not (so nur Wq.).

Praxis 1661.

Nr. 5 Also hat Gott. Str. 12 Der Feind und Hasser deiner Huld Ist Ursach deiner (Gottes) Strafen. Eb.: seiner (des Menschen) Strafen (so nur Wq.).

Nr. 32 Herr aller Weisheit, bietet zahlreiche Änderungen; unter anderen:

Str. 8 Wie mancher stürzet seine Seel durch Klugheit, wie Achitophel, Und nimmt, weil er dich nicht recht kennt Durch seinen Witz ein schrecklich End, d. i. eben durch seine Klugheit. Eb.: mit seinem Witz (so F.).

Str. 14 Sie (die Weisheit) ist voll Ehr und Herrlichkeit Bewährt fürm Tod und großem Leid. Eb. 1667 Bewahrt uns für der Sterblichkeit, nach Weish. 8, 13: Ich werde einen unsterblichen Namen durch sie bekommen und ein ewiges Gedächtnis bei meinen Nachkommen lassen. 1669 ist Eb. zum Original zurückgekehrt.

Str. 19 Drum sende sie (die Weisheit) von deinem Thron Und gieb sie deinem Kind und Sohn. Eb.: Deiner Mageb Sohn. F.: deinem Glaubenssohn.

Str. 25 Der bleibt von dir auch ungeliebt. Eb.: auch vón dir. (so nur Eb.).

Nr. 2 Ach treuer Gott. Str. 1 daß... dein Vaterhand zusendet. Eb.: dein Hand hat zugesendet (so Wg., F.).

Wie oben 79, 29; 110, 5; 91, 3; 22, 7; 32, 14 sucht der gelehrte Musiker den Dichter noch an einer anderen Stelle zu korrigieren in der Bearbeitung des 62. Psalms:

Nr. 72 Meine Seel Str. 2 sagt Gerhardt nach der Lutherschen Übersetzung: Hanget wie zerrißne Mauren Und wie Wände, die nicht dauren, Über mir und seid bedacht, Wie ich werde tot gemacht. Gerhardt faßte also die Mauer als Subjekt. Dasselbe Bild ist Jes. 30, 13. Nun lautet die genauere Übersetzung von Ps. 62, 4: „Wie lange wollt ihr... insgesamt morden, wie [gegen] eine überhängende Wand, eine umgestoßene Mauer?" Der Psalmist vergleicht sich einer Festung, in deren Mauer Bresche gelegt ist. Dies drückt Ebeling nun so aus: Geht wie mit zerrißnen Mauren Und mit Wänden, die nicht dauren, mit mir um. Ihm folgen Wq. u. F., doch nur sie.

Ich will noch einige Beispiele anführen, in denen Ebeling eine schon vor ihm entstandene Änderung des ersten Druckes aufgenommen hat, die der Dichter, hätte er selbst Hand an die Ebelingsche Ausgabe gelegt, wohl wieder beseitigt hätte. In dem Abendliede

Nr. 83 Nun ruhen alle Wälder, Vieh, Menschen, Stadt und Felder, Es schläft die ganze Welt; Ihr aber meine Sinnen, Auf, auf, Ihr sollt beginnen (Runge 1653) ist der Druckfehler der Pr. 1653: Städt durch alle Ausgaben gegangen. Bachmann erklärt Stadt für Druckfehler, doch man vergegenwärtige sich: Nach gethaner Arbeit, in später Stunde schaut der einsame Dichter aus: alles liegt in tiefer Ruhe, die unbelebte Natur: die Wälder — alles Lebendige: Tiere und Menschen — hier die Stadt, draußen die Felder, ja darüber hinaus die ganze Welt — ihr aber, meine Sinnen u. s. w. Aus dieser poetischen Situation macht der Plural die nüchterne Aufzählung.

Nr. 106 Wach auf. Str. 6 Mein Weirauch und mein Widder sind mein Gebet und Lieder. So Pr. 1618, R. 1653, Pr. 1661, 1664,

1666. Die Pr. 1653 und Eb.: Mein Weirauch, Farr und Widder. Pr. 1656: mein W., F. und W. Dagegen hat Eb. Nr. 14 die güldne Sonne (1666) Str. 3 dankbare Lieder Sind Weirauch und Widder, und dies ist nirgends geändert.

Nr. 107 Warum machet. Pr. 1648. Von der Beschneidung Christi. Str. 4 Heut macht uns, die sollten sterben, Gottes Blut zu Gottes Erben, d. i. Christi Blut, das bei der Beschneidung vergossen wird. Alle folgenden: Gottes Sohn. Der Ausdruck Gottes Blut ist für damalige Zeit nicht auffallend, vergl. Rist: Gott selbst liegt tot; doch haben alle anderen Drucke: Gottes Sohn.

Nr. 71 Mein herzer Vater. 1650 Str. 4 Was bringt der Schein und Pracht der Welt Als Kummer eurer Herzen? d. i. Herzenskummer. Alle anderen: euren Herzen. Weitere Änderungen dieses Liedes s. bei Bachmann S. 12.

Nr. 16 Du bist ein Mensch. Pr. 1653, 1656. Str. 4 Thu als dein Kind und lege dich in deines Vaters Arme. „Statt als müssen wir jetzt wie sagen" (J. Grimm), also: thu wie dein Kind (bei dir thut). Seit 1661 alle: als ein Kind, und so auch Ebeling. In Nr. 8 Barmherzger Vater Str. 16 du stellst und hast dich als ein Gast, der fremd ist in dem Lande, hat Eb. selbst geändert: wie ein Gast.

Aus den angeführten Stellen, zu denen ich noch einige hinzufügen will bei der Besprechung der Wasserquelle, wird man denselben Schluß wie aus den obigen allgemeinen Erwägungen ziehen, daß Ebeling seine Ausgabe zwar mit Zustimmung Gerhardts — denn woher sollte er den Text der von ihm zuerst gedruckten 26 Lieder haben, — aber gewiß nicht unter seiner Mitwirkung veranstaltet hat, und daß wir in seinem Texte nicht eine letzte Redaktion des Dichters, vielmehr einen unter Ebelings Händen mannigfach geänderten Text vor uns haben. Und frägt man, wie dies bei einem Manne wie Ebeling und einem Gerhardt gegenüber möglich war, so wird dies Verfahren erklärlich, wenn wir bedenken, daß Ebeling in den verschiedenen Gesangbüchern schon verschiedene Lesarten vorfand, aus denen er, vielleicht sorglos, auswählte; daß er, wie schon bemerkt, diese Ausgabe um seiner Kompositionen willen veranstaltete, daß ihm auch vielleicht ungenaue Abschriften, wovon später, vorlagen. Auch mag ihn sein Gedächtnis getäuscht haben. In seiner Vorrede 1669 sagt er, er habe das Passionssalve zu seiner eigenen Hausandacht in neue Melodieen gebracht und wie er gesehen, daß es von etlichen gut aufgenommen, sich bereden lassen, selbige dem Drucker zu Frankfurt a. d. O. zu übergeben. (Seine Folioausgabe beginnt auch mit dem Liede: Ein Lämmlein, dem unmittelbar das Passionssalve folgt.) Dies läßt auf öffentliche Aufführung vor dem Drucke

schließen; ebenso wird er durch seinen Kirchenchor andere seiner Kompositionen haben aufführen lassen; daß dabei der Text manchen Willkürlichkeiten ausgesetzt war, liegt auf der Hand. Demnach können wir die Wertschätzung, die seinem Texte besonders durch Wackernagel seit 1843 zu teil geworden, ferner nicht für begründet erachten.

Wir müssen noch kurz eine Ausgabe der von Ebeling zusammengestellten 120 Lieder betrachten, welche ebenfalls zu Lebzeiten Gerhardts, als er aber Berlin wieder verlassen hatte und in Lübben weilte, erschien, und gleichfalls bei seinem Verleger Runge. Es ist die oben S. 754 genannte Sammlung der 120 Lieder, welche als Anhang zu der Förtschschen Wasserquelle erschien, von S. 409 an: Pauli Gerhardi Geistliche Andachten... nebst ihren ihnen zugehörigen rechten Melodieen [nicht den Ebelingschen]. Berlin 1670. 12°. Von einer Mitwirkung Gerhardts findet sich keine Spur. Runge, oder wer der Herausgeber war, legte den Ebelingschen Text von 1669 zu Grunde, dessen Reihenfolge der Lieder er auch beibehielt; doch weicht der Text mehrfach von der Vorlage ab, und zwar in doppelter Weise: entweder giebt er statt der Ebelingschen Lesart die des ersten Drucks, oder neue Varianten, deren Ursprung unbekannt ist. Beispiele, in denen die Wasserquelle mit Ebeling stimmt, sind oben gegeben; das Original d. i. die Lesart des ersten Drucks gegen Ebeling findet sich z. B. 83, 3, 4; 74, 6, 1, 2; 121, 3, 6; 123, 4, 4; 90, 15, 3; 102, 2, 6; 89, 1, 4. Eigene Lesarten der Wasserquelle sind u. a. folgende.

Nr. 123 Wie ist so groß. Str. 13 Dr., Eb.: Laß diese Lieb. Wq.: Deine Liebe, wodurch der enge Anschluß an die vorhergehende Strophe verdunkelt wird.

Nr. 15 Die Zeit. Str. 7 Dr., Eb.: Das werd ich alles schauen. Wq.: ich sehn und schauen.

Nr. 23 Fröhlich soll. Str. 6 Dr.: Und bei Gott für den Tod Gnad und Fried erwirbet. Eb.: Heil und Fried. Wq.: Fried und Heil.

Nr. 56 Ich steh. Str. 7 Dr., Eb.: Ich bin dein Freund, ein Tilger deiner Sünden. Wq.: ich tilge deine Sünden. Von den 26 Liedern, die Ebeling zuerst bringt, finde ich nur drei unbedeutende Abweichungen, 45, 4, 4 am guten Rat, Wq.: an gutem; 13, 3, 2 ein Schäflein an der Weide, Wq. auf; 38, 10, 3 unvermeßne Fülle, Wq.: unermeßne. Diese letzten drei Lesarten sind später von der Praxis aufgenommen, die ersteren nicht.

Wenn diese Ausgabe für die Kritik des Gerhardtschen Textes belanglos ist, so scheint sie es nicht für die Beurteilung der Ebelingschen Ausgabe. Bachmann sagt S. 23: Beide Texte stimmen im Ganzen völlig überein. Daß Runge sich dem Ebelingschen Texte so eng anschloß, legt

für diesen letzteren ein wichtiges Zeugnis ab. Die gleichwohl vorhandenen Abweichungen von demselben dürften jedoch ebenso entschieden zeigen, daß Runge in der Ebelingschen Ausgabe nicht eine Arbeit von des Dichters eigner Hand sah, da er sich einer solchen wohl überall untergeordnet haben würde. Das letztere Urteil ist richtig: Runge legte für den Anhang der Wasserquelle die für den Druck bequemste Ausgabe, die Oktavausgabe von 1669 zu Grunde und hin und wieder, doch nicht durchgreifend, korrigierte er nach den ersten Drucken; die eigenen Lesarten der Wasserquelle kommen wohl auf Rechnung des Setzers und ungenauer Korrektur.

Damit ist die Reihe derjenigen Drucke und Ausgaben, welche bei des Dichters Lebzeiten erschienen sind und bei denen die Möglichkeit vorliegt, daß der Dichter selbst auf sie Einfluß geübt hätte, erschöpft. Das Resultat ist, daß eine solche Mitwirkung nicht nur nicht nachweisbar, vielmehr ausgeschlossen und daher nur der erste Druck maßgebend ist.

Es ist selbstverständlich, daß nach dem Tode des Dichters (1676) erschienene Ausgaben für den Text keine Bedeutung haben, wenn nicht besondere Umstände darauf hinweisen, daß in ihnen Änderungen von der Hand des Dichters vorliegen. Diesen Anspruch erhebt der Konsistorialrat Feustking für seine Ausgabe. Der lange Titel lautet abgekürzt: Pauli Gerhardi Geistreiche Hauß- und Kirchen-Lieder ... jetzo nach des sel. Autoris eigenhändigen (sic) revidirten Exemplar mit Fleiß übersehen, Auch samt einem ... Vorbericht bei dieser ersten und gantz neuen Verbesserten und vermehrten Aufflage, Ausgefertigt von Joh. Heinr. Feustking. D. Zerbst 1707. schmal 12°. Die nach des Herausgebers Tode erschienenen Abdrücke, Wittemberg 1717 und 1723 stimmen fast genau mit der von 1707 überein, kommen übrigens auch nicht in Betracht. Die Feustkingsche Ausgabe enthält die 120 Lieder der Ebelingschen — die 11 Einzeldrucke scheint er nicht zu kennen — nach den hergebrachten Fächern der Gemeindegesangbücher geordnet.

Die ihr lange Zeit und vielfach noch bis heute erwiesene Beachtung verdankt sie dem Anspruche, den der Herausgeber etwas reklamenhaft für sie erhebt. In der Widmung des Buches an den Fürsten von Anhalt schreibt er, „daß er das Glück gehabt, die Lieder des unsterblichen Paul Gerhards zum ersten mahl gantz verbessert ans Tage Licht zu bringen," und in dem Vorbericht, „daß solche Gerhardische Gesänge zwar bishero gar offte gedruckt seien, ob sie aber in solcher schmeidigen Form wie jetzo schon mehrmahls erschienen, lasse ich andere urtheilen. Dieses kann ich dem geneigten Leser versichern, daß noch in keiner eintzigen Aufflage die Lieder richtig anzutreffen seyn, wie sie der selige Mann corrigiret und durchsehen hat. Die Eißlebische [1700] ist überaus falsch gedruckt, hält

auch zweene Gesänge in sich, davon unser Gerhardt nicht Autor ist. So haben auch alle übrige Editionen ihre großen Mängel, indem etliche Versicul darinnen geändert, andere versetzt [in dem Liede Ich weiß, daß mein Erlöser lebt giebt die Eißlebische Ausgabe die Str. 7 u. 8 in umgekehrter Folge], auch wohl gantze Strophen ausgelassen seyn, wie an dem Liede: Zeuch ein zu meinen Thoren augenscheinlich zu ersehen ist. Von solchen und vielen andern Mängeln, Verfälschungen und Hauptfehlern ist diese neue Edition gäntzlich geseubert und durch viele Zusätze also eingerichtet worden, daß sie ein jeder als eine verbesserte und vermehrte Aufflage finden wird. Alles ist geschehen und vorgenommen nach des Autoris Manual und eigenhändigen (sic) revidierten Exemplar, welches uns von dessen hinterlassenem eintzigen lieben Sohne, Herrn M. Paul Frdr. Gerhard aus treuen und willigen Gemüthe ist mitgeteilet worden."

Hiernach erklärte Roth, P. Gerhardt, Leipzig 1829, S. 81, daß diese Feustkingsche Ausgabe die beste und echte Ausgabe sei, und Langbecker (Leben und Lieder von P. Gerhardt. Berlin 1841) sah in ihr den Beweis, wie Gerhardt selbst bemüht war, seine Lieder zu verbessern. Dagegen äußerte O. Schulz (in seiner Ausgabe Berlin 1842) schwere Bedenken dagegen, daß Feustking sich eines vom Dichter selbst revidierten Exemplars bedient habe; Wackernagel aber erklärt ihren Ruhm für sehr zweifelhaft und sucht ihre Fehlerhaftigkeit an 36 Beispielen verkehrter Lesarten nachzuweisen. Dieser Beweis konnte freilich nicht gelingen, da Wackernagel nur die Ausgabe von 1723 kannte, aus der er zwei Lesarten (Nr. 15 und 17 bei Wackernagel) anführt, die die erste Ausgabe nicht hat, und weil er die Ebelingsche Ausgabe als den richtigen Text ansah. Von den 34 Beispielen bietet eines (9) wohl nur eine Differenz in der Schreibweise, eines (27) in der Pluralbildung (oder Druckfehler?)[1]); 24 Beispiele weichen zwar von Ebeling ab, bieten aber gerade den ersten Druck; nur 8 Stellen (2. 8. 13. 18. 25. 29. 32. 34) sind Lesarten, die Feustking allein hat.

Gleichwohl ist Wackernagels Urteil über die Ausgabe richtig. Sehen wir sie näher an. Der Herausgeber will den Text aus dem Manuale, wie es die Vorrede, oder einem Exemplar, wie es der Titel nennt, des Dichters entnommen haben. Was ist das für ein Exemplar? Da Feust-

---

1) In dem Liede: Nr. 88, O Herrscher, 1666 Str. 9, 3 steht bei Ebeling: Halt doch mit deinen Lastern ein, F. hat: halt doch mit deinen Lästern ein (nicht, wie Wackernagel angiebt: mit deinem Lästern). Liegt hier ein Druckfehler oder Pluralbildung vor? Vgl. Nr. 121 Wie der Hirsch im großen Dürsten, Pr. 1653; in großen D. R. 1653; in Nr. 14 Die güldne Sonne ... mit ihrem Glänzen, haben Eb. 1666/69 u. F.: ihren Glänzen.

king die 120 Lieder giebt und zu allen 120 Liedern vermeintliche Verbesserungen, so kann es nur ein Exemplar der Ebelingschen Ausgabe oder der Wasserquelle sein. Ein solches Exemplar soll revidiert sein; von wem? ob eigenhändig vom Dichter, wie Roth, Langbecker, O. Schulz und auch Bachmann annehmen, ist doch zweifelhaft nach dem wiederholten Wortlaut Feustkings: eigenhändigen revidierten Exemplar; und in welchem Umfange? darüber wird nichts gesagt. Daß der alternde Dichter, nachdem er öfter Gelegenheit gehabt, seine Lieder zu durchfeilen, und in Ebelings Ausgabe gleichsam den Abschluß seines dichterischen Schaffens sanktioniert hatte, sie nochmals „revidiert" hätte, ist nicht wahrscheinlich; und daß nicht alle Änderungen, welche Feustking als vom Dichter herrührend bietet, von diesem stammen können, ergiebt sich schlagend aus der Thatsache, daß gegen vier Dutzend der Feustkingschen Lesarten sich zuerst und allein in der von P. Sohr, bestalten Schul- und Rechenmeister in Elbing, besorgten Ausgabe der Praxis, Frankfurt a. M. B. Chr. Wust 1693, und in der Ausgabe von 118 Liedern P. Gerhardts, Eisleben 1700, finden. Es wäre abenteuerlich, anzunehmen, daß auch diesen beiden Ausgaben das „Manuale" des Dichters zu Gebote gestanden hätte.

Zu den von Feustking getadelten Ausgaben gehört auch die eben genannte „von einem Liebhaber geistreicher Lieder" zu Eisleben 1700, 16° besorgte. Der Verleger hat sie veranstaltet, „weil die Alt-Stettinische [Ebeling 1669 ff.] und Nürnberger [1667/1690] Editiones in Oktav in denen Buchläden nicht mehr anzutreffen seien. Die Ausfertigung an sich selbst sei nach dem Alt-Stettinischen korrekten Exemplar, nicht weniger korrekt und mit Fleiß geschehen." Abgesehen von der gleichen Anordnung der Lieder ist das letztere nur teilweise der Fall, denn die Ausgabe giebt hin und wieder ältere Lesarten als Ebeling, wofür Bachmann S. 25 aus dem Einen Liede Nr. 25 Gegrüßet seist du vier Beispiele anführt. Diese Lesarten stimmen oft mit der (letzt erschienenen) Frankfurter (a. M.) Praxis 1693 überein. Zweitens, bemerkt Bachmann, biete die Eislebener Ausgabe eine Reihe von Lesarten, die ihr eigentümlich seien, die also keinesfalls von Gerhardt herrühren können; solcher Lesarten führt Bachmann 18 an; sie können vermehrt werden. Von dieser Eislebenschen Ausgabe sagt nun Feustking, daß sie überaus falsch gedruckt sei, auch zween Gesänge in sich enthalte, wovon Gerhardt nicht Autor sei.[1]) Wenn er aber dieses Urteil über die Aus-

1) Diesen Vorwurf weist Bachmann zurück: Die Eislebener Ausgabe, sagt er, gebe allerdings S. 486—502 drei [richtiger vier] nicht Gerhardtsche Lieder, aber mit der ausdrücklichen Überschrift: „diese folgenden Lieder hat man zur Erfüllung der übrigen Blätter mit hergesetzt", wie denn dieselben im Register mit

gabe fällt, und mit Recht fällt, so ist es auffallend, daß er so oft die Eislebenschen Lesarten wieder giebt; ich habe in den vor Ebeling bereits gedruckten 94 Liedern etwa 150 gezählt, wo er von Ebeling gewöhnlich nach der Praxis von 1693 abweicht, und unter denen nur wenige den ersten Druck bieten. Dahin gehören erstens die schon von Bachmann angeführten 4 Stellen aus dem Liede: Gegrüßet seist du; zweitens wiederholt Feustking die 18 ebenfalls schon von Bachmann angegebenen der Eisl. Ausg. eigentümlichen Lesarten und andere; drittens korrigiert Feustking in den 94 Liedern die Eislebensche Ausgabe etwa 80 mal nach Ebeling. Von der Art, wie er korrigiert, folgende Proben:

Nr. 75 Nicht so traurig. Str. 2 Eb.: Du noch einzig Menschenkind habt ein Recht in dieser Welt (so Or.). Eisl.: Hab ein Recht. F.: Hast ein Recht.

Nr. 85 O du allersüßte. Str. 10 Eb.: Wirst dein Außerwehlten weiden (so Or.). Eisl.: Wirst dein Auserwehlte. F.: die Außerwehlte.

Nr. 111 Was Gott gefällt. Str. 19 Eisl.: Die schleuß in deines Herzens Schrein (Or.). Eb.: Schleuß beid in deines Herzens Schrein. F.: Beid schleuß in deines Herzens Schrein.

Nr. 98 Sei fröhlich alles. Str. 4 Eisl.: Und keinen Schaden bringet dem, der sich stets mit Herz und Sinn zu diesem Fürsten schwinget. F.: Und kann nicht Schaden bringen All denen die sich mit dem Sinn zu diesem Fürsten schwinget.

Nr. 79 Nun freut euch. Str. 14 Or.: Jedennoch an dem dritten Tag Er herrlich triumphieren. Eb.: Jedennoch würd am dritten Tag Er herrlich triumphieren. Eisl.: Jedennoch an dem dritten Tag Auch herrlich triumphieren (Pr. 1656). F.: Jedennoch würd am dritten Tag Auch herrlich triumphieren.

Nr. 24 Geduld ist. Str. 12 Eb.: Stillt die betrübten Thränen (Or.). Eisl.: Stillt der Betrübten Thränen. F.: Stillt der betrübten Thränen.

---

einem Stern bezeichnet seien. Dies ist richtig, gleichwohl hat Feustking recht; er meint nämlich zwei andere Lieder: S. 160 Freu dich du werthe Christenheit, Dieß ist der Tag des Herrn (von P. Hagen) und S. 270 O meine Seel, erhebe dich mit Andacht zu betrachten (von D. Denicke). Dafür fehlen in dieser Ausgabe zwei Gerhardtsche Lieder von den 120, nämlich Was trotzest du, stolzer Tyrann, und O Tod, o Tod, du greulichs Bild, so daß sie nur 118 Lieder von Gerhardt enthält. Außerdem, was Bachmann entgangen ist, bringt sie das Lied Ich preise dich und singe, zweimal, S. 307 und S. 448, auffälligerweise das erste Mal in der Ebelingschen Form, das zweite Mal (bis auf zwei Druckfehler) nach dem Originale (Pr. 1653). Nimmt man dazu die große Menge ihrer Druckfehler, so wird man Feustkings Urteile über ihre Fehlerhaftigkeit zustimmen.

Nr. 73 Merkt auf. Str. 12 Eb.: Bewahrt ihm (dem Jakob) Gang und Füße (Or.). Eisl.: Bewahrt ihrn Gang und Füße (Druckfehler). F.: Bewahret ihre Füße.

Nr. 9 Befiehl du. Str. 4 Eb.: An Mitteln fehlt dirs nicht (Or.). Eisl.: An Mitteln fehlts dirs nicht. F.: An Mitteln fehlts dir nicht.

Nr. 10 Das ist mir lieb. Str. 5 Eb.: Das red ich auch in Einfalt hin. Eisl.: Das redt mein Mund in Einfalt hin (Or.). F.: Das redt ich auch.

Nr. 113 Was traurest du. Str. 8 Eb.: Wann sich das starke Wetter regt (Or.). Eisl.: Wenn sich das starke Wetter regt. F.: Wenn sich das starke Wetter legt.

Nr. 16 Du bist ein Mensch. Str. 14 Or.: So kann alsdann der Mensche sehn. Eb.: Da kann der Mensch alsdann erst sehn. Eisl.: So kann alsdann der Mensch erst sehn. F.: So kann der Mensch alsdann erst sehn.

Nr. 76 Noch dennoch. Str. 4 Eb.: Vielmehr was hier ist auf der Erd (Or.). Eisl.: was hier auf dieser Erd. F.: was hier ist auf Erd (1 Silbe zu wenig).

Sollte man hiernach nicht meinen, Feustking habe ein Exemplar der getadelten Eislebener Ausgabe nach Gerhardts Manuale, d. h. einem Exemplar der Ebelingschen Ausgabe, allerdings sehr nachlässig, korrigiert und in die Druckerei geschickt? Auch das alphabetische Verzeichnis weist darauf hin; Feustking hat im Texte: Zeuch ein zu deinen Thoren, Mein herzer Vater, Wie schön ists doch, im Verzeichnisse mit Eisleben: Zeuch ein zu meinen Thoren, Mein Hertzens-Vater, Wie schön ist doch.

Eben darauf deuten auch etwa zwei Dutzend Druckfehler, die Feustking aus der Eislebener Ausgabe weiter gegeben hat. Z. B. Nr. 6 Auf, auf mein Herz. Str. 3 Selbst in des Siegers Band: Hand; Eisl. F.: Hand: Hand. Nr. 32 Herr aller Weisheit Str. 1 Or. Ist all mein Thun; Eb.: Da ist mein Thun. Eisl., F.: Ist da. Nr. 74 Nach dir. Str. 6 zun Füßen; Eisl., F.: zum Füßen. Nr. 27 Geh aus. Str. 3 das Täublein fleugt aus seiner Kluft (vgl. Nr. 128, 5, 4 und Jerem. 48, 28); statt des Druckfehlers Fr. Pr. 1676: Krüfft steht Fr. Pr. 1693 Gruft, und dies drucken Eisl. und F. gedankenlos nach. Ferner in Nr. 28 Gieb dich zufrieden schreibt Feustking mit Eisleben Str. 14 Er wird uns reissen aus den Banden dieses Leibs von allem Bösen (statt und); in Str. 15, 3 fehlt Eisl. und F.: hier; in Str. 16 da sie im Grund, der nicht kann brechen, den ewgen Mund selbst hören sprechen (statt den Grund), alles nach Eisl. und Pr. 1693. Nr. 14 Die güldne S. Str. 3 Alles sei Gott zum Opfer gebracht (eine Silbe zu wenig). Nr. 130 Zeuch ein. Str. 13 Or: Bau unsers Fürsten Thron, daß er und wir

gedeihen. Eb.: unsrer .. sie und wir; Eisl., F.: unsers .. sie und wir. Die bisher betrachteten Lesarten wie die vorher gegebenen stammen also sämtlich entweder aus der Eislebenschen Ausgabe gegen Ebeling, etwa 150, oder sie sind Korrekturen jener Ausgabe nach Ebeling, etwa 80 an der Zahl. Eine zweite Art von Lesarten, die auf ältere Drucke vor Ebeling zurückgeht, stehen sämtlich in der Praxis von 1693 und können von dort entnommen sein.

Endlich ist noch eine dritte Klasse zu betrachten, nämlich diejenigen Lesarten, welche Feustking allein hat; in ihnen, sollte man meinen, müßte sich vorzugsweise die Gerhardtsche „Revision" des Manuale offenbaren. Ich habe deren aus den zuerst gedruckten 94 Liedern gegen 60, aus den erst bei Ebeling gedruckten 26 Liedern 12 notiert. Einige mögen hier Platz finden, andere sind schon erwähnt.

Nr. 92 O Mensch. Str. 17 Gepreiset die, so nicht gebiert. F.: Gepreiset, die da nicht.

Str. 26 Die Seiten ihm zerstochen. F.: die Seite ihm erstochen; ganz unnötige grammat. Korrektur; cf. Str. 15, 6 und oft bei Gerh.

Str. 27 Das halten sie für unwahr sein. F.: das, halten sie, muß unwahr sein. Vgl. 76, 11, 1 deucht dir die Hülf unmöglich sein, wo nicht geändert.

Nr. 51 Ich hab in Gottes. Str. 1 Was böse scheint ist mir Gewinn. F.: ein G., gegen Phil. 1, 21.

Nr. 37 Du bist zwar. Str. 8, 3 u. 7: der steht vor Gottes Angesicht... Er sieht und hört die Scharen. F.: er steht und hört.

Str. 12 Ich will dich nicht mehr weinen. F.: nicht beweinen.

Nr. 130 Zeuch ein. Str. 4 Dadurch gesalbet ist Mein Leib und meine Seele.. Zum Priester und Propheten, Zum Könge (F.: König), den in Nöten Gott schützt vom Heiligtum. F.: im H.; die richtige Erklärung der Stelle giebt Goedeke.

Nr. 56 Ich steh. Str. 8 Verlieren doch beid ihren Preis. F.: doch fället ihrer beide Preis.

Nr. 23 Fröhlich soll. Str. 15 Ich will dir Leben hier, dir will ich abfahren. F.: mit dir will ich fahren.

Nr. 42 Hör an. Str. 15 Ach laß, mein Hort, dein letztes Wort Mein letztes Wort auch werden, So werd ich schön Und selig gehn Zum Vater von der Erden. F.: zum Himmel; „Zum Vater" giebt eben das letzte Wort Christi, Luk. 23, 46.

Nr. 99 Sei mir. Str. 1 Wenn ich knien und liegen soll. F.: knieend liegen.

Str. 4 Schreibe deine blutge Wunden Mir, Herr, in das Herz hinein. F.: Jesu, in mein Herz hinein.

Nr. 79 Nun freut euch. Str. 2 Er lag, bis daß der dritte Tag Sich in die Welt gefunden. F.: sich wieder eingefunden.

Str. 2 Die Sonne war noch nicht erwacht, Da wacht und ging in voller Macht Die unerschaffne Sonne. F.: da war und schien.

Nr. 31 Gott Vater. Str. 13 Das pflegt er zu erwählen. F.: Das will er gern erwählen.

Nr. 91 O Jesu Christ mein. Str. 15 Und gute Werke lehren. Dies scheint dem Konsistorialrat bedenklich, er setzt: reine Werke.

Nr. 52 Ich hab oft. Str. 10 Je mehr er schlägt, je mehr er liebt. F.: Je mehr Gott schlägt, je mehr Gott liebt. Als Versus memorialis und am Krankenbette wohl angebracht, nicht im Liede.

Nr. 22 Ein Weib. Str. 16 Die Söhne, die ihr Gott beschert, die halten sie hoch, lieb und wert. F.: die hält sie hoch, sehr lieb und wert. Ganz gegen den Gedanken der Strophe und gegen Spr. 31, 28.

Nr. 10 Das ist mir lieb. Str. 1 Sammt der Höllen Band. F.: Sammt aller Höllen Band; eine Silbe zu viel.

Nr. 32 Herr aller Weisheit. Str. 19 Und gieb sie deinem Kind und Sohn. F.: deinem Glaubenssohn. (Eb., Eisl.: deiner Mageb Sohn).

Aus den Liedern, die zuerst bei Ebeling stehen:

Nr. 114 Was trotzest du. Str. 2 Die Zunge schlägt alles zu Schanden und wund. F.: zu Schaden.

Str. 3 Dein Rachen sucht lauter Verderben. F.: dein Nahme. (Druckfehler?)

Nr. 125 Wie schön ists doch. Str. 6 Wir sind es nicht, die diesen Orden aufgericht, Es ist ein höhrer Vater. F.: Es ist Gott, unser Vater.

Nr. 36 Herr Gott du bist. Str. 12 Und segn all unsere Werke. F.: Und segne unsere Werke. Ist wohl um der „Schmeidigkeit" willen, die Feustking an seiner Ausgabe rühmt, geändert, wie: Hier trockn ich meiner Thränen Flut, in: Hier trockne ich der Augen Flut, und, metrisch eben so schlecht: Lasset fahrn, o liebe Brüder, in: Lasset fahren, liebe Brüder. Findt den Segen: findet Segen, u. A.

Nr. 57 Ich weiß, daß mein Erlöser lebt. Str. 8 Mein Auge wird sein Angesicht Mit großer Lust erblicken. F.: mit neuer Lust.

Wie viel von diesen Änderungen auf Druckfehlern beruhen, ist wohl nicht zu entscheiden; denn so sehr auch die Korrektheit der Ausgabe zu loben ist, ganz fehlt es daran auch in ihr nicht; so ist in dem Liede Nr. 3 Alle die ihr in der Reihe: Schlaf und ruhe (Str. 1) und Schlaf zweimal (1, 9 und 6, 9) ausgefallen.

Aus all diesem ist das Resultat, daß Feustkings Ausgabe nicht nur „die beste und echte Ausgabe" der Gerhardtschen Lieder nicht ist, sondern aus der Eislebener, Frankfurter Praxis 1693 und der Ebelingschen mit eigenen Änderungen des Verfassers zusammengelesen, daß sie schlechter ist, d. h. dem Originale ferner steht als die getadelte Eislebener, nur daß sie nicht so „falsch gedruckt" ist wie jene, d. h. weniger Druckfehler enthält. Und wir haben die Worte seines Titels und seiner Vorrede dahin zu deuten, daß er zwar ein eigenhändiges Exemplar Gerhardts von seinem Sohne empfangen hat, aber nicht ein vom Dichter eigenhändig revidiertes, wie Roth, Langbecker, O. Schulz und auch Bachmann die Worte deuten. In diesem Exemplare mögen im Laufe der seit Gerhardts Tode verflossenen 30 Jahre einige Änderungen vorgenommen sein, von wem aber und in welchem Umfange ist nicht zu ermitteln. In der Freude über das empfangene Exemplar hat er sich dann, m. E. ohne genaue Vertrautheit mit Gerhardts Eigenart und mit wenig Kritik, ja leichtfertig an eine neue Ausgabe gemacht, die für die Feststellung des Textes gar nicht in Betracht kommen kann.

Einen Umstand könnte man freilich noch für Feustking geltend machen und müssen wir noch erörtern. Er sagt in seiner Vorrede, daß noch in keiner einzigen Auflage (außer der seinigen) die Lieder recht vollständig anzutreffen seien. Darin hat er recht. In allen Drucken vor Feustking fehlen nämlich in dem Pfingstliede, Zeuch ein zu deinen Thoren, drei Strophen mit den Anfängen: Ach edle Friedensquelle — Laß deinen Volk erkennen — Auf Buße folgt der Gnaden — jetzt in der Reihenfolge Str. 9, 10, 11, und erst Feustking bringt sie. Sind diese Strophen echt, — und noch niemand hat es in Zweifel gezogen — so ist die Frage, woher er sie 1707 erhalten hat. Am nächsten liegt die Antwort: aus dem Manuale Gerhardts, mögen sie darin handschriftlich nachgetragen sein, wozu die Folioausgabe ausreichenden Platz bietet, oder auf einem besonderen Blatte eingelegen haben. Aber die Frage greift noch weiter. Auch in anderen Liedern fehlen in den Drucken der Praxis bis 1666 einzelne Strophen, welche erst Ebeling bringt. Es sind im ganzen folgende 31 Strophen[1]):

Praxis 1653, 1656, 1661, 1664, 1666.

Nr. 109 Warum willst du draußen stehen. Hier fehlen Str. 8, 9, 10; zuerst bei Ebeling.

1) Daß in dem Liede Lobet den Herren bei Runge 1653 die 9. Strophe fehlt, wird, wie schon oben S. 750 bemerkt ist, ein Druckversehen sein, da die gleichzeitige Praxis die Strophe hat.

Nr. 130 Zeuch ein zu deinen Thoren. Es fehlen die eben genannten drei Strophen, die zuerst bei Feustking[1]), ferner fehlt die vorletzte Str. 15, die zuerst bei Ebeling.

Nr. 97 Schwing dich auf. Hier fehlen die Str. 3, 5, 9, 10, 11, 12; zuerst bei Ebeling.

Nr. 127 Wir singen dir. Es fehlen Str. 4, 8, 9, 17; zuerst bei Ebeling.

Nr. 31 Gott Vater sende. Es fehlen Str. 10, 11, 12, 15; zuerst bei Ebeling.

Nr. 59 Ich will erhöhen. Es fehlen Str. 11, 12; zuerst bei Ebeling.

Nr. 80 Nun geht frisch drauf. Es fehlen Str. 2, 4, 5, 6, 12, 13, 14, 15; zuerst bei Ebeling.

Man hat nun gemeint, daß diese später gedruckten Strophen Erweiterungen seien, welche der bessernde Dichter hinterher hinzugefügt habe, und da diese Strophen meist erst bei Ebeling zu lesen sind, ein Beweis dafür seien, daß Gerhardt sich bei dessen Ausgabe beteiligt habe. Diese Ansicht erscheint mir nach dem oben Ausgeführten irrig und der daraus gezogene Schluß hinfällig. Goedeke bemerkt zu dem Liede Nr. 80 Nun geht frisch drauf, das bei Ebeling 8 Strophen mehr hat als der erste Druck in der Praxis 1653: „das Lied war für die Praxis abgekürzt, nicht für Ebeling erweitert"; und zu dem Liede Nr. 130 Zeuch ein: „das Lied scheint noch im Kriege gedichtet und gedruckt, dann, nach dem Frieden um die Zeitstrophen verkürzt, in die Gesangbücher aufgenommen, nicht erst erweitert zu sein." Auch Bachmann verlegt die Entstehung des Liedes, wie Str. 7 und 8 auch der abgekürzten Form, besonders aber Str. 9 und 11 der vollständigen Fassung zeigten, in die Zeit des dreißigjährigen Krieges. Demnach scheint die Sache so zu liegen, daß Gerhardt für die zur Erbauung bestimmten Gesangbücher die nicht mehr zeitgemäßen Strophen oder auch zur knapperen Fassung allzulanger Lieder die entbehrlichen Strophen strich, welche Ebeling, der kein Erbauungsbuch, sondern Gerhardts Lieder herausgab, mit aufnahm; daß er dabei eine Strophe in dem Pfingstliede ausgelassen, scheint ein Versehen zu sein, wie schon bemerkt ist. Aber woher hatte Ebeling diese Strophen, woher Feustking jene drei? Die Antwort liegt nahe: Ebeling von Gerhardt, Feustking aber aus seinem Manuale. Aber Goedeke deutet die Möglichkeit an, daß die drei von Feustking in das Pfingstlied

1) Bei Ebeling fehlt die 9. Strophe (Erhebe dich). Da sich dieselbe aber seit 1653 in allen Ausgaben der Praxis und auch bei Runge findet, so wird bei Ebeling ein Druckversehen zu Grunde liegen.

Aus all diesem ist das Resultat, daß Feustkings Ausgabe nicht nur „die beste und echte Ausgabe" der Gerhardtschen Lieder nicht ist, sondern aus der Eislebener, Frankfurter Praxis 1693 und der Ebelingschen mit eigenen Änderungen des Verfassers zusammengelesen, daß sie schlechter ist, d. h. dem Originale ferner steht als die getadelte Eislebener, nur daß sie nicht so „falsch gedruckt" ist wie jene, d. h. weniger Druckfehler enthält. Und wir haben die Worte seines Titels und seiner Vorrede dahin zu deuten, daß er zwar ein eigenhändiges Exemplar Gerhardts von seinem Sohne empfangen hat, aber nicht ein vom Dichter eigenhändig revidiertes, wie Roth, Langbecker, O. Schulz und auch Bachmann die Worte deuten. In diesem Exemplare mögen im Laufe der seit Gerhardts Tode verflossenen 30 Jahre einige Änderungen vorgenommen sein, von wem aber und in welchem Umfange ist nicht zu ermitteln. In der Freude über das empfangene Exemplar hat er sich dann, m. E. ohne genaue Vertrautheit mit Gerhardts Eigenart und mit wenig Kritik, ja leichtfertig an eine neue Ausgabe gemacht, die für die Feststellung des Textes gar nicht in Betracht kommen kann.

Einen Umstand könnte man freilich noch für Feustking geltend machen und müssen wir noch erörtern. Er sagt in seiner Vorrede, daß noch in keiner einzigen Auflage (außer der seinigen) die Lieder recht vollständig anzutreffen seien. Darin hat er recht. In allen Drucken vor Feustking fehlen nämlich in dem Pfingstliede, Zeuch ein zu deinen Thoren, drei Strophen mit den Anfängen: Ach edle Friedensquelle — Laß deinen Volk erkennen — Auf Buße folgt der Gnaden — jetzt in der Reihenfolge Str. 9, 10, 11, und erst Feustking bringt sie. Sind diese Strophen echt, — und noch niemand hat es in Zweifel gezogen — so ist die Frage, woher er sie 1707 erhalten hat. Am nächsten liegt die Antwort: aus dem Manuale Gerhardts, mögen sie darin handschriftlich nachgetragen sein, wozu die Folioausgabe ausreichenden Platz bietet, oder auf einem besonderen Blatte eingelegen haben. Aber die Frage greift noch weiter. Auch in anderen Liedern fehlen in den Drucken der Praxis bis 1666 einzelne Strophen, welche erst Ebeling bringt. Es sind im ganzen folgende 31 Strophen[1]):

Praxis 1653, 1656, 1661, 1664, 1666.

Nr. 109 Warum willst du draußen stehen. Hier fehlen Str. 8, 9, 10; zuerst bei Ebeling.

---

1) Daß in dem Liede Lobet den Herren bei Runge 1653 die 9. Strophe fehlt, wird, wie schon oben S. 750 bemerkt ist, ein Druckversehen sein, da die gleichzeitige Praxis die Strophe hat.

Nr. 130 Zeuch ein zu deinen Thoren. Es fehlen die eben genannten drei Strophen, die zuerst bei Feustking[1]), ferner fehlt die vorletzte Str. 15, die zuerst bei Ebeling.

Nr. 97 Schwing dich auf. Hier fehlen die Str. 3, 5, 9, 10, 11, 12; zuerst bei Ebeling.

Nr. 127 Wir singen dir. Es fehlen Str. 4, 8, 9, 17; zuerst bei Ebeling.

Nr. 31 Gott Vater sende. Es fehlen Str. 10, 11, 12, 15; zuerst bei Ebeling.

Nr. 59 Ich will erhöhen. Es fehlen Str. 11, 12; zuerst bei Ebeling.

Nr. 80 Nun geht frisch drauf. Es fehlen Str. 2, 4, 5, 6, 12, 13, 14, 15; zuerst bei Ebeling.

Man hat nun gemeint, daß diese später gedruckten Strophen Erweiterungen seien, welche der bessernde Dichter hinterher hinzugefügt habe, und da diese Strophen meist erst bei Ebeling zu lesen sind, ein Beweis dafür seien, daß Gerhardt sich bei dessen Ausgabe beteiligt habe. Diese Ansicht erscheint mir nach dem oben Ausgeführten irrig und der daraus gezogene Schluß hinfällig. Goedeke bemerkt zu dem Liede Nr. 80 Nun geht frisch drauf, das bei Ebeling 8 Strophen mehr hat als der erste Druck in der Praxis 1653: „das Lied war für die Praxis abgekürzt, nicht für Ebeling erweitert"; und zu dem Liede Nr. 130 Zeuch ein: „das Lied scheint noch im Kriege gedichtet und gedruckt, dann, nach dem Frieden um die Zeitstrophen verkürzt, in die Gesangbücher aufgenommen, nicht erst erweitert zu sein." Auch Bachmann verlegt die Entstehung des Liedes, wie Str. 7 und 8 auch der abgekürzten Form, besonders aber Str. 9 und 11 der vollständigen Fassung zeigten, in die Zeit des dreißigjährigen Krieges. Demnach scheint die Sache so zu liegen, daß Gerhardt für die zur Erbauung bestimmten Gesangbücher die nicht mehr zeitgemäßen Strophen oder auch zur knapperen Fassung allzulanger Lieder die entbehrlichen Strophen strich, welche Ebeling, der kein Erbauungsbuch, sondern Gerhardts Lieder herausgab, mit aufnahm; daß er dabei eine Strophe in dem Pfingstliede ausgelassen, scheint ein Versehen zu sein, wie schon bemerkt ist. Aber woher hatte Ebeling diese Strophen, woher Feustking jene drei? Die Antwort liegt nahe: Ebeling von Gerhardt, Feustking aber aus seinem Manuale. Aber Goedeke deutet die Möglichkeit an, daß die drei von Feustking in das Pfingstlied

1) Bei Ebeling fehlt die 9. Strophe (Erhebe dich). Da sich dieselbe aber seit 1653 in allen Ausgaben der Praxis und auch bei Runge findet, so wird bei Ebeling ein Druckversehen zu Grunde liegen.

aufgenommenen Strophen einem anderen, schon während des Krieges gedichteten Liede entnommen und hier eingeschaltet seien, auch wie eben mitgeteilt, daß das Pfingstlied selbst noch im Kriege gedruckt sei. Denn ohne Zweifel sind Gerhardts Lieder, sei es einzeln, sei es in Partieen, öfter gedruckt als wir wissen. Und auch das ist wahrscheinlich, daß, wie wir es von anderen Dichtern, insonderheit von Goethe wissen, Gerhardts Lieder, zunächst im Kreise von Freunden, dann in weiteren Kreisen vor dem Drucke handschriftlich umgingen. Denn dies durch den Krieg zertretene und geängstete Geschlecht hatte einen Heißhunger nach geistlicher Speise und nach dem Troste des göttlichen Wortes, und diesem Verlangen entsprachen nicht sowohl die kirchlichen Lieder der Reformationszeit, als das Erbauungslied, das die Not der Zeit geboren, eines Joh. Heermann, am ergreifendsten aber die süße Poesie eines P. Gerhardt. Ist dem aber so, so erklärt sich zum Teil die zahllose Menge von Varianten im Texte, wie sie bei keinem anderen Schriftsteller oder Dichter auch nur im entferntesten angetroffen werden. Auch ist nicht ausgeschlossen, daß auf diesem Wege Feustking in den Besitz jener drei Strophen des Pfingstliedes gekommen ist. Doch sind das alles freilich nur Vermutungen, zu denen die Lückenhaftigkeit der Überlieferung einlädt.

Das Resultat der vorangehenden Untersuchung ist dieses, daß für den echten Text der Gerhardtschen Lieder für die auf S. 747 flg. aufgeführten Einzeldrucke nur eben diese Einzeldrucke, für die vor Ebeling in Sammlungen gedruckten Lieder nur die im ganzen übereinstimmenden Ausgaben der Praxis von 1648, 1653, 1656 und 1661, subsidiär für 20 unter ihnen Runge 1653, für die letzt gedruckten 26 Lieder nur die Ebelingsche Folioausgabe maßgebend sein kann.

Zum Schluß bleibt noch Eine Frage zu erörtern. Das Osterlied Sei fröhlich alles weit und breit (Nr. 98) wird gemeiniglich P. Gerhardt zugeschrieben. Es steht zuerst in der Praxis 1653 und trägt in ihr und allen folgenden Ausgaben bis 1666 und in der Psalmod. 1657 die Unterschrift Christ(ian) Bartholdi. Gleichwohl hat es Ebeling in seine Sammlung der 120 Lieder aufgenommen, worauf die Ausgaben der Praxis seit 1672 flg. Gerhardts Name darunter setzten. Seitdem gilt Gerhardt unbezweifelt als der Verfasser. Auch Goedeke schließt sich dem an mit der Begründung: „Ebeling hat Crügers Weise in seine Sammlung gesetzt und konnte also keinen Grund haben, das Lied, das er nicht komponiert hatte, einzureihen, wenn er nicht von Gerhardts Urheberschaft überzeugt war." Aber Ebeling hat die Weise Gerhardts harmonisiert und durch seine Namenschiffre über den begleitenden Stimmen die Harmonie ausdrücklich für sich in Anspruch genommen; er legte also Wert darauf und infolge davon auf ihre Veröffentlichung.

So erklärt sich, daß er sie in seine Kompositionen einreihte und darüber den Autor vergaß. Jedenfalls ist seine „Überzeugung“ dem ursprünglichen und wiederholten Zeugnisse Crügers gegenüber nicht von Belang; auch ist schwerlich anzunehmen, daß das Lied 13 Jahre lang in wiederholten Drucken unter den Augen Gerhardts und Bartholdis einem falschen Autor zugeschrieben wurde. Danach haben wir das Lied unserm Dichter abzusprechen und bleiben also nur 130 Lieder, die wir von ihm kennen. Aus Inhalt und Form des Gedichts läßt sich kein sicherer Schluß ziehen; nach meinem Gefühl ist es nicht gerhardtisch; doch mag der Dichter dem Liede des jüngeren Freundes etwas nachgeholfen haben.

Zur Überführung der Hildebrandschen Ideen vom deutschen Sprachunterricht in die Praxis.

Von **Ernst Linde** in Gotha.

Den Kern der Hildebrandschen Ideen finde ich darin, daß die Schüler in allem Unterrichte, hauptsächlich aber im deutschen Unterrichte in erster Linie mit dem Inhalte der Sprache vertraut gemacht werden sollen. Der Gegensatz zu dem bisherigen Sprachunterricht besteht also darin, daß bisher die Sprech-, Lese- und Schreibfertigkeit der Schüler als Hauptziel betrachtet wurde, während Hildebrand dem Sprachunterricht die entschieden höhere Aufgabe stellt, die Schüler in den Stand zu setzen, daß sie bei jedem gesprochenen, gelesenen oder geschriebenen Worte auch das wirklich sich vorstellen, denken und empfinden, was in dem Worte zufolge seiner geschichtlichen Eigentümlichkeit enthalten ist. Die technische Fertigkeit erscheint so unserm Meister als etwas Minderwertiges, als etwas, das die beispiellose Sorgfalt und Mühe, die man bisher darauf verwandte, gar nicht verdient, das aber bei einer solch lebensvollen Behandlung der Sprache, wie er sie sich denkt und geübt hat, sicher weit weniger direkte Sorgfalt verlangen und gleichsam als Nebenprodukt aus der sprachunterrichtlichen Thätigkeit des Lehrers hervorgehen wird. Wir haben, wenn wir in seinem Sinn unterrichten wollen, unser Hauptaugenmerk auf den Inhalt der Sprache zu richten, auf das, was das Wort wirklich bezeichnen will („wir haben das Wort beim Worte zu nehmen“). Als Ergebnis eines solchen Sprachunterrichts dürfen wir aber auch nicht eine bloß technische Fertigkeit der Schüler (im Sprechen, Schreiben, Lesen), obwohl eine solche mit, erwarten, sondern vielmehr ein Emporwachsen der Kindesseele am Geiste der Sprache, ein Hineinwachsen des Schülers in das Wesen der Sprache und damit in das

Wesen seines Volkes überhaupt, sowie der Menschheit, — wovon ja jedes Volkstum nur eine eigentümliche Darstellungsform ist. Fassen wir so Hildebrands Ideen in ihrem innersten Kerne, so wird notwendigerweise aller und jeder Unterricht zum Sprachunterricht, selbst der Religionsunterricht. Ich glaube, gegen eine solche Auffassung würde sich auch A. Pickel nicht sträuben, trotz seiner Ausführungen in Reins „Encyklopädischem Handbuch der Pädagogik", wo er schreibt, daß der Sprachunterricht zu dienen habe, und daß man ihn nicht neben den Religionsunterricht stellen dürfe. Gewiß ist es die absolute Würde der Religion, deren sich der Verfasser hier annimmt oder anzunehmen gedrungen fühlt. Aber im Grunde genommen ist ja dieselbe durch den Hildebrandschen Sprachunterricht in keiner Weise angegriffen; denn eben der Religionsunterricht, der wirksam sein, der nicht über die Köpfe der Schüler hinwegrauschen will, muß notwendigerweise zum Sprachunterricht im Hildebrandschen Sinne werden. Man erinnere sich nur des vortrefflichen Beispieles „mild" in Hildebrands Buch (S. 14)! Und was der Meister des deutschen Sprachunterrichts (S. 7) von kleinen geistigen Schöpfungsakten, von dem Nachschaffen des sprachlich schon Vorhandenen durch ein eigenstes, innerstes Thätigsein der Seele ausführt, das erinnert lebhaft an die uralten Anschauungen von der Macht des Wortes, dem alles Leben entstammt, und das die Theologie des Johannesevangeliums daher sogar bis an den Anfang alles Seienden zurückversetzt und als das schöpferische Prinzip des Weltenherrn beschreibt.

„Das ist der Kreis, durchs All geschlungen,
Der Poesie geheimster Sinn:
Dem Wort ist alles Ding entsprungen,
Ins Wort strebt alles Ding dahin." (Geibel.)

Auf einer solchen Höhe der Anschauung erscheint gewiß der Satz, daß auch der Religionsunterricht Sprachunterricht sein müsse, als etwas durchaus Natürliches, als etwas, von dem man nicht begreift, daß es anders sein könnte.

Daran also haben wir Lehrer bei unserer Praxis vor allem festzuhalten: In jedem Unterichte müssen wir bei unserer Unterrichtssprache so verfahren, wie es Hildebrand für den Sprachunterricht im engeren Sinne (als welcher die deutschen Disziplinen immer bestehen bleiben werden — hierin muß ich dem Verfasser des Hildebrandheftes der Neuen Bahnen, Rud. Dietrich in Zürich — vergl. S. 530 (Jahrg. 1895) — leider widersprechen!) fordert, d. h. wir haben immer und überall Bedacht zu nehmen, wie wir den Schülern den Geist der Sprache, den eigentümlichen Gehalt dieses oder jenes Ausdruckes lebendig nahe bringen können, sodaß sie ihn ergreifen und hierdurch innerlich wachsen und ein wenig

vorwärts kommen können. Wie das zu machen sei, habe ich in meiner Schrift „Die Muttersprache im Elementarunterrichte" (Leipzig, Klinkhardt 1891) für das unterste Schuljahr unserer Volksschule wenigstens darzulegen versucht. Da mir der nun verewigte Meister hierzu seine freudige Zustimmung mehrfach zu erkennen gegeben hat, so darf ich mich an dieser Stelle wohl um so rückhaltloser auf meine Schrift beziehen. Zwecks näheren Verständnisses wolle man von vornherein beachten, daß ich den Elementarunterricht immer in dem zweifachen Sinne auffasse, der dem Begriffe eigen ist: Erstens als Unterricht der ganz Kleinen, der noch vollständig Ungeschulten, der Incipienten, und zweitens als denjenigen Unterricht auch bereits größerer Schüler, wo gleichsam auf die allerersten Anfänge der Bildung zurückgegangen und die natürliche Beschaffenheit des Schülers zum Ausgangspunkt genommen wird, — also diejenige Art der Belehrung, die man unter dem Ad hominem demonstrieren versteht. Der ganze Sprachunterricht Hildebrands ist ein solches Ad hominem demonstrieren, ein Zuhülferufen des innersten Bildungstriebes, des natürlichen Hungers der Seele (nach Anschauungen nämlich), wie er selbst an dem Beispiele vom Berge ausführt (S. 13), wo er sich freut, daß es ihm gelungen ist, seine Schüler sämtlich auf „die glückliche Stufe des Elementarschülers" versetzt zu haben. Solchen Elementarunterricht haben wir auf jeder Altersstufe der Schüler täglich und stündlich zu erteilen, und ich nehme daher für meine Schrift „Die Muttersprache im Elementarunterricht" eine umfassendere Geltung in Anspruch, als bloß eine solche für die Unterstufe.

Als Aufgabe des Elementarunterrichtes betrachte ich es, die Schüler die Schulsprache, d. i. unser Neuhochdeutsch, verstehen zu lehren. Man erwäge genau, was in dieser Aufgabe enthalten ist! Jede Sprache ist die Wiedergabe eines mehr oder weniger großen Sachgebietes durch hörbare Zeichen, d. h. sie stellt uns Sachen und deren Beziehungen vor das innere, geistige Auge. Hildebrands Sprachunterricht ist daher, dieser Wesensbestimmung der Sprache gemäß, in erster Linie Sachunterricht. So unbegrenzt nun das Sachgebiet ist, so unbegrenzt ist auch das Sprachgebiet, und die Aufgabe des Elementarunterrichts, wie ich sie eben kennzeichnete, ist daher eine unendliche. Dennoch erschöpft dieser Elementarunterricht nicht den Begriff des Unterrichts überhaupt, denn er hat es weder mit Begriffs-, noch Charakterbildung zu thun, — d. h. unmittelbar nicht; mittelbar thut er dies vortrefflich, ja er ist die durchaus unentbehrliche Grundlage alles verstandes- und charakterbildenden Unterrichts, wie wir gleich sehen werden. Seine Aufgabe ist nämlich, Anschauungen zu schaffen, Anschauungen, d. h. bleibende seelische Bilder der Dinge. Die Lehre von den Anschauungen nimmt zwar in

der neueren Pädagogik einen breiten Raum ein; aber wie gewöhnlich, so ist auch hier eine Kluft zwischen Theorie und Praxis, und über nichts hört man heutzutage so viel klagen, als über den immer noch weit verbreiteten Verbalismus. Hildebrands pädagogisches Verdienst in dieser Hinsicht ist es nun, gezeigt zu haben, 1. wie der verkehrte Gebrauch der Sprache als „eines andern Lateins" an jenem Verbalismus die Hauptschuld trägt, und 2. wie gerade der rechte Gebrauch der Sprache jenen Verbalismus gründlich ausfegt. Denn es ist doch klar, daß ein bloßes Wortemachen gar nicht mehr möglich ist, wenn wir uns stets des Grundsatzes erinnern, daß der Inhalt der Sprache die Hauptsache ist. Darum habe ich im zweiten Teile meiner Schrift diesen Grundsatz der Anschaulichkeit ins rechte Licht zu stellen versucht. Als vortreffliches Hülfsmittel bei solcher Vermittelung des Sprachgehaltes in der Grundklasse erschienen mir damals und erscheinen mir noch jetzt die Pfeifferschen Bilder zu den Heyschen Fabeln. Die Speckterschen wären am Ende noch besser, sind aber m. W. nicht in so großem, für den Klassenunterricht geeigneten Maßstab erschienen. Übrigens erfüllen auch alle andern Bilder diesen Zweck, die einen für die Kinder verständlichen einfachen Vorgang darstellen, der der sittlichen Vertiefung fähig ist. Denn solche Bilder bieten einen Ausschnitt aus der wirklichen, und, worauf es ganz besonders ankommt, aus der Erfahrungswelt des Kindes. Tierbilder sind ganz besonders geeignet wegen des bekannten lebhaften Interesses des Kindes für die Tiere. Wichtig ist eben hierbei, daß das Kind schon ganz aus sich selbst heraus ein seelisches Verständnis für den dargestellten Vorgang findet. Denn auf der Unterstufe handelt es sich vor allem um das leise Herüberziehen des kindlichen Hausdeutschs in das Schuldeutsch, in die gebildete Umgangssprache; die Hauptsache ist daher, daß wir die Kinder zum Reden bringen, eben um an ihr Hausdeutsch anknüpfen zu können, und hierzu, d. h. um die Kinder zum Reden zu bringen, sind, wie ich aus Erfahrung weiß, solche Tierbilder vortrefflich geeignet.

Bei dem Kapitel „Hausdeutsch" muß ich noch einige Augenblicke verweilen. Der Nachweis, daß die Kinder, auch die aus gebildeten Familien, thatsächlich ein anderes Deutsch mit in die Schule bringen, als die Schule zu pflegen hat, ist wohl kaum nötig; auf dem Dorfe ist dieser Unterschied natürlich weit größer, als in der Stadt, in den unteren Kreisen größer, als in den oberen. Jedenfalls hat die Volksschule auch immer mit einem gewissen Volksdeutsch zu rechnen. Da ist es nun das Verkehrteste, was der Elementarlehrer thun kann, wenn er glaubt, durch gezwungen lautreine und lautrichtige Aussprache die Kinder möglichst frühzeitig an das Hochdeutsch zu gewöhnen. Die Kinder

besitzen, wie Hildebrand gezeigt hat, in ihrem Hausdeutsch einen Schatz lebendiger, d. h. mit Gefühlen durchtränkter Vorstellungen, Anschauungen, Gedanken, Erfahrungen, den der Lehrer benutzen sollte, insbesondere auch für die Pflege der Muttersprache. Er kann ihn aber nicht benutzen und stößt ihn absichtlich zurück, wenn er die Kinder nicht reden läßt, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, und wenn er selbst sich nicht auch, und zwar je früher je öfter, der Mundart bedient. Wenn ich in der Schule meines Walddorfes von einem „Pfluge" sprach, so sahen sie mich an, wie die Kuh das neue Thor; nannte ich aber den „Ackerkaarscht", so leuchtete in ihren Mienen sofort das Verständnis auf. Natürlich muß sich der Lehrer fleißig um die Mundart seines Ortes kümmern, sonst geschieht es ihm, daß er die Kinder noch weniger versteht, als sie ihn. Als ich mir einmal spitze Gegenstände nennen ließ, kam auch ein „Noilbirl" zum Vorschein; es war ein Nagelbohrer gemeint. Und wenn schon bei konkreten Dingen das Verständnis so hapern kann, wie mag es dann erst bei abstrakten sein? Die Diktate, oder die auswendig gelernten Gedichte spiegeln oft in klarster Weise die kindlichen Mißverständnisse wieder; mögen dieselben auch zum Teil auf die Unaufmerksamkeit der Schüler oder die undeutliche Aussprache des Lehrers zurückzuführen sein, so trägt sicher auch oft der Mangel an Anschaubarkeit des Diktierten oder Gelernten die Schuld. Das Kind will sich etwas vorstellen unter dem Gehörten; der rechte Inhalt wird ihm nicht erschlossen, also legt es dem Gehörten einen eigenen Sinn unter, und so entsteht der Unsinn.

Die Frage ist nun weiter: Wie macht man das Gesprochene anschaubar? Handelt es sich um konkrete, leicht zu erlangende Dinge, so wird natürlich das Wort am besten durch Vorzeigen dieses Dinges vermittelt. Aber schon bei den konkreten Dingen kommen wir bald ans Ende des Vorzeigens in natura; und wenn auch hier noch Bilder das Mittel sind, wodurch der Inhalt der Schulsprache dem Kinde lebendig übermittelt werden kann, so sind doch gute Bilder immer in nur sehr beschränkter Anzahl zu beschaffen. Und dann würde doch unser Unterricht auch ungeheuer schwerfällig werden, wenn wir zu jedem Gegenstande, den die Kinder noch nicht gesehen oder von dem wir glauben, daß sie ihn noch nicht genau genug gesehen haben, ein Bild herbeischleppen wollten. Vollständig hülflos aber stehen wir anscheinend den Bezeichnungen für abstrakte, rein geistige Dinge, Vorgänge und Beziehungen gegenüber; denn da hört jede sinnliche Veranschaulichung auf. Hier ist nun kein anderer Rat, als die Sprache durch die Sprache selbst zu veranschaulichen. Wie das zu machen sei, dafür hat sich mir aus der Unterrichtspraxis eine Reihe von Kunstgriffen ergeben, deren Beschreibung den dritten Teil meiner Schrift bildet. Es sind kurz folgende:

1. Die schon genannte Verwendung des gleichbedeutenden mundartlichen Ausdrucks für den zu verdeutlichenden hochdeutschen. Man denke an das Wort „Ackerkaarscht". Dieses eine Wort ersetzt, nein, übertrifft jede noch so genaue, umständliche Beschreibung.

2. Das Aufsuchen von gleichbedeutenden hochdeutschen, aber den Kindern bekannten Ausdrücken (von Synonymen), z. B. umarmte für umfing, gesehen für wahrgenommen, sterben für verscheiden, Knochen für Bein u. s. w.

3. Die Gegenüberstellung des gegenteiligen Begriffs unter Hinzufügung des Wörtchens nicht, z. B. nicht weit, für nahe, nicht fleißig, für müßig u. s. w. Oftmals bedarf auch der gegenteilige Begriff einer ausführlicheren Ausmalung, um den eigentlich zu verdeutlichenden klar zu machen; so male ich ihnen z. B. mit kräftigen Pinselstrichen den Krieg aus, damit sie lernen, was Friede, — das Gefangensein, damit sie erkennen, was Freiheit bedeutet u. s. w.

4. Die drastische Betonung, der charakteristische Ausdruck. Bei Verwunderung mache ich ein verwundertes Gesicht, bei Trotz lasse ich die ganze Trotzköpfigkeit heraushören, von Verdruß rede ich nur in verdrießlichem Tone u. s. w. Unsere deutsche Sprache ist gerade hierfür trefflich geeignet wegen der in ihr waltenden Lautmalerei (der Lautsymbolik). Man spreche nur z. B. folgende Wörter vor den Schülern ihrer Lautzusammensetzung entsprechend aus, und man wird kaum noch einer Verdeutlichung weiter bedürfen: Sanft, gelinde, Zorn, Grimm, Haß, säuseln, seufzen (das mache ich ihnen übrigens allemal vor, wie man seufzt!), Groll, erdröhnen, Pracht, Trost, stumm (womöglich mit einer Pause danach), weit (mit einer Armbewegung), flimmern, erstarren, trippeln, schlüpfen, lechzen u. s. w. u. s. w.

5. Die Etymologie des Wortes, ich meine vorläufig nur die Zerlegung in seine Bestandteile, die Aufweisung seiner Verwandtschaft mit bekannteren Wörtern oder Wortformen. (Das Zurückgehen auf die ursprüngliche Bedeutung verbleibt den höheren Klassen.) Z. B. andächtig kommt her von an etwas denken, Vorsicht von Vorsichhinsehen, Lüsternheit von Lust, flohen von fliehen u. s. w.

6. Die Herstellung eines veränderten Zusammenhanges. Z. B. in dem Verse: „Wie trägst du so ein weißes Kleid mit goldnem Staub besät", lasse ich das ungewöhnliche Wort „besät", nachdem ich seine Verwandtschaft mit Saat, Same u. s. w. nachgewiesen habe, in verschiedenen Sätzen verwenden, z. B. der Landmann besät den Acker, der Himmel ist wie mit Sternen besät, womit hast du dein Beetchen besät? Hierdurch suche ich eine Verschmelzung des Sprachinhaltes mit dem Seeleninhalte des Schülers herbeizuführen.

7. Eine kleine Geschichte ist oft nötig, um ihnen ein Bild von einer Sache zu geben und macht dieselbe in der Kindesseele weit plastischer, als eine trockene Erklärung. Man erinnere sich auch hier wieder, wie Hildebrand den Schülern nahezubringen sucht, was „mild" ist! Oder man denke an die bekannte Lesebuchgeschichte vom ehrlichen Emil, wie da deutlich wird, was „ehrlich" ist! Besonders sittliche Begriffe werden erst deutlich durch einen konkreten Vorgang, z. B. Treue, Tapferkeit, Demut u. s. w.

8. Die Anführung gleich- oder ähnlichlautender Wörter (Homonymen), aber mit verschiedenem Sinn, z. B. die Hut und der Hut, leiden und leiten, Bein und Pein, der Marder und die Marter. Hierdurch wird das Bild der Sache gleichsam von den anhaftenden Bestandteilen anderer Bilder gereinigt. Hätte das z. B. jener Lehrer bei der Einübung der Stelle „Fühl in des Thrones Glanz die hohe Wonne ganz" u. s. w. gethan, das Kind hätte nicht mittags beim Gänsebraten gefragt, ob das die hohe Wonnegans sei, von der sie heute in der Schule gelernt hätten!

9. Die Zerlegung eines zusammengesetzten Bildes in seine einzelnen Bestandteile. Es giebt Wörter, die eine ganze Menge konkreter Einzelheiten umfassen, wie z. B. ausstellen, betrügen, hüten, Flur, Dienst, Jahrmarkt u. s. w. Wenn diese Wörter so am Ohr des Schülers vorüberrauschen, so entsteht keine greifbar Anschauung; erst eine Zurückführung des gegebenen Begriffs auf seine konkreten Anschauungen bringt den Schülern das Wort wirklich nahe.

10. Endlich die Herbeiziehung der einem Abstraktum zugrundeliegenden sinnlichen Bedeutung, z. B. bei unmündig (ohne Mund), erziehen (ziehen), Haushalt (das Haus halten) u. s. w. Auch hierfür bietet uns ja die deutsche Sprache, wie Hildebrand nachgewiesen hat, mit ihrem Bilderreichtum willig die Hand; man erinnere sich nur der Beispiele: Die Arbeit geht nicht vorwärts, sich einen Zweck setzen, sie ist die reine Güte, etwas ins Auge fassen u. s. w.

Im vierten Abschnitte meiner Schrift mache ich sodann auf einige Arten der Anwendung dieser Mittel aufmerksam. So z. B. beim Erzählen! Ich halte es für falsch, wenn eine Erzählung erst in musterhaft stilisierter Weise gegeben und erst nachträglich dem Verständnis der Schüler entsprechend verdeutlicht wird; denn dann ist das erste, frischeste Interesse schon verraucht. Man muß vielmehr so erzählen, daß gleich beim ersten Male ein tiefgehender Eindruck erzielt wird; und das erreicht man nur, wenn man je nach Bedürfnis und Gelegenheit einen hochdeutschen Ausdruck durch einen andern hochdeutschen oder durch einen volkstümlichen ersetzt, den auszuschließenden entgegengesetzten Begriff im Vorbeigehen streift, gewisse Wörter recht drastisch betont, zerlegt, um-

stellt u. s. w., kurz, sich in freiester Weise jener Mittel zur Verdeutlichung des Sprachinhaltes bedient. Am schwierigsten ist dies natürlich beim Erzählen der Biblischen Geschichte, weil das Sachgebiet derselben dem Kinde ein unbekanntes Land ist. Und da darf ich wohl im Vorbeigehen der Bibl. Geschichte von Kornrumpf (Leipzig, Brandstetter) Heft 1, für die Unterstufe, gedenken; der Verf. versteht im großen und ganzen diese Kunst des Erzählens vortrefflich und hat es sich angelegen sein lassen, seine Sprache dem Anschauungskreise der Kinder möglichst anzupassen. Stellenweise ist ihm das so gut gelungen, daß ich mir davon ganz unabhängig vom Lehrer, schon beim eigenen, häuslichen Lesen seitens der Kinder, eine Wirkung auf deren Gemüt verspreche. Das Büchlein ist ein erfreuliches Zeugnis, wie die Hildebrandschen Anregungen, unserer Schule und unserem Volke zum Segen, bereits in weitesten Kreisen gefruchtet haben!

Ich verlasse hier den Gedankenkreis meiner Schrift — denn was ein fünfter Abschnitt derselben über den Wert und die Bedeutung einer solchen Unterrichtsweise ausführt, braucht vor Mitgliedern der Hildebrandgemeinde nicht wiederholt zu werden — und suche mich wieder im größeren Zusammenhange der vorliegenden Betrachtungen zurechtzufinden. Ich denke, die bisherigen Andeutungen werden genügen, um sich einen Begriff davon zu machen, wie notwendig es ist, in allem Unterrichte die Sprache in der Weise Hildebrands zu gebrauchen und zu behandeln. Notwendig ist dies sowohl im Interesse der Sprache selbst, die ohne eine solche lebendige Vermittelung ihres Gehaltes dem Verfalle preisgegeben wäre, als auch im Interesse des Unterrichtsstoffes, der doch ganz wesentlich nur durch die Sprache mitgeteilt werden kann, vor allem aber im Interesse des Schülers, der doch weder durch Grammatik und Orthographie, noch durch Sprech- und Lesefertigkeit gebildet werden kann, sondern allein durch den Inhalt der Sprache, durch das, was die schöpferischen Geister seines Volkes in ihr niedergelegt haben. So wird in der deutschen Schule jede Disziplin zum deutschen Unterricht; alles, was ich als Deutscher in deutscher Sprache lehre, das trägt unfehlbar das Gepräge des Deutschtums, das ist mit deutschem Denken, Auffassen, Anschauen, Empfinden und Streben getränkt bis auf den letzten Laut des letzten Wortes. Es wird aber neben diesem deutschen Unterricht im weiteren Sinne auch immer ein solcher bestehen bleiben, der die äußere Aneignung der Sprache zum Zwecke hat — der deutsche Unterricht im engeren Sinne. Hierher gehören unsere deutschen Fächer: Lesen, Grammatik, Orthographie und Stil. Diese müssen in der Schule bleiben, denn die Sprache ist und bleibt nun doch einmal auch eine Fertigkeit, also etwas Mechanisches, Äußerliches, und wenn wir

unsere Schüler nicht mit dieser Fertigkeit ausrüsten wollten, so würden wir uns einer mehrfachen schweren Vernachlässigung schuldig machen. Des Meisters Buch vom deutschen Sprachunterricht handelt ja auch eben von diesem deutschen Unterricht im engeren Sinne; freilich kann der Blick bei den großen Gesichtspunkten des Buches dieses kleine, eng umschriebene Gebiet leicht aus den Augen verlieren.

Indem ich mir aber nun zu vergegenwärtigen suche, wie sich Hildebrand diese äußere Aneignung der Sprache denkt, so finde ich den Grundsatz an der Spitze: Keine äußere Aneignung ohne innere! Das Grammatische und Orthographische wird immer ein trockener, langweiliger Unterrichtsstoff sein, wenn der Lehrer nicht bei jeder Gelegenheit das blühende Leben hervorzuzaubern versteht, wovon jedes Winkelchen der Sprachwelt so voll ist, wovon aber der Schüler gerade in den deutschen Stunden am wenigsten zu sehen bekommt. Die Grammatik hat es zu thun mit Hauptwörtern, Geschlechtswörtern, Fürwörtern, Zahlwörtern, Thätigkeitswörtern u. s. w., mit Beugen und Steigern, mit Zusammensetzungen und Ableitungen, mit Satzgegenständen, Satzaussagen und Ergänzungen, mit Haupt- und Nebensätzen u. s. w. u. s. w., und wir haben unsere liebe Not, alle diese Ausdrücke dem Gedächtnis und dem Verstande der Kinder einzuprägen, — natürlich nicht ohne ihnen gleichzeitig die Sache, die dadurch bezeichnet werden soll, so gut es eben geht, nahe zu bringen. Das alles sind aber doch nur (logische) Übungen am äußeren Bau der Sprache, wobei uns und den Schülern der Inhalt derselben gänzlich gleichgültig bleibt. Grammatisch interessiert uns der Satz „Der heilge Ludwig tritt hervor" nicht mehr als etwa der gleichgebaute „Der flüssige Leim klebt." Reiht man also die Beispiele lediglich in Rücksicht auf ihre grammatische Bedeutung so aneinander und redet nun von Satzgegenstand (der Ludwig — der Leim), Beifügung (heilige — flüssige) und Satzaussage (tritt hervor — klebt), so ist klar, daß die Schüler bei diesem raschen Wechsel nebelhafter Anschauungen von der Gemütsstimmung des grauen Nebels, der Langenweile, erfaßt werden müssen. Gleichzeitig aber versündigt man sich auch an der Sprache, indem man ohne Schonung ihres inneren Lebens eine Zerfleischung ihrer äußeren Gestalt, also eine richtige Vivisektion unternimmt. Und das ist es, wogegen sich Meister Hildebrand mit Händen und Füßen wehrt: dieses gefühllose Herumhantieren am Leibe der Sprache bei gänzlicher Nichtberücksichtigung ihres eigentümlichen seelischen Lebens, diese Empfindungslosigkeit gegenüber einem der edelsten Güter, das der Mensch besitzt, sowie die verkehrte Pädagogie, die da obwaltet, wo man dem Schüler die Sprache nur als einen Gegenstand seines Wissens, und nicht auch als einen Gegenstand seiner Empfindung, seines inneren Anschauens und Erlebens

nahe bringt. Wie sich dagegen der Meister die Grammatik unter gleichzeitiger Berücksichtigung des Sprachgeistes denkt, das geht aus seiner Unterrichtsprobe über das Neutrum hervor. Nach der bisherigen Weise erfuhren die Schüler nur: Es giebt drei Geschlechter, männliches, weibliches und sächliches Geschlecht. So hingestellt erscheint das (ganz abgesehen davon, daß die Bezeichnung sächliches Geschlecht falsch ist) als eine Willkür der Sprache, der man sich einfach willenlos zu fügen habe; und da man auch bei allen anderen Eigentümlichkeiten der Sprache so verfuhr, so mußte als vorherrschendes Gefühl im Schüler notwendigerweise Unlust und Unwille gegenüber der anscheinenden Tyrannenlaune der Sprache entstehen. Unlust und Unwille aber sind gewiß noch von keiner pädagogischen Theorie als Hebel des Unterrichts betrachtet worden!

Wie anders verfährt dagegen Hildebrand! Er zeigt an gelegentlichen Beispielen, daß thatsächlich Fälle vorkommen, wo das Geschlecht unbezeichnet gelassen werden muß (Mein Bruder und meine Schwester vertragen sich nicht, weil keins nachgeben will), und daß die Sprache erst aus diesem Notfalle heraus das Neutrum gebildet hat. Mit welchem anderen Gefühl steht hier der Schüler der Sprache gegenüber? Er hat einen Blick gethan in ihre geheime Werkstatt, er hat nicht Laune, sondern einen tiefen Verstand als Triebfeder ihrer Schöpfungsakte erkannt; sein Interesse ist geweckt, und das wird wohl nun auch noch für einige weniger interessante Fälle den Lerntrieb in Atem erhalten! Denn das dürfen wir nicht übersehen: Hildebrand selbst bezeichnet solche Blicke in den schaffenden Sprachgeist, die dem Schüler zu eröffnen sind, als Bissen Kuchen zwischen das Brot. Grammatik ist und bleibt eine trockene Speise, und wir können ihre Unschmackhaftigkeit nur hie und da durch etwas Schmackhaftes versüßen, aber nie ganz beseitigen.

Als solche Bissen Kuchen zwischen das Brot hat man nun allgemein die Lehre von der Wortbildung und der Wortbedeutung erkannt. (Als Hülfsmittel für den Lehrer erscheint mir hierzu die „Deutsche Wortkunde" von Edwin Wilke, Leipzig, Richter, empfehlenswert.) Um gleich an das Nächstliegende anzuknüpfen: Die Wahl des Geschlechts (S. 172). Gewiß wird man die Kinder auch einmal darauf aufmerksam machen dürfen — und man wird gerade hierdurch ihr Interesse für den Sprachunterricht beträchtlich erhöhen —, daß alles Große und Starke meist männliches Geschlecht, alles Kleine und Zarte meist weibliches Geschlecht hat, und daß sich dieses sogar auf Sachen erstreckt (die Bäume sind z. B. meistens weiblich, ebenso die Flüsse, die Berge meist männlich), und daß alles Junge, Unentwickelte sächlich ist (woher sich auch das sächliche Geschlecht der Verkleinerungsformen erklärt).

Wie interesseerweckend ist ferner der Nachweis, daß alle jetzt unselbständigen Vor- und Nachsilben früher selbständige Wörter mit feststehender Bedeutung gewesen sind, zumal sich diese Bedeutung jetzt noch häufig erkennen läßt! So bedeutet die Vorsilbe **ent** eine Gegenbewegung, z. B. entgegnen, entbieten, entheben, entlassen, entfremden, die Vorsilbe **miß** etwas Schlechtes, Böses, Falsches, z. B. Mißernte, Mißbrauch, Mißgunst, die Vorsilbe **un** das Gegenteil, z. B. unschön, unzart, unsauber, die Vorsilbe **zer** eine Trennung, z. B. zerreißen, zerlegen, zerbersten, zergehen u. s. w. Die Nachsilbe **bar** enthält den Begriff des Tragens (von mhd. . . bëran = tragen), z. B. dankbar, dienstbar, genießbar, die Nachsilbe **haft** mit etwas behaftet sein, z. B. schreckhaft, schwatzhaft, flatterhaft, krankhaft, die Nachsilbe **heit**, ursprünglich ein weibliches Hauptwort, bedeutet soviel wie Art und Weise, z. B. Thorheit, Schönheit, Weisheit, die Nachsilbe **lich**, die als selbständiges Hauptwort noch fortlebt in Leiche, bedeutet Körper, Gestalt, z. B. weiblich, freundlich, häßlich, bildlich, jährlich, die Nachsilbe **schaft** bezeichnet einen Stand oder Zustand, z. B. Ritterschaft, Bürgerschaft, Gefangenschaft, Kindschaft, die Nachsilbe **tum**, ursprünglich ein Hauptwort mit der Bedeutung von Verhältnis, Stand, Würde u. s. w., hat auch jetzt noch diese Bedeutung z. B. Herzogtum, Heiligtum, Menschentum u. s. w. u. s. w. (Siehe Wilke S. 153 u. f.)

Eine vortreffliche Einführung in den Geist der Sprache und zugleich eine wertvolle Unterstützung von Grammatik und Orthographie ist ferner die Aufstellung von **Wortfamilien**, wie solche neuerdings in verschiedenen pädagogischen Fachzeitungen empfohlen worden ist, und wozu auch Wilke in seiner deutschen Wortkunde reiches Material liefert. Vergl. die Familien der Wörter binden (S. 194), tragen (S. 206), ziehen (S. 228), fahren (S. 230), scheren, stehen, schlagen u. s. w. Die Allgemeine deutsche Lehrerzeitung brachte in Nr. 41—43 vor. Js. einen Aufsatz über Wortbildung und Wortbedeutung, der ebenfalls in der Empfehlung solcher Wortfamilien (und Sachgruppen, wovon gleich nachher!) gipfelt. Als Beispiel führt Verf. die Wortfamilien **fließen**, **binden** und **zwei** an, wovon ich hier die erstere folgen lasse:

„Die ursprüngliche Bedeutung von fließen ist obenaufschwimmen, ins Schwimmen geraten, getrieben werden. So gebraucht es z. B. Walther von der Vogelweide in dem berühmten Spruche, mit dem er bei der Kaiserwahl für Philipp von Hohenstaufen Partei nimmt:

Ich hörte die Wasser diezen
Und sah die Fische fliezen.

Zu fließen gehört das Faktitivum
flößen in der Bedeutung von
einflößen = einfließen machen, und

flößen — auf dem Wasser schwimmen lassen und so fortschaffen. Ferner folgende Ableitungen:

Floß — geflößtes Holz, und dann auch ein aus zusammengeschlagenen Bäumen bestehendes Fahrzeug,

Flößer — der Holz flößt,

Flossen, Floßfedern — die Gliedmaßen für die Fortbewegung, für das Schwimmen im Wasser,

flott — auf dem Wasser schwimmend (mit der übertragenen Bedeutung: sich frisch und frei bewegen),

Flotte — eine größere Anzahl zusammengehöriger Schiffe, namentlich Kriegsschiffe,

Fluß — 1. fließendes Gewässer,
2. der flüssige Zustand, in dem sich geschmolzenes Metall befindet,

flüssig — was fließt,

Überfluß — überströmendes Maß, Überfülle, Unnötiges,
Verfluß nach Verfluß von —

verflossen, wie das vorige von der Zeit gebraucht,

Flut — breit daherströmendes und ansteigendes Wasser, und

Sintflut — andauernd große Flut (vergl. die Pflanzennamen Singrün = Immergrün, Sinau oder Sintau = Immertau, weil sich die Regen- und Tautropfen in dem faltigen Mantel des Blattes sehr lange halten). Sündflut ist volksetymologische Umdeutung.

Wer es versucht hat, weiß, welches rege Interesse die Schüler der Auffindung solcher Wortfamilien (wobei man die Schüler natürlich möglich frei gewähren lassen muß) entgegenbringen; und dieses einmal erwachte Interesse wird dann sicher auch die trockneren grammatischen und orthographischen Übungen begleiten, die man im Anschluß an solche Wortfamilien anzustellen für gut findet.

Ebenso beachtenswert erscheint mir aber auch der andere Vorschlag, den der Verf. jenes Aufsatzes in der Allg. d. Lehrerzeitung zur Lehre von der Wortbildung und Wortbedeutung beibringt, nämlich der, Sachgruppen zusammenzustellen. Verf. versteht darunter „Zusammenfassungen und Erklärungen der einem bestimmten Gedankenkreise ursprünglich allein eigenen charakteristischen Bezeichnungen.“ Ist z. B. in der Geschichte das Ritterleben im Mittelalter besprochen worden, so werden alle die für dieses Kulturganze besonders charakteristischen Bezeichnungen in der deutschen Stunde zusammengestellt und, wenn nötig, vervollständigt. Hierbei würden sich ungefähr folgende Sprachanschauungsbilder ergeben.

Burg — ursprünglich jeder vor feindlichem Angriff bergende Ort,

Wagenburg — eine aus zusammengefahrenen Wagen gebildete Verschanzung im Kriege.

Zwingburg = eine Burg, durch deren Besitz man das Umliegende zu beherrschen, zu zwingen imstande ist.

Burgverlies = Burggefängnis, eigentlich der Ort, in dem man verloren ist. (Albert Richter im „Prakt. Schulmann" 1894 Erstes Heft erklärt gelegentlich einer Besprechung der Stelle: „Sah etwas blinken auf der Straß, das ein zerbrochen Hufeisen was" auch den Zusammenhang zwischen verlieren und Verlies, und macht dabei auch noch auf den Lautwechsel von r und s in frieren und Frost, kiesen und erkoren u. s. w. aufmerksam.)

Bergfried = der Burgturm. Fried = Schutz, auch in Friedhof.

Herberge = Heer-berge, Gasthaus.

Der Reisige = der berittene, zur Kriegsfahrt (mhd. reise) gerüstete Knecht.

Schranke = die absperrende Einfriedigung eines Raumes, auch der umschlossene Raum selbst (in die Schranken fordern, in Schranken halten, einschränken). Die preuß. Eisenbahnverwaltung setzt jetzt Schranke statt des früher üblichen Barrière.

hurtig, von Hurte = stoßendes Losrennen, Anprall.

Stegreif, eigentlich Steigreif = Steigbügel.

Aus dem Stegreife: gleichsam = schon mit einem Fuße im Steigbügel.

Reiherbeize, von beizen = beißen machen.

Hifthorn, nicht Hüfthorn; Hief oder Hift ist der Laut, den die Jäger auf ihrem Jagdhorn blasen.

Geselle, ursprünglich Saalgenosse, Begleiter des Ritters (daher auch Spießgeselle).

Junker = Jung-herr.

Herr = der Hehrere (Komparativ).

Hagestolz, von got. staldan = besitzen, also Hagbesitzer (Hag ein kleineres eingefriedigtes Grundstück, nicht hinreichend, eine Familie zu ernähren).

Aber nicht nur die Geschichte, auch andere Fächer können solche Sachgruppen liefern und damit dem deutschen Unterricht dienstbar werden. Die Geographie liefert z. B. einmal alle Ausdrücke, die sich auf das Seewesen beziehen (Wilke S. 213), die Naturgeschichte giebt unter anderem Anlaß, das Jagdwesen auf die ihm eigentümlichen Bezeichnungen einmal zu untersuchen (Wilke S. 212), aus biblischer oder Kirchengeschichte sind die im Kirchenwesen besonders häufigen Ausdrücke (Wilke S. 214) zu gewinnen. Das Evangelische Schulblatt brachte in Nr. 1—2 d. J. eine Zusammenstellung aller vom menschlichen Körper und seinen Teilen hergenommenen Bezeichnungen von A. Hollenberg, von dem schon früher ähnliche sprachliche Untersuchungen in genannter Zeitschrift (1894 S. 458) erschienen sind. Indem der Verf. zu jedem Worte, das einen Teil des

menschlichen Köpers bezeichnet (z. B. Haupt, Kopf, Gehirn, Schädel u. s. w.), die zugehörigen Ableitungen und Zusammensetzungen bringt, verbindet er beide Weisen, Sachgruppen und Wortfamilien aufzustellen, mit einander und ordnet diese jenen unter.[1])

So wertvoll aber auch immer die Aufstellung solcher Wortfamilien und Sachgruppen ist, die ganze Aufgabe des deutschen Unterrichts wird dadurch auch noch nicht einmal annähernd gelöst. Für die Vertiefung des Schülers in den Geist der Muttersprache ist noch eine ganze Reihe anderer Übungen nötig. Indem ich aber eben über die Folge, den Zusammenhang und die Begrenzung dieser Übungen nachdenke, finde ich, daß dieselben Mittel, die ich in meiner Schrift „die Muttersprache im Elementarunterricht" dem Lehrer an die Hand gab, seine Unterrichtssprache recht anschaubar zu machen, auf einer höheren Unterrichtsstufe (also schon in der Oberstufe unserer Volksschule) auch dem Schüler an die Hand gegeben und zu ebenso viel Übungen im rechten Gebrauch der Muttersprache werden können. Indem ich mich also an meine dort gegebene Aufzählung anschließe, ergeben sich mir 10 Aufgaben für einen deutschen Unterricht im Sinne Hildebrands.

1. Der Schüler ist bei jeder Gelegenheit auf das Verhältnis seines Dialektes zum Hochdeutsch aufmerksam zu machen. So will auch Hildebrand seine Schüler dazu bringen, daß sie z. B. die mundartlichen Formen stên, bên, nê für Stein, Bein, nein mit geschichtlichem Blicke zu betrachten vermögen. Ein paar andere Beispiele entnehme ich den „Bildern und Klängen aus Rudolstadt in Volksmundart" von Anton Sommer, VI. Bändchen. Der Verf. erklärt z. B. den merkwürdigen Umstand, daß sich das ei in breit, Kleid, heim u. s. w. in seinem Dialekte als ä wiederfindet (brät, Kläd, häm), das ei in weit, Zeit, Wein dagegen beibehalten ist, aus der alten Form der Wörter: Man schrieb: broad, kload, hoam, aber wît, Tît, vîn. Ferner macht er darauf aufmerksam, daß das n am Ende der Zeitwörter nur im Infinitiv, nicht aber im Präsens und Partizip fehlt; man sagt: Mer kann nech trate, aber: Mir traten dohar, und: Ech bön höngetraten. Auch die Eigentümlichkeit des Rudolstädter Dialektes, das Partizip der Gegenwart statt auf end auf ig zu bilden (statt stehend, sitzend, liegend, fürchtend sagt das Volk dort stihnig, sötznig, lähnig, ferchtnig), die Vorliebe des Dialektes für Kraftwörter, wie färchterlich, grausam, kannebalsch, mordjalsch, hockelböcke,

---

1) Seit Einsenden dieses Aufsatzes sind die Sprachbücher von Hache und Prüll (der gesamte Sprachunterricht in der Volksschule im Anschluß an den Sachunterricht), die den Unterrichtsstoff nach Sachgruppen ordnen, erschienen. Ich empfehle diese Hefte einstweilen angelegentlichst, behalte mir aber vor, eine *ausführlichere* Würdigung derselben zu liefern.

gerambamste voll, hanebiechen, sperrangelweit, bratschbrät, gefrechste satt, fitschjemadennaß u. s. w., die eigentümlichen Steigerungen: völ, merre, am merrschten, — sihr, serter, am serts̈ten und noch vieles andere würde ein Deutschunterricht im Sinne Hildebrands dem Schüler lieb und vertraut und ehrwürdig zu machen suchen müssen.

2. ist für einen rechten Gebrauch der Muttersprache eine feinsinnige Unterscheidung der Synonymen unerläßlich. Dem Schüler muß die Thatsache vollkommen geläufig werden, daß die Sprache eine Menge gleichbedeutende Ausdrücke besitzt, die doch nicht ganz genau dasselbe bedeuten. So z. B. Leib und Körper, worauf der schon erwähnte Hollenberg im Ev. Schulbl. aufmerksam macht. Muß es nicht dem Schüler großes Interesse erwecken, daß man in folgenden Redensarten mit Leib niemals Körper setzen kann? Seinen Leib wagen. Nehmen sie uns den Leib. Den Leib kosten, um den Leib kommen. Am Leibe strafen. Bei Leibe nicht! Leib und Leben, Leib und Blut. Ebenso in den Wörtern Leibrente und Leibzucht, Leibarzt, Leibwache, Leibgericht, und noch viele andere. Es ist klar, daß, wenn der Schüler in diesen und ähnlichen Beispielen den Grund recht scharf erfaßt hat, weshalb man den synonymen Ausdruck nicht dafür setzen kann, er einen tiefen Blick gethan hat in das eigentümliche Leben und Weben der Sprache.

3. darf ein deutscher Schüler auch über die Lautsymbolik der Sprache nicht in Unkenntnis bleiben. Stellen wie „Und es wallet und siedet und brauset und zischt, wie wenn Wasser mit Feuer sich menget; bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt, und Flut an Flut ohn' Ende sich dränget" bieten hierzu willkommenen Anlaß. Auch der „Koppelwörter" ist hier zu gedenken, wie z. B. Ruh und Rast, fix und fertig, frank und frei, hangen und bangen, hegen und pflegen, Hülle und Fülle, was da kreucht und fleugt u. a. m. Es muß dem Schüler wenigstens eine Ahnung aufgehen von dem Wortbildungsgesetz, worüber Goethe im zweiten Teile des Faust den Greif schnarren läßt:

> „Nicht Greisen! Greifen! — Niemand hört es gern,
> Daß man ihn Greis nennt. Jedem Worte klingt
> Der Ursprung an, wo es sich her bedingt.
> Grau, grämlich, Griesgram, gräulich, Gräber, grimmig,
> Etymologisch gleicherweise stimmig,
> Verstimmen uns."

4. Die Etymologie des Wortes würde eben in der Aufstellung von Wortfamilien zu ihrem Rechte kommen, sodaß dem hier nichts mehr hinzuzufügen ist.

5. Die Wiedergabe eines Wortes in verändertem Zusammenhange ist von einer sehr guten Übung, besonders auch für den deutschen Aufsatz.

Sie bietet einen Prüfstein dafür, ob der Schüler ein Wort recht verstanden, recht anschaubar gefunden hat. Läßt man z. B. von den Schülern Sätze mit dem schon erwähnten Worte Leib bilden, so kann man sich leicht überzeugen, ob sie es von dem synonymen „Körper" wohl unterscheiden gelernt haben. Die hier vorgeschlagene Übung würde auch besonders der Einübungen der Flexionen dienstbar sein.

6. machte ich in meiner Anleitung zur Vermittelung des Sprachinhaltes den Vorschlag, einen gewissen, schwer zu umschreibenden oder zu ersetzenden Begriff durch eine kleine Geschichte zu verdeutlichen. Ob man dies auch von dem Schüler zu fordern in der Lage ist, wird sich jeder Lehrer selbst zu fragen haben. Jedenfalls aber dürfte die Nachbildung solcher Erzählungen, wie sie schon lange als Stilübung auch weniger weit vorgeschrittener Kinder empfohlen und geübt wird, hierher zu rechnen sein.

7. Die Homonymen bedürfen ebenso einer recht scharfen Unterscheidung wie die Synonymen. Nicht nur die mangelhafte Orthographie, sondern auch die verschwommene, schwankende Vorstellungsweise unserer Schüler schreibt sich zu einem nicht geringen Teile davon her, daß es die Schule versäumt, die Hononymen genau von einander sondern zu lassen. Es giebt kaum ein Wort, dem nicht ein anderes gleich- oder ähnlichklingendes zur Seite stände, sodaß dieses mit seinem anderen Sinn oder Laut in die Bedeutungs- oder Lautvorstellung jenes ersten immer hinübergreift, wodurch die Umrisse beider dauernd verwischt bleiben. Man denke nur an Seite, Saite und Seide, an Häute und heute, an leer und lehren u. dergl. m. Zu diesen Übungen würden auch solche Homonymen herbeizuziehen sein, deren Gleichklang erst im Neuhochdeutschen eingetreten ist. So hat Eichhorn nichts mit Horn zu thun, Leumund nichts mit Mund, einhellig nichts mit hell, Rauchwerk nichts mit Rauch, Mäuseturm nichts mit Mäusen, Felleisen nichts mit Fell und nichts mit Eisen u. s. w. (Nachzulesen bei Wilke S. 177 u. folg.) Auch der volksetymologischen Umdeutung ist hier zu gedenken. Daß das Sauerland eigentlich Suderland (Südland), die rote Erde eigentlich rauhe (rue) Erde, die Sündflut eigentlich Sintflut heißen müßte, daß aus der arcubalista (Bogenwurfmaschine) eine Armbrust, aus dem unguentum Neapolitanum (der neapolit. Salbe) ein umgewendter Napolium, aus dem Dromedar ein Trampeltier, aus der mus montis (Bergmaus, ahd. murmunti) ein Murmeltier u. s. w. u. s. w. geworden ist, wird den Gesichtskreis des Schülers nach mehr als einer Seite hin erweitern.

8. Die Zerlegung jedes Sammelbegriffs (wie z. B. Ackerbau und Viehzucht) in seine konkreten Einzelvorstellungen ist unerläßlich, wenn der *deutsche* Unterricht dem phrasenhaften Drüberhinreden entgegenarbeiten

soll. Ich erinnere mich aus dem 4. Jahre meiner eigenen Schulzeit, daß ich mir die Wörter Ackerbau und Viehzucht wirklich, mit Hildebrand zu reden, als ein anderes Latein, d. h. nur mit dem Gedächtnis angeeignet hatte und erst später nach und nach dahinterkam, welch einfache und natürliche Dinge mit diesen gelehrten Ausdrücken bezeichnet werden.

9. Endlich muß der Schüler auch im deutschen Unterrichte wieder mehr an sinnliches, gegenständliches Denken gewöhnt werden, und zwar dadurch, daß man die ursprüngliche konkrete Bedeutung eines jetzt mehr oder weniger geistig gebrauchten Wortes, einer Wendung nie aufzudecken versäumt. Hierher gehört, was unser Meister über den Bildergehalt der Sprache und seiner Verwertung in der Schule sagt. Wer dürfte sich z. B. als Schüler Hildebrands damit begnügen, in dem Satze: „Seine Geldkatze war mit Gold und Silber gespickt" das „gespickt" einfach mit gefüllt zu übersetzen und sich dabei zu beruhigen? Nein, hier muß auf Speck zurückgegangen, das Spicken erläutert und insbesondere auch der Grund, weshalb manches Fleisch gespickt werden muß, nicht übergangen werden. Wie drollig erscheint nun das Spicken der „Katze", — wobei und woran man denn die Schüler sich wohl ein Weilchen belustigen lassen darf, bis man ihnen dann auch die Erklärung für dieses merkwürdige „Katze" — „Geldkatze" (eigentlich wohl Kasse) giebt. In diesem Beispiel ist auch der Humor schon angedeutet, der gerade im Bildergehalt der Sprache steckt, und den Hildebrand als Belebungsmittel des Interesses keineswegs verschmäht.

Ich bin am Ende mit meinen Ausführungen zur Überführung der Hildebrandschen Ideen in die Praxis. Konnte ich Ihnen auch in der Hauptsache nur Winke und Andeutungen geben, so denke ich doch die Richtung genau bezeichnet zu haben, in der sich die Bestrebungen zu einer Um- und Weiterbildung des Unterrichts in der Muttersprache zu bewegen haben. Freilich: Jetzt von dem einzelnen Lehrer zu fordern, so zu unterrichten, ist nicht angängig; denn dazu geht uns Volksschullehrern vor allem eins ab: Die Kenntnis der geschichtlichen Entwickelung unserer Sprache, insbesondere die Kenntnis des Altdeutschen. Sollen bei der Aufstellung von Wortfamilien und Sachgruppen, bei der Herleitung gewisser mundartlicher Eigentümlichkeiten, bei der Zurückführung eines Wortes auf seine ursprüngliche Bedeutung u. dergl. m. den haltlosesten Vermutungen nicht Thür und Thor geöffnet sein, so muß der Lehrer, ich will nicht sagen, die Kenntnis des Mittelhochdeutschen, aber doch wenigstens einiges Verständnis desselben sein eigen nennen. Ist dieser sprachwissenschaftliche Besitz auch für die Vermittelung des Sprachinhaltes im allgemeinen nicht unbedingt nötig, weil es sich dabei hauptsächlich um den gegenwärtigen Sprachgebrauch handelt, so doch für den deutschen Unterricht im engeren

Sinne. Und wenn Hildebrand das Altdeutsche für das Gymnasium fordert, nicht behufs Vermehrung der gelehrten, sondern vielmehr behufs festerer Begründung der menschlich-deutschen Bildung, so muß dasselbe auch für das Seminar gefordert werden. Die Forderung ist keineswegs übertrieben; sie ist leichter zu erfüllen, als etwa die nach Einführung zweier fremder Sprachen. Einen Unterricht, wie ihn Hildebrand in dem Anhange zu seinem Buche vom deutschen Sprachunterricht „Über das Altdeutsche in der Schule" sich denkt und ausmalt, wird man ohne Schwierigkeiten in den Lehrplan jedes Seminars einfügen können. Geschehe dies auch früher oder später, — es muß sicher einmal dazu kommen. „Ja es muß dahin kommen", mit diesen Worten des Meisters will ich schließen, „daß kein Lehrer mit deutschem Unterricht betraut wird, der nicht das Neuhochdeutsch mit geschichtlichem Blicke ansehen kann".

Sprechzimmer.

1.

Zur Schwanklitteratur.

1. Die Erzählung vom undankbaren Sohn. — Vergl. Schimpf und Ernst von Johannes Pauli, herausg. von W. Österley, Stuttgart 1866, Nr. 436 und Anmerkung (S. 523), Grimms Märchen Nr. 78 und Anmerkung (3,127), Zeitschrift 5,229, 644, 779. — In ähnlicher Fassung wie bei Jung Stilling und in den Grimmschen Märchen findet sich die Erzählung in der Schrift „Kurtze vnd einfeltige erinnerung, vom Ampt der Kinder gegen jhren Eltern, in Frag vnd Antwort gestellt, durch M. Nicolaum Florum", Straßburg, 1579, Bl. 21b flg.:

„M. Heinrich Roth in seiner außlegung des Catechismi, in der 8. Predigt vom Ampt der Kinder, setzet ein solch exempel. Jch habe es von meinen lieben Eltern, vnd auch von andern gehöret, die es auß erfahrung gehabt. Ein Vater hat ein knäblin gehabt, das hat jmmer gangen, vnnd hat geschnitzet, Der Vater, der es mehrmals darumb gestrafft, thut zur zeit nachfrage. Liebes Kind was schnitzstu doch, oder was sol es doch werden? Das Söhnlein antwortet: Vater, Jch will ein tröglin schnitzen, wazů dann liebes kind? sagt der Vater. Das Söhnlein antwortet: Wann jhr der mal eins alt werden, vnd ich auch vater bin, so will ich euch auch darauß zůessen geben, wie jhr jetzt vnserem großvatter thůt. Disse wort sollen dem Vater das hertz also gerüttet haben, das er zů ruck gedacht, sein übelhalten gegen seinem Vater erkandt, vnd solches in besserung gestellet hat".[1])

---

1) In der genannten Schrift von Florus steht auch (Bl. 16a) eine etwas ausführlichere Fassung der aus Paulis Schimpf und Ernst (Ausg. von Österley,

Der als Gewährsmann angeführte Heinrich Roth ist wohl identisch mit dem 1575 als Pastor zu Eisleben gestorbenen Henrich Roth. (Vergl. Jöcher.) Dieser veröffentlichte u. a. eine „Catechismi Predigt, gehalten zu Eisleben 1573". Darin ist jedoch unsere Erzählung nicht enthalten. Die von Florus angezogene „Auslegung des Catechismi" war mir nicht zugänglich.

Eine weitere Aufzeichnung unserer Erzählung aus früherer Zeit findet sich neben einigen anderen Geschichten verwandten Inhalts in den Werken des heil. Bernardinus von Siena (gest. 1444), Venedig 1591, Band 4, Seite 56:

„Similiter in villa rusticus unus labium[1]) faciebat, et puerulus suus ait: Pater, quid vis facere? Et rusticus ait: Volo in labio isto dare comedere avo tuo. Et puer a Deo inspiratus dixit: Pater, mi fac ipsum bene magnum, quia, cum eris senex, sicut est avus meus, ego similiter dabo tibi comedere intus. Tunc rusticus ille, considerans quod dixerat infantulus, abjecit labium et se correxit."

Liegen uns in den obigen Aufzeichnungen wohl die ältesten unter den bis jetzt nachgewiesenen Belegen unserer Erzählung vor? Leider kann ich diese Frage augenblicklich nicht entscheiden, da ich nicht in der Lage bin, sämtliche Bearbeitungen des Grundmotivs, die Österley a. a. O. S. 523 ohne Unterscheidung der zwei Hauptvarianten (Roßdecke-Tröglein) aufführt, vergleichen zu können.

2. Die Erzählung von dem muntren Seifensieder (Hagedorn). — Über die Bearbeitungen des alten Stoffes vergleiche man Burchard Waldis, Esopus, Ausgabe von Tittman 4,51, Ausgabe von Kurz 4,82. — Die Fabel steht auch in den Werken des heil. Bernardinus von Siena, Venedig 1591, Band 3, S. 176. Der Inhalt ist folgender: Neben einem reichen Manne wohnt ein armer Handwerker (Wollarbeiter), der täglich bis spät in die Nacht hinein unter fröhlichem Singen arbeitet und nach vollendetem Tagewerk sorglos bis zum Morgen schläft. Der Reiche, den sein voller Bauch und seine Geldsorgen nie recht schlafen lassen, hört jedesmal mit Neid den munteren Gesang seines Nachbars und sinnt auf ein Mittel, um ihm seine Heiterkeit zu rauben. Er öffnet während der Nacht leise die Hausthüre des Armen und hängt eine mit Geld gespickte Börse an einen hinter der Thüre be-

---

Nr. 437 „Einer trug ein krot am antlitz") entnommenen Erzählung „Der undankbare Sohn", Grimms Märchen Nr. 145. Florus hat die Erzählung nach seiner Angabe aus dem Discipulus de tempore — Johann Herolts Sermones discipuli de tempore? — geschöpft. Dies als Nachtrag zu der betreffenden Anmerkung bei Österley (S. 524).

1) Offenbar fälschlich für labrum.

findlichen Nagel. Sobald der Arme das Geld entdeckt hat, ist es mit seiner Fröhlichkeit vorbei. Er verbirgt die Börse in seinem Strohsack, damit sie ihm nicht entwendet werde, und um die Sache vor seiner Frau und den Nachbarn geheim zu halten, legt er sich ins Bett und stellt sich krank. Wie nun der Reiche ein paar Tage lang ihn nicht mehr singen hört, begiebt er sich in die Wohnung seines Nachbars und erfährt von dessen Frau, daß er krank sei. Darauf erklärt der Reiche, er wolle ihn gleich gesund machen, tritt zu ihm ans Bett und sagt ihm leise ins Ohr, er werde ihn hängen lassen, wenn er ihm nicht augenblicklich sein Geld zurückgebe. Erschrocken händigt der arme Handwerksmann seinem reichen Nachbarn die Börse aus und gewinnt dadurch seine alte Fröhlichkeit wieder.[1])

Nach dieser Aufzeichnung erzählt C. Casalicchio die Fabel im zweiten Teile (Nr. 80) seiner Sammlung L'Utile col dolce (Neapel 1671), die mir in der 1705—1706 in Augsburg erschienenen deutschen Übersetzung vorliegt.

3. Die Erzählung von der Lügenbrücke. — Vergl. Steinhöwels Äsop, herausg. von Österley, S. 239, Burchard Waldis, Esopus, herausg. von Tittmann, 3,88, Götzinger, Deutsche Dichter, 2. Auflage, Leipzig 1840, 2,144 flg. und Zeitschrift, 9,494. — Fast ganz übereinstimmend mit Steinhöwel erzählt C. Casalicchio die Fabel a. a. O. Band 1, Nr. 39. Nur ist hier die Rolle des Lügners statt dem Knechte (bezw. Kutscher) dem Edelmann zugedacht; außerdem reist dieser nicht zu Pferd, sondern zu Wagen. Abraham a S. Clara erzählt den Schwank zweimal, und zwar in „Huy! und Pfuy!" (Würzburg 1710, S. 191) offenbar nach der Steinhöwelschen Fassung, dagegen im „Abrahamischen Gehab dich wohl" (Wien und Nürnberg 1737, S. 86) nach Casalicchio, den er hier selbst als seine Quelle bezeichnet. Eine französische volkstümliche Variante der Fabel teilt E. Henri Carnoy in seinem Buche „Littérature orale de la Picardie, Paris 1883" S. 209 flg. unter dem Titel „Le lièvre de Saint Pierre" mit. Als Ort der Begebenheit wird die Gegend von Amiens bezeichnet. Die beiden auftretenden Personen sind der liebe Gott und der heilige Petrus, der hier als Aufschneider erscheint. Das Tier, welches ihm Veranlassung zur Lüge giebt, ist ein Hase. Carnoy weist a. a. O. darauf hin, daß sich die Geschichte in gleicher Fassung in dem Romane „Madame Heurteloup" von Theuriet findet. Eine weitere von Carnoy nachgewiesene

1) Inzwischen hat Clemens Bäumker in der Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte, N. F. 9,134 eine ganz ähnliche Fassung aus einer Predigthandschrift des 13. Jahrhunderts mitgeteilt.

Variante, die unter dem Titel „Le chemin de Compostelle“ im „Almanach du Pèlerin pour 1881“ abgedruckt ist, stimmt, soweit sich aus der kurzen Inhaltsangabe schließen läßt, der Hauptsache nach mit der Steinhöwelschen Aufzeichnung überein.

München. **Anton Englert.**

2.

„Das Fähnlein ist verloren.“

Was dieser Satz in Uhlands Gedicht die „Schlacht bei Reutlingen“ bedeute, fragt R. Sprenger in dieser Zeitschrift 8, S. 542. Um die Frage zu entscheiden, ob Uhland hier unter Fähnlein eine Reiterschar verstanden habe, wie Sprenger zu erweisen sucht, oder das Banner des Grafen Ulrich, wie jeder unbefangene Leser zunächst annehmen wird, empfiehlt es sich, des Crusius Annales Suevici und zwar im Urtext nachzuschlagen. Die Schlacht bei Reutlingen wird von diesem III, 5, 11 etwas kürzer geschildert, als die Schlacht bei Döffingen, die Uhland in seinem gleichnamigen Gedicht in engem Anschluß an Crusius besungen hat. Aber die nachstehende Gegenüberstellung einiger Stellen, die sich leicht erheblich vermehren ließen, wird genügen, um auch für die Schlacht bei Reutlingen Crusius' Darstellung als Uhlands Hauptquelle zu erweisen.

Uhland	Crusius
Sie springen von den Pferden, sie ziehen stolze Reih'n...	descenderunt ex equis ac pedites rem gerebant.
Heut nimmt man nicht gefangen, heut geht es auf den Tod...	Quia ab altera parte non solebat parci, ne inermibus quidem, ideo nec urbici iam contineri poterant, ut parcerent... und nachher: quod saevius tunc actum fuisset.
Herr Ulrich sinkt vom Sattel, halb tot, voll Blut und Qualm	Illustris comes Ulricus Wirtembergensis vulneratus equo vix in arcem Achalmam evaserat.
Wohl kommt am andern Morgen zu Reutlingen ans Thor manch trauervoller Knappe, der seinen Herrn verlor, man führt dahin die Knechte mit sicherem Geleit,	Veniebant postea[1] (publica fide et pace)[1] multi officiales et sentigeri, qui suos heros quaerebant.
Nicht jeder Knapp erkennet den toten Herrn sogleich	„Zween, die man auch nit kennen kundt“.

1) Düntzer übersetzt hier: Später, als Friede geschlossen war; Uhland faßte das postea gewiß richtiger „am andern Morgen“ und publica fide et pace „mit sicherem Geleite“; denn bis zum Friedensschluß konnte man doch die Toten nicht liegen lassen! Das publica gehört natürlich auch zu pace und dieses heißt hier Erlaubnis, s. Wörterbücher.

Dort liegen mehr denn sechzig	Die von Crusius mit Namen aufgezählten nobiles sind 62, wozu er nachher bemerkt, Vermißte seien es nach Angabe der Knappen 86 gewesen: plures tamen, quam supra scripti, asportati a civitate non fuerunt: also hat Uhland die Gefallenen sogar gezählt.
Dann wird ein jeder Leichnam ... gewaschen und gekleidet in weißes Grabgewand.	iique abluti et alba veste induti.

In der Aufzählung des Crusius, die genau die Rangordnung enthielt, gehen die drei Grafen (von Zollern, Tübingen und Schwarzenberg) dem Götz von Weißenheim voran, da er jedoch von diesem sagt: vexillifer tunc fuerat, so läßt der Dichter ihn den Leichenzug eröffnen.

Auch das Zerschneiden des Tafeltuches stammt aus Crusius III, 5, 12.

Diese Proben werden genügen, um die starke Benutzung des Berichtes des Crusius durch Uhland erkennen zu lassen. Der Ausdruck „Das Fähnlein ist verloren" kommt nun zwar leider bei Crusius nicht vor; da er aber den Bannerträger vexillifer nennt, so mußte der Satz nach der gewöhnlichen Auffassung bei ihm heißen vexillum amissum est, nach der Sprengers etwa vexillum periit; denn auch vexillum kann, wie Fähnlein, eine Schar bedeuten. Unmittelbar hilft uns also des Crusius Bericht nichts. Mittelbar aber ergiebt sich doch, daß in dem zusammengesetzten Wort vexillum die Fahne oder das Banner bedeutet; daß Uhland unter dem verlorenen Fähnlein das Banner Ulrichs verstand, ergiebt sich aus dem, was er über Götz Weißenheims Verhalten in der Schlacht sagt. Hätte Sprenger, der S. 543 die Unterscheidung von Fahne und Banner für seine Auffassung ins Feld führt, die folgende Zeile beachtet (er hat es nicht gelassen, bis er erschlagen war), so hätte er wohl auch, wie die meisten Leser, darin den Gedanken ausgesprochen gefunden, daß durch Weißenheims Fall eben das Banner verloren ging, daß also Uhland auch in dem in Frage stehenden Satz nur das Banner Ulrichs im Sinne hatte. Daß er in anderem Zusammhang (z. B. Ludwig d. B. 3, 1 V. 83) Fähnlein als Reiterschar gebraucht, kann hingegen nicht ins Gewicht fallen. Denn hätte Uhland in unserer Stelle sagen wollen, die Schar sei verloren gewesen, so wäre das im vollständigen Widerspruch zu der von ihm so genau befolgten Quelle: nach dieser zogen mit Ulrich aus 232 hastati und gefallen sind 62 nobiles und 12 Knechte. Da kann man doch wahrhaftig nicht sagen, die ganze Schar sei verloren gewesen. Die Schlacht war verloren, und die Fahne war verloren, da der Bannerträger fiel, nicht aber die ganze Ritterschar war verloren. Sagt ja Uhland doch selber gleich in der folgenden

Zeile, daß nicht alle umkamen; die noch am Leben blieben, u. s. w. Hienach dürfte die von Sprenger angeregte Frage wohl für jeden Unbefangenen im Sinne derer entschieden sein, die seither eine Erklärung dieses Satzes nicht für nötig hielten.

Calw. **Paul Weizsäcker.**

3.

Miscellen.

1. bannig ist ein an der Küste der Nord- und Ostsee vielgebrauchtes Wort und dient zur Verstärkung eines Begriffes, sei es daß es als Attribut zu einem Substantivum tritt, oder sich als Adverbium zu einem Adjectivum gesellt, wie z. B. er ist bannig klug, das ist bannig schwer u. s. w. Oberdeutsch lautet es gewöhnlich bännig und bedeutet eigentlich „im Banne befindlich, gebannt."[1]) Wie nun aber das Participium „verflucht" häufig zur Steigerung verwandt wird, so auch das gleichbedeutende bannig, und die Redewendung: „er ist bannig klug" will also nichts anderes sagen als: er ist verflucht gescheit, englisch he is damned clever. Im Nordischen wird in demselben Sinne neben fordomt (dänisch) und fördömt (schwedisch), die aus dem gotisch-german. domjan stammen, forbandet und förbannadt gebraucht; z. B. men det lob forbandet galt af for mig (Holberg) oder: Peter er så forbandet aengstelig (Ibsen), und es kann wohl sein, daß die nordische Verwendung des Wortes, die zu den allergangbarsten gehört, das deutsche Idiom beeinflußt hat. Denn nur in den dem nordischen Einfluß zugänglichen Gegenden Deutschlands hat sich, wenn ich recht unterrichtet bin, das Wort bannig gehalten.

2. Bekannt sind die Verse Uhlands:

Den Geistlichen wird man verehren,
In dem sich regt der freie Geist,
Der wird als Bürger sich bewähren,
Der seine Burg zu schirmen weißt.

Und eben so bekannt ist auch wohl die Annahme, daß die Form „weißt" eine dem Dichter durch Reimnot erpreßte Licenz sei. Nun ist aber die Form weißt für die dritte Person litterarisch belegbar. Sie findet sich z. B. mehrmals in Manuels Weinspiel (1548) auch außerhalb des Reimes; z. B. doch frag min wyb, die weisst es wol (V. 330) oder: man weisst hie oben nüt darvon (352) oder: wer weisst, villycht ist etwas dran u. s. w. Aus diesen Stellen geht zur Genüge hervor, daß die in Rede stehende Form wenigstens in der schweizerischen Mundart

1) S. Gr. Wtb. I, 1118.

das Heimatrecht besitzt. Sie ist ja auch leicht genug zu erklären, sie ist Analogiebildung, da das alte Präteritum weiss, nachdem es aufgehört hatte als solches empfunden zu werden, das t des Präsens aufnahm. Ob die Form noch jetzt üblich ist, ob sie auch ins Schwäbische vorgedrungen ist, vermag ich freilich nicht zu sagen. Aber möglich wäre es doch, und so mag auch Uhland sie auf dem Boden der Mundart gefunden und aufgehoben haben.

3. In Luthers Schrift: „An den christlichen Adel deutscher Nation" liest man S. 64 (Neudr.) folgendes: „Hie sol sich der Bapst umb der seelen willen ein zeyt lang seiner urbirkeit eußern und nach dem statut des allerchristlichsten Concili Niceni den Behemen zulassen einen Ertzbischoff zu Prag aus yhnen selbs zurwelen, wilchen bestetige der Bischoff zu Olmutz in Mehren odder der Bischoff zu Gran in Ungern odder der Bischoff von Gnezen in Polen oder der Bischoff zu Magdeburg in Deutschenn". Wie steht es mit dem Ausdruck: In Deutschen? Ist etwa das Wort „Landen" ausgefallen, so daß wir hier eine Verkürzung für die bei Luther sonst so gewöhnliche Formel: „in deutschen Landen" hätten? Ich denke nicht, vielmehr ist „in Deutschen" eine kühne Neuerung, die Luther nach dem Vorbilde der meisten Ländernamen gewagt hat, in denen bekanntlich der Dativ Pluralis des entsprechenden Volksnamens steckt, wie Schwaben, Bayern, Preußen u.s.w. Sie kam ihm wie von selbst in die Feder, weil die entsprechenden Formen Böhmen, Mähren, Polen kurz vorher gebraucht waren. Aber die Neubildung blieb ein Unikum, weil die Wendungen „in deutschen Landen" und in „Deutschland" durch den Sprachgebrauch bereits festgelegt waren.

4. „Ha der Loäre Todesgericht hat empor sich geschwungen bis in der Greuel gesunkensten Abgrund", sagt Klopstock in der Ode „Nantes". Man könnte Loäre für einen Schreibfehler statt Loire halten. Allein Loäre war im vorigen Jahrhundert noch die allgemeine gültige Aussprache, die Klopstock durch die auffallende Schreibung hat wiedergeben wollen. Das französische oi nämlich, zum Teil aus ei hervorgegangen, lautete zunächst in oä um, und erst am Ende des vorigen Jahrhunderts trat die Aussprache oa auf, die der Vulgärsprache der Pariser entstammt und schließlich durch ein Dekret des Konvents zur herrschenden erklärt wurde. Aber noch nach der Restauration sprachen die Legitimisten nach alter Weise roä, sie wollten eben die von den Greueln der Revolution besudelte Neuerung nicht mitmachen.[1]) Es ist übrigens interessant zu beobachten,

1) Die Kenntnis dieses Vorganges verdanke ich dem Prof. Neumann in Heidelberg, der vor einigen Jahren hier in Karlsruhe Vorlesungen über altfranzösische Grammatik gehalten hat.

wie auch im Deutschen derselbe Lautwandel vorkommt. Das mittelhochdeutsche ei, jetzt ai lautend, wird im Fränkischen zu oi, im Bayerisch-Österreichischen zu oa, und man muß doch wohl annehmen, daß wie im Französischen der Durchgangslaut oä war.

5. Den Ausdruck „Einem die Stange halten" hat Hildebrand im fünften Bande dieser Zeitschrift erklärt. Zur Bestätigung seiner Ausführungen kann ich auch eine Belegstelle aus der englischen Litteratur beibringen. In Scotts von Goethe bekanntlich so hochgeschätztem Roman the fair maid of Perth handelt es sich um einen Zweikampf, den ein Bürger der Stadt Perth im Namen der ganzen Bürgerschaft gegen einen Kämpen der Douglas ausfechten soll. Da sagt der Hutmacher Oliver Proudfute, ein Mann, bei dem Vorsicht der bessere Teil der Weisheit ist, zu dem Helden der Erzählung, dem mannhaften Waffenschmied Henry Wynd: The Provost told me ... that you or I schoud fight for the Fair City. Now, though I am the elder burgess, yet I am willing for the love and kindness we have always borne to each other, to give thee the precedence and content myself with the humbler office of stickler. Und dazu die Anmerkung: the seconds in ancients single combat were called from the white sticks which the carried in emblem of their duty to see fair play between the combatants. Noch heute heißt das Rappier, das bei den studentischen Paukereien zum Sekundieren gebraucht wird, in der Studentensprache schlechtweg der Sekundierprügel, ein Ausdruck, der offenbar einen Rest des eben erläuterten Brauches bedeutet und wie vieles andere beweist, wie die Sprache, um ein Wort Hildebrands zu gebrauchen, altes Leben mit sich führt. Verwunderlich ist nur, daß die Formel „einem die Stange halten" in der lebenden Sprache gerade ins Gegenteil umgeschlagen ist.[1]) Denn wenn ich sage: „er hält ihm die Stange", so denke ich jetzt nicht mehr an den Freund, sondern an einen Gegner, dem der andere gewachsen ist. Was Schrader in seinem Buche über den Bilderschmuck der Sprache zur Erklärung beibringt, will mir nicht richtig scheinen. Er denkt an zwei Pferde, die an eine Deichsel (Stange) gespannt nebeneinander herlaufen. Eher möchte ich glauben, daß Wendungen wie: die Wage halten, Widerpart halten und ähnliches die in Rede stehende Formel beeinflußt und, da ihr eigentlicher Sinn nicht mehr verstanden wurde, zu sich herübergezogen haben.

Karlsruhe. **F. Kuntze.**

1) Ganz gebräuchlich ist es in Sachsen, daß man von Eltern, die ihr Kind trotz aller Fehler stets in Schutz nehmen, sagt: „sie halten ihrem Kinde die Stange." Die alte Bedeutung ist also noch lebendig D. L.

G. Heeger, Der Dialekt der Südost-Pfalz. I. Teil: Die Laute. Mit einer Lautkarte. Programm des k. humanistischen Gymnasiums zu Landau. Ostern 1896. 40 S. 8°.

Das Lautgebiet, das dieser interessanten Untersuchung zu Grunde liegt, erstreckt sich von der Südgrenze der Pfalz bis nördlich über die Queich hinaus und wird im Osten vom Rhein, im Westen von den Vogesen begrenzt. Es gehört dem Mitteldeutschen, speziell dem Südfränkischen oder Rheinfränkischen an. An der Südgrenze zeigen sich auch oberdeutsche Einflüsse. Die Arbeit will eine gründliche lautliche Erforschung des pfälzischen Dialektes bieten, da die Darstellung von L. Schandein (Bavaria VIII S. 217—263) auf mangelhaften Studien und ungenügenden Beobachtungen beruht. Der Verfasser will die Lautentwicklung eingehend untersuchen und so eine solide Grundlage schaffen, auf der der mundartliche Wortschatz aufgebaut werden kann. Er hat daher in den mehr als 100 Ortschaften des Gebietes viele Monate hindurch persönlich seine Beobachtungen gemacht. Der zweite Teil, der bald folgen soll, soll ein ausführliches Wörterverzeichnis bringen, das die hier erörterten Lauterscheinungen illustrieren und nach verschiedenen Richtungen hin ergänzen soll. Unter dem Vokalismus behandelt Heeger zunächst die Entsprechungen der mhd. Stammsilbenvokale, die Dehnung mhd. kurzer Vokale, die Erhaltung mhd. Kürze, die Erhaltung mhd. Länge, die Verkürzung langer Vokale. Es folgen die Wortkomposition, Stammsilben in en- und proklitischer Funktion, die Vor- und Endsilben. S. 25 flg. wird der Konsonantismus festgestellt. In dem dritten Kapitel, der Lautgeographie, wird das Gebiet der Monophthonge und der Diphthonge geschieden und auf der Lautkarte erläutert. Heegers Arbeit kann ähnlichen Studien zum Vorbild dienen, wie er selbst sich wohl hin und wieder nach Phil. Lenzs Darstellung des Handschuhsheimer Dialektes (I. Teil Progr. Konstanz 1887. II. Teil Progr. Heidelberg 1892) gerichtet hat.

Doberan i. M. O. Glöde.

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher ꝛc. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Ludwig Richterstr. 2.

